

Jahrbücher der Literatur.

Acht und sechzigster Band.

1834.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des acht und sechzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXVIII.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1834.

Art. I. 1) Elementarbuch des Religionsunterrichts, türkisch, ohne Titel, gedruckt zu Konstantinopel i. J. d. H. 1237 (1822), 24 Seiten Octav.

2) دريكتا, Dürrijekta, d. i. die einzige Perle, türkisch, gedruckt zu Konstantinopel i. J. d. H. 1243 (1828), 80 Seiten Octav; und zu Kairo nachgedruckt i. J. d. H. 1245 (1830), 56 Seiten in Kleinquart.

3) Mahometanism unveiled: an inquiry in which that Arch-hersey, its diffusion and continuance, are examined on a new principle, tending to confirm the evidences, and aid the propagation, of the christian faith, by the Rev. *Charles Forster*, B. D. Chancellor of Ardfert, and examining Chaplain to the Lord Bishop of Limerick. London 1829. Großoctav. Zwey Theile. I. Bd. 427 Seiten, II. Bd. 525 Seiten.

4) Roman de Mahomet, en vers du XIIIme siècle par Alexandre du Pont, et livre de la loi au Sarrazin en prose du XIVme siècle par *Raymond Lulie*, publiés pour la première fois, et accompagnés de notes, par M. M. *Rainaud*, premier employé aux manuscrits de la bibliothèque royale, membre des sociétés asiatiques de Paris et de Londres, ect., et *Francisque Michel*, à Paris 1831. Großoctav, 140 Seiten.

5) Mémoire sur des particularités de la religion Musulmane dans l'Inde d'aprés les ouvrages Hindoustanis par M. *Garcin de Tassy*, professeur d'Hindoustani à l'école royale et spéciale des langues orientales vivantes, membre des sociétés asiatiques de Paris, de Londres et de Calcutta. Paris 1831. Octav. 114 Seiten.

6) The life of Mohammed, founder of the religion of Islam, and of the empire of the Saracens, by the Rev. George *Bush*, A. M. New-York printed by J. et S. Harper, 82 Cliff-st. 1832. Duodez, 261 Seiten.

7) Observations on the Mussulmauns of India: descriptive of their manners, customs, habits, and religious opinions, made during a twelve years residence in their immediate society, by MRS. *Meer Hassan Ali*, in two volumes. London 1832. Großoctav. I. Band 395 Seiten, II. Band 427 Seiten.

8) Qanoon-e-Islam or the customs of the Moosulmans of India; comprising a full and exact accunt of their various rites and ceremonies, from the moment of birth till the hour of death, by *Jaffur Shurreef* (a native of the Deccan); composed under the direction of,

and translated by G. A. *Herklots*, M. D. surgeon on the Madras establishment. London 1832. Großoctav. 436 Seiten, Anhang und Register noch 128 Seiten und sieben Kupfertafeln.)

9) Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? Eine von der königl. preußischen Rheinuniversität gekrönte Preisschrift von Abraham Geiger, herzogl. nassauischem Rabbiner zu Wiesbaden. Bonn 1833. Großoctav. 215 Seiten.

10) ذيل نابي Seili Nabi, d. i. Nabi's Fortsetzung der Biographie des Propheten, von Weisi, türkisch gedruckt zu Kairo Ende Dschemasiulachir's d. J. 1248 (Ende Novembers 1833). Kleinfolio. 268 Seiten.

11) ترجمۀ سير الحلبي Terdschümei Seirol Halebi, d. i. die Uebersetzung der Prophetenlegende Ibrahims von Haleb, gedruckt zu Kairo, halben Silhidsche d. J. 1248 (Anfangs May 1833). Kleinfolio. 405 Seiten.

12) حاشيۀ شرح عقائد Haschijei Scherhi Akaid, d. i. Randglossen zum Commentare der Dogmen, gedruckt zu Constantinopel halben Dschemasiul-achir 1249 (October 1833). Kleinquart. 305 S.

Von diesen zwölf Werken ist Nr. 5 mit Fleischer's Uebersetzung der vorislamitischen Geschichte und mit Reinaud's arabischen, persischen und türkischen Monumenten des Kabinets des Herzogs von Blacas voriges Jahr in Nr. XXXIII des Foreign Quarterly Review unter dem Columnentitel Mohammed and Mohammedanism angezeigt worden. Wiewohl die vorislamitische Geschichte gar nicht Mohammed und seine Lehre betrifft, und das Werk Reinaud's, eigentlich archäologischen und paläographischen Inhalts, sich nur über die Prophetenlegende des Korans und die auf Siegeln und Talismanen vorkommenden Namen Gottes und Formeln verbreitet, so hat nichts desto weniger der richtig und gründlich urtheilende Verfasser jener sehr gut geschriebenen Anzeige davon Anlaß genommen, über Mohammed und dessen Lehre einen interessanten Artikel zu verfassen, welcher jedoch außer der Hinweisung auf Garcin de Tassy's und Reinaud's obige beyde Werke und einer Stelle über die Seiken aus dem jüngst von dem englischen Uebersetzungsausschusse gedruckten Sijerol Motecherin (Legende der Neueren) wenig Neues enthält. Mehr über den Islam und dessen Stifter sind wir im Stande, aus den obigen in England, Frankreich, Deutschland, Amerika, zu Konstantinopel und Kairo gedruckten zwölf Werken zu Tage zu fördern, wobey in Betreff der Prophetengeschichte noch ein halbes Dutzend arabischer, persischer und türkischer, bisher

von den europäischen Lebensbeschreibern Mohammeds nicht benützter oder nicht einmal gekannter Quellen berücksichtigt werden soll; selbst von den hier vorliegenden zwölf sind fünf rein orientalische Quellen, nämlich die drey zu Konstantinopel über den Elementarunterricht der Religionspflichten und die Dogmen gedruckten, und die zwey zu Kairo über die Lebensgeschichte des Propheten erschienenen; wiewohl alle obigen zwölf Werke hauptsächlich den Islam und seinen Stifter im Auge haben, so zerfallen sie doch, dem Stoffe nach, in vier Klassen; erstens die bloß von der Lebensgeschichte des Propheten handelnden, nämlich: die beyden obigen zu Kairo gedruckten Lebensbeschreibungen Mohammeds, die im zehnten Bändchen der amerikanischen Familienbibliothek von Bush aus lauter bekannten Werken zusammengetragene Compilation, und der alte Roman de Mahomet aus dem vierzehnten Jahrhundert; zweytens: die Elementarwerke des Religionsunterrichts (die obigen drey zu Konstantinopel gedruckten); drittens in die zunächst sich mit dem Islam in Indien beschäftigenden: die Werke von Herklots, Garcin de Tassy und der Frau Mir Hasan Ali; viertens die das Wesen des Mohammedanismus ganz oder zum Theil erforschenden, erklärenden oder beurtheilenden, nämlich Forster's und Geiger's obige zwey Werke.

Ueber den Religionsbegriff, die Gebote und Pflichten des Islams ist zwar in Europa eine Legion von Werken erschienen, von denen aber doch nur eigentlich zwey, nämlich die Reland's und Mouradjea d'Ohsson's als vollgültige Quellen gelten können. Nach ihnen hat sich in der jüngsten Zeit Hr. Garcin de Tossy, der Verfasser des obigen Memoire, durch seine in den früheren Jahrgängen dieser Jahrbücher angezeigten beyden Werke namhaftes Verdienst durch getreue Darstellung der Lehre und des Ritus des Islams erworben; das erste derselben [1]) enthält eine Uebersetzung der zu Konstantinopel und Kairo gedruckten Abhandlung Birgelis, welche die Stelle des Katechismus im osmanischen Reiche vertritt; das zweyte [2]) Auszüge des Korans nach Materien geordnet und die Uebersetzung eines zu Calcutta erschienenen moslimischen Gebetbuchs. Trotz des Ansehens, in welchem der Katechismus Birgeli's steht, können wir nicht umhin, dem obigen, ohne Titel und ohne Namen des Verfassers vor zwölf Jahren zu Konstantinopel gedruckten Elementarwerke des Religionsunterrichts, seiner Bündigkeit und strengen Anordnung willen, den Vorzug zu geben; die Lehren und Pflichten sind

[1]) Exposition de la foi Musulmane. Paris 1822.

[2]) Doctrine et devoirs de la religion Musulmane. Paris 1826.

alle in bestimmte Zahlen gebracht; da dieses nicht nur den Knaben das Lernen, sondern auch Nichtmoslimen, die klare Uebersicht des Islams und seiner Pflichten ungemein erleichtert, so geben wir hier einen gedrängten Auszug, der in wenigen und kurzen Absätzen Alles begreift, was in Herklot's und Frau Mir Hasan Ali's Werken theils unrichtig, theils unvollständig, theils höchst weitschweifig gegeben ist.

Iman, d. i. der Glaube, und Islam, d. i. die Ergebung, sind Synonyme für die Lehre, so wie Din, d. i. die Religion, und Millet, d. i. die Gemeine, für die Bekenner der wahren Religion; Scheriaat heißt das von Gott durch den Propheten gegebene, die Handlungen bestimmende Gesetz. Die unerläßlichen Erfordernisse des Glaubens sind sechs: 1) Der Glaube an Gott, 2) an Seine Engel, 3) an die von Ihm gesandten Bücher, 4) an Seine Propheten, 5) an den jüngsten Tag, 6) an Seine Vorherbestimmung. 1) Gottes Eigenschaften theilen sich in acht feststehende (Subutije) und sechs wesentliche (Satije); die ersten sind: Allebendigkeit, Allwissenschaft, Allhören, Allsehen, Willen, Allmacht, Wort und Schöpfungskraft; die zweyten: das Daseyn, die Existenz von ewig her, die Dauer in Ewigkeit, die Einheit und Einzigkeit, die Unvergleichbarkeit, die Selbstständigkeit. 2) Der Engel trefflichste sind die vier Erzengel: Gabriel, Michael, Israel und Israfel. 3) Die von Gott gesendeten Bücher oder heiligen Schriften sind in Allem hundert vier, die vier größten der Pentateuchus durch Moses, der Psalter durch David, das Evangelium durch Jesus, der Koran durch Mohammed gesandt; von den anderen hundert heiligen Schriften wurden zehn durch Adam, funfzig durch Seth, dreyßig durch Enoch und zehn durch Abraham gesandt. 4) Von den hundert vier und zwanzigtausend Propheten sind im Koran nur acht und zwanzig genannt; die jedem Propheten unerläßlichen Eigenschaften sind: Wahrhaftigkeit, Sicherheit, Vollziehung des Auftrags, vollkommener Verstand und Reinigkeit. 5) Der Glaube an den jüngsten Tag begreift Hölle, Himmel, die Auferstehung, das Weltgericht, die Wege der guten und bösen Werke und die Scheidungsbrücke in sich. 6) Die Vorherbestimmung betrifft alles Gute und Böse. Des Islams Grundfesten sind fünf: 1) Die Formel des Glaubensbekenntnisses: es ist kein Gott als Gott und Mohammed sein Prophet; 2) das täglich fünfmal zu verrichtende Gebet; 3) die Faste des Ramasans; 4) das Almosen, 5) die Wallfahrt nach Mekka. Die durch das Gesetz bestimmten Handlungen sind achtfach: 1) unerläßliche (Farf); 2) erforderliche (Wadschib); 3) durch des

Propheten Uebung geheiligte (Sunnet), das ist solche, die er sein ganzes Leben hindurch geübt; 4) beliebte (Mustahabb), die der Prophet nur ein- oder zweymal in seinem Leben gethan; 5) gleichgültige (Mubah); 6) verbotene (Haram), 7) verabscheuungswürdige (Mekruh); 8) die das Gebet oder andere Religionshandlungen ungültig machende (Mufsid). Diese achtfache Classifizirung wird auf die fünf Religionshandlungen: der Reinigung, des Gebets, der Faste, des Almosengebens und Wallfahrten angewandt, und angedeutet, was in denselben unerläßlich, erforderlich, prophetenüblich, beliebt oder gleichgültig, verboten, verabscheuungswürdig und Religionshandlungen störend sey. Zum Schlusse werden vier und funfzig dem Moslim unerläßliche Pflichten und sieben und zwanzig zum Unglauben verführende Dinge aufgezählt. Da in diesen der eigentliche Kern des religiösen und moralischen Unterrichts, der ganze Geist des Islams concentrirt ist, so folgen dieselben hier vollständig. Unerläßliche Pflichten: 1) Die Kenntniß der Gebote Gottes und der unerläßlichen Pflichten; 2) die unerläßliche Bekleidung; 3) das Waschen vor dem Gebet; 4) das fünfmal des Tages zu verrichtende Gebet; 5) die gänzliche Abwaschung nach vorhergegangener Befleckung; 6) Beruhigung des Herzens durch Zuversicht in die Fürsorge Gottes für den nöthigen Unterhalt; 7) gesetzmäßige Speise und Trank; 8) Genügsamkeit; 9) Vertrauen auf Gott; 10) Ergebung in die Schickung Gottes; 11) Dankbarkeit gegen Gott; 12) Geduld im Unglück; 13) Bereuung der Sünden; 14) aufrichtige Andacht; 15, Anerkennung der Feindschaft des Teufels; 16) Anerkennung des Korans als Grundbeweises; 17) Bereitseyn zum Tode; 18) Beobachtung des Gebotenen und Unterlassung des Verbotenen, wo es möglich; 19) Nichtverläumden; 20) Wohlthätigkeit gegen die Aeltern; 21) Besuch der Verwandten; 22) treue Bewahrung anvertrauten Pfandes; 23) Unterlassung ungesetzlicher Scherze; 24) Gehorsam gegen Gott und den Propheten; 25) Vermeidung der Sünden; 26) Furcht Gottes; 27) Beachtung des Beyspiels; 28) Nachdenken; 29) Enthaltung von schändlichen Reden; 30) Enthaltung von schlechten Handlungen; 31) Enthaltung von Verspottung; 32) Enthaltung von dem Anschauen moslimischer Frauen; 33) Aufrichtigkeit; 34) Entsagung der Fröhlichkeit; 35) Entsagung des Hohns; 36) genaue Beobachtung des Maßes und Gewichtes; 37) sich nicht sicher glauben vor Gottes Zorn; 38) Almosen an Gassenbettler; 39) an Gottes Barmherzigkeit nicht verzweifeln; 40) seinen Begierden nicht folgen; 41) Dankbarkeit für von Gott gewährtes Glück; 42) Aufsuchung gesetzmäßigen Erwerbs; 43) Spende des gesetzmäßigen Almosens; 44) Enthaltung des Beyschlafs zur

Zeit der Menstruation: 45) Reinigung des Herzens von allem Bösen; 46) Nichtvergeudung des Gutes der Waisen; 47) Entäußerung von Hochmuth; 48) junge Knaben fliehen; 49) Beobachtung des fünfmal des Tages zu verrichtenden Gebets; 50) Enthaltung von Grausamkeit und Erpressung; 51) Gott dem Herrn keinen anderen an die Seite setzen; 52) Enthaltung von Hurerey; 53) vom falschen Eidschwur; 54) für erwiesene Wohlthaten keinen Anspruch auf Dank machen.

Die sieben und zwanzig zum Unglauben verführenden Dinge sind: 1) Schlechte Dogmenlehre; 2) schwacher Glaube; 3) der Mißbrauch von neun Gliedern; 4) Beharrung in der Sünde; 5) Undank für die Gnade des Islams; 6) sich nicht scheuen als Ungläubiger zu erscheinen; 7) ungerecht und grausam seyn; 8) dem gesetzmäßigen Rufe zum Gebet das Gehör versagen; 9) das Wort des Vaters und der Mutter in Dingen, welche nicht wider das Gesetz sind, nicht befolgen; 10) vieles Schwören; 11) das fünfmalige Gebet nicht vorschriftmäßig verrichten; 12) dasselbe nur obenhin verrichten und für gering achten; 13) Weintrinken; 14) Moslimen kränken; 15) Scheinheiligkeit; 16) seine Sünden vergessen; 17) Selbstwohlgefallen; 18) seine eigenen Handlungen für groß halten; 19) Kuppeley; 20) Neid; 21) dem Meister in Dingen, welche dem Gesetze nicht zuwider sind, widerstreben; 22) einen Menschen für gut preisen, ehe man denselben erprobt; 23) in der Lüge beharren; 24) die Ulema fliehen; 25) seidene Kleider tragen; 26) den Schnurbart nicht gehörig beschneiden; 27) in der Verläumdung verharren. Diese sieben und zwanzig Punkte sind dem Werke Schifaol-kolub, d. i. Heilung der Herzen, entnommen, welches mit dem noch berühmteren Schifa, d. i. die Heilung schlechtweg, des Ibnol Ajas, einer Hauptquelle der Prophetengeschichte, nicht zu vermengen ist *).

Nicht so gedrängt und methodisch behandelt der ungenannte Verfasser der einzelnen Perle zuerst die sechs Grundfesten des Glaubens, die Pflichten und Störungen des Gebetes, der gesetzlichen Waschung und die verschiedenen Arten des Gebetes, nämlich des fünfmaligen täglichen, des Freytagsgebetes, des

*) Dieses Werk übersetzte in zwey Bänden türkisch Ibrahim Hanif Efendi, der Richter von Galata, i. J. 1735, Vater des Verfassers des Asarinef, d. i. der neuen Denkmale, einer ein halbes Tausend Artikel starken Fortsetzung des bibliographischen Wörterbuchs Hadschi Chalfa's; ein drittes unter dem Namen Schifa berühmtes Werk ist das Schifaol Ghoram, d. i. die Heilung des Sehnsüchtigen, eine Geschichte Mekka's von Takieddin Mohammed Ben Ahmed aus Fez, gest. 1832.

Gebetes in den Nächten des Ramasans, des Leichengebetes, des Gebetes an den beyden Bairamsfesten u. s. w.; eben so die gesetzlichen Pflichten des Almosens, der Faste und der Wallfahrt und des heiligen Kriegs. Zur Probe heben wir das kürzeste, zugleich in der Anwendung schwierigste und auch durch die Bestimmung des gesetzlichen Miskal und Dirhem lehrreichste Kapitel aus.

»Daß das Almosen nach dem Gebete die wichtigste und lehrreichste der Pflichten, erhellet schon daraus, daß in mehreren Stellen des Korans das Almosen unmittelbar nach dem Gebete erwähnt wird; auch hat unser Prophet, über den Heil sey! mehrmal mündlich erklärt, daß das Almosen unerläßliche Pflicht; wer dieses läugnet, ist ein Ungläubiger, und wer sich demselben entzieht, ist ein Sünder und als Zeuge ungültig; es ist daher unerläßliche Pflicht, daß jeder freye, mannbare, des Gebrauchs seiner Vernunft sich erfreuende Moslim von dem, was er außer seiner Nothdurft von Kleidern, Haus, Hausgeräthe, Schuldenwerth, an Waarengewinn besitzt und erwirbt, nach Verlauf eines Jahres den vierzigsten Theil Gott zu Liebe armen Moslimen gebe. Nißab, d. i. der dem Almosen unterliegende Vermögensantheil, heißt eine Quantität von zwanzig Miskalen geprägten oder ungeprägten, jedes Miskal zu zwanzig Karaten gerechnet, oder eine Quantität von zweyhundert Dirhem Silbers, das Dirhem zu vierzig Karaten gerechnet. Von den Waaren heißt Nißab, was zwanzig Miskale geprägten Goldes oder zweyhundert geprägten Silbers werth ist, was an goldenem und silbernem Frauenschmucke gesetzlich erlaubt ist, wird in den Almosenantheil nicht eingerechnet; von zwanzig Miskalen Goldes wird ein halber Miskal, von zweyhundert Dirhem Silbers werden fünf Dirhem als Almosen gegeben; in diesen Verhältnissen werden auch die Waaren berechnet. Es ist nicht erforderlich, daß der Antheil aus Einer Sorte, entweder bloß aus Gold, Silber oder Waaren bestehe, wenn der Werth einer kleinen Quantität von Gold, Silber und Waaren zusammen einen Antheil (zwanzig Miskale oder zweyhundert Dirheme) beträgt, so muß davon Almosen gegeben werden. Wer kein Haus besitzt, aber Gold und Silber in der Absicht, ein Haus zu kaufen, aufhebt, muß nach Jahresverlauf vom Nißab das Almosen entrichten. Geschirre aus gemischtem Metalle, in welchen Gold und Silber vorherrscht, werden (nach ihrem verhältnißmäßigen Werthe hinsichtlich des zu entrichtenden Almosens) wie Gold und Silber betrachtet; wenn in denselben edles und unedles Metall zu gleichen Theilen zusammengeschmolzen ist, so ist es nach der Ansicht Kasichan's und des Verfassers des Chulaßat aus Vorsicht sicherer das Almosen zu entrichten. Wenn die unedlen Metalle vorwiegen, so werden die Geschirre, wenn sie als Waare betrachtet zum Verkaufe bestimmt sind, nach ihrem Werthe geschätzt; sind sie aber zum Gebrauche bestimmt, so gehören sie, wie das übrige Hausgeräthe, nicht in den Antheil des Almosens. Es wird darauf gesehen, ob der Nißab, d. i. der dem Almosen unterworfene Vermögenstheil, zu Anfang oder zu Ende des Jahres voll ist oder nicht, weil alsdann das Almosen davon zu entrichten ist, wenn auch derselbe im Verlaufe des Jahres manchmal nicht voll gewesen seyn sollte; hingegen wenn sich dieser Antheil im Laufe des Jahres vermehrt, so ist am Schlusse das Almosen auch von dem Zuwachse zu entrichten. Perlen und Juwelen unterliegen dem Almosen nicht, so lange dieselben als Schmuck dienen, wohl aber sobald dieselben als Waare

verkauft werden. Von Waaren, die zum Handel bestimmt sind, wird nach Jahresverlauf das Almosen entrichtet, als wenn dieselben gekauft worden wären; wenn sie aber entweder durch Erbschaft erworben, oder auf dem Acker erzeugt worden, und dann verkauft worden sind, so unterliegen sie dem Almosen erst nach einem vom Tage des Verkaufs an verflossenen Jahre. Indem man das Almosen ausscheidet oder gibt, muß der Gebende damit die Absicht des Almosens verbinden, und der empfangende Arme den Empfang mit voller Vernunft bestätigen. Mit dem Almosen dürfen nicht die nächsten Verwandten, nämlich Vater, Großvater, Mutter und Großmutter, Kinder und Kindeskinder, wohl aber die übrigen betheilt werden; indessen haben alle Verwandte, wenn sie wirklich arm und nothdürftig sind, vor übrigen Armen auf Almosen Anspruch, und es ist nicht erlaubt, den fürs Almosen bestimmten Vermögensantheil unter Sclaven und Sclavinnen oder ihre Kinder auszutheilen; auch ist es nicht erlaubt, dasselbe an Seide und Freye zu verschenken. Es ist in allen hochgeachteten Büchern festgesetzt, und in dem Werke: Resultat der Fetwa [1]), ist das darüber erlassene Fetwa aufgenommen, aber im Commentar der Monumente [2]) wird nach dem größten Imam (Ebu Hanife) überliefert, daß es erlaubt sey, den Prophetenverwandten den geehrten wie allen übrigen Armen Almosen zu geben. Drey andere (canonische) Werke sagen dasselbe, nämlich das Kifajet [3]) nach dem Imam Tahawi, der Commentar des Wikajet [4]) nach Ibn Melik, der Commentar des Geschenks der Könige [5]) nach Kuhistani; heut zu Tage gibt es aber wenige Prophetenverwandte, welche ihre Abkunft auf die Beni Haschim zurückleiten können, es hat daher nichts auf sich, mit dem Almosen auch Seide zu betheilen, im Gegentheil ist es klar, daß wenn man sie nicht damit betheilte, sie die Mühseligkeiten anderer Armen auszustehen haben würden. Wenn Jemand die bey einem Armen ausstehende Schuld ins Almosen einrechnen will, so kann dieß nur so geschehen, daß er dem Armen eine Summe baaren Geldes gibt, welche dieser als abgetragene Schuld wieder zurückgibt. Wenn der Gläubiger dem Schuldner die Schuld oder einen Theil derselben erläßt, und der Arme Schuldner diesen Nachlaß annimmt, so ist dadurch die Pflicht des Almosens keineswegs erfüllt. Die im Almosengeben beliebteste Weise (Mustehabb) besteht darin, Arme mit hinlänglicher Nahrung für einen Tag zu versorgen, und dem mit Nahrung für den laufenden Tag Versorgten ist zu betteln verboten; eben so wenig ist es gesetzmäßig erlaubt, daß der, welcher außer seiner Nothdurft noch einen dem Almosen unterworfenen Vermögensantheil besitzt, Almosen annehme. Da es nicht nothwendig, in dieser Abhandlung das Almosen zu berühren, welches der Imam gesetzlicher Weise von den

---

[1]) Netidschetol-Fetawi.

[2]) Scherhi assar, d. i. der Commentar des Maaniol-aßar, d. i. die Bedeutungen der Denkmale, von Tahabi, gest. i. J. 311 (923).

[3]) Kifajet, d. i. das Genügende, ein Commentar zum Hedajet von Ssadresch-scheriaat Abdollah El-Macholi.

[4]) Wikajetor-riwajet fi mesailil hedajet, d. i. Bewahrung der Ueberlieferung auf den Wegen der wahren Leitung, vom Imam Mahmud Ben Sadresch-scheriat el-ewwel Obeidollah el Mahjoli.

[5]) Tohfetol-uluk.

Herden der Moslimen nimmt, so hat man sich nur von dem Almosen der Familien zu sprechen begnügt; eben so sind hier die Gebote, welche die Steuern der Zehentgründe und Charadschgründe betreffen, bey Seite gelassen worden.«

Dieser Abschnitt genügt, um die Behandlung der Glaubenspflichten aus diesem Werke kennen zu lernen, welches nicht bloß für Anfänger, sondern schon für höher aufsteigende Schüler geschrieben ist, indem darin die Quellenwerke der Dogmen und Pflichten des Islams angeführt sind. Mouradjea d'Ohsson hat die ganze Dogmenlehre des Islams nach dem berühmten Werke Omer Nesefi's (gest. i. J. 1142) dargestellt, welches insgemein unter dem Namen Akaidi Nesefi, d. i. die nesefischen Dogmen, bekannt, und welches sich an die Dogmenlehre Maturidi's und Eschaari's, welche beyde in der Hälfte des zehnten Jahrhunderts nach Christi zu Bagdad starben, erhalten [1]; aber eben so berühmt, als die nesefischen Dogmen, sind die adhadischen von Adhadeddin El-Idschi, gest. i. J. 756 (1355), d. i. um zwey Jahrhundert später als Nesefi; nebst diesen beyden Dogmatiken Nesefi's und Adhadeddin's sind die berühmtesten dogmatischen Werke des Islams die Regeln der Dogmen [2]) und die Entäußerung [3]) des berühmten Astronomen und Metaphysikers Naßireddin von Tus, gest. i. J. 672 (1273); die Oriente [4]) Beidhawi's, gest. i. J. 692 (1292), mit den Commentaren Ißfahani's und Ermewi's; die Jungfrauen der Gedanken [5]), von Seifeddin Amedi, gest. i. J. 631 (1233); und die philosophische Encyclopädie [6]) des großen Philosophen Ghasali, gest. i. J. 505 (1111). Von diesem halben Dutzend der größten Dogmatiker (Ghasali, Nesefi, Amedi, Naßireddin von Tus, Beidhawi, Adhadeddin) ist Neferi der früheste und Adhadeddin der späteste; dieser ist außer der oben erwähnten Dogmatik noch der Verfasser zweyer großer metaphysischer Werke des zu Konstantinopel i. J. 1824 in einem Foliobande von siebenthalbhundert Seiten mit dem Commentare Seid Dscherdschani's [7]) gedruckten Mewakif, d. i. die Standorte, und des Dschewahirol-kelam, d. i. die Perlen der Metaphysik; sowohl über die Dogmatik Nesefi's, als über

---

[1]) Tableau de l'empire ottoman I. p. 58.

[2]) Kawaidol akaid. [3]) Tedschrid. [4]) Tawalii.

[5]) Ebkiarol-efkiar. [6]) Tehafutol-filasifet.

[7]) In der Liste der zu Konstantinopel gedruckten Werke im VII. Bde. der Gesch. des osm. Reichs S. 593 soll statt Teftasani Dschordschani stehen.

die Dogmatik Adhadeddin's bestehen zahlreiche Commentare. Der berühmteste der Commentatoren der Dogmen Nesefi's ist Teftasani (gest. i. J. 1405), der von Timur so hoch in Ehren gehaltene Gelehrte, daß er ihn von den Ufern des Oxus nach Vorderasien führte, und in seiner Gegenwart mit Dschordschani disputiren ließ. Silkuti's Anhängsel zu den Randglossen Chiali's, zu dem Commentare Teftasani's der Dogmen Nesefi's sind zu Konstantinopel i. J. 1820 (ein Quartband von 293 Seiten) gedruckt erschienen. Der berühmteste der Commentatoren der Dogmatik Adhadeddin's ist der persische Rechtsgelehrte Dschelaleddin Ed-Dewani und die hiezu von Kelenbewi einem in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts verstorbenen, aus Kelenbe gebürtigen türkischen Rechtsgelehrten, ebenfalls zu Konstantinopel i. J. 1818 (ein Quartband von 657 Seiten) gedruckt erschienen. Ein anderer Commentar der Dogmen Adhadeddin's ist der von Aßameddin Ibrahim El-Isferaini, welcher i. J. 943 (1536) zu Samarkand gestorben, wozu er selbst Randglossen verfertigte; diese Randglossen enthält das oben unter Nr. 12 aufgeführte Werk, welches aber ohne den Commentar selbst eben so wenig verständlich, als die Randglossen Silkuti's zu dem Commentare Dewani's über dieselbe Dogmatik Adhadeddin's, indem die Stellen des Commentars nur angestochen und keineswegs fortlaufend abgedruckt sind. Der ganze Inhalt hat zum Zwecke, die Lehre der Grunddogmen des Islams von der Einheit Gottes und seinen Eigenschaften metaphysisch zu begründen. Es gehört also keineswegs zum Elementarunterrichte, sondern ist vielmehr nur für gelehrte Metaphysiker des Islams ganz arabisch geschrieben.

Von diesen drey zu Konstantinopel gedruckten Elementarwerken des Unterrichts im Islam gehen wir zu drey europäischen über, von denen die zwey englischen (Nr. 3 und 7) jedes in zwey großen Octavbänden den Mohammedanismus dem Titel nach auslegen und entschleyern, in der That aber die durch ihren Titel erregten Erwartungen keineswegs befriedigen, während das deutsche die Frage seines bescheidenen Titels: Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? auf das befriedigendste und erschöpfendste beantwortet. Dasselbe enthält in seinen zweyhundert Seiten mehr Neues, Wahres und Wissenswerthes, als die anderthalbtausend Seiten der beyden englischen Werke; außerdem, daß der Verfasser vor den beyden Engländern nebst der gründlichen Kenntniß des Hebräischen und der innigsten Bekanntschaft mit dem Talmud und der Mischna die Kenntniß des Arabischen voraus hat, steht derselbe auch durch vorurtheilsfreye Ansicht auf einem weit höheren Standpunkte, als die bey-

den Engländer, und der Rabbiner von Wiesbaden sieht durch keine gefärbten presbyterischen Brillen, wie der Kanzler von Ardfert und Prüfungskaplan des Lords-Bischof von Limerick. Hätte Hr. Geiger die Quellenwerke der Lebensbeschreibung Mohammeds und der Dogmenlehre des Islams, von denen in dieser Anzeige die Rede, zu seiner Arbeit benützen können, so würde dieselbe weit reichhaltiger ausgefallen seyn. Außer dem Texte des Korans und ein Paar Bruchstücken des Commentars des Beidhawi und des Baghewi *) standen ihm keine arabischen Hülfsmittel zu Gebote; dennoch hat er aus dem Koran und Talmud allein die vorliegende, wirklich sowohl lobpreiswürdige als geldpreiswerthe, von der preußischen Rheinuniversität gekrönte Preisschrift geliefert; sie zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erste die dreyfache Frage erörtert: ob Mohammed aus dem Judenthume aufnehmen wollte, konnte, durfte? und wie? Die zweyte Abtheilung zerfällt in die Beantwortung der zwey Fragen, erstens: ob Mohammed aus dem Judenthume etwas aufgenommen? zweytens: was? Der Verf. setzt sehr wohl, sowohl die politische, als geistige Ueberlegenheit der Juden in Arabien zur Zeit, als Mohammed dort auftrat, aus einander. »Am eigenthümlichsten, »und wohl ganz in der Gemüthsart der Juden gegründet, zeigt »sich dieses in ihrem geistreich-neckischen Spiele in Fragen und »Antworten, über die er sich sehr bitter beklagt, und die ihm »freylich auch dann, da er ihre Aussprüche nicht als Aeußerun»gen spöttelnden Muthwillens, sondern als wahre Herzensmei»nung betrachtet, oft scheinbare Waffen gegen sie an die Hand »geben.« Auf die Feindschaft zwischen Mohammed und den Juden werden wir bey seiner Lebensgeschichte zurückkommen, das Resultat derselben ist aber keineswegs milde und freundliche Behandlung, sondern vielmehr Haß und tiefer Groll, der sich in Mohammeds Handlungen durchaus gegen die Juden ausspricht, und sich im Islam bis auf unsere Zeiten vererbt hat. Die für die Inhaber der heiligen Schrift (worunter sowohl Juden als Christen gemeint sind) günstigen Stellen des Korans müssen vielmehr auf jene, als auf diese gedeutet werden; aber eben die politische und geistige Ueberlegenheit der Juden zwang Mohammed,

*) Baghewi, d. i. der von Baghschwer aus Chorasan Gebürtige, ist der gewöhnliche Name, unter welchem der von Hrn. Geiger stets irrig als Ferar genannte Verfasser des Korans Commentars Nr. 3 der Gothaer Bibliothek aufgeführt wird 3 u. 4, wahrscheinlich soll es Ibnol Ferra, d. i. der Sohn des Kürschners, heißen, wie Baghewi auch genannt wird; sein Ehrenname ist unter den Exegeten Mohijes Sunnet, d. i. der Wiederbeleber der Sunna.

denselben in seiner Lehre durch Zugeständnisse den Uebertritt zur selben zu erleichtern. Seine Kenntniß der hebräischen Religionsbegriffe schöpfte er aber bloß aus mündlicher Mittheilung, da er selbst nicht hebräisch las. Was Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen, wird in der zweyten Abtheilung unter den zwey Rubriken der in den Koran aufgenommenen Gedanken und Geschichten ausführlich nachgewiesen. Die aus dem Hebräischen entlehnten Begriffe, deren hebräischen Ursprung der Verfasser darthut, sind: 1) Tabut, die Bundeslade, 2) Tewrijet (Tora), das Gesetz; 3) Aaden, d. i. Eden, das Paradies; 4) Dschehennem (Hinnom, Gehenne), die Hölle; 5) Habr, der Lehrer; 6) Ders, die wissenschaftliche Forschung, das die Araber von Idris (Enoch) ableiten, und woher die Medreseen und Muderrise stammen; 7) Rebbani, Lehrer, dieses Wort ist aber wohl nicht als ein rabbinisches zu betrachten, indem es bloß ein abgeleitetes, die dem Arabischen und Hebräischen gemeinsamen Rebb oder Rabb, d. i. der Herr; dasselbe gilt auch von 8) Sebt, der Sabbath; 9) Sekinet, die Gegenwart Gottes, das hebräische Schechina, und die durch Gottes Gegenwart im Herzen entstehende Beruhigung; 10) Thagut, der Irrthum, oder vielmehr der Götzendienst, und Forkan, welches bisher allgemein als Entscheidung übersetzt worden, welches aber der Verfasser als Erlösung übersetzt; indessen ist die erste Bedeutung ganz gewiß die wahre arabische, denn im Kamus (Konstantinopolitaner Ausgabe III. Bd. S. 41) heißt es: »Forkan heißt der Koran, weil er zwischen Wahrheit und Irr»thum, Recht und Unrecht entscheidet, so heißt Alles, wodurch »Wahrheit und Irrthum unterschieden werden. Forkan bedeu»tet auch Beystand (Naßr), Hülfe (Aun), Leiter (Delil), »Beweis (Burhan), die Morgenzeit und die Knaben, »in soweit diese von Männern unterschieden werden.« In allen diesen Bedeutungen ist von der Erlösung keine Spur; dasselbe gilt auch 12) von Maun, worin der Verfasser die hebräische Bedeutung der Zuflucht sucht, während es im Arabischen nichts anderes als Hausgeräthe bedeutet. Die dem Islam und dem Judenthum gemeinsamen Lehren und Glaubensansichten sind: die von der Einheit Gottes, von der Weltschöpfung in sechs Tagen und der Ruhe am siebenten, von der Vergeltung nach dem Tode durch Hölle und Paradies, der Auferstehung, des jüngsten Gerichtes (nach Mischna Sanhedrin X. 1), der Offenbarung und der Geisterlehre. Von einzelnen Vorschriften des Gesetzes nahm Mohammed das Stehen beym Gebete (Ikamet), den dreymonatlichen Termin für geschiedene Frauen und den der Säugung auf zwey Jahre; von Lebensansichten: das Inschallah,

d. i. so Gott will! der mischnaitische Ausspruch, daß der Mensch erst mit vierzig Jahren zum wahren Verstande gelange (das Prophetenalter der Moslimen), das Gleichniß des büchertragenden Esels, von denen, die nur das Aeußere, und nicht das Innere kennen; die Aussprüche: das dem Fürbitter ein Theil der Fürbitte zu Gute kömmt, daß der Mensch weder seine Familie, noch seine Güter, sondern nur seine guten Werke ins Grab nimmt u. s. w.

Am interessantesten ist die Nachweisung der aus dem Judenthume aufgenommenen Geschichten der Propheten, Könige von Noe bis Salomon. Besser wäre die ganze Prophetenlegende des Islams der Reihe nach durchgegangen worden, so wie sie der Koran liefert, aber hiezu fehlten dem Verfasser die Behelfe der orientalischen Quellen, von denen die kaiserl. Hofbibliothek zwey vortreffliche und sehr schön geschriebene Geschichten der Propheten [1]) besitzt. Das Beste, was bisher über die Prophetenlegende des Islams bekannt geworden, befindet sich im Rosenöl [2]) und in der Beschreibung des orientalischen Kabinets des Herzogs von Blacas [3]), doch gibt das letzte Werk nur von drey und zwanzig, das erste nur von fünf und zwanzig Propheten Kunde, während die kanonische Zahl, wie wir oben gesehen, acht und zwanzig ist. Diese sind nach den Quellen der Prophetengeschichten die folgenden: 1) Adam, 2) Seth, 3) Idris, d. i. Enoch, 4) Noe, 5) Hud, 6) Ssalih, 7) Abraham, 8) Ismail, 9) Ishak, 10) Jakob, 11) Loth, 12) Jusuf, 13) Job, 14) Jonas, 15) Schoaib, d. i. Jethro, 16) Zacharias, 17) Moses, 18) Josue, 19) Samuel, 20) David, 21) Salomon, 22) Sulkarnein (Alexander), 23) Lokman, 24) Chisr (Elias), 25) Osair (Esra), 26) Jahja (Joannes), 27) Isa (Jesus), 28) Mohammed; hier gehen aber Silkefel (Ezechiel) und Harun (Aaron) leer aus, welche von mehreren Geschichtschreibern auch unter den Propheten aufgeführt, und dafür Samuel und Ishak umgangen werden. Der Verfasser beginnt mit Noe, sollte aber eigentlich mit Adam beginnen, da er unter demselben Titel von Abel und Kain, von Idris, Enoch und von dem vorsündfluthigen Mythos der Anahid mit Harut und Marut spricht, deren Quelle er im Midrasch nachweiset. Der Hud des Korans ist wahrscheinlich kein ande-

---

[1]) Kißaßol enbia.

[2]) Rosenöl von den Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttgart 1813.

[3]) Description des monumens Musulmans du cabinet de M. le duc de Blacas. Paris 1828.

rer, als der biblische Eber, der Stammvater der Juden, und so mag Ssalih wohl kein anderer als Schaleh, der Vater Ebers, seyn. Das Volk Themud, zu welchem Ssalih gesendet ward, ist nach allen Angaben der Quellen wirklich eines und dasselbe mit Aßhabil-Hidschr, d. i. den Inhabern der Felsenschluchten, durch welche nach dem Beyspiele des Propheten die Pilgerkarawanen mit lautem Schrey ziehen, um das Geschrey des Kamehlgeistes, nämlich des vom Stamme Themud erschlagenen Kamehls Ssalihs, zu übertäuben. Abrahams und seines Vaters Turah Legende ist augenscheinlich dem Judenthume entnommen, und eine der schönsten Stellen des Korans, wo Abraham aus dem unterirdischen Gemache, worin er erzogen worden, in der Nacht zuerst auf die Oberfläche der Erde tritt, und erst den Sirius, dann den Mond als Gott anbetet, und als er sie alle untergehen sieht, einen höheren und einzigen Gott erkennt, ist aus keiner hebräischen Quelle nachgewiesen, indem dieser Ausdruck eines von der Einheit Gottes begeisterten Gemüthes dem Innersten des Einheit bekennenden Poeten-Propheten in ihrer erhabenen Schönheit entstammte und entflammte. Kindisch erscheint mit derselben verglichen die folgende vom Verfasser mit dem hebräischen Texte gegebene Stelle, aus welcher die Sage von Abrahams Rosenbeet im glühenden Feuerofen in die Legende des Islams übergegangen: »Drauf nahm ihn (Abraham) Tarah, »und übergab ihn dem Nimrod, und dieser: wir wollen das »Feuer anbeten! — Lieber das Wasser, welches das Feuer verlöscht. — Nun das Wasser! — Lieber die Wolke, die das Was»ser trägt. — Nun die Wolke! — Lieber den Wind, der die »Wolke zerstreut. — Nun den Wind! — Lieber den Menschen, »der den Wind erträgt. — Du treibst bloß ein Gerede? Ich bete »das Feuer an, und werfe dich in dasselbe, mag dann der Gott »kommen, den du anbetest, und dich aus ihm erretten. — Abra»ham wurde in den glühenden Kalkofen geworfen, aber daraus »gerettet.« Ob im Koran Ismail als das von Gott geforderte Opfer Abrahams bezeichnet sey oder Isaac, darüber sind die moslimischen Schriftgelehrten selbst sehr uneinig; im Chamis, dem uns bekannten vollständigsten Werke über die Geschichte Mohammeds, welches den Kern von hundert zwanzig andern combinirt, sind eben so viele Autoritäten für die eine als für die andere dieser beyden Meinungen aufgeführt; die Sage, daß Ismail das Opfer gewesen, ist eine absichtliche Vertauschung der Rollen, indem auf Ismail, als den Stammvater der Araber, das Verdienst der Bereitwilligkeit zum Opfertode übertragen wird, und Ishak bloß als ein Frommer erscheint Daß Mohammed nicht klar gewußt, daß Jakob der Sohn Isaac's und nicht Abrahams

war, ist uns troß der vom Verfasser hierüber beygebrachten Zweifel nicht wahrscheinlich, und das vom Verfasser selbst angeführte Prophetenwort ist ein gültiger Beweis, daß Mohammed in dieser Genealogie wohl bewandert war: »Der Prophet sagte: werdet ihr gefragt, wer der Großmüthige sey, so sagt der Großmüthige: der Sohn des Großmüthigen *), des Sohnes des Großmüthigen, des Sohnes des Großmüthigen Jusuf, der Sohn Jakobs, der Sohn Jshaks, der Sohn Abrahams.« Am reichsten sind von den Moslimen die Legenden des Joseph, Moses und Salomons ausgeschmückt, die Erzählungen Karun's, den die Erde mit seinen Schätzen verschlang, wird in der Kora's, die des Widhopfs Boten an die Königin von Saba in der des wilden Hahnes aus dem zweyten Targum zum Buche Esther nachgewiesen. Samiri, der Alchymiker, welcher den Moslimen als der Stammvater der Samariten gilt, scheint aus Samael, welcher zur Verfertigung des goldenen Kalbes mithalf, entstanden zu seyn, und über die Identität Chidhrs, des Hüters des Lebensquells, des Wegweisers auf dem Pfade mystischer Erkenntniß mit Elias, ist kein Zweifel, da Chidhr-Elias noch heute in dem moslimischen Kalender am Tage St. Georgs statt desselben figurirt. Zum Hüter des Lebensquells ward er durch die Auslegung der Koransstelle, welche sagt, daß er mit Moses am Zusammenflusse zweyer Meere zusammentraf, und die Himmelfahrt des Elias im feurigen Wagen scheint mit der uralten auf den Basreliefs der Monumente des Mithras und auch indischer vorkommenden Vorstellung in Verbindung zu stehen, wo der Myste auf der letzten Stufe der Vollendung mit himmelaufsprengendem Viergespanne auffährt; übrigens ist zu bemerken, daß Chidhr der persische Kedhar ist, welcher in den Sendbüchern an der Scheidungsbrücke des jüngsten Gerichts als Mittler und Fürsprecher erscheint.

Mit weit größeren Anforderungen, als die bescheidenen Titel der beyden vorhergehenden Werke, tritt der Kaplan des Lord-Bischofs von Limerick als der Entschleyerer des Islams auf, welcher, ehe er denselben weggezogen (nach seiner Meinung) für alle europäischen Leser mit dichtem Schleyer verdeckt, für ihn aber (nach unserer Meinung) wahrhaftig, troß dieser Enthüllung, noch unter siebenfachem Schleyer liegt. Schon der Titel: »Eine Untersuchung, in welcher diese Erzketzerey, ihre Verbreitung und Fortdauer nach einem neuen Prinzip geprüft wird, wel-

*) Kerim heißt der Großmüthige und nicht der Edle, wie der Verfasser übersetzt, welches Scherif, so wie Nedschib der Liberale heißt.

»ches auf die Bestätigung der augenscheinlichen Wahrheit des »christlichen Glaubens und auf die größere Verbreitung desselben »abzielt,« führt dem Leser das Horazische: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? in den Mund. Darunter stehen drey Motto, deren erstes: Mahometanism began as a Christian heresy, von Joseph Mede, so wie eine in den Noten von Sir William Jones angeführte Stelle die Benennung des Mohammedanismus als eine christliche Ketzerey rechtfertigen soll, welche der Titel in eine Erzketzerey verstärkt. Dem Recensenten fiel diese Benennung des Islams zuerst bloß als eine Sonderbarkeit auf, indem er nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche und nach den gäng und gäben Lehren der katholischen Kirchengeschichte die Moslimen bisher nie als christliche Ketzer, sondern nur als Ungläubige kennen gelernt hat. Es ist zwar wahr, daß sie sich selbst die Gläubigen[1]) nennen, und wahrscheinlich haben sie sich eben durch diese Anmaßung, vorzugsweise die Gläubigen zu heißen, von der ganzen Christenheit das Prädikat der Ungläubigen zugezogen. Die Moslimen nennen uns wohl auch mitunter Ungläubige oder Irreligiöse[2]), aber die allgemeine in allen europäischen Sprachen eingebürgerte Benennung der Giauern oder Kiafire hat nicht, wie man insgemein wähnt, die Bedeutung von Ungläubigen, sondern von Undankbaren und Verstockten, welche das Licht der Wahrheit nicht anerkennen, und dasselbe als Obscuranten verdecken[3]). Das so allgemein gäng und gäbe Wort Giauern oder Kiafir theilt das Schicksal, in seiner wahren Wurzelbedeutung, in Europa gar nicht bekannt zu seyn, mit dem nicht weniger bekannten Worte Hegira, welches im Arabischen Hidschret lautet, und keineswegs Flucht, sondern Auswanderung bedeutet. Keinem Moslimen ist es je eingefallen, den Propheten von Mekka nach Medina fliehen zu lassen, indem derselbe bloß ausgewandert; solche Auswanderungen (Hidschret) kommen in der Prophetengeschichte des Islams mehrere vor. Abraham wandert nach Harran aus, und der Name seiner geliebten Sclavin Hagar[4]),

---

[1]) Muminin, daher der Fürst der Gläubigen Emirol-muminin, woraus die Italiener Miramolino gemacht.

[2]) So die Türken Imansif und Dinsif.

[3]) Kiafir heißt der Verworfene, der kein Gläubiger, der die Gnade der Wahrheit nicht anerkennt. Kiafir heißt auch die Nacht, weil sie Alles mit Finsterniß bedeckt. Kamus Constantinopolitaner Ausgabe II. Bd. S. 99. Z. 13 u. 11 von unten.

[4]) حين هاجر من وطنه الى حران Chamis auf der k.k. Hofbibliothek.

im Arabischen **Hadschir**, heißt selbst nichts als **Auswanderer**. Der Recensent hat über diese Verstümmlung des Wortes **Hidschret** in **Hegira** und des Mißbrauchs der falschen Uebersetzung mit **Flucht** statt **Auswanderung** zwar der erste, aber hier nicht zum ersten Male davon gesprochen, glaubt aber bey dieser Gelegenheit das Gesagte wiederholen zu müssen, indem dieser Mißbrauch falscher Aussprache und irriger Uebersetzung selbst noch von Orientalisten fortgesetzt wird, welche, wenn sie auf diese Art der durch die Quellen der Wörterbücher augenscheinlich dargelegten Wahrheit noch länger widerstreben, wirklich den Namen philologischer **Giauern** verdienen. Indem Recensent also auf dem Titel des Werkes des Reverend Charles Forster den Mohammedismus als eine Erzketzerey erblickte, so befremdete ihn dieses Anfangs bloß als eine literarische Ketzerey, die aber nicht viel Aufhebens verdiene; aber sobald er sich durch die 110 Seiten starke Einleitung hindurchgearbeitet hatte, und je tiefer er sich in das Buch hineinlas, desto mehr überzeugte er sich, daß diese beyden zusammen bey tausend Seiten starken Bände bloß zur Durchführung des Paradoxes geschrieben seyen, daß der Mohammedismus wirklich nichts anderes, als eine christliche Ketzerey, und daß dieß die neue Grundlage sey, welche die augenscheinlichen Wahrheiten des Christenthums bestätigen, und die Verbreitung desselben befördern soll. Die Einleitung entwickelt breit genug diese Ansicht des Verfassers, auf welche er sich als eine neue, einerseits den Mohammedismus nicht unterschätzende, und andrerseits das Christenthum befördernde, so viel zu Gute thut, die aber dann im Verlaufe des Werkes mit orthodoxen Flegeln der anglikanischen Kirche so durchgedroschen wird, daß zuletzt die leeren Halme und Stroh und Spreu in Staub verfliegen. Gleich Eingangs kündet er sich zwar als einen presbyterianischen Glaubenskämpen wider den christlichen Erzketzer **Mohammed**, aber zugleich als einen liberalen Feind an, welcher dem Islam weit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle, als seine Vorgänger, die Controversenschreiber Prideaux, White, Lee, Morgan, ja sogar größere Gerechtigkeit, als die ungläubigen Sceptiker Bayle, Boulainvilliers, Voltaire und Gibbon. Keiner von diesen, meint er, habe dem Mohammedismus, selbst als einer falschen Religion, gehörige Gerechtigkeit widerfahren lassen, keiner habe das höchst merkwürdige geschichtliche Phänomen der wunderbaren schnellen Verbreitung des Islams und so langer Fortdauer desselben in der unwandelbaren Reinheit seiner Lehre bis auf den heutigen Tag auf genügende Weise erklärt. Die schnelle Verbreitung und die nun schon zwölf Jahrhunderte lange Dauer des Mohammedismus seyen zwey Merkmale, die in der

Regel nur der wahren Religion zukämen, und deren Grund also nicht in der allgemeinen Vorsicht Gottes, welcher die Welt regiert, sondern in einer ganz speziellen Fürsorge der Vorsicht zu Gunsten des Mohammedismus gesucht werden müsse; mit Einem Worte, der Teufel sey nicht so schwarz als er scheine, und gemeine Gerechtigkeit für das Hauptargument des Evangeliums sowohl, als gemeine Billigkeit für den Koran erfordern eine genaue Prüfung dieser Irrthümer *).

Für die zwey Hauptmerkmale des Islams, welche in der Regel nur wahrer Religion zukämen, nämlich: für die schnelle Verbreitung und lange Dauer der Lehre mit Erhaltung des ursprünglichen Geistes, will der Kaplan die bisher von seinen Vorgängern Paley, White und anderen gegebenen natürlichen, aus dem Geiste der Zeit und der Lehre gegriffenen Ursachen durchaus nicht gelten lassen; es scheint ihm ganz unbegreiflich, daß gerade bey der Versunkenheit im Götzendienste die vernunftgemäße Lehre von der Einheit Gottes so schnellen Eingang finden konnte, wiewohl es sehr natürlich und erklärbar, daß nach der größten Abweichung von der Wahrheit der menschliche Geist so leichter bereit, den gröbsten Irrthum abzuschütteln, und daß der in der dicksten Finsterniß Irrende auf das ihm erscheinende Licht der Rettung zueilt. Noch unerklärlicher erscheint ihm die Dauer der Lehre in ihrem ursprünglichen Geiste bis auf den heutigen Tag; für Hrn. Forster sind die Religionen des alten Asiens, welche weit länger gedauert und noch dauern, als der Mohammedismus bis heute gedauert hat, so gut als gar nicht vorhanden, das enge Pfahlwerk seiner anglikanischen Orthodoxie kennt bloß Christen, Mohammedaner und Juden; daß die letzten trotz der Zerstörung des Tempels und der Zerstreuung in die ganze Welt, trotz aller politischen Unterdrückungen und Verfolgungen, dennoch ihre Lehre bis auf heutigen Tag bewahren, können wir hier dem reverenden Herrn nicht einwenden, weil er, wie wir sogleich sehen werden, die Araber als Nachkommen Ismails, den Juden als Nachkommen Isaaks zur Seite stellt, und jenen, wenn gleich nicht in demselben Maße wie diesen, die Privilegien einer speziellen Fürsicht und Auszeichnung vor anderen Völkern der Erde zuwendet. Hier stehen wir schon gegenüber dem großen Schlachtgaul, auf dem sich der Kaplan durch seine zwey dicken Bände herumtummelt. Im alten Testamente befindet sich nämlich nicht nur eine Verheißung Gottes für Isaak, sondern auch für Ismail

*) Common justice to the general argument for the Gospel, as well as common fairness to that for the Koran, demands some examination of these errors.

und seine Nachkommen. Isaac war der legitime Sohn, Ismail von der Magd geboren; die Nachkommen von jenem hatten allen Segen der Legitimität voraus, aber die des letzten durften deßhalb nicht leer ausgehen; damit die dem Ismail gemachte Verheißung erfüllt werde, mußte in seinem Volke auch eine Art Prophet auferstehen, der, wenn er gleich kein wahrer, dennoch Gründer einer Lehre, welche durch jene, in den Augen des reverenden Herrn auf andere Weise unerklärliche beyde Merkmale wahrer Religion, nämlich durch die schnelle Verbreitung und lange Dauer ausgezeichnet ist.

»Der Segen, welchen Gott dem Abraham für seine Söhne versprach, war natürlich ein ungleicher, indem: der Sohn der Magd nicht mit dem Sohne der Freyen erben konnte *); die Ungleichheit der Theilung ist sowohl in den Worten der zwey Verheißungen, als in der wirklichen Erfüllung derselben im strengsten Verhältnisse abgemessen; die dem Isaac gemachte Verheißung ist vorzugsweise eine geistige, und sie geht auf Erden durch die Gründung eines rein geistigen Königreiches in Erfüllung. In der dem Ismail gemachten Verheißung herrscht vorzüglich zeitlicher Segen vor, und dieselbe geht also in seinem Stamme auf Erden sowohl durch weltliche als geistliche Herrschaft in Erfüllung. Isaacs Geburt war die Folge einer Verheißung, und der Messias, der Erbe und Spender dieses Segens, kam durch Verheißung. Die Geburt Ismails war nicht der Gegenstand einer Verheißung, und Mohammed, der einzige analoge Erbe und Ueberbringer dieses Segens, kam ohne Verheißung. Isaac war der legitime Samen, und ward daher in der Uebereinstimmung mit der Würde seines Geburtsrechts durch Christus, seinen Abkömmling, der rechtmäßige Verbreiter des wahren Glaubens des Evangeliums, Ismail war der illegitime Samen; und im Einklange mit dem Nachtheile seiner Geburt ward er durch Mohammed seinen Nachkommen der Erzeuger des falschen Glaubens des Korans.«

Wir haben den reverenden Herrn selbst sprechen lassen, damit die Leser dessen System aus dessen eigenen Worten beurtheilen mögen. O Bulwer! Bulwer! wie wirft sich hier die von dir deinem Volke mit so vielem Rechte vorgeworfene Erbsünde heraus! Die Nachkommen Isaacs wurden mit der wahren Religion geistig gesegnet, weil sie die Söhne der Freyen; die Ismails aber erhielten nur einen Schatten der wahren Religion, weil sie die Söhne der Magd; doch konnte ihnen weltliche Herrschaft und Macht nicht entgehen, weil ihrem Stammherrn Ismail zeitlicher Segen verheißen worden war! Warum hat sich der reverende Herr die Mühe gegeben, hierüber ein so dickes Buch zu schreiben, er hätte nach seinem Systeme die genügendste Erklärung der Macht und Herrschaft des Islams durch die Araber in zwey Worte des längst bekannten Satzes fassen können: daß die Bastarden immer

*) Brief an die Galater IV. 30.

unverdientes Glück haben. Consequent bleibt sich der Kaplan zwar durchaus in seiner bis zum Fanatismus gesteigerten Ansicht des Katholicismus, den er wie den Mohammedanismus auch als eine Erzketzerey demselben zur Seite stellt, ohne in seiner Blindheit auch nur Einen Augenblick zu bedenken, daß die Ketzerey doch nicht früher als die wahre Lehre dagewesen seyn konnte; aber in der einzelnen Anwendung seines Systems bleibt er sich nichts weniger als logisch consequent, denn nachdem er auf dem Titel selbst den Mohammedismus als eine christliche Erzketzerey angekündigt, fällt ihm auf einmal (S. 74) bey, daß man bisher die Vorzüge und Mängel des Islams mit Unrecht immer nach denen des Christenthums geschätzt habe, indem nur das Judenthum und nicht das Christenthum den Prüfstein des Mohammedismus abgeben könne*). Statt des Judenthums nimmt er aber gleich hierauf den Katholicismus her, um mit demselben die Parallele des Mohammedismus durchzuführen; nach den Angaben seiner Kirchengeschichte tauchten der Papst und Mohammed zugleich erst im siebenten Jahrhunderte auf, allein der Papst als Collectivbegriff der obersten Macht der Kirche ist ihm zu abstract, er sucht nach einem individuellen Character, den er dem Propheten an die Seite stellen könnte, und findet denselben — in wem? in niemand Anderm, als in Peter dem Einsiedler! Wenn dem Recensenten, wie einem Franzosen in seinem neuesten Romane, musikalische Phrasen einzumischen erlaubt wäre, so würde er aus dem ersten Chor von Robert dem Teufel die Noten hiehersetzen:

Der Spaß ist gut, er macht uns lachen;

man höre den reverenden Herrn nur selbst: »Mohammed und Pe»ter erschienen beyde in der Eigenschaft von religiösen Einsiedlern« (Mohammed, der Geschäftsmann der reichen Handelsfrau Chadidsche und dann ihr Gemahl, ein Einsiedler!), »und drangen »sich beyde der öffentlichen Aufmerksamkeit in ihrer geistlichen »(ecclesiastic) Eigenschaft auf« (Mohammed ein Geistlicher!) u. s. w.

Der Spaß ist gut, er macht uns lachen.

Es ist aber eben so viele Ursache zu weinen, als zu lachen, darüber, wenn der reverende Herr die Belege seines Beweises, daß der Mohammedismus nur eine christliche Erzketzerey und der Katholicismus auch nur eine Ketzerey, die Parallele des Mohammedismus sey, wenn er diesen Beweis nicht nur aus den

*) Judaism, and not Christianity, should, in the first place, be made the touchstone.

Stellen der Schrift über die Geburt des Sohnes der Freyen und der Magd, sondern auch aus den Stellen der Apokalypsis zu führen sucht; man glaubt wirklich eine jener protestantischen Türkenschriften des sechzehnten Jahrhunderts zu lesen, in welchen der Mohammedismus und der Katholicismus parallelisirt, und aus der Apokalypsis die Beweise geführt werden, daß der Papst der Antichrist sey. Alles dieses scheint unglaublich in unseren Tagen und in England von einem dem Lord-Bischof von Limerick als Kaplan zunächst stehenden Mitgliede der hohen Kirche. Man höre ihn nur selbst.

»Der faktische Zusammenhang zwischen den zwey Verheißungen und den zwey Geschichten (Isaacs und Ismails) ermangelt nicht der Wahrzeichen einer geistigen Correspondenz, welcher der obgesagten politischen Analogie entspricht. Spuren dieser Art sind nicht nur allein in dem Juden und Arabern gemeinen Ritus der Beschneidung anzutreffen, sondern auch in ihrer gemeinschaftlichen Erkenntniß und Erhaltung der Lehre von der Einheit Gottes, und so auch in dem gemeinschaftlichen Character ihrer götzendienerischen Abweichungen von dem Glauben und Anbetung Eines wahren Gottes«

Um zu beweisen, daß die dem Ismail von Gott gemachte Verheißung nicht nur weltlichen, sondern auch geistigen Segen verbürge, sucht Hr. F. das beyden gemeinsame Merkmal auf, und findet, das Symbol spiritueller Begünstigung sey kein anderes als! hear! hear! die Beschneidung!

Der Spaß ist gut, er macht uns lachen.

Aber weinen möchten wir wieder über die daraus gezogene, hier mit des Verfassers eigenen Worten gegebene Schlußfolge:

»Der ursprüngliche Unterschied von Legitim und Illegitim, welcher zwischen den zwey Söhnen Abrahams bestand, durchdringt und characterisirt die ganzen Systeme der religiösen Verfassungen, welche von diesen Brüdern ausgingen. Der Sohn der Freyen führt rechtmäßig und gehöriger Maßen in die Welt eine Religion der Freyheit ein, der Sohn der Sclavin nicht weniger rechtmäßig und gehöriger Maßen gründet auf der Erde eine Religion der Sclaverey. Mit Einem Worte: Isaac, der legitime Samen, ist der Vater des wahren Glaubens, und Ismail, der illegitime, nur eine bankertartige Nachahmung desselben« (I. p. 161).

Die Erscheinung Daniels (VIII. 14) von dem Widder mit den großen und kleinen Hörnern wird vom reverenden Herrn nun ganz auf das Papstthum und den Mohammedismus ausgelegt, wovon jenes durch das westliche kleine Horn, und dieses durch das östliche kleine Horn prophezeiet seyn soll *).

---

*) The marks, which concur to identify the Papacy and Mahometanism, with the powers symbolized by the Western and Eastern little horns of Daniel.

Der reverende Herr gibt sich sehr viele Mühe, zu beweisen, daß unter dem kleinen östlichen Horn wirklich nichts anderes, als der Prophet und seine Lehre verstanden werde; da aber dieses kleine Horn nach der englischen Uebersetzung des Verfassers einen König bedeutet von grimmigem Antlitze, der finstere Sprüche versteht *), so könnte damit vielleicht der reverende Herr selbst gemeint seyn als rex Rupilius. Die vier Engel der Apokalypse werden nach den besten englischen Auslegern als die vier seldschukischen Dynastien erklärt, aber unglücklicher Weise für diese Auslegung gibt es fünf seldschukische Dynastien und nicht vier, und der fünfte Engel der Apokalypse, der den Schlüssel aus dem Abgrunde zieht, kann ja, wie der Verfasser beweist, kein anderer als Mohammed seyn, der das Schwert als den Schlüssel des Himmels und der Hölle aus dem Abgrunde zog. Nach allen diesen sonnenklaren Beweisen ist der reverende Herr (S. 274 u. 275) dennoch äußerst ungewiß, wer denn der eigentliche Antichrist sey, Mohammed oder der Papst? Hier scheint uns denn wirklich der S. 181 angeführte Spruch des Psalmisten: I will utter dark sayings of old, durch den Verfasser in vollkommene Erfüllung gegangen zu seyn; nach seiner eigenen Erklärung sind die dark sayings of old des Psalmisten gleichbedeutend mit den dark sentences des oben angeführten Verses Daniels und: »das Verstehen finsterer Sprüche bedeutet die wahre oder angemaßte Fertigkeit in der Auslegung geistiger Dinge.« Die hier zur Genüge dargelegte und characterisirte Ansicht des reverenden Herrn gehört doch zu dem Finstersten, was aus dem Mittelalter aufgetischt werden konnte; das ganze Buch ist eine Sammlung intoleranter, fanatischer dark sayings of old.

Wenn an dem Werke Hrn. Forsters irgend etwas zu loben und irgend etwas daraus zu lernen, so ist es wohl nichts anderes, als die Mühe, die er sich gegeben, die Parallelstellen des Evangeliums und des Korans gegen einander herauszuheben; aus dieser Zusammenstellung geht auf das klarste hervor, daß Mohammed dem Evangelium wenigstens eben so viel als dem Pentateuchus dankt, und daß er für die Christen nicht weniger Rücksicht als für die Juden hatte, und beyde durch solche Annäherung an ihre heiligen Schriften für seine Lehre zu gewinnen bedacht war. Außer den Elementen des Juden- und Christenthums hat der Islam aber auch Lehren des Magenthums in sich aufgenommen, deren Erforschung nicht minder der Gegenstand

*) A king of fierce countenance, and understanding dark sentences, so übersetzt die englische Bibel das impudens facie et intelligens propositiones der Vulgata (Daniel VIII. 24).

einer Preisfrage zu seyn verdiente, als die von Hrn. Geiger beantwortete. Die Wage der guten und bösen Werke, die Scheidungsbrücke finden sich schon in den Sendschriften, aber auch bey den alten Aegyptern. Chidhr, der vermittelnde Genius des Islams, ist kein anderer, als der Kedar der Sendschriften, der am jüngsten Tage an der Scheidungsbrücke für die Seelen fürspricht, und die Lehre von der Gehenne und dem Paradiese, das selbst ein rein persisches Wort, ist eher in Persien und im alten Aegypten, als bey Juden und Christen ins Leben getreten. Von indischen Religionsbegriffen findet sich in der ursprünglichen Lehre des Islams keine Spur, was demselben in Indien beygemischt worden, ist der Anflug späterer Jahrhunderte. Eines einzigen Inders, nämlich Baba Reten's, erwähnt die Geschichte des Islams, welcher im sechsten Jahrhundert der Hidschret aus Indien nach Vorderasien kam, und der erste die berauschende Kraft des Hyoscyamus als ein Geheimniß dem Alten vom Berge in Syrien anvertraut zu haben scheint. Die Sage von seinem Aufenthalte in den Alpen des Taurus und Amanus findet sich in der Reisebeschreibung Ewlia's, und ein umständlicher, die lächerliche Angabe mehrerer Ueberlieferungswerke: daß Reten schon zur Zeit des Propheten gelebt, und also ein Alter von mehreren hundert Jahren erlebt habe, widerlegender Artikel, füllt in der türkischen Ausgabe des Kamus (III. S. 635 u. 636) über eine halbe Seite. Wenn der Islam in der ursprünglichen Reinheit seiner Lehre von indischen Religionsbegriffen und Andachtsübungen nichts weiß, so ist derselbe doch in Indien selbst seit der Eroberung der Moslimen und der Herrschaft der Großmogule mehr oder weniger mit indischen Festen und Gebräuchen bereichert worden, und wenn gleich der Grund der Lehre an den Ufern des Bosporos und des Ganges unverändert derselbe, so unterscheiden sich doch manche der äußeren Religionsübungen, welche dort noch das Gepräge byzantinischen, hier des indischen Einflusses unverkennbar an sich tragen. Die Darstellung des Islams in Indien und das Sittengemälde der indischen Moslimen ist der Gegenstand der drey Werke (Nr. 5, 7 u. 8), welche alle drey sehr schätzbar, doch von verschiedenem Umfange und Gehalte, alle drey im selben Jahre erschienen. Hrn. Garcin de Tassy's Memoire, das zuerst im Journal asiatique bekannt gemacht worden, hat bloß aus sieben, theils ungedruckten, theils in Indien gedruckten Werken geschöpft, nämlich aus Bara Masa, d. i. die zwölf Monate, ein Lehrgedicht, wie die Fasti Ovids; aus dem Araischi Mahfil, d. i. dem Schmucke der Gesellschaft, welches eine indische Statistik von Mir Schir Ali Efsus; aus den Diwanen der Dichter Faiß und Weli, deren letzter in der hindostanischen Poesie

eben so groß, als Motenebbi in der arabischen, Hafis in der persischen, Baki in der türkischen unerreicht dasteht. Aus dem Hedajetol-Islam, d. i. Leitung des Islams, welches Hr. Garcin de Tassy früher unter dem Titel Eucologe musulman übersetzt hat; aus dem zu Calcutta gedruckten, aber unübersetzten Güli Maghferet, d. i. die Rose der Verzeihung, welches eine Geschichte der moslimischen Blutzeugen bis auf den Tod Huseins zu Kerbela; endlich aus Roebucks Sammlung hindostanischer Sprichwörter. Aus diesen Quellen hat Hr. Garcin de Tassy die Feste der Moslimen, sowohl die Allen gemeinen, als die den Indiern eigenthümlichen, und Notizen über ein Dutzend moslimischer Heiligen, eingeborner Inder, zusammengestellt. Die Frau Mir Hasan Ali, aus deren Werk es nicht klar, ob sie in dem Hareme ihres Gemahls, dessen Namen sie trägt, Christin geblieben oder Moslimin geworden, ist sehr interessant und glaubwürdig über alles, was die Sitten und Gebräuche indischer Hareme betrifft: über die Ceremonien der Besuche, der Geschenke, der Vermählungen, Kindbetten u. s. w.; aber nicht so verläßlich sind ihre Quellen, besonders wenn sie bloß die Mittheilungen ihres Schwiegervaters nacherzählt; am allerwenigsten aber sind die eigenen Namen nachzuschreiben; sie entschuldigt sich selbst in dem kurzen Einleitungsschreiben, daß sie Anecdoten und Fabeln eingemischt, welche beym ersten Anblick bloße Ammenmährchen zu seyn scheinen, und daß ihre Rechtschreibung eigener Namen manchmal von der anderer Schriftsteller abweichen möge. Wir würden es bey dieser Entschuldigung aus Artigkeit gegen die Dame bewenden lassen, wenn wir nicht aus Liebe zur Wahrheit bemerken müßten, daß die eigenen Namen nicht manchmal, sondern durchaus verstümmelt, und nicht ein einziges Mal richtig geschrieben sind *).

---

*) Selbst den Namen des Propheten schreibt sie Mahamud statt Mohammed, und so Nudghiff statt Nedschef, Mawazoen statt Muessin, Syaad st. Seid, Mahuarum st. Moharrem, Kraabaallah st. Kerbela, Soonie st. Sunni, Shawm st. Scham (Damaskus), Shimeear st. Schemer, Usheruff st. Eschref, Mukhburrah st. Makbere, Dhie Mudgelluss st. Dih Medschalis, Mortem st. Matem, Cossum st Kasim, Musseeah st. Mersie (Todtenklage), Zeenahnah st. Senane (Frauengemach), Omir st. Omer, Maulvee st. Molla, Uschkeree st. Askeri, Kaubah st. Kaabe, Kiblaah st. Kible, Ayashur st. Aische, Dooar st. Dua (Gebet), Moonkir und Nykee st. Monkir und Nekir (die beyden Folterengel im Grabe), Mhidhie st. Mehdi, Soobhoo st. Ssubh (Morgen), Zohur st. Dhohr (Mittag), Ausur st. Aßr (Nachmittag), Muggrib st. Moghrib, Eshaa st. Adha (Nachtgebet), Jauffur

Von weit größerem Umfange und größerem Gehalte, als die beyden Werke Garcin de Tassy's und der Frau Mir Hasan Ali, ist der Kanon des Islams, welchen unter der Anleitung des englischen Wundarztes Herklots zu Madras der Eingeborne Dschaafer Scherif zusammengetragen, und der Herausgeber ins Englische übersetzt hat. Dieses Werk hält vollkommen, was der Titel verspricht, und noch mehr, indem es außer dem umständlichsten Berichte über die verschiedenen Gebräuche und Ceremonien der Moslimen in Indien von dem Augenblicke ihrer Geburt bis zu ihrer Todesstunde noch mehrere, Wiß- und Neugierigen gewiß sehr willkommene Zugaben enthält; so z. B. für die Neugierigen die kabalistischen Tafeln Abrakadabra der Dämonenbeschwörung, die magischen Kreise und talismanischen Figuren der weißen und schwarzen Magie, die Amulette und magischen Spiegel u. s. w.; für die Philologen im Anhange ein kleines Wörterbuch von siebenthalbhundert hindostanischen Wörtern, welche sich auf die Sitten und Gebräuche beziehen, und außer dem ein Glossar von einer Centurie arabischer Wörter, welche die Lehre des Islams betreffen, und deren jedes vollständig erklärt und commentirt ist. Die Wörter des täglichen Lebens sind nicht in alphabetischer Ordnung, sondern nach Materien in neun Klassen getheilt: 1) Grade der Verwandtschaft. 2) Maße und Gewichte. 3) Kleidungsstücke, männliche und weibliche. 4) Juwelen und Schmuck. 5) Speisen, und zwar fünf und zwanzig verschiedene Arten gekrüllten Reißes (Pilaw); sieben Arten von Khitschri, eine Art Eingemachtes; sechs Arten von gesottenem Reis (Tschawel); neun Arten gesäuerten und fünf und zwanzig Arten ungesäuerten Brotes oder Kuchen (Roti); eilf Arten von Braten (Kebab); sechzig Arten von Curries, d. i. mit verschiedenen Arten von Gewürzen gedünsteten Fleisches (Salun); neunzehn Arten süßer Speisen (Schirini); dreyzehn Arten von Zuckerwerk (Mithai); dreyzehn Arten von sauern Speisen (Turschi). Man sieht hieraus, daß die indische Küche ein Paar hundert verschiedene Gerichte aufzuweisen hat. 6) Musikalische Instrumente, Blas-, Schlag- und Saiten-Instrumente. 7) Spiele erwachsener Leute. 8) Kinderspiele. 9) Feuerwerke, nicht weniger als sechs und zwanzig verschiedene Arten derselben. Auch in dem Glossar sind die meisten Wörter mit lehrreichem Commentare begleitet; wiewohl viele derselben aus Mouradjea

---

st. Dschaafer, Huzerut st. Hadhret, Rumzaun st. Ramadhan, Eade st. Jd (Fest), Mukhaun st. Makam (Stäte), Harshim st. Haschim, Zuckhaut st. Sekat (Almosen), Mabaarukh st. Mobarek u. s. w.

d'Ohsson hinlänglich bekannt, so enthalten doch mehrere ganz neue, die Einrichtung des moslimischen Cultus in Indien betreffende Notizen. Wir mustern hier einige derselben ihres Interesse willen: Abir, ein Räucherpulver; Adschwani, ein würziges, in warmem Wasser eingegebenes Pulver mit ihren Recepten; Amalname, das Buch der guten und bösen Handlungen jedes Menschen, von den beyden Schutzengeln, die zur Rechten und Linken stehen, aufgezeichnet; Beng, ein berauschendes Opiat mit dem Recepte *); Tschikse, ebenfalls ein wohlriechendes Pulver mit dem Recepte; und Tscheres, der berauschende Thau des Harzes. Dai (in der Türkey insgemein Oheim, das russische Dada) heißt die Hebamme, die Amme, die Kindsfrau und das Kindsmädchen, die Belehrung über den Unterhalt, Kleidung, Diät und Behandlung dieser vier Pfeiler der Kinderstube; Dal, ein rundes, Thaler großes Stück Stein, Bein oder Perlenmutter, welches die Fakire an einem Seidenfaden gebunden und an dem Knöchel des rechten Fußes tragen; Domnian, die Weiber einer niederen moslimischen Kaste, welche in den Haremen singen und Musik machen; ihr Name dürfte wohl gar mit dem lateinischen Domina verwandt seyn, welche sich in dem Namen der griechischen, moldauischen, wallachischen Prinzessinnen als Domniza erhalten hat; Dusanu Bitna, das Sitzen auf den Knien, mit dem linken unter das rechte geschlagenen Fuße; Dergiah heißt sowohl Hof, Pforte, als auch die Grabstätte der Heiligen, deren mehrere hier erwähnt werden; Fatiha Sahnek, ein Opfer mit sieben Töpfen, wobey die erste Sure des Korans hergesagt wird; Phul, die verschiedenen Arten von Blumengewinden und Sträußen, die als Geschenke dargebracht, und von denen zehn verschiedene Arten aufgezählt werden; Gurakn, der für die Huka, d. i. die Tabakpfeife, deren Rauch durch das Wasser geht, vorbereitete Tabak, den verschiedenen Arten der Zubereitung desselben; Gherra ein großer, Hendi ein kleiner irdener Topf; Ispend, der Samen der Maindi, d. i. der von den Arabern Al-Henna genannten Lawsonia inermis, deren Samen bey Hochzeiten und Kindbetten in das

*) Der Verfasser schreibt بنك statt des in allen persischen Wörterbüchern befindlichen بنگ; eben so irrig schreibt er die bekannte Formel: im Nam'n Gottes des Allmilden, des Allerbarmenden, Bismillah hirruhman nirruheem, statt Bismillahir-Rahmanir-Rahimi; man sieht, daß er falsch getheilt, und das N unnöthiger Weise verdoppelt hat.

Feuer geworfen wird, böse Geister abzuhalten; Khana, die drey Mahle (Frühstück, Mittag, Abendmahl); Kusum, carthamus tinctorius, mit der Anweisung zur Färbung mit demselben; Kelimet (nicht Kulma), d. i. das Wort, nämlich des moslimischen Glaubensbekenntnisses; Kentschnian Natsch, die Tänzerinnen, über ihren Unterhalt und die Aufführung ihrer Tänze; Kentha, das Korallenhalsband der indischen Sipahi (Seapoys); Maadschun, Latwerge, die verschiedenen Arten derselben; Mesi, ein Vitriolpulver, die Zähne schwarz zu färben, mit dem Recepte; Miswak, Zahnstocher vom Baumzweig und Mendschen, Zahnpulver; Meded, das Laub des Betel; Mersie, die Todtenklage; Mesdschid, die Moschee mit ihren sieben Beamten, nämlich: 1) Kadi, der geistliche Richter; 2) Chatib, der Kanzelredner; 3) Molla, der Schulmeister; 4) Naib, sein Stellvertreter; 5) Ferrasch, der Auskehrer; 6) Ghassal, der Todtenwascher; 7) zwey Boten; Nadeli, ein Stein, worin ein Spruch des Korans gegraben, welcher den Kindern an den Hals gehängt wird; Najuta, Einladungskarte, oder das mit derselben geschickte Geschenk; Ud, nicht Aloe, was das Wort insgemein auf Persisch heißt, sondern Styrax Benzoin; Ordh *), dargebrachte Gabe; Palki, Palankin; Pendscheri, eine Kindbetterinnen in die Hand gegebene wohlriechende Kerze mit ihrer Zubereitung; Sebsi, ein berauschender Schlaftrunk mit seiner Zubereitung; Selam, sieben Arten desselben; Tesbih, Rosenkranz, mit achtzehn Arten desselben.

Der Herausgeber, Hr. Herklots, hatte noch vor der Erscheinung seines Werkes die der Frau Mir Hasan und Hrn. Garcin de Tassy's zu Gesicht bekommen, und aus denselben das seinige noch mit Zusätzen und Noten bereichert, so daß wer dieses besitzt, der beyden anderen leicht entbehren kann; indessen ist doch zu bemerken, daß die Frau Mir Hasan Ali vorzugsweise die Lehren der Schii und das von Herklots übersetzte Dschaafer Scherifs die Lehren der Sunni bespricht, das letzte aber, wie schon gesagt, bey weitem das vollständigste Gemälde nicht nur rein moslimitischer, sondern auch braminischer Religionsgebräuche, welche in Indien sich denen des Islams beygemischt haben, so z. B. gleich der erste im siebenten Monate der Schwangerschaft zu beobachtende Ritus Setwasa, und die Stellung, in welcher sich die Kindbetterin während der Geburt und vierzig Tage darnach halten muß. Bey Gelegenheit der Benennung der Neugebornen, welche entweder am Tage der Geburt selbst oder acht

*) عرض nicht عرس, wie der Verfasser ganz irrig schreibt.

Tage darnach Statt hat, commentirt der Herausgeber weitläufig die Eintheilung der Moslimen in Indien nach ihren Stämmen und nach ihren Secten, jede vierfach. Nach den Stämmen sind sie Abkömmlinge von Seiden, d. i. Prophetenverwandten, Scheichen, Mongolen und Patanen oder Afghanen; die Seide theilen sich nach ihrer Abstammung von Hasan Husein oder den anderen Weibern Ali's in drey Klassen: 1) Hasani, 2) Huseini, 3) Alewi; die Scheiche ebenfalls in drey Klassen: 1) in Koreischi, die Prophetenverwandten oder eben genannten Seide; 2) die Ssidiki, welche von Ebubekr Eß-ßidik, d. i. dem Wahrhaftigen, und 3) Faruki, welche von Omar El-Faruk, d. i. dem Entscheidenden, abstammen; man sieht, daß der dritte Chalife Osman in dieser Eintheilung leer ausgeht. Die Mongolen sind entweder Irani, d. i. Perser, welche alle Schii; oder Turani, d. i. Türken, welche alle Sunni; eine ethnographisch eben so unrichtige Benennung, als die der Tataren in der Krim, indem Türken und Perser keine Tataren oder Mongolen sind. Keinen besseren Grund hat die Ableitung des Namens der Patanen vom arabischen Worte Fatihan, d. i. die Eroberer, welchen Namen der Prophet seinem tapferen Feldherrn Chalid Ben Welid beygelegt haben soll. Chalid erhielt in der Schlacht von Mauta den Beynamen des Schwertes Gottes, aber von dem Beynamen Fatih (und noch weniger von dem persischen Plural Fatihan) wissen die Quellen der Prophetengeschichte nichts. In der Türkey heißt eine Art noch aus den Zeiten der Eroberung stammende Landmiliz Ewladi Fatihan, d. i. die Kinder der Eroberer, aber diese haben mit Chalid, dem Sohne Welids, eben so wenig etwas gemein, als die Patanen. Außer den zwey Hauptsecten, den Sunni (die Orthodoxen) und Schii (die Heterodoxen), bestehen in Indien noch zwey andere, diesen beyden herrschenden sehr verhaßte, minder zahlreiche Secten, nämlich die Newaitai und Gir Mehdi; daß die letzten dem Mehdi, d. i. dem den jüngsten Tag in einer unterirdischen Grotte erwartenden zwölften Imame anhängen, spricht ihr Name aus. Der Ursprung der Newaitai liegt aber sehr im Dunkeln, ihr Name soll aus Newaiende oder Newamede, d. i. die Neuangekommenen, verstümmelt seyn, aber die Ursachen, welche die Beylegung dieses Namens herbeygeführt haben soll, sind fabelhaft. Die zwey Gebräuche Betti und Tschetti, jener am dritten, dieser am sechsten oder siebenten Tage des Kindbettes beobachtet, und beyde sowohl von Dschaafer Scherif, als von der Frau Mir Ali Hasan beschrieben, sind ebenfalls, wie der Name zeigt, indisch; moslimisch hingegen ist Tschila, d. i. die Feyerlichkeit des vierzigsten

Tages nach der Geburt, das Hervorgehen der Kindbetterin, ein Fest für den weiblichen Theil der Familie, an welchem die Verwandten der Mutter Geschenke bringen, an welchem Hidschrai, d. i. Eunuchen, Musik machen und Tänzerinnen tanzen. Es gibt zweyerley Arten moslimischer Tänzerinnen, die einen setzen zu ihrem Namen das Wort Bai, die andern das Wort Bachsch hinten nach; Hakika heißt das Opfer der Kindbetterin; an diesem Tage und an dem folgenden wird die Feyerlichkeit Munden, d. i. des ersten Haarscheerens, am Kinde vorgenommen. Der Kopf des Kindes wird mit einer Safran- oder Sandel-Tinctur gewaschen, das Haar mit Mehl und Zucker bestreut, mit Milch und geschmolzener Butter begossen und ein Fatiha (die erste Sure des Korans) im Namen Chisrs (des Hüters des Lebensquells) darüber hergesagt; auch wird am vierzigsten Tage (Tschehel) das Kind feyerlich in die Wiege (Gehware) gelegt. Wenn das Kind vier Monate alt, die Hände zusammenschlägt, heißt es: es bildet Leddus (eine Art Krapfen oder süße Kuchen), womit die Familie bewirthet wird; wenn es sieben Monate alt, hat die Ceremonie Tschetano Statt, wo man dem Kinde, welches bis dahin nur die Milch der Mutter genossen, das erste Mal eine Art Koch einstreicht; Dant Nikelna heißt das bey Gelegenheit des ersten Zahns gefeyerte Fest; Mutthi Bandna, eine Feyerlichkeit, wann das Kind zum ersten Male seine Faust schließt, und Kan Tschaidana, das Fest der am zweyjährigen Mädchen vorgenommenen Durchbohrung des Ohrläppchens. Alle diese Namen sind indisch, und die Feyerlichkeiten also, das hiebey hergesagte Fatiha ausgenommen, keineswegs moslimischen Ursprungs; ihren arabischen oder persischen Ursprung hingegen verrathen die Namen der folgenden Ceremonien und Feyerlichkeiten: Daawet, die Einladung, welche durch Uebersendung von Iladschi (Cardamomus) geschieht; die Ueberbringerin der Einladung bestreicht der eingeladenen Frau, wenn diese die Einladung annimmt, Nacken, Magen und Rücken mit Sandel, legt ihr Zuckerkandel und Cardamome ins Maul, die gebetenen Gäste bringen Geschenke (Mendscha), nämlich Hensli oder Tok *), d. i. ein goldenes oder silbernes Halsband; Kerra, silberne Arm- oder Knöchelringe; Kurte, ein

*) Im Glossar ist Tok fehlerhaft توق statt طوق geschrieben; der Plural des letzten ist اطواق, Atwak, wie aus Atwak es-seheb, die goldenen Halsbänder, dem Titel eines berühmten gnomischen Werkes Samachschari's, erhellt.

Hemde; Topi, eine konische Mütze (das französische toupé); Seri, ein weißes oder gefärbtes, mehr als einmal um die Lende geschlagenes Tuch, dessen eines Ende zum Knöchel niederhängt, das andere über die Schulter geschlagen wird; Tscholi, eine Art eng anliegender Spenzer, Pansupiari, ein Gemische von Betellaub, Arekanuß, Aneis, Coriander, Cardamomus; Phul, d. i. aus wohlriechenden Blumen gepreßtes Oel und Sandel. Auch hier wirft sich die bey tatarischen Geschenken so beliebte Neunzahl heraus. Der jährliche Geburtstag der Kinder ist ein großes Familienfest, wobey alljährlich an einem eigens dazu mitgebrachten rothen Faden ein Knoten geknüpft, und zu Ehren Mohammeds oder Noe's ein Fatcha gebetet wird; diese Festlichkeit heißt auf persisch Salgiri (Jahresnehmung). Wenn der Knabe oder das Mädchen vier Jahre, vier Monate oder vier Tage alt, erhält es den ersten Unterricht durch das Aussprechen und Lesen des Bismillah, d. i. der Formel: Im Namen Gottes (des Allmilden, des Allerbarmenden), welche allen Suren vorgesetzt ist. Die Ceremonie des ersten Prinzenunterrichts ist ein stehender Artikel in der osmanischen Reichsgeschichte, und das erste Blatt der vor drey Jahren ins Leben getretenen türkischen Staatszeitung enthält die Feyerlichkeit des ersten Unterrichts des fünfjährigen Prinzen S. Mahmuds. Nach dem Bismillah folgt die Fatiha, d. i. die erste Sure des Korans, und nach derselben die fünf ersten Verse der sechs und neunzigsten, der ersten dem Propheten vom Himmel gesandten: »1) Lies »im Namen deines Herrn, der dich erschaffen; 2) er hat den »Menschen aus geronnenem Blute erschaffen; 3) lies: dein Herr »ist der Geehrte, 4) welcher den Menschen durch di- Feder lehrte, »5) und ihm Kenntniß von dem, was er nicht gewußt, gewährte.« Der Lehrling schreibt das Bismillah mit einer in Safran- oder Sandelauflösung getauchten Feder, er selbst ist ganz gelb gekleidet; die Sure Fatiha, auf rothem Papier geschrieben, wird ihm auf goldenem oder silbernem Teller dargereicht; dann folgt die Bewirthung mit Leddus (Kuchen), über welchen zuvor das Fatiha gesprochen worden, mit Pilaw, Currey und Kebab (Braten) von allen Arten. Das den Knaben eigene Fest ist das der Beschneidung (Chatan), welche, wie aus den osmanischen Reichsgeschichten bekannt, nicht minder feyerlich, als die Hochzeit der Mädchen begangen wird, und auch mit den Vermählungsfesten den gemeinsamen Namen von Sur, d. i. Hochzeit, führt; Suri chatan ist die Beschneidungshochzeit, und Suri nikiah die Vermählungshochzeit, und die bey der einen und anderen gegebenen, durch mehrere Tage dauernden Belustigungen und Feste werden als Schmerzengeld betrachtet. Nachdem der Unterricht

mit der Lesung der ersten Sure des Korans begonnen, wird in der Lesung desselben fortgefahren; der Tag, wo der Knabe denselben vollendet, ist ein Familienfest. Die männlichen Verwandten werden durch mündliche Botschaft, die weiblichen durch die Sendung von Iladschi Cardamomus eingeladen. Der Knabe liest dann das Fatiha, dann einige der erhabensten Verse der zweyten und fünf und funfzigsten Sure, und endlich aus der sechs und dreyßigsten, welche sich wohl für das Ende des Unterrichts schickt, indem ihre Verse das von den Imamen den in den letzten Zügen Liegenden vorgesagte Sterbegebet, eine Erinnerung des Todes, welcher (nach Horaz ultima linea rerum) nach Mohammed als Prediger und Leser genügt. Hierauf erhält der Lehrer ein Geschenk, welches auch der Fall an den vier großen Festen des Jahres, dem Fastenende (1. Schewwal), dem Opferfeste (10. Silhidsche), welche zu Konstantinopel der große und kleine Bairam heißen, am letzten Mittwoch des Monats Ssafer, und am 14. Schaaban in der Nacht der Privilegien oder Diplome (Berat), in welcher die beyden Schutzengel des Menschen die Rollen der guten und bösen Thaten alljährlich ins himmlische Archiv abgeben, und dafür neue erhalten. Auch die Mannbarwerdung sowohl der Knaben als Mädchen wird als ein Familienfest gefeyert. Nun folgt der Unterricht in den fünf Säulen des Islams (das Glaubensbekenntniß, das Gebet fünfmal des Tages, die Faste im Ramasan, das Almosen und die Wallfahrt nach Mekka). Die von dem Uebersetzer beygesetzten landesüblichen Namen sind halb arabisch, halb indisch *). In diesem Abschnitte ist nichts, was nicht schon aus d'Ohsson und über die Wallfahrt insbesondere aus Burckhardts Reise in Arabien bekannt wäre. Weit umständlicher hingegen ist die in eilf Abschnitten des vierzehnten Kapitels gegebene Beschreibung der Vermählungsceremonien. Die Astrologie spielt bey moslimischen Heiraten in Indien keine mindere Rolle, als in China; der Verfasser theilt eine nach den sieben Planeten, vier Elementen und zwölf Himmelszeichen combinirte Glückstafel mit, so wie früher bey der Geburt des Kindes eine ähnliche horoscopische. Bey dem feyerlichen Begehren um die Braut und dem Verlobniß wird Betel gekaut, Zucker und Kuchen gegessen, die Thürschwelle unter feyer-

---

*) Besonders ist die alttürkische, aber auch im Neutürkischen als Bildungssylben von Adjectiven gebräuchliche Artikel Ki auffallend, welche keineswegs mit der persische Substantive bildenden Artikel Gi zu verwechseln ist, so heißt das Morgengebet Fedschr ki nemas, das Abendgebet Maghreb ki nemas, als wenn man auf türkisch sagte: Fedschrdeki olan nemas, Maghrebdeki olan nemas.

licher Ceremonie betreten, und Salz gekostet. Jede dieser Ceremonien hat ihren eigenen Namen. Ein Paar Tage oder auch ein Paar Wochen sitzen Braut und Bräutigam im Staate, und werden mit indischem Safran (Curcuma longa, auf englisch Turmeric) eingerieben. Diese sowohl als die meisten der folgenden Ceremonien sind rein indisch. Am Vorabend der obigen Einreibung des Curcuma wird Peti gefeyert, d. i. ein mit Blumenguirlanden umwundener, und um den Wuchs der Braut vorzustellen anmuthig gebogener Granatenzweig wird in einem, mit ungesottenem Reis gefüllten Topf gesteckt mit verschiedenen Früchten und Süßigkeiten umgeben; Sänger singen die ganze Nacht die Legende Seid Mesud Ghasi's von seiner Geburt bis zu seinem Martyrthum. In der Frühe trägt der Bräutigam, von den singenden Fakiren begleitet, den Topf mit dem Zweige auf den Schultern zum Fluß, auf den man ihn hinabschwimmen läßt; am Abend desselben Tages wird das eigentliche Hochzeitsschiff (Dschihas) vom Stapel gelassen. Dieses ist entweder eine Art von Stuhl, an dessen vier Füße Kürbisse angebunden sind, oder ein aus Bambus geflochtener Nachen, mit Früchten und Blumen behangen, mit Zucker, Betel und einer brennenden Lampe von geschmolzener Butter befrachtet. Der Bräutigam trägt dieses Vermählungsboot unter Fackelbegleitung auf dem Kopfe an das Ufer des Flusses, wo es flott gemacht wird. Von dem Tage der Safraneinreibung schickt die Braut täglich dem Bräutigam ein aus mehreren Gerichten bestehendes Frühstück.

In keinem ethnographischen Werke befindet sich eine so ausführliche Beschreibung von Vermählungsfeyerlichkeiten, wie diese; in den osmanischen Reichsgeschichten füllt zwar die Beschreibung der Beschneidungs- und Vermählungshochzeit viele Blätter, und es bestehen eigene Werke darüber; aber dort handelt es sich nur von den bey dieser Gelegenheit gegebenen Festen und Belustigungen; hier ist aber von den ins Kleinste gehenden Ceremonien gewöhnlicher Hochzeiten die Rede; es ist kaum möglich, daß die chinesischen noch ceremoniöser seyen, und wir können hier nur auf dieses Kapitel verweisen, welches nicht weniger als fünf und sechzig Seiten füllt. Mit gleicher, in die kleinsten Details eingehender, und alle Gegenstände mit ihren indischen Namen benennenden Genauigkeit sind die Feste des Moharrem (des ersten Monats des moslimischen Jahres), in dem folgenden Hauptstücke beschrieben. Alle persischen Reisebeschreibungen sprechen von dem Feste der Todtenfeyer, der Weheklage über Husein's Martyrthum am Tage Aaschura (10. Moharrem); aber nirgends ist das Gemälde wie hier ins Kleinste ausgemalt. Nach einer aus den besten Quellen gezogenen kurzen Geschichte der Vergiftung

Hasan's zu Medina und der Erdurstung Husein's auf dem Schlachtfelde von Kerbela werden die Feyerlichkeiten der ersten neun Tage des Moharrems beschrieben, welche nur Vorbereitungen zum Trauerfeste des zehnten. Es werden besondere Trauerhäuser erbaut, welche Aaschurchane heißen, und mit allen Requisiten dieser großen Trauer versehen sind, nämlich mit Fahnen, Särgen, glänzenden Schirmen, Borraken, d. i. geflügelte Pferde mit Menschengesichtern, als Ebenbild des Wunderthieres, auf welchem der Prophet die nächtliche Himmelfahrt vollbrachte; vor jedem dieser Trauerhäuser wird ein runder Brunnen gegraben, in welchem täglich Feuer angezündet wird, um welches Alte und Junge mit Stöcken und Schwertern springen, und in einem fort o Ali! o Ali! Schah Hasan! Schah Hasan! Schah Husein! Schah Husein! Hai dost! Hai dost! d. i. Hey Freund, Hey Freund! unaufhörlich wiederholen; einige, die sich hiezu verlobt, springen durch das Feuer; andere, nachdem die Flamme verlöscht, in den Kohlenbrand und wieder heraus; die Weiber schreyen Hey! Hey! Alle drey! (Ali, Hasan und Husein), Schah Dschowan! Schah Dschowan! d. i. Fürst der Jugend, in Blut, in Blut! gefallen! gefallen! Tod! Tod! und zuletzt nur einmal in langgedehntem Rufe: o Ali! Am dritten oder vierten Tage wird das Trauerhaus mit Teppichen, Tapeten, Gewölbdecken, Hangleuchtern, Bodenlampen, Wachskerzen, mit Geländern und Rändern für Räucherkerzen, mit Fischen aus Papier oder Flittern, mit Straußeneyern, künstlichen Blumen, Springbrunnen, Fahnen und Standarten ausgeschmückt. Besonders spielen die Fahnen und Standarten eine große Rolle; die indischen königlichen sind zweyerley: Mahi, d. i. die Fischstandarten, so genannt, weil sie aus einem goldenen oder silbernen Fische bestehen, der auf einer hohen, durchaus mit reichem Stoffe umwundenen Stange getragen wird; die zweyte Art sind die Muretteb (geordneten oder aufgeputzten), welche aus einer, auf einem Bambusrohre befestigten Flagge bestehen, und welche ebenfalls mit Tasch, d. i. Gold- oder Silberstoff, Bedele, d. i. Seidenstoff, Mokeisch, d. i. Gold- oder Silberfaden, Serbeft, d. i. Goldgewebe, und Tafta, d. i. Taft, geschmückt sind; diese letzten, die eigentlichen Fahnen der Regimenter, werden denselben auf Elephanten vorgetragen. In Nachahmung dieser königlichen Standarten und Fahnen werden eine Menge Fahnen der Familie Ali aufgepflanzt, welche Pendsche heißen. Pendsche, der persische Name für Faust, wird im osmanischen Reiche insgemein für Namenszug oder Unterschrift gebraucht *); hier aber ist es im eigentlich-

*) Gesch. des osman. Reichs VII. 129.

sten Sinne für die Hand gemeint, und knüpft sich als Standarte an die main de justice der alten französischen Könige; diese Fahnen heißen: 1) die Hand Haider's, d. i. des Löwen (ein Name Ali's); 2) die Hand Murtesa's, d. i. des Auserwählten (Ali's); 3) die Hand des Löwen Gottes; 4) die Hand des Kundmachers der Wunderwerke; 5) die Hand des Lösers der Schwierigkeiten; 6) die hasanische; 7) die huseinische; 8) die der Fatima; 9) die des Abbas; 10) die Kasim's; 11) die der zwölf Imame; 12) die Sulfikars (des Schwertes Ali's). Sie werden auf vergoldeten oder versilberten, mit reichen Stoffen umwundenen Stäben vor dem Trauerhause aufgesteckt, und vor jede derselben Murschhel, d. i. Fächer, um die Fliegen abzutreiben, und Udsus, d. i. Kohlenheerde, um Aloe zu verbrennen, aufgerichtet. Auf der andern Seite dieser Handfahnen ist öfters der Fuß des Propheten abgebildet, so daß sie wirklich Hand und Fuß haben. Bey der Aufpflanzung wird ein Fatiha über Zucker und Sorbet gebetet, und diese dann unter die Armen vertheilt; alle Abend wird vor denselben der Koran gelesen, in der Nacht die Legenden aus dem Rausatusch-schuheda, d. i. der Garten der Märtyrer, von Husein Kaschifi gelesen, und Todtenklagen (Mersije) abgesungen; diese Vigilien heißen Schebbaidari. Am siebenten Tage des Trauerfestes (oder am fünften, nach der Frau Mir Hasan Ali Bericht) setzt sich die Fahne Kasim des Märtyrers, welche von den übrigen mit einem kleinen goldenen oder silbernen Schattendache ausgezeichnet ist, die erste in Bewegung; sie wird von einem Handpferde getragen, oder wenn man kein Pferd bestreiten kann, von einem zu Fuß wie ein Wahnsinniger hin und her rennenden Fähnrich. Die Bajaderen singen Todtenklagen, und Alle rennen der Fahne nach, indem sie wie Wahnsinnige Dulha! Dulha! d. i. der Bräutigam! der Bräutigam! schreyen, weil Kasim am Morgen der Schlacht von Kerbela unmittelbar vor seinem Martyrtode vermählt ward. Die Fahne Kasim's besucht die andern Trauerhäuser, und kömmt dann nach Hause, wo der Träger derselben wie ein Todter behandelt, auf die Bahre niedergelegt, und über ihn Weheklage geheult wird. Der mit einem Fatiha eingesegnete Scherbet heißt die Kriegslimonade, und wird unter die Fakire ausgetheilt.

An demselben Tage, wo die Fahne auszieht, hält auch die heilige Lanze ihren Umgang, am Ende derselben wird ein Turban aufgesteckt, welcher den Kopf Huseins vorstellt, der auf diese Art auf Jesids Befehl auf einer Lanze aufgesteckt herumgetragen ward; öfters hängen von einem am Ende derselben befestigten Querholze noch zwey Schwerter herab; der Träger der Lanze wird in jedem Trauerhause mit Asche vom Aloeherde bewillkommt,

die er sich und seinen Kindern einreibt, und öfters davon ißt. Die Lanze wird bey ihrer Rückkehr vor dem Trauerhause aufgesteckt, und wenn die Särge und Fahnen ausziehen, wird sie immer vorausgetragen; am selben Tage Abends ziehen die anderen Fahnen (Hasan's, Husein's, Fatima's, Sulfikar's) unter großem Wehgeheule aus, und ihnen folgt der Nal Ssahib, d. i. Freund Hufeisen; ein aus Gold, Silber, Stahl, Kupfer, Erz oder anderen Metallen verfertigtes Hufeisen, welches das des schnellen Renners Huseins vorstellt; mit diesem Hufeisen rennen die Träger, den Lauf des Renners vorstellend, so heftig hin und her, daß sie auf dem Wege alles, was ihnen aufstößt, niederstoßen; mit ihnen läuft und rennt eine Menge von Begleitern mit Parasolen aus Papier oder Flittern auf einem Bambusrohre; von dem Sonnenschirme hängen ein Paar Stricke nieder; das untere Ende des Bambusstockes wird an den Gürtel gestemmt, mit der einen Hand gehalten, in der andern der Strick, womit das Gewicht des Parasols künstlich balancirt wird; so oft der Träger des heiligen Hufeisens Halt macht, bleiben auch die Begleiter stehen, und schütteln ihre Parasole über dem Haupte desselben. Viele Frauen verloben sich zu dem heiligen Hufeisen mit dem Gelübde, daß wenn sie einen Sohn bekommen, derselbe auch als Begleiter der Prozession mitrennen soll. Am Abend des achten und neunten Tages ziehen die andern Fahnen auf dieselbe Weise aus, am Abend des zehnten Tages aber alle Särge und Fahnen, die Fahne Kasim's ausgenommen, und halten Schebgescht, d. i. nächtlichen Umgang. Die Straßen sind beleuchtet, und auf ausgespannten weißen Tüchern werden durch Zauberlaternen Schlachtstücke und dergleichen vorgestellt. Der Tabut, d. i. der Sarg, oder die Taasije, d. i. die Bahre, welche in dieser nächtlichen Prozession herumgetragen wird, ist weder ein Sarg, noch eine Bahre im wahren Sinne des Wortes, sondern ein aus Bambusrohr und Papier verfertigtes Ebenbild des Mausoleums Husein zu Kerbela mit seinem Dome; inwendig sind zwey Gräber, die Hasan's und Husein's vorstellend, und Lampen, welche das Ganze erleuchten. Manche verfertigen dieses Mausoleum aus farbigem Wachs, das auf dem Wege immer mit Wasser besprengt wird, damit es von der Hitze der Fackeln nicht schmelze; manchmal stellt das Mausoleum nicht das Husein's von Kerbela, sondern das des Propheten zu Medina vor; es wird bald aus den kostbarsten, bald aus den gemeinsten Materien verfertigt, aus Elfenbein, Ebenholz, Sandel-, Cederholz, goldenem, silbernem Filagran, bis herunter zu Papier und Bambus; manche tragen statt des Mausoleums einen Schahnischin, d. i. Königserker oder Dadmahall, d. i. Gerechtigkeitspallast, herum;

dieses stellt einen Pallast vor, in welchem Fahnen aufgepflanzt sind, und an dessen vier Enden sich Laternen drehen, so daß das Ganze auch Tscharchi Fanus, d. i. kreisende Laterne, heißt. Einige umgeben die Mausoleen und Fahnen mit Schirmen von Frauenglas, welche Tutian heißen, und von denen die vor denselben angezündeten blauen Lichter mit unbeschreiblicher magischer Wirkung zurückgespiegelt werden. Viele hunderttausend Rupien werden jährlich auf die Verfertigung solcher Lichtschirme verwendet, welche besonders zu Haiderabad üblich sind. Einige richten in dem Trauerhause noch künstliche Bäume mit Blüthen, Früchten, Eichkätzchen und anderen Thieren auf, welche von der staunenden Menge angegafft werden; auch Figuren von Menschen in allerley Stellung, betende, stehende, sitzende, wachhaltende, allerhand Vögel und Thiere; in manchen dieser Trauerhäuser sitzt auf einer Estrade eine weibliche Figur, welche Reis mahlt. In der Nacht des siebenten Moharrem wird der Borak, d. i. das Ebenbild des Prophetenhippogryphen, zwey oder drey Fuß hoch von Holz, auf das schönste bemalt und ausgeschmückt, von dem Hause des Malers nach dem Trauerhause unter Fackelbegleitung getragen. Während der dreyzehn Tage, als das Trauerfest dauert, fasten die Frömmeren, alle aber sind besonderer Reinlichkeit beflissen; am fünften Tage legen die meisten das Halsband der Banwafakire an, welche aus Trauer über Hasan's und Husein's Tod Fakire geworden; dieses sonst härene Halsband wird für diese Gelegenheit aus grünen und rothen Fäden geflochten; das Grün bedeutet die Farbe des Leichnams des durch Gift gestorbenen Hasan, das Roth den blutigen Martyrtod Husein's. Dieses ist eine ganz neue Erklärung der Vorliebe der Moslimen für Grün und Roth, welches, wie bekannt, auch die Lieblingsfarben der Türken, wiewohl diese keine Schii sind. Die Fakire legen (die meisten am fünften Tage des Festes) besondere Kleider an, in welchen sie als eigene Charaktere figuriren, so daß das Ganze eigentlich eine Trauermaskerade dieser Bettelbruderschaften. Der Verfasser gibt umständliche Kunde von nicht weniger als sieben und vierzig derselben, von denen wir hier nur die sieben letzten anführen wollen: 41) Tschindereschah (King Ragamuffin), d. i. der Lumpenkönig, ganz mit Lumpen behangen; 42) Chinderschah (Tatterdemalion, or King Clout), d. i. der Tattermann, acht oder zehn lumpichte Kerle mit Halsbinden aus Fetzen prügeln sich einander, und rollen sich dann auf der Erde vor dem Trauerhause; 43) Gelif Schah (King Filth), d. i. der Nachtkönig, mit einem schwarzen Flecke an der Stirne gezeichnet, ganz mit Honig überstrichen, um die Fliegen anzuziehen, satyrische Verse singend; 44) Ritsch

Schah (King Bear) schreckt als Zottelbär Weiber und Kinder; 45) Burr Burruk Schah (King Double-drum) mit ungeheurem Turban, eine Burburka, d. i. eine doppelte Trommel, in der Hand führend; 46) Marwari stellt einen marwarischen Handelsmann vor mit einer langen Feder hinter dem Ohr, einem Rechenbuche in der Hand, mit ein Paar versiegelten Säcken mit Scherben, statt der Säcke mit Goldstücken; sie sprechen und schachern auf marwarisch zur großen Belustigung der Zuhörer; 47) Unt Schah, d. i. Königskamehl; in einem aus Bambusrohr und Papier verfertigten Kamehl steckt der Fakir, dessen obere Hälfte den auf dem Kamehl sitzenden Mann vorstellt, wie unsere Kavallerie zu Fuß auf dem Theater.

Die Frau Mir Ali Hasan beschreibt ebenfalls das Trauerfest, doch nicht so umständlich, und mit einiger Verschiedenheit der Benennungen; so heißt bey ihr das Trauerhaus Imambare, wörtlich die Imamsbahre, welche Benennung in Persien die gewöhnlichere zu seyn scheint; und Tasije, d. i. die Trauer, nennt sie den Sarg, der insgemein Tabut heißt; sie bemerkt, daß die Erbauer solcher Trauerhäuser oder Todtenkapellen zum Andenken des Martyrthums Husein's dieselben nicht selten als Mausoleen für ihre ganze Familie bestimmen, wiewohl diese insgemein Makbere, d. i. Grabstätten, genannt, meistens auf sehr ins Auge fallende Stellen gebaut, ihrer endlichen Bestimmung nach von der Imambare verschieden sind. Die jeden Abend gehaltene Trauerversammlung heißt Medschlis, und einer der in der Stadt beliebtesten Molla liest die Legende des Martyrthums Husein's entweder aus dem Garten der Martyrer Kaschifi's, oder aus dem persischen Werke Dih Medschali's, d. i. die zehn Versammlungen. Die Verfasserin beschreibt als die festlichste der Nächte die des siebenten Moharrems, welche die Nacht von Maindhie (Alhenna) heißt, und die Hochzeit Kasim's vorstellen soll; es ist dieselbe nächtliche Prozession, welche bey Herklots Schebgescht heißt; die Verfasserin war zu Leknau Augenzeugin der festlichen Sendung des Maindhie, welches der erste Minister von Aud an das Imambare des Königs sandte; die Wände der Trauerkapelle waren mit Spiegeln und farbigen Gläsern bedeckt, die herrlichsten Kronleuchter, deren einer mit hundert Wachskerzen strahlte, wechselten mit farbigen Lampen ab, deren blaue, grüne und rothe Flammen über das Ganze eine magische Beleuchtung ausgossen; in der Mitte stand der Sarg aus grünem Glas, zu dessen Rechten ein ungeheurer Löwe und zur Linken ein ungeheurer Fisch. Löwe und Fisch sind in Indien (wie die Note S. 77 bemerkt) seit der mongolischen Herrschaft Symbole der obersten Herrschergewalt, aber der Fisch

kömmt ja schon in dem Paniere Kamadiu's, des indischen Gottes der Liebe, vor. Das Minber (die Rednerkanzel) dieses königlichen heiligen Grabes war ganz von Silber; über dreytausend Köpfe war das Gefolge der Prozession stark, welches die verschiedenen Trachten von Maindhie, Früchten, Zuckerwerke, Blumengewinden und andere gewöhnliche Hochzeitsgeschenke begleitete, alle für die Hochzeit des Martyrs Kasim gemeint; Banden von Musikanten, Fackelträgern machten den Zug fröhlich und hell; die Herren vom Hofe stiegen ab, und gingen mit den Trachten der Geschenke und mit dem Duldul (welches der Name des Maulesels Mohammeds, hier aber ein edler Renner, das Leibpferd Kasim's vorstellte) hinein, um mit demselben die Runde um den Sarg zu machen; hier wurden die Trachten der Geschenke sammt dem Palankine u. s. w. niedergelegt, bis zum zehnten Tage des Festes, wo sie herausgenommen werden, um den Schah bey der Prozession der Grablegung ins heilige Grab von Kerbela zu begleiten. An diesem Tage, dem Todestage Husein's, eröffnen die heiligen obgenannten Fahnen den Zug; ihnen folgt eine Musikbande; dann der Schwertträger, der auf einem schwarzen Stabe den umgekehrten Bogen mit funkelndem, an dem Querholze aufgehangenen, Säbel trägt; zu seinen beyden Seiten Träger von schwarzen, hohen Stangen, von denen lange Flaggen schwarzer, ungesponnener Seide niederströmen, um Trauer und Verzweiflung auszudrücken; dann Duldul mit all der feyerlichen Begleitung, wie wenn der Schah ausreitet; voraus ein Mann zu Pferde mit dem Sonnenpanier (Afitabe, nicht afthandah, wie die Verfasserin irrig gehört und geschrieben); dieses ist ein großer, zwey Klafter im Durchmesser messender Reif, mit rothem Sammt überspannt, auf dessen beyden Seiten eine flammende Sonne gestickt, und dessen Einfassung mit reichen goldenen und seidenen Zotteln die Flammen der Sonne vorstellt; wohlgekleidete Stallleute führen die Zügel des Pferdes. Der Träger der Pfauenfedern, welcher sowohl auf den ägyptischen als persepolitanischen Monumenten zu sehen, und der königliche Sonnenschirm über den Kopf des Duldul gehalten; dann Furiere oder Herolde (Tschopdar, nicht chobdhaahs) mit langen silbernen und goldenen Stäben. Die Träger goldener und silberner Fische, die Herkare, d. i. Läufer und Eilboten, welche kleine, dreyeckige Paniere mit silbernen Griffen tragen; der Sonnenschirm (Tschete oder Tschadir) ist ein ausschließliches königliches Attribut, dessen sich neben dem Schah nur der englische Resident (als von gleichem Range) bedienen darf; so wie der Pfauenfächer (Tschauri) und die Huka, d. i. die Vorrichtung zum Tabakrauchen, wo der Rauch mittels langen biegsamen Schlauches durch das Wasser

gezogen wird (in Persien Kaliun, in der Türkey Nargile genannt). Der Sattel Duldnls ist mit Husein's Panzerwamms, goldenem Turban, einem reich mit Juwelen besetzten Schwert und goldgestickter Scheide geziert; dann Rauchfaßträger, welche an goldenen und silbernen Ketten die Rauchfässer in die Luft, und dieselbe mit Weihrauch durchdüften; nach ihnen der Sänger der Todtenklage (Mersie nicht Musseeah), welcher eine oder ein Paar Strophen singt, während das Gefolge barkopf und barfuß sich Stroh und Spreu auf den Kopf streut, und ungeheuer heult, um den Schmerz der Klage auszudrücken. Nun folgt erst der Sarg Husein's, über welchen auf Silberstangen ein grüner, goldgestickter Baldachin getragen wird, wie dieses bey den indischen Begräbnissen der Großen Sitte; hierauf das Modell des Grabes Kasim's, ebenfalls unter einem Baldachin; dann der Palankin und das silberne Gefäß mit Sandelholz (Tschendel und nicht chundale); die Trachten mit Maindhie, die künstlichen Blumen von Glimmer (Ebrek, d. i. mica) und die andern Zugehöre indischer Hochzeit; dann die Kamehle und Elephanten, die Zelte und Gepäcke Husein's, welche den Marsch von Medina nach Kerbela vorstellen; die auf dem Rücken der Elephanten sitzenden Hofdiener theilen Brot unter die Armen aus, wobey sich die Verfasserin der Bohnen der englischen Charfreytagskuchen erinnert.

Bey Herklots wird noch eine besondere Art von Gelübde beschrieben, welche nur während dieses Festes Statt haben, und Lenger Nikalna, d. i. das Nehmen des Ankers, heißen; Männer und Weiber verloben sich z. B., daß wenn ihnen ein Kind geboren wird, sie noch eine gewisse Zahl von Jahren den Anker nehmen wollen. Wir wollen hier den Verfasser ganz allein sprechen lassen, um eine Probe seines reich mit indischen Wörtern gestickten und gespickten Styles zu geben, wodurch die Lesung des Werkes zwar äußerst lehrreich, aber auch äußerst mühsam, indem bey den im Texte nicht erklärten Wörtern man immer das Register und das Glossar des Anhanges zu Rathe ziehen muß. Das Ankergelübde wird also auf folgende Weise vollzogen:

»Man befestigt um die Lenden des Knaben oder Mädchens einen Blumengürtel oder eine Guirlande von Sebsai [1]), mit oder ohne eiserne Kette, welche beyde lang genug, um nachzuschleppen; in die eine Hand des Kindes gibt man ein Ud Betti kaidschar [2]), in die andere eine silberne Aalem [3]), von dem Werthe von zwey oder vier Annas [4]), oder eine goldene, zehn oder funfzehn Rupien [5]) werth; man

[1]) Ocimum basilicum lin. [2]) Styrax Benzoin. [3]) Standarte, vom Verfasser immer Ullum geschrieben. [4]) Eine indische Silbermünze, zwey Pence werth. [5]) Diese stellt den Anker vor.

hält einen Baldachin über ihn, und er wird auf beyden Seiten von einer Schaar Buben begleitet, deren jeder ein Kokosblatt oder eine kleine Fahne in der Hand trägt. In zehn oder zwölf große Krüge wird Scherbet gefüllt, diese werden mit ihren irdenen Deckeln bedeckt, und auf jede derselben ein kleiner Topf gesetzt; um den Hals der großen Krüge werden Blumenkränze und Guirlanden von Sebsailaub mit rothem Faden befestigt, von außen mit Sandel bestreut, und diese Krüge mittels Bhengis [1]) von Kulis [2]) auf den Köpfen getragen. Auf besonderen Tragen wird Zucker oder Gur [3]) getragen; auf ein Paar Schüsseln Pilaw [4]) oder Khitschri [5]), einiges bares Geld, Benzoeharz, Blumen, ein Bündel Holz, dann Musik mit Fakiren, von dem Orden der Barewa [6]) oder Gheggri [7]). Nachts wird der Zug von Fackeln und Feuerwerk und dem lauten Geschrey: Schah Hussein! Ja Ali! Ja Imam! begleitet, und unter beständiger Verbrennung von Benzoe begibt sich der Zug nach dem Aaschurchane [8]); wenn der Zug an demselben angelangt, geht er dreymal um das Alawe [9]); der Holzbündel wird in dasselbe geworfen, und vor den Aalems Fatiha [10]) gebetet. Der Mudschawir [11]) legt die gebrachten Blumen auf das Pendsche [12]), nimmt den Lenger [13]) (den Blumenkranz mit der eisernen Kette) von den Lenden des Kindes, gibt den Benzoebaum der Partey zurück, behält aber die Schüssel mit Khitschri und Pilaw und ein Paar Krüge Scherbet mit der dem Aalem dargebrachten baaren Münze; hierauf wird nach hergesagtem Fatiha ein oder zwey Gherrai [14]) Scherbets in die Alawa gegossen. Der Zug kehrt in derselben Ordnung wieder zurück, und die Begleiter werden ohne Fleisch und Fisch mit Khitschri, Scherbet, Dehi [15]), Tschetnian [16]), Selnai [17]), Terkarian [18]) bewirthet. In einigen Gegenden geloben arme Hindus sowohl als Moslimen statt der Gabe, daß im Falle ihre Wünsche erfüllt werden, sie dem Scheddai [19]) eine oder zwey kleine Silber-Aalem und drey oder vier Krüge Ghurscherbet mit etwas Khitschri, und ein und ein Viertel oder eine halbe Peis [20]), als ein Tschiraghi [21]) und etwas Benzoe und Blumen für die Aalems senden wollen. Auch die Edlen und Reichen nehmen Lenger, sey es um ein Gelübde zu vollziehen oder nicht; dieses geschieht mit dem größten Staate: zuerst die von Elephanten getragenen Standarten, dann die Raketen-

---

[1]) Stäbe mit niederhängenden Stöcken, um damit Lasten zu umschlingen und zu tragen. [2]) Lastträger. [3]) Roher Zucker, Melasses. [4]) Gekrüllter Reis. [5]) Eine Art gedünsten Reißes, in Glossaren mit der ganzen Zurichtung beschrieben. [6]) Die Fakire Banewa sind dieselben mit den Derwischen Kadiri Vorderasiens, deren Stifter Abulkadir Gilani. [7]) Eine Art wahnsinniger Derwische, deren Aufzug in Nr. 39 der Trauerbruderschaften umständlich beschrieben ist. [8]) Das Trauerhaus. [9]) Die Feuergrube. [10]) Die erste Sure des Korans. [11]) Der Eigenthümer. [12]) Die Hand der Standarte, welche die Hand Ali's vorstellt. [13]) Anker. [14]) Großer Krug, das französische jarre. [15]) Saure Milch. [16]) Sauer eingemachte Zwiebel und Knoblauch. [17]) Mit Burry eingemachtes Fleisch. [18]) Mit Pfeffer eingemachtes Gemüse. [19]) Eine der verschiedenen Fahnen. [20]) Pice, eine Münze. [21]) Ein Clienten- oder Lampengeschenk; denn Tschiragh heißt sowohl Client, als eine Lampe.

männer, Trommler, denen eine Linie Fußvolkes folgt; hinter ihnen spielen die Nakaradschi [1]) in Haudedsch [2]), dann kommen wieder Chaßberdare [3]), eine Zahl angesehener Leute, theils auf Elephanten, theils zu Fuß; Männer, ihre Flinten abfeuernd; Pferde, reichlich gezìemirt, und Musikanten, denen Lastträger folgen, welche Zweige von Orangenbäumen und eine Fülle von Kokoslaub tragen; hernach ein Schemiane [4]), gestickt oder von einfachem weißen Tuche, unter welchem das Individuum, in dessen Namen das Gelübde gemacht worden war, mit einem Blumenkranze und einer silbernen, an den Lenden befestigten Kette, in der einen Hand zehn oder zwölf kleine, silberne Aalems, und in der anderen fünf oder sechs Zweige des Benzoebaumes haltend; manchmal folgen Tänzerinnen, Mersije [5]) singend, und Alle schreyen: Ja Ali! Ja Ali! Ja Hasan! Ja Hasan! Ja Husein! Ja Husein! Dulha! Dulha!«

Auf diese Art ist das ganze, über fünfhundert Seiten starke Buch geschrieben; in jeder Zeile stößt der mit indischen Sitten und Gebräuchen nicht vertraute Leser auf Worte, deren Bedeutung er erst in dem Glossar suchen muß, also, wie gesagt, eine lehrreiche, aber mühsame Lectüre, durchaus weit umständlicher und genauer, als die Frau Mir Hasan Ali; bey dieser fallen die Tage des Trauerfestes mit den zehn ersten des Moharrems zusammen; Herklots aber, oder vielmehr Dschaafer Scherif, unterscheidet zwischen den Tagen des Monats und denen des Festes, welche Chan [6]) heißen, und welche denen des Monats um Einen voraus, weil das Fest selbst schon am Vorabende des ersten Moharrems beginnt, so daß der zehnte Moharrem der Tag des Martyrthums der eilfte Chan; an diesem Tage werden alle Standarten und Särge mit denselben Ceremonien, wie in der vorhergehenden Nacht, nach dem Platze getragen, welcher die Ebene von Kerbela vorstellt, und der sich immer in der Nähe eines Wassers oder Teiches befinden muß, wodurch der Salzsee der Wüste vorgestellt, und die Marter des Durstes Husein von selbem

---

[1]) Kleine Trommeln. [2]) Senften. [3]) Flintenschützen. [4]) Baldachin, canopy. [5]) Todtenklage.

[6]) Chan heißt nach dem Verfasser (S. 172) der Abend, an welchem der Neumond des Moharrems sichtbar, welcher erst mit dem folgenden Tage beginnt, hier also ein Zeitenmaß; Chan ist aber auch ein indisches astronomisches Himmelmaß, und ist in dieser Bedeutung in keinem der bekannten persischen Wörterbücher, nicht einmal im Siebenmeer zu finden; es bedeutet die zwey und dreyßig Punkte der Windrose, welche bey den Arabern nach verschiedenen Gestirnen benennt werden: umständliche Notiz davon findet sich in dem eben so seltenen als kostbaren Werke Muhit (der Ocean) über die Schiffahrt der indischen Meere, von Seid Ali, dem Flottenbefehlshaber Suleimans des Großen am rothen Meere.

um so eindringlicher und kläglicher dargestellt wird. Ehe die Fahnen und Standarten von den Trauerhäusern aufbrechen, wird ein Topf mit Milch und Scherbet und einigen Pfennigen in den Grund der Feuergrube gestellt, dieselbe verschüttet und mit Erde aufgeschüttet, worein ein Granatenzweig gesteckt wird; das nächste Jahr, wann die Grube wieder aufgegraben, und der Topf herausgenommen wird, kaufen die Weiber die Pfennige, durchbohren sie, und hängen sie den Kindern als Talismane um den Hals.

Auf der Ebene von Kerbela strömt alles Volk zusammen, überall Buden voll von Früchten und Zuckerkuchen, überall Taschenspieler, Gaukler, Ringer, Bären- und Affentreiber, Schaukeln und Schwingen, Trinkanstalten, wo Wasser und Scherbet ausgetheilt wird; Wasserträger, welche mit ihren Schläuchen und Bechern klirren, und um ein Paar Pfennige oder umsonst Wasser austheilen. Nachdem die Fahnen und Standarteu, die Särge und Mausoleen am Rande des Wassers aufgepflanzt sind, wird im Namen Husein's und der Martyrer durch ein Fatiha die Weihe gesprochen über Rote (mit Sandel bestreutes weißes Brot), Scherbet, Tschunggai (Kuchen aus Mehl, Zucker und Butter), Khitschri (eine Art gewürzter Pastete), Pilaw u. s. w., was alles theils auf der Stelle gegessen, theils als Geweihtes nach Hause getragen wird. Nachdem das Mausoleum (Tabut oder Tasije) seines äußeren Schmuckes entkleidet, und die Standarten herausgetragen worden, werden die zwey Särge, welche darin stehen, herausgenommen, und ins Wasser getaucht, oder wohl auch hineingeworfen; aller Flitterstaat, welcher dieselben bedeckte, wird als Reliquie zerrissen und vertheilt; die Borrake, d. i. die Wunderrosse der nächtlichen Himmelfahrt, und Nalßahib, d. i. die Hufeisenstandarten Ali's, werden nicht ins Wasser getaucht, sondern nach Hause geführt, und bis aufs nächste Jahr aufbewahrt, die letzte mit Sandel eingeschmiert. Alle die, welche sich für die Zeit der Trauer als Fakire verkleidet hatten, entkleiden sich nun, und beginnen Fleisch zu essen; Einige halten am Tage des Martyrthums (Schehadetrus) Nachmittag noch einen besonderen Todtenumgang mit einer Anzahl von kleinen, aus Bambus geflochtenen, mit weißem Tuche bedeckten Särgen, welche die der zwey und siebzig zu Kerbela gefallenen Martyrer vorstellen, und in Bengalen gewöhnlich deren so viele sind; diese werden mit den nämlichen Ceremonien und unter Absingung von Trauerhymnen nach der Ebene von Kerbela getragen; im Rückwege rennen die Träger damit so schnell sie können, und schreyen unabläßlich: Din! Din! d. i. Religion! Religion! Noch drey Tage nach dem des Märtyrthums dauern die Festlichkeiten fort;

sie füllen also die erste Hälfte des Moharrems, das heißt, des heiligen Monats. Die ersten dreyzehn Tage des folgenden zweyten Monats (Ssafer) sind zwar keine festlichen, aber unglückliche, in welchen weder gut heiraten, noch sonst etwas zu unternehmen räthlich; als Grund davon gilt zwar die letzte Krankheit des Propheten, welcher durch die ersten zwey Tage des Ssafers ernstlich krank, am dritten besser geworden; aber sonderbar genug gilt auch bey den Römern der zweyte Monat des Jahres für einen unglücklichen und den Heiraten ungünstigen; am dreyzehnten verrichtet man Taisi *), d. i. man badet sich, und vertheilt ein Gemische von Hülsen- und Kornfrüchten. Auch der letzte Mittwoch dieses Monats ist ein unglücklicher Tag, an welchem gebadet und gebetet wird; nach Chardin heißen die Perser diesen Mittwoch den Tag der Todestrompete, welche der Todesengel an diesem Tage zur Auferstehung blasen wird. Hr. Garcin de Tassy führt aus dem zu Calcutta gedruckten Gebetbuche Hedajet bloß das für diesen Tag bestimmte Gebet an; aber weit besser belehrt der Verfasser des Kamus sowohl über den Grund, warum dieser Tag unglücklich, als über die an demselben üblichen Religionsgebräuche; der Prophet badete in seiner letzten Todeskrankheit an diesem Tage das letzte Mal, dem zu Andenken schreiben die Moslimen an diesem Tage früh Morgens die sieben Selame des Korans mit Safran oder gefärbtem Rosenwasser auf ein Mango-, Pipul-, Platanen- oder Papierblatt. Diese sieben Selame des Korans, welche hier im Kanun zum ersten Male zusammengestellt worden, sind die folgenden: 1) Selam (Heil) ist das Wort vom Herrn dem Allerbarmenden (XXXVI. 57); 2) Selam über Noe in den Welten (XXXVII. 80); 3) Selam über Ibrahim (ebenda 110); 4) Selam über Moses und Aaron (ebenda 120); 5) Selam über Elias (ebenda 130); 6) Selam Euch, glücklich seyd Ihr, Ihr gehet ins Paradies, und bleibet ewig darin! (XXXIX. 73); 7) Selam (Heil) ist die Nacht (Kadr) bis zum Aufgange der Morgenröthe (XCVII. 5). Der Prophet starb am zwölften des folgenden Monats Rebiulewwel (6. Junius 632), weßhalb auch die ersten zwölf Tage des Monats der Lesung des Korans, der Ueberlieferung und Lobhymnen auf den Propheten gewidmet sind. Die Lobhymnen des Propheten sind dreyerley: die allgemeinen (Naat oder Derud), die auf seine Geburt (Mewludije) und die auf seine nächtliche

*) Nach der Note in Herklots heißt Taisi bloß der Tag des Mondes, beyläufig wie Chan im Moharrem; Hr. Garcin de Tassy liest und spricht es Tisi, und übersetzt es daher irrig mit violence.

Himmelfahrt (Miradschije); die Schiiten nehmen aber den 28. Ssafer, d. i. den 25. May (welcher i. J. 632 auch ein Montag war), als den Todestag des Propheten an. Am 12. Rebiulewwel werden die Abdrücke des Fußes des Propheten oder Reliquien von seinen Haaren, mit deren Besitze einige Gläubigen beglückt sind, in einem erleuchteten und geschmückten Saale besonders der Verehrung ausgesetzt; es haben feyerliche Nachtaufzüge, wie in den Traueraufzügen des Moharrems Statt; am Vorabende des Todestages wird das Sandelfest des Propheten gefeyert; einige Becher mit Ergedscha (ein wohlriechendes Räucherpulver) werden auf einen Borrak (Himmelfahrtsgaul oder Tabut, Sarcophag) gesetzt, und mit einer Blumendecke bedeckt; daneben werden zehn oder zwölf Trachten Melida, d. i. mit Aneis oder Cardamom bestreuten Weizenkuchen getragen, mit Badscha und Tasa (zwey Arten von Trommeln) begleitet, und dabey Derud und Mewlud gesungen; so geht der Zug nach dem Hause, wo der Abdruck der Prophetensohle oder Haar desselben in einem Silberrohre aufbewahrt, verehrt wird. Der Todestag des Propheten heißt Bare wefat, d. i. die Zwölftod, weil es der zwölfte des Monats, und nicht die zwölf Tode, wie Hr. G. de Tassy es übersetzt. Das Monat heißt im Persischen auch Beharije, d. i. das Frühlingsmonat, welches die Uebersetzung des arabischen Rebi, denn das alte Jahr der Araber war ein Sonnenjahr, und kein Mondesjahr, wie Hr. G. de T. sehr richtig sagt: Il est bon de rappeler ici que l'année des anciens Arabes était solaire et se divisait en six saisons comme celle des Indiens.

Am eilften Tage des folgenden Monats (Rebies-sani) wird in Indien das Fest eines moslimischen Heiligen gefeyert, welchen zwar sowohl G. de T. als Herklots für den größten der Heiligen erklären, indem sie beyde denselben Ehrennamen als Piri Piran, d. i. der Meister der Meister, Mohijeddin, d. i. der Wiedererwecker des Glaubens, Ghaus ol-Aasem, d. i. der größte der um Hülfe Angerufenen, anführen, aber über dessen Verwandtschaft und Grabstätte sich geradezu widersprechen. Nach dem Kanun ist derselbe kein anderer, als der große Scheich Abdulkadir Gilani, gest. i J. 561 (1165), der Stifter des Ordens der Kadri, welcher zu Bagdad begraben liegt; nach Dschawan (der Quelle G. de Tassy's) ist jener Pir (Pear oder Lord der Heiligkeit) ganz ein anderer, und liegt zu Amroha unter einem herrlichen Mausoleum begraben; nach Roebuk war dieser große Heilige ein schlechter Mensch: non nostri tantas componere lites; darin kommen beyde überein, daß er den indischen Moslimen für einen der größten Heiligen gilt, für

den Miran, d. i. für den großen Fürsten (statt Mir), vor welchem alle übrigen Meister des beschaulichen Lebens verschwinden, daher das indische Sprichwort: Kömmt der Mir, verschwindet der Pir; ein ähnliches Sprichwort haben die Türken: Was nützt der Emir, wenn abhold der Wesir [1]). Die Vigilie seines Festes wird mit Sandel, Tschiragan, d. i. Lampenfest, und Ordh, d. i. Opfer, der Tag selbst mit Lesung von Mewlud und Derud, von der ersten Sure des Korans (Fatiha), oder mit Lesung des ganzen (Chatein), mit Pilaw u. s. w. gefeyert. Kinder, welche man ihm vor der Geburt als Sclaven verlobt, gehen an diesem Tage mit silbernen Hals- und Knöchelringen oder Gürteln herum, und bringen ihm Opfer dar. Am siebzehnten des folgenden Monats (Dschemasiulewwel) wird das Fest eines eben so großen indisch-moslimischen Heiligen Madar (gest. am 20. Dez. 1433) gefeyert, dessen Legende G. de T. aus Lord Valentia's Reise aufgenommen; sein Grab zu Makanpur ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort; einige feyern sein Fest, indem sie Hamlkudana [2]) verrichten, d. i. sie zünden einen großen Haufen von Kohlen an, senden um den Scheich der Madarfakire, welcher Sandel in das Feuer wirft, hineinspringt, und Dem Madar! Hauch Madars! ausrufend, um durch den Hauch des Heiligen (welcher auf den Meister des Ordens forterbt) alle giftigen Thiere abzuwehren; die Madarfakire springen ihrem Oberen nach, worauf ihre Füße, mit Milch und Sandel gewaschen, vom Feuer unverletzt befunden, sie mit Blumenguirlanden bekränzt, und mit Scherbet bewirthet werden; andere verrichten an diesem Tage Gai Lutana, d. i. sie opfern zu Hause oder an dem Grabmale eine schwarze Kuh; die Nacht hindurch werden lobende Legenden (Menakib) des Heiligen gelesen und gesungen. Am 9. Dschemasies-sani setzen die Quellen G. de Tassy's das Fest des Heiligen Moineddin Tscheschti's, geb. i. J. d. H. 537 (1142). Selbst die beyden mächtigen indischen Fürsten Mahatschi und Dewlet Rau Sindia, wiewohl eifrige Anhänger der Religion der Brahmanen, machten dem Grabe desselben reiche Geschenke; dennoch weiß der Kanun nichts von diesem Heiligen, setzt aber dafür auf den 1. Dschemasiulachir das Fest eines anderen, des Kadir Weli, dessen Grabmal zu Nagur in der

---

[1]) Denselben Zuschnitt hat auch das türkische Sprichwort:

wermef ise Maabud ne eilesün Mahmud.

Wenn Gott zu geben nicht geruht, was soll beginnen denn Mahmud?

[2]) Dieses ist eines der wenigen Worte, welche sich in dem höchst vollständigen Index des Kanun nicht finden.

Nähe von Negapatam; an diesem Tage bricht man dort die Chir ki hendi, d. i. den Reis- und Milchtopf. Der Topf mit dem gekochten Milchreis wird an das Seeufer getragen, und dort in Scherben zerschlagen, wo sich dann das Volk um den Reis und die Scherben als um Reliquien schlagen. Die Fakire halten an diesem Tage Tschauk bithna, d. i. Kapitel, indem sie im Kreise herumsitzen, und über die Fehler der Ihrigen richten. Kadir Weli ist der Heilige, zu dem sich die Schiffleute verloben; seine Wunder, von denen der Kanun drey erzählt, sind unzählige. Das siebente Monat des moslimischen Jahres, Redscheb, gilt nach dem allgemeinen (weder von Herklots, noch G. de Tassy erwähnten) Aberglauben, und nach dem arabischen Sprichworte *), für das Monat des Jahres, in welchem sich die seltsamsten Dinge ereignen. In denselben fallen zwey der geheimnißvollsten der sieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich am fünften die Nacht der Empfängniß, am sechs und zwanzigsten die Nacht der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten. In Indien werden in diesem Monate noch außerdem zwey Kundone der Heiligen gefeyert; am Feste nämlich Seid Dschelaleddin's von Bochara, dessen Grabmal zu Audsch im Multan, und der also ganz ein anderer, als der gleichnamige Dschelaleddin von Bochara, der größte mystische Dichter der Perser, welcher zu Konia begraben liegt; das zweyte Fest, dessen nur der Kanun erwähnt, ist das Redscheb Salar's, welcher zu Bherandsch, dreyßig Miglien nördlich von Leknau, begraben liegt. Kundon heißen irdene Töpfe, in denen gewöhnlich Teig geknetet wird, welche aber an diesen zwey Festen mit Pilaw und Süßigkeiten gefüllt werden. Kenduri hingegen ist eine Art von Senkgrube, worein die Reste der Speisen, Beiner, Kerne, Rinden, Schalen und dergleichen geworfen werden, und über denen sich an diesem Tage die Weiber die Hände waschen. Das größte Fest des achten Monats Schaaban ist das der vierzehnten Nacht desselben, der Nacht der Privilegien oder Diplome (Berat), an welchem, wie schon oben gesagt worden, die Schutzengel die Tagebücher, die sie über die guten oder bösen Handlungen der Menschen führen, am Throne Gottes niederlegen, und dafür andere erhalten. Diese Nacht ist zugleich ein Lampen- und ein Todtenfest, indem Lampen angezündet, und Gastmahle zum Andenken der Verstorbenen bereitet werden. Die Vigilie des Festes heißt Arfa; es wird Fatiha über die Verstorbenen, über die Elephanten und über die Pautis (eine Art von Lampen) gesagt. Die ganze Nacht wird gebetet, der Koran gelesen und Derud gesungen.

*) Fir-Redscheb se tera el-aascheb.

Der Ramasan, d. i. der Fastenmonat, gehörte nicht zu den vier heiligen Monaten der alten Araber (Moharrem, Redscheb, Silkide und Silhidsche), aber Mohammed heiligte denselben durch die Faste. In den Nächten desselben wurden alle heiligen Schriften vom Himmel gesendet; in der dritten Nacht das Buch Abrahams, in der siebenten die Tora des Moses, in der achtzehnten das Evangelium, in der sieben und zwanzigsten der Koran; die letzte heißt Leiletol-Kadr, d. i. die Nacht der Allmacht, und ist die heiligste des Jahres; am ein und zwanzigsten wird (nach den Quellen G. de Tassy's) der Tod Ali's gefeyert, wovon der Kanun, dessen Verfasser ein Sunni, nichts weiß; das Ende der Fasten oder der 1. Schewwal ist das Fest, welches die Türken den großen Bairam nennen, der aber der kleine heißen sollte, da das größte Fest des Jahres das am 10. Silhidsche zum Andenken des Opfers Abrahams eingesetzte Opferfest; die Vigilie desselben wird wie die der heiligen Nacht Berat gefeyert. G. de Tassy führt noch ein anderes Fest an dem achtzehnten dieses Monats an, das Fest Ghadir, d. i. des Teichs, das der Kanun nicht kennt; hingegen hat dieser am 16. Silkide das Sandelfest des heiligen Bendenuas, welcher zu Gülbergah (Rosenlaube) *) begraben liegt.

Nach diesem Festkalender handelt das sieben und zwanzigste Kapitel des Kanun von den verschiedenen Verlobungen (Nesr), wodurch sowohl Sunni's als Schii's Gott und den Heiligen die Verrichtuug außerordentlicher religiöser Ceremonien geloben, als da sind: 1) Lenger, das schon oben beschriebene Nehmen des Blumenankers; 2) Gendguhwara, das Umwinden der Fahnen oder Bilder mit Blumenkränzen, welche leiterartig gewunden sind; 3) Dur, Buuli, Bolak, das Tragen von Ohrgehängen und von Nasenringen; 4) Bairi von Knöchelringen; 5) Bedhi von ledernen, goldenen oder silbernen Gürteln; 6) Kenduri, das oben erwähnte Waschen der Hände ober der verschütteten Senk- oder Brandgrube; 7) Ghorai, Verfertigung von Kuchen aus Zucker, Milch und Mehl, in der Form von Pferden; 8) Kundai, das oben erwähnte Zerschlagen des Milchreistopfes; 9) die Bekleidung der Kinder mit Nethnis (kleinen Nasenringen), Henslis (eine Art Halsband); 10) Torra, Speisetrachten u. s. w. Die Namen der Heiligen, denen dieselben dargebracht, und die Beschreibung der Art, wie sie vollzogen werden, ist nicht so interessant, als das folgende Kapitel, welches

*) Gülbergah heißt in Indien dasselbe, wie in Persien Gülistan, Gülschen oder Gülsar; das Bergah als Laube scheint zunächst mit dem italienischen Pergola verwandt zu seyn.

die Hierarchie der Derwische, die Regeln des beschaulichen Lebens (Tarikat), die Erfordernisse des Novizen (Murid), die Weihe des Fakirs, die Investitur des Scheichs (Chilafet), und das, um zur Heiligkeit zu gelangen, erforderliche strenge Leben beschreibt. Der Jünger heißt Murid, d. i. der Wollende oder Begehrende; der Meister heißt Murschid, d. i. der Leitende oder Lehrende; der Stammbaum der Ueberlieferung der Lehre heißt Silsilet, d. i. die Kette, ein Begriff, der sich mit der goldenen Kette des Pythagoras und der noch heute im osmanischen Reiche bestehenden Kette der Ulema verschlingt. Die meisten Scheiche des beschaulichen Lebens führen die Ueberlieferung der Lehre auf Ali, nur wenige auf Ebubekr, und also mittels des Schwiegersohnes und des Schwiegervaters des Propheten auf diesen selbst zurück; von Omar und Osman leitet sich kein Orden her, wiewohl Osman zwey Töchter des Propheten zu Frauen hatte; hieraus ist klar, daß diesem Stammbaume mystischer Lehre nicht bloß die Prophetenverwandtschaft zu Grunde liegt, sondern wirklich ein höherer Sinn für geistige Anschauung, welchen Ebubekr (der erste Moslim) und noch mehr Ali, der schwärmerische Glaubensheld, wirklich besaßen, während derselbe dem strengen Omar und praktischen Osman fremd war. Ali vererbte das Geheimniß des beschaulichen Lebens an Hasan von Baßra, dieser an seine beyden Jünger Habib Adschemi und Abdulwahid Kufi; von Habib werden neun Familien dieser Orden, von Abdulwahid fünf derselben abgeleitet. Die in Indien bekanntesten Derwische sind: 1) die Kadiri, deren Stifter Abdulkadir Gilani und deren Orden sich über Persien und die Türkey verbreitet; 2) die Tschisti, die Jünger des obenerwähnten Bendenuas, sehr musikalisch und rein indisch; wie 3) die Schutari, und 4) Tabakati oder Medari, Jünger des oben erwähnten Scheich Medar, eine Art Bärentreiber und Taschenspieler; 5) die Melengfakire, Anhänger eines Jüngers Scheich Medar, welche halbnackt um alle Wallfahrtsstätten irren; 6) Rufai, die auch aus allen Reisebeschreibungen Konstantinopels bekannten Derwische Feuerfresser; 7) die Dschelali, Jünger des obgenannten indischen Dscheladdin Hindi, und also mit den Mewlewi, den Jüngern des großen Dscheladdin Rumi, nicht zu vermengen; 8) die Sahadschi, von Musa Suhag dem Inder gestiftet, kleiden sich wie Weiber, und singen und tanzen; 9) die Nakschbendi, welche wie die Kadiri und Rufai durch ganz Persien verbreitet sind, unterscheiden sich durch eine brennende Lampe, die sie in der Hand tragen, und sind vorzüglich in allen Beschwö-

rungskünsten wohl bewandert; 10) die Bawa pirai kai Fakiran, und in rothgefärbte, mit weißen, dreyeckigen Stückchen Tuchs benähte Kutten gekleidet, mit einem hohen, kronförmigen Turban und dünnen Stäben. Das Hausgeräthe eines Fakirs besteht: 1) in einem Tschetti oder Tscherri, d. i. einem zarten Baumzweige; 2) einer Sonta oder Asa, d. i. einer hölzernen Keule; 3) aus einem Safer tekia oder Biraga, d. i. einer eisernen Krücke, welche beym Sitzen unter die Arme gestemmt wird (aus den Reisebeschreibungen in Oberägypten und Nubien bekannt); 4) aus einem Postchar, d. i. einem metallenen Rückenkratzer in Form einer Hand; 5) aus einem Himatscha, d. i. einem Sack aus Schafshaut; 6) aus einem Chischti, eine Art von Sparbüchse aus der Schale der Seekokusnuß; 7) aus einem Badkesch oder Fächer; 8) aus einem Gorek Chenda, eine Art von chinesischem Spielbret oder Rechnungsmaschine; 9) Bertschi, einem Speer mit hölzernem Schafte; 10) einem Sang, d. i. einem ganz eisernen Wurfspieß; 11) einem Telwan, d. i. Schwert; 12) Pischkabs oder Ketar, zwey Arten von Dolchen; 13) einem Tschuri, Messer, und 14) einem Maru, d. i. einem Paar auf ihrer Grundlage vereinten und gegen einander gekrümmten Gesalenhörner.

Die Fakire zerfallen noch in zwey Klassen, nämlich in gesetzliche und ungesetzliche; die ersten beobachten die Vorschriften des Gesetzes, die zweyten setzen sich darüber hinaus; die ersten vereinigen die Orthodoxie mit der Mystik, die zweyten ordnen jene dieser unter, jene heißen Salik, d. i. die den Pfad Verfolgenden, diese Medschsub, d. i. die aller Besinnung Beraubten; diese sind so in mystische Anschauung versunken, daß sie aller äußern Eindrücke bewußtlos, und ihnen alle Handlungen gleichgültig sind; unter dem Deckmantel solcher erheuchelter geistiger Abwesenheit gehen ihnen die größten körperlichen Ausschweifungen ungestraft hin. Die Scheiche der gesetzlichen Fakire sind entweder Dschudi, d. i. solche, in deren Familien die Nachfolge erblich, oder Chulefa, d. i. solche, deren Väter andere Professionen trieben. Die Kleidung der Scheiche beyder dieser Klassen besteht 1) in einem Tadsch, d. i. einer kegel- oder walzenförmigen Münze; 2) Ammame, dem um dieselben gewickelten musselinenen Bunde; 3) Pirahen oder Kamiß, dem Hemde; 4) Kurta, einem Oberhemde; 5) Topete, einem über die Schultern geworfenen Tuche; 6) Doschala, d. i. einem Paar von Shawlen, welche ebenfalls über die Schultern geworfen werden; immer paarweise, mit Einem allein würde sich ein Scheich eben so lächerlich machen, als eine europäische Dame der großen

Welt, die deren nur einen besäße; 7) einem Romal [1]), d. i. Sacktuch; 8) einem Isar, d. i. Unterkleide; 9) einem Lung, d. i. einem um die Lenden gewundenen Tuche; dazu tragen sie um den Hals 10) einen Tesbih, d. i. Rosenkranz, oder Seili, d. i. ein Halsband von vielfarbigen Faden geflochten, um die Lenden; 11) Tesme, d. i. einen ledernen Gürtel, um die Handwurzel; 12) Sumeree, d. i. Knöchelbänder von gefärbten Faden oder Blumen. Die folgenden hundert Seiten (von 303 bis 403) enthalten die weitläufigste Auskunft über die geheimen Wissenschaften und magischen Künste, mit neun lithographirten Tafeln und mehreren Tabellen; hierauf die Beschreibung der verschiedenen Gebräuche und Gewohnheiten beym Anmessen und Anlegen neuer Kleider, beym Scheren des Kopfes und Bartes, beym Waschen und Baden, beym Essen und Trinken, beym Besuche der Kranken, Begleitung der Todten und Besuche der Gräber. Noch weit umständlicher und unterhaltender sind die Nachrichten der Frau Mir Hasan Ali, was die häuslichen Gebräuche indischer Moslimen und Musliminen betrifft, besonders in den zwey großen Sectionen des weiblichen Departements der Vermählung und dem Kindbette. Der Inhalt des ganzen zweyten Theils, welcher indische Städte, Naturerzeugnisse, Meteore, Charakterschilderungen und Anecdoten enthält, ist sehr unterhaltend zu lesen, hat aber, den Brief über die Sofis und Derwische abgerechnet, wenig mit dem Islam zu thun. Unter den moslimischen Festen (im eilften Briefe des ersten Bandes) erwähnt sie noch dreyer, im Kanun als ursprünglich nicht moslimische mit Stillschweigen übergangene, aber von Herklots im Addenda nachgetragenen Feste, nämlich: 1) Newruf, das Fest des Frühlingsanfangs; 2) Besend, das Fest der Frühlingsfarbe, an welchem Pferde, Elephanten und Kamehle alle gelb gezäumt werden; und 3) Sahbaund (Schaaban), das alle Freytage während der Regenzeit gefeyert wird, indem man einen kleinen, aus Bambusrohr geflochtenen, mit Gold und Silberstoff, Seide oder Musselin bedeckten Nachen mit irdenen Lampen auf den Fluß setzt, und denselben hinabschwimmen läßt, während die Augen derer, die damit geheime Wünsche verbinden, demselben sehnsüchtig folgen [2]); diese Votivnachen sind dem Chisr oder Elias heilig, und heißen Elias ki geschti, d. i. das Schiff des Elias, indem Chidhr-Elias sowohl der Genius des Wassers

---

[1]) Die Erklärung dieses Wortes fehlt im Texte und im Index, steht aber im Appendix.

[2]) S. die poetische Beschreibung dieses Festes aus Fischer's Scrap. Book übersetzt im XLV. Bande dieser Jahrbücher, S. 96.

als der Pflanzen. Die Benennung Schaaban zeigt schon, daß dieses Fest ursprünglich nicht immer in der Regenzeit gefeyert werden konnte, da das Mondenjahr immer vorschreitet; es scheint also, daß dieses Fest ursprünglich das persische Berghandan sey, an welchem sich zu Ende des Schaaban das Volk in Persien dem Weintrinken überläßt *). Auch jeder Neumond ist ein Fest in der Familie jedes Moslims, und sobald der Mond sichtbar, wünscht man sich einen glücklichen Neumond; den Vollmond trinkt man sogar als Mittel für Herzklopfen; ein silbernes Becken wird mit Wasser gefüllt, und der Patient schaut starr auf den darin abgespiegelten Mond, schließt dann die Augen, und trinkt denselben gläubig. Die beste Zeit für Gebete und Wunscherfüllung ist, wenn der Mond in Vereinigung mit der Venus (diese ist bekanntlich nie glänzender, als wenn gehörnt); zu dieser Zeit schreibt man Talismane für Kinder. Eine Mondesfinsterniß ist in Indien, wie überall, wo die Astrologie mehr als die Astronomie blüht, eine höchst wichtige Begebenheit; der Astronome, der dieselbe genau vorhersagt, erhält nicht nur ein Ehrenkleid, sondern auch als Mondesorden einen goldenen Neumond; eine verlobte Braut sendet ihrem Bräutigam eine Ziege, die er bey einer Mondesfinsterniß an den Fuß eines Bettes binden muß; schwangere Frauen dürfen nicht schlafen, auch nicht Nadel, Scheere oder Messer in die Hand nehmen, aus Furcht, sich zu ritzen, indem ein Tropfen Blutes, während der Mondesfinsterniß vergossen, für die Mutter und das Kind höchst verderblich seyn würde. Die Frau Mir Hasan Ali, welche von der Einwirkung des Mondes mehr weiß, als der Verfasser des Kanun, spricht wie dieser von den Todtenmahlen und den Feuerwerken der heiligen Nacht, mit dem Zusatze des sonderbaren moslimischen Aberglaubens, daß in dieser Nacht die Bäume unter einander Zweygespräch halten (I. p. 303). Wir brechen mit dieser Conversation der Bäume die Auszüge über den Islam aus den drey Werken der Herren Herklots, Garcin de Tassy und der Frau Mir Hasan Ali ab, um uns zu dem französischen, dem englischen und den zwey türkischen, welche sich mit der Lebensgeschichte des Propheten beschäftigen, d. i. vom Islam zum Stifter desselben, zu Mohammed, zu wenden.

(Der Schluß folgt.)

---

*) XXXVII. Bd. dieser Jahrb. S. 207 nach dem Siebenmeere.

Art. II. **Bilancia politica del globo, ossia Quadro geografico-statistico della terra. Di Adriano *Balbi*. Padova C. Ant. Zambeccari 1833.**

(Schluß.)

Das Verzeichniß, welches der Verf. von S. 103 bis 139 gibt, ist nicht nur das vollständigste und genaueste von allen, die bisher bekannt geworden, sondern dasselbe bietet auch zugleich Gelegenheit zu einer großen Anzahl von Bemerkungen, die für die Statistik, ja für die ganze Menschheit von der größten Wichtigkeit sind. Wenn Seringapatam, Delhi, Ispahan, Siam und andere große Städte des Orients seit mehreren Jahrzehnden so bedeutend an Bevölkerung abgenommen haben, so wird man die Ursache dieser Erscheinung sofort in den gewaltsamen politischen Erschütterungen suchen und finden, welche diese Länder betroffen haben. Wenn im Gegentheile Triest, Brody, Neusatz, Odessa, London, Liverpool u. s. in derselben Zeit die Anzahl ihrer Einwohner so rasch vermehrt haben, so wird man nicht verkennen, daß der Grund davon in der erweiterten Freyheit des Handels dieser Städte liegt. Brighton nahm beynahe wunderbar an Bevölkeung zu, weil Georg IV., so lange er nur Regent von England war, dort seine Residenz aufgeschlagen hatte; eine ähnliche auffallende Vermehrung verdankt Cheltenham in England seinen mineralischen Wässern, und der freye Handel, dessen sich erst seit einigen Jahren der Hafen von Singapore erfreut, hat diese früher wüste und beynahe ganz verödete Insel zu einem der reichsten und bevölkertsten Plätze der Erde gemacht. Welche Folgen der Krieg, diese Geißel der Völker, auf den Wachsthum derselben hat, haben wir in allen Zeiten und selbst in unseren Tagen, besonders in Griechenland, wieder gesehen, wo der Krieg noch auf die alte Weise geführt wurde, die den gebildeten Völkern Europas nun doch mit jedem Jahre fremder wird. Die früher, wenn nicht blühenden, doch immer glücklichen und volkreichen Städte Moreas sind in Einöden verwandelt, und die Stellen, wo Psara, Scio, Cydonios stand, sind jetzt öde und verlassen. Noch wüthender hat diese Furie in Indien ihre Geißel geschwungen. Mawri, das vor Kurzem noch 25,000 Einwohner zählte, ist durch den letzten Krieg auf 500 zurückgekommen. Die große Stadt Ava hat beynahe alle ihre Einwohner verloren, weil sie dem birmanischen Kaiser in seine neue Residenz Ummerapura nachgezogen sind, und, der Abwechslung wegen, zog der ganze Schwarm im Jahre 1827 wieder nach Ava zurück, weil sie ihrem Monarchen wieder in seine alte Residenz nachfolgten. Merkwürdig ist ferner, daß beynahe in allen größeren Städten Europas, wenn nicht besonders ungünstige Ereignisse eintraten, seit

dem letzten Decennium die Bevölkerung immer und oft sehr rasch zugenommen hat. Wir geben hier aus dem umständlichen Verzeichnisse des Verfassers nur einige uns zunächst interessirende Stellen, die das Zunehmen dieser Bevölkerung anzeigen. Bey den mit einem * bezeichneten Zahlen sind die Soldaten, Invaliden u. s. schon mitgerechnet, und die Einheiten durchaus weggelassen.

W i e n.

Im Jahre 1754	175,610	Einwohner.
1772	192,970	
1798	228,050	
1800	232,640	
1813	237,740	
1815	239,370	
1826	280,440	
1831	330,000 *	

T r i e s t.

Im Jahre 1792	22,920	Einwohner.
1802	24,660	
1818	33,510	
1826	40,530	

P r a g.

Im Jahre 1790	73,780	Einwohner.
1817	79,606	
1822	93,564 *	
1831	120,000 *	

B r ü n n.

Im Jahre 1791	9,807	Einwohner.
1804	23,367	
1815	27,100	
1822	38,320	
1826	40,000	

L e m b e r g.

Im Jahre 1790	36,080	Einwohner.
1810	43,520	
1819	45,160 *	
1826	52,200 *	

B r o d y.

Im Jahre 1770	4,000	Einwohner.
1800	20,000 *	
1826	18,318	

Pesth.

Im Jahre 1784	19,000	Einwohner.
1792	26,680	
1811	38,450	
1820	47,930 *	
1830	75,000 *	

Mailand.

Im Jahre 1772	128,930	Einwohner.
1796	100,000	
1810	132,450	
1826	151,000	

Venedig.

Im Jahre 1761	149,480	Einwohner.
1780	140,290	
1797	127,650	
1832	102,880	

Man sieht, daß in allen diesen Städten der österreichischen Monarchie, bloß die letzte ausgenommen, die Bevölkerung seit den letzten 50 oder 60 Jahren stark gewachsen ist. Aehnliche Bemerkungen gelten auch, und oft in noch höherem Grade, von andern großen Städten Europas. So hat man für

	Jahr.	Bevölkerung.	Jahr.	Bevölkerung.
Berlin	1761	98,240 *	1828	236,830 *
Breslau	1800	54,280	1828	84,904
Cölln	1802	38,840	1830	65,140
Darmstadt	1794	6,700	1831	24,500
München	1780	34,650	1831	82,000
Turin	1751	58,322	1830	121,890
Palermo	1798	140,600	1831	173,010
Paris	1788	550,000	1831	774,338 *
Marseille	1806	100,220	1831	145,110
Lyon	1806	100,040	1881	165,460
London	1770	670,000	1831	1,624,030
Bristol	1801	57,434	1831	103,890
Liverpool	1760	25,790	1831	185,170
Plymouth	1801	43,194	1831	75,530
Leeds	1773	17,180	1831	123,390
Manchester	1757	19,840	1831	270,960
Birmingham	1741	24,660	1831	146,990
Edinburgh	1801	82,560	1831	162,156
Glasgow	1755	23,550	1831	202,430

	Jahr.	Bevölkerung.	Jahr.	Bevölkerung.
Dublin	1741	121,400	1831	203,650
Madrid	1787	156,670	1825	201,340
Lissabon	1755	137,000	1822	240,000
Stockholm	1815	72,990	1825	79,470
Kopenhagen	1769	70,490	1832	115,000
Petersburg	1789	217,950	1829	448,650 *
Odessa	1799	4,850	1816	35,500
Boston	1752	17,570	1830	61,392
Newyork	1756	10,381	1830	203,010
Philadelphia	1753	18,000	1830	167,810
Baltimore	1775	5,930	1830	80,620

Ueberall sieht man eine rasche Zunahme der Volksmenge. Es wäre sehr interessant und, wie uns dünkt, nicht schwer, den wahren Grund dieser Erscheinung zu finden. Nicht so leicht würde es seyn, die Folgen voraus zu berechnen, die aus einer solchen Zunahme, wenn sie auch nur ein Jahrhundert anhalten sollte, entspringen würden. Doch machen einige Städte von dieser Regel eine nicht eben rühmliche Ausnahme. Obenan steht unter diesen die alte Weltherrscherin Roma, die i. J. 1784 161,522 Einwohner zählte, und i. J. 1813 auf 117,880 herabkam, obschon sie sich seitdem bis 1832 wieder auf 148,460 hob. Eben so zählte Versailles 80,000 i. J. 1788 und nur mehr 28,480 i. J. 1831. Hamburg wurde in dem verhängnißvollen Jahre 1814 auf die Hälfte und Danzig auf ein Drittheil seiner früheren Einwohner herabgebracht; doch hinderte dieser Unfall nicht, die Bevölkerung i. J. 1830 schon wieder größer zu sehen, als vor jenem Jahre des Unglücks.

Um die Unterschiede zwischen den Angaben der Bevölkerung der einzelnen Städte bey unsern geographischen Schriftstellern kennen zu lehren, stellt der Verfasser S. 114 u. f. eine große Anzahl derselben zusammen. Obschon er hier nur die vorzüglichsten Schriftsteller aufnimmt, so trifft man doch nur zu oft Angaben, die zwey-, drey- und mehrmal größer sind, als die anderen. Und doch beziehen sich alle diese Zahlen nur auf die Städte der oben erwähnten ersten Klasse, deren Bevölkerung aus wirklichen Zählungen genommen, und daher genau seyn soll!

Welche Unterschiede man bey solchen Verhältnissen für die Städte der zweyten Klasse zu erwarten habe, läßt sich nun leicht erachten. Um nur von einem der vielen Nothbehelfe zu sprechen, die man bey diesen Orten anzuwenden pflegt, so soll hier erwähnt werden, daß man gewöhnlich die Anzahl der Häuser einer Stadt braucht, um daraus die Anzahl der sämmtlichen Einwohner ab-

zuleiten. Aber wie precär und unverläßlich ist diese Methode! Sie setzt nämlich ein constantes Verhältniß der Bewohnerzahl eines Hauses voraus, allein dies Verhältniß kann durchaus nicht als constant angenommen werden, da es nicht nur von Land zu Land, von Provinz zu Provinz, sondern selbst von Stadt zu Stadt in derselben Gegend sich zu ändern pflegt. Zum Beweise stehen hier nur einige Resultate, die Hoffmann aus seinen Zählungen in der preußischen Monarchie abgeleitet hat. Im Jahre 1820 kamen für Berlin 29 Einwohner auf ein Haus, für Breslau 21, Königsberg 16, Stettin 15, Aachen 12, Danzig 11 und Köln 8. Nach andern verläßlichen Zählungen kamen i. J. 1817 für Wien 45 und für Paris nur 27 Einwohner auf ein Haus.

Ein weiteres, von den Geographen schon im vorigen Jahrhundert gebrauchtes Mittel, die Einwohnerzahl einer Stadt zu finden, geben die Geburts- oder Sterbelisten derselben. Man soll nämlich die Einwohnerzahl einer Stadt erhalten, wenn man die Zahl der in einem Jahre Gebornen mit einer gewissen Zahl (man sagt 30, 24 und 22 für große, für kleine Städte und für das Land); oder wenn man die Zahl der jährlich in dieser Stadt Gestorbenen mit einer andern bestimmten Zahl (man sagt 24, 32 und 40 für große, für kleine Städte und für das Land) multiplicirt. Unser Verf. nennt diese Methode noch il meno fallace di tutti i metodi indiretti. Aber er bringt p. 131 selbst eine Tafel, die ein Auszug einer größeren Arbeit über die Zunahme der Bevölkerung im Allgemeinen ist, und aus der deutlich genug hervorgeht, daß jener Factor nichts weniger als constant ist. Der erste z. B. für die Geburten ist für Wien 20, Prag 23, Berlin 21, Breslau 27, Paris 28, Leipzig 27, Lübeck 31, London 41, Rom 31, Neapel 24; und der zweyte, für die Sterbefälle, ist für Wien 22, Prag 24, Berlin 25, Breslau 23, Paris 32, Leipzig 30, Lübeck 38, London 52, Rom 24 und Neapel 29. Welche von den letzten Zahlen, die zwischen 22 und 52 auf und ab schwanken, soll man nun als die wahre, oder als die der Wahrheit nächste ansehen? Büsching brauchte diese Methode schon für das Jahr 1720 oder 1730, und er fand damit die Volkszahl Wiens nahe eine halbe Million, was gewiß sehr weit von der Wahrheit entfernt ist, da Wien zu jener Zeit nicht über 120,000 Einwohner haben konnte. Eben so ging es mit Paris, Neapel und andern großen Städten, deren Bewohnerzahl man auf diese Weise höchst unrichtig gefunden hat.

Auf eine ähnliche Weise geht der Verf. mit eben so viel Umsicht als Scharfsinn alle die andern Mittel durch, die man, we-

nigstens zu einer beyläufigen Schätzung der Einwohnerzahl einer Stadt anzuwenden pflegt, wenn directe Zählungen fehlen. Er gibt von jedem die Vor- und Nachtheile und die Art, wie sie noch am besten und sichersten zu benützen sind. Hieher gehören die Anzahl der Feuerherde oder der Familien, die Personalsteuern, die Quantität verschiedener Eßwaaren, die in einer Stadt jährlich verzehrt werden; die Anzahl der Soldaten, die, wie man sagt, zu der Gesammtzahl der Einwohner ebenfalls in einem bestimmten Verhältnisse stehen sollen u. s. w. Demungeachtet bleibt unserem Verf. nichts übrig, als S. 136 u. f. eine Tafel der Bewohnerzahl dieser Städte der zweyten Klasse zu geben, und dabey die Angabe eines jeden Schriftstellers anzuführen, so weit diese auch unter einander verschieden seyn mögen. Daß diese Differenzen zuweilen ins Abenteuerliche gehen, ist nicht des Verf.'s Schuld. Man muß es ihm danken, daß er mit so vielem Fleiße alle diese Daten zusammengebracht, und hier, mit der Angabe ihrer Quellen, so zusammengestellt hat, daß man sie gleichsam mit einem Blicke übersehen kann. Den relativen Werth einer jeden oder auch nur im Allgemeinen die besseren anzugeben, ist wohl jetzt noch mit zu großen Schwierigkeiten verbunden. Nach dieser Tafel findet man hier die Bevölkerung von

Konstantinopel	zwischen	300,000	und	1,000,000	
Tocat	»	33,000	»	200,000	
Erzerum	»	50,000	»	565,000	
Bagdad	»	20,000	»	150,000	
Diarbekir	»	38,000	»	400,000	
Aleppo	»	100,000	»	633,000	
Ispahan	»	50,000	»	1,100,000	u. s. w.

was wohl alles nur heißen soll, daß man von der eigentlichen Bevölkerung dieser Städte so viel als gar nichts weiß.

Das vierte Kapitel handelt von den verschiedenen Eintheilungen des Menschengeschlechts in Bezug auf Farbe, auf socialen Zustand, auf Nahrungsmittel u. dgl. Das fünfte betrifft die Eintheilung derselben nach den Sprachen, und das sechste nach den Religionen. Man findet hier eine große Anzahl interessanter und scharfsinniger Bemerkungen, die aber der Leser besser in dem trefflichen Werke selbst nachsehen wird, da sie hier nicht gut einer Mittheilung fähig sind. Den Schluß des sechsten Kapitels macht eine allgemeine Uebersicht der Bekenner der verschiedenen Religionen in folgender kleinen Tafel:

Christen in allen ihren Verzweigungen	260	Millionen.
Juden	4	»
Islamiten	96	»
Brahmanisten	60	»
Buddhisten	170	»
Alle andern Religionen	147	»
Summe	737	Millionen.

Das siebente Kapitel beschäftigt sich mit den verschiedenen Bedeutungen, die man bisher dem Worte Staat (Stato) gegeben hat, die Irrthümer, die aus demselben entstanden sind u. dgl. Diesen Betrachtungen folgen interessante Bemerkungen über einzelne Staaten, z. B. über die jonischen Inseln, über Neugriechenland, über Montenegro und die europäische Türkey, über das Reich der Menangkabu, der Kriks, Cerokis, der Araukaner und anderer unabhängiger Völkerschaften Amerikas u. s. Das achte Kapitel endlich verbreitet sich über den Mißbrauch, den man sich in der Geographie mit neuen Benennungen und neuen Rechtschreibungen erlaubt hat, wo überall viel Gelegenheit zu nützlichen und beachtungswerthen Bemerkungen geboten wird, die wohl im hohen Grade verdienten, daß sie allgemeinen Eingang fänden, um der Verwirrung und der Anarchie zu steuern, die bisher in dem weitläufigen Gebiete der Geographie ihr Wesen ungestört getrieben hat.

Nach dieser 208 Seiten füllenden Einleitung geht nun der Verf. zu der eigentlich sogenannten Bilancia politica über, die er in 111 Seiten abhandelt, da die letzten 25 Seiten, als Anhang des Ganzen, bloß unserm Vaterlande, Oesterreich, gewidmet sind.

Diese Bilancia erscheint hier in fünf Theile gesondert, nach den bereits oben erwähnten fünf Erdtheilen, Europa mit 46, Asien mit 17, Africa mit 13, America mit 20 und Oceania mit 14 Seiten.

Die Darstellung Europa's wird mit dem österreichischen Kaiserthume eröffnet. Dieses enthält, unserem Verf. zu Folge, 194,500 ital. Q. Meilen und eine absolute Bevölkerung von 32 Millionen. Die relative Bevölkerung gibt 165 Bewohner auf jede Quadratmeile. Die Einkünfte des Staates betragen 440 Mill. Franken, die Armee hat 271,400 Mann und die Flotte 2 Linienschiffe, 4 Fregatten und 56 kleinere Schiffe.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden die vorzüglichsten Städte, nach den verschiedenen Provinzen, mit ihrer Einwohnerzahl aufgeführt, womit dieser Gegenstand auf nahe zwey Seiten abgethan ist. Ihm folgt der deutsche Bund auf

sieben Seiten, von welchen aber ein großer Theil dem ehemaligen h. röm. Reiche, den Churfürsten, dem Rheinbunde ꝛc. gewidmet ist. Darauf kommen in kurzen Absätzen von 15 bis 20 Zeilen das Königreich Bayern, Würtemberg, Hannover, Sachsen, das Großherzogthum Baden, Hessen-Darmstadt, Cassel, Mecklenburg-Schwerin u. s. Alle gleichsam tabellarisch geordnet, so daß man mit einem Blicke die Oberfläche, die absolute und relative Bevölkerung, die einzelnen Völkerschaften und ihre Religionen, die Regierungsform, die Einkünfte, Schulden, Militärmacht, und endlich die vorzüglichsten Städte mit ihrer Einwohnerzahl zusammengestellt findet.

Auf diese äußerst gedrängte Weise war es möglich, ganz Preußen in nicht ganz einer Seite, ganz Frankreich in einer Seite u. s. abzuhandeln.

Noch concentrirter erscheinen die übrigen Welttheile, die oft selbst mit einigen Seiten zufrieden seyn müssen.

Man sieht schon aus dieser Anzeige, daß diese Bilancia eigentlich ein rein tabellarisches Werk ist, und daß das, was andere bisher in großen Blättern, in der Gestalt von Karten, dargestellt haben, hier, zur bessern Bequemlichkeit der Leser, in der Form eines gewöhnlichen Buches erscheint. Wer aber bedenkt, wie viele andere Bücher zuerst nicht bloß durchgelesen, sondern kritisch durchsucht werden mußten, um eine Tafel dieser Art zu Stande zu bringen, wird dem Verf. Dank wissen, daß er uns hier in wenig Blättern zusammengestellt hat, was man sonst nur in ganzen Bibliotheken zerstreut findet, besonders wenn man weiß, mit welcher Sorgfalt und Umsicht derselbe zu Werke geht, um sich von der Verläßlichkeit seiner aufgestellten Zahlen zu überzeugen. Ohne Zweifel ist diese tabellarische Uebersicht der fünf Welttheile das Beste und Verläßlichste, was wir bisher in dieser Art aufzuweisen haben.

Der Anhang ist, wie bereits gesagt, ein Versuch oder eine Grundlage zu einer Statistik des österreichischen Kaiserthums. Der Verfasser beginnt sein Unternehmen mit der Klage, daß die Statistik Oesterreichs bisher wohl Schriftsteller die Hülle und Fülle gefunden habe, daß s i e s e l b s t aber dennoch als noch nicht existirend betrachtet werden muß. Dieß ist, fährt er fort, desto auffallender, da wenig andere Staaten dieser Wissenschaft einen größeren oder fruchtbareren Gegenstand darbieten; da von der Regierung die interessantesten und wichtigsten öffentlichen Mittheilungen über Handel, Industrie, Finanzen, öffentlichen Unterricht u s., entweder selbst gemacht, oder doch andern, sie zu machen die beste Gelegenheit gegeben wurde, und da es endlich in keinem andern Staate eine so große Menge von öffentlichen Lehrern

dieser Wissenschaft gibt, als eben in diesem, wie wir denn eigene Professoren der Statistik auf den Universitäten zu Wien, Prag, Olmütz, Innsbruck, Grätz, Pesth, Lemberg, Padua und Pavia haben, die andern vielen Unterrichtsanstalten nicht zu erwähnen, wo diese Wissenschaft ebenfalls von eigens dazu bestimmten Individuen vorgetragen wird.

Die Vorwürfe, welche von vielen Ausländern den Völkern dieser Monarchie und besonders den sogenannten Gelehrten derselben gemacht worden sind, findet der Verf. alle ungegründet. Er gibt aber diese Vorwürfe nicht näher an, und man sieht bloß im Allgemeinen, daß sie sich auf eine gewisse Art von Stagnation zurückführen lassen, noch sucht er sie zu widerlegen, als wozu er, wie er sagt, hier weder Zeit noch Mittel habe. Dafür führt er, was vielleicht besser ist, als sich mit polemischen Refutationen zu befassen, in kurzen, aber kräftigen Zügen näher an, was in den letzten Jahrzehnden zur Aufnahme und Förderung des Wohlstandes in geistiger und körperlicher Beziehung geschehen ist. Die Belebung der Industrie in den verschiedenen Provinzen des Reichs; der rasche Aufschwung des Handels in dem ungrischen Küstenlande, in Triest und einigen anderen am Meere gelegenen Orten; der wunderbare Zuwachs der Bevölkerung in beynahe allen Gegenden des Staates; die Verbesserungen der Agricultur mit allen ihr verwandten Zweigen: das Pomologicon des Grafen Harrach; das Georgicon in Altenburg; die Academien der schönen und bildenden Künste in Wien, Mailand und Venedig; die militärischen Erziehungsanstalten in Wr. Neustadt, Wien, Olmütz u. s., die Marineschule in Triest und die der Marine-Cadetten in Venedig; die neu organisirte medico-chirurgische Josephs-Academie in Wien; die Academie der morgenländischen Sprachen in derselben Hauptstadt; die Berg-Academie in Schemnitz; die neu entstandenen und nach einem großen Plane entworfenen polytechnischen Institute zu Wien und Prag; das Ferdinandeum zu Innsbruck; das Johanneum zu Gratz; der reiche botanische Garten zu Monza; alle die anderen großen botanischen Gärten des Reichs, vorzüglich die in und bey den Hauptstadt. Diese und so viele andere Wahrheiten sind darum nicht minder wahr, weil sie im Auslande weniger bekannt sind, und weil die erhabene Hand, der wir diese Wohlthaten verdanken, es vorzieht, sie im Stillen zu spenden, statt offen damit zu prunken. Was ist nur seit den letzten zwey Decennien bloß für diejenige Wissenschaft, die uns hier zunächst angeht, für die Geographie des Reiches geschehen! Die Triangulation des ganzen großen Landes ist beynahe vollendet, und alle Gegenden desselben sind mit einem Dreyecknetze bedeckt, das für viele Jahrhunderte die Basis aller

unserer geographischen Vermessungen seyn wird, und das an Ausdehnung sowohl, als an Genauigkeit, keinem andern in Europa nachsteht. Die große topographische Karte in einem Riesenmaßstabe, ein Zoll auf vierzig Klafter, steht nahe vollendet da, ein Denkmal wahrhaft kaiserlicher Liberalität und ächten deutschen Fleißes; die eben so wichtigen als ausgedehnten Unternehmungen des Catasters; die wahrhaft vortrefflichen Karten der topographischen Institute in Wien und Mailand; die reich dotirten und blühenden Observatorien dieser beyden Städte; die zahlreichen und kostbaren Institute zur Bildung talentvoller Jünglinge in der Mathematik und Astronomie; die schönen Leuchtthürme an den Küsten des adriatischen Meeres; die Austrocknung der Sümpfe bey Laybach und im südlichen Ungern; die herrlichen Straßen, welche die verschiedenen Provinzen des Reiches zu Einem großen Ganzen verbinden, besonders die in früher unwegsamen Gegenden, wie die nach Karlsbad, die Marie-Luisenstraße in Kroatien, die nach Zara in Dalmatien, die von Cadore und Ponteba und so viele andere in der Lombardey, die alle als ein Denkmal der Gegenwart auf die fernste Zukunft übergehen werden; die Canäle von Wr. Neustadt, von Pavia und vom Banat; die vielen Brücken, welche nur in den beyden letzten Decennien entstanden sind; die immer fortschreitende Verschönerung Wiens, Mailands und so vieler andern Städte; die erstaunenswerthe Menge von wissenschaftlichen Sammlungen, Museen und Bibliotheken; die Gründung mehrerer neuen Universitäten und Lyceen, über 200 Gymnasien und eine wahrhaft unzählbare Menge von Volksschulen, wie wohl kein anderes Land sie aufzuweisen hat — alles dieß, und wie so manches Andere, ist der beste Zeuge des ruhigen und sichern Fortschreitens der Nation zur Bildung und Civilisation, zu Glück und Wohlstand.

Nach dieser Einleitung, die wir gern unterschreiben, und noch lieber in den weniger berücksichtigten Theilen ergänzen und erweitern möchten, wenn es hier nicht vorzüglich darauf ankäme, die Stimme und die Ansicht des Verfassers kenntlich zu machen, nach dieser Einleitung geht derselbe zu der eigentlichen Statistik der österreichischen Monarchie über, die er, wie man bald sieht, mit Vorliebe und mit besonderm Fleiße behandelt. Zuerst gibt er den Flächeninhalt der einzelnen Provinzen nach den verschiedenen Schriftstellern: Blumenbach, Lipsky, Thielen, Liechtenstern, Zelliger, Bisinger u. a. Die Bevölkerung wurde lange Zeit sehr verschieden angegeben. Für die Epoche von 1816 nahmen Bertuch, Liechtenstern, Stein und Hassel im Mittel 27,500,000, und Blumenbach 28,178,800 an. Unser Verf. zeigte i. J. 1819, daß man diese Bevölkerung

wenigstens zu 29 Millionen rechnen müsse. Nach der allgemeinen Zählung des Jahres 1821 aber fand man 30,006,850, und nach der des Jahres 1825 bereits 31,624,890. Seitdem ist die Volksmenge stetig in rascher Zunahme begriffen. Rohrer schließt aus seinen Vergleichungen der Jahre 1821 und 1825, daß die Population Oesterreichs jährlich um 404,510 Personen zunehme. Schnabel, der die Jahre 1816 und 1825 verglich, fand diese jährliche Zunahme 351,200. Balbi glaubt in runder Zahl 350,000 als die der Wahrheit nächste annehmen zu können. Dieß würde demnach, mit der erwähnten Zählung des Jahres 1825 verglichen, jetzt, i. J. 1834, eine Population von 34,424,900 Menschen geben.

Noch auffallender geht dieser Wachsthum der Volkszahl hervor, wenn man bloß einzelne Provinzen zu einer nähern Untersuchung vornimmt. Noch vor Kurzem hat einer unserer statistischen Schriftsteller in den »Vaterländischen Blättern« die Behauptung aufgestellt, daß die Verdopplung der Bevölkerung vor sich gehe in Mähren in 296 Jahren, in Galizien in 248, Böhmen 230, Niederösterreich 196 und Ungern in 150 Jahren. Der Verfasser findet, übereinstimmend mit Rohrer, daß alle diese Zahlen viel zu groß sind. Vorausgesetzt, daß keine besonders störenden Hindernisse eintreten, und daß der physische und moralische Gang der Nation derselbe bleibe, wie er in dem letzten halben Jahrhundert war, so folgt, daß Böhmen in 48, Niederösterreich in 25½, Galizien in 43, Mähren, ohne Schlesien, in 41, und Ungern noch in einer kürzern Periode seine Bevölkerung verdopple. In Ungern insbesonders und in einigen Gegenden Galiziens ist der Fortgang der Population in der That reißend schnell zu nennen. Das Banat z. B. verdoppelt seine Bevölkerung schon in 36 Jahren, die dem Banat benachbarte Militärgränze in 30, und die Bukowina sogar in 28 Jahren.

Einige Oeconomen und Statistiker haben vor Kurzem die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf die außerordentlich schnellen Fortschritte der Population Londons gelenkt, und sie schreiben dieselbe dem sehr verbesserten Zustande der untern Klassen und den vermehrten Mitteln der Subsistenz der eigentlichen Volksmasse zu. Allein Wien und Paris zeigt ganz ähnliche Erscheinungen, wie folgende Tafel beweist:

	Jahr.	Geburten.	Sterbefälle.
Wien	1720	4,120	6,825
»	1721	4,104	6,490
»	1820	12,846	10,822
»	1821	12,819	10,411

	Jahr.	Geburten.	Sterbefälle.
Paris	1720	17,679	20,371
»	1721	19,917	15,822
»	1820	24,858	22,464
»	1821	25,156	22,648
London	1744	14,402	24,094
»	1820	23,159	19,348
»	1821	25,232	18,458

S. 331 u. f. gibt der Verf. die tabellarische Zusammenstellung der Statistik der einzelnen Theile der österr. Monarchie, wo er in jeder Provinz für jedes Viertel, Kreis oder Comitat u. s. zuerst die Oberfläche in ital. Quadratmeilen, und dann die absolute sowohl, als auch die relative Bevölkerung anzeigt, und wobey er meistens den erprobten Angaben Thielen's folgt. Diese Tafel ist von großer Wichtigkeit, und wird bey allen folgenden statistischen Untersuchungen Oesterreichs als Basis dienen. Das Ganze beschließt eine andere Zusammenstellung der volkreichsten Provinzen Oesterreichs mit andern Ländern. Diese zweyte Tabelle enthält in der ersten Columne den Flächeninhalt in ital. Quadratmeilen, und in der zweyten die Zahl der Bewohner einer jeden Quadratmeile, meistens für das Jahr 1825. So findet man:

	Flächeninhalt.	relat. Bevölkerung.
Kaiserthum Oesterreich	194,510	165 auf 1 ital. Q. M.
Lomb. venet. Königreich	13,631	311
Mähren und Schlesien	7,704	256
Böhmen	15,249	243
Galizien	24,768	173
Erzherzogth. Oesterreich	11,338	177
Ungern	66,900	141
Kaiserthum Rußland	5,912,000	10
Polen.	36,330	106
Schweden	127,000	22
Sardinien	21,000	205
Kirchenstaat	13,000	200
Frankreich	154,000	208
Bayern	22,120	179
Sachsen	4,341	314
Würtemberg. . . .	5,720	266
Holland	9,780	262
Belgien	8,250	453
Preußen	80,450	155
England	38,200	295
Schottland	23,498	89
Irland	23,000	296
China	4,070,000	42

Diese Tafel, von welcher das Vorhergehende nur ein kurzer Auszug ist, gibt zu vielen interessanten Vergleichungen Gelegenheit. So sieht man z. B., daß der bestbevölkertste Theil Oesterreichs das lomb. venet. Königreich, und nach ihm Mähren und Böhmen ist; daß Ungern verhältnißmäßig noch lange nicht halb so bevölkert ist, als die Lombardey; daß Belgien einer der bestbevölkertsten Staaten Europas ist; daß unter allen größern Reichen Rußland die geringste relative Population hat, und daß auch das in dieser Beziehung sonst so gerühmte China sehr zurücksteht. Diese Bemerkungen gelten aber nur von dem g a n z e n Lande: einzelne Provinzen machen davon oft eine sehr auffallende Ausnahme. In Rußland zwar erhebt sich in keinem Gouvernement die relative Bevölkerung über 145, aber in China, dessen totale relative Bevölkerung, nach der vorhergehenden Tafel, nur 42 ist, hat die Provinz Sciantung eine relative Bevölkerung von 525, Cekiang von 651 und Kiangsu sogar von 823. Solche starke rel. Bevölkerungen kommen in Europa nur in denjenigen Provinzen vor, welche große Städte in sich enhalten. So hat in Frankreich das Departement der Seine eine relat. Bev. von 7321, in England das von Middlesex 5401, in Irland das von Dublin 1160 u. s.

S. 342 findet man eine Tabelle der Volksmenge der einzelnen Hauptstädte Europas nach den neuesten und verläßlichsten Angaben. Den ersten Rang nimmt London ein mit 1,624,000 Seelen; dann kömmt Peking mit 1,300,000; Jeddo, Hauptstadt in Japan, mit 1,300,000; Paris mit 890,000; Calcutta, Benares und Constantinopel mit 600,000; Miaco in Japan, Canton, Nanking und Kingcin in China mit 500,000; Petersburg mit 449,000, Neapel mit 364,000, Wien mit 330,000 u. s. w.

Den Beschluß des ganzen Werks bildet eine in ihrer Art neue tabellarische Zusammenstellung der Bevölkerung der vorzüglichsten Städte. Bey den gewöhnlichen Angaben der Population einzelner Districte, Provinzen, Kreise u. s. erhält man, selbst für zwey hart an einander liegende Gegenden desselben Landes, oft sehr verschiedene Zahlen, weil in der einen dieser Gegenden eine volkreiche Stadt liegt, während die andere keinen solchen großen Sammelplatz von Menschen aufzuweisen hat. So wird z. B. die relative Bevölkerung von Hamburg und seinem Gebiete zu 1302, und die von Bremen zu 980 angegeben, während die von Frankreich nur 208 und die von Oesterreich 165 ist. So wird noch heut zu Tage die Insel Malta als der bestbevölkertste und die Insel Island als der an Menschen ärmste Ort Europas angegeben, was aber offenbar unrichtig ist, da die große Population der genannten Districte nur von den volkreichen Städten kömmt, die man in denselben findet. Diesem Uebelstande, der

schon so oft in Irrthum geführt hat, zu begegnen, gibt der Verf. in der gegenwärtigen Tafel die Bevölkerung nicht bloß von der eigentlichen Stadt, sondern vielmehr von ihr und von einem bestimmten Umkreise, den er um sie als Mittelpunkt beschreibt. Die Größe dieses Kreises wechselt mit der Größe der Stadt. Solche Städte, deren Einwohnerzahl 300,000 und darüber ist, erhalten einen Kreis von 3200 ital. Q. M.; die unter dieser Einwohnerzahl sind, erhalten nur 2000 Q. M., und diejenigen endlich der kleineren Städte 1500 Q. M. Diese Tafel, von welcher das Folgende nur ein kurzer Auszug ist, scheint dem Verf. viele Mühe gekostet zu haben, da er für alle in ihr aufgeführten Städte die Population auf das Jahr 1826 reduzirt hat, und eine große Menge von Nachrichten über die Umgegenden dieser Städte sammeln und unter einander vergleichen mußte. Um seinen eben erwähnten Zweck zu erreichen, mußte er bey Constantinopel einen Theil der asiatischen Küste, bey Kopenhagen ein Stück des benachbarten Schwedens, bey Straßburg einen Abschnitt von Baden u. s. zu Hülfe nehmen, um seinen Umkreis vollständig zu geben, und diese Städte mit den übrigen in Uebereinstimmung zu bringen

	Oberfläche des Kreises in ital. Q. M.	Volkszahl auf eine Q. M.
London	3200	781
Paris	—	540
Constantinopel	—	350
Wien	—	297
Moskau	—	238
Petersburg	—	150
Brüssel	2000	583
Mailand	—	482
Turin	—	384
Lyon	—	383
Florenz	—	340
Straßburg	—	318
Prag	—	286
Rom	—	227
Berlin	—	219
München	—	147
Neapel	1500	930
Genf	—	472
Palermo	—	335
Lissabon	—	290
Marseille	—	236
Boston	—	178
New-York	—	191

Wenn man nun das Ganze überblickt, so kann man nicht in Abrede stellen, daß dasselbe, mit einem eben so seltenen Fleiße als mit Sorgfalt und Umsicht zusammengetragen, eines unserer besten und verläßlichsten statistischen Werke bildet. Wir wünschen gewiß mit allen unseren Lesern, daß dasselbe nicht nur eine zweyte Auflage erhalten möge, zu welcher der Verf., wie wir wissen, schon reiche Materialien gesammelt hat, sondern daß auch recht bald eine Uebersetzung desselben in die, mehreren Lesern zugängliche französische und in die deutsche Sprache, aber von der Hand, oder wenigstens unter der Leitung des Verfassers selbst erscheinen möge, damit ihm nicht dasselbe Schicksal begegne, das seinem Abrégé de Géographie widerfahren ist. Wir freuen uns, den thätigen, kraftvollen und seine Wissenschaft über alles liebenden Mann in unserer Mitte zu besitzen, und sehen den schönen Früchten seiner bisher schon durch so viele treffliche Werke bewährten Wirksamkeit mit Vertrauen entgegen. Littrow.

Art. III. Rosamunde. Ein Trauerspiel von Friedrich von Uechtritz. Düsseldorf 1834, bey J. E. Schreiner.

Der Reichthum an Trauerspielen, die aus innerm Ringen und Bedürfniß geboren, etwas durch sich seyn wollen, ist nicht so groß in Deutschland, als daß oben genanntes von Herrn von Uechtritz, wenn es auch einen mindern Werth hätte, als wir ihm beymessen können, nicht doch Anspruch machte auf eine besondere Anzeige in dieser Zeitschrift. Wenn auch die Trauerspiele auf den Bühnen nicht grade beliebt sind, fehlt es doch daran noch nicht, und der Meßkatalog liefert uns jährlich wohl noch zwischen einem Dutzend und einem Hundert neuer deutscher Original-Tragödien, von denen die Hälfte vielleicht der Patriotismus ihrer Verfasser auf eigene Kosten der deutschen Nation präsentirt. Aber von diesem Dutzend, oder diesem Hundert, wie viele sind da aus dem geistigen innern Drange, der sich nicht hemmen läßt, hervorgegangen, und wie viele aus einer Absicht? Der Absichten gibt es aber grade so viele, als die eine Absicht: sich selbst zu genügen, jetzt selten wird. Der Eine dichtet für die Politik, der Andere aus Politik, Viele um etwas anschaulich zu machen, Andere auch wohl um etwas Klares dunkel zu machen. Doch diese ideal oder nicht ideal Industriellen lassen wir sich selbst classificiren, — wir könnten eine Hauptspecies vergessen — und wollen nur mit Dank derer gedenken, welche sich nicht durch die Ungunst der in andern Richtungen beschäftigten Zeit abhalten lassen, lediglich und allein ihrer Begeisterung zu folgen.

Sie wird heftig angegriffen jene vergangene deutsche Zeit, wo wir nur in der Idee lebten, glücklich in unsern Systemen, Phantasieen und philologischen Entdeckungen. Man schilt uns, wie wir darüber zurückgeblieben in dem großen Prozeß der Zeit, wie wir nun so fremd, unbeholfen, befangen daständen, wie unsere Träume sich mit der Wirklichkeit nicht zu amalgamiren wüßten. Nun, ich meine doch, daß Viele von uns troß dem so vorwärts gestürzt sind, daß selbst die unsrer Nachbarn drüber staunen, welche den langen materiellen march of intellect mitgemacht haben; ich meine auch, daß die Eisenbahnen und Dampfmaschinen uns aus dem Ideellen erst jüngst fortrückten, eben so viel Nußen bringen, als den Völkern, welche schon seit einem Säkulum sich vom Speculiren frey gemacht; auch meine ich, daß wir durch unser Speculiren, Phantasieren und Studieren einen solchen moralischen Grund gelegt haben, daß uns die materiellen Entdeckungen nicht allein dieselben, sondern, anders angewandt, noch größere Vortheile bringen werden, abgesehen davon, daß wir nicht die Kosten der Entdecker zu zahlen haben, welche gemeinhin in Armuth starben. Doch das überlasse ich der Folgezeit, und die Vertheidigung unserer frommen Befangenheit besseren Kräften; aber sey die Ausbeute wie sie will, schön in sich war doch die Zeit, wo das Hämmern der industriellen Amboße, die donnernden Geschütze des Weltkrieges, die gesprengten Minen der Revolutionen, unsre Philosophen, Gelehrte, Dichter aus ihrer innern Seligkeit nicht aufstörten, ihre Systeme nicht erschütterten, die Freude an ihren Entdeckungen ihnen nicht minderten, und keine schmetternde Kriegstrompete die Dichter aus dem Zauberwalde schreckte, wo sie dem Widerhall des einsamen Waldhorns lauschten. Schön war die Zeit dieser unegoistischen Selbstvergessenheit, wo der Dichter nicht fragte: wird dieß wirken? wird dies Anklang finden? wird dies Stück Häuser füllen, diese Schrift Käufer finden und neue Auflagen erleben? Schön auch die, wo die Freunde der Poesie in Jubel ausbrachen, wenn Einem etwas gelungen war, wenn ein geistiges Feld urbar gemacht, eine bis dahin für unüberwindlich geltende Festung erobert ward, wenn auch die Freude mitunter parteyisch, der Jubel bisweilen albern ausfiel. Die Franzosen sagen von uns, wir hätten bis vorgestern geistig im Mittelalter gelebt. Aber die Verständigen unter ihnen schelten uns deßhalb nicht; im Gegentheil, sie beneiden uns wehmüthig, daß wir noch so lange in, was sie Illusionen nennen, glücklich gewesen. Ihnen ist diese Zauberwelt der Genügsamkeit längst verloren gegangen.

Der Verfasser der Rosamunde gehört nicht zu den glücklichen Dichtern, wenn ich darunter diejenigen verstehe, welche mit ihren

Schöpfungen durchdringen, denen das Publicum stets gern ein williges Ohr leiht, und deren Name schon als freundlicher Klang ein Werk empfiehlt. Um das zu werden, schafft er zu wenig. Aber er gehört zu den glücklichen, auf die sich eine ehrende Aufmerksamkeit schon früh gerichtet hat; man empfing ihn bald mit Erwartungen, man begleitet seine Dichtungen mit anerkennender Theilnahme, und allgemein wird ihm zugestanden der Rang eines Dichters, was nach dem Obigen so viel ist, als Einer, der um sich selbst zu genügen schafft. Wenn es auch nicht die höchste Begeisterung ist, die ihn unwiderstehlich fortreißt, so sieht man doch allen seinen Dramen an, daß sie das Product einer innigen Auffassung, einer warmen Liebe sind, daß es eben so wenig ein flackerndes, vorüberrauschendes Feuer gewesen, als der noch gefährlichere Reiz, es koste was es wolle, mit einem der allgemeinen Aufmerksamkeit nahe liegenden Gegenstande Eingang beym großen Publicum zu ertrotzen. Im Gegentheil drückt die Wahl seiner Stoffe, deutlicher als sonst etwas, Herrn v. Uechtritz Selbstständigkeit aus. Aus einer entfernten Vorzeit entnimmt er sie, einer, welche nach der jüngsten Annahme sich nicht für unsere Tragödie eignet, weil die alten Orientalen, Römer, Griechen u. s. w. anders gefühlt, gedacht haben oder haben sollen als wir, oder solche verwandte Wesen, für deren Schicksale wir uns interessiren können. Ihn haben sie interessirt, ihn hat das Schicksal der Spartacus, der alten Ottonen, eines Alexander und Darius ergriffen, und er durchdichtet ihre Gefühle, Thaten, Gedanken; er gestaltet sich die entschwundenen Fernen zu lebenden Wesen, ohne sich erst ängstlich umzusehen, ob die um ihn ihre nähere Bekanntschaft wünschen.

Ref. hatte vor Jahren Gelegenheit, über eines der ersten Uechtritz'schen Stücke ein Urtheil auszusprechen, welches ihn später fast zu gereuen anfing. War es sein Chrysothomus, oder sein Spartacus, oder sein Otto, genug, er glaubte alles das schon anerkennen zu müssen, was auch den vollendeteren Dramen des Dichters noch heute Werth gibt, die Wärme, Wahrheit der Auffassung und Gestaltung, das Durchdrungenseyn von der Idee, die schwärmerische Verliebtheit in den Gegenstand, ohne daß er sich doch davon zu weit bemeistern ließe, die nie ermattende Ausdauer, den bewunderungswerthen Fleiß in der Ausführung, unterstützt von Kenntnissen und dem sorgsamsten Studium — allein er fand diese Vorzüge zu klar ausgeprägt, zu isolirt in sich dastehend, zu sehr Producte einer ängstlichen Anstrengung, als daß er an ein mächtig im Innern glimmendes Feuer glauben konnte, dessen unwillkürliche Ausbrüche das geworden, was er uns gab. Er fand schon viel zu viel Reg-

samkeit, zu viel Berechnung, als daß ihm der unwillkürliche Drang, der einen großen Dichter macht, wahrscheinlich gewesen wäre. So viel er sich entsinnt, brauchte er damals das Gleichniß eines von Quellen triefenden Waldgebirges für den Dichter im höchsten Sinne; und diese lyrisch-drastische Kraft, die von selbst vertrieft, sich, wo wirs erwarten oder nicht erwarten, einen Ausweg bricht, erst wild sprudelnd, tosend, dann in malerischer Schönheit einen Weg sucht, bis es den findet, den die Naturgesetze ihm anweisen — Ruhe in der Ordnung — diese vermißte er im Dichter. Zwar fehlte es nicht, besonders im Spartacus, an großartigen Zügen, leuchtenden Blitzen, die von der anschauenden und schaffenden Kraft Zeugniß gaben; jedoch dazwischen trat eine Dürre ein, die, wenn auch nicht gerade negativ, doch auch nicht positiv für den Dichter sprach.

Aber diese Annahme schien sein Alexander und Darius mit einem Male zu nichte zu machen. Es ist viel über dieses Stück gestritten worden. L. Tieck's Theilnahme dafür, die Kämpfe der Kritik und einer philosophischen Schule haben es bekannter werden lassen, als die Darstellungen desselben auf den ersten deutschen Bühnen — bey denen es verbleiben mußte. Volksgut konnte es nicht werden. Die Zahl derer, welche sich zu jenen hohen Regionen erheben mögen, wo das gewöhnliche, rein menschliche Interesse nicht ausreicht, ist natürlicher Weise beschränkt, und auch bey denen, die hier mitfühlen können, fand die Auffassung, die Darstellungsweise Widerspruch. Man fand, doch dieß blieb der unterste Standpunkt der Kritik, — das gewöhnliche tragische Interesse (das der einen Handlung) nicht in sich geschlossen genug, die Handlung tief über die Katastrophe hinaus; was billiger Weise unvertheidigt bleibt, da die Fäden und Kreise einer Welttragödie gedehnter und weiter sind, als die eines Trauerspiels, das, wenn auch in königlichen Sphären, sich immer an die Familie knüpft. Aber man fand auch die Handlung zu nackt auf ihrer schroffen Weltgröße, die Reflexion ans gelehrt Compendienhafte streifend, zu wenig Fleisch und Blut in dem colossalen Gerippe, und wo das Lyrische herausbrach, dasselbe zu nervös-phantastisch. Auch hatte man wohl selbst Einwendungen gegen die philosophisch-historische Auffassung des großen Weltkampfes. Alles das gehört einer vergangenen Zeit, und findet sich in den kritischen Acten des abgelaufenen Decenniums, Acten, die nicht unter den Wust der kritischen Tagsliteratur reponirt werden dürfen, da der Kampf von den ersten Geistern geführt wurde, und Stimmen, wie die eines Tieck, Hegel, Gans, Raumer u. A. darin vernommen wurden. Wäre auch aller angedeutete Tadel gerechtfertigt, ein Gedicht, über das

solche Männer sich bewogen fühlten, mit solchem Ernst sich auszusprechen, hat einen Werth in sich, der das Tagesinteresse überdauert. Wenn der gelehrte Streit Herrn von Uechtritz auch nicht populär machte, so stellte er doch seinen Namen in der Reihe der dramatischen Dichter auf, welche immer auf ernste Anerkennung Anspruch machen. Aber gegen seine bisherigen Tragödien gehalten war ein außerordentlicher Fortschritt bemerkbar. Es waren keine Quellen mehr, es war ein Waldstrom, der sich mit Macht aus dem Gebirge vorstürzte. Der Dichter trug ihn nicht mehr, er wurde von ihm getragen. Der Vorwurf der Dürre fiel von selbst hinweg. Auch heute, nachdem jener Kampf längst ausgefochten, und die Streiter sich versöhnt die Hand gereicht haben, vielleicht den Gegenstand vergessend, kann Ref. nicht umhin, mit Befriedigung das Trauerspiel zu lesen. Es ist ein edler Metallguß, aus einem fürs Größte entzündeten Gemüthe; jedes große Unternehmen, aus reinem Sinn hervorgegangen, muß, auch wenn es nicht sein Ziel erreicht, beym Unbefangenen ein Wohlbehagen erregen, welches von der Wirkung getrennt seyn kann. Einzelne Schönheiten treten würdig dem Besten an die Seite, was die deutsche dramatische Literatur aufzuweisen hat.

Doch der Streit hatte vielleicht eine zu große Aufmerksamkeit für den Dichter erweckt. Er glaubte sich verpflichtet, schnell zu rechtfertigen, was man von ihm erwartete, und schnell die Mängel zu tilgen, die man an ihm gerügt. Er schrieb ein Trauerspiel, das sich in den bürgerlichen Sphären des Mittelalters bewegte. Es hat seine Verdienste in einer gut erfundenen, wohl geschürzten Fabel und einer so fleißigen Durchführung, wie alle seine Arbeiten. Aber die bürgerliche ist nicht seine Sphäre. Es zeigte sich bey Uechtritz »Ehrenschwert« (es kam unseres Wissens nur in Berlin zur Aufführung), daß die Wahl jener entfernten Stoffe von seiner dichterischen Natur bedingt ist. Die Sprache seiner Leidenschaft fordert, ob sie sich schon nicht von der Wahrheit entfernt, doch einen Pathos, der mit dem deutsch-bürgerlichen Leben unverträglich ist. Was er wohl durchdacht, lahmte an dem Schwunge, den er sich gab, oder den er unterdrückte. Auch hatte der Dichter dieß eine Mal nicht ganz an sich, er hatte auch an die Zeit, an die Streitigkeiten und Interessen derselben, er hatte an ein bestimmtes Publicum und Theater gedacht. Er war berufen, Höheres im Auge zu behalten, und dieß rächte sich. Das Ehrenschwert gefiel dem Publicum nicht, für das es geschrieben war, und die Kritik erkannte dießmal umsonst die Vorzüge an, indem der Dichter selbst sich eingestand, daß er einen Fehlgriff gethan.

Uechtritz dichterisches Talent ist an den Stoff gebunden.

Er muß groß, edel, entfernt seyn von dem Getriebe unserer Alltagsinteressen, in welchen sein für erhabene Vorbilder der Vergangenheit schwärmender Sinn nicht das Element dichterischer Erhebung finden kann. Er muß seine Wärme pflegen, über dem Gegenstande brüten können, um zu den Blumen seiner Lyrik zu kommen, und nicht über jedem günstigen kann sie zu so hellen Flammen emporschlagen, wie bey einem Alexander und Darius. Aber das Mißglücken scheint ungünstiger als das Glück gewirkt, und dem raschen Entwicklungsdrange geschadet zu haben. Wie er dort zu rasch aus sich heraustrat, so verpuppte er sich seitdem in seinem Productionsprozesse. Wer darf hadern über die Verschiedenheit der Naturen; Raupach wird durch ein mißlungenes Werk eher angespornt schneller weiter zu arbeiten, als zurückzudenken, und dieser speculativen Kraft, die nur im Schaffen Zufriedenheit findet, verdankt das reale Theater seine besseren Stücke. Andere Naturen werden durch ein Unglück eingeschüchtert, und statt durch ein neues, frisches Schaffen sich herauszuarbeiten, vertiefen sie sich im Grübeln über die wirklichen und möglichen Ursachen des vorigen Mißlingens. Zu diesen, die nun immer ängstlicher werden im sich selbst Prüfen gehört leider Herr von Uechtritz. Scheu geworden, brütet und »druckst« er, wie uns bekannt ist, über jeden Vers und jedes Wort, und versäumt über das Streben nach dem Vollenden das Enden selbst. Es ist eine Klippe, an der, heut zu Tage freylich wenige, aber sonst schon viele deutsche Talente gescheitert sind, und die Frage wäre nicht leicht entschieden: ob die Leichtfertigkeit uns mehr gute Werke hervorgebracht, oder die Fleißeifrigkeit mehr verdorben hat?

Auch diese Rosamunde blieb wohl zu lange in der Werkstatt, um gefeilt und überfeilt, gekürzt, verlängert, nachgedacht und noch einmal vorgedacht zu werden. Schon viele Jahre vor ihrem Erscheinen war von ihr die Rede; das Manuscript wurde Freunden mitgetheilt, ängstlich auf jeden Zweifel gelauscht, gesucht ihm zu begegnen, die Stellen, wohin er wie ein schädigender Wetterstrahl fiel, untermauert und übermauert, um ein ganz gewappnetes Kind dem Publicum und der Kritik zu bringen. Wer kann es Allen recht machen! Die Theater nahmen die Rosamunde mit einiger Scheu auf. Die Schauspieler fanden die historische wie die Gefühlswelt ihnen so fremd, daß nur sehr glänzende Rollen sie damit befreundet hätten. Glanz versprach aber nur eine, allein sie war so tief und gemüthig, daß leicht über dem Streben nach der Wahrheit der Schein vergangen wäre. Die ganze Arbeit sonst war eine so schwere, daß die Breter darunter hätten brechen, und mit dem Ruhm des Dichters die Infalli-

bilität der Darsteller gefährdet seyn können. So wurde die Tragödie von den Bühnen mit Anerkennung ihres Werthes bey Seite geschoben, und nur in Dresden brachte das Interesse, was Tieck dafür gewonnen, sie zur Aufführung. Theils mochten die Kräfte der Darsteller nicht ausreichen, theils das Publicum im Voraus dagegen eingenommen seyn; sie verschwand wieder, und liegt jetzt im Druck dem Publicum vor, um über das erste Dresdener Urtheil in weiterem Instanzengange zu sprechen.

Unsere Anzeige ist von der Anmaßung entfernt, dieses letzte Urtheil fällen zu wollen, sie hat es sich nur vorgesetzt, über das Werk eines Dichters, dessen Streben schon alle kritischen Ehren um so mehr verdient, als er jetzt vereinzelt dasteht, gewissenhaft zu referiren, und dem Leser danach das Urtheil selbst zu überlassen. Aber ganz läßt sich die subjective Ueberzeugung nicht unterdrücken, und da sie zwischen den Zeilen oft gegen unsern Willen zum Vorschein kommen dürfte, sey hier vorausgeschickt, daß Ref. dem Dresdener Urtheil nicht beytreten dürfte, in sofern es nicht der Darstellung oder Darstellbarkeit, sondern dem dichterischen Werthe galt. Es ist freylich nicht der eine Guß geworden, der im Alexander uns gewinnt, es ist freylich viel untermauert, überdacht, geflickt, geschminkt über rothe Wangen, und über die Schminke ist Blutfarbe wieder aufgetragen; man darf freylich den Schauspielern es nicht verdenken, wenn sie die Aufgabe nicht für leicht angesehen, wenn sie vor deren Lösung sich gescheut, wenn der Wucht der Leidenschaft sie erschreckt und stets fürchten lassen, daß sie der Kräfte ermangelten, um das dem Publicum klar auszudrücken, was ihnen selbst nicht deutlich war, — aber das, wenn es auch den Totaleindruck hindert, wenn es gleich die nöthige Ruhe und Heiterkeit im Einzelnen vermissen läßt, darf doch nicht stören, das Verdienst des dramatischen Gebäudes anzuerkennen, die vielen großartigen Schönheiten zu bewundern, und sich zu freuen, daß es der Begeisterung noch möglich wurde, mit solcher Ameisenarbeit einen schönen, hohen Thurm zu bauen, in einer Zeit, wo man Thürme überhaupt für überflüssig hält. Auch sollte ich, nachdem ich das Trauerspiel durchlesen, glauben, daß die Darstellung desselben, und zwar mit Wirkung, nicht durchaus unmöglich sey.

Fremd ist uns der Gegenstand, aber was ist so fremd, daß es der Dichter uns nicht befreunden könnte! Die Ferne in Zeit und Ort uns so nah zu bringen, daß wir unsere längst vermoderten Ahnen und unsere Antipoden vor Augen zu sehen wähnen, und mit ihnen denken und fühlen müssen, ist ja die Aufgabe der Kunst. Auch ist schon Gräßlicheres zum Gegenstande von Tragödien gewählt worden, als der Schädelbecher des Vaters, aus

dem die Tochter trinken muß. Aber das uns Fremde sind die conventionellen kleinlichen Verhältnisse, auf denen die Hebel der Leidenschaften und der Thaten ruhen, Verhältnisse, die der heutigen Wirklichkeit gänzlich, fast lächerlich fremd, es auch der Natur selbst sind. Dieser Haß, diese Begriffe von Ehre sind wohl einmal bey vielen rohen Völkern vorgekommen, aber sie gehören so wenig zur Geschichte, die wir mitleben und machen, als zu der großen, ewigen, die sich in gewissen Kreisläufen immer wiederholt. Sie sind Nebensachen, die wir nur noch historisch erwähnt vertragen, aber nicht mehr als Bilder einer allgemein menschlichen Natur, in denen wir unsere eigene zurückgespiegelt finden. Der Dichter hat auch das willkürlich Conventionelle so deutlich gefühlt in der grauenhaften Tradition, daß er alle Kraft aufgewandt, dem willkürlich Wahren etwas wenig Wahres unterzulegen. Allein grade dadurch, daß durch diese Runengestalten einer grauen Vorwelt die höchste Verstandesbildung durchblickt, wird das bleibende Rohe desto gespensterhafter. Solche mährchenhafte Ueberlieferungen wollen entweder mit gläubig schlichtem Sinne aufgefaßt seyn, oder mit dem feinen Spiel, mit dem Shakespeare sie behandelte. Er hütete sich, das Factum zu motiviren, er ließ es stehen, wie es ihm gegeben, aber nun spielte sein Humor, sein Verstand, seine Phantasie dazwischen, und in diesen Theilen entstand das ewig Wahre und Große, was wir an ihm bewundern; die alte Fabel ward zur Folie für das, womit er sie umkleidete. Damit sey nun nicht gesagt, daß Jeder es eben so machen soll, denn duo dum idem faciunt non faciunt idem, und Wenigen möchte es gelingen, solche Harmonie in die Bekleidung eines mißgeschaffenen Körpers zu bringen, daß das Kleid zur Hauptsache wird, und man ihn für schön hält. Vielmehr nur die Nutzanwendung, daß der Künstler bey der Wahl außer unseren Anschauungskreisen liegender Stoffe vorsichtig seyn muß. Indem Herr v. Uechtritz mit vollem, begeisterten Ernste die Unthaten und barbarischen Roheiten in der Geschichte Alboins und der schönen Rosamunde menschlich zu beweisen und zu mildern sucht, wie es allerdings die Pflicht des echten Dichters ist, tritt das Schroffe, Widerwärtige der Ueberlieferung nur desto greller hervor, die That erschreckt, der Verstand macht uns nicht warm, und die Lyrik reißt uns nicht hin, weil das Gefühl sich für etwas begeistern soll, was gegen das Gefühl ist. Dieß sey die vorweg ausgesprochene Ausstellung gegen ein Gedicht, das doch durch den Geist, in dem es aufgefaßt, durchgearbeitet, und durch seine vielen und großen Schönheiten eine Bewunderung verdient, welche neben dem Tadel vollkommen Platz findet.

Die Geschichte der Longobarden ist an sogenannt romantischen Begebenheiten überreich, aber die Romantik ist von der Art, wie sie die heutigen Franzosen auffassen. Sie strotzt von gewaltigen, wunderbaren, erschrecklichen, gräuelhaften Thaten, die alles Interesse der Spannung heben, alle im Gewande des Mittelalters, aber durch alle blickt die Seele des rohen Heidenthums durch; denn dieser Romantik fehlt Glaube, Liebe, Hoffnung, Frauenachtung, und unter der Wucht der vereinzelten Thaten verschwindet eben wie die Zartheit der Gedanke an ein Ganzes. Ginge Victor Hugo einmal der Stoff aus, in Paul Diaconus fände er eine reiche Fundgrube, und dem französischen Dichter würde es vielleicht nicht schwer werden, neben der menschlichen Wahrheit, welche er überall so unnachahmlich nackt ans Tageslicht zu bringen versteht, auch noch einige Ideen von Volkssouverainität zu appliciren, da für eine Geschichte ohne alle Idee eine jede sich zurecht legen läßt. Am gewaltigsten, am abgerundetsten unter dem longobardischen Sagenkreise bleibt indeß die von Alboin. Sie vereint Heldenthum, Blutrache, eine eroberte Königskrone, Frauenschönheit, Ehebruch, Königsmord, Vergeltung; und indem sie in die europäische Weltgeschichte eintritt, hat sie alle Elemente einer scandalösen Gardinengeschichte. Reiz, Grauen, Wollust und Mord genug; der lombardischen Roheit, die byzantinische Bosheit gegenüber, schon selbst in der Ueberlieferung ein vollkommenes Gedicht, dem nichts fehlt, als das, was nach unsern bisherigen Begriffen zum Wesen eines solchen gehörte — Schönheit.

Das Historische der Handlung ist so bekannt, daß wir es nicht für nöthig halten, indem wir hier den historischen Gang des Drama hinzustellen versuchen, auf die Abweichungen von jenem aufmerksam zu machen.

Nach jahrhundertlangem Kampfe zwischen Langobarden und Gepiden haben jene gesiegt. Das Land der Gepiden ist verwüstet, und die unterworfenen Stämme haben dem Heldenkönig Alboin nach Italien folgen müssen. Die Tochter des von ihm in offener Feldschlacht erlegten Gepidenkönigs Cunimund, Rosamunde, ist seine Gattin geworden — um das Loos ihrer Stammgenossen zu erleichtern, hat sie dem Bewerber die Hand gereicht; so wird gesagt — und König Alboin thront zu Verona. Aber ihm grollen seine Longobarden, daß er die Erbtochter des verhaßten Stammes zur Gattin und Königin über ihr siegendes Volk erwählt hat; unversöhnlich bohrt der Grimm unter den Gepiden, daß er ihr Ueberwinder ist, wenn auch ihr milder Herrscher, und — die Königin ist stumm und kalt gegen ihn. Der alte Lombarde sagt von ihr zu Alboin:

— wir kennen sie,
Die stolze, steinern unzugängliche
Gepidin, wie sie dir im stummen Trotz
Ein kaltes Aug' entgegenhält, und nur
Beym Namen König Cunimunds zu Thränen
Erwarmt.

So eröffnet sich die Scene zu Verona in einem römischen Pallast (warum nicht in Theoderichs Burg?). Rosamundens Schwester Algerdis bringt ihr die Nachricht, daß sie, die Gepidischen Geschwister, verloren seyen. Das lombardische Volk hat sich im Dome gegen Alboin aufgelehnt, und von ihm das Blut der gepidischen Zauberin gefordert, Alboin hat sie durch seinen Herrscherblick zurückgeschreckt, aber wenn sie, Rosamunde, fortfahre, ihn, ihre letzte Stütze, von sich zu stoßen, würden sie unfehlbar ein Opfer der Volkswuth. Sie fleht die Schwester an, sich ihm zu Füßen zu werfen; aber Rosamunde erwiedert:

Zuvor erlischt die Sonne im Meer,
Eh sie mich zu den Füßen Alboins
Erblickt, bloß um dieß hart gequälte Daseyn
Vor seinem Grimm zu schützen! Seine Hand
Hat sich in unsres Vaters Blut getaucht.
Daran gedenke du, wenn du mich schiltst,
Daß ich ihm schon zu viel getrotzt! — Der Haß
Der Longobarden gegen die Gepiden
Ist alt, doch wohl nicht jünger ist der Haß,
Der die Gepiden gegen die Lombarden,
Ein heil'ges Erb, erfüllt. Sie haben uns,
Mein Volk, besiegt, zertreten und vernichtet.
Der Haß nur blieb lebendig, und ich bin
Die Tochter Cunimunds!

Alboin erscheint, von den Longobardenherzogen umdrängt, wieder ein Mann, König, Alboin zu werden, und nicht sein Volk über die Gepidin zu vergessen:

Aus rauchigtrübem Hüttenqualm
Und aus Pannoniens kalter Waldesnacht
Hast du uns nach Italien hergeführt.
Du gabst uns Land, wo die Olive wächst,
Und Marmorhäuser, wenn die Sonne brennt;

und nicht der Schmerz allein, seinen König als schmachtend unglücklichen Geliebten der stolzen Gepidin gegenüber zu sehen, sondern auch die Trauer um das Volk bewegt die longobardischen Patrioten:

Du hast uns hergeführt
In ein gar üppig warmes Land der Lust,
Wo rings aus jedem kühlern Schatten her
Wollüst'ge Trägheit, sich zu lagern, winkt.

Du nur, dein Heldenzuruf kann dein Volk
Wach halten, daß es nicht der Lockung ganz
Sich hingibt, und im trüben Schlamm versiegt.

Nun aber sitze er im Pallast, komme nicht zu den Waffenübungen, und nur am Festtag sehe das Volk seinen König; ob denn das Opfer so groß sey, wo es nur ein Weib fortgeben gelte, und dafür ein Volk erhalten? Der König erwiedert ihnen, daß er Haus und Königreich selbst verwalte, Gehorsam fordere, und von seinen Lombarden erwarte, daß der Ruf zum Kriege sie wach und rüstig finden werde. Der kriegerische Anklang beschwichtigt die Aufsätzigen. — Nicht so Alboin; er will in der Blüthe seines Lebens nicht welkend stehen. Er fühlt:

nur Grimm
Und Bitterkeit hebt sich in seiner Brust,
Wenn er in ihre Nähe kommt, empor.
Ihr finstrer, stummer, eisiger Gehorsam
Hat wie das Haupt der griechischen Meduse
Ihn lange schon auf ein verwittwetes
Einsames Bett gescheucht.

Es muß entschieden seyn. Er tritt in ihr Gemach und fordert mehr als Gehorsam. — Aber Rosamunde, von finstern Traumbildern geschreckt, hat die christlichen Zusprüche ihrer Schwester eben zurückgewiesen, Blut fordere Blut, sie hat gedacht der stolzen Helden, ihrer Ahnen, die ihre Stirnen vor Wodans Eichen zu edlem Rachgelübd gebeugt; da ist sie auf einem schwarzen Aar nach Walhall empor geschwebt, sie sah die aus ungeheuren Schädelbechern schlürfenden Ahnen, doch unter ihnen

den Vater, bleich und blutbedeckt,
Zurückgesunken in den Wolkenstuhl.
Er blickte kalt und theilnahmlos hinein
In all die trunk'ne Lust — er sah sie nicht,
Sie aber zitterte vor Angst und Qual.
Mit einmal rollt' es über ihr dahin,
Gleich einem langen Donner — —
Es war die Stimme Wodans: »Rosamunde!«
So rollt' es dröhnend durch den Saal, »bevor
Du deinen edlen Vater nicht gerächt,
Kann er nicht Theil an unsern Festen nehmen,
Und muß dort sitzen einsam und versteinert.«

Das Gefühl der Reue zerreißt ihre Brust, daß sie nicht gezwungen dem Mörder ihres Vaters die Hand gereicht, als Alboin eintritt. Vergebens sind Drohungen, vergebens Schmeichelworte:

Gib mir Liebe. — — Das
Wird mir ein Trank des neuen Lebens, wird

Ein Tropfen schon zu solchen Thaten mich
Berauschen, so erhab'nem Heldenwerk,
Wie selbst die stolze Sage nicht erzählt.
Und dann im Goldpallaste von Byzanz
Erbau ich einen Thron für mich und dich,
Und führe dich in meiner Edlen Reihn,
Und spreche: Sehet hier die Herrliche,
Die mich begeistert und entzündet hat,
Die Siegesgöttin, Eure Königin!
Sie aber jauchzen: Heil dir Rosamund!
Ich will sie zwingen, dich zu lieben. Du
Und sie, und die Gepiden nur Ein Volk,
Ein Glanz des Ruhmes, und der alte Haß
Versöhnt.

Der Geist ihres Vaters steigt vor ihr auf, sie stößt ihn von sich: »Du bist mir ein Abscheu,« und er erklärt, daß, wenn auch der Liebende verzweifle, der König mindestens befriedigt seyn wolle. Er fordert, daß sie beym Siegesfest am Abend mit heiterm Angesicht, freundlicher Gebärde und holdem Wort erscheine, und Antheil nehmend an des Volkes Ruhm, ihm den Siegesbecher zutrinke:

Der wahre Priester unsrer Lieb' ist erst
Der Tod. Zerstörung, Untergang, Versöhnung, —
Drey Wort', Ein Sinn für uns!

mit diesen Worten geht er fort. Rosamunde wiederholt sie bestätigend, und wünscht nur, daß dieser Priester bald löse und zerstöre.

Im zweyten Act verschiedene Anmahnungen an die Königin zum Werk der Rache. Es lebt am Hofe Alboins ein junger Longobarde aus königlichem Stamme, Helmichis, dessen Vater unrechtmäßig von Alboins Vater hingerichtet worden. Der glatte, schlaue, in Byzanz erzogene Jüngling brütet Rache gegen den Sohn des Mörders seines Vaters, und — liebt Rosamunden:

Du und ich
Sind ja wie zwey auf eine wüste Insel
Im öden Ocean einsam Verschlagene.
Ich bin an das unwirthliche Gestad'
Zuerst getrieben worden; mir geziemt's,
Den spätern Gast zu grüßen.

Er fordert sie auf, nicht mit der Nothwendigkeit zu ringen, die ihren Bund in ihre ewigen Tafeln niederschrieb, nicht zornig zurückzuschrecken vor seinem Antrag, und zu vergessen, daß seine Väter Longobarden waren. — Bestimmter fordert sie ein alter Gepide, der Waffenträger ihres Vaters, zu dem Werke der Rache auf, die ihm, dem Heiden, sich wie von selbst versteht.

Gundibert kennt nicht die Forderungen der Liebe, nur die des Hasses:

Ist nicht mit Wodans Dienst auch unser Glück
Und Ruhm gefallen? — In der Zeit, als noch
Sein heil'ger Altar in den Wäldern dampfte,
Da war der Name der Gepiden groß.
Und jetzt — du fragst mich, holdes Fürstenkind,
Nach unsrer Heimath? — Menschenlose Oeden,
Von ausgebrannten Trümmern übersät,
Gebeine, modernd auf dem blut'gen Schlachtfeld,
Das ist die Herrlichkeit, die unser blieb.

In den Wäldern haben sich viele Gepiden zum Rachewerk, ihr eigenes Blut trinkend, verschworen; Rosamunde soll die heilige That der Jael am Mörder ihres Vaters wiederholen, dann zu ihnen fliehen, um, als ihre Königin, die Longobarden zu bekriegen, und einen neuen Gepidenthron aufzurichten. Sie — kann nicht:

Verachte mich! Du hast
Ein Recht dazu. — — —
Er hat gefrevelt, blutig, an den Meinen,
Mich aber, mich hat er geliebt.

So will der Treue es allein auf sich nehmen, aber die Königin verbietet es ihm als Tochter Cunimunds — sie gebietet ihm zu warten. Ein Monolog erklärt zur Genüge, weßhalb sie auf Helmichis Kühnheit hohnvoll blickt, weßhalb sie vor Gundiberts Anträgen zurückschaudert:

Ich habe ja
Das Aergste tief in mir verhüllt, mir selbst
Es kaum gestanden — — —
O er ist groß,
So herrlich! Eh' mein Aug' ihn noch gesehn,
War mein Geschick entschieden, als nur noch
Mein Ohr getrunken seiner Thaten Ruhm.
Du (Gott, Christ, Wodan!) theilst die Schuld, die mich bedrängt; du bist's,
Der mich so übermenschlich schuf. Als er
Nur wenig Tage nach dem Tod des Vaters
Zum ersten Male vor mir stand, sein Blick
In meine Seele schlug — — —
Ich hätte niedersinken mögen, hätte
Anbeten mögen, wie vor einem Gott!
Da kam's, ein wilder Taumel, über mich
— — — — — — — — — da
Entzündet' ich mir frech die Hochzeitfackel
Am Blitz des Vaterfluchs!

Und zum Schlusse (des Actes) fordert sie die Rachegeister auf, sie gräßlich anzupacken, und zum pflichtgebotenen

Werke zu ziehen, oder die berstende Erde sie verschlingen zu lassen, denn:

Weh mir, ich lieb' ihn noch!

Dritter Act. Rosamunde hat sich aufgerafft. »Im sumpf'gen Pfuhl der Schmach versunken,« dringt der Drang nach Reinigung und Rettung allgewaltig in ihr empor. Sie will es zur Explosion kommen lassen, sie will nicht zum Feste. Vergebens redet die Schwester der Halbheidin mit christlichen Gründen zu, bis Algerdis den Hohn der Welt aufruft, die sie doch durch das Argument verdammen würde: »Denn hätte sie auch nicht die Eh' mit ihres Vaters Mörder —« die Königin erklärt sich überwunden, und »ein Scheusal gegen die Natur,« auch der Christengott verbiete was sie gethan:

Nur glaube nicht, daß ich den sünd'gen Trieb
Aufwuchern ließ in träger Hingebung!
Ich habe, wie ein Mensch nur ringen kann,
Mit ihm gerungen. Aber wenn ich eben
Von Sieg schon träume, schon den letzten Stein
Zum Bau des heil'gen Hasses fügen will,
Da ist's, als ob auf einmal hundert Schlünde
Sich öffneten; heißfluthend bricht daraus
Die Hölle vor; zertrümmert liegt der Bau;
Ich lieb' ihn, wie ich ihn noch nie geliebt!

Sie hört im rollenden Donner den zürnenden Wodan, und fleht die fromme Schwester um den Trost der Liebe an. Algerdis predigt ihr die auch heilige Pflicht der Gattin. Sie malt Alboins königlichen Werth, sie ruft Gründe aus den tiefsten Mysterien ihres Glaubens hervor, sie solle Alboins Seele vor dem ewigen Richter retten, Versöhnung und Liebe wohnten im Himmelreich. Rosamunde hört ihr gern zu, den Geliebten preisen, das, wonach sie schmachtet, als Pflicht schildern, und Algerdis eilt, die frohe Botschaft dem König zu überbringen. Alboin kommt, hoffnungstrunken, zurück; aber schon haben die Geister der Finsterniß Macht geübt über die Einsame. Sie wehrt ihn noch schaudernd ab. Da kommt Botschaft von einem Ungehorsam, von einer blutigen Empörung der Gepiden. Rosamunde jauchzt über das Erwachen ihres Volkes, Alboin schleudert furchtbare Strafbefehle gegen die undankbar Aufsätzigen. Die zarten Fäden zum Bande der Verständigung zwischen den Gatten sind zerrissen. Alboins Blutdurst, wie Rosamunde seine königliche Entrüstung nennt, hat ihr den Strahl von Kraft zurückgegeben, die Liebe ist todt, sie spricht begeistert für ihr Volk, und verkündet ihm im Wahnsinn des Trotzes, daß sie zwischen ihr und ihm

Nur Zwang, Gewalt und Knechtschaft anerkennt,
Kein heil'ges Bündniß, keinen Bund der Liebe.
Du bist der Herr, ich bin die Sclavin.

Du bist die Sclavin, und ich bin der Herr, entgegnet er, und gebietet ihr als König und Herr ihm geschmückt und holdselig zum Festgelag zu folgen.

Der Donner der gewitterschwülen Nacht schweigt, die Trompeten des lombardischen Siegesfestes schmettern, der Wein wird von den Sängern mit schäumendem Heldenblute verglichen, und der Rausch überkommt die Zecher noch vor dem Gelage. Da entflammt ihn Alboin durch die Verheißung eines Kriegesaufbruchs gegen die tributsäumigen Byzantiner, und verkündet, daß die Königin selbst kommen werde:

im Festesschmuck,
Die Locken froh bekränzt, den Siegspokal
Uns, wie's die alte Sitte will, (zu) kredenzen.
Sie wird, sie soll, mit holder Freundlichkeit
Uns weihen zu dem nahen Kampf.

Und Rosamunde erscheint, aber von schwarzem Flor umwallt, ein Bild der Trauer und des Todes. »Das ist zu viel« (des Hohnes und Trotzes), ruft Alboin.

Feyre du ein Freudenfest! ich feyre,
Das schwör' ich, heute nur ein Todtenfest.

spricht die Königin, und der von Schmerz, Wuth und Wein trunkene Gatte entgegnet, ein Todtenfest und ein Siegesfest lasse sich ja vereinigen, und die Katastrophe tritt ein. Was der Dichter im Verlaufe der drey Acte zu motiviren gesucht, ist uns erst hier, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, erlaubt herzusetzen. Nach grauenhafter Tradition hat ein alter lombardischer König, Ramuntichis, als Vermächtniß seinen Nachkommen eingesetzt, daß erst dann das volle Glück des Volkes eintreten werde, wenn sieben Schädelbecher von erschlagenen Königen bey den Festgelagen der Dynastie kreisen würden. Ramuntichis Söhne haben es bey Wodans Grimm und bey Wallhallas Lust geschworen, nicht eher zu rasten und zu ruhen, und kein Longobardenkönig hat den Thron bestiegen, ehe er nicht feyerlich vor seinem Volke

Den alten Stammeid neu gelobt, statt Wodan
Als Zeugen sündhaft rufend den Dreyeinen.

Sechs Schädel kreisen schon, den siebenten, König Cunimunds, hat Alboins Schonung für die Gattin, gegen den dringenden Wunsch des rohen Volkes, bisher noch zurückgehalten. Jetzt ist der Bann gefallen. Der Rasende gebietet die entsetzliche

That. »Entmenschtes Scheusal!« ruft die Königin, und wankt, nachdem sie ihm öffentlich, feyerlich erklärt, um den schärfsten Dolch ihm ins Herz zu stoßen, daß sie ihn heiß geliebt, fort, um das gräßliche Mundschenkenamt zu erfüllen. Der Dichter erläßt uns, es mit anzusehen.

Dieser dritte Act enthält die Häufung des Entsetzlichen, aber er ist reich an dichterischer Schönheit; der Character der Heldin erschließt sich in lyrischer Fülle, in mannigfachen und doch klar ausgedrückten Nuancen. Der Quell von Schöpfungskraft, an dem hie und da gezweifelt werden könnte, ist hier deutlich.

Ich bin die Tochter Cunimunds,
Und hab' aus meines Vaters Haupt getrunken,

ruft Rosamunde dem Ungewitter der fürchterlichen Nacht entgegen, und ist entschlossen, was sie thun muß. Statt des berufenen alten Gepiden Gundibert kömmt Helmichis. Seine Anträge sind dießmal gewichtiger. Vor dem Thore stehen bewaffnete Gepiden, welche von dem Könige die Erlaubniß erbeten, in ihre Heimat zurück zu kehren, und ihm hat Alboin den Befehl über die Thorwache anvertraut.

Seit meines Vaters Tode gährt
Das Recht, das alte, meines Stamm's in mir.
Ich bin der König der Lombarden! Du,
Dein Anblick hatte nur, gewaltig blendend,
Den finstern Trieb, der nach der Krone rang,
Sich selbst vergessen lassen und betäubt;
Ich glaubt' ihn todt und hin. Doch diese Nacht
Und die Gelegenheit, die sie mir bietet,
Hat ihn geweckt, wild stachelnder als je!

Und an einer andern Stelle:

O sel'ge Hoffnung, sel'ger Tag, wenn einst
Der Thron sich bauen wird, und du und ich
Hinauf die Stufen steigen, weit die Länder
Der Longobarden und Gepiden uns
Und so viel stolze Knieende zu Füßen!
Du mein! Die Krone mein! Das ist der Preis.

Gundibert liegt, um einen Mord, in Ketten; Helmichis ist die einzige Rettung für ihn, sie, ihr Volk, und weil denn doch

Ein Leiden mehr zu (ihren) Qualen ist
Ein Funken nur zu einem wilden Brand,
Ein Tropfen zu dem weiten Ocean,

ruft sie dem Helfer in der Noth zu:

Thu', was du verheißen —
Und ich bin dein,

und schwört es ihm beym »menschgewordenen Christengott« und bey »des blut'gen Wodans Macht.« — Allein als er Mittel fordert, den König schon in dieser Nacht, in der es geschehen müsse, wenn es geschehen solle, umzubringen, wankt ihre Kraft, sie willigt nicht ein, aber sie hindert es nicht:

Der Boden wankt; es bebt und wankt ringsum.
Mich schwindelt! — —
Der todte Vater regt sich in der Gruft;
Er mahnt, er zuckt angstvoll!
O sorge nicht!
Ich bin von Erz, du sollst gerochen seyn!

Alboin ist zur Ueberzeugung gekommen, daß er eine That des Wahnsinns begangen, aber auch zu der, daß nun alle Bande zwischen ihm und Rosamunden zerrissen. Befriedigt durch den Entschluß, die Königstochter und Gattin nach Pannonien zu senden, geht er in sein Schlafgemach. Helmichis und Gundibert treten zur That auf, die, mit Ausnahme der Beyhülfe Rosamundens, so im Nebengemache vorgeht, wie die geschichtliche Sage sie uns berichtet.

Die Gepiden sind indeß in Verona eingedrungen, Helmichis und Gundibert an ihrer Spitze, haben die Longobarden drinnen überwältigt, ihre Fürsten gefangen. Noch ist Helmichis indessen fern von dem erträumten Ziele, denn die Gepiden sehen ihn mißgünstig an, die Longobarden draußen sammeln sich, und Rosamunde, die

stumm, wie zerschmettert, über seiner Leiche

liegt, ist durch Alboins Tod zur glühenden Verehrerin des gemordeten Königs umgewandelt. Sie fleht den alten Longobarden, der als Abgesandter, wegen Lösung der Gefangenen, zu Helmichis kömmt, knieend an, sie zu tödten:

Denk an deinen Herrn,
An seine Güte, seinen Ruhm! Die Erde
Wird niemals seines Gleichen sehn, dein Volk
Nie wieder einen König sehn, wie ihn!
Sein Blick war Sieg, sein Lächeln Sonnenlicht,
Und mich hat er geliebt, und ich hab' ihn
Gemordet,

und Helmichis, der sie aufreißen will, stößt sie zurück.

Verworfener! Die Berührung
Von deiner Hand ist Pest, dein Wort ein Hauch
Der Hölle. — — Radbod, ich verdiene,
Daß ich ein Greul in deinen Augen bin;
Doch bey den Heil'gen allen, bey dem Spruch,
Den du einst jenseits hoffst, das glaube nicht,
Daß ich den da mit buhlerischer Neigung

Geliebt! Ich flehe jammernd, glaub', ich habe
Nur Einen, nur den Einzigen geliebt,
Den Hoheitstrahlenden, den ich gemordet!
Ich seh', ich denk', ich fühle nichts, als ihn,
Nur ihn! mein Volk, mein Vater, alles ist
Aus meiner Seele weggewischt! Ich wollte
Jahrtausend', eine Ewigkeit hindurch,
In ärgster Folter der Verdammten liegen.
Wenn ich den theuern Todten wecken könnte!

Sie fleht Helmichis an, das gräßliche Gelübde zu lösen, ihr zu vergönnen, sich in ein Kloster zu begeben, um zu büßen.

Mit Fasten, Geißeln und Kasteyungen,
Bis auf die langsam Hingemarterte
Der Tod sich endlich leisethauend senkt,
Und Engelstimmen über meinem Lager
Sanft von Versöhnung singen. Ja, der Gott
Der Christen ist der Gott und Herr der Welt,
Der Gott der Liebe. —

Aber Helmichis will sie nicht lösen; wenn er auch sieht, daß er auf ihre Liebe nicht mehr hoffen kann, will er doch aus dem Kranze, den er um seine Stirn zu schlingen hoffte, mindestens eine Blume retten — die Krone, und darum den Kampf versuchen mit den Lombarden, den Gepiden und mit ihr.

Schneller ist in Rosamunden der innere Kampf über die neue That entschieden. Sie tröpfelt aus dem smaragdenen Armband das von der Mutter ererbte Gift in den Weinbecher, der Helmichis Kraft zum Kampfe mit den eindringenden Longobarden stärken soll. Als er inne wird, daß er den Tod getrunken, zwingt er auch die Königin, den Rest zu leeren. Sie hört den Siegesmarsch, sieht die Banner

Des Todten wehn purpurn im Morgenwind,

und trinkt:

Wonach ihr Herz in wilden Schlägen ringt,
— — — — — —
Freue dich Alboin!
Siehst du, wie deine Mörder schwelgen!

Helmichis hat doch den Triumph im Tode, die Lombarden, sein Volk, siegen zu hören, und der Gepidin Rosamunde zurufen zu können, daß sie in ihm die einzige Hoffnung ihres Volkes vergiftet habe. Auch die Versöhnte trifft noch dieser Schmerz, aber das Gift wirkt schnell:

Die Marter meiner Seele hat
Das Feld bereitet für die Saat des Todes.
Die Schmerzen werden lind und linder, kühl,
Ein Balsam, rinnt's durch (ihre) glüh'nden Adern,

und mit einem Abendsonnenbild des Geliebten schließt sie die Augen. Die fliehenden Gepiden retten die Prinzessin, ihre Schwester. Der alte Longobarde verhindert jede Beschimpfung, welche die Sieger Rosamundens Leiche zufügen möchten, denn

ihr Vergehen
Heischt ernste Scheu und Staunen
— — — — — sie liebte
Den sie ermorden lassen, ward von
Ihm geliebt.

Unser Auszug, in welchem mit Absicht die Hauptstellen durch die Worte des Dichters wiedergegeben sind, dürfte den Leser überzeugen, daß er es mit einer ernsten, wohldurchdachten und durcharbeiteten dramatischen Dichtung zu thun hat. Wirklich ist die Anlage trefflich, die Steigerung kunstgemäß, die Lösung von selbst kommend; keine Scene, kein Character steht müßig da, es folgt eines aus dem andern, Verschürzung und Entwicklung wetteifern in kunstgemäßer Folgerichtigkeit, die Charactere sind wohl durchgeführt, die Diction größtentheils dichterisch schön, Tiraden sind vermieden, alles, was gesagt wird, trifft, und auch in der höchsten Raserey der Leidenschaft gehen dem Dichter die edlen Ausdrücke dafür nicht ab. Unter den Tragödien, die der Tag gebiert, unter den flüchtigen Producten, die mehr oder minder liederlich componirt, nur auf den Effect losgehen, scheint diese Rosamunde von einer so gewichtigen Schwere, daß sie von selbst sich Platz machen müßte. Woher gelang ihr das nicht? — Rec. ist weit entfernt, die noch unerforschten und unberechneten Kometenbahnen des Glückes aus der ethischen Weltordnung wegstreichen, und streng beym Satze haften zu wollen, daß der Erfolg jeden nach seinem Verdienste richte; aber für Pflicht sieht er es doch dabey an, den Motiven des Glücks oder Unglücks nachzugehen, so weit menschliche Augen reichen, und er findet den Grund, daß diese Rosamunde nicht wirken konnte wie sie sollte, eben in ihrer Schwere.

Das Thema ist der Kampf der Liebe mit dem Hasse in demselben weiblichen Gemüthe. Wie der Dichter auch sonst der Geschichte treu blieb, das ist seine Erfindung, sein Eigenthum. Rosamunde wurde, nach dem Historiker, gezwungen die Gattin des Siegers über ihr Volk, der sie im Rausche bestialischen Siegesübermuthes zwang, aus dem Schädelbecher ihres von ihm erschlagenen Vaters zu trinken. Dafür ließ sie ihn durch ihren Buhlen erschlagen, und floh mit diesem zu den Feinden ihres Volks; rohe Thatsachen, nackte, starre Felsklippen, denen die dichterische Verbindung fehlt. Roheit um Roheit, Gewaltthat um Gewaltthat haben wohl das criminalistische Interesse

alles Geschehenen, aber nicht das der Handlung, welches das Drama begründet. Die Pflicht des Dichters, den überlieferten rohen Thatsachen menschliche Motive unterzulegen, hat Herr v. Uechtritz nun in vollem Maße ausgeübt. Er läßt Rosamunden von glühender Liebe für Alboin verzehrt seyn, eben so Alboin für sie, er läßt die Roheit, den Uebermuth wegfallen, deckt in den Momenten, wo er sich nicht verläugnen läßt, den Schleyer des Rausches darüber, verlöscht die Seiten der Geschichte, die von Buhlerey, niedrigem Meuchelmord und Raub sprechen, und motivirt auch den Verrath des Helmichis durch ältere Ansprüche. Was aber ward dadurch gewonnen? Das strict richtige Uhrwerk einer Taschenuhr für eine Thurmuhr, eine goldene Kette, die gespaltene Granitfelsen zusammenhalten soll. So kann es angesehen werden; fein, verständig, allgemein menschlich hat er die That motivirt, daß ihre rohe Schale schlecht paßt zu dem feinen Organismus, aber das Gleichniß reicht doch um deßhalb nicht ganz, weil trotz dem das hineingelegte Uhrwerk so bedeutend unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, dergestalt, daß es zur Hauptsache, und die Schale, um die es entstand, zur Nebensache wird. Im Motiviren der gegebenen Stoffe ist dem Dichter der Stoff untergegangen, und das Motiv zur Hauptsache geworden.

Ja, seine Tragödie ist der dämonische Zwiespalt in eines Weibes Brust: darf sie den Mörder ihres Vaters, der ihr Gatte ist, lieben? Darum ringt sie fünf Acte durch, und der Zuschauer muß mit ihr diesen unseligen Kampf ringen. Sie gesteht sich, sie hat ein Vergehen begangen, indem sie Alboin, vorgebend um ihres Volkes willen, die Hand reichte, und sie foltert sich mit der selbst auferlegten Buße, ihm nichts von ihrer Liebe merken zu lassen. Darum, um diesen für uns willkürlichen Contrast zu begründen, werden die blutigen Götter des Heidenthums und der milde Gott der Liebe citirt. Nun ist und bleibt aber der Bluthaß und die Blutrache etwas unsern Sitten, Gefühlen Fremdartiges; Religion und Vernunft erklären sich auf gleiche Weise dagegen. Der Dichter, dessen Verstand dieß wohl begriff, und dem dieß mit jedem Schritte in seiner Arbeit deutlicher wurde, mußte alles aufbieten, dies Element zu stützen, und aus diesem Bemühen ist eine Schwere, Härtigkeit und etwas erwachsen, was an Schwülstigkeit gränzt. So dramatisch das äußere Gestell ist, so schwierig wurde ihm die innere Steigerung. Haß und Liebe ringen schon in der ersten Scene eben so glühend, so sich selbst bewußt, so ausgeboren, wie in der letzten; nun gilt es nur, für dieses innerlich Fertige Formen, Symbole zu finden. Er fand sie, das Gewordene ist auch fertig; aber der zarte Hauch

der Poesie, der nicht das Fertige, sondern das Werdende umschwebt, ging darüber verloren. Der Conflict ist tragisch, er kann die höchste Aufgabe einer Tragödie werden; aber unter diesen Verhältnissen wird es uns Zuschauern von Heute, uns Christen, oder durch das Christenthum Gebildeten, unglaublich, unnatürlich. Wir meinen, eine solche Liebe, so glühend, so gewaltig, müsse über den unnatürlichen Bluthaß siegen, ein Wort der Erklärung nur, und es könne alles ausgeglichen seyn. Ja, sie ist dem Geiste nach Heidin, aber durch den Verstand weit darüber hinaus; der Verstand schon müsse der so gebildet redenden Rosamunde, meinen wir, die Einsicht geben, daß sie thöricht, ungöttlich fühlt, daß ihre Rachegefühle Eingebungen einer ungesunden Phantasie sind. Kömmt aber nun noch die Liebe, und eine Liebe, wie ihre zu Alboin, hinzu, so wird das peinlich Unnatürliche noch weit unerklärbarer. Haben wir doch auch aus einer alten Zeit, wo noch Blutrache galt, eine ähnliche und ungleich poesiereichere Begebenheit der Art mit einer ganz andern Lösung. Der Cid hat, nach den alten Romanzen, Donna Ximena's Vater, und zwar im Zweykampf, erschlagen, und die gekränkte Tochter, ganz im Gefühl des beleidigten Geschlechtes, fordert vor dem königlichen Richter dafür entweder den Tod des Missethäters, oder als Buße — seine Hand. Für unsere Gefühle ist das freylich auch hart, aber der versöhnende Sinn darin liegt uns näher, als Rosamundens zwickende, zu spät kommende Gefühle, nicht das Recht zu haben, ihren Gatten zu lieben, weil er der Feind ihres Volkes, der Ueberwinder desselben, und — ihren Vater in offener Feldschlacht erschlagen hat!

So leidet das Interesse an einem Grundübel, das alle Kunst des Dichters nicht vertilgen kann, ein Gefühl, das wir durchfühlen sollen, und doch nicht mitfühlen können. Schon Beweis genug für den Dichter, daß der Pathos nirgends ans Lächerliche streift, daß er noch gewußt, ihm die Gestalt des Möglichen zu geben. Aber während wir uns mit Angst und Spannung auf der geschraubten Höhe fortbewegen, stets in Gewitterschwüle, die einen Ausbruch fürchten läßt, entbehren wir der auch in der Tragödie nothwendigen Heiterkeit und der Erhebung. Wie hoch wir uns auch mit dem Dichter schrauben, wir bleiben immer in einer niedergedrückten Sphäre. Erst am Schluß, als alle Explosionen erfolgt sind, wird reine Luft, und die tragische Ruhe, die über dem echten Trauerspiele schweben muß, tritt ein. Um deßhalb, weil, sey es der Stoff oder seine Behandlung desselben, den Dichter nicht die reine Schönheit finden ließ, und das Licht in düster, brennenden Flammen aus-

bricht, wolle man indeß diese Rosamunde nicht mit den Stücken aus der neuen französischen Romantik zusammenwerfen. Weil es sich um Gräuel handelt, darum ist es noch nicht gräuelhaft. Herr v. Uechtritz meint nicht mit Herrn Victor Hugo, daß alles Große wahr und alles Wahre groß seyn müsse, und Schönheit und Sitte nur Appendixe dazu wären. Während der Franzose den gräßlichen Stoff gräßlich auffaßt und behandelt, und durch die crasseste materielle Wahrheit der Erhabenheit sich am nächsten dünkt, sucht der deutsche Dichter nach der Schönheit, indem er dem gegebenen Furchtbaren die möglichst linde Seite und edle Bedeutung abgewinnt. Wenn beydes Verirrungen sind, so erhalte uns der Himmel bey unserer deutschen, deren größter Schade doch nur negativ ist.

Außer der Blutrache könnte unsern Lesern aber noch manches fremd seyn. So ist es zwar, nach den Historikern, ausgemachte Sache, daß die Longobarden und Gepiden sich gründlich gehaßt und todtgeschlagen und vernichtet haben; aber das ist nun vorbey, und war eine so einzelne, besondere Weltbegebenheit, die nur ein Pünctchen beyseits im Strome der Weltgeschichte bildet. Ihr Haß rangirt nicht mit dem der Perser und Griechen, der Moren und Castilianer, der Christen und Juden des Mittelalters, Feindschaften, die für die Geschichte ein ewiges Leben gewonnen, weil aus ihnen große Erscheinungen hervorgegangen; die Gepiden- und Lombardenfeindschaft hat nichts effectuirt, als daß die Einen untergingen und die Andern überblieben, und wenn es umgekehrt geschehen, so wäre es auch dasselbe. Was sollen wir uns nun Mühe geben, eine längst vermoderte Privatfeindschaft zweyer untergegangener Volksstämme als wahr zu denken, da sie unsern Gefühlen widerstrebt, und keinen historischen Anklang hat, und zwar als so wahr, daß darauf der andere Hebel der ganzen Tragödie ruht — könnte die Bequemlichkeit fragen? Aber freylich die Bequemlichkeit kann noch ganz andere Fragen stellen, und die Dichtkunst müßte ihre kühnsten Flüge unterlassen, wenn sie zu viel darauf hören wollte. Doch bliebe für den Dichter die Warnung erbeutet: wenn er das Höchste in sich in historischen Stoffen gestalten will, nicht in den dunkeln Winkeln der Geschichte zu suchen, weil ihm über die Mühe, das Unbekannte, Vergessene, unserm Sinne widerstrebende uns klar begreiflich, befreundet zu machen, wenigstens ein Theil der Kraft verloren geht, die ersprießlicher zum Schaffen angewandt wird. Dieß erbeuteten wir, nachdem wir seine Rosamunde gelesen, er selbst kam vielleicht früher darauf.

Es scheint uns überflüssig, nach der Darlegung des Inhalts unsern Tadel, der das Ganze trifft, noch eine Aufzählung der

Vorzüge der Tragödie folgen zu lassen. Das wäre das Verfahren bey minder bedeutenden Dichtungen, deren gute Absicht eine Beschönigung der verfehlten Ausführung verdient. Das ist hier nicht der Fall. Verfehlt nenne ich die Tragödie Rosamunde nicht; sie ist kein Versuch, vielmehr ein Werk, das mit allen seinen Mängeln sich in seiner Gediegenheit zeigen kann, aber ein Werk, das dem Dichter selbst und Andern die Lehre gibt, daß in der Kunst die Gediegenheit nicht auf Kosten der Schönheit gepflegt werden darf.

Mit großen Schwierigkeiten ist die Aufführung allerdings verbunden; wenn man aber erwägt, um wie viel geringfügiger Zwecke willen solche Schwierigkeiten überwunden werden, so dünkte mich der Versuch, auch diese würdige Arbeit in Scene zu setzen, eine angemessene und ehrenvolle. Wären wir reich an dichterischen Arbeiten, an vorzüglichen Tragödien, unter denen nur die Wahl schwer, dann möchte diese schwierige Aufgabe mit Recht beseitigt bleiben. Aber wir sind nicht reich, wir sind im Gegentheil nie so arm daran gewesen; und da man viel Fremdartigeres, uns Widerstrebenderes, Gräuelhafteres, und noch um deßhalb Schwierigeres, weil es in sich unzusammenhängend war, in letzter Zeit auf verschiedene deutsche Bühnen gebracht hat, so dürfte Herrn von Uechtritz Rosamunde schon um deßhalb darauf Anspruch machen, als sie in der Form durchaus bühnengerecht ist.

W. Alexis.

Art. IV. Der vatikanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach, Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Speyer. Nürnberg. Druck und Verlag von Fr. Campe. 1833.

Eine allgemeine Charakteristik des Buches mag gegenwärtiger Beurtheilung vorangehen. Der Reichthum literarischer Nachweisungen, die Mannigfaltigkeit der benutzten Hülfsmittel, unter denen manche seltenere sind, die Zusammenwirkung vielseitiger Kenntnisse, die sich nicht bloß im archäologischen, sondern auch im anatomischen und besonders im philologischen Wissen kund gibt, verdienen in ihrer Verbindung laute Anerkennung. Hier und da sind die Citaten unnöthig gehäuft und zu sehr mit dem Flugsande ephemerer Schriften bestreut. Die Meister beweisen durch Auswahl den Werth ihrer Vorräthe; wer weniger besitzt, zeigt gern Alles vor, was er hat; so thut jeder, was ihm gemäß ist. Die Darstellung erhebt sich zu ihrem Vortheil weit über den schwerfälligen Schulton; sie ist lebendig, gewandt, blühend und nicht selten witzig. Zuweilen verfällt sie ins Ueppige

und Phantastische, verliert auch wohl im Scherze die schickliche Haltung; deswegen bleibt ihr dennoch im Ganzen der Vorzug einer ungewöhnlichen Sprachgewalt, der zur ungestörten Wirkung nur ein strengerer Zügel zu wünschen ist. Vermag der Verfasser, die falschen Genialitätsschauer zu überwinden, so ist er für die Zukunft ganz dazu geeignet, durch die Annehmlichkeiten seines Vortrages der Ausbeute wissenschaftlicher Erkenntniß selbst unter den Weltleuten in weitern Umlauf zu bringen. Seine Kritik ist sich ungleich. Bei verschiedenen Gelegenheiten geht sie von vorgefaßten Meinungen aus, huldigt dem Auktoritätsglauben, den Aussprüchen gesellschaftlicher Ueberlieferungen; in andern Fällen setzt sie sich unbedachtsam über bewährte Meinungen und das Gewicht verehrter Namen hinweg, die Freyheit der Prüfung mit der Lust der Willkür verwechselnd. Wo sie ruhig verfährt, wo ihr der Gesichtspunkt nicht von vornherein verschoben ist, da hat sie anziehende, meistens auch überzeugende Kraft; sobald sie aber aus irgend einem Grunde die Tramontane verliert, überläßt sie sich einer fessellosen Bewegung. Vergebens sucht man ein festes Endurtheil über den vatikanischen Apollo, eine klare Richtung der abweichenden Vorstellungen, einen vorwaltenden Vereinigungspunkt. Der aufmerksamste Leser wird zuletzt nicht genau sagen können, wie er mit dem Apollo und dem Buche eigentlich daran ist, so unstet schwankt die Betrachtung hin und her. Natürlich fällt sie im Allgemeinen zu Gunsten der bewunderten Statue aus, enthält in dieser Beziehung viele schöne Wahrheiten und mehrere gefühlte Stellen, ist aber dabei von der andern Seite mit so vielen widerspenstigen Ingredienzien versetzt, so ein Gemisch von schwächlicher Vertheidung und unzulänglicher Anklage, daß der Genuß des Guten und Sichern dadurch nicht wenig getrübt wird. Häufig bleibt es völlig ungewiß, ob der Verf. seine eigene Ueberzeugung ausspricht, oder bloß im Sinne Anderer das Wort führt. Mehrmals liegt er offen mit sich selbst im Streite, bekennt den Zwiespalt unumwunden, versucht eine Ausgleichung zwischen der einen und der andern Betrachtung, und geräth dabei von neuem in die Brüche. Einzelne Belege werden dieß in der Folge außer Zweifel setzen. Kaum ist ein so auffallender Mangel an Zusammenhang oder Einheit anders zu erklären, als durch die Annahme, daß jene Abweichungen in den verschiedenen Jahrgängen der Abfassung ihren Grund haben und schichtenweise darauf zurückdeuten. Die beiden ersten Betrachtungen erschienen bereits im Jahre 1828 als Programm. Offenbar fehlt der Schrift die letzte Hand, die Nachhülfe einer durchgreifenden Redaktion. Dazu kommt die Berufung auf gewisse Grundsätze, die einer heutigen, spukhaften Kunstphilosophie anzuge-

hören scheinen und überall im Dunkeln verharren. Auf Grundsätze mußte das Urtheil allerdings zurückgeführt werden, darin sah der Verf. ganz recht; nur ergriff er zu dem Ende falsche Maßregeln oder vielmehr gar keine, wenn man sein Verhalten näher untersucht.

Am Ende der ersten Betrachtung wird die Frage erhoben: »War plastische Ruhe und Abgeschlossenheit der Statue das leitende Princip der griechischen Kunst? war es einziges und unwandelbares Princip? hört ein Bildwerk schon dann auf, in griechischem Geist gedacht zu seyn, wenn der Ausdruck in höherm Grade beseelt, die Stellung bewegt ist, in der ganzen Anlage sich ein gewisses Hinneigen zu der Einbildungskraft des Beschauers kundgibt?« Daß diese Frage, ihrem problematischen Sinne nach, mit dem Kunstrange des vatikanischen Apollo in unmittelbarer Verbindung steht, daß jede Aeußerung des Beyfalles von dem lebhaften Ausbruche der Bewunderung bis zu den Einmischungen eines lauten oder stillen Tadels herab, nach dem Ausschlage jener anzustellenden Prüfung abzuwägen ist, je nachdem sie jeder für sich selbst abgethan hat oder in Gesellschaft des Verf. daran gehen will, leuchtet von selbst ein, besonders gegenwärtig, wo die Stimmen sich zu mehren scheinen, die der einst allgemein und auf das höchste gepriesenen Statue einen Anflug von theatralischem Effekt und andere befremdliche Schwächen abmerken wollen.

Das Princip der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit verdankt sein Glück, zufolge einer Reihe von Umwandelungen, welche in ihm kaum noch die Natur der Abstammung erkennen lassen, ursprünglich dem hohen Ansehen Winckelmanns; in der Folge gewann es unter den gebildeten Klassen weitern Raum durch den Aufbau einer verjüngten Aesthetik, am meisten und besten durch A. W. Schlegels geistreiche Vorlesungen, über die dramatische Literatur, mit welchem mehrere Gleichgesinnte auf denselben Zweck hinarbeiteten. Längere Zeit blieb es Sitte, zwischen der griechischen Poesie und Plastik Vergleichungen anzustellen; viele waren treffend, andere verunglückten. Ein fester Halt konnte der öffentlichen Meinung damit nicht gegeben werden: sie nahm die Lobpreisungen der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit zufrieden hin, wurde nach und nach, als die beredtern Schriftsteller über dasselbe Thema verstummten, in ihrem Glauben bequemer, und hat ihn so als ein freundliches Andenken bis auf die Gegenwart fort erhalten, obwohl dasselbe im Gedränge unplastischer Weltbegebenheiten merklich schadhaft geworden ist. Der Verf. setzt die Bekanntschaft mit jenem Princip stillschweigend voraus; man beurtheile nach dem Vorgesagten, wie es um diese Bekanntschaft im Allgemeinen stehen dürfte. Kosten wir das bezeichnete

Princip, so weit es genießbar ist, lieber an seiner ersten und lautersten Quelle, in der Darstellung Winckelmanns, welche letztere um so mehr gehört zu werden verdient, da seine Stimme in den Angelegenheiten des vatikanischen Apollo ehedem fast gesetzliche Kraft ausübte, und der veränderten Umstände wegen gerade jetzt einer neuen, ernsthaften Beachtung werth ist. In Jahrbüchern der Literatur, zu deren Bestimmung es wesentlich gehört, die Veränderungen der wissenschaftlichen Denkart, die Symptome eines wechselnden Geschmacks gelegentlich einer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen, und nicht bloß bei einzelnen Erscheinungen zu verweilen, kann eine Untersuchung über das Entstehen, Fortschreiten und Ausarten des vorerwähnten Princips um so weniger unstatthaft seyn, je inniger sie mit dem Hauptgegenstande, dem vatikanischen Apollo zusammenhängt. Und sollte die Ansicht eines Mannes, der Deutschland, wie Wenige, vor den Augen der gesitteten Welt verherrlicht hat, etwa darum hintangesetzt werden, weil sie im Zwielicht verworrener Modemeinungen, vor der Einbildung neuer, gewaltiger Fortschritte als eine verbrauchte, altfränkische erscheint? Im Gegentheil, dieser Anschein erhöht das Interesse der Prüfung. Ref. will nicht verhehlen, daß die gegenwärtige Anzeige, so weit sie zunächst den vatikanischen Apollo betrifft, in allen Hauptpunkten der Ansicht Winkelmanns folgt. Ob dieß mit Recht und guten Gründen geschehen ist, zeige der Fortgang der Erörterungen, so gut er kann. Was Winkelmann von dem Begriffe der Ruhe aussagt, und später auf den vatikanischen Apollo anwendet, ließ sich nicht auf Gerathewohl aus der Verbindung seiner Gedanken herausreißen und unter dem Schutze seines Namens ohne weiteres als Richtschnur bezeichnen; es mußte im Sinne seiner Grundsätze und als ein nothwendiges Ergebniß derselben aufgefaßt werden. Somit war es unvermeidlich, letztere selbst in Erwägung zu ziehen, um in ihnen den Ort des fraglichen Princips bestimmt nachzuweisen und darauf weiter zu bauen. Da nun die Schönheitstheorie Winckelmanns, wie die Sage geht, längst widerlegt ist, oder von keiner Seite mehr vorhalten will, so war es deshalb unmöglich, irgend einen Schritt zu thun, ohne auf diese Geistesstimmung der etwannigen Gegner und Zweifler Rücksicht zu nehmen, und ihre Einsprüche nach Kräften zu beseitigen. Den Vorwurf der Nachbeterey fürchtet Ref. dabey weniger als die Ausstellung, daß Winckelmann verschiedentlich etwas untergelegt werde, woran er nicht gedacht habe. Mögen Andere in diesem Falle seine Gedanken richtiger angeben, immer ist durch ihn eine historische Grundlage gewonnen, worauf sich das Urtheil mit Sicherheit beziehen kann, und dieß ist bey Untersuchungen, wo es auf eine freye, ursprüngliche Ausmitte-

lung der Wahrheit ankommt, kein geringer Vortheil. Endlich trieb die mangelhafte Art und Weise, wie der Verf. den in Rede stehenden Grundsatz behandelt, eigentlich umgangen hat, unwiderstehlich auf den eingeschlagenen Weg hin, sollte die Sache nicht vertagt werden, und durch die Wiederkehr ähnlicher Vertagungen endlich im Moder zertretener Meinungen stecken bleiben. Lassen wir jetzt den vatikanischen Apollo auf einige Zeit aus den Augen, um uns später in Winckelmanns Begleitung bey ihm einzufinden. Da man Lust bezeugt, uns letztere zu verdächtigen, so müssen wir zuvörderst nachsehen, wie es mit diesen Einflüsterungen des Mißtrauens steht.

Man legt Winckelmann im Allgemeinen Lücken zur Last, die uns in der That an seinem seltenen Geiste irre machen könnten, wären sie eben so sicher zu erweisen, als sie ihm mit Bestimmtheit nachgesagt werden. Er hat seine leitenden Grundsätze nicht in das Gewand der Schulphilosophie eingekleidet; dafür muß er büßen und nach seinem Tode Zurechtweisungen erfahren, die ihm wahrscheinlich schon während seines Lebens weit im Rücken lagen. Mag es seyn, daß ihm in Deutschland Alexander Baumgartens Aesthetik, die seit 1750 Aufsehen erregte, nicht in die Hände gekommen ist; daß er aber dem Geiste ihrer Grundsätze abhold war, spürt man deutlich an der Vorsicht, mit welcher er die Theorie des Schönen und Vollkommenen aus einander zu halten sucht. Mengs bezeichnete die Schönheit als die sichtliche Vollkommenheit der Materie; eine Ansicht, die eben der ungleich größern Betrachtungsweise Winckelmanns wie eine Seifenblase verschwindet. Noch immer werden Schönheit und Vollkommenheit unter allerlei Verkappungen mit einander verwechselt, da doch das Hauptaugenmerk auf die Schärfe des hervorzuhebenden Unterschiedes gerichtet seyn muß, damit die Schönheit, ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen der Dinge unbeschadet, irgend wie als selbstständig erscheine. Diese ihre Selbstständigkeit nun ist das eigenthümliche Ziel Winckelmanns, darauf sind alle seine Absichten von der ersten bis zur letzten schnurstracks gerichtet. Man darf also gleich von vornherein keine gangbaren Wendungen erwarten; diese verschmäht und stößt er entschieden zurück; man muß vielmehr darauf gefaßt seyn, eine durchaus freye Denkweise zu vernehmen, die er sich aus seinen klassischen Studien, hauptsächlich wohl aus Platons Schriften angebildet hatte.

Könnte es mithin nicht der Fall seyn, daß in seiner Ansicht Alles dasjenige implicite enthalten wäre, was explicite daran vermißt wird? Wäre es nicht möglich, daß im Hinterhalte seiner Darstellung Ideen lägen, die mit dem Gewichte ihrer Bedeutung über die beliebtesten und belobtesten Tagesforderungen hinaus-

gehen? Wer die Hauptstellen seines Trattato preliminare in ihrer Verbindung aufmerksam erwägt, dabey die sichtbare Anstrengung ermißt, mit welcher Winckelmann in das Feld der Spekulation eindringt, nach seiner Art sich Bahn bricht, die Ausdrucksweise einer abstrakten Sinnlichkeit nicht bloß aufbietet, sondern für seinen nächsten Behuf auch entdeckt; wer dann unbefangen den Sinn der räthselhaften Erzählungen zu durchdringen sucht, der wird Mängel, die bey jedem ähnlichen Unternehmen unvermeidlich sind, und zugleich als nothwendige Folgen verborgener Vorzüge erscheinen, zu würdigen wissen. Man erkennt in ihnen mehr das Unvermögen der Menschheit, als die Unzulänglichkeit des Einzelnen.

An der Spitze der Entwickelung steht als Kanon der tiefe Gedanke: »Die höchste Schönheit ist nur in Gott.« Was daher von ihren weitern Mittheilungen späterhin auch ausgesagt werden mag, mit welchem Scheine des Rechtes es auf lineärische Nacktheit hinweise, es drückt dessen ungeachtet eine nothwendige Beziehung auf Gott aus, ist folglich nichts weniger als eine bloße Form, sondern erfüllt vom Geiste des Lebens, verweile die Andeutung der letztern noch so nachdrücklich im Räumlichen, selbst bis zum Schein der Härte. Sie kann, sie will nicht über das Räumliche hinausgehen und die Gränzkräfte der Materie berühren; damit die Gestaltung der reinen Schönheit ins hellste Licht trete, unbeschwert von körperlicher Umhüllung. Der Vollgehalt gleichmäßiger Abwägung, der in solcher Beziehung den räumlichen Erscheinungen der Schönheit nicht etwa zufällig anhängt, sondern an ihnen auf allen Seiten und auf jedem Punkte gesetzlich hervordringt, ist dasjenige, was Winckelmann die Einheit nennt und ausdrücklich als den ersten Grundbegriff seiner Ansicht aufstellt. Um den zudringlichen Gedanken an die Materie vorzubeugen, um zu verhüten, daß nicht etwa in ihr der Sitz der Schönheit aufgesucht werde und die bekannte Rohheit der Vollkommenheits-Theorie sich unter der Hand einschleiche, fügt er der Einheit die Untheilbarkeit bey, die er ebenfalls aus dem Wesen Gottes herübernimmt, und wenn die wahrgenommenen Spuren der Anwendung nicht täuschen, mit überraschender Geschicklichkeit in seine Darstellung zu verweben weiß; freylich nicht so klar, als man wünschen möchte, aber doch merklich genug für die Anzeige des Zusammenhanges. Die Untheilbarkeit wird ihm gleich darauf zur Einfachheit, mit welcher er den zweyten Grundbegriff seiner Vorstellungsweise bezeichnet, der nach seiner Aeußerung mit dem ersten nahe verwandt sey. Von ihr nachher. Vor dem möglichen Mißverstande aber, als seyen Einheit und Einerleyheit identische Dinge, verwahrt er sich durch folgende beach-

tenswerthe Erklärung: »Die Einheit besteht in so geformten Umrissen, daß die Theile, indem sie die ganze Gestalt darstellen, eben so viele Veränderungen der Einheit sind oder zu seyn scheinen.« Es dürfte schwer, wo nicht unmöglich seyn, eine Wahrheit von unendlichem Umfange klarer und schärfer mit zwey Worten auszudrücken. Die Einfachheit sieht Winckelmann schlechthin als etwas Immaterielles an, und muß sie auf seinem Standpunkte so ansehen; denn sie gilt ihm für ein Gleichniß der göttlichen Untheilbarkeit, wie denn auch die Einheit der Form als Kunstwirkung eine lebendige Darstellung des Geistes ist, die von dem Substrat der Materie, an welcher sie sichtbar wird, sorgfältig unterschieden werden muß. Was versteht er nun, näher betrachtet, unter jener dunkeln Einfachheit, über welche er sich nur in leisen Winken ausläßt? Vermuthlich den begriffsmäßigen Einklang des Ausdruckes, welcher dem Kunstwerke vom Geiste des Meisters anerschaffen, gleichsam eingeboren ist, und auf den Grund und Umfang aller weitern Beschaffenheiten hinweist. Die Worte sind absichtlich etwas in der Schwebe gehalten worden, denn einer anspruchslosen Vermuthung ziemt keine vorlaute Sprache. Sie darf sich als etwas Unerwiesenes natürlich nicht in das Geschäft der fernern Erörterung mischen; das wird sie auch nicht, sondern geflissentlich allen Folgerungen aus dem Wege gehen, die darnach aussehen könnten, als sollte durch ihren Vorschub für die folgenden Ergebnisse ein Vortheil erschlichen werden. Wenn jene Vermuthung aber zuletzt ganz ungesucht die leere Stelle ausfüllt, welche man bisher ziemlich allgemein in Winckelmanns Theorie hat finden wollen, so müßte sie ja wohl zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit nicht übel an ihrem Platze seyn.

Mit denjenigen Charakteristikern, die sich das Geschäft des Einspruches gar zu leicht machen, ist indessen schon jetzt vorläufig ein Wort auf der Seite zu sprechen. Die Einfachheit entspringt nach Winckelmanns Meinung (Trattato preliminare, Kapitel 4, §. 7) aus der Einheit, beyde zusammen erzeugen, wie es weiter heißt, das Erhabene. Wie können beyde dieß einträchtig hervorbringen, ohne den Bestand eines ideellen Daseyns in ihre Gemeinschaft einzuschließen. Und wie ist ein ideelles Daseyn möglich ohne die Voraussetzung einer ideellen Stimmung? Wollen die Charakteristiker, welche Winckelmann völlig außerhalb ihrer Mauern erblicken, die Richtigkeit des obigen Schlusses läugnen, so haben sie zu zeigen, und zwar mit bündigen Gründen, auf welchem Wunderwege das Erhabene in die Schöpfungen der Kunst gelangen soll, ohne die Vergegenwärtigung einer Idee nöthig zu haben? Der Beweis soll ihnen sauer werden; sie dürften unter der Arbeit zu der Erkenntniß

kommen, daß der Charakter der Vernunft kein falsches Zeugniß wider sich selbst ablegen will. Hat jemand die Macht des Erhabenen in seinen letzten Tiefen empfunden, so war es Winckelmann; um Weiteres brauchen wir keine lästigen Schulfragen zu erheben, genug, daß wir durch das unsterbliche Leben seiner Werke aufgefordert und bevollmächtigt sind, seinen Gedanken auch in gegenwärtiger Beziehung ein würdiges Gewicht beyzumessen. Er schaute die Schönheit vielleicht mit zu großer Vorliebe im Erhabenen an; dafür möchte allenfalls seine obige Aeußerung nebenher einen Beleg liefern. Wenn er übrigens die Einfachheit aus der Einheit entspringen läßt, so will er damit auf keinen Fall ein Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung andeuten, denn beyde sollen ja zusammen das Erhabene erzeugen, also in vollkommener Gleichheit, wie es der Begriff ihrer innigen Gemeinschaft nothwendig bedingt. Beyde sind, wie er kurz zuvor gesagt hat, harmonisch mit einander verbunden und in den Theilen gleichförmig vereinigt. Daher bleibt zur Erklärung ihrer gegenseitigen Durchdringung nichts übrig, als das Leben der Idee, welches beyde gleichmäßig ins Licht setzen; die Einheit der räumlichen Formen als Behälter, die Einfachheit des herrschenden Ausdruckes als das Enthaltene. So wirken Einheit und Einfachheit mit allen Reizen sichtbarer Verschmelzung, obwohl sie zu ihrem Bunde den Beystand der Materie nicht entbehren können, dennoch als reine Ausflüsse jener Schönheit, deren höchster Lebensquell nach Winckelmanns Meinung in Gott ist.

Im Namen, wenn auch nicht unter dem Schutze des vatikanischen Apollo, werde das Bisherige, mit Ausnahme der eingeschalteten Vermuthung, auf die nachfolgende, berühmt gewordene Erklärung der Schönheit angewendet, denn nur auf diesem Durchgange ist es möglich, der plastischen Ruhe im Sinne Winckelmanns eine Seite abzugewinnen, die sich nachher mit gehöriger Umsicht als ein Maßstab der Vergleichung brauchen läßt. Bis dahin sind vorher noch einige Dornen wegzuräumen. »In jenem Begriffe der Einheit (Tratt., Kap. 4, §. 9)«, so heißt es weiter, — »liegt auch die Unbezeichnung, welcher Ausdruck mir bey der Anwendung zu Statten kommt. Wenn ich also sage, daß eine Gestalt, um schön zu seyn, unbezeichnet seyn müsse, so will ich dadurch andeuten, daß die Form derselben weder dieser oder jener bestimmten Person zukomme, noch irgend einen Zustand des Gemüthes, oder eine Empfindung, oder eine Leidenschaft ausdrücke, als welche die Einheit unterbrechen und die Schönheit vermindern oder verdunkeln. Nach diesem Begriffe soll die Schönheit seyn wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto

gesunder geachtet wird, weil es von fremden Theilen geläutert ist.« Das glückliche Bild, womit er seine Erklärung beschließt oder vielmehr krönt, verbreitet mehrfaches Licht auf das Vorhergegangene. Es ist ihm zuvörderst gar nicht um einen erfahrungsmäßigen Schönheitsbegriff zu thun, wiewohl seine Sprache anfänglich so klingt, er richtet sein Ansehen vielmehr auf die Schönheit der Gestaltung überhaupt, und hätte er uns die erste ohne die zweyte zeigen können, wie sie seiner Sehnsucht vorschwebte, so würde er es gethan haben. Wo sucht er nun Ersatz für diesen Abgang, der vom Loose der Menschheit unzertrennlich ist? In der Unbezeichnung. Das Wort stellt sich auffallend genug hin, ist aber zugleich ein echtorigineller Wurf, indem es beweist, wie Winckelmann auch da, wo seine Denkkraft im tiefsten arbeitete, von dem Gepräge des künstlerischen Ausdruckes nicht lassen konnte. Denn von der einen Seite erscheint zwar die Unbezeichnung als etwas Negatives, als eine Art unnatürlicher Beraubung; weil sie aber dadurch auch wieder nothwendig von der andern Seite ein Entgegengesetztes feststellt, so ist unser Geist gezwungen, hier das Positive zu suchen, was entweder dort oder nirgends zu finden seyn muß. Es ist jedoch zu finden, davon überzeugt ihn der Anstoß, dessen Fortwirkungen er unwillkürlich folgt; denn sonst könnte er in der Unbezeichnung nicht einmal den vorläufigen Stachel des Negativen empfinden. Indem Winckelmann weiterhin auf der Abwesenheit bestimmter Einzelnheiten besteht, womit er die Schönheit der Gestaltung in bestmöglicher Weise sichern will, hat er uns so unvermerkt als unaufhaltsam zu einem Standpunkte der Betrachtung fortgezogen, wo aus jener Abwesenheit eine höhere Gegenwart hervorgehen muß. Woher mochte ihm aber in Folge jener Abwesenheit das Bewußtseyn einer höhern Gegenwart entstehen, die ja doch auch ihre eigenthümlichen Zeichen haben muß, um etwas Unterscheidbares zu bleiben? Und worin lassen sich diese Zeichen wahrnehmen? In den Grundbegriffen der Einheit und Einfachheit, sobald wir fest auf den Faden des Zusammenhanges hinblicken. Da jedoch die Einfachheit im Sinne der obigen Vermuthung nicht vorzeitig herbeygezogen werden darf, so ist der Gehalt der streitigen Erklärung unmittelbar und unabhängig aus ihr selbst zu bestimmen.

Sie will nicht auf einzelne Blüthen der Schönheit hinzeigen, auch nicht auf die Blumenkelche einzelner Arten, obwohl sie auf diese schon ernstlicher Bedacht nimmt; sie sucht umgekehrt in die tiefsten Stätten der Organisation einzudringen, um deren mannigfaltige Gestaltungen auf ein gemeinschaftliches Gesetz zurückzuführen. Jedes Wort ist zunächst und ausschließend auf das allgemeine Wesen der Schönheit berechnet; dafür spricht die be-

deutungsvolle Vergleichung am Schlusse der Erklärung, dieß beweist sogar ein urkundmäßiger Beleg mit schlagender Gewißheit. Späterhin (Tratt., Kap. 4, §. 13) wird in einer Inhaltsanzeige die absolute Schönheit der linearischen gleichgesetzt. Damit ist zuvörderst unumstößlich entschieden, worauf die bisherige Erörterung so viel als möglich bey jeder Gelegenheit aufmerksam machte, daß Winckelmann in der reinen Vollendung der Form den gleichmäßigen Ausdruck geistiger Bedeutsamkeit sah, denn widrigenfalls hätte er unmöglich die absolute und linearische Schönheit als identisch behandeln können. In seiner Betrachtungsweise war aber die eine so ganz und nothwendiger Weise das Bild der andern, daß ihm darüber jeder Gedanke an die Möglichkeit einer Trennung verschwand, weßhalb es ihm gleichfalls nicht in den Sinn kam, bey Andern eine solche vorauszusetzen und mit cautelarischer Genauigkeit vermittelst buchstäblicher Fingerzeige abzuwehren. Sodann beweist die angenommene Identität zwischen dem Absoluten und Linearischen unwidersprechlich, daß sein Versuch, die Schönheit zu erklären, ihr allgemeines Wesen aussprechen sollte, und eben nur dieses, mit Hintansetzung jeder andern untergeordneten Beziehung. Hätte er in der Bezeichnung und Ausführung seiner Theorie nicht jeden Unterschied zwischen der absoluten und linearischen Schönheit rein aufgehoben, so könnte es allerdings das Ansehen haben, als werde ihm jene allgemeine Absicht im Sinne einer heutigen philosophischen Schule untergeschoben; wie die Sachen indessen jetzt stehen, auf dem festen Fuße schwarzgewaffneter Lettern, ist es hingegen nicht zu verkennen, daß er den gleichartigen oder verwandten Bemühungen unserer Tage durch die Eigenmacht seines Geistes vorgegriffen, und dieselben sogar guten Theiles veranlaßt hat.

Selbst in dem Falle, daß man diese seine augenscheinliche Absicht unter irgend einem Vorwande nicht zugeben wollte, würde sie dennoch aus dem Thatbeweise seiner Erklärung mit siegender Gewalt hervorgehen. Es ziemt sich, diese Behauptung zu erweisen. Wenn er das Kennzeichen der Schönheit darein setzt, daß sie weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sey, schließt er damit etwa das Anrecht des Persönlichen überhaupt aus? Er thut gerade das Gegentheil, er stellt es als die erste, nothwendigste Bedingung an die Spitze aller äußern Merkmale, er will dasselbe dem sinnenfälligen Gesammteindrucke als dauernde, unvertilgbare Grundlage eingeräumt wissen. Konnte er denn, ohne baaren Unsinn zu reden, auf die Entfernung von Zügen dringen, die eine bestimmte Persönlichkeit erkennen lassen, wenn sein Absehen darauf gerichtet war, das Wesen des Persönlichen auf irgend eine Art aufzuheben? Dieselbe Bewandtniß hat es mit

den Einschränkungen, welche er von den Bewegungen des Gemüthes und der Leidenschaft aussagt, insofern sie den Spiegel der reinen Schönheit trüben; denn eine Seele, wie die seinige, war unfähig, mit dem anatomischen Messer einer leeren Abstraktion den innersten Sitz der Empfindung anzufallen, wovor er sich bey den Anwendungen seines Grundsatzes nicht nur überall gehütet, sondern auch an vielen Stellen seines Werkes ausdrücklich verwahrt hat. Jene Einschränkungen bleiben ebenfalls nur unter der einzigen Bedingung begreiflich, daß ihnen ein Bestand des Gemüthes übrig gelassen wird, dem sie möglicher Weise unterworfen sind. Wo etwas eingeschränkt werden soll, geschehe es in einem noch so hohen Grade, da darf das Denken nicht dasjenige Princip des Daseyns beseitigen, ohne welches die Einschränkung selbst unfaßlich, vollkommen leer wird. Nachdem die bekanntern Einwendungen beleuchtet sind, ist es vielleicht nicht unnütz, noch eine andere zu berühren, die ein scheinbareres Gewicht hat. Es läßt sich nämlich die Frage aufwerfen, ob Winckelmanns Erklärung auch in Beziehung auf ein bestimmtes Individuum Stich halte, dessen Ausdruck nicht anders wahr, in sofern auch nicht anders schön seyn könne, als wenn er durch und durch individuell sey? Wie wird sich die unverfälschte Allgemeinheit des Schönen aus dieser einzelnen Schlinge herausziehen, ohne Farbe und Haltung zu verlieren? Da das Individuum den Begriff einer lebendig geschlossenen Einheit versinnlicht, so wird ihr wesentlicher Ausdruck nothwendig das Bleibende, Erschöpfende der Erscheinung darstellen, ohne ihr den vorüberfliehenden Schaum einer einzelnen Erregung, eines bestimmten Momentes beyzumischen. Demnach ist das Individuum zufolge seiner äußerlichen Erscheinung zwar durchgängig ein bestimmtes Wesen, aber als solches auch vermöge seines innern Bestandes ein Ganzes für sich, dessen vollkommene Abrundung eigens dazu dient, die Stufe und den Werth der hervorgehobenen Individualität zu bezeichnen. Das Ganze wird durch seinen stehenden Ausdruck gleichsam ein greiflicher Punkt auf der Lebenslinie aller ihm verwandten Wesen.

Der Abschluß gegenwärtiger Verhandlungen würde arg ins Stocken gerathen, wäre die hier und da geäußerte Besorgniß gegründet, daß Winckelmann Einheit und Einfachheit in die moralische und materielle geschieden habe, für welche letztere er unmittelbar darauf den Namen der linearischen braucht und damit wieder in seine gewohnte Vorstellungsweise einlenkt. Um in gerader Richtung fortzuschreiten, hätte er Einheit und Einfachheit gar nicht mit dem Materiellen in Berührung setzen sollen. Wahrscheinlich hat ihn die Anwesenheit des Moralischen zu einem augenblicklichen Absprung verleitet. Er mochte sich für dasselbe nach

einem entschiedenen Gegenbezuge umsehen; da kam ihm denn die Materie vorschnell in die Feder, deren Anmaßungen er sonst ungern erträgt, die aber nach seinem Dafürhalten jetzt mit einiger Schicklichkeit untergebracht werden kann, dem Moralischen zu Ehren. Sogleich kehrt er wieder auf den verlassenen Weg zurück, bedenkend, daß die Materie für seine Darstellung bloß insofern von Nutzen ist, als sie dazu beyträgt, die Schönheit der Form zu offenbaren, übrigens ungeachtet ihrer Beyhülfe die Gränzen der Dienstbarkeit weder überschreiten kann noch soll. Deshalb steht er vom Materiellen wieder ab, und gibt dem Linearischen seine verehrten Rechte zurück mit dem ganzen Zubehör des geistigen Ausdruckes. Dieser bildet denn auch allerdings einen angemessenen und zwar den einzig möglichen Punkt der Vergleichung, dem Moralischen gegenüber. Weil aber die geistige Bedeutung des Kunstschönen völlig von Winckelmanns Seele Besitz genommen hat, weil diese eigentlich Alles umfaßt, bedingt, einschließt, worauf es seiner Betrachtung ankommt, so geräth er mit dem Moralischen sichtbar in einige Verlegenheit, und aus dieser ist in der Folge der wiederholte Einspruch entstanden, daß er jenes von dem Materiellen getrennt habe. So übel ist die Sache jedoch keineswegs bestellt; das Gegentheil kann eben so leicht als sicher erwiesen werden, obenein handgreiflich. Zwar sagt er (Tratt., Kap. 4, §. 10), daß Einheit und Einfachheit entweder moralisch oder materiell seyen, was dem Sinne nach unfehlbar theils — theils heißen soll; da er aber in dem Umfange einer und derselben Periode das Moralische auf die Stellung und das Materielle, wofür wir der Deutlichkeit wegen lieber das Linearische beybehalten wollen, auf die Formen bezieht, so war er weit davon entfernt, zwischen dem einen und andern eine unstatthafte Spaltung anzunehmen. Ein Moralisches, das den Gesetzen der Stellung zufolge Hände und Füße nebst Kopflänge haben muß, ist trotz aller intentioneller Anstrengungen dazu bestimmt, so lange in den Fesseln des Linearischen zu verbleiben, bis die Bande der gegenseitigen Verknüpfung von der Gewalt der Zeit oder der Menschen gelöst werden. Offenbar ist unter dem Moralischen hauptsächlich die Andeutung der Willensneigungen, das Pathognomische, zu verstehen, in der Art, wie es sich eigens an der Stellung hervorthut. Dieß lag indessen außerhalb des vorgezeichneten Weges, war in den allgemeinen Bedingungen des Schönen schon mitenthalten, deshalb wurde es bloß flüchtig berührt und in der Folge nicht weiter beachtet. Ueber dem Moralischen in dieser engern Bedeutung werden (Tratt., Kap. 4., §. 28) ebenfalls Ausdruck und Handlung der absoluten oder linearischen Schönheit namentlich zugetheilt, die mithin ungeach-

tet aller dagegen erhobenen Zweifel der sinnliche Träger des geistigen Lebens ist; dazu kommt noch der Beysatz, daß die Verbindung des Ausdruckes und der Handlung für den Künstler eben so sehr das erste, zweyte, dritte Erforderniß sey als für den Redner nach einem Ausspruche des Demosthenes die Aktion.

Jenes scheinbare Bemühen Winckelmanns, das sogenannte Charakteristische bis zur Unmerklichkeit herabzusetzen, dasselbe für die Betastungen empirischer Vergleichung geflissentlich abzustumpfen, gewissermaßen fortzuschaffen, zielt im Gegentheile auf dem Wege der Ausschließung unverkennbar darauf hin, mit ihrer Hülfe, alle Züge seelenvoller Eigenthümlichkeit recht bestimmt im Großen und Ganzen hervorzuheben, das Maß ihrer Bezeichnung bis zu den äußersten Gränzen, auf die höchste Spitze des Sprachausdruckes zu treiben, wo die Wahrheit freylich dem Mißverständnisse leichter erliegt, als in den Formen gemächlicher Mittheilung. Doch seitdem Schelling in seiner Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur der Verehrung Winckelmanns und sich selbst ein so würdiges Denkmal des Geistes gesetzt, und bey dieser Veranlassung zugleich mit gewohnter Meisterschaft die hergebrachte Beschwerde niedergeschlagen hat, als läge der Bezug des Charakteristischen außerhalb der vorgetragenen Theorie, wäre es vielleicht passender gewesen, diese zartgestimmte Saite, weil sie nun ohnehin laut genug erklingt, unberührt zu lassen, hätte nicht der Fortgang der Erörterung von selbst und nothwendig darauf hingeführt. Wenn aber Ausdruck, Handlung, Moralisches, endlich auch das bestrittene Charakteristische unauflöslich in einander verschlungen sind, wenn das letztere noch dazu in einer Fülle und Tiefe, in einer Würde und Majestät erscheint, die sich weit über die Nothdurft erfahrungsmäßiger Behelfe erhebt; so kann der Inbegriff jener zusammenstimmenden Bestandtheile, die mit einleuchtender Absichtlichkeit nach einer und derselben Mitte des Seyns und Wirkens hinstreben, nichts anders vorstellen, als die beharrliche, ungeschmälerte Macht einer ideellen Gemüthsverfassung. Weil sich Winckelmann nicht dazu bequemen wollte, wofür er statt des Tadels Lobeserhebungen verdient, die verschiedenen Erfordernisse des Schönen an den ausgestreckten Fingern fortlaufender Paragraphen nach einander stückweise abzuzählen, und aus seinen Gedanken ein Additionsexempel zn machen, wurde er unwiderstehlich nach jener Seite der Anschauung hingedrängt, wo Alles in Einem lebt und webt, gesteigert zum größtmöglichen Gehalt. So ist ihm die Unbezeichnung nebst den Folgerungen, die er daraus zieht, lediglich ein Mittel, von dem allgemeinen Wesen der Schönheit jene Ein- und Zuflüsse zu entfernen, die auf den vorüberfliehenden

Wellen einer fremdartigen, unbedeutenden flatterhaften Bewegung sich aufdrängen wollen. Sein Gefühl nahm lange voraus dasjenige für sich in Besitz, was fortwährend das Nachdenken unserer Tage beschäftigt, so zwar, daß es bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen, über die Stelle hinauszukommen, wo er stehen blieb; denn unsere gelenkern, zuversichtlichen Wendungen sind schwerlich hinreichend, einen entschiedenen Vorsprung zu erweisen.

Sehen wir auf das Vorstehende zurück, so ist der unbewegte, rein in sich selbst abgerundete Ausdruck des Lebens, wie ihn die begriffsmäßige Forderung der Schönheit bedingt und ausspricht, nichts anders als die Tiefe der Gemüthsruhe, entfaltet im Bilde der Persönlichkeit. Das Maximum der Charakterbedeutung verlangt, um in sein entsprechendes Licht zu treten, ein Minimum von Bewegung; darauf dürfte sich Winckelmanns Meinung in der Kürze nicht uneben zurückführen lassen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Ruhe bloß in soweit eine gültige Bezeichnung ist, als sie die feinsten Gränzen wahrnehmbarer Bewegung andeutet. Denn da sie von dem Gehalte des Dargestellten ihr nothwendiges Maß empfängt, in ihm einzig und allein begründet ist, so eignet ihr der Sprachgebrauch bloß darum einen so scharfen, eigentlich unverhältnißmäßigen Accent zu, damit sein Übergriff desto vernehmlicher an das gelinde, kreisende Spiel des Geistes erinnere, der an und für sich in der Stetigkeit seines eigenthümlichen Bestandes etwas Unaussprechliches bleibt. Ruhe kann demnach immer und überall nur vergleichungsweise von der Unmeßbarkeit der innersten Bewegung ausgesagt werden; abgesehen von diesem Bezuge wäre sie ein Unding, das Geschöpf einer leeren Abstraktion, das in dem hellen und geraden Sinne Winckelmanns keinen Raum fand. Er ging indessen noch einen Schritt weiter, indem er den Begriff der Ruhe auch auf jenen Zustand ausdehnte, wo diese dem Zuge der Außenwelt sichtbar folgt, jedoch so, daß der Umfang ihrer Selbstmacht dabey weder Abbruch noch Herabsetzung erleidet. Gerade diese erweiterte Bestimmung der Ruhe, dieses theilweise Lüften ihrer Bande, ist, wie sich nachher zeigen wird, in der Sache des vatikanischen Apollo ein Hauptpunkt der Entscheidung.

So lange man den Begriff der Sache innerhalb der angegebenen Sphäre festhält, bleibt er unantastbar; es ist nicht der mindeste Grund, eben so wenig die entfernteste Absicht vorhanden, ihm diese seine stille Herrschaft streitig zu machen. Man wolle dagegen aber auch bedenken, daß er in der Geläufigkeit seiner aufgekommenen, breiten Bedeutung, dem Wesen der Plastik keinesweges g e s e t z l i c h eigen ist, daß er sein Ansehen, so weit die obige Erörterung reicht, lediglich den höchsten Forderungen

der Bedeutsamkeit und nicht den besondern Darstellungsmitteln irgend einer Kunstart verdankt. Er könnte eben so gut die Malerey zu seiner Dienerin wählen; thut er es, dann wird er von ihren Kräften mit Recht eine gleichartige Behandlungsweise zu erwarten haben. Er gehört überhaupt in die allgemeine Poetik der Kunst, und neigt sich zu keinem ihrer Zweige mit einer entschiedenen Vorliebe hin, so lange er den wässerigen Dunstschweif hinter sich herzieht, womit er gegenwärtig so viele leichtgläubige Kometensucher neckt. Daß er in der Plastik vorzugsweise bemerkt, geschätzt, am Ende aus dankbarer Freude für sie ausschließend in Beschlag genommen worden ist, rührt von dem ausnehmenden Geschick seiner Darsteller und jenem guten Willen her, der häufig solche Worte am liebsten in Umlauf bringt, die den Verstand betrügen, weil sie dem Ohre mit vielversprechenden Klängen schmeicheln. Nachgerade wird es daher Zeit, uns nach dem Befinden der plastischen Ruhe genauer zu erkundigen. Halten wir uns vorerst an den Ersatz, den uns Winckelmanns Theorie anbietet; vielleicht findet sich ein ähnlicher fur die gäng und gäbe gewordene Abgeschlossenheit.

Zu dem Ende sey es verstattet, die Frage aufzuwerfen, ob nicht im Sinne der obigen Vermuthung, nachdem die angeblichen Lücken in der Erklärung des Schönen sämmtlich ausgefüllt sind, die Einfachheit alle wesentlichen Erfordernisse desselben umfaßt, indem sie mit diesen die Einheit der Form dergestalt erfüllt, durchdringt und beseelt, daß beyde in ihrer Vollendung den unbewegten Gipfel eines begriffsmäßigen Daseyns darstellen? Aus der Einheit der Form sollen ihre mannigfaltigen Veränderungen unter dem leisen Zuge, dem bildenden Hauche eines und desselben Gesetzes hervorgehen. Was liegt demnach näher als die Annahme, daß es sich mit der Einfachheit eben so verhalten dürfte, daß dieselbe gleichfalls mit Allem, was in und an ihr ist, mit Ausdruck, Handlung, Charakter, Bedeutung, obwohl letztere, weil sie unmöglich fehlen können und dürfen, nicht eigens bezeichnet sind, in dem sanften Flusse der Schönheit, welcher sie trägt; ein stetiges, durch und durch harmonisches Ganzes bilden soll, zunächst und besonders, wenn der Gegenstand in seiner unbedingten Größe hervortritt? Denn andere Züge muß derselbe begreiflicher Weise annehmen, den Bestimmungen seiner Natur unbeschadet, sobald äußere Eindrücke auf den Frieden seines innern Daseyns eindringen. Man könnte zwar die fragliche Einfachheit auf die Darstellungsweise des Kunstschönen überhaupt beziehen, und diese Erklärung hat sogar im ersten Augenblicke etwas Leichtansprechendes; sie wird aber durch eben diesen Empfehlungsgrund auf dem umfassenden Standpunkte Winckelmanns nicht nur ver-

dächtig, sondern sie führt auch bey näherm Umfragen nach Zusammenhang und Geist des Ganzen nothwendig auf die erste Annahme zurück. Bestehen nun Einheit und Einfachheit wirklich so in und durch einander, als die bisherige Entwickelung ihr Verhältniß anzugeben suchte, dann erschöpfen beyde Grundbegriffe vermittelst ihrer Verknüpfung sämmtliche Forderungen, welche sich an die Totalität eines vollendeten Kunstwerkes machen lassen.

Der Zusammenhang der Einheit und Einfachheit muß in diesem Sinn alles dasjenige unter sich fassen, was gegenwärtig Manche unter dem schwankenden Namen der Abgeschlossenheit zu begreifen pflegen. So lange dieselbe zunächst, wohl gar ausschließend, auf den unmittelbaren Eindruck unbedingter Faßlichkeit beschränkt wird, so lange sie nicht in einem naturgemäßen Umfange auf die verschiedenen Lebensbedingungen der Erscheinung gleichmäßig eingeht, bleibt jene Formel eine bloße Spielmarke schriftlicher und mündlicher Unterhaltung. Es ist wohl nur eine leichte Variation derselben Vorstellungsweise, wenn man zum Wesen der Abgeschlossenheit unter andern auch jene Nothwendigkeit rechnen will, vermöge deren jeder Gegenstand der Kunst sich selbst vollkommen aussprechen soll. Da aber die Kunst nichts wesentlich aussprechen kann, ohne daß von außen etwas Wesentlichverwandtes antwortet und der Sinnlichkeit des Eindruckes geistig zu Hülfe kommt, so beginnt im Gefolge dieses Grundsatzes sogleich der unvermeidliche Streit über die Gränzen und Rechte seiner möglichen Anwendung. In aller Strenge ihn durchzuführen, ist nicht einmal auf dem Gebiete der antiken, geschweige der christlichen Kunst möglich, wie dieß aus den wohlgemeinten, aber vergeblichen Bemühungen Goethe's sattsam erhellt, in sofern sie die Regel allseitiger ungebundener Verständlichkeit häufig gar zu stark popularisiren wollten. Verf. freut sich, seine mildere Meinung, in Beziehung auf vorerwähntes Axiom mit der Ansicht eines gewichtigen Kunstkenners in Übereinstimmung zu sehen*).

Ehe plastische Ruhe und Abgeschlossenheit förmlich aus ihrem angemaßten Besitzthume vertrieben werden, dürfte hier der Ort seyn, das Ansehen der erstern in ihrem mißverstandenen Sinne schon jetzt durch einen kleinen Überfall zu erschüttern. Die Plastik darf für ihre kühnern Unternehmungen in sich selbst auf einen Beystand rechnen, den die Malerey in gewissem Betracht entbehrt, jedenfalls nicht mit derselben leiblichen Gewalt geltend machen kann. Jene ist zwar durch die Vollkommenheit ihrer Raumerfüllung in vielen Beziehungen empfindlicher beengt als diese, weil

*) Kritische Schriften von A. W. von Schlegel. Zweyter Theil. S. 263—264.

sie sich aber dem Auge ganz hingibt, dasselbe auf allen Punkten beschäftigt, fortwährend nach den offengelegten Tiefen der Organisation hinlockt; so erwächst ihr daraus ein so außerordentlicher Vortheil, daß es ihr freysteht, durch den Gebrauch der rechten Mittel, so zu sagen, das Unmögliche möglich zu machen, besonders in Absicht auf körperliche Lebendigkeit. Da nun die letztern aus dem Grunde und Wesen der Plastik als ein eigenthümlicher Vorzug hervorgeht und als solcher anerkannt ist: mit welchem Rechte läßt sich aus demselben Grunde, demselben Wesen der Plastik zugleich die entgegengesetzte Forderung ableiten, daß ihre Bildungen vorzugsweise oder wohl gar schlechthin zu ruhigen, in sich fixirten Darstellungen bestimmt seyn sollen? Liegt nicht solchergestalt das Gesetz der plastischen Ruhe, wie der Conversationston der Kunstwelt es mißbraucht, mit der Macht der plastischen Lebendigkeit, in sofern diese auf der größern Leiblichkeit der Darstellung beruht, in einem offenbaren Widerspruche? Oder können vernünftiger Weise aus einem und demselben Quell der Wahrheit, das heißt, aus dem innersten Bereiche der Plastik, zwey Ergebnisse fließen, die sich, streng genommen, aufheben, leichthin beachtet, durch und durch verwirren, unabläßig verfolgen? Sollte nicht aus diesem heimlichen Schaden das Glück zu erklären seyn, welches der Grundsatz der Ruhe, oberflächlich ergriffen und verbreitet, in der Mitte so vieler Künstler, Kunstfreunde und schönen Geister gemacht hat? nicht minder das Urtheil, womit er in seiner ausschweifenden Verkehrtheit den vatikanischen Apollo bedroht? Es ist aber nicht genug, bloß Mißtrauen gegen die Verfälschungen der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit erregt zu haben, sie müssen von Grund aus zerstört werden. Dabey leistet mir die Erklärung eines Mannes Hülfe, dessen Name von dem Werthe, der Fortdauer und der echtdeutschen Selbstständigkeit unserer Literatur unzertrennlich ist.

Unter den einzelnen Gedanken, die Lessing zur Fortsetzung seines Laokoon hinterlassen hat, findet sich die merkwürdige Aeußerung *): »Ich behaupte, daß nur das die Bestimmung einer Kunst seyn kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste eben so gut, wo nicht besser können als sie.« Im Großen und Ganzen ist der wesentliche Unterschied zwischen der Poesie und den bildenden Künsten von Lessing zu seiner Zeit, nach Goethe's Urtheil, mit überzeugender Klarheit aus einander gesetzt worden, wenn gleich manche feinere und dabey hochwichtige Untersuchungspunkte gänzlich fehlen, nicht jeder Hülfsatz die Probe hält, und einzelne Meinungen hin und

*) Lessings sämmtliche Schriften. Zehnter Theil. S. 89.

wieder zu hart beschränkt sind, zum Theil auf Kosten der Kunstrechte, namentlich der Malerey. Dessen ungeachtet bleibt der Laokoon für die Freunde geregelter und geistreicher Untersuchungen ein Buch der Erquickung, hauptsächlich in den Partien, wo der Verf. die Stärke und Frische seiner Denkkraft in ihrem gewohntern Elemente spielen läßt. Lessing konnte leichter die Zeitgenossen befriedigen als sich selbst. So scheinen denn auch die angeführten Worte auf eine Selbstverbesserung abzuzielen. Er mochte fühlen, daß er wohl waffenfest richtig gesondert habe, daß aber das Princip der Scheidung nicht überall mit der höchsten Schärfe festgehalten worden sey. Nicht ohne Ursache legt er auf dasjenige, was einzig und allein die Bestimmung einer Kunst heißen kann, ein so großes Gewicht, denn damit ist ja zugleich ihr eigenthümlichstes Wesen ausgesprochen. Durfte aber Lessing, der sonst überall mit brennender Forschbegier den letzten Gründen der Entscheidung nachging, unversehens ein ganz anderer werden, und ruhig bey der Bestimmung einer Kunstart stehen bleiben, ohne sich rückwärts nach den lebendigen Ursachen hinzuwenden, von denen nothwendiger Weise die Natur der zu ermittelnden Bestimmung abhängt? Hier ist sein Naturalismus offenbar mit sich selbst in einem Widerspruche begriffen; Lessing mußte gerade, weil er Lessing war, das Wesen des zu Unterscheidenden nicht in den unsichern Fernen der Bestimmung, sondern in der Gewißheit des Ursprungs suchen. Mag er aber immerhin in einer gewissen Richtung zu weit ausgegriffen haben, von einer andern Seite zeigt sein Beyspiel deutlich den Aufenthalt der Wahrheit an, wo im gegenwärtigen Falle über plastische Ruhe und Abgeschlossenheit die geeignete Auskunft zu erholen ist, wenn letztere nicht etwa während des Geschäfts in Rauch aufgeht.

Sollen beyde wahrhaft plastisch seyn, so müssen sie der Plastik in einer Art und Weise angehören, die derselben ausschließend zukommt, mit keiner andern Kunst etwas zu theilen hat, am wenigsten mit der allgemeinen Poetik der verschiedenen Kunstzweige. Diese Behauptung stützt sich unmittelbar auf die Natur der Dinge, und hat außerdem Lessings ähnlich lautende Meinung für sich. Um aber den Geist der Grundsätze zu erfassen, welche das Wesen der Plastik unterscheidend bezeichnen, ist es durchaus nothwendig, auf ihren eigenthümlichen Lebensbegriff zurück zu gehen, was aus obigem mit Hülfe innerlich verwandter Vorstellungen alle weitern Bestimmungen folgerecht abzuleiten, ohne dabey rechts oder links schielende Blicke umher zu werfen. Jener abgesonderte Lebensbegriff kann aber nur aus den feststehenden Mitteln ersehen werden, welche die Form der Darstellung von allen Seiten bedingen, und ihr eben dadurch den Charakter der

Unvergleichbarkeit aufdrücken. Eine solche Betrachtungsweise kann unmöglich irgendwie in Mechanismus ausschlagen, da sie umgekehrt dazu ausersehen ist, selbst in dem technischen und materiellen Hergange überall die geistige Ursächlichkeit aufzusuchen, und dieselbe innerhalb der gesetzten Gränzen vollständig durchzuführen. Nun macht offenbar die Vollkommenheit der Raumerfüllung oder die tastbare Körperlichkeit der Dimensionen die gesetzliche Grundlage aller plastischen Darstellungsmittel aus, in sofern sie ein zusammengehöriges Kunstganzes für sich bilden, das in dieser seiner Eigenschaft jedem andern in durchgängiger Trennung gegenüber steht. Mithin muß jede Forderung, die das Ansehen eines plastischen Grundsatzes haben will, bündig auf jene gesetzliche Grundlage zurückgeführt werden können; ist dieß nicht möglich, oder will man sich die Mühe der Nachweisung ersparen, und dennoch unter dem Scheine der Sicherheit ihre Früchte pflücken, so läuft es mit dem angeblichen Grundsatze auf Spiegelfechterey hinaus. Aehnliche Bewandtniß hat es mit den Nebenarten der Plastik, z. B. mit dem Relief und dessen Verschiedenheiten; auch in diesem angränzenden Kunstgebiete muß die gesunde Betrachtung nicht auf vergleichende Belustigungen, sondern auf das naturgemäße Moment des durchherrschenden Unterschiedes gerichtet seyn.

Daraus ergibt sich die absolute Untauglichkeit der plastischen Ruhe und Abgeschlossenheit zur Bezeichnung eines höchsten, durchgängigen, unwandelbaren Gesetzes. Beynahe ist es zu viel Ehre, die plastische Ruhe und Abgeschlossenheit unter dem angegebenen Gesichtspunkte als ein Zwillingspaar zu behandeln, denn beyde scheinen in der That nur einen Kopf zu haben, in Absicht auf die Sage ihres autokratischen Daseyns, sogar einen hohlen; sie sollen jedoch absichtlich vereinzelt werden, um ihnen nach einander desto gewisser die Maske vereinter Oberherrschaft abzuziehen. Wohl ist der Plastik als solcher eine besondere Ruhe eigen, doch tritt dieselbe so wenig als unumschränkte Gebieterin auf, daß sie vielmehr selbst von der Grundform der plastischen Darstellung ihr bestimmtes Gesetz empfängt, welches nach Umständen mannigfaltigen Abänderungen unterworfen ist, in vielen Fällen sogar seinem Gegentheile weichen muß. Der Nerve des folgenden Beweises liegt in den vorausgeschickten Andeutungen. Die vollkommene Körperlichkeit der Plastik zieht ihre Werke unumgänglich von außen her in die Derbheit der Materie herab. Um sich von diesen lastenden Banden zu befreyen, bedarf sie der entschiedensten Gegenwehr; sie muß zu dem Ende ihren geistigen Gehalt bis zur möglichsten Vollendung steigern, und den Druck des Massenhaften mit den Reizen ideeller Wahrheit und Schönheit zu über-

winden trachten. Vielleicht läßt sich dies Verhältniß in einer andern Wendung noch deutlicher ausdrücken. Je stärker plastische Darstellungen ihrer Natur nach an die Wirklichkeit des Stoffhaltigen erinnern, ungleich mehr als Gemälde, die schon ursprünglich auf den Schein gegründet sind, desto kräftiger müssen sie ihrem greiflichen Uebergewicht durch ein ganz verschiedenes Element entgegen arbeiten; das ist überall ihre wesentlichste Aufgabe, der Gesammtberuf ihrer Gattung, deren Anfang und Ende. Neigt sich demnach die Beschaffenheit eines Gegenstandes von selbst zum Begriffe der Ruhe hin, so ist dieselbe in ihrer Art bis zu den letzten Gränzen der Statthaftigkeit zu treiben, damit der körperliche Ueberdrang der Erscheinung nicht in sich selbst erstarre, sondern vor der stillen Gegenwart der entfesselten Psyche verschwinde, und unter ihren Blicken sich veredle. Diese besondere Bey- und Zugabe im Begriffe der Ruhe, nothwendig bedingt von der Grundform der plastischen Darstellungsweise, macht als solche ihre Eigenthümlichkeit aus. Wie hier das erreichbare Vollmaß der Ruhe in seiner Besonderheit von dem ursprünglichen Gesetze der plastischen Entwicklung ausgeht, so verlangt eben dieselbe anderswo bey entsprechenden Veranlassungen auch wieder umgekehrt eine ungeschmälerte und nöthigenfalls die höchste Lebendigkeit, aus keiner andern Ursache, als weil die Natur der plastischen Mittel es unabänderlich mit sich bringt, den dreisten Aeußerungen der Materie überall mit dem Nachdruck einer entgegengesetzten Richtung aufs schärfste zu begegnen. So verzweigen sich Ruhe und Lebendigkeit auf einem und demselben Stamme zur verträglichen Nachbarschaft: jede ist in ihrer Art plastisch begründet, ohne die rechtmäßigen Ansprüche der andern zu verkürzen.

Werfen wir bey dieser Gelegenheit einen flüchtigen Blick auf Winckelmanns Theorie; es wird sich zeigen, daß sie mit den bisherigen Erörterungen wohl zusammengeht. Nicht bloß den Göttern, sondern auch der Heroenwelt eignete er edle Einfalt, stille Größe als wesentliche Merkmale zu, jedoch mit der überlegten Einschränkung, daß die Einsicht der Künstler sich damit begnügt habe, in den übermenschlichen Gestalten die Annäherung zu der ruhigen Hoheit der Olympier in gemessenen Schranken darzustellen, und erforderlichermaßen mehr oder weniger abzuändern. Was er über den Torso des Belvedere und den Laokoon gesagt hat, in der Absicht, an ihnen die Wahrheit seines durchgeführten Grundsatzes zu bestätigen, ist als ein wohlthätiger Same in die Furchen der Zeit gefallen; kein Staubwirbel der Meinungen wird den gesunden Früchten schaden. So weit steht seine Ansicht völlig gesichert da. Auf dem Gebiete menschlicher Darstellungen scheinen ihr hingegen die zahlreichen Beyspiele ungemeiner Leben-

digkeit, deren Nachrichten Staunen erregen, einigermaßen zu widerstreben. Dieser Schein ist Trug. Offenbar muß die Kunst dasjenige, was sie an der stillen Herrlichkeit der Charaktere einbüßt, sofern dieselben nicht im Reiche der Götter und Heroen verweilen, in der Breite des menschlichen Lebens durch die Kraft sinnenfälliger Regsamkeit wieder zu gewinnen trachten, gleichsam als einen Ersatz für das Gefühl jenes Abgangs. Dessen ungeachtet herrscht dasselbe Vorrecht geistiger Bedeutsamkeit unverändert fort, es ist bloß in dem Kreise der Wirklichkeit nach Maßgabe seines geringern Gehalts herabgestimmt worden, obschon im Wesentlichen der Grad des Unterschiedes, genau erwogen, derselbe geblieben, Verkörperung des Beseelten in der Treue vollendeter Anschauung.

Wenn der Plastik außerdem als solcher die Abgeschlossenheit irgendwie zukommen soll, so ist auch dieß nur unter der Bedingung möglich, daß sie mit der Körperlichkeit der Dimensionen in einen bestimmtern Bund tritt, weil diese das unterscheidende Wesen der Statue ausmachen. Kommt die Statue zuvörderst bloß als Einzelnheit in Betracht, so kann sie den obigen Bemerkungen zufolge eben so gut ein ruhiges, als ein bewegtes Leben ausdrücken, sobald sie in beyden Fällen die plastische Höhe der Darstellung behauptet. Herrscht in ihr die Ruhe vor, und zwar mit gebührender Uebermacht: welcher nachweisliche Antheil bleibt dann noch für die Abgeschlossenheit übrig, wenn diese im genauern Sinn etwas Anderes seyn will als jene? Nirgends ist für die Verlassene ein schickliches Unterkommen zu finden, sie muß voller Scham ihr Haupt im Schooße der Ruhe verbergen, und daselbst dem Uebermuthe ihrer leeren Forderungen für immer entsagen. Oder soll die Abgeschlossenheit der Statue etwa nur überhaupt ihre vollständige Verkörperung inmitten des Raumes bezeichnen? Dann fällt sie mit der Grundform der plastischen Darstellung augenscheinlich in Eins zusammen, und hört ebenfalls auf, etwas Eigenes zu seyn.

Noch mißlicher steht es um das Problem ihres Daseyns, wenn sie mit dem bewegten Leben der einzelnen Statue ins Gedränge kömmt. Niemand wird aus dem Grundbegriffe der plastischen Darstellungsweise mit Sicherheit darthun können — und jede andere Verfahrungsweise muß als ungehörig abgelehnt werden — daß es schlechthin unthunlich ist, in den Ausdruck der einzelnen Statue äußere Anregungen aufzunehmen, wenn es dem Künstler gelingt, dieselben mit der bewegten Gestalt vollkommen auszugleichen, und ihnen bestimmte Verständlichkeit zu geben. Da die einzelne Statue die Hülfe jener Umgebung entbehrt, welche dem Bilde des Malers der Rahmen darbietet; so dürfte die Pla-

stik, in Ermanglung eines solchen Hebels, gerade durch ihre äußere Selbstständigkeit, geeignet seyn, aus dieser jeden ersinnlichen Gewinn zu ziehen, vorausgesetzt, daß sie ihn durch die Art und insbesondere durch das Maß der Ausführung klar zu rechtfertigen weiß. Man wird bemerken, daß diese Vorstellung zunächst dem vatikanischen Apollo entnommen ist. Wie kann nun unter den angegebenen Beziehungen der todtgeborne Begriff der Abgeschlossenheit zu irgend einer Anwendung kommen? Todtgeboren heißt er schon jetzt mit gutem Grunde, denn vor dem Angesichte der Ruhe mußte er sich aus Noth mit ihr identificiren, gab also damit seine Ansprüche auf Unterscheidbarkeit auf. Sollte es ihm mit der Lebendigkeit besser ergehen? Ueber die Befugnisse des Lebens zu entscheiden steht fast nur dem Leben zu: was hat die Plastik im Reiche der Lebendigen verschuldet, daß sie bey ihren Bewegungen eine abstrakte Traumgestalt zu Rathe ziehen soll, von der bisher noch Niemand mit Bestimmtheit hat sagen können oder wollen, was sie denn eigentlich im Sinne führt? Abstraktionen machen sich in der schriftlichen Bezeichnung leicht kenntlich, und desto breiter, je trockener und verkehrter sie sind; die Abgeschlossenheit mag daher noch weniger seyn als eine Abstraktion, da ihre Jünger ein so tiefes Schweigen über sie beobachten. So scheint es denn, daß sie in ihrem geheimnißvollen Aufzuge lediglich zu den Vorspiegelungen einer verirrten Einbildungskraft gehört. Etwas Denkbares könnte sie allenfalls werden, womit freylich für ihre wesenhafte Wirklichkeit noch nicht das Mindeste gewonnen ist, wenn man ihr die muthmaßliche Absicht unterlegte, den Umfang der plastischen Bedeutsamkeit streng auf die Innerlichkeit der Erscheinung zu beschränken, und jeden Bezug nach außen abzuschneiden. Das wäre denn wenigstens eine begreifliche Annahme, die aber sogleich durch einen Blick auf die Geschichte der Plastik zu Boden geschlagen wird, und außerdem in sich selbst durch und durch nichtig ist. Denn Ruhe und Lebendigkeit sind einander zwar nicht so hart entgegengesetzt, als die Anhänger der Abgeschlossenheit es haben wollen. Beyde theilen sich in den gemeinsamen Begriff der Bewegung. Ruhe ist die Unmerklichkeit der nach innen gerichteten, in sich selbst verlaufenden Bewegung; Lebendigkeit ist die Entschiedenheit der nach außen wirkenden und zugleich auf ihren Ursprung zurückgehenden Bewegung. Die Lebendigkeit muß, wie wir gesehen haben, nicht minder als die Ruhe von der Plastik, kraft ihrer eigenthümlichen Natur, mit verstärktem Gewicht hervorgehoben werden. Mithin ist die Abgeschlossenheit, sobald sie zwischen Ruhe und Lebendigkeit als unbedingte Gränzhüterin einschreiten will, ein ausgemachtes Unwesen, dabey im schreyenden Wider-

spruch mit dem allgemeinen Gesetze der Bewegung, dem die Ruhe eben sowohl dient, als die Lebendigkeit, jede in ihrer angemessenen Weise. Nur darnach kann gefragt werden, ob die Darstellungen der plastischen Lebendigkeit, in sofern sie mehr oder weniger über sich selbst hinausgehen, diesen äußern Bezug in einem solchen Grade versichtbaren, daß er, mit den rechten Augen betrachtet, weder einem Zweifel, noch einem Mißverständniß unterliegt. So zieht sich die Entscheidung aus dem theoretischen Gezänk rein auf die Sache selbst zurück, und will einzig und allein an ihr vollzogen werden, im Wege unmittelbarer Anschauung, die an der körperlichen Beredsamkeit der Statue Hülfsmittel der Auslegung findet, wie sie in gleichem Maße keine unter den bildenden Künsten aufzuweisen hat.

Ein anderer Umstand bereitet der vermeinten Abgeschlossenheit neues Ungemach, um nicht zu sagen, neues Verderben. Die einzelne Statue kann durch Vergünstigung ihrer freyen und vollen Körperlichkeit — denn auf diese muß die Erörterung überall zurückgehen — mit dem Orte ihrer Aufstellung eine Verbindung anknüpfen, die ihr als ein eigenthümliches Vorrecht zukommt, und in solcher Eigenschaft mit der Grundform der plastischen Darstellung so unmittelbar als nothwendig zusammenhängt. Daraus entsteht für die Bedeutung und Wirksamkeit einer Statue, die in diesem natur- und kunstgemäßen Sinne ausgeführt ist, der unzuberechnende Vortheil, daß die Stelle, wo sie steht, mit der Harmonie der Umgebung lebendig zusammen klingt, und dadurch einen Wechsel der Mittheilung hervorruft, in dem die Akkorde der Räumlichkeit sich gegenseitig erhellen, stärken und verschmelzen. Dergleichen örtliche Einverständnisse, welche den Sinn der einzelnen Statue treffend begleiten, und nöthigenfalls näher bezeichnen, sind aber wegen ihrer verschiedenartigen Natur gar nicht nach einer stehenden Regel zu beurtheilen; sie fordern bey jedem Wechselfalle zur Freyheit einer eigenen Betrachtung auf, denn je glücklicher sie zusammenwirken, desto mehr gleichen sie geistreichen Ausnahmen, die unter dem Scheine des Ungefährs ihre höhere Gesetzmäßigkeit verbergen. Hier haben die Wortführer der Abgeschlossenheit zwischen zwey Uebeln zu wählen, von denen eins wie das andere ihrer Lehre den Untergang bringt. Wollen sie der einzelnen Statue als solcher die Freyheit streitig machen, sich auf die Mitwirkung ihrer Umgebung bedingter Weise stützen zu dürfen; so haben sie nicht nur die Aussagen der Kunstgeschichte gegen sich, deren Beweismittel sie schwerlich geradezu verwerfen werden; sondern sie heben auch mit ihrem Widerspruche, was doch weit mehr entscheidet, von fern die Statthaftigkeit der Gruppe auf, und sind in der Richtung ihres eingeschlagenen We-

ges Folgerungen ausgesetzt, deren Richtigkeit sie von der einen Seite nicht abläugnen und von der andern nicht zugeben können, ohne ihren Verstand in den übelsten Ruf zu bringen. Räumen sie aber der einzelnen Statue besagtes Vorrecht als ein eigenthümliches Zubehör der Plastik ein, so gerathen sie mit dem Grundsatze der Abgeschlossenheit auf ein völlig fremdes Feld, wo sie keinen Schritt thun können, der ihnen nicht das Gefühl gänzlicher Inkompetenz erregte.

Was soll endlich aus dem Begriffe der Abgeschlossenheit werden, wenn nicht länger von einer einzelnen Statue die Rede ist, sondern von einer Mehrheit, die den Gesammtbegriff der Darstellung unter sich theilt? Wo die unmittelbare Gemeinschaft der Gestalten den Sinn des Ganzen in einem Mittelpunkt der Betrachtung zusammendrängt, da stößt letztere auf keine Schwierigkeit; anders aber stellt sich die Sache, wo die Beziehungen weiter aus einander liegen, mannigfaltiger in einander greifen, und im weitern Verfolge über den Kreis der unmittelbaren Anschauung hinausgehen. Hier ist es nicht genug, die verschiedenen Eindrücke bereitwillig zu empfangen, zu sammeln, hin und her zu vergleichen; sie wollen durch die Mit- und Fortwirkung der angeregten Aufmerksamkeit aus sich selbst heraus durchgebildet, vereinigt, und, so weit es nöthig und statthaft ist, ergänzt werden. Was auch der dunkle Grundsatz der Abgeschlossenheit besagen mag, soll er seiner Wortbedeutung einigermaßen entsprechen, so wird er eine durchgängige Schranke bezeichnen sollen, die sich gleichsam wie ein Netz des Geistes über den Umfang des Kunstwerks ausbreitet, den Beschauer in dasselbe hineinzieht, und darin festhält. Je mehr die Abgeschlossenheit jene Sperre schärft, äußerlich nach allen Seiten durchführt, desto strenger, folglich auch desto besser, wird sie ihren vermeinten Beruf erfüllen. Dann ist sie aber mit den Bezügen der gedachten Gruppirung durchaus unverträglich, sie muß also entweder diese oder sich selbst aufgeben. Will sie sich zur Nachgiebigkeit bequemen, die Fesseln der sichtbaren Begränzung lösen, in ihren Bereich alle die entferntern Bestimmungen mit aufnehmen, die sich zu den sinnenfälligen Ergebnissen verhalten, wie unabweisliche Folgerungen zur Kette der Prämissen; so ist der Verhau des Grundsatzes durchbrochen, und verglichen mit dem, was er ursprünglich seyn wollte, unvermerkt ein Tummelplatz ungebundener Bewegung geworden.

Aerger konnte dem unglücklichen Grundsatze kaum mitgespielt werden, als dieß von den Ueberbleibseln der Niobidengruppe geschehen ist. Alles, was vorhin annahmsweise behauptet wurde, findet sich in ihnen thatsächlich beysammen, als wären sie von einem schadenfrohen Dämon dazu ausersehen, die Bekenner der

Abgeschlossenheit auf die verfänglichste Probe zu stellen. Hätte dieses Dogma wirklich eine leitende Kraft, wäre es gar im Stande, durch seine Dazwischenkunft die Vereinigung getrennter Meinungen zu erzwingen, so würde es gewiß dießmal, bey einer so dringenden Veranlassung, seine Dienste bewährt haben. Während aber jede Partey von sich aussagt, daß die Abgeschlossenheit an ihrer Spitze als Vorstreiterin kämpfe, kennbar an Helmbusch, Lanze und Gestalt, lacht Eris über den systematischen Hader, dessen Princip die Stelle ihres Apfels vertritt. Ob Apollo mit seiner Schwester und, der größern Abrundung wegen, auch mit seiner Mutter anwesend seyn muß, wobey freylich der Vater etwas unnatürlich übergangen wird; oder ob diese Zweige der Götterfamilie für den Anblick nicht besser wegbleiben, da sich ihnen kein angemessener Platz zuweisen läßt, ihre sichtbare Gegenwart sogar mit der Veranschaulichung ihrer naturgemäßen Wirkungen streitet, und ihr unsichtbares Einschreiten, durch die Klarheit seiner Folgen sattsam verwirklicht, in dem hervorgelockten Bilde der Phantasie ungleich mächtiger ergreift: das ist die Frage, auf welche die Abgeschlossenheit zu antworten hat. Da sie dießmal mit einer gespaltenen Zunge redet, nach Art der Orakel, nur nicht mit dem Witze ihrer Feinheit, und zwar in einer Ehrensache, die den Ruf ihres Daseyns bedroht; so ist damit hoffentlich dargethan, daß sie an und für sich zu der Hecke der Hirngespinste gehört, die einen gewissen Scheinwerth erhalten, wenn der Verstand so gefällig ist, in ihrem Namen richtige Geschäfte zu machen, hingegen in ihrer ganzen Verkehrtheit erscheinen, wenn ein falsches Vertrauen ihre Hülfe anspricht. Gelegentlich will Ref. bemerken, daß er seines Theils Apollo und Diana in der Gruppe der Niobiden für überflüssige, und selbst für lästige Personen hält. Der Niobiden-Sarkophag, auf welchem Apollo anwesend ist, kann seine Meinung nicht umstimmen, denn vom Relief bis zu freystehenden Gestalten ist ein weiter Sprung. Wenn aber die Niobiden, getroffen von den Todespfeilen des strafenden Geschwisterpaares, für sich allein nicht nur verständlich, sondern in ihrer Vereinzelung für die Vorstellung sogar einen größern Reiz gewinnen, so wird der einzelne Apollo mit demselben Rechte von seinem Bogen das Verderben aussenden können, ohne daß die Kunst nöthig hat, das Opfer seines Zorns ausdrücklich in einem Gegenbezuge kenntlich zu machen. Hat sie die Deutlichkeit des äußern Zielpunkts an der Gestalt des Gottes selbst verkörpert, so ist den Forderungen vollständiger Bestimmtheit ohne Widerrede Genüge geschehen, man müßte denn behaupten wollen, daß der Statue nach den Tagessatzungen einer unbegreiflichen Theorie jede stärkere Richtung nach

außen schlechthin verboten sey, was kein Besonnener wagen wird in der Stille einen Augenblick auch nur zu denken, geschweige laut zu sagen. So ist der Grundsatz der Abgeschlossenheit in allen Instanzen durchgefallen, namentlich zuletzt bey dem Versuche seiner Anwendung auf den vatikanischen Apollo zu Schanden geworden. Wo Irrwische der Zeit unter der Form von Grundsätzen herumflirren, da müssen sie entweder in sich selbst vernichtet, oder durch die Rechtfertigung entgegengesetzter Ansichten gestürzt werden; gegenwärtige Anzeige sucht beyde Mittel zu vereinigen, um den Erfolg desto mehr zu sichern.

Werden die vorgetragenen Einwendungen statthaft erfunden, dann sind die vier ersten Betrachtungen des Verf.'s für Ballast zu erklären, den die Kritik mit Recht über Bord werfen darf. So frisch und fröhlich die Darstellung hinfließt, so wenig trägt sie in der Sache des vatikanischen Apollo aus, so fruchtlos bleibt sie für die Ausmittlung der zur Frage gekommenen Grundsätze, um welche sich doch unstreitig die Untersuchung in ihren verschiedenen Kreisen bald näher, bald entfernter bewegen sollte. Feuerbach muß seine angekündigte Absicht völlig vergessen haben, sonst hätte er unmöglich die Hauptsache mit Stillschweigen übergehen können, als verstehe sie sich von selbst. Am Ende der ersten Betrachtung ladet er die Leser zur Entwicklung eines wahrhaften Princips ein, und in den nächstfolgenden hält er sie dafür mit einer Reihe von Histörchen schadlos, die, einige freye Reflexionen abgerechnet, auf Gerathewohl an einander geknüpft sind. Weil er sich über die Bedeutung der Ruhe und Abgeschlossenheit in dem Umfange, wie er beyde zu nehmen scheint, nirgends näher erklärt, beyde sogar in einer Weise verknüpft, die kaum an einen wesentlichen Unterschied zu denken erlaubt; so war deßhalb der Proceß gegen die letztere auch nicht in der Form eines strengen Beweises zu führen, sondern mehr im Wege der Induktion. Was den Grundsatz der plastischen Ruhe betrifft, dessen Allgemeinheit der Verf. keineswegs unbedingt anerkennt, dem er in solcher Eigenschaft vielmehr den Krieg erklärt, so braucht er dazu keine andern Waffen, als die aufgezählten Beyspiele plastischer Lebendigkeit. Jeder, der sich einigermaßen um die Kunstliteratur bekümmert hat, ist davon unterrichtet, kennt z. B. die darauf bezüglichen Lobpreisungen aus Schorns Studien griechischer Künstler, wo dieser Gegenstand mit eben so viel Vorliebe als Besonnenheit erörtert wird, erinnert sich an die sinnverwandten Aeußerungen griechischer Epigramme, die in Herders Uebersetzung schwerlich einem Freunde der deutschen Muse unbekannt geblieben sind. Kömmt daher die Beyspielsammlung des Verf.'s nicht zu spät? kann sie die Stelle wissenschaftlicher Forschung vertreten? wird für diese dadurch das

Mindeste gewonnen? Ref. sah sich deßhalb genöthigt, das Geschäft der Untersuchung statt des Verf.'s zu übernehmen, damit nicht Willkür der Willkür begegne. Uebrigens geht aus vielfältigen Anzeichen hervor, daß die plastische Ruhe unserm Verf. ebenfalls, wie vielen Künstlern und Kunstfreunden, ein bloßes Signalwort ist, das durch die Gewohnheit das Ansehen eines Hausrechts erhalten hat. Begleiten wir erst die vorliegenden Betrachtungen mit einigen Bemerkungen.

Zuvörderst sind alle aus der Malerey gezogenen Beyspiele an und für sich unstatthaft. Bey der wahrhaften und wesentlichen Ausmittlung eines plastischen Grundsatzes, seines Umfangs, Verlaufs und Zusammenhangs muß durchaus von den Verhältnissen der Malerey abgesehen werden. Die Aehnlichkeit der gegenseitigen Bezüge trägt nicht das Geringste zur Schärfe der Bestimmung bey, die, wie früher gezeigt wurde, einzig und allein von der Eigenthümlichkeit des jedesmaligen Gegenstandes abhängt. Das Zusammenhalten der Aehnlichkeiten kann höchstens in dem Falle einen bedingten Vortheil und ein wissenschaftliches Interesse gewähren, wenn die herausgegriffenen Uebereinstimmungen dazu dienen, an ihnen die Tiefe und Weite der durchgehenden Unterschiede klarer hervorzuheben. Zu dem Ende muß die Betrachtung aber dennoch immer wieder ausschließend auf die Sache selbst zurückkehren. Das in der Mitte verschiedener Künste getriebene Vergleichungsspiel, woran sich so viele gute Köpfe ergötzt haben, gehört zu den Erholungen des Dilettantismus, und wird sich hoffentlich bald selbst überlebt haben. Lessings Vorgang in seinem Laokoon kann dem Verf. nicht zur Entschuldigung gereichen. Dort werden laut der Vorrede des Buchs Malerey und Plastik planmäßig unter den gemeinschaftlichen Begriff der bildenden Künste zusammengefaßt, und als solche in ihrer Verbindung der Poesie gegenüber gestellt; daher stehen die dem Bereiche der beyden Schwesterkünste entnommenen Beyspiele ganz an ihrem Orte, und heben sich mit Bestimmtheit von den Gränzen eines andern, ihnen ungleichen Kunstganzen ab. Feuerbach will hingegen einen namhaften Grundsatz der Plastik im weitern Verfolge beleuchten; deßhalb war er gehalten, auf dem bezeichneten Boden zu verbleiben, und jeder Ausweichung nach der Seite, so sehr sie ihn auch durch die Leichtigkeit einer freyen Bewegung anlocken mochte, mit Festigkeit zu widerstehen. Mehrere seiner angeführten Beyspiele kommen bereits im Laokoon vor. Lessing brauchte sie mit großer Geschicklichkeit zum Erweise der Behauptung, daß die bildende Kunst bey den Griechen absichtlich darauf ausgegangen sey, den Ungestüm des Affekts und der Leidenschaft durch den Ausdruck der Schönheit zu ermäßigen; Feuerbach will eben dieselben zu einem

andern Zweck verwenden, zum Vortheile der plastischen Lebendigkeit, in sofern sie sich von den Fesseln der plastischen Ruhe befreyt, und damit ihre besondern Ansprüche nicht nur erweitert, sondern auch begründet hat. Obwohl malerische Beyspiele, wie gesagt, der Plastik jenen angesonnenen Freundschaftsdienst unmöglich leisten können, und es schwer fallen dürfte, dicht neben Lessing, gleichsam hinter seinem Rücken, einen verschiedenen Weg zu betreten; so hätte der gewagte Versuch wenigstens mit Methode unternommen werden müssen, wovon aber nirgends Spuren vorkommen. Eins der angeführten Beyspiele läßt sich nicht einmal auf dem Gebiete der Malerey rechtfertigen, war folglich unter keiner Bedingung aufzunehmen. Es betrifft die Darstellung eines an die Brust seiner tödtlich verwundeten Mutter hinkriechenden Säuglings, während das Angesicht der letztern die entsetzliche Besorgniß verräth, das Kind möge statt der gesuchten Milch Blut trinken. Dies Bild ist offenbar den Ausartungen der Effekthascherey verfallen, in dem verwerflichen Bestreben, auf Kosten des Herzens und Geschmacks die Wirkung prunkhafter Täuschung so weit als möglich zu treiben. Die reine Kunst verschmäht dergleichen grauenhafte Bravourstücke. Zur Zeit Alexanders, welcher Aristides, der Urheber jenes Gemäldes angehört, fehlte es nicht an Uebertreibungen des Täuschenden; sie stehen mit andern Erscheinungen der Denk- und Sinnesart in Verbindung, und hatten zum Theil gewiß auch ihren Grund in der rasenden Eitelkeit mehrerer Maler, worin diese vielleicht nur von den Anmaßungen der frühern Sophisten übertroffen worden sind.

Die aus der Plastik geschöpften Belege, welche der in Rede stehenden Lebendigkeit das Wort reden sollen, mußten zu diesem Behufe unter sichere Gesichtspunkte geordnet werden; dadurch wäre es möglich geworden, den organischen Zusammenhang im Gesetze der Lebendigkeit nachzuweisen, worauf in wissenschaftlicher Hinsicht Alles ankam. Oder besteht das Verdienst archäologischer Schriften hauptsächlich in der Anhäufung unverbundener Materialien? Man sollte es beynahe glauben, wenn man die vorliegende Beyspielsammlung durchmustert. Emeric David verfolgt in seinem gehaltreichen, von dem deutschen Kunstpublikum noch immer zu wenig beachteten Werke *) zunächst rein praktische Zwecke; es kommen indessen darin gelegentliche Winke vor, die, auf die Kreise verschiedener Kunstdarstellungen angewandt, dasjenige näher bezeichnen, was hier gemeint ist, und was der Verf.

*) Recherches sur l'art statuaire, considérée chez les anciens et les modernes.

zum Frommen der plastischen Lebendigkeit in einigen Grundstrichen hätte anzeigen sollen, wollte er wirklich auf die Erörterungen bestimmter Gesetzfolgen eingehen. Nichts ist in der Kunst und ihrer Geschichte so erfreulich, so lehrreich, als die Wahrnehmung eines ordnungsmäßigen Fortganges, der selbst aus dem Scheine der Abweichungen hervorleuchtet. Unser Verf. wirft dagegen Gymnastik, Orchestik, Orgiasmus, hocheigenthümliche Bestandtheile des griechischen Lebens, und als solche von der Kunst mit möglichster Bestimmtheit in ihren naturgemäßen Gränzen aufrecht erhalten, unversehens durch einander, ohne alle Zeichen einer Absonderung. Sie konnten freylich denjenigen nicht kümmern, der im offenen Bruche mit einer längst und allgemein anerkannten Wahrheit sich bis zu der Aeußerung verirrte: »daß die Wahl des fruchtbarsten Moments ein unverbrüchliches, der Plastik wesentliches Gesetz sey, muß geläugnet werden.« Es gibt Ungereimtheiten, denen eine Widerlegung zu viel Aufmerksamkeit erweisen würde; der angeführte Trumpf gehört zu ihnen. Die Wahl des fruchtbarsten Moments ist in jeder Kunst, deren Darstellungen sich im Flusse der Zeitveränderungen bewegen, eine Hauptsache; sie wird in jedem Bezirke ihres Gesammtgebiets eigens abgeurtheilt und vollstreckt, mithin auch in der Plastik; sie erfordert hier Rücksichten, die mit den besondern Lebensbedingungen der letztern nothwendig züsammenhängen; sie kömmt dieser daher wesentlich zu als eine Bethätigung ihrer Selbstständigkeit. Es wäre eine Beleidigung für den Verstand der Leser, dergleichen Handgreiflichkeiten weiter aus einander setzen zu wollen.

Unter den historischen Behauptungen haben Flüchtigkeit und Keckheit des Urtheils mehrfachen Schaden angerichtet, vorzüglich in der folgenden Stelle (S. 37): »Eine Menge antiker Münzen zeigt noch Götterbilder, die unläugbar mit ängstlicher Treue berühmte Tempelstatuen vorstellen sollen, in der heftigsten Bewegung. Die Behandlung der Gewänder und Haare läßt es nicht bezweifeln, daß die Originale dieser Bilder der Zeit nach unmittelbar jenen ägyptisirenden Idolen mit angezogenen Armen und geschlossenen Füßen folgten. Es hatte also ein Extrem das andere berührt oder vielmehr hervorgerufen. Denn betrachten wir diese excentrischen Stellungen, den hastigen Kriegerschritt, die drohende Haltung des Hauptes, das im Luftzug flatternde Gewand, und vergleichen damit jenen amykläischen Apollo und andere seiner Art, so ist es, als habe das so lange niedergehaltene Lebensprincip sich mit einem Male Luft machen, den schwierigen Knoten nicht lösen, sondern zerreißen wollen. Der Glaube an ein wahrhaftiges Leben sollte gleichsam mit Feuer und Schwert

gepredigt werden. Nur in Griechenland erlebte und überlebte die Plastik, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, ihre Flegeljahre. Die ägyptische blieb ewig in den Windeln der Kindheit schlummern.«

Wenn Feuerbach die Unläugbarkeit seiner Beobachtung bey Zeus beschwört, so läßt sich das Umgekehrte eben so gut beym Styx betheuern, und die Sache steht dann nach wie vor unentschieden da. Daß die bezeichneten Münzen Tempelbilder der Götter vorstellen sollen, und zwar in strenger Nachahmung, durfte nicht obenhin im Tone prophetischer Gewißheit ausgesprochen werden; so etwas will nachgewiesen seyn, verlangt wenigstens das Empfehlungsschreiben der Wahrscheinlichkeit für sich. Hochbetagten Archäologen sieht man die Sitte, sich laut oder stillschweigend auf ihre Divinationsgabe zu berufen, wegen ihrer sonstigen Verdienste als eine Altersschwäche nach. Der frische Anwuchs kömmt mit dem Lichte der Inspiration nicht durch, Zeit und Welt sind kritischer geworden. Jener jugendliche Machtspruch widerstreitet aber nicht nur schnurstraks dem natürlichen Entwicklungsgange der Kunst, wie derselbe in der gereinigten Geschichte vorgezeichnet ist, er schlägt zugleich wider Wissen und Willen des Verf.'s in einen Akt der Empörung gegen sich selbst aus, woran die ägyptisirende Partey, der er laut seiner Erklärung unbedingt ergeben ist, sich schlecht erbauen wird. Zunächst kann unmöglich Thiersch in gegenwärtiger Beziehung mit seinem Schüler zufrieden seyn. Hätte Feuerbach das oben angeführte Traumgesicht, ehe er es veröffentlichte, der Deutung seines verdienstvollen Lehrers vorgelegt, und dessen Rath befolgt, so wäre es ohne Zweifel auf der charonischen Stiege lautlos in das Reich der Schatten hinabgesunken. Nach der Behauptung des Letztern*) sind die Götterstatuen in einer um so mehr ruhigen Handlung dargestellt, je älter sie sind. Innere und äußere Gründe führen darauf hin, erheben jene Ansicht in ihrer Allgemeinheit zur Gewißheit. In Götterstatuen, die Tempelbilder sind, muß aus denselben Ursachen, die vorhin entschieden, der Ausdruck der Lebensruhe am stärksten vorwalten; je tiefer sie ins Alterthum zurückgehen, desto bestimmter werden sie nothwendiger Weise dem Sinne der Bewegung widerstreben. Kann es wohl mit natürlichen Dingen zugehen, wenn der Verf. unter dem unzureichenden Schirme antiker Münzen, ohne alle nähere Vermittlung, im Vertrauen auf sein gutes cäsarisches Glück, das Verirbild des excentrischen Gegentheils hervorrufen will? Der Fortgang der unbegründeten Betrachtungs-

*) Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Zweyte Auflage. S. 361.

weise entspricht ihrem Anfange. Die Behandlungsart der Haare und Gewänder soll unbezweifelbar die Entstehungszeit jener tumultuarischen Tempelbilder mit dem Ablaufstermin mumienhafter Idole zusammenrücken. Verlangt aber nicht jede Schlußfolgerung, welche zwischen Münzen und Statuen, ihren angeblichen Vorbildern, den Faden ersichtlicher Uebereinstimmung knüpfen will, eine besondere Schärfe der Wahrnehmung, um die Gleichartigkeit der Behandlung aus der Ungleichartigkeit der Stoffe und Mittel treffend herauszufinden, vorzüglich im Punkte der Haare und Gewänder, an denen die Fortschritte der Kunst erst langsam, in leisen, und selbst hier und da schwankenden Uebergängen erfolgten? Und bey dem Geschäfte einer so schwierigen Vergleichung, das die feinsten Untersuchungen nöthig macht, da die Uebereinstimmung ihrer Natur nach nicht in ein völliges Gleichgewicht ausgehen kann, sich im besten Falle auf einen hohen Grad von Aehnlichkeit beschränkt, somit wieder von einer andern Seite die Erkenntniß gewisser Unterschiede oder einer bedingten Unähnlichkeit voraussetzt: da könnte uns die blanke Versicherung des Verf.'s genügen, daß in Betreff jener Münzen und Statuen an dem ausgesagten Verhältnisse der Gegenseitigkeit und Zeitfolge kein Zweifel hafte? Die Eilfertigkeit gehäufter Voraus-nahmen entzieht ihm die Glaubhaftigkeit eines Zeugen; je zuversichtlicher er seinem Ziele entgegenrennt, desto entschiedener setzt ihm der Skepticismus auf der Ferse nach. Zur Reinheit einer anschaulichen Vergleichung, auf deren Sicherheit und Ergiebigkeit das obschwebende Endurtheil offenbar Ansprüche macht, und seiner Bestimmung nach machen muß, gehören schlechterdings zwey Gegenstände, die entweder an und für sich der Anschauung zufallen, oder derselben durch einen geistigen Bezug zugetheilt werden. Die einen stellen die angezeigten Münzen dar, die andern sollen die ägyptisirenden Idole vertreten, deren Ansehen trotz der angezogenen Arme und geschlossenen Füße keineswegs auf der Kraft einer bestimmten Anschauung beruht, sondern auf dem Petrefakt einer todten, bis auf unsere Tage vererbten Tradition, in sofern dieselbe nämlich auf die griechische Kunst angewendet werden soll. Eine Vergleichung, deren Glieder aus so disparaten Dingen bestehen, muß nothwendig hinken, und bey einer schärfern Untersuchung in sich selbst zusammenfallen. Endlich braust die unverträgliche Mischung der Begriffe und Verhältnisse in tobende Bewegung aus. Die angezogenen Arme, die geschlossenen Füße erwachen plötzlich aus ihrem ägyptischen Starrkrampf, sie recken und strecken sich wie nach dem Takte eines kriegerischen Tanzes, während ihr Turnmeister die Unbegreiflichkeit der sprunghaften Revolution mit dem Nothnagel eines verfehlten Gemein-

spruchs erklären will, mit der pragmatischen Bemerkung, daß ein Extrem das andere hervorgerufen habe. Sonach wäre das Aegyptenthum aus Verdruß über sein langweiliges Daseyn auf einmal wetterwendisch geworden, und hätte mit seiner Laune in einem Anfalle convulsivischer Lebendigkeit das Griechenthum angesteckt, welches bis dahin den fremden Einfluß in eine Art von Anzauberung still gehalten hatte, und sich nun von seiner Versessenheit in schwindelhaften Anstrengungen erholen will. Der Verf. hat die ägyptische Partey überägyptisirt; müßte sie von solchen Hülfsbeyträgen leben, so stände es übel um ihre Zukunft.

Ueber einige andere Punkte ließen sich nicht minder Gegenerinnerungen oder Einschränkungen beybringen, sie würden indessen zu weit von dem vatikanischen Apollo abführen, der uns unausgesetzt beschäftigen soll. Nachdem die Grundsätze, von denen gegenwärtige Beurtheilung ausgeht, in Winckelmanns Theorie nachgewiesen sind, mögen sie fortan in der Anwendung geprüft werden, um zu erfahren, ob sie gegen die neuen Meinungen vorhalten, oder unter den Fortschritten kunsttheoretischer Aufklärung so baufällig geworden sind, daß man sie verlassen muß.

Das oben erwähnte vollkommene Gleichgewicht des Schönen, welches in den verbundenen Schalen der Einheit und Einfachheit liegt, befestigt an dem Haltpunkte eines ideellen Daseyns, trug Winckelmann zuvörderst in der edelsten Bedeutung auf die Gestalten der griechischen Götter über, die ihm bey Abfassung seiner Theorie augenscheinlich vorschwebten, gleichsam wechselsweise die Hand führten. Ihre ungestörte, bleibende, mangellose Seligkeit ist als solche der gemeinsame Lebensbestand, welcher, mit Ausnahme außerordentlicher Zustände, in allen zugehörigen Individuen durchherrscht, in jedem aber anders ausgeprägt, überall mit den Zügen der tiefsten Persönlichkeit. Verknüpft mit seiner Familie durch unverkennbare Zeichen der Verwandtschaft ist der einzelne Gott im Bereiche seiner Eigenthümlichkeit dennoch rein auf sich selbst gegründet, frey von den Beschränkungen der niedern Außenwelt, erhaben über alle Formen menschlicher Annäherung, die darauf hinausgehen, ihn von der Höhe seiner Selbstgenügsamkeit herabzuziehen. Dabey gibt begreiflicher Weise nicht der Thatbestand der Mythologie, sondern der Geist der Kunst den Ausschlag. Stellt die Plastik den Gott in solcher Gestalt dar, so erscheint ihre Ruhe auf dem Punkte der größtmöglichen Vollendung, ihr Begriff, jetzt kein Schatten, sondern durch und durch Leben, geht in dem Wesen des Dargestellten schlechthin auf, ist in seiner Art so vollständig bestimmt als dieses. Er ist es aber nur so lange, als der Gott auf sich selbst beharrt. Tritt derselbe zufolge äußerer, vorübergehender Bestimmungen aus jenem

Umfange des Daseyns, Gewissens und Wirkens heraus, worin das eigentliche Erbtheil seiner himmlischen Natur befestigt ist, so muß sich letztere nothwendig in einer bestimmten Weise und Richtung entfalten, indem sie die Fülle der sonst ruhig waltenden Kräfte im Durchbruche einer besondern Erscheinung nach allen Seiten frey gibt und ausbreitet, beydes in einem so ausnehmenden Grade, daß würdige, obsiegende Fassung selbst noch in den Spuren der Erschütterung durchdringt, erinnernd an die nahen, unergründlichen Tiefen ihres Ursprungs.

So und nicht anders verhält es sich mit dem vatikanischen Apollo; in diesem näher bedingten Sinne entspricht das Maß seiner Bewegung, überstrahlt von dem Zauber göttlicher Gemüthssammlung und Freyheit, ohne Zweifel dem Geiste der Plastik im Fortgang ihrer natürlichen Entwicklung. Was dem Gesammteindrucke von der einen Seite an strenggehaltener Gleichartigkeit abgeht, das ersetzt ihm mit Hülfe des Kontrasts die Macht der lebhaftern Entwicklung. Der scheinbare Konflikt verschiedenartiger Zustände dient in seinen Andeutungen nur dazu, das Gesetz des persönlichen Lebens zu vergegenwärtigen, woran der äußere Anstoß sich bricht. Beweisen müssen jene zuvor, die das Gegentheil behaupten wollen, daß die Darstellung unserer Statue an und für sich, zufolge ihrer Lebendigkeit, die begriffsmäßigen Gränzen überschreitet, daß die Flüchtigkeit eines Moments, der den Werth und Frühling unverwelklicher Jugendfrische sonnenhaft hervorhebt, seiner Verewigung in Marmor widerstrebt, und für diese zu arm ist; daß endlich ein Gott, der sich gegen die Umgriffe einer wüsten Gewalt in Bewegung gesetzt hat, auf den Schwingen leichter Schritte, wie es scheint, geradesweges vom Olymp herabgekommen, deßwegen Gefahr läuft, der Würde und Bedeutung seiner Natur zu widersprechen, selbst dann noch, wenn er mit dem Gefühle unfehlbarer Sicherheit das erreichte Ziel mißt, es für seine Größe zu klein findet, und ganz so dasteht, als sey er bereit, seine Stelle in der Reihe der Unsterblichen wieder einzunehmen.

Je mehr es hier und da Sitte werden will, sogar in solchen Dingen an Winckelmanns Grundsätzen Ausstellungen zu machen, die zuerst und wohl für immer durch ihn aufs Reine gebracht sind; desto füglicher mag er über den ungezweifelten Punkt die Vertheidigung seiner Lieblingsstatue mit eigenen Worten übernehmen. »Da im Handeln und Wirken« — so sagt er *) — »die höchste Ruhe und Gleichgültigkeit nicht Statt findet, und die Kunst es nicht vermeiden konnte, die Gottheiten mit menschlichen Gefühlen

*) Tratt. prel. Kap. 4. §. 31.

und Empfindungen vorzustellen: so mußte sie sich mit dem Grade von Schönheit begnügen, welchen die handelnde Gottheit zeigen konnte. Daher wurde der Ausdruck, mochte er noch so groß seyn, nichts destoweniger so zugewogen, daß die Schönheit das Uebergewicht hat, und sich verhält, wie die Cymbel in einem Orchester, welche alle andern Instrumente, die jene zu übertäuben scheinen, regiert.« Daraus ergibt sich beyläufig die Statthaftigkeit der frühern Erörterungen, denen zufolge Winckelmann den Ausdruck auf keine Weise von der Schönheit trennte, ihn vielmehr bestimmt unter letzterer begriff, und in ihr die Gesammtheit, aber auch zugleich das oberste Richtmaß aller Kunstbedingungen erkannte. In solcher Bedeutung wendet er dasselbe unmittelbar nachher auf den vatikanischen Apollo an. Er fragt sich, als hätte er die Bedenklichkeiten unserer Tage im Geiste vorausgesehen, und einzelne beyspielshalber widerlegen wollen, ob der Zorn in den aufgeblähten Nüstern und die Verachtung auf den Lippen des Gottes die Schönheit stören möchten. »Keinesweges,« antwortet er im Tone der Bestimmtheit, »denn der Blick dieses Apollo ist heiter und die Stirn ganz Friede und Stille.« Sonach unterwarf er die Zeichen eines regsamern Lebens, die seinem mit der Ruhe des Ideals vertrauten Auge unmöglich entgehen konnten, dem klaren Ausspruche des vorherrschenden Eindrucks, ohne sich von den untergeordneten Abweichungen im mindesten irren zu lassen, weil er sich gestehen mußte, daß die mitwirkenden Merkmale einer leichten Aufwallung durch die Darstellung des Gottes im gegenwärtigen Falle schlechthin geboten waren, und die Hoheit nichts verlor durch die Naturgemäßheit. Seltsam, daß edle Einfalt, stille Größe, welche Winckelmann für ein Zeugniß vollendeter Schönheit erklärte, und namentlich an dem vatikanischen Apollo mit der Begeisterung eines ihm gewidmeten Sehers erhob in Worten, die auf deutschem Boden so lange leben werden, als der Name des Gottes, daß gerade jene Eigenschaften, die länger als ein halbes Jahrhundert hindurch den Grundsatz der plastischen Ruhe am meisten in Ruf gebracht haben, nun von einer und der andern Seite zum Losungszeichen dienen sollen gegen denselben Gott! Man sieht daraus deutlich, wie es mit dem Verständniß des vielgebrauchten Wortes hergegangen ist. Gewisse Begriffe werden so lange oberflächlich wiederholt, bis der Leichtsinn sie völlig ausgehöhlt hat, und zuletzt über sich selbst erstaunt, daß er mit dem überkommenen Spielzeuge je zufrieden seyn konnte.

Glücklicher Weise tritt dem vergeblichen Beginnen der plastischen Quietisten eine Autorität entgegen, die alle Gültigkeit eines historischen Gesetzes hat. Phidias und seine Schule sprechen zu

Gunsten Winckelmanns und des vatikanischen Apollo. Unter den weltberühmten Arbeiten des Parthenon, die aus der reinsten Blüthenzeit der Plastik stammen, zum Theil unmittelbar aus den Händen des Phidias hervorgingen, zum Theil unter seiner Aufsicht entstanden, durch die Bemühungen Lord Elgins, gegenwärtig im Besitze Englands, befindet sich ein Bildwerk, das, nach den übrig gebliebenen Fragmenten zu urtheilen, die Pallas vorstellt, wie sie ein Roß bändigt. Die authentische Persönlichkeit der Göttin ist durch die sorgfältigen Nachweisungen eines der vorzüglichsten jetzt lebenden Archäologen, Otfried Müllers, außer Zweifel gesetzt. Pallas nimmt, so viel sich erkennen läßt, ihre Kraft in Stellung, Ausdruck, Bewegung nicht wenig zusammen *). Wenn sie aber das Gedankenbild der Göttin nicht verwischen sollte, die geharnischt aus dem Haupte Jupiters, dem Sitze der Weisheit und Stärke, hervorsprang, so mußte ihre höhere Natur selbst in dem ungleichen, scheinbar unwürdigen Widerspiele der Anstrengungen, aus den Beymischungen des Gewaltigen und Außerordentlichen blendend durchblicken; geschähe es nicht, so könnte sie wohl eine treffliche Amazone abgeben, aber die Göttin wäre in ihr untergegangen. Man dürfte gegen die Beweiskraft der starkbewegten Pallas einwenden, daß ihre Darstellung, da sie in einem Giebelfelde vorkomme, sich einigermaßen dem reliefartigen Style nähere, und daher von ihr nicht mit vollkommener Strenge auf eine freystehende Statue geschlossen werden könne. Zugegeben, daß die Oertlichkeit der berührten Verhältnisse das Recht der Folgerung etwas schwächt; würden aber die ursprünglichen Raumbeziehungen, in welche die Kunst den vatikanischen Apollo versetzt hatte, wären sie uns bewußt, das Urtheil nicht vielleicht entschieden zum Vortheile seiner Lebendigkeit lenken, dieselbe aufs beste bedingen? Jedenfalls ist es unstatthaft, von diesem wesentlichen Umstande bey der Beurtheilung völlig abzusehen, bloß deßhalb, weil er uns unbekannt ist. War z. B. die Gruppe der Niobiden von Anbeginn, was man wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen darf, einem Tempel des Apollo zugeordnet, so hatten die Erschütterungen der tragischen Familienscene schon im Schauplatze des Vorgangs ihre nähere Begründung gefunden. Warum sollen wir bey der Aufstellung des vatikanischen Apollo nicht ähnliche Gunstbezeugungen der Umgebung voraussetzen, die ihm für die Lebhaftigkeit seiner Bewegung die-

*) Auf Nointel's Zeichnung darf nicht zu viel gegeben werden; Otfried Müller macht ihm in seiner vortrefflichen Abhandlung: De Phidiae vita et operibus, den Vorwurf der negligentia und incuria.

selbe Freyheit gewährten, wie das Giebelfeld des Parthenon der Pallas?

Ein anderes Bedenken scheint der obigen Vergleichung im ersten Augenblick härter im Wege zu stehen. Die heftigere Bewegung der Pallas, so kann man sagen, ist durch die Gegenwart des zu bändigenden Rosses hinlänglich, und dabey mit der sinnlichsten Klarheit motivirt; die ungewöhnliche Regsamkeit des vatikanischen Apollo ermangelt hingegen eines anschaulichen Gegenstandes, auf den sie gerichtet ist; sie tritt isolirt hervor, oder in dieser ihrer Vereinzelung zu anspruchsvoll; sie ähnelt einer Wirkung ohne Ursache, und je mehr letztere im Dunkeln bleibt, desto schwerer wird es der Aufmerksamkeit, sich mit der Stärke der erstern rein abzufinden. Hier sind wir unvermerkt in dem verlassenen Feldlager der Abgeschlossenen angekommen; sie sind zwar früher in einem allgemeinen Angriffe nach Kräften zur Ruhe verwiesen worden, haben aber bey ihrer rückgängigen Bewegung einige Waffen liegen lassen, mit denen ihre versteckten Anhänger ein neues Feuer unterhalten, ein besseres als ihre Vorgänger, weil es eine bestimmte Richtung verfolgt. Darauf ist mit einer Demonstration zu antworten, deren Kette sich über alle Hauptpunkte der nächsten Untersuchung ausbreitet, hier also nur im Sinne ihres Zusammenhangs ausgeführt werden darf. Der Grundsatz der Einfachheit, mit dem der Einheit in Uebereinstimmung gesetzt, sichert der Beurtheilung einen Anhalt, der ihr bey verschiedenen Einwendungen zu Statten kömmt, hauptsächlich bey der so eben vorgebrachten; deßhalb ging ihm die frühere Erörterung so angelegentlich nach, in der Meinung, daß er zur Zeit die Vorbereitungen der Nachforschung durch seine guten Dienste vergelten, und namentlich dem Wortspuk der Abgeschlossenheit das Handwerk legen werde. Winckelmann dachte sich die Einfachheit, die aus seinen angeführten lakonischen Aeußerungen hervorgeht, als die Seele aller in dem Kunstwerke lebenden Verbindungen, die um so reiner und größer sind, je klarer und gewisser die Uebersicht der Theile, verschmolzen mit der Einheit der Form, auf jene sichtbare Monas hinweise. Sein Begriff umfaßt das Allgemeinste, er ist eben so anwendbar auf die Gruppe, als auf die einzelne Statue, und an dieser erstreckt er sich insbesondere auf die Mannigfaltigkeit, die Fruchtbarkeit der nähern wie der entferntern Bezüge, unter der Bedingung, daß sie mit innerer Nothwendigkeit und äußerer Bestimmtheit in der Gesammtheit des Eindrucks zusammentreffen. Ohne Reichthum der Vorstellungen wäre die Einfachheit ein trauriges Ding, das Aushängeschild der Dürftigkeit und Leere, wogegen sie ein Bild jedes Besten und Höchsten wird, wenn sie einen weiten Gehalt in einem

gediegenen Kern angemessen zusammendrängt. Und in diesem Vollwerthe der Einfachheit muß der vatikanische Apollo Winckelmanns Augen erschienen seyn: wie hätte er ihm sonst so hohe Huldigungen darbringen können? und wie mißlich würde es um den Ruhm seiner Kennerschaft stehen, wenn er sich in einer Hauptstatue, an der er mit der ganzen Stärke seiner Zuneigung hing, so gröblich geirrt hätte, als die Abgeschlossenen durch ihre trockene Blumensprache zu verstehen geben? Sobald der einzelne Gegenstand durch die Art seiner Ausführung in demjenigen, der die Bedingungen eines naturgemäßen Verständnisses in sich vereinigt, dem Gedanken an die Entfernung und Beschaffenheit eines zweyten unwiderstehlich weckt und versinnlicht; so fehlt dieser nicht, er ist lebendig da, mitgegeben, gewissermaßen enthalten in dem ersten. Die Zwiefältigkeit der Erscheinung in der unmittelbaren Wahrnehmung umgehen, und dieselbe dessen ungeachtet in der Besonderheit des einen Gegenstandes geistig herstellen, das ist entweder ein Meisterstück der Einfachheit, oder letztere kommt an ihrer Einfältigkeit um. So ist gleichfalls die Bezeichnung einer Wirkung, aus der die Ursache mit hellen Blicken herausschaut, ein hohes Werk der Erfindung, nichts Abgerissenes, Zerstückeltes, sondern ein Ganzes, welches aus sich selbst dasjenige heraus gebiert, was andern Darstellungen von außen zugezählt wird. Daß der vatikanische Apollo diesem Verhältnisse entspricht, wird der Fortgang der Anzeige gehörigen Orts nachzuweisen suchen; hier genügt es, die wesentliche Anwendbarkeit jenes Grundsatzes herausgestellt zu haben. Woher mag es übrigens kommen, daß man bey der mediceischen Venus, welche nach einer herrschenden Ansicht das Urtheil des Paris erwartet, die Abwesenheit ihres beglückten Kritikers ruhig erträgt, ohne über Mangel an Abschluß zu klagen? Es geschieht offenbar aus Artigkeit gegen die Göttin der Liebe. Weßhalb soll aber ferner ein Reh oder ein anderes Wild, dem die Diana von Versailles, nach dem Anblick ihrer Bewegung zu urtheilen, sichtbar nachstellt, obwohl dasselbe unsichtbar bleibt, mehr Gnade finden, als der pythische Drache, mit dem es Apollo, nach der Meinung des Ref., zu thun hat? Ein Drache ist für die Götter unstreitig ein Artikel ihrer höhern Jagdgerechtigkeit; der sollte daher im Gehege der Archäologie und Kunst mit weit größerer Achtung behandelt werden, als das niedere Wald- und Feldgezücht. Es schien rathsam, eine Hauptseite der Streitfrage genauer zu prüfen, ohne dabey auf den Verf. Rücksicht zu nehmen.

(Der Schluß folgt.)

Art. V. 1) Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494 bis 1515, von Wilhelm Havemann, Lehrer am königlichen Pädagogio zu Ilfeld. Hannover 1833. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. I. Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Carl VIII.

2) Georg von Freundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, — dargestellt durch Dr. F. W. Barthold, außerordentlichen Professor der Geschichte an der Universität zu Greifswald. Mit einem Bildnisse Georgs von Freundsberg. Hamburg 1833, bey Friedr. Perthes.

3) Unternehmungen Kaiser Carls V. gegen die Raubstaaten Tunis, Algier und Mehedia. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Eberhard Wiens, Professor am Gymnasium zu Münster. Münster 1832. Druck und Verlag der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung.

1. Wo erst jüngst ein solches Talent vorausging, wie des geistreichen, warmen und kraftvollen Ranke (s. diese Jahrb. XXXIV. S. 1—40 von 1826), da ist die Nachfolge allerdings ungemein schwierig, und die Frage kann nicht unerwartet seyn, was in der vorliegenden Arbeit das Vorzügliche, das wahrhaft Ausgezeichnete, das Neue, der eigentliche Gewinn und die wahre Ausbeute sey, die es rechtfertige, nach einem solchen Vorgänger dieselbe merkwürdige Zeit, denselben großartigen Gegenstand zu behandeln?

Der bescheidene Verfasser fühlt dieses selbst, und gibt in seinem Vorworte gegenwärtiges Büchlein einerseits bloß als das Ergebniß einer 1829—1830 einer zahlreichen Versammlung hannöverscher Offiziere gehaltenen Vorlesung über diese Epoche der ersten Bildung eines neuen Kriegswesens. Andererseits soll diese Schrift von nicht einmal zweyhundert Seiten (der Ritterzug Carl des VIII. nach Neapel) nur als Probe einer viel umfassenderen Arbeit über den Ausgang des funfzehnten und den Eintritt des sechzehnten Jahrhunderts anzusehen seyn. — Havemann entschuldigt sich über die vielleicht zu ängstliche Anhäufung der Beweisstellen. — Wir indessen glauben, daß er davon nicht eine einzige hätte weglassen können, — daß vielmehr das speziellste Studium der Städte, der Geschlechter und der Sittengeschichte erforderlich sey, wenn überhaupt ein solches Gemälde wahre Porträtähnlichkeit gewinnen soll.

Der Styl ist einfach und ruhig, klar und würdig, weder überladen, noch gesucht, einzelne Bilder und Charakteristiken wahr und nicht ohne Lebendigkeit, z. B. S. 1—8, dann S. 140 die Umrisse des damaligen Venedigs, Neapels, Florenz, Mailands und des ihm dienstbar gewordenen Genua, — der Tod Lorenzos, des Vaters der Musen, der Säule des Friedens, der

verworfene Borgia als Alexander VI. treffend geschildert, »wenn er mit seinem Sohne Cäsar Borgia auf der einen und die allgemeine Verdorbenheit der ganzen Welt auf der andern Seite gestanden hätten, wäre der Sieg gewiß sein gewesen, vor allen hätte der Teufel unausbleiblich sich für ihn erklärt. — S. 19. Beweis der weiblichen Erbfolge in der Provence, wie denn überhaupt die größten Herzogthümer und Grafschaften des alten Frankreich durch Töchter gewonnen, und die Consolidation der Krone vorzüglich auch durch Heiraten herbeygeführt worden ist, — die Normandie mit Carl des Einfältigen Schwester an Rolo (in der Taufe Robert) überging, und die älteren und großen Kriege zwischen England und Frankreich daraus entstanden, daß die aquitanische Erbin Eleonore, Ludwig des VII. geschiedene Gemahlin, ihr reiches Erbe Heinrich dem II. (nebst der Normandie, auch König in England) zugetragen, wodurch diese auf französischer Erde mächtiger wurden, als der König von Frankreich selbst. — Auch in den schweren, von 1337 bis in die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dauernden, ohne einen ordentlichen Frieden geendigten, englisch-französischen Successionskriegen hatte zwar Eduard III. eingeräumt, daß seine Frau König von Frankreich seyn könne, aber um so scheinbarer behauptet, er als Schwestersohn des letzten Königs Carl IV. sey dadurch keineswegs ausgeschlossen, und sein Vorzug vor des Vaters Bruder Carl von Valois, Sohne Philipp des VI., sey unbestreitbar. — Scharfsinnig wie immer hat hierüber in seinem Heinrich V. nebst der zeitgemäßen Berufung des Erzbischofs von Canterbury auf das Buch Numeri, wo geschrieben stehe: »der Tochter sey das Erbe zugewendet, wenn der Sohn stirbt, Shakespeare denselben sagen lassen:

Auf Weiber soll nicht erben salisch Land.
Dieß sal'sche Land nun deuten die Franzosen
Als Frankreich fälschlich aus, und Pharamund
Als Stifter dieser Ausschließung der Frauen.
Doch treu bezeichnen ihre eignen Schreiben,
Daß dieses sal'sche Land in Deutschland liegt,
Zwischen der Sala und der Elbe Strömen,
Wo Carl der Große nach der Unterjochung
Der Sachsen, Franken angesiedelt ließ,
Die aus Geringschätzung der deutschen Frau'n
Dort dieß Gesetz gestiftet, daß kein Weib
Je Erbin sollte seyn im sal'schen Land,
Das, wie ich sagte, zwischen Elb und Sala
In Deutschland heut zu Tage Meißen heißt.
So zeigt sich's klar, das salische Gesetz
Ward nicht ersonnen für der Franken Reich;
Noch auch besaßen sie das sal'sche Land,

Als bis vierhundert ein und zwanzig Jahre
Nach dem Hinscheiden König Pharamunds.

Alsdann führt Shakespeare an, wie Pipin, Hugo Capet und Ludwig X. ihr Recht durchaus von Frauen hergeleitet, — Beyspiele, denen man noch viele von Erbinnen, von Burgund, von Artois, Vendome, Navarra, Beaumont ꝛc. zur Seite stellen kann.

S. 22. — 154. — 176 in der ganzen Christenheit gefühlte Pflicht, die Griechen wieder zu befreyen, und die Osmanen, die einen Handelsplatz des Peloponnes nach dem andern nahmen, Venedig und Apulien bedrohten, und die kleinen Inseln des östlichen Mittelmeeres nur wie durch Zufall verschont hatten, über den Hellespont heimzujagen, den Halbmond von den Zinnen Constantinopels zu stürzen, das morgenländische Kaiserthum wieder aufzurichten, und dann auch jenem von Jerusalem wieder Bedeutung zu geben, zu welchem ein Anrecht auf Provence und Neapel im Anjouischen und Lothringischen Hause beruhte.

S. 52, 72, 114, 115 gute Bemerkungen über die Militärverfassung jener Zeit und über verschiedene Waffengattungen, insonderheit die von Venedig in Albanien und um Nauplia geworbenen Stradioten, ein wildes, abgehärtetes, den hispanischen Gineten zu vergleichendes Reitervolk.

S. 159. Die seltsame Art, wie Frankreich die schnell gewonnenen festen Plätze noch schneller wieder verlor, die nämlich von ihren Befehlshabern um hohes Geld an Genua, Lucca und Pisa verschachert wurden.

Nicht Franz I. von Frankreich in seinen Rivalitätskriegen mit Carl V. war der erste Christenfürst im engen Bunde mit den Ungläubigen, sondern schon die Arragone von Sicilien und Neapel und der heilige Vater Alexander VI. selbst.

S. 77, 78 — 80. Gelungenes Abbild Zizims und der Schrekken, die Alfonso folterten, so wie der Flucht des jungen Ferdinand, und (89 — 189) »wie in Zeiten der höchsten Aufregung aller Geister, wo mit althergebrachter Sitte die Neuerungen, wo mit dem schlaffen, verweichlichten Alter die lebenskräftige Jugend den Kampf beginnt, auch ungewöhnliche Erscheinungen nicht fehlen, die durch den Hauch des Ewigen belebt, hoch über die Wirklichkeit sich erheben, und der Menge den einzigen Weg des Lebens noch einmal stark und kühn entgegenhalten, der Florentinische Predigermönch Girolamus Savonarola, sein Feuereifer, seine Volksthümlichkeit, die Volkswuth gegen ihn, die Folter auf öffentlichem Markt und der Strang sein Lohn, die Asche der verbrannten Leiche in alle vier Winde gestreut.

2. Die Edelherren von Freundsberg sind ein tyrolisches Geschlecht, wenn anders der Collectivname für so viele germanische und romanische Bestandtheile, für so manche Zugehörden Deutschlands, der eisernen Krone Italiens, seiner frühen Städte-Republiken und der hohenrhätischen freyen Communen der alten Großherzogthümer Bayern, Carentanien und (zu einem kleinen Theile) selbst Allemanien, wenn der, erst in den Tagen des ritterlichen Kaisers Max nach dem Jahre 1500 vollgültige Landesname Tyrol so weit zurückgedreht werden darf?

Noch erübrigt ein, allen Unbilden der Zeit trotzender (in seiner Umgebung manche römische Ueberreste beherbergender) Thurm von der alten Stammburg Freundsberg, hoch über der, in den Kriegen Deutscher wider Deutsche nutzlos ausgebrannten und verwüsteten Stadt Schwatz. Diese war durch anderthalb Jahrhunderte, etwa vom Falle Constantinopels bis die brittische Elisabeth die Vorrechte der Hanse durchstrich, durch den Reichthum der Silber- und Kupfergruben des nahen Falkenstein von europäischer Wichtigkeit. — Aus ihnen wurde großentheils der Schwabenkrieg Max des I. wider die Eidgenossen 1499, aus ihnen seine venetianischen Fehden, aus ihnen jene reichen Geschenke bestritten, mit denen Ferdinand die in Prag und Preßburg auf ihn gefallenen und seinen Erbanspruch verstärkenden Wahlen bestimmt oder belohnt hat. — Jene reichen Erzgruben lagen zum Theil auf Freundsbergischem Boden, und die hiebey von ihnen gegen den frühe greisen Erzherzog Sigmund und gegen den jugendlich kräftigen römischen König Max bezeigte Bereitwilligkeit bahnte, mit gleichzeitigem hohen Waffenruhme gepaart, den Freundsbergen den Weg zu mächtigem Einfluß und zur höchsten Gunst.

Es war der früh von Andechsern verwaltete Gau des untern Innthals und der Gau »zwischen Thälern« (inter valles), über die sich, wie schon früher im gesammten Eisack oder Norithal und im Ober-Pusterthale der Krummstab von Brixen (einen von Andechs und Bayern angefochtenen) Besitz zu erringen wußte. — Als unter Heinrich V. die Gauenverfassung allmälich erlosch, treten die Freundsberge bereits mit ihrem Familiennamen urkundlich auf. — Ulrich von Freundsberg unterzeichnete 1112 den Brief, worin »seine Gesippten, Herr Dietrich und Herr Ger»wein von Schlitters und Herr Heinrich derselben Schwager, ein ersamer Pfaff, unter ihnen der weisist,« — der in den nördlichen Bergen ob Schwatz in dunklem Hochwald an schwindelndem Felsengiebel über einem tosenden Waldbach herhängenden Zelle S. Georgen, das Aachenthal, die Buchau und den

dortigen See schenkten. — Dort (nachmals Abtey S. Georgenberg, nun Viecht) war die Erbgruft der Freundsberge gewesen. — Dort hing ihr Schild mit dem eisenzermalmenden Strauß und den grünen Hügeln im silbernen Feld. — Dahin schenkte 1233 Konrad von Freundsberg, dessen Haus bereits an der Ciler, Alz, Mangfall und Salzach, am mittlern und untern Inn bedeutend war, vor seiner Wallfahrt an S. Jakobs Grab in Compostell, ein Gut in Langkampfen, Scheffau und im Zemmerthale, — der Bruder Berthold und Vetter Hanns aber und Konrad, Gründe zu Stans, Vomp, Weer und auf dem Weerberg, eben dahin vor ihrem Preußenzuge mit König Ottokar; kurz darauf aber gegen ihn, wo die Freundsberge manchen böhmischen Waffenbruder in den Inn sprengten oder in den Thürmen außer Mühldorf in Feuer und Rauch umkommen ließen.

Die Freundsberge erscheinen häufig in den Urkunden der Andechser, beyder Bertholde und beyder Ottonen (der erste, Markgraf in Istrien, die drey letzteren, Herzoge von Kroatien, Dalmatien und Meran; die beyden letzten, Pfalzgrafen in Burgund, der jüngere Berthold, einer der vordersten Helden der Kreuzfahrten, der deutschen Sage und des Heldenliedes), in den Urkunden der Bayerherzoge Ludwigs des Kehlheimers und Ottos des Erlauchten, der Erzbischöfe von Salzburg und der Kirchenfürsten von Freysing, die häufig mit einander über sie stritten, als über ihre Ministerialen. — Sie waren Erbtruchsesse oder Küchenmeister von Freysing. — Sie hatten von Salzburg das große Urbar von Waidring, die Schlösser Lichtenwerd und Matzen, das altrömische Masciacum auf der Hauptstraße vom rhätischen Veldidena zur norischen Hadriansstadt Juvavia (von Innsbruck, nach Salzburg), — ferners Wiesing, Allbach, Rathfelden, die Schwaig in der Floiten, der Heimath der allerletzten Steinböcke, die Vogtei Stumm und die Zehenten des Cilerthales, — von Chiemsee die Aftervogteien der Hospitäler zu Cell und auf der wilden Gerlos. — Ulrich von Freundsberg, ein treuer Dienstmann Ludwigs des Strengen und oft beim jungen Conradin auf der Landshuter Trausnitz, bezeugte im Prämonstratenserkloster Wiltau bey Innsbruck Conradins Abtretungen altwelfischen und hohenstauffischen Gutes an die Bayerherzoge Ludwig und Heinrich, Gebrüder seiner Mutter, der nun an Mainharden von Görtz-Tyrol vermählten Elisabeth, Konrads IV. Wittwe. — Derselbe Ulrich stiftete in Konradins Todesjahr mit seiner Gemahlin Luikard und mit seinen Söhnen, Konrad und Friedrich das Nonnenkloster Mariathal bey Voldepp, am Eingange des Thales Brandenberg, in einer wildschönen Einöde an der reissenden Achen, eine halbe Stunde vom Städtchen Rattenberg. — Späterhin soll hier Ver-

thold von Freundsberg, der seinen Vetter Konrad im Zweykampf erschlug, als Büßer eine sichere Zufluchtsstätte gefunden haben. — Eben dieser erschlagene Konrad empfing die Schenkung Ludwigs des Strengen an Raitenhaslach 1271 zu Kitzbühel für den Schaden, welchen der Herzog den Gotteshausleuten und Gütern zu S. Johann im Leukenthale zugefügt hatte. — Kaiser Ludwig und sein Sohn, Markgraf Ludwig der Brandenburger, Margarethens der Maultasche zweyter Gemahl, versetzten den Freundsbergern »die Steuer des Klosters Seon und das Gericht Cling, Marquardstein, die Veste mit dem Grassauerthal und Clausen, — item die Burg Friedberg,« — Hanns und Jörg von Freundsberg dachten sich mehr und mehr zwischen Landshut, Freysing und München zu setzen und verkauften ihre Vesten, ihre Leute und ihr Gut im Gebirge den Bayerherzogen Stephan, Hanns und Friedrich, namentlich die halben Festen Lichtenwerd, Schnittelberg und Dürrenberg, wofür ihnen vierthalbtausend Gulden in Gold auf Schloß, Gericht und Kasten zu Wolfertshausen verschrieben worden. (Jahrb. XVI. 64 und XIX. 29.)

In den letzten Tagen König Rudolphs und seines Freundes, des kärnthnerisch-tyrolischen Meinhard, erhob sich am Inn, den Freundsbergen fast gegenüber und stets wider sie, das Haus der Rottenburger auf der Burg gleiches Namens, darunter Thurneck, Rettenberg, Friedberg, Baumkirchen, Hautzenheim, Melans. — Auch besaßen die Rottenburger reiches Gut auf dem Nons, Weingüter und ein lehenbares Schloß zu Caltern, die Burg zu Segonzan bey Zimmers im Fleimserthale, Mayerthümer und Güter an der Etsch, im Oberinnthale am Arlberg die Feste Wiesberg, wo die Waldströme Rosanna und Trosanna sich in einander münden, obriste Hofmeister des Landes, Landeshauptleute an der Etsch, Burggrafen auf Tyrol. — Zuletzt hießen sie alle Heinrich, wie die Reuß. — Einer davon ließ sich das halbe Land verschreiben. — Sein Enkel hatte neun und neunzig Burgen. — Das Volk meinte, mit genauer Noth habe es Herzog Friedrich verwehrt, daß er die hundertste nicht auch noch dazu gekauft!? — Sein Urbarbuch füllte einen dicken Folianten. — Seine Einkünfte betrugen die damals ungeheure Summe von fünf und zwanzigtausend Dukaten. — Ein zahlreicher, niederer Adel stand in seinem Dienst, erwies ihm auf der Jagd, an der Tafel, bey Festen fürstliche Ehren. — Seinen weniger mächtigen, aber talentvolleren Feind, Peter von Spauer, ihm völlig gleich an Anmaßung und gefährlichen Anschlägen, überfiel er einst an Herzog Friedrichs Seite. — Mit genauer Noth verhütete Friedrich, daß er ihn nicht erschlug. — Wechselweise trug der Rottenburger das

Land den Bayerherzogen und dem Viscomti an, und conspirirte selbst mit den Appenzellern, — obgleich er einst als einer der vier Hauptleute des hochadeligen Elephantenbundes, »die nakten Bauern alle zu erstechen oder vor den Pflug zu spannen« geschworen, und mit dem Matsch und Schlandersberg auf die Hauptfahne des Bundes geschrieben hatte: — »hunderttausend Teufel sollen unser walten, so wir die Bauernkerls nicht alle fressen!« — Eine Weissagung, die freylich, wie manche Rodomontade unserer Tage, durch eine, den Fürsten selber bloßstellende, plötzliche Flucht und wilde Auflösung beschämt worden ist.

Ein plötzlicher Entschluß des Herzogs reichte hin, dieß Riesenbild von Erz mit Füßen von Thon in den Staub zu schmettern. — Der Rottenburger wurde bald, nachdem seine Ränke wiederholte Einfälle der Bayern nach sich gezogen, überrascht und verhaftet, seine Schlösser eingezogen und er (im April 1411) durch einen unvermutheten Tod noch schwererer Rüge entrafft. — Wittwe und Tochter empfahl der Stolze der Gnade des Herzogs. — Die Tochter heirathete in die Verwandtschaft der Mutter nach Schwaben, ins Haus Rechberg vom rothen Löwen, Erbmarschälle der Hohenstauffen und des alten Herzogthums Schwaben. — Die letzte Rottenburgerin wurde die Ahnfrau der letzten Freundsberge.

Aber schon unter der Maultasche waren die Freundsberge auf Schloß Tyrol und Zenoberg und am Hofe zu Meran und Innsbruck bey der launenvollen Fürstin einflußreich gewesen. — Unter die vorzüglichsten Rathgeber der Uebergabe Tyrols an Oesterreich, nach dem Tode ihres jungen, schwachmüthigen Sohnes, Meinhard, nennt Margarethe selber Hannsen von Freundsberg, dem sie zugleich um fünfhundert Mark Berner, Schloß und Herrschaft Straßberg bey Sterzing im Eisackthal oder Wippthal überließ.

In den darauf gefolgten Fehden hielten es die Freundsberger mit ihren Landesherren von Bayern (denn bis auf Marens I. Cölner Schiedspruch im Landshutischen Erbfolgestreit nach Georgs des Reichen Tode waren Rattenberg, Kuefstein und Kitzbühel immer noch Altbayern) wider die neue, bestrittene Herrschaft Oesterreichs und seines Bundesfreundes von Salzburg. — Man sah Freundsberger und Rottenburger mit einander, die Burg ihrer gemeinsamen Sassen, der Mayerhofer, bey Hippach im Zillerthale zerstören, weil ihr dem uralten Adel, der Velken, Schlitters, Achleiten verwandter Burgherr, Hanns von Mayerhofen, unter der salzburgischen Landfahne wider die Herzoge stand. — Hart an der Freundsbergischen Burg, Freundsheim, fiel eine starke Schaar Bayern unter den Schlachtschwer-

tern und Morgensternen der aufgebotenen Oetzthaler und Oberinnthaler. — Noch heißt dieses Mordfeld und das späterhin darauf erbaute Dörfchen: »die Bayerwiese,« — in der verdorbenen Mundart: — Baarwies, Boarwies. — Seit der Scharдinger Frieden Bayerns Verzicht an Tyrol aussprach, blieben die Freundsberge mehr und mehr bey Oesterreich. — Der alte Thurm Frundsberg, oberhalb des Hüttenberges bey Rapperschwyl am Züricherſee, hat außer dem Namensgleichklang nichts mit unserem Geschlechte gemein, das unter die Stifter und Hauptleute der Gesellschaft von S. Georgenschild, treuer Wächter des Landfriedens gehört, so wie des schwäbischen Bundes. — Ulrich von Freundsberg, mehrmals in den höchsten Bundeswürden Herzogs Sigmunden von Tyrol, ein getreuer Rath, hatte mit seinem Bruder Hanns ihr Stammhaus aufgegeben, um das einst altwelfische, dann hohenstauffische, sohin Brixnerische Petersberg am obern Inn und um das, ihrem Straßberg, dem altrömischen Vipiteno nah und wohlgelegene, nicht an Silber, wohl aber am schönsten Kupfer mit Schwatz gleichgesegnete Sterzing. — Ulrichs Gemahlin, Barbara von Rechberg, ein Großkind jener letzten Rottenburgerin, bewog ihren Bruder, den Freundsbergen Mindelheim zu verkaufen, das jetzt wieder in den Händen der Rechberge liegt. — Kaum war die Uebersiedlung vom Inn und Eisack an die Mindel vollbracht, als sie dort den Helden Georg gebar.

Diese urkundlichen Nachrichten über das uralte und berühmte Haus sind gewiß nicht unwillkommen dem geistreichen Verfasser und seinen fühlenden Lesern, denen er längst bekannt und achtungsvoll anerkannt ist, durch das Leben Heinrichs von Lützelburg, dem nur ein längeres Leben gefehlt, die Wünsche Dantes zu erfüllen, und durch die Darstellung des Magister equitum im dreißigjährigen Kriege, Johann von Werth, wie hier des Magister peditum, Georg von Freundsberg, in den Kriegen Max des I. und Karls des V.

Höchst bedeutend bemerkt der Eingang die am Schlusse des Mittelalters hervortretende Uebereinstimmung in den Geschicken des deutschen Kriegswesens und der deutschen Dichtkunst, den Aufschwung poetischen Gemüths und die Waffenlust, vom Adel in das freye Reichsbürgerthum hinüberleitend, nämlich die Abwandlung des adeligen Helden- und Minne-Liedes in den bürgerlichen Meistergesang, des abenteuernden Ritterthumes in das städtische Landknechts-Handwerk, wodurch das deutsche Leben zwar den Stämpel der Vornehmheit verlor, aber um so allgemeiner wurde, so daß Meistersänger und Landsknecht als ächtdeutsche, kei-

nem andern Volke gemeinsame Erscheinungen auftreten, daß man sich jeden Nürnberger »Merkur« nur als versuchten Heergesellen Georg Langmantels und die Gemeinweibel und Fürsprecher Georgs von Freundsberg, daheim nur als fleißige, andächtige Singschüler Leonhard Nunnenbecks, des Leinenwebers vorstellen kann. — Dieselben Momente haben den Fall der Ritterwehr und der adeligen Muse herbeygeführt und der ersteren Ausartung ist nur etwas später sichtbar geworden. — Der ursprüngliche, naturgemäße, nur aus nationaler Pflicht, ohne Lohn, nur um Beute dienende Heerbann endete allmählich bey der Entwickelung des Feudalsystems, welches dem alten Gesindegefolge entsprossen und auf das ganze Reichsgebiet angewendet, die adeligen Lehensinhaber zu Roß in den Streit ihrer Herren rief. — Vor dem Erblühen des dritten Standes, des Bürgerthumes, war der Kern der Nation (wie noch heute in Ungern oder überall, wo mittelalterliche Reste, wenn auch nur mumienartig und mit allerley fremdartiger Einbalsamirung fortleben) in dem niedern Adel. — Das war die mit den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Königen über die Alpen ziehende germanische Nationalkraft. — Durch Lust nach Abenteuern aufgeregt, durch das Christenthum veredelt, durch Verehrung der Frauen gesittigt, bildete der Lehendienst sich in den Kreuzfahrten zu Ritterorden aus. — Aber die religiöse Spannung der Glaubenskämpfe überlebte sich, mitunter von den italienischen Städten und Freystaaten in ein schmutziges Rechenexempel herunter gerissen, und durch verabscheuungswürdigen Bund von Christen wider Christen mit den Erbfeinden des christlichen Namens entheiligt. — Das immer mehr aufgelockerte Vasallenband des Kaisers mit Fürsten und Adel wurde immer unbeholfener zu fernen und langandauernden Heerfahrten. — Die unendliche Zerspaltung Deutschlands, die sich aufhebenden Verpflichtungen, die widersprechenden Bündnisse einzelner Reichsglieder lähmten das ganze Lehensystem, das, wiewohl noch tauglich für innere, kleine Nachbarkriege, aufhörte Schild und Wehr der Nation zu seyn. — Aber Kriegslust und Kriegsnoth blieben.

Da wurde der dienstpflichtige Ritter ein Ritter um Sold. — Die Stände gaben bestimmte Schatzungen, zu vermindertem Nationalruhme fochten die Kaiser mit adeligen Söldnern und unterlagen meist in allen auswärtigen Unternehmungen. — In Frankreich waren neben dem durch die unerhörten englischen Siege beschimpften Ban und Arriere Ban, die Banden. — In Deutschland waren die Freyreiter. — In Italien waren die Condottieri, in Belgien und England die Brabanzonen. — Dießseits der Alpen war noch Alles

wohl geharnischt, zu Roß; daneben wurde die Armbrust wichtige Waffe; in Italien, wo nur feste Städte, Burgflecken und Kastelle sind, kamen die Gialdonieri in Brauch (Fußvolk, mit einer eigenthümlichen Art Lanze, Gialda). — Aber das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts änderte diese wüste Gestalt des europäischen Kriegswesens, die Umwandlung mußte von Deutschland ausgehen, als des gemeinschaftlichen Lebens Mittelgetriebe.

Vorbereitende Umstände waren: Reichs- und Glaubenskriege mit freyheitseifrigen, starkmuthigen Bauern und Bürgern; im Norden mit den Dietmarschen und Stormarschen, im Osten mit den Böhmen, im Süden mit den Eidgenossen, gegen alle drey, nach Naturgebot zu Fuß, mit kurzer Handwehre zu streiten. — Zahlreiche Kreuzarmeeen, berühmte Führer, hatten vor den Dreschflegeln der böhmischen Bauern und Weiber Schmach und Niederlage gefunden. — Die Herren von der Pfauenfeder, aus ganz Oesterreich, aus Schwaben und vom Rheinstrom hatten am Morgarten, bey Lötwyl, bey Sempach, bei Näfels, am Stoß, am Hauptlisberg, an der Wolfshalte, wie bey Frastanz und Slinig (1315 — 1499) unvergeßliche Lektionen empfangen. — Der kühne Karl von Burgund meinte, der auf ihn losrennenden Eidgenossen kurzes Schlachtgebet sey ein kniefälliges Flehen um Pardon, bebte aber am ganzen Leibe, als in der nächsten Schlacht der Stier von Uri ins Schlachthorn stieß. — Bey Granson war orientalisch-reiche Beute, bey Murten (wie das volle Beinhaus bezeugte) der Kern der damaligen Kriegerkraft des europäischen Nordwest, vor Nancy die Ehre und das Leben verloren. — Grobes Stadt- und Land-Gesindel war in vielen blutigen Schlachten des übermüthigen Adels Meister geworden. — Dazu kam die neue Waffe, das die Stahlrüstungen der Ritter verhöhnende Feuergewehr, das jedoch nur langsam vom plumpen Gebrauch der ersten Kanonen auf die mörderischen Handröhre und Musketen und auf ein regelmäßiges Feuern des Fußvolkes überging.

Maximilian als Erzherzog und als römischer König im Kampfe mit Valois um den Nachlaß von Burgund sammelte zuerst vom flachen Lande und aus den Städten Landsknechte, nicht Lanzknechte, oberländische, wenn sie in Oesterreich, Bayern oder Schwaben, niederländische Knechte, wenn sie in Norddeutschland geworben waren. — Die Schwaben strömten am schnellsten und häufigsten zu. Der erste Landsknecht Maxens, Eitel Friedrich Graf von Zollern, war ein ächter Donau-Schwabe, mit ihm noch ein Schwabe, Georg von Sonnen-

berg, und zwey Tyroler, Veit und Georg von Wolkenstein. — Sie kämpften mit Maxen wider die aufrührerischen Flammänder, wider die Venediger, wider Karls VIII. hommes d'armes und im Zuge zur Wiedereroberung Wiens, nach dem Tode Mathias Corvins, bis Stuhlweissenburg, der Krönungs- und Grabes-Stadt ungrischer Könige, — somit war die Waffe gefunden, den Eidgenossen entgegenzustellen, ohne die man keinen europäischen Handel ausfechten zu können glaubte, — es war (wie Ranke sagt) das Zeitalter, wo die Truppen, mit denen Jwan Wasiljewitsch Smolensk, Severien und Nowgorod über die Polen ersiegte, welche Schweden der Union unterwarfen, welche in England wider die Sache des York auf derselben Stelle starben, wo sie die Schlacht erwartet; sowohl, welche Bretagne für die Krone Frankreichs zweifelhaft machten, als sie es eroberten; sowohl die Vertheidiger als die Besieger von Neapel, die Ueberwinder von Ungern, so lang sie wollten, und die es retteten, da sie mit der Beute nach Hause gingen, diese Kriegsführer und Entscheider in aller Welt sämmtlich Deutsche waren, — »und ihr vorzüglichster Lehrmeister und Gründer, der edle Held, Theuerdank, der im altherkömmlichen Scharfrennen seinen Meister nicht gefunden; dem kein Falkenierer gleich am Federspiel; welchen kein Gemsenjäger an Kühnheit und sicherm Auge übertraf; deß Fertigkeit mit dem Stahl und Geschick sowohl mit Feldschlangen als Hakenbüchsen jeder Kundige den Preis ließ; — der erfahrenste Schneller, Bauverständige zu Krieg und Zier, Musiker und Historienliebhaber, Poetenfreund, unergründlicher Grübeley hold, Kaiser Max, eine dem Auslande so unbegreifbare Natur, wie jeder ehrliche, deutsche Mann ihn zu loben nicht satt werden konnte; der nahm denn mit so warmer Liebe sich seiner Schöpfung an, daß die Hoheit des erwähnten römischen Kaisers nicht unter ihrer Würde hielt, dann und wann als Landsknecht mit dem Spieß das breite Schwert an den Lenden schlotternd, sich auf freyer Heerstraße zu Fuß blicken zu lassen.« — Merkwürdig ist in Wahrheit auch, daß in demselben Jahr 1487, als das deutsche Ritterthum und die ausschließende Adelswehre sich des neuen Prinzips nicht mehr erwehren konnte und an den Bürger- und Bauernstand fiel, die Ritterschaft der vier Nationen, der schwäbischen, fränkischen, bayerischen und rheinischen, in der Woche nach Bartholomäi zu Worms das sechs und dreißigste und letzte allgemeine Turnier feyerte, und als ohne die Ritterschaft die tragische Bedeutung dieser ihrer letzten Zusammenkunft, die vier Turnierkönige nebst dem Hauptsieger (Konrad von Achtelsingen aus Schwaben, von der Gesellschaft des Bracken), — und je einem Edeln aus den vier Nationen »zu

Blatt getragen,« das heißt, »ihre Wappenschilde mit feyerlichem Gepränge zur Schau herumgeführt wurden.« — »Die eigenthümliche Verfassung des Reichs und uralter Brauch gestatteten damals dem Edeln, nicht nur seine Person, sondern auch eine beliebige Zahl von ihm angeworbener Streitgesellen, dem Ausland und fremden Fürsten zu verkaufen, so lange das Reichsoberhaupt sie nicht zurückrief. — Das erste Mal als beyde (Eidgenossen und Landsknechte) ihre Kräfte an einander übten, im letzten österreichischen Schweizerkriege, im letzten Jahre des funfzehnten Jahrhunderts, mußten zwar des Kaisers Zöglinge ihren Meistern schweres Lehrgeld bezahlen. — Das Handwerk war noch zu jung, nicht durchgebildet. — In den spätern Kämpfen um Mailand, als Ludwig der XII. mit den Kantons zerfallen und deutsches Fußvolk mit des Reiches Bewilligung für Frankreich stritt, schwankte schon die Wage bis zur gewaltigen Schlacht bey Ravenna und dem Bluttage von Novara; wie aber Franz I. durch das Treffen bey Marignano sich der Welt mit so gepriesener Ritterlichkeit ankündigte, endete der Ruhm unwiderstehlicher Schweizertapferkeit; Frankreich und die Welt erkannten die Unzuverläßigkeit der theuer bezahlten Eidgenossen bey Bicocca und Pavia, und so schnell ging die triumphreiche Glanzperiode unter, daß die Söhne von Schwyz und Uri bald in der Entscheidung der Schlachten vermißt werden, und der Nationalstolz sich mit dem zweydeutigen Ruhme päbstlicher und königlicher Leibwächter und Hüter fürstlicher Schwellen zufrieden gibt!! Die Spanier imponirten durch erfindsamen Geist in der Durchbildung des Schießgewehrs, durch strenge Zucht, durch die Ritterlichkeit ihrer Erscheinung. Die Franzosen und Italiener gaben geniale Pläne, sie gaben das vornehme Relief. — Die Entscheidung dagegen legten damals immer Schweizer und Landsknechte in die Blutwage. — Frankreich floh aus Italien, seines Bayard ungeachtet, sobald keiner von jenen beyden Bundesgenossen ihm zur Seite focht.« — Treffende Bemerkung, wie oft die edelsten deutschen Kräfte, von Schärtlin von Burtenbach und dem unglücklichen Vogelsperger bis auf Bernhard von Weimar, und von Bernhard bis zu den auf die glühenden Guadarramen der pyrenäischen Halbinsel und in die russischen Schneewüsten mitgeschleppten Rheinbundscontingenten, sich an Frankreich verkauft haben!? —

Die Aufrichtung des Regiments, die Musterung, die Artikelbriefe. — Die Vordermänner der Landsknechte, Marx Sittich von Hohenems, Georg von Freundsberg von Mindelheim, Leonard Fronsperger von Augsburg, Sebastian Schertlin von

Burtenbach, Konrad von Boyneburg, der kleine Hesse, Graf Niklas Salm, Klaus Seidensticker ꝛc. — Schwaben und insonderheit Schorndorf, so reich an tapfern Landsknechten, daß der französische König Franz II. bey einer Musterung immer wieder den Namen Schorndorf hörend, fragte: wo denn dieses deutsche Land liege? — Georg Heerdegen von Schorndorf, genannt der Faulpelz, war seinem Landsmanne Schertlin nach Ungern gefolgt, und zog eines Abends vom Trinkzelt auf die Lagerwache, so voll von Wein, daß er die Loosung vergaß. Nachts von streifenden Türken überfallen, wehrte er sich so mannhaft, daß er ihrer neun erschlug und sie müssig der Reihe nach in einen Haufen zusammenpakte. Als Licht geworden, zeigte er sein Stück Arbeit den Spießgesellen und schalt sie Verräther, daß sie ihn so großer Gefahr allein preisgegeben. Wie das Gerede von solcher That zu Karls Ohren gelangte, gedachte der ihm durch Ritterschlag zu lohnen; aber Faulpelz, der wohl nimmer ein Roß bestiegen, lehnte die Ehre ab und blieb sein Lebtage ein Landsknecht. — Anton Sixt aus Waiblingen, seines Zeichens früher ein Maler und Schnitzer von Heiligenbildern, ergriff den Spieß, als die Reformation sein Handwerk allzusehr verkümmerte, und schickte seinem Weib aus Ungern und aus Frankreich reiche Beute. — Der einzige Sebastian Schärtlin hatte zur Wiedereinsetzung des von Gustav Wasa verjagten Tyrannen Christjern 6000 Knechte am Bodensee geworben, Franz von Sickingen für den deutschen Orden wider Polen einmal 5000, einmal 8000 Gesellen von den Halbhosen mit den langen Spießen. — Wichtigkeit des Fähnrichs, deren Manche, nachdem ihnen beyde Hände abgehauen, ihr theures Zeichen mit den Zähnen festhielten und Johannes Harder in der Ravennaschlacht dem kecken Angreifer das Haupt abhieb und es in die gewaltige, hochflatternde Fahne wickelte. — Der Ring der Landsknechte, aus seiner Mitte die Aemter und Befehle ausschließend, die ihn als freyes Gemeinwesen bezeichnen.

Edle Trauer um jeden geliebten Führer, namentlich um den Fähnrich, welcher lehrte, den Igel und die Vierecke bilden, die Spieße nach allen Seiten schwenken, Hakenschützen, die Hellebarden und kurzen Bären vortheilhaft unter die Kriegsleute mischen. — Trauerflor um das Fähnlein bezeugte den Tod vielgeliebter Führer, wie die Hussiten oder Taboriten, nach des furchtbaren Zizka Hinscheiden an der Pest sich Waisen, orphanos, nannten, wie die schwarze Schaar niederländischer Knechte, die zuerst der Herzog von Geldern dem Dienste Frankreichs stellte, deren Trauerfähnlein die zusammengeketteten Glieder der Schweizer bey Marignano abtrieben, die bey Pavia unter der weißen

Rose Richard Suffolks und unter dem kecken Jörg Langenmantel von Augsburg alle mit einander den Tod fanden. — Die Fourire, die »Bursgesellen,« die Ambosaten. — Das von Max I. herstammende Recht der Landsknechte, eine schöne Erinnerung der öffentlichen, altgermanischen Justiz, aus den Zunftverbänden der Städte sich in die geschlossenen Kriegsgesellschaften hineinrettend: ein wesentlicher Beytrag zu den deutschen Rechtsalterthümern.

Die öffentlichen Gerichte, der Schultheiß, das Umfragen. — Die Verbannung des Rechts. — Das Recht mit den langen Spießen, Dank des Profosen im »Ring gegen den hellen Haufen ehrlicher, lieber Landsknechte, edel und unedel, wie sie Gott zu einander gebracht hat.« — Die Brandbriefe, der Brandmeister und Brandschatzmeister. Die Sauvegarden.

Ausstellung und Fechtart. — Der verlorne Hause, das Trillen oder Exerciren, — der Trommelschlag langsamer als der spanische. — Je drey Tritte bey fünf Trommelschlägen: »hüt' dich Bauer, ich komm!« — 143 Musketen-Tempos und 21 mit dem Spieße, — in der Kriegskunst des Danziger Obersten von Wallhausen. Das Schlachtgebet. — Das Erdschollenwerfen.

Vor der gevierten Ordnung der Landsknechte war der Tummelplatz für jene, an ein homerisches Weltalter erinnernden Heldenthaten, deren Ruhm, nach dem Untergange der Ritterschaft, die Edlen schaarenweise in die Reihen des Fußvolks lockte.

Nicht allein die durch Romanlesen und Maurenstreit in ein früheres Jahrhundert rückversetzten und chevaleresk erhitzten Ritter von Castilien, Aragon und Frankreich boten einzeln vor dem Beginn der Schlachten manch schönes Kampfspiel, welches die Genossen Gonsalvos und Carls VIII. mit so heiteren poetischen Farben umkleidet, auch in den nüchternen, mehr prosaischen Gemüthern der Landsknechtsobristen klang, standen sie vor ihrem Rechen von Wehren, die alte Zeit mächtig wieder, und trieb sie zu der edelsten Geberdung; ohne Manier, Uebertreibung und unverständigen Trotz gegen das neue Kriegsprinzip, sondern aus ihrer innersten Tüchtigkeit heraus. Vor dem Angesicht seiner Knechte schlug der Sonnenberg den prahlenden Italiener Sanseverino zu Boden. Ehe die Mordschlacht von Ravenna begann, in welcher das deutsche Fußvolk nicht um französischen Sold, sondern um Ehre und Dank stritt, trat Herr Fabian von Schlaberndorf, ein Sachse, der riesigste Mann von Europa, und Herr Johann Spät von Pflummeren, das Haupt mit Kränzen geschmückt, vor die Reihen, und forderte einzelne Hispanier zum Kampfe auf; der starke Fabian erlegte seinen Gegner; der Schwabe dagegen ward todtwund von einer hämischen

Kugel, ehe er mit seinem Manne zusammentraf, ins Lager getragen. — Georg von Freundsberg im vorgerückten Alter, schwer vom Leib, holte jedesmal tiefaufseufzend Athem, als fälle er den knorrigsten Stab, so oft er einen mächtigen Streich mit dem Schlachtschwert auf seinen Feind gethan. — Nach der Schlacht am Schreaderloch, wo Heini Wolleb sich aufopferte und Burkard von Randeck, der Reisigen Obrist, erschlagen lag, fragten die Schwaben getröstet: wo ist euer Wolleb? Er spielt mit dem Randek Würfel, hieß es bey den Schweizern. »Du alter Gesell, find ich dich da?« rief Arnold Winkelried, der zu Verona mit Georg von Freundsberg in Besatzung gelegen, als er im Getümmel beym Haus Bicocca den weidlichen Alten erblickte, »du mußt von meiner Hand sterben!« — »Es soll dir widerfahren, wills Gott,« antwortete ihm »der Leutfresser,« und sie stießen auf einander mit langen Spießen, Stich um Stich, bis Arnold Winkelried, des Albrechts von Stein Locotenant und dieser Schweizerobrist selbst, sein Volk all erschlagen lagen.

Noch 1544 bey Cerisoles sprang der verwegene Tyroler Hildebrand von Madruzzo, Bruder des Cardinals von Brünn, vor das erste Glied, und foderte den Kapitän la Molle, der sich in stattlicher Rüstung vor den Gascognern zeigte, zum besondern Kampfe. — Der Franzose lehnte den Antrag nicht ab, worauf beyde so hitzig in einander rennten, daß sie sich die Angesichter durchbohrten, und beyde für todt nach der Schlacht unter den Leichen gefunden wurden. — Manchmal foderte auch noch der Ehrenhold feyerlich zur Schlacht auf. — Der Ruf S. Georg und S. Ursus. — Kein Nationalkriegsgeschrey, wie bey Spaniern und Franzosen. — Auch darin die Zerrissenheit Deutschlands. — Das Costume der Landsknechte. — Ihre Lieder nach der Weise — »Franz von Sickingen, das edle Blut« — oder »die Schlacht von Pavia,« — oder »So will ich mir nicht grausen lan« — oder »im neuen Ton von Mailand.« — Auch Hormayrs historische Taschenbücher geben mehrere geschichtliche Landsknechtslieder. — Georg von Freundsberg, selbst Dichter, deßgleichen Willibald Birkheimer von Nürnberg. — Die bonne guerre und die mala guerra. — Ausartung des Instituts der Landsknechte. — Sie und Bayard. — Ihre Frevel im erstürmten Rom. — Ihr Aufrühren, wenn der Sold länger ausblieb. — Ihre Abrufung aus fremden Dienst durch Herolde. — Hinrichtung des Obersten Vogelsperger, der für den französischen König Truppen geworben (1548 am 7. Februar zu Augsburg).

Untergang der alten Ritterschaft, — Verfall der Kriegszucht unter dem Adel. — Birkheimer bezüchtigt ihn des schimpflichen Ausgangs von Marens Schweizerkrieg. — Innocenz II.

excommunizirt die Armbrust. — Selbst Götz von Berlichingen ein Feind des Schießpulvers: »da waren aber die von Nürnberg an uns mit dem Geschütz, und ließen es dermaßen dahergehen, daß uns zum Theil die Weile nit kurz war; dann es kann nicht ein Jeglicher das Gepölder leiden.« — Die Engländer am spätesten mit dem Feuergewehr. Noch 1627 schleudern sie Pfeile auf das Fort Isle de Ré. — Die Grundbestandtheile der französischen Heere bis ans Ende des dreyßigjährigen Krieges die Lansquenets und Reistres. — Die Brabanzonen, die Armagnaken, die Schinder und Brandstifter, die schwarzen Banden. — Bewaffnung. — Abschaffung der Lanze. — Untergang der Gensdarmerie bey Pavia. — Viele deutsche Edle an der Spitze der mit Arkebusen gerüsteten Reistres (mehr Kürassiere als Lanziers) in Frankreich, die Schomberg, Mannsfeld, Ranzau, Rosen.

Alte und neue Artillerie. — Große Meisterschaft Max I., — seine Kanonen und Zeughäuser. — Unter Carl VIII. und Ludwig XII. die Schweizer Hüter des Geschützes. — Dieser Abschnitt, weniger vollständig als die anderen, würde noch großer Bereicherung fähig seyn, selbst aus diesen Jahrbüchern, welche namentlich über Max I. Reformen der Kriegskunst schätzbare Aufschlüsse gewähren.

Hederlin mit dem Fähnlein der »trotzigen Männer.« — Die Herren von Ems. — Georgs erster Reiterdienst 1492 auf dem Lechfelde, als der schwäbische Bund Albrecht den Weisen nöthigte, von Regensburg abzulassen, — dann 1504 in der Böhmerschlacht bey Regensburg — Georgs Riesenstärke. — Die trotzige Bekanntschaft Götzens von Berlichingen, — sein größter Ruhm im Kriege der Ligue von Cambray wider Venedig und Carls V. wider Franz I. — Wettstreit zwischen dem deutschen Kriegsvolk und den Franzosen. — Gaston von Foix. — Der Sturm von Brescia durch den verlornen Haufen. — 1512 die Varennaschlacht. — Gastons Tod, mit ihm das Ende der französischen Siege, — als Maximilian alle Deutschen abruft. — Freundsberg bezwingt das Raubnest Hohenkrähen. Die Schlacht zu Creazzo bey Vicenza, wo Alviano »den Rest der barbarischen Bestien unter der Schere zu haben« sich rühmte, — und Cardinäle, Damen und Ritter, nebst hohen Staatsbeamten der Republik als Zuschauer des Gemetzels und als Zeugen seines Sieges einlud, — brachte wieder feindliche Fähnlein in die Mindelheimer Pfarrkirche. — Georg focht im ersten Glied. — Die dreytägige Schlacht bey Marignano, 12.—14. Sept. 1515, gewonnen über die wuthblinden Schweizer durch die französischen Edelleute und durch die schwarzen Fähnlein der Deutschen,

unter denen ein Cramm aus dem Braunschweigischen, Luthers Freund, heldenmüthig stritt. — Maximilian mit großer Macht jenseits der Alpen, aber die geräuschvollste Unternehmung plötzlich aufgebend, aus Furcht vor einer großen Treulosigkeit der Eidgenossen, gedenkend des bittern Loses, das seinem Schwager Ludovico Moro durch sie getroffen, des blutigen Ausganges, den sein Urgroßvater bey Sempach, sein Schwiegervater bey Nancy durch sie gefunden. — Freundsberg in der Vertheidigung Veronas, — heimkehrend, Feldoberster der gefürsteten Grafschaft Tyrol, dann in der Fehde gegen den tyrannischen Ulrich von Würtemberg. — Georg hilft Götzen von Berlichingen aus der Heilbronner Haft erledigen (1521).

Georg in den Niederlanden. — Sein kluger Abzug bey Valenciennes. — Georg im Mailänderkriege. — Die Schlacht mit Lautrec bey Bicocca, — einem viscontischen Thiergarten, verhängnißvoll, wie drey Jahre später der Thiergarten von Pavia (25. April 1522). — Der Stein, der Winkelried, 22 Hauptleute, viel französischer Adel, über 3000 Schweizer lagen vor den Reihen Freundsbergs. — Welche Herzhaftigkeit aber selbst unter den besiegten Hommesd'armes athmete, fand Georg, als schon die Schlacht entschieden war, zu ehren Gelegenheit. Denn wie sein Regiment in nachläßigeren Gliedern noch so zusammenhielt, rannte plötzlich ein Gensd'arme auf verdecktem Hengst mitten in den Haufen bis ins dritte Blatt, als stürme die Compagnie mit eingelegten Lanzen hinterdrein. Wie die Landsknechte nach dem Tollkühnen stachen, und ihn umbringen wollten, schrie der Freundsberg: »laßt ihn leben,« und erfuhr auf seine Frage vom Dolmetsch, weßhalb jener vermessentlich unter sie geritten, er sey ein Franzose von Adel, und ihrer siebzehn hätten zusammen geschworen, einzufallen, und den Schaden zu rächen; er habe nicht anders gemeint, denn sie eilten ihm nach.

Solche That lobten die Hauptleute, Freundsberg und Franz von Castelalto schenkten ihm ein Pferd und etliche Kronen, und schrieben dem Könige von Frankreich, wie männlich jener sich bezeugt; »wenn er in Kaisers Dienst also gethan, müsse er sein Lebelang ehrlich gehalten werden.« — Vom Tage von Bicocca an hieß der Freundsberg »der Leutefresser.«

Angriff auf Genua 1522. — Freundsbergs Ehrengeschenk ist der silberne Zepter der Seeherrscherin, der silberne Schlüssel des Meeres, ein köstlicher Compaß und die Hauptfahne. — Stillung der ersten Meuterey der Landsknechte. — Der schwäbische Bund gegen den fränkischen Adel. — Entartung des Adels. — Ein Rosenberg raubt aus Rache den Sohn des Bundesobristen

Georg Truchseß von Waldburg, wie Kunz von Kauffungen die sächsischen Prinzen.

Der Abfall des Connetable Carl von Bourbon, der auf seiner Flucht den Freundsberg in Schwaben kennen lernte.

König Franz vor Mailand. — Belagerung von Pavia, das Leyva tapfer vertheidigte, mit ihm der junge Kaspar von Freundsberg. — Des französischen Lagers Gestalt. — Die Ueberfälle desselben durch Freundsberg und Pescara. — Johann Jakob von Medici, — Verblendung des Königs Franz. Das kaiserliche Heer, im Thiergarten fechtend, nicht über 18,000 Mann, — die Franzosen 36,000. — Der Schlachttag Carls V. fünf und zwanzigster Geburtstag. — Schönes Bild der Schlacht und ihrer Helden. — Der Vicekönig Lannoy. — Graf Niklas Salm, der seine Sporn bey Granson und Murten verdient, und vier Jahre später (1529) Wien wider den großen Suleyman behauptet; Pescara, sein Bruderssohn, der Marchese del Vasto, Alarçon, Freundsberg, von seinem starken Maulesel absteigend, über Panzer und Helm die Kapuze eines Bruder Franziskaners. — Bourbon, einfach im Aeußeren, — die Hommesd'armes geschlagen, — die schwarzen Knechte erlegt. — Die Schweizer auf der Flucht und der Löwenmuth des französischen Adels verblutend. — Georg Langenmantel, Lieutenant des Herzogs von Lothringen (ein Sohn des von Max I. durch besondere Gunst, von Augsburg, der Vaterstadt, durch vierzehnmalige Uebertragung des Bürgermeisteramtes ausgezeichneten Hanns Langenmantel, — wüthender Kampf Deutscher gegen Deutsche, — Landsknechte und Schweizer, — König Franz, durch seines Adels heroische Trunkenheit nicht mehr vertheidigt, wird gefangen. Der König und Pescara, del Vasto und endlich auch der Bourbon treten vor ihn. — Auffallend ist, daß der Verfasser die von Hormayr im Archiv für Geschichte, Literatur und Kunst und in den historischen Taschenbüchern edirten, zahlreichen und wichtigen Aktenstücke nicht gekannt und benützt hat über Carl V., Franz I., dessen Gefangennehmung und Gefangenschaft, über die Helden der Schlacht von Pavia, die Heerfahrten Georgs von Freundsberg und des Helden Ausgang, den Grafen Niklas Salm, der des Königs Panzerstecher zum Andenken nahm, ein greiser Held des großen Tages, nebst seinen burgundisch-schweizerischen, den venetianischen und französischen Schlachten, den türkischen und jenen mit dem ungrischen Gegenkönig Johann Zapolya. — Unter jenen, die an Franzens Gefangennehmung unmittelbaren Theil genommen, und früher nirgend benannt worden, ist auch ein niederrheinischer Ritter, Hanns Philipp von der Forst-Gudenau, der dafür die Kaiserkrone ins Wappen und das

Gut Lambeck bey Löwen erhielt, — dann Jörg Hegnenberg aus Bayern, Herzog Wilhelms natürlicher Sohn, der ein Jahrzehend später auch den Gegenkönig von Tunis mit eigener Hand fing — und hiefür vom Kaiser den Reichsadler in seinen Schild erhielt, mit der Umschrift: Bavaria.

Das Lied von Pavia, lange verschollen, bis es 1833 Hormayrs Taschenbuch wiedergab. — Des Großschildhalters von Frankreich, Galenz von S. Severin, goldenes Schwert, welches er dem König in der Schlacht vorgeführt, ward Freundsbergen gleich nach derselben als vornehme Sieger und Ueberwinder zugestellt und zu eigen gelassen. Ferner hatten seine Trabanten im Gemach Franzens zwey Pergamentbriefe mit vielen Siegeln gefunden, beyde nahm Georg mit sich, so wie drey silberne Siegel etlicher vornehmer französischer Herren, verehrte sie dem Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck, und zog mit den anverwandten Hauptleuten nach Schwaben heim. Obgleich dem Kriegshandwerk herzlich gram wegen drey Dingen, wegen der Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, wegen des unordentlichen und sträflichen Lebens des Kriegsvolks und der Undankbarkeit der Fürsten, bey denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben, riß es ihn doch noch einmal verhängnißvoll mit sich und in frühen Tod, nachdem ein Gebrauch seines Feldherrnrufes und Siegerglückes in Deutschland eine Friedenspalme in seine Heldenkrone geflochten, die unverwelklicher glänzt, als die blutigen Lorbeeren von Bicocca, Pavia und der erstürmten Römerstadt. — Freundsbergen gelang es nämlich, die Gräuel des Bauernkrieges im Algau und in Salzburg durch Abwendung der Hauptleute (einst seine Genossen und Schüler im Kriegshandwerk) durch Ueberredung und Vertrag, ohne die von Truchseß und mehreren, meist geistlichen Fürsten geübten, die Menschheit empörenden Gräuel zu zerstreuen. — In dem »alle Zeit getreuen« Tyrol erhoben sich nur die (keiner Verfassung sich erfreuenden) Gotteshausleute von Trient, Brixen, Salzburg und Chur. — Auch dort stillte Georg schnell den Aufstand. — Die merkwürdigen Grundzüge dieses bald wieder vorübergegangenen Aufruhrs hat Hormayrs Tyroleralmanach auf 1805, — sein Archiv auf 1815 und die historischen Taschenbücher im Leben des von den Salzburger Bauern aufs Haupt geschlagenen und gefangenen Sigmund von Dietrichstein und seines Rächers, Grafen Niklas Salm (beydes des Freundsberg Freunde und Waffenbrüder). Im Spätjahr 1524 loderte die Flamme in Schwaben empor, und ergriff schnell Franken, die Pfalz, Elsaß und Lothringen, — die Bauern

wurden aber im May und Juny 1525 dergestalt geschlagen, daß sie sich nicht mehr erholen konnten.

Wendelin Hüpler, ehemals hohenlohischer Kanzler, schlug damals schon die Säcularisationen vor als Entschädigung der Fürsten für die ihnen entgehenden Abgaben und Leistungen. — Ein einiges und einziges Deutschland war schon damals das Feldgeschrey einer an Kraft nicht unerheblichen, an Talenten bedeutenden Partey, vorzüglich in den freyen Städten, bey denen südwärts der levantinische und indische, nördlich der Ostsee- und Nordseehandel die Geldmacht angehäuft hatte. — Die bisherige Zersplitterung solle aufhören. — Das geistliche Gut solle säcularisirt, für fromme, wohlthätige und Unterrichtsanstalten verwendet, theils aber den Erbfürsten entschädigungsweise gegeben, diese aber mediatisirt, und Carl V. (dessen Bruder Ferdinand im gleichen Augenblicke das Verderben von Mohacs die Kronen Ungerns und Böhmens beschied) absoluter Herr in ganz Deutschland werden, — durch die Hülfe des dritten und vierten Standes. Diese Vorschläge machten mehrere bedeutende Köpfe Carls Vertrautem, dem nachherigen Cardinal Merkurin Gattinara.

Franzens Gefangenschaft endete schnell durch einen treulosen Frieden. — Die heilige Ligue zu Cognac (22. May 1526) vereinigte wieder, unter dem Vortritt und durch die Lossprechung Clemens des VII. Medicis alle Gegner Carls. — Ueberfall Roms durch die Colonnas. — Freundsberg muß wieder rüsten. — Er verpfändet dafür Mindelheim, Petersberg, Stanzingen, die Gruben von Gossensaß, all sein Silber, alles Kleinod seiner Frau, der Gräfin Anna Lodron. — Selbst aus Pommern flossen auf den Schall seiner Werbetrommel die Landsknechte auf die Musterplätze von Botzen, Meran und Trident, und eine Menge versuchter Hauptleute, worunter Ludwig Lodron, Kurd von Boyneburg, der kleine Hesse, Heinrich Treusch von Buttlar, der lange Hesse, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, der Fels (nachmals auch in Wiens Vertheidigung berühmt), der Freyberg und der Eberstein, Claus Seidensticker, der Profoß, Conradin von Glurns, der Vertheidiger Brescias, Stephan Wein und Brot, — Balthasar Kalteisen, der Fleckenstein, Spauer und Waihingen. — Schärtlins trotziges, italienisch heißes Blut bezeichnet sein Wahlspruch: »Dräuet mir Einer mit der Faust, so gebührt mir nach dem Faustkolben zu sehen; zeucht er ein Schwert, so will mir noth seyn, die Büchse zur Hand zu nehmen.«

Georgs bedenkliches Traumgesicht in Botzen. — Die meisterhafte Täuschung der Feinde und der kühne Zug über das

schnee- und eisbedeckte Gebirge. — Treulosigkeit der Wälschen. — Der zweyte Probeschuß Freundsbergs, — noch viel bedeutender, als jener vor zwölf Jahren auf Venedig hinüber, tödtet den Stolz der italienischen Kriegsleute, die Hoffnung der Ligue und des Hauses Medici, den neun und zwanzigjährigen Gianettino de' Medici, der zur Amputation selbst die Kerze hielt, und die Beichtväter mit dem Schwerte von seinem Bette jagte. — Alle Communication war inzwischen durch die Wälschen abgeschnitten, mit Bourbon, mit Ferdinand, mit dem Kaiser Carl, worüber der alte Held jammerte: »hat man mir ein Zug weiß zugesagt, find ich mit großer Mühe schwarz. Was mir bisher schriftlich und sonst allenthalben zugesagt, das glaub ich, wie S. Thomas, vermuthe entweder große Verrätherey oder daß Friede werde mit dem Papst. — Als fast ich habe sollen eilen, als fast werde ich jetzt aufgezogen, — liege also mit den Knechten schon zwey Monate in des Papstes Land, und noch nichts ausgericht, obgleich so viel auszurichten wäre, was der Feder nit zu vertrauen ist.« — Hauptmann Ulrich Wittenbach schrieb von ihm nach Innsbruck: »Herr Görg wollte durchaus nicht von den Knechten, dann er zu ihnen geschworen hat, nicht von ihnen zu weichen, bis sie bezahlt sind. — Ist man jedem einen Gulden schuldig, jetzt aber mehr. — Er ist immer (obschon mit nassen Augen) fröhlich, traut, Gott werde ihm zu Hülfe kommen! Die Knechte sind sonst wohl mit ihm zufrieden, leiden wahrlich genug. Er ritt auch unter ihnen um wie ein Held, und ist alleweg der Vörderste bey dem Haufen. Ihm ist auch noch auf dieselbe Zeit von keinem Menschen aus Deutschland ein Schreiben, noch mündlich kommen, hat ihn sehr verwundert.« — Der Zug auf Bologna. — Die Empörung der Spanier und der deutschen Landsknechte im Lager von S. Giovanni auf das Gerücht von Lannoys, des neapolitanischen Vicekönigs, Vertrag mit dem Papste. — Freundsberg im vergeblichen Bemühen, die wilde Fluth zu sänftigen, vom Schlage berührt. — Sein Unfall stäubte die Ungehorsamen in Schrecken aus einander, und gerade dieser Unfall zwang des Kaisers Heer vor Rom, das Wunder der alten wie der neuen Welt. — Dessen damalige Gestalt, der Sturm. — Bourbon, einer der Ersten, tödtlich getroffen, aber doch noch Zeuge des großen Sieges, da ihn die Mordtrunkenen im Triumph durchs Getümmel trugen, daß er in der Sixtinischen Kapelle verschied. — Zunächst durch die Pest vor Neapel die französische Macht abermals zu Schanden geworden, von Frankreichs deutschem Soldheere kein Einziger heimkehrend, — die Welt durch den Damenfrieden zu Cambray und durch jenen mit Clemens zu Barcellona (29. Juny und 25. August 1529) beruhigt,

und ein halbes Jahr darauf der siegreiche Carl durch eben den Clemens VII. gekrönt. — »Aber die muthigen Seelen, die seit einem Jahrzehend Carln in Italien verfochten, waren alle dahin. — Der letzte fiel vor Florenz, der Prinz von Oranien, Namen und Wappen auf Nassau vererbend. — Von Freundsbergs Landsknechten sahen kaum funfzehnhundert ihre Heimat wieder.«

Freundsberg krank in Mailand und Ferrara, und noch einmal den Zug der Landsknechte sehend, die Heinrich von Braunschweig und Max Sittich von Enns die tyrolischen Berge herunter geführt. — Anton von Leyva gichtbrüchig, der Held Georg vom Schlage berührt, in Armsesseln einander entgegengetragen, gleichwohl ein schlimmes Ende. — Der Welfe Heinrich eilte in unbekannter Knechtsgestalt über den Comersee nach Hause. — Georg von Freundsberg starb am achten Tage, als man ihm nach Mindelheim heimgetragen, am 20. Aug. 1528. — Der heldenmüthige Sohn Caspar folgte ihm am 31. August 1536. — Georg, der Enkel, beschloß den uralten Stamm 1586, aus seiner Frau Barbara, Gräfin von Montfort, keinen Erben gewinnend. — Wie Georg und Caspar, die sich in des Kaisers Dienst geopfert, bis ans Ende von Schuldnern bedrängt wurden, erhob sich auch ärgerlicher Zwiespalt um das zu fürstlichem Umfang angewachsene Freundsbergische Erbe. — Die Fugger und die Maxelrein in schwerem Streite darüber. Letzterer überträgt seinen Anspruch an Bayern, und der große Maximilian wußte Mindelheim zu behaupten, so gut als Donauwörd. — Nur was seinem Enkel, Max Emanuel, im spanischen Erbfolgekriege durch den Vetter aus der Pfalz widerfuhr, was dem Vetter Friedrich von der Pfalz, Böhmens Winterkönig, durch Max I. geschehen, machte Mindelheim Marlborough, den Sieger von Hochstädt und Blindheim, zum Reichsfürsten, doch nur auf die kurze Frist bis zur vollständigen Wiedereinsetzung der Churfürsten von Bayern und Cöln durch den Utrechter und Badner Frieden.

3. Nach einem so jugendlich kräftig aufstrebenden, als auf festem Grunde wuchernden Talente, wie Barthold, ist es allerdings schwer, von einem Werke, wie die in unsern Tagen doppelt anziehenden Heerfahrten Carls V. gegen die afrikanischen Raubstaaten durch Eberhard Wiens zu sprechen, der nur einen Auszug der gewöhnlichen Quellen liefert, und nicht einmal jene in des großen Orientalisten Ritter von Hammer III. Bande der osmanischen Geschichte gekannt und benützt hat. Auch vom Zauber des Styls, vom Farbenglanze

der Charakteristik und anschaulicher Darstellung keinen Gebrauch machen kann oder will.

Seit das entsetzliche Carthago (die Heimat des Undanks und der Treulosigkeit) schwand, und Numidien unmittelbar in Römerhand gefallen, der letzte Statthalter Bonifacius durch Aëtius Eifersucht rückberufen war, gründete Genserich dort ein Vandalenreich.— Belisar gab Neurom an den Ufern des Hellespont noch zweymal das alte, göttergleiche Schauspiel des Triumphes. — Der Vandalenkönig und ein Ostgothenkönig gingen in Constantinopel vor dem Siegeswagen her.— Bald waren die Araber Herren des ganzen Landes, drangen über die Meerenge nach Spanien, und von dieser ins Herz von Frankreich, bis bey Tours Carl Martell ihnen ein Ziel setzte (wie bey Chalons dem König Etzel und auf dem Augsburger Lechfelde den Ungern durch den großen Otto ward).— Nordafrikas Küste zersplitterte sich in eine große Anzahl kleiner Reiche.— Sie trieben Seeräuberey, den eigentlichen Aufschwung aber nahm diese erst mit dem Rückströmen der Mauren aus Spanien und zuletzt aus dem königlichen Granada 1492.— Die Capitulation sicherte den Mauren freyes Ueberwandern nach Afrika,— oder freye Glaubensübung und eigenthümliche Gesetze falls sie blieben.— Doch Isabella ließ sich von diesem Vertrage lossprechen, und die Mauren mußten binnen einem Vierteljahre Christen werden oder Sclaven, oder abziehen.— In Arragonien mußte freylich Ferdinand den Ständen die feyerlichste eidliche Versicherung geben, daß weder er, noch seine Nachfolger jemals etwas zur Vertreibung der Mauren unternehmen wollten.— Das hinderte gleichwohl nicht, daß allzubald das Gegentheil geschah.— Auch die von jeher dem Geschicke der Mauren eng verbundenen Juden mußten in vier Monaten Christen werden, oder das Reich meiden.— Spanien verarmte dadurch, und die Auswanderer brachten einen schweren Haß gegen den spanischen Namen mit sich.— Der große Ximenez ging mit auserlesenem Volke über das schmale Meer, eroberte Oran, Bugia und Tripoli, und ängstigte die Ungläubigen so, daß auch Algier, Tunis und Tremezend alle Christensclaven freygaben, und als Vasallen Spanien Tribut reichten.

Horuk und Hairadin Barbarossa, eines Renegaten, Töpfers auf Lemnos, Söhne, organisirten die Piraterey mit unerhörtem Glück, — gewannen den Thron von Algier, Tunis und Tremezend.— Der verjagte König des letztern, Muley, rief die Spanier, Horuk wurde geschlagen und erschlagen, und sein abgehauener Kopf nach Spanien geschickt.— Doch begleitete seinen Bruder Hairadin noch unerhörterer Erfolg.— Er gab sein Reich dem großen Suleyman zu Lehen, und schlug mehrere

spanische und italienische Geschwader, unter ihm stritt der einäugige Jude Sinan und der dicke Caramanier Heyradin, insgemein »des Teufels Jagd« genannt.

Der Thronstreit in Tunis, das dem Barbarossa in die Hände fiel, der der türkischen Seemacht unglaublichen Aufschwung gab, durch Fanatismus und Beutelust alles entflammte, alle Küsten Italiens, Portugals, Spaniens, ja sogar bis in den Canal hinauf unsicher machte, und in Tunis allein gegen 25,000 Christensclaven beysammen hatte.

Zu diesen Anlässen, wichtig genug zu bewaffneter Abhülfe, trat noch, daß Carl den aus Rhodus vertriebenen Rittern das Eiland Malta eingeräumt hatte, sie zur Huth der nordafrikanischen Küste verpflichtend — Der vertriebene König Muley erbot sich, seine Krone von Spanien zu Lehen zu nehmen. — Große Rüstungen in den Häfen von Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, den Balearen und den Niederlanden. — Die Malteser thaten das Aeußerste, der spanische Clerus gab den Zehenten. — Ein reicher Heldenkranz griff nach den Waffen. — Das Furchtbarste war Genuas Flotte unter dem ersten Seehelden der Zeit, unter Andreas Doria. — Lähmende Einwirkung von Frankreich und Venedig.

Bedeutungsvoll betritt Carl am Jahrestage des Falles von Constantinopel (29. May 1535) in Barcellona jenes Wunderwerk der »Reale« von genuesischer Baukunst, eines mit allen Zierden der Kunst geschmückten mächtigen Schiffes. Ankunft in Mahon, das jenes Unheil nicht ahnte, das des Barbarossa Rache noch in diesem Jahre über selbes verhängte. — Die prachtvolle Zusammenkunft in Cagliari, — Carl vor Goletta. — Des Barbarossa altrömische Vertheidigungskette. — Der Salzthurm und Wasserthurm. — Der bald darauf blutgedüngte Olivenwald. — Der schöne Berg, auf den jeder Nachbar am Tage der Sonnenwende einen Korb voll Erde schüttet, damit der darin verborgene Riese nicht herauskomme, und das ganze Reich der Afrer verderbe. — Die Unbekanntschaft mit der orientalischen Kriegesart und die nicht minder unglückliche Eifersucht der Italiener und Spanier. — Die Gesandtschaft Muleys und er selbst im Lager. — Die Seuchen im Lager. — Seine Schonung des Menschenlebens, — seine hülfreiche Freundlichkeit, — seine Sorgfalt für das Herr, — seine Tapferkeit, die mehrere allzukühne Streiter errettet. — Die Erstürmung Golettas, — der Zug gegen Tunis, — Durst und Hitze. Die Schlacht. — Vasto weiset als Oberbefehlshaber den allzukühnen Kaiser hinter die Fronte. — Carl gehorcht, doch mit dem verbrauchten und ungeschichtlichen Witz: »Es ist noch kein Kaiser erschossen worden,

wie Czar Peter im Sturm«: fahr zu: »der Czar kann nicht ersaufen.« Die Christensclaven, unter ihnen viele kriegserfahrne, selbst ein Johanniterheld, der Commenthur Simeoni, gewinnen im Rücken des Barbarossa die Burg, und sperren den Barbarossa aus. — Des Kaisers Einzug — über 20,000 Christensclaven befreyt. — Die schreckliche Plünderung. — Muley verabscheut und verachtet — Tunis ein spanisches Lehen, Goletta spanischer Waffenplatz, Bona, Biserta und einige andere, noch von den Türken besetzte Küstenstädte werden spanische Handels- und Stapelorte, und Muley bezahlt für ihre Einhaltung jährlichen Tribut. — Kein Unterthan Carls oder Ferdinands darf jemals als Sclave angenommen, den aus Spanien ausgewanderten Mauren darf in Tunis keine Freystätte werden. — Der Barbarossa nach Algier, um fortan Glück und Rache auf dem Meere zu suchen. — Die Absicht, sich des seeräuberischen Platzes Mehedia auf dem Rückwege zu bemächtigen, wurde durch Stürme vereitelt. — Drey Monate nach der Abfahrt von Barcellona begrüßte der Kaiser wieder den heimatlichen Boden in Trapani.

Zwey klassische Kunstwerke verewigten diesen in einem großartigen Interesse der gesammten Christenheit unternommenen Heereszug des Kaisers, die in diesen Jahrbüchern bereits gewürdigte Tunisia Johann Ladislaus Pyrkers von Felsö Eör, einst Cisterzienserabten zu Lilienfeld, dann Bischof in der Zips, sohin Patriarchen von Venedig, nunmehr Erzbischof von Erlau, und die zu Wien vorhandenen herrlichen, der Ambrasersammlung angehörigen zehn Cartons von Hanns Vermeyen, genannt Hanns mit dem Barte, von Beverwyk bey Harlem gebürtig, und Carln auf seinen Heereszügen begleitend, wie in unsern Tagen Peter Heß aus Düsseldorf und Albrecht Adam aus Nördlingen von Moskau bis Paris und in den Peloponnes mit den bayerischen Kriegern gezogen sind. — Das erste Blatt ist dem Abschiede, der Musterung, der Einschiffung; das andere der Landung auf der klassischen Stätte des alten Carthago, das dritte der Schlacht im Olivenwald, das vierte der Ausschiffung an der Landzunge, das fünfte der Gesandtschaft Muleys, das sechste und siebente der Erstürmung Golettas und der dazu gehörigen Schanzen gewidmet, das achte dem friedlichen Besitze der Landzunge, das neunte der Einnahme von Tunis, das zehnte und letzte dem Heimzuge nach erfochtenem Siege und nach gelöstem Gelübde:

> Frey zu kämpfen mein Volk, zu rächen die Schmach und Mißhandlung,
> Die von dem frechen Corsaren es litt an den heimischen Küsten
> Und auf dem Meer, das segenspendend die Welten vereine,
> Sey mir das heilige Ziel im Waffengefilde vor Tunis!
>
> Tunisias I. 113 ff.

Der am 25. July 1827 allzufrüh verewigte Custos der Ambrasersammlung und des Wiener Münz- und Antikenkabinettes, Alois Primisser, widmete diesen Cartons eine anziehende Schilderung in seines Freundes Hormayr Archiv von 1821.

Je drohender für Ungern und selbst für Deutschland die Waffen des großen Suleyman, je bedrohter Apulien, je geängstigter die sicilischen, die neapolitanischen, die päpstlichen und südspanischen Küsten, je gründlicher Neapels Ansprüche auf den Thron Constantinopels, desto weniger verlor der große Carl die Befreyung der Griechen, die Befreyung jenes Schlüssels dreyer Welttheile, jener einzigen, wahrhaft göttlichen Welthandelsstadt, Constantinopels aus den Augen. — Perser und Moskowiter sollten den Türken zu schaffen machen. — Noch war bey den Griechen Gold und Eisen für das große Werk, und sie machten die schönsten Anerbietungen. Leider verdarb Carl wieder unendlich viel, — den Anwürfen Roms Gehör gebend und die Unterwerfung der griechischen unter die römische Kirche bald negociirend, bald zur Bedingung machend, und dadurch den griechischen religiösen Sinn aufs Empfindlichste beleidigend. — Noch vom Augsburger Reichstage am 13. Sept. 1541 äußerte er gegen Julius III. die Zuversicht: quondam *Basilium* Moscoviae ducem etc., in animo habuisse, cum hac sancta sede apostolica convenire, eique et ecclesiae occidentali sese conjungere ac submittere voluisse — et ejus filium — *Joannem* eadem voluntate esse. — — Drey Jahre nach der Eroberung von Tunis verflossen in Unterhandlungen, — endlich wurde am 8. Febr. 1538 ein förmlicher Theilungstraktat der europäischen Türkey geschlossen, pium et sanctissimum foedus ac liga tam offensiva, quam defensiva, zwischen Paul III., der Republik Venedig und den Gebrüdern Carl V. und Ferdinand I., wornach der Malteserorden das verlorne Rhodus, Ungern die von ihm abgerissenen Länder, Venedig seine neueren Verluste und die Schlüssel des Archipels und der Binnenmeere (mit den vormals genuesischen) haben, der Kirchenstaat einen angemessenen Zuwachs zur leichteren Vollendung des großen Glaubenswerkes, K. Carl aber als König beyder Sicilien Constantinopel mit den Dardanellen und den Küsten Kleinasiens haben sollte.

S. 91. Der unglückliche Zug nach Algier, sechs Jahre später, im Oktober 1541. — S. 95 wird durch den bereits vor zehn Jahren verstorbenen Freundsberg noch ein Hülfskorps zu diesem Zuge geworben. Vergebens warnen Doria und Vasto vor den gefährlichen Aequinoctialstürmen. — In dem Ueberhören aller naturgemäßen Warnung liegt weniger Größe, als vielmehr eine Car-

ricatur von Größe. — Treffliche Antwort des türkischen Befehlshabers in Algier auf die Aufforderung und auf die Ueberredungsgründe des spanischen Parlamentärs: »Ein großer, dünkelvoller Narr, der seinen Feinden guten Rath gibt; ein noch viel größerer Narr, der seines Feindes Rath befolgt.« — Georg von Freundsberg steht S. 99 vor Algier. Die unzeitige Prahlerey und die Eifersucht vieler Italiener und Spanier verursachte große Verluste. Der Sturm des 24. Oktobers vernichtet anderthalbhundert Transportschiffe und vierzehn große Galeeren. — Ueber achttausend Mann und mehr als dreyhundert Schiffskapitäne und Offiziere kamen in den Fluthen um, oder bluteten, mit genauer Noth das Land gewinnend, unter den Säbeln der Ungläubigen. — Andreas Doria's Wuth über den Eigensinn des Kaisers. — Proviant, Munition, Bekleidung, alles war hin. — Die edelsten Ritter verhungerten und verbluteten im Koth. Es war kein Mittel, ihnen zu helfen. — Der furchtbare dreytägige Marsch nach dem Vorgebirge Metaphuz, wohin Doria die Ueberreste der Flotte gerettet hatte. — Carls Standhaftigkeit war würdig des ungeheuren Unglücks, das aber noch nicht am Ende war. — Er selbst wurde auf der Heimfahrt nach dem afrikanischen Bugia zurück verschlagen, wo er ohne Mittel der Gegenwehre und der Nahrung noch durch mehrere Wochen eingeschlossen blieb, und hülfebringende Schiffe im Angesichte des Hafens an dem Felsen zerschellten, — bis endlich in des Novembers zweyter Hälfte die Stürme ruhten, und die Abfahrt nach Majorca möglich ward.

Drey Jahre darauf starb der achtzigjährige Barbarossa, nachdem er mit der französischen Toulonerflotte unter dem Herzog von Enghien Nizza verwüstet hatte. Den Barbarossa ersetzte der Anatolier Dragut Raiz oder Arroez, ein erfahrner Seemann, der Schrecken der mittelländischen Küsten, der vier Jahre in den Fesseln der Doria's schmachtete, und durch die in dieser Haft erlittenen Mißhandlungen ein wüthender Christenhasser geworden war. — Er hatte sich das auf den Trümmern des alten Aphrodisium gegründete, und nach dem Erbauer, dem schismatischen Kalifen Mahdi benannte Mehedia zum Waffenplatze gewählt, — an der Küste zwischen Tunis und Tripoli dicht am Meere gelegen. — Mehedia fiel durch Stürme in Doria's Hand. — Schon glaubte man die Christenheit von den Gräueln der Barbaresken befreyt, — aber es erfolgte vielmehr das Gegentheil, denn schon das Jahr nach dem Falle Mehedias 1551 fiel Tripoli, und 1574 Tunis und Guletta in musulmanische Hand. — Warum diesem Schriftchen keine Situationszeichnung von Tunis und Tripoli und der nordafrikanischen Küsten überhaupt beygegeben

ward, sondern nur eine sehr eng begränzte von Algier, von dem am wenigsten die Rede kömmt, ist nicht wohl abzusehen *).

---

*) Karls V. Reisebuch durch seinen Geheimschreiber Heinrich Vandenesse (edirt in Hormayrs Archiv 1810) enthält im Itinerar von 1535 und 1541 über die Heerfahrten nach Tunis und Algier folgende, die Angaben mehrerer gleichzeitiger Schriftsteller wesentlich berichtigende Daten:

1535 am 2 März war der Kaiser zu Alcala, vom 13. März bis auf den 18. May aber zu Saragossa, an welchem Orte die Vermählung des Pfalzgrafen Friedrich mit der Prinzessin Dorothea von Dänemark zu Stande kam.

Se. Majestät kam nach Barcellona, um den Zug nach der Barbarey vorzunehmen, und den König von Tunis wieder einzusetzen, welches Reich Barbarossa gewaltthätig an sich gerissen, und die benachbarten Seeküsten beunruhigt hatte. — Am 1. May kam Doria mit 20 Galeeren zu Barcellona an, zur nämlichen Zeit erschien Alvaro de Bassan, Kapitän der 12 spanischen Galeeren, und etwas später der Vicekönig von Granada mit 50 Schiffen, 5 Caravellen und 1 Galeere, welche der König von Portugal dem Kaiser zu Hülfe schickte. — K. Carl wollte der Musterung seiner Edelleute am 20. März persönlich beywohnen, deren 1500 waren. — Er bestieg am 3. May zu Majorca die Flotte, und kam den 3. Juny nach Mahon, einem kleinen Ort in Minorca. — Am zehnten überfiel den Kaiser ein so heftiger Sturm, daß am eilften kein Schiff vom andern einige Wissenschaft hatte. — Am zwölften landete selber mit seiner Flotte zu Cagliari in Sardinien, wo 12,000 Mann Deutsche, Italiener und Spanier neben der bereits auf der Flotte befindlichen, eine gleiche Anzahl ausmachenden Bemannung eingeschifft wurden Hier vereinigten sich auch die übrigen Schiffe mit der Flotte in einer solchen Anzahl, daß Se. Majestät mit 300 Segeln am 6. Juny zu Carthago in Afrika anlangte. — Da die Geschichte der Eroberung von Tunis hinlänglich bekannt ist, so beschränke ich mich, hier anzuführen, daß der Kaiser am 17. August wieder auf seinem Schiffe übernachtete, und am 22sten zu Trapani in Sicilien landete; wo selber bis auf den 1. Sept. verblieb, und am obigen Tage nach Arcamonte kam. — Vom 3ten bis 12ten blieb selber zu Montreal, und sodann bis auf den 13. Okt. zu Palermo. Die hier versammelten sicilianischen Stände bewilligten dem Kaiser neben der gewöhnlichen Steuer 150,000 Dukaten, in drey Terminen zahlbar. — Hier blieb Don Fernando de Gonzaga als Vicekönig zurück. Vom 21 Okt. bis 22. Nov. verweilte der Kaiser zu Messina, passirte an diesem Tage die Meerenge von Faro, und übernachtete in Calabrien. — Vom 25. Nov. bis auf den 22. März 1536 residirte selber zu Neapel, wo viele Turniere und andere Lustbarkeiten abgehalten wurden.

In Neapel kam die Nachricht vom Tode des Herzogs von Mailand und von jenem der Königin von England.

In Neapel erfolgte auch die Vermählung des Herzogs Alexander von Medicis mit der natürlichen Tochter des Kaisers Margaretha, Herzogin von Parma. Auch vermählte sich Philipp

von Lannoy, Prinz von Salmona, Sohn des Vicekönigs Miegorals, mit der Witwe des Ludwig Gonzaga, Isabella Colonna, Herzogin von Trajetto.

1541. Am 9. Sept. zu Genua beurlaubte sich der Herzog von Savoyen und der Prinz von Piemont bey dem Kaiser, und begaben sich nach Nizza. — Am Sonnabend den zehnten gegen 5 Uhr Abends bestieg der Kaiser sein Schiff, und richtete mit 17 Galeeren den Lauf gegen Lucca. Am Sonntag gegen 9 Uhr stieg selber zu Porto Venere an das Land, und wohnte im Kloster der Messe bey. Am Abend erschien der Vicekönig von Neapel mit 13 Galeeren, und machte dem Kaiser mit dem bey sich habenden zahlreichen Adel die Aufwartung. Um 1 Uhr in der Nacht stach die Flotte in das Meer, und kam am 12. Sept. bey Tagesanbruch nach Viareggio, wo die von Lucca S. M. empfingen, und einen Triumphbogen in das Meer hinein errichtet, auch 400 Pferde zur Reise nach Lucca in Bereitschaft hatten. — Hier kam dem Kaiser der Herzog von Ferrara, und auf dem halben Wege von Seite des Papstes der Cardinal von Croce ꝛc. entgegen, bey dem Stadtthore von Lucca aber waren alle Cardinäle versammelt, welche den Kaiser in die Domkirche begleiteten, wo sich der heilige Vater im päpstlichen Ornate befand.

Nach dem Mittagsspeisen kam die Herzogin von Parma, Margarethe, natürliche Tochter des Kaisers. Den 13. Sept um vier Uhr Nachmittags verfügte sich der Kaiser mit seinem Hofstaate zum Papste. Auf dem Wege fand er die Cardinäle Farnese und Santa Flora, welche ihn in das päpstliche Zimmer einführten, wo selber bis um 7 Uhr verblieb. — Am 14ten hatte K. Carl abermals eine lange Unterredung mit Sr. Heiligkeit. Am 15ten hatte der am römischen Hofe residirende französische Gesandte mit einem am vorigen Tage auf der Post aus Frankreich angekommenen Edelmann bey dem Kaiser Vormittag Audienz. S. M. hatten sodann nach Mittag bis in den späten Abend eine Conferenz mit P. Paul III., welcher am 16ten Nachmittags um 3 Uhr in einer Sänfte mit den Cardinälen Borghese, S. Giacomo, Gambara, Farnese, Santa Croce, Santa Flora und Sambello den Kaiser, welcher ihm bis in den Saal entgegen kam, einen Besuch von 5 Stunden abstattete, den der Kaiser am 17ten erwiederte, am 18ten Nachmittags aber bey dem heiligen Vater Abschied nahm, und von den Cardinälen, welche bey dem Abschiede alle zugegen waren, bis über die Stadt hinaus begleitet wurde.

Der Kaiser nahm sein Nachtlager zu Pietra Santa, und kam am 19ten nach Porto della Spezzia, wo indessen die Malteser-Galeeren eingetroffen waren, welchen der Kaiser ein Geschenk von 6000 Thalern machte. Am 26. Sept. wohnten S. M. der Einschiffung der 6000 Deutschen auf 13 Schiffen bey, und begab sich am 28sten um 3 Uhr Nachmittags selbst auf das Meer, wo bey dem Auslaufen die sechs Galeeren des Anton Doria sich beygesellten, so von Genua kamen.

Am 29sten ankerte der Kaiser bey stürmischem Meere mit 7 Galeeren in Corsica um 7 Uhr Abends, wo er am 30. Sept. wegen des fortdauernden Sturms verblieb.

Am 1. Oktober versuchte der Kaiser gegen Ponente zu segeln,

mußte aber wegen widrigen Windes auf die vorige Stelle zurück, wo er diesen Tag ausharrte. Montags am dritten kam er nach Porto di San Bonifazio, wo er sich zu Land begab, und am sechsten auf Mittag wieder die Galeere bestieg, und nach Sardinien segelte, und bey der Insel Genere, welche nur von Hirschen und Wildschweinen bewohnt ist, zu Nachts vorbeyfuhr. Der Kaiser stieg am siebenten zu Porto del Ponte an das Land, begab sich am Morgen auf die Jagd, und verfügte sich Mittags wieder auf das Schiff, und kam in seine Stadt Cagliari, wo er einen Einzug hielt und übernachtete. Am achten kam der Kaiser nach Porto del Ponte zurück, wo die neapolitanischen Galeeren mit dem Don Garcia del Toledo angekommen waren; welche nun 43 Galeeren ausmachten. Am neunten schiffte der Kaiser auf Minorca zu, und machte 300 Meilen in 43 Stunden. Nach Mitternacht fuhr selber zu Mahon ab, und kam den dreyzehnten in der Frühe um 9 Uhr nach Majorca, wo er den Vicekönig von Sicilien mit 7 Galeeren und 8000 Spaniern antraf, welche auf 60 Schiffen aus Italien anlangten. Auch waren 6000 Italiener aus Livorno angekommen. — Am 18ten erreichte der Kaiser die unbewohnte Insel Cabrera. Am 19ten von Tagesanbruch an befuhr der Kaiser den Golfo, bekam am 26. Oktober die Barbarey zu Gesicht, und befand sich um 7 Uhr Morgens in der Entfernung von sieben Meilen von Algier — Nach einer Stunde vereinigten sich auch die spanischen Galeeren mit seiner Kette, welche die Lastschiffe auf dreyßig Meilen zurückgelassen hatten, solche aber sogleich abholen mußten.

Als beynahe die ganze Flotte versammelt war, schickte der Kaiser den Gianettino in die Nähe von Algier, und Nachmittag legte sich der Kaiser mit allen Galeeren auf einen Kanonenschuß weit von der Stadt vor Anker. Es entstand aber in der Nacht ein solches Unwetter, daß man einen Sturm auf der Rhede befürchten mußte, worauf sich die Flotte auf 15 Meilen hinter die Meerspitze Metaphuz zurückzog. Hier blieb man bis auf den 22sten, wo Leute an das Land gesetzt wurden, um frisches Wasser zu holen.

Am 23sten in aller Frühe wurden die Truppen auf das Land gebracht, und gegen neun Uhr Morgens folgte auch der Kaiser mit seinem Hofe nach, welches die Araber mit ungeheurer Anstrengung und Uebermacht, jedoch vergebens, zu verhindern trachteten, worauf das Lager auf drey Meilen an diesem Tage vorrückte, und der Kaiser sein Gezelt am Fuße eines Berges aufschlagen ließ. — Wo selber von der Hohe des Berges herab gegen Mitternacht durch ein Korps von 800 Mohren und Türken beunruhigt wurde, welche den Ort seines Aufenthaltes leicht mit Schußgewehr erreichen konnten. Am 24. Okt. rückte der Kaiser mit dem Lager bis auf eine Meile von der Stadt vor. S. M. mit dem Adel nahmen in den Weingärten auf der Ebene Posto, die Spanier wurden auf einem Berge und die Italiener an einer Brücke postirt, die Deutschen aber waren theils auf der Ebene, theils auf einem andeen Berge vertheilt. Gegen 9 Uhr Abends fingen Regen und Wind an, welche gegen den Morgen immer stärker wurden, so daß ein Sturm zur See und Land entstand, worauf sich der Kaiser auf 3 Meilen gegen das Meer zurückzog, um Lebensmittel und Ge-

schütz ausschiffen lassen zu können, welches jedoch nicht möglich war. Selber zog sich sodann neuerlich auf 5 Meilen zurück, und marschirte am 28sten durch eine morastige Gegend, wo er einen beträchtlichen Fluß zu passiren hatte, auch auf den Flanken und der Arriergarde beständig von den Arabern beunruhigt wurde. An diesem Tage wurde die Ernennung des Herzogs von Alba zum Obersthofmeister bekannt gemacht. In der Folge langte man zu Metaphus an, wo die vom Sturm übrig gebliebenen Galeeren vor Anker lagen.

Am 1. Nov. (Allerheiligentag) ging die Einschiffung vor sich, und am Donnerstag 3. Nov. schenkte der Kaiser dem Doria 13 zu Barcellona ausgerüstete Galeeren, verlieh ihm auch die Bedienstung eines Porto-Notars zu Neapel, welche jährlich 3000 Dukaten erträgt, als einen Schadenersatz für seine verunglückten Schiffe. Als ein neuer Sturm sich zu erheben drohte, verließ der Kaiser diese fatale Küste, nachdem einige Lastschiffe von der Rhede von Algier hinweggebracht, und in die offene See gegangen waren. Zu Hinwegbringung der Uebrigen ließ der Kaiser 5 spanische Galeeren zurück, welche sie mit Rudern auf das hohe Meer bringen sollten. — Der Kaiser segelte unter einem fürchterlichen Sturm die ganze Nacht hindurch, und fuhr am 4. Nov. Vormittag in den Port von seiner Stadt Bugia auf dem festen Lande von Afrika, wohin auch die 5 spanischen zurückgebliebenen Galeeren am 6ten nachkamen, da sie den Lastschiffen von Algier keine Hülfe leisten konnten. Zu Bugia war die kaiserliche Flotte in größter Gefahr, durch Sturm oder Hunger zu Grunde gerichtet zu werden. Es wurden demnach am 11ten, 12ten und 13ten November öffentliche Bittgänge gehalten, um die Abwendung ferneren Unheils zu erflehen. Am 15ten befahl der Kaiser, ein Bollwerk bey diesem, von den Mohren schon ganz umgebenen Orte aufzurichten, fertigte auch den Vicekönig von Sicilien und die Galeeren von Monaco, Sinigallien und Malta nach Hause zurück, welche am 16ten absegelten. Am 17ten Nachmittag ruderte die Galeere des Kaisers aus dem Hafen hinaus, mußte aber wegen widrigen Windes zurückkehren.

Gegen Mitternacht machte der Kaiser einen zweyten Versuch, kam auch ungefähr auf 80 Meilen weit, wurde aber am 19ten wieder auf Bugia zurückgetrieben, wo er bis auf den 23sten auf der Galeere verblieb, um 10 Uhr Nachts aber endlich abfuhr, und am 26sten Abends zu Majorka an das Land stieg. Am 27sten fertigte K. Carl den Andreas Doria mit seinen, dann des Antonio Doria und des Conte d'Aquilara Galeeren nach Genua zurück.

Am 28sten bestieg der Kaiser um 4 Uhr Abends die Galeere, und kam am 29sten zu Mittag mit 15 Galeeren nach Porto di Sant Antonio auf der Insel Iviza, am 1. Dezember aber endlich nach Cartagena, wo selber bis auf den 5ten verblieb, und zu Musia das Nachtlager nahm. Am 9ten kam selber nach Seisa am 10ten nach Elin, und traf am 18ten in Accoiga ein, wo den Kaiser seine Prinzessinnen Töchter mit unaussprechlicher Freude empfingen, und auch der Infant, Don Philipp, mit dem Cardinal von Toledo angekommen war. — Am 31. Dez. befand sich K. Carl zu Toledo.

Art. VI. 1) Fürstentafel der Staatengeschichte (ein colorirtes Wandtableau, 6 Schuh hoch, 3 Schuh breit, in Kupfer gravirt), verfaßt von J. F. Damberger, Prediger an der Theatiner-Hofkirche zu München.

2) Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte.

3) Sechzig genealogische, auch chronologisch-statistische Tabellen zu Fürstentafel und Fürstenbuch der europäischen Staatengeschichte. Von J. F. Damberger. — Regensburg, gedruckt und verlegt bey Friedrich Pustet, 1832.

Das Motto dieser verdienstlichen, ausgedehnten Arbeit: — »considerantes multitudinem librorum et difficultatem volentibus aggredi narrationes historiarum propter multitudinem rerum, curavimus studiosis, ut facilius possint memoriae commendare, omnibus autem legentibus utilitas conferatur. II Maccab. 2. 25—26,« unterschreibt Referent, der ein ganzes Leben der Entdeckung und Sichtung der Quellen gewidmet hat, von ganzem Herzen. — Die Tafel selbst zeigt inmitten über den Kaisergeschlechtern den Adler mit den Insignien des Kaiserthums. — Am Rande die Reihe der Päpste entlang ragt auf steilen, den wilden Strom dämmenden Felsen die Kirche empor, im Lichte der, die Trümmer der Vorzeit, die Spuren der Verwüstung zeigenden und dem Christenhelden zum Siegeskampfe gegen Heidenthum und Barbarey leuchtenden Morgensonne. — Europa oder die Kultur tritt die Mauerkrone auf dem Haupte, das Bild gezügelter Kraft, den zahmen Löwen zur Seite, aus der frischumlaubten Musenhalle, — Oelzweig und Sichel zur Hand, und alle Attribute intellektuellen, industriösen und agrarischen Fortschreitens zur Seite. — Kronen und Tiaren, Inful, Helm und Dogenmütze mahnen an die Verschiedenheit der neu aufwachsenden Staaten, und die mächtige Eiche an ihr langsames Wachsthum, an ihre Dauer durch viele Jahrhunderte. — Dieses die eine Abtheilung.

Links dem Titel zeigen sich die Embleme des Ritterthums und das Heldenlied, die Schiffahrt und Kreuzfahrt in ferne Lande. — Die Kuppeln der Sophienkirche weisen auf die Weltstadt Byzanz. — Der Byzantinerstamm läuft aus von den Wurzeln eines, die Abtheilung schließenden Oelbaumes, welcher nur in einem schwachen Aste noch fortgrünt. Den stärkern hat der Sturm abgesprengt, von dessen Heftigkeit außer den schlagenden Wellen noch Zeugniß gibt das düstere, nur so viel zerrissene Gewölke, daß die Nähe des Halbmondes ersichtlich ist.

Man hat nur die jetzt noch blühenden, unten am Rande

groß bezeichneten Dynastien nach den genugsam deutlichen Farbenstreifen auswärts zu verfolgen. In der Mitte sind die deutschen Kaiser, carlowingischen, sächsischen, fränkisch=salischen, hohenstauffischen (oder schwäbischen), luxemburgischen, bayerischen und habsburgischen Stammes. — Den Schyren, späterhin Wittelsbachern, ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. — Von Byzantinern und Osmanen herüber folgen Oesterreich, Carentanien, Böhmen mit seinen Nebenlanden, Preußen, Bayern und die Rheinpfalz, — Sachsen, das Haus Billung, das Haus Askanien, das Haus Wettin oder Meißen, — das alte Braunschweig, die beyden Hessen, Schwaben und Würtemberg, der Rest des alten, großen Wendenreiches in Mecklenburg, — Italien, die Mailänder Herzoge, Mantua, Modena, Parma, Toskana, beyde Sicilien, Savoyen und Sardinien, — Ungern, — Burgund im weitesten Sinne, Ober= und Nieder=Lothringen, Flandern, — die französischen Capetingen, Valois, Bourbon, Navarra. — Die hispanischen Kronen von Leon, Alt= und Neu=Castilien, Arragon, Valencia. — In Portugal die unächten Burgunder, die Spanier vom Hause Habsburg, die Braganzas. — Die angelsächsische, die normanische, anjouische Dynastie Englands, — Tudor, — die Stuart, die Welfen aus Hannover.

Die Piasten, die Jagellonen, die Wahlkönige, die Sachsen in Polen — Die Häuser Rurik und Romanow in Rußland, die gemischte Erbfolge.

Die scandinavischen Reiche, Dänemark, die große Margarethe, die Union von Calmar, das Haus Oldenburg, viele zwistige Wahlen, viele Thronentsetzungen und Ermordungen. — Die Mythenzeit Schwedens und Norwegens, viele Gegenkönige, — die Folkunger wahre Majordome, das Zerfallen der Union. — Kurze Vereinigung mit Polen, die Heldendynastie der Zweybrücker — das Haus Holstein auf allen nordischen Thronen, — 1809 Gustav IV. abgesetzt, ein französischer Feldherr Bernadotte Adoptiv= und Wahlkönig, — 1814 Schweden und Norwegen vereinigt.

Die sechzig genealogischen Tabellen füllen viele Lücken, zumal in französischen und italienischen Familien aus. Doch wäre ein Nachtrag derselben, der sie verdoppelte, sehr zu wünschen und leicht zu ergänzen. — Der Nachtrag zu Hübners genealogischen Tabellen durch der Königin von Dänemark Majestät, — die neuesten brittischen Werke dieser Art, Littas italienische Geschlechter, des hannöverschen Ministers von Rheden ausführliche Tabellen geben theilweise gutes Vorbild. — Mit Dank erhält man die in den meisten solchen Werken fehlende Zeitrechnung der Mahomedaner, die Hegira. — Zweifelsohne gewährt uns

ein baldiges Supplement auch den zur Benützung alter Urkunden unentbehrlichen römischen Kalender, — die Römerzinszahl, — Tabellen über die unbeweglichen und über die beweglichen Feste, vorzüglich über Ostern und über die sämmtlichen Introitus vom Pfingstsonntage bis zum Sonntage Septuagesima, über den verschiedenen Jahresanfang, den Pisaner- und Florentiner-Styl, das neue Jahr von Weihnachten, von Ostern, von Maria Verkündigung, — die Festtage der Heiligen, die Anomalien des Julianischen und des verbesserten Gregorianischen Kalenders, — nicht minder einige Nachträge zu den gleichfalls dankenswerthen, am Schlusse beygefügten, statistischen Tabellen.

Das Fürstenbuch genügt, wo es gute Quellen vor sich hat. — Der Verfasser hat nach selben redlich gestrebt. — Viel Lob verdienen der christliche und der nichtchristliche Orient. — Die Byzantiner, die Kreuzfahrer, das Califat, die Osmanen, die Araber in Afrika und auch ihre Reiche in der pyrenäischen Halbinsel. — Auf die Kaiser von der Wiederaufrichtung des Westreiches durch Carl den Großen bis auf die zertrümmernden Tage von Ulm, Austerlitz und Jena und dem Bonaparte fröhnenden Rheinbunde (800 — 1806); folgen die geistlichen Chur- und Fürsten, — auch die säcularisirten, — alsdann die geistlichen Ritterorden, die Johanniter im heiligen Lande, auf Rhodus, auf Malta, — die Templer, die deutschen Herren.

Die deutschen Bundesstaaten.

Italien, — von den letzten Römern bis auf unsere Tage. — Ungern unter den Arpaden, Anjous, Wahlkönigen, Habsburgern, Lothringern. — Burgund und das Königreich Arelat, — die Schweiz. — Lothringen, das germanische und das romanische. — Die Niederlande.

Westeuropa. — Die Bestandtheile Frankreichs. — Die Normandie, — die Revolution, das Kaiserthum, die Restauration, — die Juliustage, — überall mit den dazu gehörigen genealogischen Angaben. — Die pyrenäische Halbinsel seit der Eroberung der Alanen, Sueven, Vandalen und Westgothen bis auf die Bourbons. — Das brittische Reich mit seinen auswärtigen Besitzthümern. — Die polnischen und die russischen Dynastien, sohin die scandinavischen. — Zuletzt folgt, was derley Arbeiten, die der Intelligenz die mechanischen Flügel ansetzen, vorzüglich werth macht, eine Concordanz des Fürstenbuches und der Tabellen. — Uns ist kein Werk dieser Art bekannt, dem nicht einzelne Unrichtigkeiten nachzuweisen wären. — Sie fehlen auch dieser wackern Arbeit nicht, deren Geist gut, deren Fleiß groß, deren Unparteylichkeit nicht zu bestreiten ist. S. 147. Der Con-

stanzer Bischof Konrad war nichts weniger als ein Andechser. S. 150 fehlt unter den Hildesheimer Bischöfen der berühmte Bayer Gotthard aus Niederalteich und Tegernsee, Reformator der gesunkenen Benediktinerregel in Bayern. — Durch Trient, Brixen und Chur hatten die stets die deutschen Hauptnationen und die alten großen Herzogthümer untergrabenden und zerstückelnden Kaiser die wichtigsten Communikationen nach Italien in die ihnen unverdächtigste, in geistliche Hand, gelegt. — S. 194. Die Abstammung der Grafen von Tyrol vom Hause Scheyern ist ganz falsch, so wie jene der Andechser von Rathold, König Arnulfs natürlichem Sohne, so auch die Abreißung Tyrols von Bayern als selbstständiges Herzogthum Meran 1180 bey der Aechtung Heinrichs des Löwen, so wie daß Berthold Innsbruck gründete, und 1192 auf dem Schlosse Tyrol starb. — In diesem ganzen und in den angränzenden Artikeln so viel Irrthümer, so viel Worte. — Der herrliche Sohn Claudias ist wohl der gutmüthige, schwache, den wälschen Günstlingen, der wälschen Gemahlin Alles (selbst seinen geistvollen und energischen Lehrer, den Kanzler und Reichshofrath Wilhelm Biener, unschuldig durchs Henkerschwert) aufopfernde, jagd- und zerstreuungssüchtige Erzherzog Ferdinand Carl?? — S. 233. Wo ist die Quelle, daß Garibald von bayerischen Edeln erwählt worden? — S. 235. Wer wäre denn der Markgraf Heinrich von Oesterreich, der 1017 —1026 Bayern verwaltete? — Der bayerische Aufstand 1055 unter Otto II. von Scheyern ist noch sehr problematisch? — Auch wird die von Pfeffel, Zirngiebl, Gemeiner und Hormayr längst ausgemerzte Fabel von Bayerns Zersplitterung bey der Aechtung Heinrichs des Löwen mit wahrem Köhlerglauben wiedergekäut. — Es wäre leicht, dieses Erratenverzeichniß ansehnlich zu schwellen, jedoch wozu? — Der unterrichtete und redliche Verfasser strebt gewiß selber eifrig nach Fortschreiten und nach Vollendung seines, allen höher gestellten Arbeitern hoch willkommenen Unternehmens. Ein den oben angedeuteten Wünschen entgegenkommendes Supplement wird hiezu der erste und willkommenste Schritt seyn.

Art. VII. Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Ludolf Wienberg, der Philosophie Doctor. 2 Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

Das Buch des Herrn Wienberg hat einiges Aufsehen gemacht, nicht allein, weil über das Land, von dem es uns Nachricht gibt, in letzter Zeit wenig geschrieben worden, sondern auch der lebendig witzigen Darstellungsweise wegen. Der Autor, ein

Novus homo in der Literatur, kann von Glück sagen, bey seinem Erstlingsversuch von allen Seiten mit anerkennender Aufmerksamkeit bewillkommt zu seyn. Er dürfte sich indeß täuschen, wenn er es allein seiner Manier zuschriebe, und, dadurch dreist geworden, ohne auf gleiche Weise vom Stoffe getragen zu seyn, in andern Feldern mit derselben witzigen Keckheit zu Werke ginge. Sein Ton ist zwar frisch, pikant, aber nicht originell; er stammt aus einer Schule, welche eben so schnell untergehen wird, als sie durch ihre überraschende Erscheinung in Deutschland Glück gemacht hat. Der Deutsche nimmt es aus Neuheit zwar auf, wenn der leichtfertige Witz sein staubig schweres Tuchkleid einmal ausklopft, er lacht auch wohl, wenn er ein Loch hineinschlägt; aber unser Klima verlangt doch schwere Tuchkleider, wir kommen nicht fort in den luftigen Zeuchen, und wenn uns kein neues Tuch von Haltbarkeit gewebt wird, greifen wir zu dem alten, und flicken es. Das paßt auf Vieles; vorläufig reden wir aber nur vom deutschen Styl, und meinen, daß unsere altehrbare Prosa zwar der Abstäubung bedarf, und eleganter und frischer auftreten kann, als hie und da geschieht, daß aber die springende kurzröckige Prosa, halb aus dem neuen Frankreich, halb aus dem praktischen England entlehnt, wie sie von den Heine, Börne u. A. neuerdings cultivirt worden, unserm Sprachstamme eben so fremd ist, als deren Treiben unserm Sinne. Zu dieser Schule, dem Sinne wie der Sprache nach, gehört Herr Wienberg. Diese kurz abgebrochene, hinwerfende Genremanier läßt sich indeß nicht füglich ohne Witz durchführen, und dieß gewährt uns vor der Manier schon den Schutz, daß nur wirklich witzige Leute sich darin versuchen können. Dieser petillirende Geist ist in dem Verfasser allerdings nicht unbedeutend, und in Art seiner Vorgänger springt er ziemlich schonungslos auf dem umher, was ihm nur consistenter Schutt und Gerüll scheint, fertig zu einer Umwandlung. Das in seinen Sitten stabile, in seinen Formen langweilige Holland bietet sich ihm wie von selbst zur Satyre dar, und indem er leichtes Spiel hat, sich ungehindert seinem Dämon überlassen kann, gewinnen wir dadurch ein lebhaftes Tableau, voll greller Farben, wo wir nur ein großes Gemälde grau in Grau erwarteten. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Keckheit hie und da in Unart übergeht, einestheils kann man das aber der politischen Schule zu gut halten, und braucht sich nicht darum zu kümmern; andrerseits ist doch ein Fond von Wärme und echtem Gefühl für das Schöne da, der bey den Wortfechtern von daher in der Regel nicht vorkommt.

Es ist die Art dieser Genreschriftstellerey, sich in nichts zu vertiefen, das Product verlöre dadurch an Reiz. Also springt

der Darsteller auch hier ohne Ordnung von einem Punkt zum andern, was zwar ein sehr unterhaltendes Lesebuch gewährt, aber weniger Unterricht als man wünschen könnte; und Holland, dieses merkwürdige, aus Schlamm, Wasser und Windmühlen, aus Phlegma und Begeisterung, aus Häringsfischerey, Philologie und Tapferkeit hervorgewachsene oder zusammengestoppelte Land bietet in seiner Monotonie so viel Räthsel und Tiefen, daß man eine gründlichere Forschung und ernstere Auseinandersetzung neben der mehr malerischen Characteristik seines Physiognomiespieles fordern dürfte Uebrigens verrathen einige Abhandlungen, daß es dem Verfasser weder an dem Forschungsgeiste, noch an den Mitteln gefehlt hätte, sich die hierzu nöthigen Kenntnisse zu verschaffen. Aber wahrscheinlich ist der Gedanke, dies Buch zu schreiben, erst nach seinem temporären Aufenthalte in Holland entstanden, und nun kam Wollen und Können zusammen, um nicht mehr zu liefern, als geschehen — eine pikante Lectüre mit Parteynebenzwecken. Es ist, als Ganzes betrachtet, eine Brockenarbeit, man sieht, wie der Autor seine Collectaneen zusammengekratzt hat, um zwey Bände zu füllen, aber man hält es ihm zu Gute über den spirituellen Fonds und das viele gute Einzelne, was er gibt.

In Holland, wie Rec. in Erfahrung gebracht, hat das Buch noch mehr — er weiß nicht, ob er es Glück nennen soll — aber Sensation gemacht. Der Verfasser wird zufrieden seyn, denn die Holländer, aus ihrem Phlegma aufgerüttelt, haben es verschlungen, um ihrem Aerger in conversationellen und kritischen Ergüssen gegen ihn Luft zu machen. »Was sie aber am meisten kränkte,« vertraute uns ein Freund, der in den Scharminger Badecirkeln lauschte, »ist, daß alles darin wahr ist. Die Holländer können den Verfasser nicht Lügen strafen.« — Es gibt indeß eine verschiedene Wahrheit. Herr Doctor Wienberg könnte als guter Slingeland jeden Stock und Block der Gegend wahr porträtirt haben, ohne darum wie ein Ruysdael den Stempel der Wahrheit auf das ganze Bild gedrückt zu haben. In den Bildern dieses Meisters ist oft alles Einzelne unter der Gewöhnlichkeit, — bisweilen ist der Gegenstand nur eine verfahrene Wegespur zwischen Dornsträuchen — und doch belebt der Geist seiner Anschauung die dürftigen Objecte mit Schönheit. So ließe sich umgekehrt ein Bild von Holland leicht denken, wo alles Einzelne zierlich und nett, und das Ganze eine fürchterliche Carrikatur wäre. So arg ist es jedoch hier nicht. Eine solche zu liefern lag gewiß nicht in des Autors Absicht. Wenn er karikirte, geschah es nur hie und da im Detail; wo er mit Bewußtseyn auf einen Totaleindruck lossteuerte, hatte er wohl eine an-

dere Absicht. Aber diese dem politischen Geiste, oder wie er sich in den jüngsten Zeiten manifestirt hat, feindlich gesinnte Absicht hat ihn zu Ungerechtigkeiten in der Anschauung, im Urtheil, und zu Auslassungen veranlaßt. Zwar meinen wir, daß er mit Ehrlichkeit zu Werke ging, aber diese Ehrlichkeit reicht nicht aus, wo politische Glaubenswuth im Spiele ist. Das Formenfeste gewinnt wenigstens eine andere Farbe, und in Genrebildern macht die Farbe sehr viel aus. Sey sein witziges Gemälde ein treffendes und treffliches, doch genügt es nicht. Die holländische Nation und ihr erlauchtes Fürstenhaus haben sich in den letzten Katastrophen ihres alten Ruhmes und des Doppelwahlspruchs der Dynastie und des Staates: je maintiendrai, und: concordia res parvae crescunt, würdig gezeigt, ihre Standhaftigkeit hat, wenn auch nicht überall den Beyfall, doch die Bewunderung von Europa erregt; sie verdienen auch eine literarische Anerkennung, und wenn wir Herrn Wienberg's Buch als einen guten Commentar der Schattenseite mit Dank hinnehmen, dürfen wir ein anderes Werk über die Lichtseite Hollands und der Holländer noch erwarten.

Schwer dürfte dieß nicht zu schreiben seyn, nur bleibt es zweifelhaft, ob das übrige Europa es aus der Feder eines Holländers lieber empfangen würde, wie aus der eines eben so geneigten Ausländers, als Herr Wienberg abgeneigt ist.

Um deßhalb hätten wir im Sinn der Gerechtigkeit und Klugheit wünschen sollen, daß von Deutschland aus zuerst eine gerechte, umfassende Würdigung des holländischen Seyns und Wesens ausgegangen wäre. Wir hätten dem wackern Brudervolke die Hand bieten sollen zur gegenseitigen Versöhnung und Anerkennung, und es wäre keine Sünde gewesen, wenn man einmal, um die alten Anekdoten gut zu machen, mit Liebe die guten, ehrenwerthen Seiten der Holländer herausgehoben hätte. Statt dessen erscheint nun Herrn Wienberg's Buch, und setzt uns der Gefahr aus, daß der geistige Bruch immer ärger wird.

Wir hüten uns, in dieser Anzeige des Buches eine systematische Ordnung einzuführen. Es würde ein neues Buch werden, was zu schreiben wir nicht den Beruf fühlen. Somit folgen wir den Springerschritten des Herrn Verfassers, was den Lesern dieser Anzeige, bey einem solchen Werke, vielleicht eben so lieb ist, als denen des Buches selbst. Wie schon angedeutet, bleibe hier der politische Beobachter, so viel es sich thun läßt, unberücksichtigt, da uns eine Modification oder gar Widerlegung seiner Ansichten weit ab von dem führen würde, womit wir uns beschäftigen wollen, nämlich von Holland selbst.

»Wenn unser einer sich zu Tisch setzt,« sagt der hannöversche

Postillion, der den Verfasser in Holland hineinführt, »so ißt er so lange, bis er satt ist, diese Leute (die holländischen Dragoner) aber fressen so lange, bis sie wieder hungrig werden.« Also »Gefräßigkeit« ist die erste Eigenschaft, unter der uns auf der ersten Seite die Holländer präsentirt werden. Es ist zwar hier nur von ihren Dragonern die Rede (bekanntlich besteht die holländische Kavallerie im Gegensatz zur Infanterie ganz aus Landeskindern), allein es finden sich noch Winke, welche diese Qualität als allgemein verbreitet annehmen lassen. Auch hier kommen uns die Anekdoten zu Hülfe, und schildern uns den und jenen Mynheer, einen abgetakelten West- oder Ostindienfahrer, der von Morgens bis Abends, Jahraus Jahrein, hinter den grünen Jalousien seines netten Häuschens sitzt, und sich in der Gotteswelt mit nichts anderem beschäftigt, als seinen Kaffeeschälchen, wenn er aufsteht, dem Schinken- und Rauchfleischfrühstück, dem anständigen Mittagsessen, Vesper- und Abendbrot, und dazu nichts weiter, als einige Dutzend Pfeifen Varinas, eine Flasche Schiedam (Wachholderbranntwein), einige Bouteillen Burgunder und schwere Cetteweine, den Staatscourant und eine glattwangige, wohlbeleibte Aufwärterin. Er sitzt und ißt und trinkt und liest und raucht und küßt, aber alles sitzend, denn der Schiedam und der Burgunder und das Rauchfleisch und die Ruhe, die weder Napoleon noch die Belgier aufstören konnten, haben seinem Leibe einen Umfang gegeben, der ihm das Stehen und Gehen verbietet. Und der Reisende, der einer Fete beywohnt, oder auch nur in ein Amsterdamer Wirthshaus tritt, und den Kalbsschlegel und Roſtbraten dampfen sieht, dürfte der Annahme von der Vielesserey der holländischen Nation eben so leicht Glauben schenken, als unsere deutschen Landsleute, die das Glück hatten, während der Franzosenzeit holländische Einquartierung bewirthen zu müssen, eine sehr böse Erinnerung. Nichts desto minder wäre es Unrecht, daraus einen allgemeinen Schluß zu ziehen. Auch der Franzos, zu Hause der frugalste Mensch, wurde als Soldat in Feindes Lande ein Vielesser und Trinker, und in jedem Volke mag es Reichgewordene geben, welche sich von den Strapatzen des Lebens im Lehnstuhl ausruhen unter Braten und Weinduft, obschon der holländische Seefahrer, in Erinnerung dessen, was er entbehrt hat, mehr als selbst ein stammfester John Bull darin leisten mag. Die holländische Küche ist, aus leicht erklärlichen Gründen, eine der nahrhaftesten und gesündesten, aber im eigentlichen stillen Familienleben herrscht daneben eine Frugalität, gegen die selbst unsere mittel- und norddeutsche nichts sagen will. Um den wackern Holländern einen in Vieler Augen so verdienstlichen Vorwurf abzunehmen, sey es hier vergönnt, specieller in

tung wird sich aber an den Waterstaat gewandt, welcher ein besonderes Ministerium über alle Hemrathschaften bildet. Die Noth hält alle beständig in Athem, und sie gleichen, sagt der Verfasser, Matrosen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müssen, um nicht unter zu gehen.

Die Dünen — um wieder einige spätere Kapitel zum Wasserstaat heranzuziehen, — die Dünen, die mächtige Schutzmauer gegen das nordwestliche Meer, sind kein todtes Kapital. Außer der Jagd auf Kaninchen und Hasen (nach einigen Gelehrten gehört hierher der Name der Kaninefaten), tragen sie Kartoffeln, welche mit den Kastanien wetteifern, und Wiesen, worauf die fettesten Kühe weiden. Was der Wuth der Westwinde nicht beständig ausgesetzt ist, findet man bekleidet mit mehrerley Arten Moos, und besonders mit den Halmen zweyer Sandpflanzen, welche mit dem krausen Wirrwar ihrer Wurzeln und Haarwurzeln den feinkörnigen Muschelsand so tief und dicht durchflechten, daß der Kartoffelarbeiter oft Mühe hat, diesen mit dem scharfen Spaten zu durchstoßen. Stürme der Vorzeit haben diese Dünen (von dem celtischen Worte dun, Höhe) aufgerollt und geworfen, diesen Sandpflanzen verdanken sie ihre Erhaltung, denn die Kinder jener ersten Winde würden sie ohne diesen vegetabilischen Kitt längst wieder verweht haben. Weil die römischen Schriftsteller nicht von ihnen sprechen, nimmt man in Holland an, daß die Dünen erst um Karls des Großen Zeit, wo ihrer zuerst erwähnt wird, entstanden seyen. Allein die Republik und das Land der Batavier hätte nicht ohne dieß natürliche Dünenbollwerk bestehen können, da dieses niedriger als die See liegt, und die Bataver erst von den Römern die Anfänge der Wasserbaukunst gelernt haben. Man unterscheidet drey Reihen Dünen, die Küstenreihe, die mittlere und die äußerste letzte, welche wahrscheinlich die erste und älteste ist. Außerdem kann man noch eine lange Sandbank, welche sich längs der ganzen holländischen Küste hinzieht, als vierte dazu rechnen. Sie ist die Streusandbüchse, welche mit jeder neuen Fluth frischen Sand zuführt, die Küste von Jahr zu Jahr höher legt, und die Mündungen der Flüsse versandend, eine natürliche Feindin der holländischen Schiffahrt ist. Nur die Schelde ist dagegen gesichert, und Antwerpen daher der natürliche Hafen des nordwestlichen Europa.

Nichts desto weniger nimmt auch die See zuweilen fort was sie gibt. So hat sie im Mittelalter die Hälfte des berühmten Fischerdorfes Scheveningen (der Verfasser schreibt Schevelingen) mit sich fortgerissen; freylich nur den Theil, der außerhalb den Dünen lag, also ihr von Rechtswegen gehörte. Scheveningen, so zu sagen der Hafen von Haag, bildet einen seltsa-

men Gegensatz zum Reichthum dieser diplomatischen Stadt und dem sonstigen Comfort Hollands. Aeußerst lebendig und getreu, wie Ref. aus Augenschein bezeugen kann, ist des Verfassers Schilderung der Dürftigkeit, die selten so ins Auge springt. Die wenigsten Fischer sind Eigenthümer ihrer Fahrzeuge, welche einigen reichen Leuten im Haag gehören, und die große Bevölkerung des Strandortes lebt eigentlich nur als Taglöhner dieser Wenigen, ein Verhältniß, welches bey eigentlichen Hafenörtern selten ist. Dazu sind ihre Familien sehr zahlreich, ihre Weiber ungewöhnlich fruchtbar, Alles ist schwanger oder säugt, und wenn sie des Morgens in der Frühe hoch aufgeschürzt in der See stehen, und ihre Lappen, Lumpen und Windeln waschen, so liegt ein Kinder-Bethlehem hinter ihnen im Sande, gräbt, spielt, kauert und krabbelt, streckt die Beinchen in die Luft, und saugt an dürren Fischen. Sieht man von den Dünen herab in das kleine rothe Nest hinein, das an der See im Dünenkessel liegt, so begreift man nicht, wie so viele tausend Menschen darin wohnen und unter Dach und Fach kommen mögen; will man aber wissen wie, so streiche man des Nachts, wenn der Mond scheint, durch die fischdustigen Gäßlein an den elenden Hütten dieser Leute vorüber. Da ist es nichts seltenes, einen nackten Fuß aus der Thür stecken zu sehen, der einem großen Jungen oder Mädchen angehört; wo dann sicher vier bis fünf Familien zwischen die Lehmwände einer armseligen Fischerhütte zusammengepreßt sind.« — Von jedem Fange erhalten die Fischer nur ungefähr ein Viertel; ihr Aeußeres gleicht dem der neapolitanischen Fischer, und auch sie hat die Noth schon einmal zum Aufruhr, jedoch nicht gegen die Zöllner, sondern nur gegen ihre Rheder veranlaßt. Es ist aber kein Masaniello daraus entstanden, und nicht der Vicekönig, sondern ihr Domine hat sie schon zur Ruhe gebracht. Die Weiber sind häßlich, beyde Geschlechter schmutzig, und die Knaben fahren mit Hunden, vor kleinen zweyrädrigen Wagen gespannt. Nichts destoweniger gewährt Scheveningen (ein für uns so unaussprechbarer Name, als das ciceri der sicilianischen Vesper für die Franzosen) dem Fremden einen Reiz, der sich nicht schildern läßt, kaum mit dem Pinsel malen. Ueber die Unermeßlichkeit des an die Dünen schlagenden Meeres vergißt man den Fischgeruch, der Herrn Wienberg aus allem, was da lebt und nicht lebt, anekelte. Einförmig ist das Schauspiel, und doch konnte Rec. stundenlang am Strande auf- und abgehen, und ermüdete nicht an der Monotonie. Das Badhaus liegt, weiß blendend, wie ein verlassener Feenpallast, auf der Kante der dort gerade wenig bekleideten Dünen.

Aus dem Kapitel über die holländische Naivetät ist das Be-

deutendste schon früher bey dem über die Sittlichkeit entnommen. Es enthält aber noch ganz characteristische Züge, daß es z. B. gar nichts Auffälliges ist, junge, anständige Mädchen auf der Straße junge Männer anreden, anlachen und foppen zu sehen. Die Mädchen beklagen sich oft über das steife Wesen der Herren. Die Stiefelputzer zwangen den Verfasser, indem sie ihm die Bürste in den Stiefel stecken, sich wichsen zu lassen, und eine Rotterdammer Frau fragt ihn, als er beym Bade regungslos im Wasser liegt, allen Ernstes: »Mein Herr, sind Sie todt, wenn es Ihnen gefällig ist?« — As ii belieft; das französische s'il vous plait darf hinter keiner Redensart fehlen. Am ungenirtesten geht es in allen natürlichen Angelegenheiten zu, und macht darin einen vortheilhaften Gegensatz zu der äußerst sonderbaren — ich will nicht sagen Sittenstrenge, die am deutschen Niederrheine herrscht. Hier z. B. in Düsseldorf und Bonn wird es als eine Verletzung des Anstandes betrachtet, wenn ein anständig gekleideter Mann das bey hellem Tage in einem Winkel thut, was doch ganz natürlich ist, nicht gethan, häufig der Gesundheit schadet, und in aller übrigen Welt keinen Anstoß gibt, wenn man nur dem Publicum respectmäßig den Rücken kehrt. Natürliche Erben glaubten (in Düsseldorf) ein Testament wegen Blödsinn des Testators anfechten zu dürfen, und worauf gründeten sie ihre Behauptung? Daß der alte Mann sich nicht entblödet, um Mittagszeit auf der Straße stillzustehen — und Front gegen eine Wand zu machen! Seltsames Sittlichkeitsgefühl, im Süden völlig unbekannt, aber am Niederrheine nicht allein bey den höheren Klassen der Gesellschaft einheimisch. In Holland ist es so wenig bekannt, als in Frankreich. Dieß modificirt auch den Begriff von Reinlichkeit. Ref. sah in den Hauptstraßen von Amsterdam Kinder, und sehr erwachsene Kinder, ja selbst nicht unanständig gekleidete Bürgerstöchter, bey hellem Tageslichte etwas mehr thun, als sich mit dem Gesichte gegen die Wand stellen. Ein Factum, was sich nicht leugnen läßt, da der Schatten unter den Bäumen davon Zeugniß gibt.

Bey der Characteristik der Bewohner werden die Frisen streng von den Holländern geschieden, denn Herr Wienberg will ihnen gern speciell einige von den Vorzügen zuwenden, welche er den Holländern im Allgemeinen lassen muß. So haben die Frisen, die Helden der Freyheit, manchen Grafen von Holland, der sich Rechte über sie anmaßen wollte, vom Pferde gehauen. »Der Frise ist,« nach ihm, »stärker von Leib, starrer und unabhängiger von Gemüth, eigenthümlicher in seinem Wesen, erfindungsreicher und mehr zum Grübeln aufgelegt, und selbst zur Wissen-

schaft, als der Holländer.« Er hat ein größeres mechanisches Talent, doch nicht eigentliches Kunsttalent.

Die von Utrecht und Geldern stehen dem Holländer näher. Die Gelderschen sind seit alter Zeit Landbauern, während die Holländer Schiffer und Krämer. Sie zeigen sich daher! zu Lande immer muthiger und unternehmender. Die Holländer haben vom Gelderschen Adel ein altes Spottlied:

hoog van moed
klein van goed
een zwaard in de hand
is't wapen van Gelderland.

Aber von den unglücklichen Holländern werden nun auch noch die Seeländer abgezogen. Sie sind mehr vom frischen Seehauch »gestählt, belebt, geröthet.« Aus ihnen sind die Wassergeusen und die großen Seehelden hervorgegangen, während dem eigentlichen Holländer die See hinter den Dünen sich versteckt!! — An Körperkraft sind die Bewohner aller dieser Provinzen dem Holländer überlegen! Der Holländer verträgt keine anhaltende, beschwerliche Arbeit, er erliegt als Ackersmann, als Soldat. Daher ehedem die Tausende deutscher Landsknechte in seinem Solde, und jetzt die Tausende deutscher Mäher und Drescher, die alljährig aus Westphalen herüberkommen, für ihn die Ernte besorgen, und dann mit dem wohl bewahrten Sparpfennig in ihre Heimat wandern. Auch die rüstigern Professionisten sollen immer Deutsche seyn. Dennoch, ihres schwächeren Muskelbaues ungeachtet, sind die Holländer tüchtige Reiter, wie sie es von den Römerzeiten bis zu den Kavallerie-Attaquen von Quatrebras und Löwen bewiesen.

Im Allgemeinen faßt Herr Wienberg den Character des Holländers, nachdem er gesagt: »Jeder Zoll ein Kaufmann,« zusammen als: eine grobe, aber eben darum starke und ausdauernde moralische Kraft. Er führt Napoleons Wort an, der den Franzosen die Moralität der Holländer wünschte, und nun kommt ein Dictum des Verfassers selbst, welches mit vielem, was er sonst gesagt, in gradem Widerspruche steht: »Ein Volk, das mit der größten europäischen Macht einen siegreichen Kampf durchkämpfte, einen noch größern mit der Natur, mit Wasser, Erde und allen Elementen fortwährend anzukämpfen hat, kann nicht anders als moralisch seyn. Moralität ist die geschichtliche Grundlage seiner Freyheit, ja die nothwendige Bedingung seiner Existenz. Ihre Canäle und Wasserbauten, ihre Häuser und Gärten, ihre Sauberkeit, Oekonomie, ihr vorsichtiges, bedächtiges, ernstes und nüchternes Wesen sind nichts als sichtbare Zeichen, Beweise und Ausflüsse der na-

tionalen Moralität.« — Grob nennt er diese Moralität, weil sie mit grobem Egoismus vermischt ist, weil Noth und Bedürfniß sie erzeugt, kalter Verstand ihre Triebfeder, Geldsucht ihr Begleiter, Argwohn und grausame Parteylichkeit ihre Folgen wären. Er bezeichnet sie ferner als Moralität ohne Zartheit, Wärme, Liebe, Großmuth, als eine unliebenswürdige, egoistische Moralität. — Das Papier ist geduldig, und die Holländer sind es auch. Es wäre thörig, sich darüber in einen Streit einzulassen. Verfolgt die Geschichte, sagen wir, und das sagt Herr Wienberg auch.

Im Kapitel vom Haag gehört ein großer Theil dem antiquarischen Interesse an, was uns ferner liegt. Die Vorzüge des Wienberg'schen Buches sind die lebendige Malerey der lebendigen Gegenwart. Noch vor hundert Jahren war der Haag ein Dorf, wenn gleich, wie schon Guicciardini sagt, das schönste Dorf in Europa. Nur das Schloß der alten Grafen von Holland — ehedem nur ein Jagdschloß — ist alt, respectabel, aber nicht schön. Das Baugenie der Holländer hat zu keiner Zeit eine ästhetische Richtung genommen, sondern sich immer zum praktischen Zweck eher an Schleusen und Schiffen, als an Pallästen und Kirchen dargethan. Es ist in der That merkwürdig, welche dürftige Kirchen das reiche Holland hat, selbst unter denen, die aus der gothischen Epoche herstammen. In Rotterdam in Amsterdam sind die Kathedralen zum Theil mit Holzgebälk statt der Gewölbe, und wenn man sich diese auch, als späterhin zerstört, hinzudenkt, so kommt doch nicht viel heraus, am allerwenigsten, wenn man den Sprung über die Schelde in das benachbarte Antwerpen macht, und dessen köstlichen Dom betrachtet. Vom Dom zu Utrecht ist nur eine seltsame Ruine geblieben, und das nicht gothische Stadthaus von Amsterdam dürfte noch immer das ausgezeichnetste Gebäude in ganz Holland seyn.

Im Haager Schloß hatten die Generalstaaten ihre Sitzungen. Der Verfasser wohnte mehreren Sitzungen bey. Die Deputirten lasen größtentheils ab, die freyen Vortrag hielten, sprachen ohne Anstoß, ohne Zeichen der Verlegenheit, laut und bündig, aber in holländischem schleppenden Kanzelrednerton. »Was sie sagen, ist meistens wohlbedacht, redlich ernst gemeint, lichtvoll geordnet, und in landüblichen Phrasen ehrenfest und verständlich ausgedrückt.« — — Der holländische Deputirte hat den großen Vortheil, daß er lange sprechen kann, ohne zu langweilen, weil der Holländer die Pein der Langenweile nicht kennt; »er hat keine Phantasie, die eine laufende Beschäftigung verlangt.« Von eigentlicher Tribunenberedsamkeit ist daher nicht die Rede, seit die lebhafteren, zu politischen Intriguen neigenden bel-

gischen Deputirten ausgeschieden sind. Der Verf. führt Tacitus Wort, als auch für die holländischen Senatoren geltend, an: quid opus est longis in senatu sententiis, cum optimi cito consentiant! Nur der oft genannte Donker Curtius ist ein Redner in diesem Sinne. Sein leidenschaftlicher Haß gegen die südlichen Provinzen soll ihm manche feurige Rede eingegeben haben. Die gegenwärtigen Deputirten sind die Vertreter des aristokratischen Interesses. — In Haag wird uns auch Professor Ernst Münch vorgeführt, und gezeigt, wie der lebendige Mann sich hier nicht wohl befinden konnte, und den Ruf nach Stuttgart annehmen mußte.

Wo der Verfasser in historischen Analysen sich gehen läßt, ist ihm gar nicht zu trauen. Er nimmt als Mann von Heute, von der und der Stimme eines politischen Glaubens, die Gestalten der Vorwelt, und zerschneidet ihre Thaten, und imputirt ihnen, was ihm bequem ist ihnen zu imputiren. Er bejammert den Untergang der batavischen Republik, und protestirt dagegen, für einen Freund derselben zu gelten. Claudius Civilis, Wilhelm und Moriz von Oranien, wie wird diesen strahlenden Namen der Lustre abgekratzt, auf eine Weise, daß jeder Mann der Vorwelt, auf diese Art angegriffen, seinen Glanz verlieren muß. In dieser Manier überbietet Herr Wienberg noch die Matadoren seiner Partey, die sich doch damit begnügen, nur ihren lebenden Widersachern, das heißt allen Großen, den Schein zu rauben, obwohl doch dann und wann aus seinem besseren Selbst ein Flämmchen der Anerkennung hervorschießt, ein unwillkürliches Mitgefühl für das Echte und Große, was jenen ordinären Mißgünstigen fremd ist. Daß den Holländern geglückt, was den Brabantern mißlungen, sich frey zu machen vom spanischen Joche, schreibt er allein den beyden Umständen zu, daß Holland im Norden lag, und nicht, wie Brabant, an Frankreich gränzte, und — unter Wasser gesetzt werden konnte. Der Befreyungskrieg habe nicht das Volk, sondern nur den Adel frey gemacht, und dergl. Der große Wilhelm von Oranien wird dabey gelegentlich als Schüler des Machiavell titulirt!

Herr Wienberg räumt ein, indem er, eine Skizze der holländischen Geschichte gebend, von der Ehe der Holländer und Belgier spricht, und sie einen γαμος ἀγαμος nennt, daß Belgiens Handel und Fabriken dadurch einen neuen und bedeutenden Aufschwung genommen. Antwerpen machte Riesenschritte, »die Wellen der befreyten Schelde tanzten vor Lust, während die alte Amstel von Tag zu Tag trauriger und stiller einherschlich, und in grämlicher Eifersucht sich verzehrte.« Dagegen hätten die ungeheuern holländischen Steuern, »deren Fluth auch über das geld-

reichere Holland scheidewasserartig hinträufelt,« den kleinen Besitz und das tägliche Brot der großen Menge weggefressen. Er ermahnt die Holländer, sich nicht durch fortgesetzte Kriegsrüstungen völlig zu erschöpfen, da ihre Geldsäcke doch keine Fortunatusbeutel wären. Frankreich allein habe sie 300,000,000 Gulden baares Geld gekostet, ohne die unberechenbaren Verluste anderer Art. Ihre wieder erhaltenen Colonieen ersetzten ihnen nicht einmal den materiellen Verlust ihrer Kriegsflotte, die England zerstört und genommen. Was die Holländer moralisch gegen Belgien aufgereizt haben soll, ist ungefähr dasselbe, was den Haß der deutschen Patrioten Jahrhunderte lang gegen Frankreich nährte, daß der Holländer in aller Gewerbsthätigkeit die Ueberlegenheit des Belgiers anerkennen mußte, daß alles, was der Mode und dem Geschmacke unterworfen, aus Brüssel nach Amsterdam und dem Haag verschrieben wurde. Noch jetzt sollen die Ouvriers daselbst in dieser Gattung größtentheils geborne Belgier oder Deutsche seyn. Nur die Glasschleifer, Steinhauer und Tischler wären Holländer. Nach dem Verfasser haben nun die Holländer durch die Trennung von Belgien unbedingt gewonnen, und ihre »unerhörte Thätigkeit,« ihre unerhörten Opfer zum Kriege gegen die Abtrünnigen rührten nur von dem gründlichen Hasse gegen dieselben her, und daß ihnen ihr sonst so besonnener Verstand stille stände über den unbegreiflichen Unverstand der Belgier, die sich um nichts und wieder nichts in den Strudel einer Revolution gestürzt, und freywillig die Bande ihrer Wohlfahrt zerschnitten hätten. Dazu der Stolz, sich von einem Volke verschmäht zu sehen, welches in moralischer und intellectueller Hinsicht weit unter ihnen stand. So war die warmblütigste, hochherzigste, eigennutzloseste Allianz zwischen allen Interessen gegen die Südprovinzen von selbst fertig, die Holländer erhielten, zum ersten Male seit sie existiren, einen ritterlichen Schwung, und als characteristisch wird vom Verf. angeführt, daß kein Lied dazumal so häufig von den Bänkelsängern gesungen und so wohlgefällig angehört worden, als das Körner'sche: »Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus.« Doch prophezeyt er, nachdem er noch verschiedene zufällige Gründe des Paroxysmus angegeben, demselben ein friedliches Ende. Der Holländer werde einsehen, daß er zum Ritter nicht geboren, aber wohl zum vernünftigen Manne, der nicht für ein Phantom seinen Nachbar mit Krieg überzieht, wenn er sich ehrlich und friedlich mit ihm verständigen kann. Seine übrigen Blicke in die politische Zukunft lassen wir unerörtert, geben aber aus denselben noch diese Characterschilderung des Holländers im Auszuge. Er hat keine Sinne, die sich bezaubern lassen, wie der Italiener; er läßt sich nicht, wie der Franzose,

vom Witz bestechen, vom Ehrgeiz anspornen; er hat keine Phantasie wie der Deutsche, die ihm Luftschlösser baut, und ihn die wirkliche Welt vergessen macht, die, wenn es ihm schlecht geht, ihm Mährchen erzählt, ihn speist wenn ihn hungert, tränkt wenn ihn durstet, tröstet wenn er klagt, und zum freyesten Menschen macht, »und wäre er in Ketten geboren.« Dunkle Empfindungen sind ihm fremd, er weiß was er will und was er bedarf.

In den Porträts der königlichen Familie wird uns ein höchst wohlthuendes von der Person des väterlich gesinnten und standhaft königlichen Regenten gegeben, dessen anerkannte Bürgertugenden und ganz besondern Verdienste um Brüssel wenigstens dort einen andern Dank verdient hätten. »Man muß die Menschen und zweytens die Belgier nehmen wie sie sind,« sagt Herr Wienberg. Die Stiftung des philosophischen Collegiums hat vielleicht den Hauptmoment zum Umsturz der Verhältnisse gegeben. Auch die der neueren Aufklärung sich zuneigenden Belgier vertrugen es schlecht, daß die Holländer sie darin weiter zu bringen übernahmen; sie meinten, wenn sie vorwärts gehen wollten, es ohne Guide zu können. Sonst heißt es von den Belgiern: »Ihre Leiber sind stark und gewandt, ihre Schultern breit, ihre Stirn wie von Eisen, aber hinter dieser Stirn liegt die Verdumpfung eines Geistes, den lange Zeit hindurch kein neuer Wind der Lehre aufgerüttelt hat, und in ihrer Brust ängstigt sich ein Herz, das in eben so langer Zeit durch kein hohes Gefühl, keine frische That mit Mannesmuth und kecker Lebenslust erfüllt wurde.« Er räumt ein, daß sich der Freund der Freyheit ihrer zu schämen habe. — Die übrigen Glieder der königlichen Familie sind mit einer Billigkeit und Anerkennung porträtirt, wie man es von einem Enragé für die Republik kaum erwartet.

Kein europäisches Land ist so reich an bevölkerten Städten als Holland. In wie geringer Entfernung von einander liegen Rotterdam, Delft, der Haag, Leiden, Harlem und Amsterdam, alle bedeutend in der Vorwelt und Gegenwart. Delft ist die Stadt der großen Todten und der reichen Leute, die für den Geschäftsverkehr todt, sich hierher zurückziehen. Wilhelm von Oranien, Hugo Grotius und Maarten Tromp schlafen in den Kirchen. Die Kunst hat dafür gesorgt, daß die Erinnerung an die alten Oranier in Holland populär blieb; es cursiren die gelungensten Porträts aller ihrer großen Männer durch das Land, und jeder Schulknabe kennt sie. Bey der Gelegenheit wird Hugo Grotius dem Erasmus von Rotterdam vorgezogen, und ihm, dem in Delft Gebornen, ein Denkmal gegönnt, welches dem erzenen jenes in Rotterdam das Paroli

böte. Der Verfasser versäumt den günstigen Moment nicht, gegen die todte Gelehrsamkeit zu Felde zu ziehen; Grotius männliche Gelehrsamkeit habe sich über den Schulstaub erhoben, und er vergleicht ihn um deßhalb etwas seltsam mit Niebuhr.

Von den alten Sektirern redend, deren einer, Joris von Delft, aus jener Stadt der Todten gebürtig ist, kommt der Verf. auf eine Versicherung, die befremdet, daß nämlich Volksberedsamkeit die starke Seite der Holländer sey. Er zählt vier Töne auf, welche, in der Macht der holländischen Sprache, richtig angewandt, unfehlbar in den großen Haufen einschlügen — den beweglichen und kläglichen Ton, den pathetischen und prahlenden, den dumpfen Geister- und den spaßhaften Kasperleton. Mit diesen Tönen könne der Redner aus dem gemeinen Volke machen, was er will; daher der ungemeine Einfluß der ältern Rederijker, welche den Aufstand gegen die Spanier gepredigt. Wie er diesen allgemein aufgestellten Satz für die Gegenwart beweisen will, läßt übrigens der Verfasser unerörtert, und wir bleiben hier entweder mit bescheidenem Zweifel stehen, oder derselbe retirirt zu jener Behauptung, daß der Nationalholländer unempfindlich und kalt ist, und nicht durch Phrasen, sondern durch den Calcül über sein Interesse sich aus der Ruhe bringen läßt.

Das ungeheure Naturaliencabinett ist das letzte Residuum von Leyden's ehemaliger Größe. Die armen Professoren müssen Herrn Wienberg's Abneigung gegen die Holländer büßen: es sey kein einziger eminenter Kopf daselbst. Er macht die Bemerkung, daß die alte Philologie in Aegypten ihren Anfang nahm, und in Holland ihr Ende fand, und zieht eine witzige Parallele zwischen den Bewohnern beyder Länder, zu deren Eigenschaften auch die gehört, daß sie vortrefflich Hunger leiden können, was ihm zur Schilderung der Noth der Leydener Bürger während ihrer berühmten Belagerung Anlaß gibt. — Schill's Kopf, den man in Spiritus in der Leydener Akademie aufbewahrte, ist seit einigen Jahren verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin.

Jede Stadt in Holland hat ihr ausschließendes Gewerbe, ihren besondern Geruch. Harlem riecht nach Blumen und Blumenzwiebeln, es ist das holländische Schiras, das Harem der Blumen. In früheren Zeiten ging der Handel damit ins Unglaubliche, eine schöne Tulpe und Hyacinthe kostete nicht viel weniger, »als eine schöne Tschirkassierin.« Die Bildnisse der reizendsten Blumen wurden in Europa an die Liebhaber umher versandt. Es ist aus den officiellen Registern beglaubigt, daß die Tulpe, genannt Admiral Liefkees, 5200 Gulden kostete, und

eine andere, der semper Augustus, 4500. In gewissen Jahren soll Harlem zehn Millionen im Blumenhandel stecken gehabt haben. Jetzt freylich steigt der höchste Preis nicht über 15 Gulden. Der Verfasser zieht den Schluß, daß eine Zeit, die solche Blumennarren in ihrem Schooße trug, unfähig gewesen, große, öffentliche Charactere zu erzeugen, und meint, daß jede Liebhaberey über kurz oder lang der wahren Liebe Abbruch thue. Die Liebhaberey kam erst mit dem westphälischen Frieden auf. — Von Thümmel's berühmter Harlemer Wirthin findet er nichts mehr, und mag nicht nach ihr fragen. Mährchen gibt es indeß genug daselbst, und der erste Theil des Buches schließt mit der Wiedererzählung und Widerlegung eines derselben, welches einen europäischen Character angenommen, und unsern Patriotismus als Deutsche aufruft. Die Holländer behaupten nämlich, daß in ihrer guten Stadt Harlem von einem gewissen oder fabelhaften Koster die Buchdruckerkunst erfunden, daß ihm aber dieselbe gottloser Weise von einem spitzbübischen Diener oder Gesellen, Faust, gestohlen worden, welcher damit bey Nacht und Nebel nach Mainz geflüchtet, und dort sich und den Deutschen den Vortheil und die Ehre angeeignet habe. So absurd die Erzählung klingt, so sehr dagegen alle historisch beglaubigten Facta sprechen, ist sie doch von Generation zu Generation in Holland übertragen und aufgewärmt, ja endlich durch eine hohe Obrigkeitsmaßregel, die eine officielle »Kosterfeyer« vorgeschrieben, constatirt worden, dergestalt, daß der loyale Holländer heut gedrungen ist, an dem Glauben von der vaterländischen Entstehung der Buchdruckerkunst fest zu halten, und die Kritik aus Respect und Vaterlandsliebe schweigen muß. Nach unserer Ansicht hat Herr Wienberg in einer umfassenden und witzigen Deduction die holländischen Ansprüche ad absurdum verwiesen. Sie ist zu sehr auf Factis begründet, um hier einen Auszug geben zu können. Unser Autor will den genannten Lorenz Koster, dem die Buchdrucker von Harlem und das Collegium Medicum daselbst Standbilder errichten lassen, den einige Gelehrte zu einem Senator, Bürgermeister und Abkömmling der alten Familie der Brederodes stempeln, die ältern Scribenten aber nur als simpeln Küster an einer Kirche — daher der Name — anführen, am Ende gar auf ein Nichts zurückführen.

Dieß wäre der Hauptinhalt des ersten Theils, und wir können mit Fug sagen, des Buches. Reich an Materie, reich an Witz, wurde er in Erwartung dessen, was noch kommen sollte, verschlungen. Aber der zweyte Theil ließ lange warten, und als er nun erschienen, vor kurzer Zeit, sah man, daß man nur eine unnöthige Erwartung gehabt. Fast sieht dieser dünne zweyte,

aus Raff- und Leseholz zusammengescharrte zweyte Theil wie eine Verirung des Publicums aus. Aus aller Welt Enden sind darin Brocken aufgenommen und verarbeitet, wir erfahren etwas von den Javanesen, etwas von alten Bädern, alten Malern, Dichtern, Kataloge von Geldsorten und Schildereyen, und sind zufrieden, wenn ein Brosame von Holland selbst sich darin findet. Ist Holland wirklich so arm, daß es nicht Stoff zu zwey Bänden liefert, oder ging nur dem Verfasser Stoff und Lust aus?

Da wird uns ein Kapitel geschrieben von einem schlechten Orgelconcert zum Besten der kranken Freywilligen, worüber die Holländer selbst gelacht, wenn es nicht zum Bemitleiden gewesen wäre. In einem anderen, ungleich interessanteren, theilt der Verfasser uns Nachrichten über den großen holländischen Dichter Vandel mit, der, ein echter Dichter, die Zier seines Landes, jetzt vergöttert, und doch in Armuth, verlassen, umgekommen. Schon vor Herrn Wienberg haben geachtete Namen uns auf unsere Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht, von diesem Dichter bisher so durchaus keine Notiz genommen zu haben. In seinen, der französisch classischen Manier sich nähernden dramatischen Werken steht er unserer Zeit freylich allzufremd, allein durch seine Poesien haucht ein Dichterfeuer, das uns, nach den wenigen durch den Autor mitgetheilten Proben in der Uebersetzung, alle Achtung für ihn einflößen kann. Wie schön der Anfang seines Rheinliedes:

O schöner Rhein, mein Jugendtraum,
Soll ich von fern dein Lob besingen,
Der ich gespielt an deinem Saum?
Du kannst aus Schweizer Alpen springen,
Du Ader von dem schönsten Weib,
Bruder der Donau, du nach Norden,
Nach Osten sie, aus Einem Leib
Entsprungen, und sich fremd geworden,
Von einer Mutter in Eis und Schnee
Und Regen geboren auf der Höh'.

Wir bedauern, es nicht ganz hersetzen zu können: doch stehe noch eine Strophe aus der Mitte:

O meines Rheines lautere Fluth,
Du bis zum Tode meine Labe,
Wie Manchem gabst du Ehr' und Gut,
Wie hohe Titel manchem Grabe,
Welch großen Namen manchem Land,
Der Helden über dich gezogen,
Aufpflanzend Ruhm an deinem Strand,
Wie oftmals theilten deine Wogen,
Wenn sie die deutschen Krieger sahn,
Ihr Heldenglühn bey ihrem Nahn.

Braucht es demnach noch gesagt zu werden, daß Vandel ein Mann von tiefem Gefühl war? Von großen Ideen erfüllt, dem Gedanken der großen germanischen Einheit unter einem römischen Kaiser, und der Einheit des Glaubens, deren Sitz auf Petri Felsen gebaut, huldigend, dabey mit freyer Zunge begabt, die was er fühlte und dachte nicht verbergen mochte, war sein Leben ein bewegtes, vielfachen Kämpfen unterworfenes. Er starb neunzig Jahre alt. Es gereicht dem Verfasser zur Beruhigung, anführen zu können, daß Vandel ein geborner Deutscher war (aus Köln), und erst durch Einwanderung seiner Aeltern Holländer wurde. Sein Trauerspiel Gysbrecht van Amstel, eine Art Ritterstück aus Amsterdams Vorzeit, läßt der Patriotismus der Amsterdamer Kaufleute noch alljährig zu Weihnachten über die Breter schreiten.

Das Kapitel »der Rhein und Ich« sey den Lesern als eine allegorische Dichtung bestens empfohlen. Belehrender ist das über die vielen Vereine, gestiftet zur Erreichung verschiedener Zwecke, aus denen er die Hinneigung der Holländer zum aristocratisch-republicanischen Geiste bewiesen sieht. Die Maatschapij (Vereine) tot nut van't algemeen ist der ausgebreitetste in Holland, und hat viel Gutes gewirkt. 1784 zu Edam errichtet, jetzt mit dem Hauptsitz in Amsterdam, zählt er in diesem Augenblick 192 Departements und 13,188 Mitglieder. Der jährliche Beytrag des Mitgliedes ist sechs Gulden (holländisch, à etwas über 45 kr. Conventionsgeld), und man mag auf die Wirksamkeit dieses Vereins im Ganzen schließen, wenn man erfährt, daß allein das Haager Departement bisher für diesen geringen Beytrag in ihrer Stadt ins Leben gerufen hat: 1) eine Lesebibliothek fürs Volk und die Jugend; 2) eine Schule mit sechs Lehrern; 3) eine Zeichenschule; 4) eine Sparbank, die von einem halben Gulden an Gelder nimmt, sie mit vier Procent verzinst, und schon 1830 einen Werth von über dreymalhunderttausend Gulden hatte; 5) den Volksunterricht durch unentgeltliche öffentliche Vorlesung etlicher Werke der Gesellschaft. Die Gesellschaft verdankt ihren Ursprung dem verdienstvollen Generallieutenant van der Bosch, der in Java durch die treffliche Oekonomie eines aus China geflüchteten Mandarinen zum überreichen Manne geworden, und von seinen Millionen verwandte, wüste Strecken seines holländischen Vaterlandes nach den chinesischen Grundsätzen urbar zu machen, und zwar zum Besten der Dürftigen, woraus die hier wohlthätigen Armencolonieen erwachsen sind.

Unter den zahllosen andern Genossenschaften ist auch die zur sittlichen Besserung der Sträflinge zu beachten, welche vor vielen anderen das voraus hat, daß sie auch für die Gefangenen nach

der Zeit ihrer Gefangenschaft Sorge trägt. Es gibt auch eine Gesellschaft zur Beförderung des Wohlstandes, welche mit den anderwärts gestifteten Bürgerrettungsvereinen denselben Zweck hat.

Nach so vielem Lobe muß, um es auszugleichen, ein gehöriger Tadel folgen. Nachdem der Verfasser uns gesagt, daß der Häringsfang und Beukelsohn's Erfindung die Hauptquelle des holländischen Reichthums gewesen, und gezeigt, wie dieser und der überseeische Handel in Schwung und darauf in Abnahme gekommen, — seltsamer Weise wird hier als ein Hauptgrund die ungeheure Aufhäufung der Kapitalien angeführt; die Kapitalisten speculirten lieber auf fremde Anleihen, als in ihrem eigenen Handel, der ihnen nur 2 bis 3 Procent abwarf — aber der Trost den Holländern gelassen, daß noch immer ein bedeutender Handel ihnen bleiben müsse, — führt er uns auf ihre Seereisen und in ihre Colonialverwaltung. Jene gewähren ein glänzendes, diese ein trauriges Bild. Er entwirft einen schlagenden Vergleich zwischen ihnen und den Spaniern, als Seefahrer und Eroberer. Die Spanier traten als Ritter auf, die Holländer als Krämer. Stumm und schweigend sind Beyde, aber der Spanier brütete, der Holländer calculirte, auf des Spaniers geschlossener Lippe saß Stolz, Verwegenheit, Verachtung, auf des Holländers Kälte. Den Spanier und Portugiesen sah der Indianer als bösen Dämon an, den Holländer als Seinesgleichen. Ohne ihn zu fürchten oder zu hassen, leistete er ihm Vorschub gegen den Portugiesen, und gestattete ihm arglos die Anlegung von Faktoreyen an seinen Küsten. Allein schon im Verlauf seiner Kämpfe mit den Portugiesen sahen die Eingebornen dem Holländer durch die Maske seiner Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit. Der Todstreit zwischen ihnen zieht sich noch bis heute hin, bald offen, bald heimlich ausbrechend. Die Holländer halten sich nur durch die Mittel einer schlauen Politik, durch das divide et impera; »durch Gewaltstreiche, Waffen, Grausamkeiten« kämen sie einem allgemeinen Aufflammen zuvor. Unähnlich, heißt es, den Spaniern, die auf ihre Opfer losstürzten, und nicht eher rasteten, als bis ganze Königreiche ihnen zitternd zu Füßen lagen, überließen sie praktischer die völlige Erringung der Herrschaft dem schleichenden Laufe der Jahrhunderte, völlig zufrieden, die größtmöglichsten Handelsvortheile aus ihrer jährlich wachsenden Ueberlegenheit herauszuziehen. Die Eroberungen der Spanier wären mit schuldlosem Blute gedüngt, die Menschlichkeit könne schaudern; bey der Geschichte der holländischen Colonisation in Asien aber ergrimme man über »den niederträchtigsten Wuchergeist, der mit der trockensten Miene und mit dem kältesten Blute alle Blüten der Menschheit mit Füßen träte, um nur Muscatblüthen und

Kaffeebohnen dafür einzutauschen.« Nach einer solchen Lectüre könne man sich nicht der Abneigung gegen eine Nation erwehren, deren Moralkatechismus sich so wohl mit dem herzlosesten Egoismus vertragen hat. Leider stimmen alle bisher aufgestandenen Zeugen mit diesem Urtheil unsers Verfassers. Von den Javanesen berichtet er viel Interessantes, und daß sie, ein fein gebildetes asiatisches Volk von abenteuerlichem Freyheitsschwindel ergriffen, erst durch die Europäer in den Zustand der Wildheit zurückgebracht wären. Der Herrschaft der Holländer auf Java wird, wenn die Zeit gekommen, ein gewisses Ende geweissagt.

Den bedeutenden Rest des Buches nehmen Aufzählungen der holländischen Maler, und dessen, was sie geleistet, ein. Herr Wienberg kennt das Terrain, liefert uns auch manches, was wir nicht wissen, doch ist das alles nur Füllwerk, um das Buch voll zu machen. Die Gemäldesammlungen im Haag, in Amsterdam und im Hause im Busch (vom Haag, einem Jagdschloß der Oranier) werden bis auf ein historisches Familiengemälde im letztern nur so durchgegangen, daß sie füglich hätten ganz fortbleiben können. Viel interessanter wäre uns eine Entwicklung gewesen, wie die alte niederländische Schule sich im Laufe der Zeiten, und namentlich durch die französische, hindurch entwickelt oder fortgelebt habe. Statt dessen erfahren wir nicht mehr, als daß die heutigen Maler in Holland just noch dieselben Gegenstände sich zum Vorwurf wählten, wie die alten. Ref. glaubt hinzusetzen zu dürfen, daß im Haag und Amsterdam sich ganz vortreffliche Maler in dem Genre ihrer Ahnen ausbilden, nachdem der französische Uebergang abgestreift ist und mehr und mehr wird, daß aber die Alten, was Technik und kernige Naturkraft betrifft, ewig bleiben werden, und vielleicht unerreicht. Die goldene Zeit der holländischen Kupferstichkunst ist vorüber. Die lustigen Anecdoten von dem Volkscharacter, dem Maler Jan Steen müssen gelesen werden; sie gehören weder für den Auszug, noch für die Kritik. Zu diesen Kunstkapiteln gehört noch eine Beschreibung der prachtvollen, bunten Fenster der Kirche von Gouda, nicht mit der Kirche entstanden, sondern sehr alte Reste der niederländischen Glasmalerey, die in dieser neueren Kirche zusammengetragen sind. Als Anhang folgen Uebersetzungen alter Volkslieder, von denen doch nur die, auch sonst schon bekannte Ballade vom Grafen Floris echt, und allein holländischen Ursprungs seyn möchte. Die andern finden sich, wie es freylich bey allen echten Volksliedern der Fall seyn wird, unter andern Völkern wieder.

Art. VIII. Histoire de la restauration et de causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons. Par un homme d'état. Bruxelles, Louis Haumann et Comp., libraires. 1831—33. 8 volumes. 12.

Die Kunst der Geschichtschreibung, denn wir können dieselbe nur für den Erguß einer künstlerischen Natur halten, mußte, wie alles höhere intellektuelle Leben in Frankreich, durch die Revolution einen ungeheuren Stoß erhalten. Schon wo die Parteyung alle Einheit des Lebens stört, wird man vergebens große historische Erzeugnisse suchen, wenn auch Thucydides und Machiavell unter ganz besondern Umständen das Gegentheil zu beweisen scheinen. In der Zeit, von welcher wir sprechen, kam indeß noch eine andere, höchst bedeutende Ursache hinzu, jedes wissenschaftliche Treiben zu vernichten, und dieß war der Charakter des Vandalismus, welchen die Revolution an sich trug, oder, was dasselbe ist, die Auflösung aller religiösen, moralischen und geistigen Grundlagen der Gesellschaft, die sie vorzugsweise herbeyführte. Wie dasselbe auf geschichtliche Darstellungen und den Sinn dafür einwirken mußte, wird von selbst klar, wenn man bedenkt, daß sich in dem wahren Geschichtschreiber gerade die höchste Kraft des socialen Lebens abspiegeln muß; wo dieß also gänzlich verderbt und erloschen ist, auch jenes in der Regel unmöglich wird. Die französische Revolution setzt aber durch ein einziges Factum gänzlich ins Klare, was von ihr für historische Bestrebungen zu erwarten war. Die von M. de Brequigny auf Befehl des Königs kurz vor der Revolution angefangene berühmte Redaktion der sämmtlichen geschichtlichen Urkunden Frankreichs, und eben so eine anderweite Sammlung von Urkunden aus dem Archive der Klöster, Communen und Privaten, ward im Jahre 1793 nach einer würdigen Allocution Condorcets über die Abscheulichkeit dieser Monumente, welche die Ungleichheit der Menschenrechte bezeugten und propagirten ,auf dem Platze der Piquen in dreyhundert sieben und zwanzig Volumes und 39 Kisten öffentlich verbrannt. Wie die Göttin der Gerechtigkeit nach der Fabel einst von der Erde entwichen, so mußte auch nach solcher Barbarey die Muse der Geschichte aus dem Lande des Terrorismus entfliehen. Unter dem Kaiserreich lebte mit der Wiederkehr äußerer Ordnung auch die Wissenschaft wieder auf; allein auf dem mit Blut und Mord gedüngten Boden konnte sie nur spärliche Früchte treiben. Was indeß besonders die Geschichtschreibung betrifft, so entfalteten sich allmälich zwey Hauptrichtungen, beyde begründet und hervorgehend aus dem dermaligen Zustande Frankreichs.

Schon früher hatte sich, wie bekannt, aus dem gesellschaft-

lichen Leben dieses Landes die Weise der Memoiren gebildet, und beynahe jede höhere Art der Geschichtsforschung verdrängt. Ein Resultat, welches sich überall kund gibt, wo die Societät sich ihrem Verfalle nähert, und statt der großen, allgemeinen Interessen nur diejenigen des niedern Privatlebens übrig bleiben, wie denn dieß auch die späteren Byzantiner bezeugen. Nach der Revolution gesellschaftete sich hiezu noch die mit derselben verbundene Ausgestorbenheit des geistigen Lebens und der höhern Anschauung, und hieraus ging denn das hervor, was man jetzt die école descriptive nennt. Mehr oder weniger eine detaillirte Erzählung historischer Begebnisse nach ihrer Reihenfolge und äußerer Entwicklung und Erscheinung, ohne irgend auf ihren innern Ursprung zurück zu gehen. Eine Weise der Geschichte, die neben jenen obigen Ursachen zugleich aus dem vielfältigsten Kampfe der verschiedensten Ansichten entspringt, und die, weil jedes Prinzip bestritten wird, die bloße Aufzählung der Fakten sich zur Aufgabe setzt. Die andere Richtung der französischen neueren geschichtlichen Schule ist diejenige, welche zwar einen innern Grund der Geschichte anzunehmen scheint, und daher mehr eine reflektirende als bloß erzählende Weise verfolgt; weil aber eben der gesellschaftliche Zustand kein allgemeines Prinzip der Wahrheit annimmt, so drehen sich ihre geschichtlichen Anschauungen nur um den Mechanismus des Zufalls; ein bloßer Fatalismus ist die Basis ihrer historischen Gebäude. Sie weisen allerdings mehr nach, als den bloß äußern Zusammenhang der Dinge, sie verstehen die organische Entwicklung des socialen Lebens begreiflich zu machen, indeß knüpfen sie dasselbe an kein höheres an, und so werden die großen historischen Erzeugnisse der Weltordnung ihnen weiter nichts, als Erscheinungen, die kommen, und spur- und zwecklos vorübergehen. Dieß ist die école fataliste der niedern Historie in Frankreich, die noch die besondere Eigenthümlichkeit begleitet, daß sie jede moralische Werthschätzung der historischen Individualität beseitigt, und Laster und Tugend in gleicher Maßnahme vorüber führt. Thiers und Mignet stehen an der Spitze dieser Schule.

Beyde Richtungen, sowohl die école descriptive als die école fataliste, sind, wie man sieht, die gewöhnlichen Auffassungen des menschlichen Geistes, entweder bloß dies äußere Leben und die Erscheinung verfolgend, oder nach den innern Ursachen fragend, hier allerdings bedingt durch den dermaligen gesellschaftlichen Zustand Frankreichs.

Capefigue, denn dieß ist der Verfasser der uns vorliegenden Geschichte der Restauration, gehört zu der erstern der beyden, eben geschilderten modernen Geschichtsauffassungen, zu

welcher Barante in seiner Geschichte der Herzoge von Burgund die Bahn brach. Schon früher hat Capefigue sich durch geschichtliche Leistungen ausgezeichnet, und zuerst durch seinen Versuch über die Einfälle der Normannen in Gallien, vor allen aber durch die Geschichte Philipp August's, eine von dem Institute gekrönte Preisschrift, einen Namen gemacht. Letzteres Werk besonders ist aus fleißigem Studium der Quellen und Urkunden hervorgegangen, und erhebt sich daher über die gewöhnlichen Schöpfungen der neuern Historiker Frankreichs. In sofern kann man daher sowohl Barante, wie Capefigue und Monteil, als die in der neuern Zeit den Weg oberflächlicher geschichtlicher Reflexionen verlassen, zu dem ernsteren Studium der Quellen zurückkehren, und sich mehr oder weniger an den ältern Forschungsgeist der Benediktiner-Schulen wieder anschließen, als die Anfänge einer gründlichern und auf unmittelbarer Anschauung beruhenden Geschichtskunde betrachten. Durch sie hat auch die école descriptive sich über die bloß beschreibende und erzählende Weise der Memoiren erhoben, und obgleich ihrer Natur und zeitigen Entstehung nach das Prinzip ausschließend, und sich gleichsam indifferent bewegend, dennoch eine mehr lebendige und künstlerisch historische Darstellung gewonnen. Was in der neuern Zeit in Deutschland durch v. Raumer, Ranke, Müller und Andere in dieser Hinsicht allerdings in umfassenderer und gründlicherer Weise geleistet worden, dem sind jene Bestrebungen in Frankreich zu vergleichen.

Eine Geschichte der Restauration in Frankreich zu schreiben war allerdings keine geringe Aufgabe. Wo sich der Parteyenkampf entwickelt hat, wo eine solche Menge von Erscheinungen, das Auf- und Abtreten öffentlicher und auf das sociale Leben influirender Personen sich jeden Augenblick wiederholt, wo endlich sich der Kampf zweyer großer Prinzipe, welche Europa bewegen, in einem der bewegtesten Lebenspunkte desselben darstellen, wird ein beynahe übermenschliches Studium aller dieser unzählbaren Details erfordert, da ist endlich ein einfacher, niemals sich verwirrender Ueberblick nöthig, um den stets unter den Händen sich verwandelnden Proteus fest zu halten, und das geschichtliche Drama als ein Ganzes durchzuführen. Bis jetzt haben es daher nur zwey der bedeutendsten Historiker Frankreichs unternommen, diesem Unternehmen sich hinzugeben, nämlich eben unser Verfasser und Lacretelle, von dem wir später noch sprechen werden. Schon die äußere Anlage eines solchen Werks ist höchst schwierig; eine Menge von Episoden, von Nebenvorfällen stören fortwährend den einfachen Gang der geschichtlichen Aktion, und dennoch dürfen sie nicht vergessen werden; endlich aber wird es

äußerst schwer, die große Masse der Details mit einander zu verbinden, ohne daß sie das Ganze verwirren und beschweren.

Hierin nun, glauben wir, muß man dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hält den Hauptfaden seines geschichtlichen Vorwurfs fortschreitend fest, und gruppirt an denselben die andern Zufälligkeiten in einzelnen Abschnitten, z. B. affaires étrangères, les partis, la cour, l'administration, ohne daß dadurch der Zusammenhang unterbrochen werde; im Gegentheil weiß er denselben einen so allgemeinen Anstrich zu geben, daß sie zu noch näherer Verständigung der eigentlichen historischen Fakten dienen. Die Hauptabtheilungen geben die großen Ereignisse der Restauration selbst; frühere Versuche der Bourbons für ihre Herstellung in Frankreich, die wirkliche Einsetzung der vertriebenen Familie nach dem ersten Pariser Frieden, die Rückkehr Napoleons von Elba, die Geschichte der hundert Tage. Zweyter Einzug der Alliirten in Paris und die Rückkehr der königlichen Regierung. Das Ministerium Richelieu, das Ministerium Decazes, das zweyte Ministerium Richelieu und endlich das Ministerium Villèle und der spanische Krieg.

Mit welcher Gesinnung und Tendenz übrigens der Verfasser sein Werk begonnen hat, bezeichnet er selbst am besten mit folgenden Worten der Vorrede: »Darf ich es verhehlen,« spricht er, »daß ich der Ordnung der Dinge anhing, wie sie das Königthum der Bourbons im Jahre 1814 begründete? Ich hätte gewollt, daß sich die Restauration durch die Freyheit des Landes befestigte, und daß eine Krone, die da mit unserm alten Nationalruhme zusammengewachsen war, sich in dem Glanze unserer neuen Civilisation verjüngte. Die Fehler der Regierung, der persönliche Charakter des letzten Königs der ältern Linie der Bourbons haben es anders entschieden, damit das Geschick erfüllt würde.— Ich habe meine Manuscripte noch einmal gelesen (der Verfasser hatte nämlich sein Werk schon vor der July-Revolution angefangen), und wenig verändert, meine Ansichten blieben dieselben; ich hatte den traurigen Vortheil, richtig und weit zu sehen. Was nur Conjectur war, hat sich in Thatsache verwandelt. — Ich schmeichle der neuen Gewalt nicht. Die Männer und die triumphirende Partey von heute haben sich in den verschiedenen Geschicken der Restauration Vorwürfe zu machen, ich werde sie nicht verschweigen, denn was kümmert die unbeugsame Historie die Macht? Nichts ist geschrieben, als aus authentischen Dokumenten, öffentlichen Aktenstücken, den ersten Grundlagen der Geschichte.«

Man sieht, daß der Verfasser einmal durchaus unparteyisch erscheinen will, dann daß er eben so wenig zu den äußersten Enden der beyden Hauptparteyen Frankreichs gehört, nämlich weder

zu den Ultraroyalisten, noch zu der äußersten Linken. Ihm schwebt, und dieß geht durch das ganze Werk hindurch, die Idee einer gemäßigten konstitutionellen Monarchie, und zwar nach dem neuern Begriffe der Zeit, als das höchste Ziel seines Vaterlandes vor. Hierin theilt er dieselbe Ansicht mit seinem Gefährten auf gleichem geschichtlichen Felde, Lacretelle. Nur ist dieser mehr Spiritualist, hat seine Gedanken auf dem Wege des Gedankens und der Spekulation gewonnen; daher ist ihm die konstitutionelle Freyheit des Landes ein Lebensprinzip, eine aus dem Innersten der Seele hervorgehende Anschauung, welcher er sich ganz hingibt. Hierdurch entsteht auch eine große Verschiedenheit der Darstellung in beyden Schriftstellern. Lacretelle ist feurig, seine Schilderung oft poetisch, die Weise seines Vortrags nicht sowohl erzählend, als nur die Hauptmasse seines Vorwurfs in großen Bildern gruppirend, um sie so dem Leser in aller Stärke seines eigenen Gefühls wieder zu geben. In unserm Verfasser hingegen stellt sich mehr die kältere und besonnenere Anschauung des Staatsmannes dar, welcher in der Administration selbst die Anwendung der neuen politischen Ideen beobachtete.

Ehe wir nun weiter gehen, und von den speziellen Daten des vorliegenden Buches sprechen, müssen wir zuvor im Allgemeinen dieser politischen Ansicht des Verfassers näher gedenken, da sich hierauf besonders die Ursachen begründen, welche den Sturz der ältern Linie, nach ihm, herbeygeführt haben (les causes qui ont amené la chûte de la race ainée des Bourbons). Der Verfasser und mit ihm ein großer Theil des lebenden Geschlechts in Frankreich will nämlich die Monarchie, indeß in Verbindung mit den, wie man glaubt, in der neuern Zeit unabweisbar gewonnenen gesellschaftlichen Entwicklungen; Befreyung von jeder individuellen Beschränkung, möglichste gleiche Concurrenz und Theilnahme an der Verwaltung und Verfassung des Staats, Gemeinschaft aller und jeder Interessen, endlich die Monarchie dieß alles verbindend und fördernd, ohne es in seiner Entwicklung zu stören. Durchaus entgegen stand diesem System die ältere feudalistisch-monarchische Verfassung des Staates. Die Privilegien der Geistlichkeit, des Adels mit Inbegriff der vielfältigen lokalen Berechtigungen der Städte, Korporationen und Privaten schienen der neuern Theorie gerade das Verderblichste, und ein Rückschritt der Gesellschaft, die jene Zustände eben mit Anstrengung aller Kräfte und gleichsam nach einem ungeheuern Naturprozeß gewonnen hatte.

Das Kaiserreich hielt jene neue Kraft und Macht der Gesellschaft gleichsam gefangen, seine soldatische Despotie und seine Siege hatten sie unterdrückt oder eben so vergessen gemacht. Die

Restauration nun sollte sie von Neuem erwecken, und im Fortgange der Zeit naturgemäß entwickeln.

Diese Ansicht wollte sogar eine geschichtliche Begründung für sich ansprechen, wie man am besten in Lourdoueix, einem ausgezeichneten royalistischen Schriftsteller der Zeit, folies du siècle ersieht, und die in den verschiedenen Schulen Frankreichs sehr verbreitet ist.

Nach ihm hat sich, seit erobernde Völker die primitiven und eingebornen überzogen, überall ein Zustand der faktischen Gewalt hinter jener, und des natürlichen Rechts hinter dieser gebildet. Diese beyden Interessen (le fait et le droit) reagiren seitdem beständig gegen einander, und bildeten namentlich in Frankreich während des Mittelalters die verschiedenen Richtungen des Feudaladels, des Priesterthums und der Communen. Beyde letztere gingen aus dem unterdrückten Volke hervor, und erzeugten fortwährend die Opposition oder ein Streben, über die Gewalt ihrer Eroberer wieder Herr zu werden. Die Könige leiteten diese Bewegung, und unterstützten die Freymachung von den vielfältig bindenden Interessen jener Zustände, oder sie begünstigten die Civilisation, deren Hauptstreben Einheit der Interessen aller ist. Die Revolution vollendete, obgleich gewaltsamer Weise, was so früherhin eingeleitet war, und durch die königliche Gewalt in ruhiger und gesetzlicher Weise sich entwickelt hätte. Priesterthum, Adel und Communalwesen, lokalisirt und durch Gutsbesitz verkörpert, war verschwunden, die Gleichheit aller vor dem Recht und zu öffentlichen Lasten und Verpflichtungen festgestellt. Das Kaiserthum hatte diesen Zustand im Wesentlichen nicht geändert, und die Restauration überkam also die Gesellschaft mit den Fortschritten, welche in der Natur der Dinge begründet waren, und die sie nicht hindern durfte, ohne sich selbst mit der Zeit und dem ganzen Volke in Widerspruch zu setzen. Ganz diesem entgegengesetzt galt es den Bourbons nur, die vorzugsweise Begünstigung und Wiederherstellung des alten Adels, seine möglichste Stabilisirung durch Besitz und Hofstellen, die Ausbildung des Clerus im frühern Sinne und die gewaltsame Zurückdrängung aller neueren politischen Elemente, endlich übermäßige Ausdehnung der königlichen Prärogativen (une restauration fondée sur l'idée du droit divin et de la légimité absolue). Daher heißt es p. 14 des ersten Theils:

Dans toutes les phases de la fortune la maison des Bourbons est demeurée avec ses grandeurs, ses préjugés et ses chimaires. Faut-il donc s'étonner si elle s'est brisée contre les faits et si la vieille couronne de saint Louis a disparu dans la tempête? Ce que les courtisans ont appelé la *perpé-*

tuile monarchique est le plus invincible obstacle à toute conciliation. Qu'est-ce donc qu'une famille, qui veut rester avec le caractère de huit siècles en présence d'une jeune et forte civilisation?

Das oben aufgestellte geschichtliche Theorem ist indeß rein aus einer einseitigen und befangenen Ansicht entsprungen. Denn die geringste Kenntniß der früheren Geschichte Frankreichs zeigt, daß jener angebliche Zustand von Eroberern und Unterdrückern nie Statt gefunden hat, sondern wie bey den meisten bleibenden germanischen Besitznahmen eine mehr friedliche und vertragsweise Vermischung und Verschmelzung beyder Völker, der Franken und Provinzialen, erfolgte, wo sogar zuerst gegenseitige Gesetze, Rechte und Gewohnheiten jedem Volke verblieben. Guizot und seine Schule hat jenen Irrthum vorzugsweise begründet, der aber neuerdings auch in Frankreich widerlegt ward. Wir verweisen deßhalb auf das Werk: De la restauration de la société française, und besonders auf die so eben erschienene Histoire parlementaire de la révolution française, par Buchez et Roux. Die Gazette de France sagt hierüber in einem ihrer wissenschaftlichen Artikel: »Seit kaum zehn Jahren sind zwey Hauptirrthümer allgemein geglaubt, nämlich daß die französische Revolution ein Fortschritt sey, und daß dieser Fortschritt den revolutionären Grundsätzen der neuern Zeit verdankt werden müsse.« Alles dieß rührt aber von der falschen historischen Schule der Zeit her, die kühn und dreist lehrte, daß die Gallier von den Franken im eigentlichsten Sinne des Wortes erobert worden, daß der Adel die Nachfolger jener erobernden Franken gewesen, und so die Revolution Frankreich von einer nur zu langen Sklaverey befreyt habe. Das oben erwähnte Werk von Lourdoueix drückt diese Ansicht wirklich auf eine höchst naive Weise aus: D'abord les conquérans dirent aux indigènes: Nous sommes la nation, *vous n'êtes rien*; vous cultiverez nos terres, vous forgerez nos armes, vous nous donnerez une partie de vos revenus; quant à nous *qui sommes tout*, nous nous battrons pour conserver *notre proie*, nous occuperons *seuls les emplois de l'état*, nous ne payerons point d'impots, et nous aurons *seuls part aux assemblées délibérantes.* — Kann man sich etwas Unwahreres denken? und sollte man nicht eher glauben, der Verfasser habe irgend ein beliebiges Traumbild für Geschichte versehen? und doch, wie auch die Gazette versichert, wird mit diesen Ansichten schon seit 15 Jahren die französische Jugend auf allen Liceen corrumpirt.

Was nun aber das Prinzip einer konstitutionellen Monarchie selbst anbetrifft, so werden wir darüber später ein Urtheil fällen. Hier nur müssen wir bemerken, daß die ganze Anlage des vorlie-

genden geschichtlichen Werkes von vorn herein durch die oben entwickelten Ansichten eine falsche Richtung erhält. Die Meinung nämlich, daß sich durch die Revolution und den Gang der neuern Zeit überhaupt ein wirklicher, gesetzlicher und vollkommener Zustand der Gesellschaft entwickelt habe, der lediglich festzuhalten sey, führt den Verfasser zu dem Irrthume, in der neuern Geschichte Frankreichs einen bloßen Parteyenkampf zu sehen, und eben dadurch, daß sich die Bourbons an die Spitze einer dieser Parteyen stellten, nicht gleichsam über beyden standen, und dieselben mit einander zu versöhnen suchten, will er, wie oben gesagt, den Sturz derselben herbeygeführt sehen. Ihm scheint der dermalige Zustand Frankreichs wohl dem der frühern Zeiten, z. B. der Fronde oder dem in England zur Zeit der Stuarts ähnlich. Partey und Parteyung findet indeß nur da Statt, wo es sich mehr oder weniger um äußerliche, etwa rein individuelle und persönliche Interessen handelt. Hier kann allerdings gegenseitig nachgelassen, und so der Zwiespalt aufgehoben werden. Ein ganz anderes jedoch ist es, wo wirkliche Lebensfragen der Gesellschaft zum Vorschein kommen, wo eine politische Wahrheit oder ein politischer Irrthum in Rede steht, und wo endlich je nach dem Siege des Einen oder des Andern die Gesellschaft besteht oder zu Grunde geht. Dann sind die Parteyen, oder besser die Gegensätze, welche zum Vorschein kommen, bloß Ausdrücke der wahren oder falschen Idee, und eine Conciliation, eine Versöhnung zwischen ihnen, ist eben so wenig möglich, als eine Versöhnung des Irrthums und der Wahrheit selbst. Nur einerseits eine erweiterte Anwendung, und andererseits eine Bekehrung ist denkbar, d. h. das falsche Prinzip muß in das wahre verwandelt werden, und bloß die Art und Weise jener Anwendung und dieser Bekehrung mag einem Urtheil anheim gestellt bleiben, und Tadel oder Lob verdienen. Wenden wir dieß auf Frankreich an, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Restauration es eben mit keiner Partey zu thun hatte, sondern daß es darauf ankam, die Grundlagen der Gesellschaft selbst wieder herzustellen. Die Revolution, welche nur die verblendetste Ansicht einen Schritt der Civilisation nennen kann, hatte eben, weil sie aus den tiefsten politischen und religiösen Irrthümern entsprang, den ganzen Organismus der Gesellschaft zerstört. Das Kaiserreich hatte das hieraus entstandene Chaos bloß äußerlich geordnet, und die Restauration überkam gleichsam eine tabula rasa, worin alle positiven moralischen Institutionen mangelten, die antisocialsten Gesinnungen massenweise und in den verschiedenartigsten Nuancirungen sich um die neue Ordnung der Dinge umherlagerten, und jeden Augenblick den Ausbruch drohten. Der Verfasser sagt

hierüber selbst: Après les grandes révolutions les opinions se changent en partis, leurs desseins en conspirations. L'opposition calme et régulière n'appartient pas aux époques d'orages; on agit alors pour *renverser*, und von den Bonapartisten und Liberalen: comment s'appuyer sur des hommes ennemis de la dynastie et qui procédaient par des révoltes et des complots? Lacretelle, der überhaupt tiefer sieht, als unser Verfasser, sagt eben so: Deux siècles avaient développé en France l'esprit démocratique, *la révolution* avait été son ouvrage et son funeste triomphe. Hier war also nicht mit einer bloßen Passivität geholfen, es galt nicht, diese verschiedenen feindseligen Elemente bloß zu beschwichtigen, sondern wenn ein bleibender Zustand und ein Zustand des Friedens errungen werden sollte, kam es auf ein wirkliches positives Handeln an; eine neue Begründung des socialen Lebens mußte versucht werden, und wenn dieß, wie natürlich, in den anarchischen Elementen der Gegenwart Widerstand traf, konnte auch der Kampf nicht ausbleiben. Man sieht, welche große, ja ungeheure Aufgabe die Restauration hatte. Das Kaiserreich schuf ein Heerlager aus Frankreich, und umzog die ganze Generation mit den Banden des militärischen Gehorsams; denn am Ende war es immer das Martialgesetz, welches in letzter Instanz angerufen ward, und die Gemüther im Zaume hielt. Die Restauration hingegen sollte diese bloß äußere Zucht wieder von innen her begründen, und die Gesetzlichkeit durch die veränderten Gesinnungen selbst gewähren.

Gelang es hierin also den Bourbons nicht, so konnte dieß eben so in der Schwierigkeit und in der Größe der Uebel, die man zu bekämpfen hatte, seinen Grund haben. Die Behandlung der gegenseitigen Parteyen, worauf der Verfasser alles Gewicht legt, war nur ein äußeres Moment, und sie bloß gegen einander zu balanciren, war eben so fruchtlos, als am Ende verderblich. Der Verfasser führt nun freylich im Laufe seines Werkes für seine Meinung die Geschichte selbst an, wie nämlich durch die Persönlichkeit Ludwig's XVIII. und durch die conciliirenden Ministerien Richelieu und Decazes der Zustand der Dinge wirklich aufrecht erhalten worden, und späterhin durch das entgegengesetzte Verfahren die unglückliche Katastrophe der Vertreibung der Bourbons herbeygeführt sey. Es läßt sich indeß noch eine weit begründetere Ursache von diesem Zerwürfnisse zwischen Regierung und Volk in der spätern Epoche der Restauration denken, als jene bloß ganz äußerliche. Wie oben gesagt, überkam die Restauration das Land ohne alle innere und wahre Befriedigung der Geister, im Gegentheil trat diese geistige Zerrissenheit, nach-

dem die despotische Hand Napoleons, die alles Divergirende zusammenzwang, verschwunden, um so schneidender hervor. Indeß der Zustand der allgemeinen Ermattung nach so ungeheurer Anstrengung, die daraus entspringende Sehnsucht nach einem dauernden Frieden, das eben so allgemeine Gefühl, daß die Bourbons in diesem Augenblicke das einzige Mittel seyen, um die Ordnung der Dinge an einen festen Punkt anzuknüpfen, endlich das Gefühl der Abneigung, welches die despotische Regierung Napoleons gegen diesen sonstigen Abgott der Nation selbst bey der liberalen Partey hervorbrachte: alles dieß trug im Anfange dazu bey, die Bourbons populär, ja beliebt, und vor allen die Parteyen schweigen zu machen (il faut se hâter de le dire, les Bourbons ne furent pas reçus avec répugnance, ils furent par le plus grand nombre considérés comme un gage de paix et de liberté). Es war mehr eine Passivität der Gesinnungen und geistigen Hauptrichtung der Gesellschaft, welche eben aus jenen obigen Ursachen gewähren ließ oder gleichsam noch nicht zum Selbstbewußtseyn gekommen war. Nachdem indeß wiederum der Zustand der Ruhe eintrat, sogar ein äußeres, nationelles Wohlbehagen sich kund gab, und diejenigen Doktrinen, welche ursprünglich und allgemein die Geister bewegten, ihre ganze Stärke wieder gewannen, da trat die ganz isolirte Kraft der Regierung, durch keine äußerliche Mittel getragen und unterstützt, immer mehr in den Hintergrund, und ward endlich ganz über den Haufen geworfen.

So bitter übrigens der Verfasser oft im Laufe der Geschichte dies Verfahren der Bourbons tadelt, so hat er doch späterhin, wie es scheint, durch die Erfahrungen der Regierung der July-Revolution eine gerechtere Ansicht der Dinge aussprechen lassen. In der Vorrede zum dritten Theile sagt er: »Die Scham steigt mir ins Gesicht, wenn ich Leute von einem gewissen Geiste höre, die sich ein Wörterbuch von Injurien gegen diese Restauration bilden, welche bey ihren strafbaren Irrthümern und Fehlern ein unermeßliches Resultat unerhörten Wohlstandes und einer bewunderungswürdigen Verwaltung hervorbrachte oder fortsetzte. Noch jetzt ist es diese Verwaltung, welche das Julyreich beschützt und hindert, daß es unter unfähigen Händen zusammenstürzt. Wenn Frankreich nach dem glorreichen Despotism des Kaiserthums Rechte und Garantien besitzt, wem schuldet sie dieselben? Dieses öffentliche Glück, das herrliche Schauspiel der Wohlthaten, des Friedens und der Freyheit, können sie unserm Gedächtnisse entschwinden? Ich wiederhole es, es gab damals Willkür, aber eine Willkür von den Communen genehmigt, Ausnahmsgesetze,

indeß durch die Staatsverwaltung votirt, und vorzüglich eine Verschwörung zu unterdrücken bestimmt, die sich seitdem wie die Glorie der triumphirenden Partey angekündigt hat.« Nach solchen Geständnissen fragen wir, ob nicht der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch geräth, und ob nicht weit mehr die überhand nehmende geistige Verderbniß, als die administrativen Fehler ihrer Regierung die Bourbons gestürzt haben dürften?

Wir haben schon früher erörtert, daß der Verfasser sein Werk mit einer Einleitung über die Versuche der Bourbons beginnt, noch unter der Republik und dem Kaiserreiche in ihr Vaterland und zu der angestammten Krone zurückzukehren. Die theils persönlichen, theils in der Sache liegenden Gründe, warum die Versuche der Emigration zur Wiederherstellung des Königthums in Frankreich scheitern mußten, sind bekannt. Der erste Theil des Werks wird hiermit größtentheils ausgefüllt.

Nur eine wahrhafte Volksbewegung, worin die Vendée und der royalistische Süden in Uebereinstimmung und nach einem großen Plane, die Prinzen selbst an ihrer Spitze, die Republik bekämpft hätten, würde vielleicht zum Ziele geführt haben. Der Verfasser setzt die Hauptursache des Mißlingens jener Pläne in die geringen Concessionen, welche man royalistischer Seits den Constitutionellen zugestehen wollte. Indeß, wenn man bedenkt, daß damals die konstitutionelle Gesinnung am wenigsten ein bleibendes Prinzip oder eine Wahrheit repräsentirte, und die alte Monarchie hieran wieder anknüpfen, von vorn herein ein mißlungener Versuch gewesen wäre, so scheint dieser Vorwurf durchaus nicht begründet. Ueberhaupt muß man bey so großen Weltbegebenheiten, wie die französische Revolution es war, wo sich eine vollständige Krise in der ganzen moralischen Welt kund gibt, nicht von einzelnen menschlichen Maßregeln Hülfe erwarten, oder den und jenen untergeordneten Umstand zu sehr als den Gang der Dinge aufhaltend oder befördernd bezeichnen, sondern solche riesenartige Dramen der Menschheit, wie man sie nennen kann, bieten, wie schwere Krankheiten in der physischen Welt, einen von höherer Hand geleiteten Krankheits- und Gesundungsprozeß dar. Die französische Revolution war eine solche allgemeine Erkrankung der Nation, wozu die Grundstoffe sich schon seit vielleicht zwey Jahrhunderten vorfanden. Der Convent bezeichnete ihr höchstes Stadium; das Direktorium, das Consulat und das Kaiserthum oder die Rückkehr der Ordnung durch das militärische und bloß äußerliche Gesetz waren nothwendige Heilkrisen, ohne welche sich Stillung und Gesittigung der Gemüther gar nicht denken ließ. Die

Versuche der Bourbons in damaliger Zeit überhaupt, die alte Monarchie für sich wieder herzustellen, waren daher sehr natürlich, aber sie mußten von selbst zwecklos bleiben, und dürfen am wenigsten als entscheidend oder nicht entscheidend für den Gang der Begebenheiten angesehen werden. Der Verfasser erkennt dieß auch, indem er p. 147, Theil I sagt: Supposons que la restauration eût éclaté au milieu de ces faits nouveaux, que d'obstacles n'eût-elle pas rencontrés! — und weiterhin: Elever la restauration sur les ruines de la république était chose impossible. Il fallait un Gouvernement intermédiaire, qui de sa main de fer ramenât la société dans les proportions monarchiques.

Interessanter bleiben daher die persönlichen Schicksale der vertriebenen Königsfamilie während ihres Exils. Ludwig XVIII., anfänglich als Regent, nach dem Tode des Dauphins im Temple mit dem Königstitel, schlug seinen kleinen Hof zuerst in Verona auf. Der Herzog von Vauguyon, der Baron von Flachslanden und der Marquis von Fauconet formirten sein Conseil. Der Graf von Artois, nachmaliger Karl X., suchte zuerst von Coblenz, sodann von Petersburg aus in besondern Missionen der royalistischen Sache bey den fremden Höfen Interesse zu erwecken. Beyde Brüder lebten indeß schon damals in einer Art von Disharmonie, denn von jeher hatte sich in dem letztern eine verschiedene Ansicht der Zeitverhältnisse ausgebildet, die sich schon in den Anfängen der Revolution noch am Hofe Ludwig XVI. in Gegensätzen äußerte, indem der Graf Artois bey weitem entschiedener den neuen Doktrinen der Revolution entgegentrat. Gestützt auf seinen mehr chevaleresken, dem Phantastischen sich nähernden Charakter, suchte er sogar überall die alten Erinnerungen der Monarchie mit einer gewissen Schroffheit und ohne irgend eine Berücksichtigung der Zeit wieder zurück zu führen. Der Hof zu Verona, sagt der Verfasser, war einfach. Ludwig XVIII. nannte sich Graf von Lille; sein Leben war geregelt, er stand früh auf, und nach alter Etiquette erschien er schon am Morgen mit Kreuzen und Orden. Der größte Theil des Morgens verging mit Schreiben, und er war dann nur für seinen Kanzler M. de Flachslanden sichtbar; sein Tisch war frugal. Er ging nie aus, um Besuche zu machen. Ludwig XVIII. las aufmerksam alle französischen Journale, und vorzüglich den Moniteur; er hatte keine andern festen Revenüen, als monatlich 36,000 Fr., welche ihm Spanien anwies. Davon nahm der König 12,000, die Königin erhielt 8000 Fr., eben so viel die Comtesse d'Artois; die Herzoge von Berry und Angoulême jeder 4000 Fr. Die Siege des Direktoriums gaben dem

Verlangen desselben an den Senat zu Venedig, den lästigen Prätendenten aus der Nähe Frankreichs zu entfernen, Nachdruck. Ludwig mußte Verona verlassen, und begab sich zuerst zur Condé'schen Armee, sodann nach Blankenburg. Auf die Aufforderung, das venetianische Gebiet ohne Aufschub zu räumen, antwortete der König: Ich werde gehen, aber unter zwey Bedingungen; die erste, daß man mir das goldene Buch überreiche, worin meine Familie eingeschrieben steht, um mit meiner Hand ihre Namen auszutilgen; die zweyte, daß man mir die Rüstung zurückgebe, womit die Freundschaft meines Ahnen Heinrichs IV. der Republik ein Geschenk machte. Der Verfasser erwähnt gleichfalls den Mordversuch, der gegen den König zu Dillingen (in Bayern) unternommen ward, wo eine Flintenkugel ihn am Kopfe streifte, und der König eine große Unerschrockenheit bewies.

Der König ging von Blankenburg nach Mitau, wo er eine Unterstützung vom Kaiser Paul von 200,000 Rubeln erhielt. Diese und die Unterstützung von Spanien reichten zum Unterhalte des ganzen Hofes hin. Ein jeder der Herren des Hofes erhielt Logis, Heizung, Kost und 100 Louisd'or das Jahr für die übrigen Ausgaben. Zu Mitau langte die Niece des Königs, die unglückliche Tochter Ludwigs XVI., an, welche gegen andere gefangene Repräsentanten der neuen Frankenrepublik ausgewechselt ward, und hier war es, wo sie dem Herzog von Angoulême in der katholischen Kapelle zu Mitau vermählt ward. »La fille de Louis XVI.,« sagt der Verfasser, »fut reçue à Mitau avec tendresse. Jeune et infortunée elle inspirait ce respect mélancolique attaché au malheur.« Pauls veränderlicher Charakter gab der unglücklichen Königsfamilie nicht lange den erstgewährten Schutz. Ein strenger Befehl vom 21. Jänner 1801 verlangte »die sofortige Räumung des russischen Reichs.« Mitten in dem rauhen Klima Rußlands begannen der König und die Herzogin von Angoulême die Reise nach Memel durch die Schnee- und Eisgefilde von Kurland und Liefland. Bald übernachtete der kleine Hof in einem gewöhnlichen und schmutzigen Wirthshause, bald in den Schlössern einiger alten Edelleute, welche das strenge Verbot des Kaisers nicht achteten, um nur die Ehre zu haben, einen König bey sich zu beherbergen« (p. 134). In Memel mußte Ludwig alle seine Diener verabschieden, und konnte nur unter dem Titel eines Grafen von Lille in Preußen verbleiben. Der König begab sich nach Warschau, welches dem Verfasser unbekannt zu seyn scheint. In dieser traurigen Lage, wo die ganze Last seines herben Schicksals den König erdrückte, empfing er zum Uebermaß seines Unglücks

jene berüchtigte Proposition Bonaparte's, dem französischen Throne förmlich zu entsagen. Nichts stellt den Charakter des Königs und auch der übrigen Prinzen in ein glänzenderes Licht, als die Antwort auf dieses Anerbieten. Er verweigerte jede Unterhandlung über diesen Gegenstand, und in seinem Schreiben, welches nachher dem ersten Consul zu Händen kam, heißt es: »Ich kenne nicht die Absicht Gottes mit mir und meinem Stamme, aber ich kenne die Pflichten, welche er mir durch die Stelle, worin es ihm gefiel, mich geboren werden zu lassen, auferlegte. Ein Christ, werde ich diese Pflichten bis zum letzten Augenblicke erfüllen. Sohn des h. Ludwig, soll man mich nach seinem Beyspiele selbst in Fesseln achten; Nachfolger Franz I. will ich wenigstens wie er sagen können, alles ist verloren, nur die Ehre nicht.« Tom. i. p. 135. Eben so unterzeichneten sämmtliche Prinzen eine Deklaration, worin sie der obigen Erklärung des Königs auf das bestimmteste anhingen, und die mit den Worten endigte: Nous suivrions avec autant de confiance que de fidélité la voix de l'honneur, qui nous prescrit d'en appeler jusqu'à notre dernier soupir, à Dieu, aux Français et à notre épée.

In einer Zeit, wo demokratische Machthaber jede höhere Gesinnung verachteten, und wo überhaupt das Geschlecht Adel und Königthum und jeder auf die Idee gegründeten Institution den Krieg erklärte, ward durch solche Handlungen, die sich an das standhafte und großartige Benehmen der Päpste Pius VI. und VII. gegen den gleichen Usurpator anschlossen, die Meinung der Zeit am besten beschämt, und ihre Theorien Lügen gestraft.

Nach dem Frieden von Tilsit mußte Ludwig nach England gehen, und erwählte Hartwell, unweit London, zu seiner kleinen Residenz. Hier war es, wo er auf die Nachricht von der Vermählung Napoleons mit Marie Louise die letzte Hoffnung der Rückkehr in sein Vaterland aufzugeben schien. Der König empfing während mehrerer Tage Niemand. Endlich ließ er seinen kleinen Hof versammeln, und bot jedem, der es wünschte, Pässe an, um nach Frankreich zurückzukehren; so sehr schien nunmehr der Triumph der Bourbons unmöglich. — Dennoch entsprach die wahre Lage des Kaiserreichs der Voraussicht Ludwigs XVIII. »Die Zeit wird kommen!« sagte dieser Prinz unaufhörlich. Und wirklich, dieser ungeheure Koloß, so bewunderungswürdig zusammengesetzt, konnte durch das geringste Hinderniß zerschlagen werden. »In jedem Staate, wo die Freyheit mangelt, die Herrschaft despotisch ist, berühren die Tage des Glanzes die Zeit des Sturzes. Denn der Despotismus ist eine jener starken Maschinen, welche ein Sandkorn aufhält und zerbricht.« Pag. 179.

Die Campagne in Rußland, die Schlacht von Leipzig, die Kämpfe auf französischem Boden selbst und unter den Mauern von Paris, erfüllten das Geschick Napoleons, und realisirten die heißesten Wünsche Ludwigs XVIII. Die konstitutionelle Akte des Senats vom 7. April 1814 berief Franz Ludwig Stanislaus Xavier, Bruder des letzten Königs, auf den Thron der Franzosen. Der Verfasser beschreibt den Einzug des Grafen Artois als Generallieutenant in Paris, die Verhandlung der Alliirten mit der provisorischen Regierung, so wie früher die Begebenheiten in Bordeaux und Marseille, wo zuerst die Volksstimmung sich mit Enthusiasmus für die alte Königsfamilie aussprach. Wie immer, wenn ein großer Kampf für die Wiederherstellung einer sittlich-sozialen Ordnung siegreich geendet ist, die höchsten Schwierigkeiten erst eintreten, wenn der neue Zustand befestigt werden soll, so auch hier war durch den Sturz Napoleons und die Rückkehr der Bourbons ein außer aller menschlicher Berechnung liegendes Resultat gewonnen, indeß die Festigung und Sicherung der neuen Regierung war eben so eine Aufgabe, welche alle Kräfte zu übersteigen schien. Sollte man die alten Institutionen der Monarchie wieder zurückführen? aber worauf? alle Grundlagen derselben waren vollkommen zerstört, eine andere Generation, kaum noch in der Erinnerung der früheren Einrichtungen; endlich eine ganz neue Gesetzgebung, welche alles Privat- und öffentliche Recht gänzlich gewandelt hatte. Sollte man auf der andern Seite den Vorstellungen und Ideen der Gegenwart anheimfallen, den politischen Systemen, welche die Revolution aufgestellt hatte, und denen die Gemüther der meisten Franzosen huldigten? Aber sie trugen in sich ein antimonarchisches Prinzip, und mußten früher oder später den Herrscher nach christlich legitimer Ansicht mit den Beherrschten in vollkommensten Widerspruch setzen. Die Konstitution, welche der Senat entwerfen und dem König überreichen ließ, war ganz nach diesen letztern Ansichten verfaßt. Zwey politische Systeme nämlich sind nur denkbar, das eine, welches die Gesellschaft und den Staat an eine, auf göttlichen Gesetzen und wahrer Naturbestimmung begründete Ordnung, und eben so an den historischen Bestand der Dinge knüpft, eine Stabilität der bürgerlichen Ordnung, durch übernatürliche Weihe und geschichtliche Organisation aller einzelnen Staatseinrichtungen anerkennt; das andere System, welches keine höhere Garantie der Societät zuläßt, und zugleich die augenblickliche und gegenwärtige Generation als die höchste alleinige Instanz ihrer bürgerlichen Institutionen aufstellt. Alle frühern Staaten, sogar die heidnischen, hatten sich den Staat nie anders, als nach der ersteren

Ansicht gedacht; die christlichen Reiche des Mittelalters und der neuern Zeit waren aber ganz besonders auf dieser Grundlage erbaut worden. Als in Frankreich durch die Revolution die Religion völlig zerstört ward, und eine bloß materielle Philosophie ihre Stelle einnahm, geschah es zum ersten Male, daß die zweyte durchaus irreligiöse und unhistorische Staatsansicht sich geltend machte, und in der sogenannten Repräsentativ-Verfassung bloß den augenblicklichen Willen der jedesmaligen Generation oder des Volkes zur höchsten und alleinigen Autorität erhob. Als jetzt Ludwig XVIII. zurückkehrte, und an seine Person und seinen Stamm gleichsam die göttliche und historische Institution des Staates unauflöslich verknüpfte, traten beyde Systeme in Conflict. Ihm, dem König, den Alliirten, der provisorischen Regierung ward daher bey Entwerfung der Grundakte der neuen Monarchie dieses Dilemma die Ursache der wichtigsten Contestationen. Das neue Staatsschiff mußte gleich anfangs wie zwischen Felsen und Untiefen mit der höchsten Geschicklichkeit durchgesteuert werden. So entstand die berühmte Deklaration von St. Ouen, welche dem Einzuge des Königs in Paris vorherging, und alle Grundzüge enthielt, die nächstdem in der Charte von 1814 vollständig und ausführlich niedergelegt wurden. Man vereinigte das Neue mit dem Alten, die von Gott unmittelbar ausgehende königliche Gewalt mit der neuen Idee der Repräsentativ-Verfassung oder einer aus der Souveränität des Volks hervorgehenden Controlle des Königthums. Man knüpfte an die königliche Würde und ihre Interessen eine erbliche Pairskammer, aus altem und neuem Adel zusammengesetzt, und stellte ihr gegenüber eine ganz unhistorische, aus den Elementen des Augenblicks gebildete Repräsentativ-Kammer des dritten Standes. Man erkannte die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person des Königs, und setzte ihr die Verantwortlichkeit der Minister durch die Anklage der Volksrepräsentanten entgegen. Man constituirte endlich den einen Willen des Herrschers, und stellte eben so gegenüber eine Masse unbestimmter individueller Willen, welche jeden Augenblick mit dem königlichen Willen in Widerspruch kommen konnten.

So ward gleich anfangs der Keim zu allen Mißverständnissen gelegt, welche in harten und schwierigen Kämpfen eigentlich den Gang der Geschichte der Restauration bezeichnen. Aber was war zu thun? könnte man fragen, in einem solchen Chaos der entgegenstehendsten Verhältnisse und Interessen blieb es beynahe unmöglich, den rechten Weg zu finden, und man warf sich gleichsam der Zukunft in die Arme, und gab der Geschichte anheim, was vielleicht menschliche Klugheit schwer oder gar nicht zu errei-

chen vermochte. Der Graf Montlosier sagt in seinem geistreichen Werke: De la monarchie française, mit Recht über die damalige Crise: le présent a envahi d'abord toute la pensée. On s'est souvenu ensuite du passé et on s'est demandé comment on disposait l'avenir. De ces soins sont sortis un premier embarras dans les choses, un second embarras dans les personnes et bientôt un troisième embarras dans les *principes*. De tous côtés les mots liberté et constitution se sont fait entendre. Die Umstände, die Ideen der Zeit, trotzten die Charte gleichsam mit Gewalt ab. Noch mehrere Jahre nachher sagte Chateaubriand in seinem Werke: De la monarchie selon la charte: »Der legitime König von Frankreich ist nur auf drey Arten denkbar: 1) mit dem alten Regime, 2) mit dem Despotismus Napoleons, 3) mit der Charte. Die beyden ersteren Weisen sind unmöglich, die Regierung mit der Charte bleibt also allein als die einzige gute, die einzige mögliche übrig.« Auch der König drückt in der Vorrede zu dieser letztern sich über die Nothwendigkeit derselben so aus: Nous avons dû à l'exemple des rois nos prédécesseurs apprécier les effets des progrès toujours croissans des lumières, les rapports nouveaux que ces progrès ont introduits dans la société, la direction imprimée aux esprits depuis un demi-siècle, et les graves altérations qui en sont résultées: nous avons reconnu que le vœu de nos sujets pour une charte constitutionelle était l'expression d'un *besoin réel*. Daß übrigens Ludwig selbst den konstitutionellen Ideen nicht abgeneigt war, ist bekannt. Schon beym Ausbruche der Revolution, noch unter der Regierung Ludwigs XVI., hatte er sich den neuern politischen Prinzipien nicht ungünstig erklärt. Bey der zweyten Versammlung der Notabeln stimmte er für Neckers Meinung, daß der Bürgerstand eine doppelte Anzahl von Abgeordneten ernennen müsse. Eine Schrift aus jener Zeit sagt: Monsieur se couvrit de gloire a l'assemblée des notables de 1787. Il y développa des vertus vraiment patriotiques. — Ses soins à discuter les matières les plus sérieuses, à défendre les intérets et la cause du peuple inspirèrent même une sorte de jalousie au roi. Der Aufenthalt Ludwigs in England hatte diese seine politische Ansicht noch verstärkt. Lacretelle bemerkt hierüber bey Gelegenheit der Charte und der in Frankreich vorhandenen demokratischen Elemente: Il fallait que le monarque législateur se servit de cet esprit démocratique en le maitrisant. Louis XVIII pouvait bien trouver des motifs d'effroi dans ses souvenirs, mais il n'avait ni *dans le coeur* ni *dans*

ses principes rien qui le détournait d'une politique suivie depuis près de huit siècles par ses ancêtres.

Auf der andern Seite war Ludwig auch eben so strenge auf die Erhaltung der königlichen Prärogativen und der Krone bedacht; daher dieses unglückliche Schwanken während seiner ganzen Regierung, bald hinüber zu den Verfechtern der konstitutionellen Ideen, bald, wenn ein monarchisches Interesse Gefahr lief, zu der royalistischen Partey.

Der Verfasser drückt diese Lage der Regierung bey dem Einzuge des Königs folgendermaßen aus: »Dieses große Fest war so prächtig als populär; dessen ungeachtet erweckte es nicht jenen reinen Erguß, den man beym Einzuge Monsieurs bemerkte. Der Anblick der alten Garde, welche schweigend und düster den Wagen Ludwig XVIII. begleitete, und niedergeschlagen und stolz ihre Blicke auf die Denkmäler ihres Ruhmes warf, alles dieses machte, ich weiß nicht welcher traurigen Empfindung Raum. Das Volk, bald den königlichen Zug vergessend, um diese Trauer seiner Tapfern zu trösten, erdrückte das Geschrey: »Es lebe der König!« durch das: »Es lebe die alte Garde!« Eben so bemerkte die Spötterey der Pariser jene Fremdartigkeit des Costumes und der Physiognomien, welche die nächste Umgebung des Königs bildete. Der Ausdruck der Güte in Ludwig XVIII. Gesicht konnte nicht seine englische Corpulenz und die Schwerfälligkeit seiner Bewegung vergeben machen. Man lachte über das Kleid und den geschmacklosen Hut von Mad. Angoulême, die eckige Haltung des Herzogs von Berry und selbst über die Taubenflügel des Enkels des großen Condé. Diese Emigranten im alten Costume machten in der Vorstellung des Volkes einen wunderbaren Kontrast mit der Erinnerung an jenen glänzenden Generalstab, sonst die Begleitung des großen Feldherrn der Erinnerungen von Austerlitz und Wagram!«

»So nach drey und zwanzigjährigem Exil kehrte Ludwig XVIII. in die Tuilerien zurück. Alles war in seinem Vaterlande verändert, Sitten, Institutionen, religiöse Gesinnung; eine neue Generation war geboren, und wuchs unter dem Schatten der Meinungen und Ideen der französischen Revolution. Die Regierung der Restauration sah sich zwischen schwierige Verhältnisse gestellt, sie mußte ihren Ursprung vergessen machen, welchen sie, wenn nicht den Fremden, wenigstens dem Umstande einer Invasion und dem Unglücke Frankreichs schuldete. Sie durfte weder der Erkenntlichkeit für die Dienste einer getreuen Emigration ermangeln, noch gegen die neuen, eben so legitimen Interessen kalt erscheinen. Ein Hof der Vergangenheit und das neue Frank-

reich, die Emigration und die Revolution stellten sich zusammen dar. Nie hatte sich eine Regierung in so verwickelten Umständen befunden. Die Staatsmänner und die fremden Herrscher selbst verhehlten dieß nicht.« Pag. 351. — Das Ministerium Talleyrands, der alle Transaktionen der Restauration geleitet hatte, schien den einstweiligen Bedürfnissen am meisten zu entsprechen. Der Herzog von Blacas, Minister des königlichen Hauses, genoß indeß vorzugsweise des königlichen Vertrauens, und vertrat durch seinen Einfluß die royalistischen Interessen. Die Redaktion und Bekanntmachung der Charte nach den schon früher berührten Grundsätzen war die erste Haupthandlung der neuen Regierung. Schon hier zeigten sich im Kampf wörtlicher Diskussion und der Presse gleich anfangs die feindseligen Prinzipe und Doktrinen, welche man in dem neuen Grundgesetze zusammengeflochten hatte. Die Einen fanden in der sogenannten Gleichheit der Rechte, in der Freyheit der Culte, in der Errichtung von zwey Kammern, in der Freyheit der Presse Widersprüche gegen die Idee der wahren Souveränität; die andern fochten alle Artikel der Charte an, welche die Prärogative der königlichen Gewalt mit Beschränkung der sogenannten Volksfreyheiten festsetzte. Genug, die Revolution oder die modernen politischen und religiösen Doktrinen traten gegen die Prinzipe, welche das frühere Europa als allein gültig und das sociale Leben begründend erkannt hatte, und die jetzt auch in Frankreich wieder Anerkennung finden sollten, auf den Kampfplatz. Mehr als zweyhundert Broschuren wurden über diesen Gegenstand in kurzer Zeit publicirt. Sehr richtig bezeichnet diesen Zustand Lacretelle mit den Worten: Mais la charte pouvait encore être considérée comme un cadre que l'esprit aristocratique ou l'esprit démocratique remplirait à leur gré et détournerait vers leur but. Obgleich er natürlich aus seinem Standpunkte den Prinzipienkampf, den es hier galt, nicht einsieht. Die größte Verlegenheit der Regierung aber entstand schon damals, weit mehr aber späterhin aus den zwey Nüancen oder Parteyen, welche eben die modernen politischen Doktrinen darboten: die eine der sogenannten Constitutionellen, welche dem Systeme des Verfassers, wie es schon oben auseinander gesetzt ist, huldigten, und welche die Charte wirklich für eine Wahrheit hielten, das heißt, die Verknüpfung des Königthums mit den neuern Ideen der Volksvertretung und Volksfreyheit möglich und ausführbar glaubten. Diesen gesellten sich in den spätern Zeiten der Restauration die sogenannten Doctrinärs zu, eine wissenschaftliche Schule, welche durch geschichtliche Ansicht und Theorie die konstitutionelle Monarchie auch von einer geisti-

gen Seite her zu begründen suchte, wie wir dieß oben schon erwähnten. Von beyden muß man diejenigen Royalisten unterscheiden, welche, wie etwa Chateaubriand und mehrere andere, z. B. der von uns oben erwähnte Lourdoueix, die aus göttlicher Autorität entsprungene Legitimität des Monarchen zugleich mit der neuern Art der Volksvertretung annahmen. La légitimité est la royauté adoptée par le ciel et toute royauté est sortie du peuple. Die andere Partey der modernen Doktrinen war diejenige, welche das durch die Revolution erzeugte Staatsprinzip in seiner ganzen Strenge und Consequenz erfaßte. Bey ihnen hatte sich die irreligiöse und unhistorische Ansicht der Gesellschaft bis zur vollständigen Gleichheit aller Menschen auch in den äußern Verhältnissen ausgebildet; denn wo weder eine göttliche Ordnung, noch ein historischer Organismus anerkannt wird, bleibt natürlich nichts weiter, als die nackte Gleichheit Aller übrig. Hierin wurden sie den Nivellianern unter Cromwell ähnlich, nur daß diese jene Gleichheit mehr aus den religiösen Prinzipien jener Zeit herleiteten. Sie waren offenbar die Nachfolger der Revolutionärs aus den Zeiten des Convents, mit denen sie sogar geschichtlich zusammenhingen, und deren Fanatismus, der nothwendig auf die Vernichtung alles Bestehenden ging, sie theilten. Man nannte sie, und sie sich selbst, falscher Weise Republikaner, obgleich durchaus nie in der Geschichte eine Republik der Art bestanden hat, noch bestehen kann.

Was nun die Constitutionellen anbetrifft, so wollten sie sich zwar immer von der eben erwähnten Partey unterschieden wissen, und sahen sich gleichsam als die richtige Mitte (juste milieu) an, welche Freyheit und Ordnung mit einander vereinten. Wie wir aber schon oben von unserm Verfasser bemerkten, auch sie nahmen keine höhere Institution des Staates an. Die Geschichte war ihnen gleichsam nur eine Lehrmeisterin, die man nicht zu übergehen habe, das lebende Geschlecht und seine augenblickliche Ansicht die höchste Instanz der öffentlichen Einrichtung. Zwischen ihnen und den Männern der Revolution fand also, obgleich sie, wie wir früher zeigten, das Königthum wollten, keine eigentliche wahre Verschiedenheit Statt, nur daß jene konsequenter waren, und diese in allen Handlungen in einer gewissen Halbheit stehen blieben. Als Opposition gegen die Regierung waren daher auch beyde immer in Vereinigung, und ein Sieg der Constitutionellen war zugleich ein Sieg für die Revolutionären, brachte diese ihrem Ziele der völligen Auflösung der Gesellschaft um eben so viel näher. Zu diesen Constitutionellen der Zeit gehörten selbst auch Lainé, Royer-Collard, Gallois, Durbach, Raynouard; mehrere, wie

die beyden ersten, zugleich eifrige Anhänger der königlichen Familie und des Königs selbst. Lafayette aber bildete diese Idee eines konstitutionellen Königthums, une monarchie avec des institutions républicaines, vielleicht bis zur wunderbarsten politischen Träumerey aus, und zeigte, wie weit das wahre sociale Prinzip in Frankreich alterirt worden, da dieser Mann Sympathien fand. So gerieth die Regierung gleich anfangs in die mißlichste Stellung. Den Männern der Revolution konnte sie allerdings mit beynahe allgemeiner Zustimmung entgegentreten, denn gegen sie war die Antipathie im Volke aus der Erinnerung des Convents zu groß; die constitutionelle Gesinnung aber war gleichsam die der Mehrzahl der Franzosen, die politische Doctrin des Landes; sie bekämpfen, hieß gegen das ganze Land und die Zeit-Idee in Opposition treten; auf der andern Seite aber nachzugeben und dadurch nicht weniger die Revolution zu bestärken, stellte den Bestand aller Ordnung in Gefahr. Unter diesen Umständen ward bald klar, daß die Regierung, wollte sie das Königthum und den Staat überhaupt aufrecht erhalten, im Hintergrunde der constitutionellen Gesinnung und selbst der Charte entgegentreten mußte. Sie war in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, ein doppeltes Spiel zu spielen, öffentlich den neuen Ideen zu huldigen, im Geheimen sie zu bekämpfen. Dieß ist es nun, was der Verfasser im Laufe seines ganzen Werkes mißversteht, indem er die Beschränkung und Behinderung der neuen Doctrinen dem Vorurtheile der Bourbons, und vor allen dem Einflusse des Grafen Artois, des Bruders des Königs, und der ihm ergebenen Partey der Ultraroyalisten zuschreibt. Daher sagt er späterhin Th. IV. p. 67: Il y eut alors deux nuances essentiellement distinctes dans le parti libéral; l'une qui se serait tôt ou tard rattachée aux Bourbons, marchant dans les voies de la charte, l'autre alors très nombreuse, avait de telles répugnance pour la famille royale, que ses expressions de respect pour la constitution et la dynastie, n'étaient que des hypocrisies La grande faute de la restauration fut de confondre sans cesse ces deux nuances l'une avec l'autre, de ne pas chercher à attirer à son gouvernement les constitutionnels de bonne foi, et de laisser à son isolement le parti conspirateur sans avenir politique. Qu'arriva-t-il? C'est que les constitutionnels répoussés devinrent une force pour les conspirateurs; et, au jour où les folies royalistes éclatèrent, il ne s'agit plus d'un changement de ministère et de systéme, mais d'un renversement de dynastie!

Jener Gang der Regierung bekundete sich übrigens sofort, da dem sonst wohl populären Ministerium Talleyrands der Abbé Montesquiou und M. Beugnot für die wichtigsten Ministerien des Innern und der Polizey beygegeben wurden, beyde ganz der ältern monarchischen Ansicht zugethan. Vor allem wurden die unter dem Kaiserreiche vorhandenen strengen Verfügungen gegen die Presse wieder in Gang gesetzt, und durch außerordentliche Commissäre der Geist in den Provinzen zu Gunsten der Monarchie bearbeitet, die früheren Beamten durch neue, lenkbarere ersetzt.

Daß die Regierung damals, abgesehen von diesem nothwendigen Widerstreben, in welches sie die Maßlosigkeit der neuen Doctrinen versetzte, den angerufenen Volksfreyheiten genug gethan, gesteht übrigens der Verfasser selbst. »Der gesetzgebende Körper,« heißt es p. 42 (dessen Stelle eben die Deputirtenkammer einnahm), »ward durch die Handlungen der Restauration mehr begünstigt, als der Senat (nunmehr die Pairskammer). Durch die neue Charte wurden seine Vorrechte selbst erweitert. Unter dem Kaiserreiche besaß in der Wirklichkeit, nach der Constitution, der Senat alle constitutionelle Gewalt. Der gesetzgebende Körper übte als eine secundäre Macht nur das Recht aus, die finanziellen Gesetze und was zu bürgerlicher Ordnung gehört, zu sanctioniren. Alle politische Berathschlagung gehörte dem Senate. Nach der Charte von 1814 trat der gesetzgebende Körper in die Theilnahme an aller öffentlichen Gewalt ein. Er ward, wie die Kammer der Gemeinen in England, berufen, eine thätige und Hauptrolle zu spielen. Die Kammer der Pairs, obgleich in die erste Linie gestellt, war nicht mehr jener Senat, der über eine beynahe ausschließliche Gewalt verfügte; man gelangte zu dem englischen Systeme, in welchem die Stärke und Thatkraft des Gouvernements aus den Gemeinen kommen.

»Von einer andern Seite hatte man rücksichtlich des gesetzgebenden Körpers nicht wie bey dem Senate Ausscheidungen vorgenommen. Die Restauration entfernte nicht willkürlich die Namen, welche ihr mißfallen konnten, nur ein einziger Deputirter ward nicht einberufen; er hatte seine Dimission gegeben, auf Früheres gegründet, welches er mit der Restauration unverträglich hielt.«

»Die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers empfing die constitutionelle Charte mit den Gefühlen einer lebhaften Erkenntlichkeit; denn sie gründete eine wahrhaftige repräsentative Regierung, die sich auf die Freyheit der Presse und auf die Oeffentlichkeit der Debatten stützte.« Tom. II. p. 42 u. 43.

Hierdurch, und daß der Verfasser das Beyspiel Englands

anzieht, tritt noch klarer hervor, wie das, was wir oben über das Verfahren der Regierung bemerkten; die richtige Ansicht ist. Dem Verfasser hätte nämlich nicht entgehen sollen, daß die Communen in England eine durch Jahrhunderte ausgebildete historische Institution sind, daß sie durch die nachgebornen Söhne der Pairs, welche darin größtentheils sitzen, durch die übrigen in ihr befindlichen reichen Grundbesitzer Englands, durch die loyalen und genau bestimmten politischen Gesinnungen, welche sie traditionell überkommen hat und fortwährend conservirt, einen abgeschlossenen Körper bildet, welcher die hergebrachten Freyheiten genau aufrecht hält, und gewissermaßen mit der Regierung und der Kammer der Lords ein Ganzes bildet. Die neue französische Deputirtenkammer hingegen war überall nicht aus historischen und localen stabilen Interessen hervorgegangen, sondern aus den zufälligen des bloßen Wahlcensus. Das geistige Fundament, worauf sie ruhten, waren daher auch nicht bestimmte Staats-Institutionen und ein darauf begründetes Staatsrecht, wie eben in der englischen, sondern vage und unbestimmte Doctrinen der Zeit, welche überall eine fortwährende Opposition gegen alles das bildeten, was dieser Zeitansicht nicht huldigte. Nach dem Früheren enthielten diese Doctrinen sogar ihrer Natur nach eine Negation gegen alles Bestehende in sich, die bessern oder schlechtern politischen Gesinnungen dieser Kammer blieben daher die einzige Bürgschaft für die Wohlfahrt und Sicherheit des Staates. Nahm jene Negation darin überhand, wurden die Grundsätze des Revolutionirens die gemeinsamen, so war es um denselben und um das Königthum eben so geschehen, als etwa zur Zeit Cromwells in dem sogenannten Rumpfparlament.

Wodurch unterschied sich aber gleich anfänglich die Meinung des constitutionellen Deputirten Durbach bey den Debatten über die Dankadresse der Kammer für das vom König emanirte Grundgesetz von dem revolutionären Prinzip, wenn er mit großem Bedauern erkannte, daß die Charte von dem Könige seinen Unterthanen bloß durch seine Autorität zugestanden sey (concédée), anstatt sie als eine wahrhaft liberale Constitution zu empfangen und anzunehmen (adopter ou accepter) Er drückte ohne Umschweif den Grundsatz der Volkssouveränität aus; der nicht von oben, sondern von unten her aufgestellten Autorität.

Ludwigs Persönlichkeit und äußere Erscheinung war nicht ungeeignet, ihm die Liebe und Zuneigung seiner neuen Unterthanen zu verschaffen.

»In allem, was zur Repräsentation gehörte,« sagt der Verfasser, »war Ludwig XVIII. bewunderungswürdig; nie wußte sich eine königliche Miene besser allen Anforderniſſen der Umstände

zu fügen: Güte, Unwillen, Muth, Würde. Seine Antworten gegen Deputirte, bey Vorstellungen, waren vom feinsten Geschmack bezeichnet. Er verstand um so besser zu sprechen, als er alle seine Worte wie Empfindungen berechnete, und anscheinend nicht bewegt, doch niemals gleichgültig war.«

»Als Staatsmann besaß Ludwig einen großen Scharfsinn (une sagacité sévère). Er liebte weder die Arbeiten des Portefeuille, noch das Detail der Administration; lieber hatte er einen Premierminister, dem er sein Vertrauen schenkte, und allgemeine Auffassung der Politik, welche alles unter einen einzigen Gesichtspunkt begriffen.«

»Seine persönlichen Neigungen waren einfach. So stand er jede Jahreszeit um 7 Uhr auf. Einmal angekleidet, ging er sofort in sein Kabinet, und las die Journale des Morgens. Um 9 Uhr erschien der erste dienende Edelmann, der Minister des Hauses und die meisten Kammerherren, um seine Befehle zu empfangen. Dort wurden die nächtlichen Vorfallenheiten vorgetragen und die Bülletins der Polizey gelesen. — Um 11 Uhr begab sich die königliche Familie in sein Kabinet, und ging mit ihm in den Saal zum Frühstück. Der König nahm nie mehr, als ein frisches Ey und Thee. Zweymal die Woche, Mittwoch und Sonnabend, war Conseil; jeder Minister hatte seinen bestimmten Arbeitstag. Nachmittags fuhr der König, so oft es das Wetter erlaubte, in offener Calesche aus. Seine Fahrten dauerten gewöhnlich zwey Stunden, aber stets mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und selten, daß nicht bittere Vorwürfe die Thätigkeit seines Kutschers beflügelten. Strenge, manchmal im Uebermaß, die Etiquette beobachtend, war einer der hervorstechenden Züge seines Charakters, niemals in seiner Gegenwart zu erlauben, daß man den König vergesse.« Vom Grafen Artois heißt es: »Er nahm wenig Theil an den Geschäften;« und weiterhin: »Monsieur trouvait, qu'on l'avait un peu trop écarté du gouvernement, il boudait aussi contre la charte;« sodann: »Monsieur avait un royalisme d'effusion sans aucun mélange d'idées constitutionnelles.« Tom. II. p. 66. Auch den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie, dem Herzoge von Angoulême, der Herzogin, seiner Gemahlin, dem Herzoge von Berry, will der Verfasser keine große Popularität zugestehen; alle, meint er, stießen durch die alten Erinnerungen an, mit welchen die Gegenwart entweder nicht sympathisirte, oder die sie gar verletzten. So der Prinz Condé, »vieillard vénérable, était l'homme immobile au milieu d'une société où tout était changé.«

Was noch den König selbst betrifft, so ist gewiß, daß man ihm Gaben des Verstandes nicht absprechen kann, jedoch man-

gelte ihm der tiefere Blick, um die Verhältnisse, die er beherrschen sollte, und die so verwickelt und mannigfaltig waren, ganz zu durchschauen. Vorzüglich entbehrte er richtiger Würdigung der geistigen Elemente, welche die Societät bewegten, und hatte nicht persönliche Thatkraft genug, auf dieselben wahrhaft zu influiren; wie Lacretelle sagt: ainsi qu'il arrive aux esprits fins, la volonté de Louis XVIII avait plus de constance et de suite que d'énergie. So stand er eigentlich mehr oder weniger außerhalb der Regierungssphäre selbst, und Ministerium und Büreaucratie im gewöhnlichen Sinne sollte das schwere Werk der Wiederschöpfung einer großen Nation beginnen, wo nichts nothwendiger war, als das Talent und Genie einer großen Persönlichkeit selbst, welche unmittelbar das Staatsleben leitete. Wunderbar genug hat sich übrigens in Niemand das Prinzip des Königthums und der alten Monarchie für seine Person selbst so lebendig und unveränderlich dargestellt, als in Ludwig XVIII., und doch kontrastirte das Regierungssystem, das er befolgte, und durch seine Minister befolgen ließ, hiermit auf das vollständigste.

Ein Gesetz über die Presse oder die Einsetzung der Censur, die Rückgabe der noch unverkauften Güter der Emigrirten, die Feststellung des Budget waren die ersten Arbeiten der gesetzgebenden Gewalt. Natürlich war nichts geeigneter, den Geist der Opposition zu erwecken, als eben das Gesetz über die Presse. Die Freyheit der Presse in dem Sinne, als sie von der liberalen und revolutionären Partey angerufen wird, ist ihren Grundprinzipien gemäß weiter nichts, als eben eine ungezügelte, individuelle Freyheit, welche auch auf dem Felde des Gedankens und des Wortes keine Autorität anerkennt. Wie wir schon oben bemerkten, war also das Censurgesetz nur Folge jener unglücklichen Lage der Regierung, welche, um sich zu erhalten, gegen die in der Charte angesprochenen modernen Volks- und individuellen Freyheiten überall den Schild erheben mußte. Daher sagt der Verfasser: Was die Resultate der gesetzlichen Arbeiten in dieser ersten Sitzung der Kammern anbetraf, so erregte sie mehr Unruhe im Lande, als sie die Furcht zu beschwichtigen vermochte; in dem Gesetz über die Presse sah man den ersten Angriff gegen die Charte. Tom. II. p. 115.

Daß übrigens das Censurgesetz, nachdem in der Charte selbst die Freyheit der Presse als Regel ausgesprochen war, den Uebelständen, welchen die Regierung begegnen wollte, gar nicht oder nur wenig abhalf, verstand sich von selbst. Denn wo einmal Prinzipe als richtig und wahr in der Gesellschaft öffentlich anerkannt werden, wie hier Freyheit des Wortes und des Gedankens,

da ist es allerdings inconsequent, sie zu beschränken; und eben dadurch diese Beschränkung undurchführbar. Es handelt sich nämlich dann um Unterdrückung einer angenommenen gesellschaftlichen Wahrheit. Der Verfasser gibt hievon in der Darstellung der Parteyen und der von ihnen geleiteten Journale das treffendste Bild: der Censeur Européen, der Nain jaune, das Journal de Paris verbreiteten mit großer Rapidität und Erfolg die revolutionären und bonapartistischen Meinungen. Vorzüglich der Nain jaune war ohne alle Rücksicht; Bonapartisten und Patrioten hatten sich darin vereinigt, um durch alle Mittel, welche die Censur zuließ, die Regierung der Bourbons anzugreifen. Es war dieß ein Krieg gegen das, was existirte, unbeschadet der Scheidung und Trennung nach erhaltenem Siege.

Außer dieser Tages- und periodischen Presse hielten lebendige und witzige Pamphlets das Publikum in beständigem Alarm. So sagte Lepelletier de Saint Fargeau in einer sehr verbreiteten Schrift: »Nach der Wiederherstellung der Feudalität wird ipso facto diejenige des Königthums nach göttlichem Rechte erfolgen, d. h. diejenige durch Erbschaft und leidenden Gehorsam. Endlich sehe ich den Tag kommen, wo das französische Volk nichts weiter ist, als eine unter den alten Despotismus wieder eingebrachte Heerde.« Eine ähnliche Schrift gab Mehée Latouche heraus.

»Immer war es die Vertheidigung der Königsmörder, Prüfung der Handlungen der Restauration; sie enthielt eine Bitterkeit und merkwürdige Kühnheit des Ausdrucks, aber eine wahrhaftige Uebertreibung.« Pag. 123.

Der Wiener Kongreß und Napoleons Invasion und gänzliche Vernichtung beenden den zweyten Band unsers Werkes. Es ist eben nichts Neues über diese vielbekannten Begebenheiten beygebracht. Nur wird eine bestimmte und weit verbreitete Verschwörung für die Wiederkehr Napoleons geläugnet. Auch Lacretelle will dieß nicht zugeben, sondern sieht in dem schnellen Succeß Napoleons mehr die noch immer allgemeine Zuneigung des Volks und vorzüglich der Armee. Diese Begebenheit selbst stellt übrigens der Verfasser mit Recht als das unglücklichste Ereigniß für Frankreich dar; cette improvisation bizarre, mélange bâtard de la république sans énergie et de l'empire sans ses victoires et ses grandeurs, nennt er sie. Auch die große moralische Schlechtigkeit vieler Heerführer und Truppentheile, welche dem Usurpator sofort mit Hintansetzung der feyerlichsten Eide wieder zufielen, wird nicht unbemerkt gelassen. Jedenfalls zeigt dieses große Drama, wie wenig noch die Bourbons festen Fuß in Frankreich gefaßt hatten, wie groß in der Masse die Gesetzlosigkeit, und die militärische Gewalt und der Mechanismus einer ganz

ausgebildeten Büreaucratie und Administration die einzigen Institutionen des Landes waren. Denn wer sich dieser bemächtigte, war zugleich Herr aller übrigen Verhältnisse. Daß übrigens auch Napoleon die Meinung der Menge nicht mehr für sich hatte, und namentlich die Konstitutionellen und Republikaner sich in der Folge der Zeit ihm feindselig gegenüber gestellt haben würden, zeigt der Verfasser, und Lacretelle stimmt ihm darin bey. Jedenfalls wird aber die Haltungslosigkeit und geringe moralische Kraft dieser sogenannten constitutionellen Doctrinen durch die leichte Unterwerfung unter den Usurpator in ein helles Licht gesetzt. Was Napoleon selbst über die Constitutionellen und ihre Theorien dachte, ist bekannt. Nähern Aufschluß gibt der Verfasser in der Unterredung Napoleons mit Benjamin Constant, als während der hundert Tage die neue Constitution für das wieder auflebende Kaiserthum discutirt werden sollte. »Die Nation,« sagte Napoleon, »hat sich zwölf Jahre von jeder politischen Bewegung ausgeruht, und seit einem Jahre ruht sie auch vom Kriege. Diese doppelte Ruhe macht ihr Thätigkeit zum Bedürfniß, sie will oder glaubt eine Tribune und gesetzgebende Versammlung zu wollen; sie hat sie nicht immer gewollt, sie warf sich zu meinen Füßen, als ich zur Herrschaft gelangte. — Heut hat sich alles geändert. Eine schwache Regierung, dem Nationalinteresse zuwider, hat die Manie veranlaßt, die Autorität überall zu behindern (de chicaner l'autorité), der Geschmack an Constitutionen scheint wiedergekehrt zu seyn.« Tom. II. p. 317. Man sieht, Napoleon unterschied sehr richtig eine auf bloß vager und noch dazu falscher Doctrine ruhende Constitution von wirklichen historischen Institutionen, und hielt eine Regierung mit der erstern unmöglich. — Große Reactionen traten nach der Rückkehr des Königs ein, sowohl Seitens der Regierung selbst, als noch mehr in den mittäglichen Provinzen in den Ausbrüchen der Massen. Der Verfasser sagt: »La cour, l'émigration, le parti royaliste, étaient revenus à Paris avec tout l'orgueil de leur récente victoire sur la révolution abattue.«

»On ne parlait que de réactions, de punitions, de vengeances.« Die Proscription von 59 Namen, die theils vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, theils verbannt werden sollten, sieht der Verfasser von seinem Standpunkte aus als hart und unpolitisch an; indeß bezeugt er selbst die Gelindigkeit bey der Ausführung dieser Maßregeln. Den meisten Compromittirten gab man Pässe in das Ausland, und nur nachdem sie, wie Ney, Labedoyere und la Valette, ihre Verfolgung selbst provocirt, wurden sie vor Gericht gestellt und verurtheilt.

Der dritte Theil des Werkes umfaßt die Verhandlungen mit

den Alliirten, die Geschichte der Aufstände in Nismes, Montpellier und Marseille, die Veränderung des Ministeriums oder den Eintritt Richelieus in dasselbe, die Schilderung der Kammern von 1815, und den Prozeß Ney's.

Die Aufstände im Süden Frankreichs gaben ein trauriges Bild von der großen Zerrissenheit des innern Lebens der Nation, und beweisen recht, was wir früherhin sagten, wie wenig noch im Ganzen jenes wogende Meer, welches die Revolution aufgewühlt hatte, gestillt worden war. Politische und religiöse Elemente agirten hier zugleich auf die Geister, und die Heftigkeit der Gemüther in südlicher Zone steigerte dieß bis zu Mordscenen, welche denen in früherer Zeit bey Gelegenheit der Religionskriege gleichen.

Der Verfasser, ein um so glaubwürdigerer Zeuge, als ein Capefigue Opfer jener Aufstände ward, lehnt die Theilnahme der Royalisten oder der Regierung an denselben durchaus ab. Er sagt: Les meneurs du parti royaliste furent implacables dans les *poursuites judiciaires*, ils les provoquèrent; mais les royalistes ne commandèrent pas de massacres; le cœur se refuse même à croire qu'ils y applaudirent. Zu Nismes hatten in den hundert Tagen die Protestanten eine unverhohlene Hinneigung zu Napoleons Interessen ganz im Gegensatze gegen die Katholiken gezeigt; de là une funeste scission entre ces deux partis, sagt Lacretelle. Die traurige Katastrophe der hundert Tage hatte der Regierung, so wie den Alliirten, welche durch Frankreich die Ruhe Europas fortwährend gefährdet sahen, die Nothwendigkeit eines entschiedenern Systems einleuchtend gemacht. Daher ward das Ministerium und das Wahlgesetz geändert, beydes um die monarchischen Doctrinen im Gegensatz gegen die modernen zu stabiliren. Talleyrand und Fouché, als welcher letztere durch die jüngsten Ereignisse wieder in das Ministerium gekommen, waren wohl geeignet, der Schlechtigkeit der Zeit eine gleiche Schlechtigkeit entgegen zu setzen, und als Instrumente in der Hand eines Usurpators zu dienen. Die Restauration hingegen, wenn sie zugleich die Gesinnungen regeneriren sollte, bedurfte anderer Persönlichkeiten. Der Herzog von Richelieu schien allen Eigenschaften eines Premierministers unter diesen Umständen zu entsprechen. Durch seinen hohen Rang, seine Anhänglichkeit an die königliche Familie, durch seine persönliche Gesinnung, stand er durchaus innerhalb des monarchischen Prinzips; seine besondere Relation zum Kaiser Alexander gaben diesem noch eine große Gewähr. »M. de Richelieu,« sagt der Verfasser, »hatte keinen großen Umfang des Geistes, aber eine große Leichtigkeit der Arbeit, Aufrichtigkeit, Selbstverläugnung und eine Redlichkeit, die jede

Probe bestand. Loyal und stets in nobler Gesinnung, war das Wohl des Landes seine Leidenschaft.« Dessen ungeachtet hat vielleicht das Ministerium Richelieu, wie man späterhin sehen wird, den monarchischen Ideen am meisten geschadet. Der Herzog von Angoulême ward in die südlichen Provinzen gesandt, um die Gemüther noch mehr für die königliche Sache zu gewinnen; die Präfekten wurden in demselben Sinne verändert. Hiermit hing die Veränderung des Wahlgesetzes zusammen, man ließ eine Verringerung des Alters der Wählenden so wie der Gewählten zu, die Zahl der Deputirten ward vermehrt, und durch die veränderte Einrichtung der Wahlkollegien erhielten die Präfekten bedeutenden Einfluß auf die Wahlen. So entstand die Kammer von 1815, von welcher der Verfasser sagt: »Die Kammer von 1815 war die traurige und beweinenswürdige Frucht dieser Epoche, der Zeit der Reactionen und öffentlichen Aufregung. Die Mehrheit war überaus unwissend, eingeimpft ich weiß nicht mit welchem Geiste des Adelthums und der Provinz; mit den alten Ideen des früheren Regims vermischte sie Sonderbarkeiten von Unabhängigkeit, durchaus nicht groß und philosophisch erzeugt, wie der Fortschritt des Jahrhunderts sie den neuen Generationen vorzeichnete, sondern jene Familien-Unabhängigkeit, von der schlechten religiösen und feudalistischen Farbe, welche die Societät um zwey Jahrhunderte rückgängig machte. Daher wollte sie einen Clerus mit Gutsbesitz, die bürgerlichen Zustände und die öffentliche Erziehung beherrschend, weil sie darauf bestand, das Nationalgebäude auf dem religiösen Prinzip zu begründen; die äußerste Verwirrung des Parteygeistes, der das Jahrhundert mit seiner Indifferenz verkannte.« Hier spricht der Verfasser, wie wir sehen, seine vollständige Ueberzeugung aus, er erkennt die Nothwendigkeit einer höheren Weihe der Gesellschaft durch das religiöse Leben nicht an, obgleich er, wenn sie vorhanden ist, nicht dagegen zu seyn scheint. Daher nun auch sein obiges Urtheil über die Kammer von 1815. Wunderbar genug widerspricht seine gleichfolgende Schilderung der einzelnen royalistischen Deputirten und ihrer Stimmführer der etwaigen Unfähigkeit und Inhabilität dieser Kammer. Indem er von den drey Nuancen der Royalisten spricht, nennt er die erste celle des royalistes gens d'esprit et d'ambition. Den Fähigkeiten und Talenten Vitrolle's, Laborie, Bonald, Villelle, de Corbieres, Grosbois kann er seine Anerkennung nicht versagen; selbst die Anführer der Ultraroyalisten, die Partey des pavillon Marsan (Wohnung des Grafen Artois in den Tuillerien) in der Kammer, wie der Verfasser sich ausdrückt, besaßen nach ihm zwey bedeutende Männer, wie den Marquis Maisonfort und Alexander Boisgelin.

Man sieht, es ist nur Meinungsverschiedenheit über politische Ansicht, nicht sowohl wahrhafte Unfähigkeit oder Schlechtigkeit ihrer Mitglieder, welche den Verfasser zu jenem Urtheile über die Kammer von 1815 führte. Hier ist indeß der Ort, um überhaupt über die Royalisten der damaligen Zeit unsere Meinung zu sagen; eines Theils nämlich in wiefern sie wirklich das Prinzip der Rekonstruktion des Staates aussprachen und das der Revolution bekämpften, andern Theils als sie eine aus bloß individuellen Ansichten und Interessen entspringende Opposition bildeten. Denn aus diesen letztern kamen jene bizarren Erscheinungen hervor, welche dem unbefangenen Beobachter höchst unangenehm entgegentraten, und offenbar die Gegenpartey noch mehr erbitterten. Dem wahren Prinzip aber selbst ward durch solche Entstellung und oft höchst lächerliche Nuancirung nur zu sehr geschadet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. IX. Directorium diplomaticum, oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden. Bearbeitet von Ludwig August Schultes, herzoglich sächsischem Amtsadjunctus in Altenburg. I. und II. Band, jeder von 2 Heften, das erste von 66 Urkunden, von 704 bis 1125 zum Tode Heinrichs V., das zweyte nur von Nr. 67 bis 119, von 1125 bis 1137, vom Erlöschen der fränkisch-salischen Kaiserdynastie bis zum Antritt der Hohenstauffen, das dritte von Nr 120 bis 567, von 1138 bis 1199, Conrad III. der Barbarossa und Heinrich VI., das vierte von Nr. 1 bis 355 von 1200 bis 1229. — 1832.

»Nicht das Inventar des Ererbten, die Benutzung macht seinen Werth,« sprach der große Johannes Müller. Die seit dem Befreyungskriege gleich einem gefesselten Riesen erwachte Begeisterung für Vaterlandsgeschichte, für Entdeckung, kritische Sichtung und scharfsinnigen Gebrauch der Quellen, gab diesem einfachen Worte erhöhte und veredelte Bedeutung. — Das Scheiden und Durchdringen großer Massen geschieht immer am besten durch den allereinfachsten Mechanismus, — durch streng alphabetische und chronologische Ordnung. Je mehr deutsche Urkunden verloren, durch zeitliche Gemeinschaftlichkeit oder Nutz- und Todtheilungen der Herrscher, durch Kriegsereignisse, durch Erbe oder Auswanderung aus dem Süden nach dem Norden und von Ost nach Westen verpflanzt sind, desto größere Wohlthat ist es für die Geschichtswissenschaft (auch ohne kritische und paläographische Zugaben), den Inhalt der Ar-

chive durch getreuen Abdruck der Repertorien kennen zu lernen, und alles bisher Gedruckte in treuer Uebersicht damit zu verbinden.

Bayern hat dießfalls durch die, nach den Einsendungen der Archive von München, Nürnberg, Würzburg, Bamberg, Dillingen, Kempten, Ansbach und Bayreuth und aller der zahlreichen säcularisirten Hochstifter und Abteyen von dem trefflichen Kritiker Karl Heinrich Ritter von Lang abgekürzten oder vermehrten, erläuterten oder in Zweifel gezogenen Regesta, sive rerum boicarum autographa rühmlich begonnen. — Das Archiv der Frankfurter Gesellschaft hat wahrhaft Großes zum allgemeinen Zwecke beygetragen. — Diese Jahrbücher ließen sich (VIII, IX, XII, XIV, XV, XIX, XXIV, XXIX, LII und LXII) darüber in ausführliche Erörterungen ein; denn wäre seit einem Vierteljahrhundert in allen deutschen Gauen dem Bedürfnisse vollständiger Umfassung des ungeheuren Materials zuvorkommend die Hand geboten worden, würde man sich bey weitem nicht mehr so arg in bloßen Kritiken, Monographien und Streitfragen umhertreiben. — Das Ziel einzelner Landesgeschichten und einer allgemeinen Historie des germanischen Bodens und des darauf hausenden, lange weltherrschenden Volkes würde seiner Verwirklichung ungleich näher gerückt seyn.

Eben darum sind die Auf- und Ab- und Zugänge archivalischer Schätze hochwichtige Prämissen, und nur dieselben Ansichten und Absichten werden darin wohlthätige und großartige Ergebnisse herbeyführen, die, wie in Zoll- und Handelssachen, dem Niederbrechen lästiger Schranken und Scheidewände, der unbeirrten Entfaltung aller Kräfte, endlichem Austausch und aufrichtiger Verkehrsfreyheit zwischen allen Deutschen förderlich sind.

Das vorliegende Repertorium aller Obersachsens Geschichte berührenden, größtentheils in verschiedenen Dissertationen, Geschichtswerken und großen Sammlungen bereits abgedruckten, aber auch mehrerer ungedruckter Urkunden, ist strenge chronologisch, und durch zwey fleißig gearbeitete Register, — eines der Personen, das andere der vorkommenden Gauen, Gegenden und Flüsse, — um so brauchbarer. — Für Register (den Scheitelpunkt des frommen und biedern Fleißes unserer Väter) — für Register, wie sie etwa Zwingers Theatrum vitae humanae, wie noch die S. Blasische Germania sacra sie (sowohl für den unvergleichlichen Prodromus, als für die, von Ussermann, Neugart und Eichhorn bearbeiteten Bisthümer Bamberg, Würzburg, Chur und Constanz) aufweisen, wie der unermüdete Fleiß des Münchner Akademikers Moritz sie zu den

Monumenten von Castel und Emsdorf, zu Rieds Regensburger Urkunden und zu mehreren Abschnitten der (großentheils durch ihn bearbeiteten) Freybergischen Sammlungen gab, sind dem vornehmen Dünkel unserer, sich selbst enteilenden Zeit leider entwachsen, und hier um so mehr eine dankenswerthe Erscheinung. — Die Diplome sind richtig und vollständig excerpirt, durchgehends in deutscher Sprache, am Schlusse überall die Werke, in denen das fragliche Stück bereits edirt ist, genau citirt, und die alten Ortsnamen und auch andere, staatsrechtliche Andeutungen durch Noten erläutert. — Die Schenkungsurkunden des Frankenherzogs Heden und seiner Gemahlin Theodrada, und die Schenkung der Stadt Merwigsburg (Erfurt) durch König Dagobert an das Peterskloster von 704—706 und 716 gehören noch in die merowingische Epoche. Die dagobertische Urkunde ist höchst verdächtig durch das Datum der Jahreszahl nach Christi Geburt, durch die Zeugen und deren Stellung, worunter der Bischof Regibert von Mainz und Pipin, der bald Majordomus, bald Pfalzgraf heißt. — Merkwürdig ist die Erwähnung der in dem Walde Hirschbreil von den Slaven erbauten Dörfer. — Die Urkunden unter den Ottonen erwähnen häufig der slavischen Gauen, Dalaminza (der größte Theil des Meißnerlandes), den Gau der Siusler (an der Mulde bey Eulenburg), den pagus Chutizi oder Scitici (östlich von der Chemnitz bis zur Elbe, westlich von der Mündung der Mulde bis an die Elster), den Gau Plisni (an der Pleisse um Altenburg), der Gau Milsa (über der Elbe, nach der Oberlausitz zu), Lusici, Selpeli, Nisici ꝛc., — der Schwabengau, pagus Suevorum, kömmt noch 985 unter Otto III. mehrmals vor. — Entschiedenes Uebergewicht der slavischen Bevölkerung. — Auch geographisch unschätzbar die Diplome Heinrichs des Heiligen, selten ohne direkte oder indirekte Beziehung auf seine Lieblingsstiftung Bamberg. — Seine Schenkung des zwischen der Elster, Pleisse und Parthe gelegenen Leipzig, dessen slawischer Name Lipsk von lipa, d. i. die Lindenstadt, an Merseburg 1021. — Die apokryphe Urkunde Heinrichs III. von 1042, die Bürger Zwickau's wegen ihrer trefflichen, gegen den Böhmerherzog Brzetislav geleisteten Dienste, von allen Zuzügen nach Italien oder Rom loszählend, und ihnen zugleich ausgezeichnete Rechte ertheilend. — Sie möchten jährlich zwey Bürgermeister wählen, die Gold- und Ritterzierde tragen, auch diese Ritterzierde andern würdigen Bürgern verleihen dürften. Diese rittermäßigen Bürger sollten Haar und Bart scheeren dürfen, und zum Unterschiede von wirklichen Rittern nur den Bart am Obertheile des Mundes stehen lassen. — Zwickau erhält ferners Markt-, Stapel-,

Meilen- und Jagdrecht. — Der Inhalt der Urkunde widerstrebt dem ganzen Zeitgeiste. Heinrich nennt sich Kaiser vier Jahre vor seiner Krönung. Der Zeugen zu gedenken, gibt es gar keinen Herzog Bernard von Bayern, gab es 1042 kein Herzogthum und keinen Herzog Heinrich von Oesterreich, keine Landgrafschaft und keinen Landgrafen Herbod von Thüringen, keinen Dedo von Meissen, keinen Leopold, Markgrafen von Mähren. — Der sächsische Pfalzgraf Friedrich von Puttlendorf, dessen Tochter Adelheid einen Theil des schweinfurtischen Erbes an den Wittelsbachischen Seitenzweig von Dachau (nachmals Herzoge von Kroatien, Dalmatien und Meran), und von diesem an das Haus Andechs brachte, in welchem noch ein Theil des schweinfurtischen Erbes durch Gisela, Markgrafen Otto's Tochter, Arnolds von Diessen Gemahlin, zusammenfiel. — Auch eine andere Tochter Otto's, Bertha oder Alberata, Stifterin von Banz, Gemahlin des nordgauischen Markgrafen Hermann von Vohburg, häufig in diesen obersächsischen Urkunden 1058—1064. — Der Würzburger Bischof Adalbero, Stifter von Lambach, der letzte Sprosse der Grafen von Wels und Pütten, karentanischer Markgraf auf Steyer, bestätigt ihre und Hermanns Stiftung Banz 1069, und erhebt 1075 die Kirche zu Coburg zu einer Hauptkirche, dem Kloster Saalfeld die Ausübung der geistlichen Rechte einräumend in mehreren der polnischen Königin Richza, Gemahlin König Micislavs und Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried von Lothringen, zugehörigen Ortschaften. — Der Herzog Otto von Swinuuite beruht wohl auf einem Schreibfehler der Ur- oder Abschrift, Swinuurte (Schweinfurt), und ist eben so wenig eine gültige Induction gegen die Aechtheit der Urkunde selbst, als der Graf von Suuineshud gegen jene des Fridericianums von 1156 für Oesterreich. — Wir stimmen Gensler und Schultes in ihrer Vertheidigung gegen den angreifenden Münchner Akademiker Pfeffel bey. — Von obigem Pfalzgrafen Friedrich von Puttlendorf finden wir hier 1063 bey der Stiftung des Klosters Sulza im weimarischen Amt Roßla auch seine Gemahlin Hedwig. — Sein Sohn Friedrich erscheint in Urkunden K. Lothars von 1134 und 1137 als Vogt von Quedlinburg, und 1129 mit seiner Gemahlin Agnes, Herzog Heinrichs von Limburg Tochter, und seinen Söhnen Heinrich und Friedrich, welcher letztere geistlich wurde, und den Namen der Pfalzgrafen von Goseck und Puttlendorf beschloß, nachdem wir 1147 in einer Bestätigung Conrads III. für Nienburg lesen, Rottonersleben im Gau Nordthüringen und in der Grafschaft des Pfalzgrafen Friedrich. — 1071 die Schenkung des freyen Slaven Bor an das Stift Meissen in Gegenwart der daselbst von Heinrich IV. zur

Aussöhnung versammelten Herzoge Wratislav von Böhmen und Boleslav von Polen, des Bayerherzogs Otto von Nordheim, Magnus von Sachsen und eben jenes Pfalzgrafen Friedrich.

Die von Heinrich IV. mit der untern carentanischen Mark belehnten Wilhelm von Weimar. Die Wichmanne vom billungischen Stamme und unter ihnen der Erzbischof Wichmann von Magdeburg. — 1110 in Heinrichs V. Bestätigung des Klosters Gottesau, ohnfern Durlach, Bisthums Speyer, der Ausdruck: »in der Provinz, welche das deutsche Franken heißt.« — 1121 gibt Heinrich V. dem Bischof Otto von Bamberg die Abtey Witzenburg an der Unstrut, unter Zeugschaft des Bayerherzogs Heinrichs des Schwarzen und des österreichischen Markgrafen Leopolds des Heiligen. — Man müßte diese Regesten noch einmal regestiren, um alles für das mittlere und auch für das südliche Deutschland Erhebliche auszuziehen. — Fleiß und Brauchbarkeit der Leistungen treten sogleich hervor, wenn man dieses obersächsische Diplomatar mit ältern Arbeiten dieser Art vergleicht, z. B. mit eines Sammlers von verdientem Rufe, mit des Mainzer Weihbischofs und Wormser Suffraganen Würdtwein, mainzerischem Diplomatar (1788), was meist so junge Urkunden enthält, daß man sich kaum genug wundern kann, auf dem Titel angezeigt zu finden, daß sie die Gauen des Rheins, des Mains, der Nahe, der Wetterau, Hessens, Thüringens, des Eichsfeldes und Sachsens beleuchten sollen.

Bereits im LXII. Bande, S. 85 bis 103 dieser Jahrbücher wurde des verdienstvollen Propsten Georg Fejér, Oberbibliothekars der Pesther Hochschule: Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis (1825 u. 1831), erwähnt. Eine neue Zierde der edlen ungrischen Nation, hat er die Stellen der Scriptoren, die Reihenfolge der Urkunden und die Denkmale trefflich zusammengestellt, ganz Europa ein Muster. — Wenn statt des voluminösen Werkes nichts geliefert worden wäre, als die im ersten Theile gegebene chronologische Series diplomatum ac litterarum, statum Hungariae respicientium, mit den Urkunden der Arpaden von 1001 bis 1300, und der in unsern Tagen seines Gleichen nicht zählende Index, so würde der unvergleichliche, aber auch von vielen Patrioten edelmüthig unterstützte gelehrte Propst eine der ersten Ehrenstellen unter den neueren Herausgebern behaupten.

Eine kurze Zeit wird die Wahrheit des vom Fejér seinem Vorgänger Péterffi abgeborgten Motto bewähren: Sic existiment, oro, sapientissimi, velut frondem et in primaevam comam porrecta brachia, tempestates, bella, Barbarorum incursus, incendia, ac fati iniquitas decoxerint; *medullam* nihi-

lominus temporum contagio *non invasit*; sunt, me judice, plurima in caligine, quae si ad lucem, superato quaerendi taedio, cogantur, exangues rerum nostrarum vultus, deterso omni morbo, in vividum colorem jubeant redire.

Des Frankfurter Bibliothekars Dr. Joh. Friedr. Böhmer Regesten der Urkunden römischer Könige und Kaiser vom Erlöschen der Carolinger mit Ludwig dem Kinde bis auf Ludwig den Bayern von 911 bis 1313 (1831), und die ihnen vorangehenden Urkunden-Regesten der Carolinger (im ungetheilten Frankreich, der lothringischen, der deutschen, der italienischen, der französischen und aquitanischen Carolinger, dann der Könige von Burgund) von 752, der Verstoßung des letzten Merowingen Childerich und Pipins Königsweihe bis 1032 zur Vereinigung Burgunds mit Deutschland unter Konrad dem Salier wurden bereits im LXII. Bande besprochen. — Seine neueste Reise (July, August und September 1833) an die Archive von Fulda, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, München, Wien, in das österreichische St. Blasien, das Chorherrnstift St. Florian bey Linz (dessen Chorherr Chmel einen wichtigen Theil der Kaiserregesten zu excerpiren unternahm) hat, wie die Reise im Spätsommer 1832 an die preußischen Archive, jenem großartigen Werke einen Reichthum vollwichtiger Nachträge gebracht.

Es sey vergönnt, hier an einige, theils gleichzeitige, theils viel ältere parallele Bemühungen auf deutschem Boden zu erinnern, ohne Rymer und Sanderson, ohne die Mauriner, ohne das Vollendetste, ohne le Long (1768) und Brequigny (1769—1783) hiebey zu nennen.

Georg Christoph Kreysigs in mehreren Auflagen (1732—1749) edirte historische Bibliothek von Obersachsen könnte in Hinsicht ihres innern Organismus musterhaft genannt werden. Er hatte wohl vor Augen, was Schöttgens diplomatischem Inventarium abgegangen, — was Küster über die brandenburgischen Marken, Baring über Braunschweig, Albin und Knauth über Meissen, Struve über Sachsen versucht. Sein Vorwort umfaßt die ältesten sächsischen Geschichtsquellen, — seine alten Gauen, Charten und Plane von Sachsen, Meissen, Thüringen, Anhalt und Henneberg, dann folgen die naturhistorischen Schriftsteller Sachsens, seiner Flüsse, Bergwerke, Salinen ꝛc., selbst seiner Museen, — II. die Regierungsgeschichte einzelner Fürsten und einzelner Begegnisse, wie des Kauffungischen Prinzenraubes, der Packischen Händel, der schmalkaldischen Fehde, des Schwedeneinfalls, des Verbandes zwischen Sachsen und Oesterreich, Sachsen und Brandenburg — Titel,

Wappen und Siegel, — Ansprüche, Erbvereine, Anwartschaften, das Reichsvikariat, die sächsische Pfalzgrafschaft, das Burggrafenthum Magdeburg, — III. die Geschichten des alten Thüringen, der Reusse, der Schwarzburge, der Mannsfelde, der Lausitzer und Sorben. — IV. Das Haus Askanien, die Lauenburge, Quedlinburg und Halle, — V. die Kirchengeschichte, die Liturgie, Klostergeschichten, Tetzels Ablaßwesen, die Reformation, die Concordienformel, der Crypto-Calvinismus; — die Hospitäler und Besserungsanstalten. — VI. Das gelehrte Sachsen, Leipzig und Wittenberg, Jena und Halle, Erfurt, die gelehrten Gesellschaften, — die Schriftsteller über das Sachsenrecht, über das Münzwesen, Maß und Gewicht, über Hohlmünzen (Brakteaten) und moderne Münzen, genealogische Schriftsteller über die (alphabetisch aufgezeichneten) Adelsgeschlechter.

In der vermehrten und verbesserten Auflage geht er wo möglich noch mehr ins Detail, nach den Geschichten der ältesten Herzoge, nach den Schriftstellern der älteren, durch Carl V. von der Chur vertriebenen Ernestinischen und der jüngern Albertinischen Linie.

Des Lauenburger Rechtsgelehrten Polycarp Gottlieb Hempel 1785 erschienenes Inventarium diplomaticum oder Urkundenverzeichniß der Historie Niedersachsens, die Länder beyder Linien der Welfen in Windsor und Braunschweig, auch die ehemaligen limitrophen Hochstifter, wie Hildesheim, Gandersheim, die Hanse- und ehemaligen freyen Reichsstädte, Hamburg, Bremen, Mühlhausen, Nordhausen, aber auch Lauenburg, Magdeburg und Halberstadt, Mecklenburg und Holstein in sich begreifend, hat eine sehr einfache Anlage in seinen zwey starken Bänden, den Zeitraum von 786 bis 1778 in sich fassend. — Ohne alle Real- oder Materien-Unterabtheilung ist das Werk streng chronologisch, und bemerkt bey jedem Documente die Werke, in denen selbes abgedruckt oder seinem wesentlichen Inhalte nach regestirt wird. — Doch ist nicht zu läugnen, daß, um belehrend zu seyn, um nicht in jedem einzelnen Falle zu den Werken selbst recurriren zu müssen, die Urkundenauszüge weniger summarisch und oberflächlich gefaßt seyn müßten. — Im dritten und vierten Bande läuft das Werk bis ganz ans Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Register fehlt völlig, was die Brauchbarkeit nicht wenig vermindert. Indessen war jedes so reichhaltige Werk ein wichtiger Vorschritt zum Bessern.

Der schon 1805 dem Urkundenschatze des damals noch französischen Rhein- und Mosel-Departements in Coblenz vorgesetzte

Archivar Wilhelm Günther hat in seiner Urkundensammlung der eben gedachten Rhein- und Mosellande, der Nahe- und Ahrgegend und des Hundsrückens, des Meinfeldes und der Eifel, von dem Todesjahre des Frankenkönigs Pipin 758 bis zum Todesjahre des heiligen römischen Reiches deutscher Nation 1800 eine höchst schätzbare Sammlung herausgegeben. An selber ist übrigens zu tadeln, daß jeder Band mit einer eigenen Urkundennummer zu laufen anhebt, und daß der Verfasser das engherzige Geständniß ablegt, keine Urkunde mitgetheilt zu haben, welche »veraltete Rechtsstreite hervorrufen, dem Staate, Gemeinden oder Privaten nachtheilig werden könnte!! Aengstlicher, kleinlicher Probabilismus ist in einer solchen Linsen- und Erbsenzählerey unvermeidlich. — Auch die Ueberschriften der Urkunden sind viel zu summarisch, und weder zu privatrechtlichen, noch publicistischem Gebrauche genügend, die Daten nicht genau genug angegeben, noch auf unsern heutigen Kalender gebührend reducirt. — Das mehreren Bänden voranstehende, theils geographische und publicistische, theils genealogische Vorwort ist allerdings lehrreich, genügt aber doch nicht dem Inhalte einer so bedeutenden Sammlung von beynahe 2400 Stücken. — Eine willkommene Gabe sind die nicht sparsam beygefügten Siegel und Wappen. — Größeren Maßstabes aber und genauerer, größerer Ausfüllung bedürfte die dem zweyten Bande beygefügte Charte, den Avel-, Engeris-, Are-, Eifel-, Meien-, Mosel-, Trechir und Nachgau vom achten bis ins eilfte Jahrhundert darstellend.

Wie im Süden der vor einem Jahrhundert in Carl VI. erloschene habsburgische Kaiserstamm die Geschichten seiner eigenen Vorzeit hegte und pflegte, that es im deutschen Norden das welfische Geschlecht. Ihm haben in seiner italienischen und deutschen Linie Ariost und Tasso (gewissermaßen auch Petrarch), Leibnitz, Lessing und Spittler angehört. — Muratoris grandioser Fleiß, Canisius, Sagittarius, Lindenbrog, Freher, Schaten, Meibom, Pistor, Menken, Hahn, Schard, Scheid, Eckard, Gruber und Mader, Gerard Heß und Eichhorn haben für selbes rastlos gesammelt und scharfsinnig geforscht. — In der vorliegenden Beziehung, Ueberblicke, Theiler der über das letztere Geschlecht und die ihm auf deutscher Erde übrig gebliebenen Lande vorhandenen Dokumente zu finden, ist unstreitig lobender Anerkennung wohl werth. Des Bibliothekars Anton Ulrich Erath conspectus historiae Brunswico-Luneburgicae universalis in tabulas chronologicas et genealogicas divisus et historicorum cujusvis aevi, perpetuis testimoniis munitus. — Vorangeschickt hat er eine bibliotheca Brunswico-Lu-

neburgensis und eine kleine Abhandlung über die Anlage seines Unternehmens. — Die erste Abtheilung umfaßt die geschichtlichen Sammlungen und die sogenannten scriptores *generales*, den ältern und jüngern Meibom, den unermeßlichen Leibnitz, die Geographen, die Genealogen, Staats- und Privatrechts-Schriftsteller und Panegyriker. — II. Die speciellen Werke, öffentliche und Privatakten. — Da finden sich, nach Materien, alle Quellen über das churbraunschweigische Erzamt, über die welfischen Verschwägerungen, über den berühmten, von Herzog Carl auf seiner schmählichen Flucht (September 1830) mitgenommenen Onyx, über Elbe und Weser, über die große Wasserfluth von 1717, über die große Brunst zu Celle 1724 und den Einbecker Donnerschlag 1602, — über die ehemaligen Abteyen S. Egid und S. Blasien von Braunschweig, über Bremen und Hamburg, über die Grafen von Eberstein, Ringelheim, Winzenburg, über alle alten Adelsgeschlechter, z. B. Alvensleben, Cramm, Kalm, Schulenburg, Dransfeld, Steinberg, Grone, Münchhausen rc., die Ausgrabungen an der Leine, am Herrenhäuserkanal, die Urnen und Grabsteine im Bremischen, — die Salinen, die schmalkaldische, die hildesheimische Fehde rc. Ein gutes Register beschließt. Darauf folgen chronologische Tabellen über die braunschweigische Geschichte von 801, dem Frieden Carls des Großen mit den Sachsen, bis zum polnischen Wahlkriege von 1734 und dem gleichzeitigen Beginn der Göttinger Hochschule Georgia Augusta, — sohin genealogische Tabellen über das alte sächsische Herzogs- und Königshaus der Ottonen, — über die Nordheimer und Supplinburger (aus denen Lothar das Diadem getragen, seine Tochter Gertrud aber dieser Häuser Nachlaß ihrem Gemahl Heinrich dem Stolzen und ihrem Sohne Heinrich dem Löwen, Bayerns und Sachsens gewaltigen Herzogen, zugebracht), die Billungen (deren letzte, Wulfhild, das lüneburgische Erbe an Heinrich den Schwarzen, Vater Heinrichs des Stolzen, gebracht), — das alte, 1055 mit dem Kärtnerherzog Welf erloschene oberschwäbische Welfenhaus von Altdorf und Weingarten und die aus Welfs Schwester Cuniza (Cunigunde) und ihrem Gemahl Azo von Este hervorgegangenen neueren Welfen, — die Enkel Heinrichs des Löwen bis zur ersten Theilung, welcher leider allzuviele Variationen dieser germanischen Erbsünde nachfolgten, das ältere, das mittlere, das jüngere Haus Braunschweig, — die Zweige von Göttingen, Grubenhagen, Calenberg, Lüneburg, Wolfenbüttel, Harburg, Celle, Gifhorn, Dannenberg, Bevern, endlich das Haus Este und Ferrara und Modena. — Die nachfolgenden Beweisstellen zeugen

von der ausgebreitetsten Erudition, und sind jetzt noch, da seit dem Erscheinen des Erathschen Conspectus beynahe ein Jahrhundert verflossen ist (1745), von vielseitigem Nutzen.

Der Dresdener Oberbibliothekar Adelung, dessen Name schon ein Lob, weil gelehrter Ruhm in diesem Namen so gut wie anderer Hausrath erblich ist, gab 1802 ein Directorium oder chronologisches Verzeichniß der südsächsischen Geschichtsquellen, worunter aber dieser Theil gar keine Urkunden, sondern die Denkmäler und die Geschichtschreiber aller Art in sich begreift. — Im Vorworte verbreitet sich der Herausgeber über die Mangelhaftigkeit und öftere Unrichtigkeit der Schöttgenschen Urkunden-Excerpta, dagegen schöpft er aus Annalen, Chroniken, Gesetzen, Statuten, Heiligen-Legenden, Kirchen- und Klosterstiftungen, Briefen, Concilien, Synoden, Grabmälern, Inschriften und andern Denkmälern, aber nur einiger besonders merkwürdiger Münzen. — Wie vortrefflich und körnig Adelungs Auszüge sind, davon gibt das Jahr 1312 das lehrreichste Beyspiel, an dem bereits von Gerken einigermaßen erläuterten unglücklichen Kriege des Landgrafen Friedrich mit Brandenburg und des mit dem gefangenen Landgrafen geschlossenen Friedens.

Die Einleitung enthält gründliche Worte über die Hermundurer und Thüringer und ihre Gränzen. Er hält jene für bloß dem Namen nach verschieden, jenen für den ältern, diesen für den jüngern Namen des nämlichen Volkes, — die Slaven, — das nördliche oder sächsische, das südliche oder fränkische Thüringen. — Ducatus Thuringiae cum Marchis suis et regnum Saxoniae cum Marchis suis, wie die Ludwigische Theilungsurkunde von 839 sagt. — Die nordöstliche Mark Thüringens scheint von Carl dem Großen herzurühren, die südöstliche aber älter, und schon von den Herzogen Gozbert und Heden gegründet. — Beyde Marken zusammen heißen der Limes Sorabicus, — die marchiae orientales, — letzterer Name wird allmälich auf die nordöstliche Mark eingeschränkt, besonders nachdem diese Mark sich bis in die heutige Niederlausitz ausdehnte. — Bloß geographisch ist der Name Osterland, terra australis, plaga orientalis, oriens, ja sogar Austria und Osterriche, wie die Mark an der Donau und Enns. — Als in der Folge das deutsche Schwert über Mulda und Elbe hinaus bis an die Elster und Pulsnitz fortschritt, ward eine neue Mark nöthig. — Sie hieß von ihrer Hauptburg die Mark Meissen, so wie die obere carentanische Mark die Mark Steyer, die untere aber die Cilleyer oder Pettauer Mark

hieß. — Die Besitzer der Mark Meissen gewannen nach und nach auch die beyden ältern Marken, das Osterland und die nordthüringische Mark Landsberg, und vereinigten alle drey in einen Staatskörper 2c. Es waren für selbe drey eigene Bisthümer erstanden, Meissen, Merseburg und Zeitz (nachher Naumburg), trotz des Widerspruches von Mainz und Halberstadt, welche dieser beträchtlichen Schmälerung der eigenen Sprengel nicht gleichgültig zusehen konnten.

Die Verfassung in den Marken, die Theilung des Landes, geschlossenes Gebiet, Landsässigkeit, Burgwarten, Amtssassen und Schriftsassen, — Landstände und Landtage, — die Leibeigenschaft des gesammten Landvolkes, — der Bergbau, zusammengehalten mit dem böhmischen von Iglau und Kuttenberg, beleuchtet von Körner und Klogsch, Peithner und Voigt. Der Stammvater des wettinischen und heutigen sächsischen Hauses, Theodoricus Buzic (Abkürzung von Bucco oder Burkhard). Erläuterung der auffallenden Stelle in der Vorrede des Sachsenspiegels: »die von Anhalt uud der von Brandenburg und der von Orlamünde und der Markgraf von Meissen und der Graf von Bremen, — »diese Fürsten alle sind Schwaben,« — wobey aber nicht an die heutigen Donauschwaben zu denken ist. — Die Sueven, ein von der Elbe nach der Ostsee hinauf wohnender Völkerbund des ganzen deutschen Hauptstammes höherer Mundart, wanderte zum Theil an die obere Donau, wo ihr Name noch fortlebt, — die Zurückgebliebenen heißen nun Nordsueven, Nordschwaben. — 534 prahlt der fränkische Theodebert gegen den Kaiser Justinian, unter einer Menge besiegter Völkerschaften auch die Thuringos und Nordsuavos seiner Botmäßigkeit unterworfen zu haben. — Als anderthalb Jahrzehende nach dem Falle des Ostgothenreiches 20,000 Sachsen sich Alboins Longobarden anschlossen (568), rückten, mit Erlaubniß der Merowingen, Nordsueven, Hessen und Friesen in das verlassene Land, wovon der Suavengau, Hassegau und Friesenfeld. — Die mit den Longobarden unzufriedenen und deßhalb aus Welschland heimkehrenden Sachsen kriegten um das von ihnen verlassene Land mit den neuen Ankömmlingen. — Es wurde auf gemeinsamen Besitz verglichen. — Diese von der Ostsee her nachgerückten Sueven sind im Schwabenspiegel gemeint. Unter ihnen sind auch die Ahnen, die Väter des Theodoricus Buzici als Heeresfürsten entsprossen.

404 erwähnt zuerst Vegetius in seiner ars veterinaria sive mulomedicina Thüringens und seiner 100 Jahre später vom ostgothischen Theodorich gegen den seiner Nichte verlobten

König Hermannfried gepriesenen ausgezeichneten Pferde, — Thüringer im Heere Attilas, — Heruler, Guarner und Thüringer von Theodorich zum Frieden mit den Franken ermahnt. — Der Thüringer häufige Einfälle in das Ufer-Noricum in der Legende des österreichischen Apostels S. Severin. — Venantii Fortunati poema de excidio Thuringiae, im Namen der Gefangenen und hernach mit König Chlotar vermählten Thüringer Prinzessin Radegund an ihren Neffen Artarchis gerichtet. — Quomodo Saxones primo venerunt in terram Saxoniae. — Erwähnung der Thüringer und ihrer Lage beym byzantinischen Rhetor Prokopius und bey dem Gothen Jornandes oder Jordanes. — Krieg des Dagobert mit dem Slavenkönig Samo (diese Jahrb. LVII. 231 bis 239 und LVIII. 58, vorzüglich 122—126).

687 der Irländer S. Kilian, erster Bischof zu Würzburg, auf Anstiften der Heidenfürstin Geilana, Gemahlin Herzogs Gozbert, ermordet. — 718—754, chronologische Feststellung der Briefe, Satzungen und Synoden des 680 gebornen, in Thüringen und Sachsen predigenden, 739 die bayerischen Bisthümer, 741 jene von Eichstädt, Würzburg, Erfurt und Buraburg, 744 die Abtey Fulda stiftenden, 746 zum Mainzer Metropolitan erhobenen, — 754 von den heidnischen Friesen ermordeten Bonifazius. — 786—788 Aufstand der Thüringer, gleichzeitig mit dem Aufruhr Thassilos an die Hunnivaren. — Trennung des heutigen Franken von Thüringen. — 807 der große Carl bestimmt, wie viel Mannschaft die Sachsen gegen die Sorben und Böhmen zu stellen hätten. — Die Daleminci, Hromiti, Colodici, Suisli, s. das Verzeichniß der Slavenstämme auf der Nordseite der Donau (aus einer berühmten Münchner Handschrift edirt von Hormayr in seinem Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, April 1827, erläutert von seinem Freunde, dem großen Slavisten Abbé Joseph Dobrowsky S. 24—26 der akademischen Rede: Herzog Luitpold, Jahrb. LVII. 237). — Der Würzburger Bischof Arn im Osterlande von den Wenden erschlagen (Schneiders Nachricht von dem Bischof Arno im Dresdner gel. Anz. 1756. S. 681, und daraus in Weinarts Handbibliothek, Thl. I. S. 183; Ad. Dan. Richters Vermuthung, daß er bey Chemnitz auf der Klaffenbacher Höhe geblieben in den Curios. Saxon. 1756. S. 308. Eckards Francia orient. Thl. II. S. 728. Kreyßigs Beytr. Thl. VI. S. 69, und Dobner ad Hagec. Thl. III. S. 263. — Von dem Herzog Poppo, der an dessen Tode schuld war, s. Eckards hist. gen. Saxon. S. 237, und Schultes Henneberg. Geschichte, Thl. I. S. 14.

Von dessen Nachfolger Conrad, — Bünau Leben Friedrichs I. S. 339 und die acta Theod. Palat. Thl. VI. S. 152). Leider ist der hier den ältern Abhandlungen der Münchner Akademie gemachte Vorwurf nicht ganz grundlos, daß sie wegen allzu philisterhaftem Provinzialpatriotismus weniger brauchbar seyn. — Die erdichteten und in allen deutschen Genealogien übergangenen Turniere, und namentlich das älteste 942 zu Rothenburg an der Tauber.

Schon der unvergleichliche Gilg Tschudi von Glarus sprach 1541 von diesen Turnierbüchern, »daß darin kaum die letzsten zehen Thurnier beweislich, so die übrigen allein ein erdichte Stampony und Fabel, den Menschen die lange Wyl zu vertreiben, sind. Deßhalb ihr uf die Namen desselben Buches nit binden wellend, dann der so solichs Buch erdicht hat, us vielgelesenen Historien, uß den Annalibus alleweg Namen und Geschlecht usgesucht und dann dero Meldung, als obs in Turnieren gewesen, gethan. Damit ihr aber merkind siner Erdichtung, so trifft er sich selbs fin am Jngang des Turniers, Fol. X. Da er schribt, wie er us einem alten Buch von Alter kum leslich wäre und als er den, so im das Buch gelichen, gebetten, solichs Buch niemands witer vergunnen abzuschriben, habe derselb (Johan Kirchberger genannt) ime angenz gewäret und das alte Buch, in sinem Bisin verbrennt!! — Dieser Dichter des Buchs hat auch sich selbs übel an die Nasen troffen. — Man findt wol viel ehrlicher, trefflicher Geschichten von Adel, ze schreiben, Bedarf nit Fabeln«

Darin aber hat der gute Alte unrecht. — Die meisten Adelsgeschlechter würden es sehr übel aufnehmen, wenn man ihnen diesen vom Vater auf den Sohn fortgepflanzten Turnierflitter bezweifeln, wenn man z. B. den Arkos die auf eine bloße leere Assonanz, ohne den allergeringsten Beweis, ohne alle Wahrscheinlichkeit, ja selbst gegen die publicistische Möglichkeit arrogirte Abstammung von den alten Grafen Bogen, den Lichtensteinen vom Hause Este, den Traun von Babo von Abensberg ꝛc. anstreiten wollte?! — Ueber den in Oesterreich saßhaften Zweig der Billungen, des Seitenstetter Benediktiners Schaukegel Ager Billunganus und Spicilegium, dann das Corveyer Saalbuch, Senkenbergs lebhafter Gebrauch des deutschen Staatsrechts 189, Gerkens vermischte Abhandlung III. 297, Hannöv. Anzeigen 157 von 1750, so wie über Lothars II. querfurtische und schwäbische Abstammung, Häberlins Auszug VII. Vorr. 7 und Gebhardi Braunschweiger gel. Anz. 1745. S. 921. — Das Leben des, Ungerns erstem christlichen Könige Stephan verwandten, vorneh-

men Thüringers Günther, Mönchs in Niederalteich. — Sein goldener Steig von der Donau an die Moldau und durch diese in die Elbe, durch den düstern Nordwald, zwischen Böhmen und Bayern. — 1036 der Graf Wilhelm von dem mit Böhmen wider den Kaiser verschwornen nnd deßhalb abgesetzten Kärnthnerherzog Adalbero ermordet. — Die carentanische Mark an Weimar (Gebhardi, Abth. IV. 122), des Mönchs von Brunnweiler Ueberlieferung von den Pfalzgrafen bey Rhein Ezo und Mathilde und deren Tochter Richeza, einer in der Geschichte vieler deutscher Häuser merkwürdigen Person (Acta Theod. palatin. III. 64. Würdtwein subsid. dipl. V. 268. Gelenii vindiciae Richezae, Horn expositio ulterior de Richeza, Stemler pagus Orla, Dobner zu Hayek V. ad ann. 1031. 1036. Leibnitz scriptt. I. Vorber. 27. — 313. 323). 1060 des Eichstädter Bischofs Gundakar Verzeichniß der während seiner Lebenszeit verstorbenen Bischöfe. — Immer noch sehr zweifelhaft, ob das Heer von mercatoribus, mit welchem Heinrich IV. den Sachsen entgegen trat, gedungene Söldner, mercenarii waren, oder Städtebürger, Kaufleute, Krämer, welche vorzugsweise die Partey des Kaisers ausmachten.

Die für die Geschichte des Voigtlandes und des deutschen Communalwesens überhaupt erheblichen Statuten des Vogtes Heinrich für seine Stadt Weida gehören zuverlässig in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts. — 1086 Schreiben des Gegenpapstes Clemens an den Böhmenherzog Wratislaw für den an des abgesetzten Benno Stelle auf den Meißner Sitz beförderten Felix. — Der wüthend päpstliche Meißnerbischof Benno ist mit dem Cardinal Benno und mit dem Osnabrücker Bischof Benno als Zeitgenosse nicht zu verwechseln. — Der Markgraf Diepold von Vohburg, seine Gemahlin Adelheid und seine Mutter Leukard (Chron. Bohem. in Ludewigs reliqq. manuscript. scriptt. bohem. ed. Pelzel et Dobrowsky I. Onsorgs Chronik bey Oefele I. 306. Chron. monast. Reichenbach 402. Gundlings Otia II. 160. Gebhardi Abh. IV. 149. Grundig und Klatzsch II. 22). — Des Priesters Tangmar Leben des Hildesheimer Bischofs Bernward, gebornen Grafen des (nunmehr Gneisenauischen) Sommersenburg und seines Nachfolgers Gotehard Leben durch den Priester Wolfher. — Bernward und Gotehard waren aus der berühmten bayerischen Klosterschule von Niederalteich, die mit jener Bischof Meinwerts von Paderborn rühmlich wetteiferte. — Beyde waren Freunde des obgedachten fürstlichen Einsiedlers Günther von Käfernburg, — Gotehard insbesondere das Werkzeug des Bayerherzogs und Kai-

sers Heinrichs des Heiligen zur Reformation in Bayerns Klöstern und selbst Abt in Niederalteich und in dem romantischen Tegernsee, von wo ihn aber die seiner strengen Zucht verdrossenen Mönche vertrieben. — Aus dieser Alteicher Klosterschule ging wenige Zeit später ein junger Graf von Megling hervor, Thiemo, Abt zu S. Peter und dann Erzbischof zu Salzburg, ein heftiger Anhänger Roms in Glück und Unglück, zuletzt Märtyrer auf der Kreuzfahrt des alten Bayerherzogs Welf. Von ihm meldet sein Biograph, er habe non modo *artes liberales*, sed et *mechanicas* universas glücklich geübt, artem pictoriam, fusoriam, sculptoriam, carpentariam in modis omnibus et formis, instar mollis cerae. Es ist überhaupt merkwürdig, eben so wie den Spuren der Wechselwirkung zwischen dem süddeutschen Städtebund und der norddeutschen Hanse zu folgen, so auch den viel ältern Spuren der Verbindung und Wechselwirkung Ostfrankens und seiner südlichen Thüringermark und der von derselben Familie der Babenberger (Bamberger) beschirmten Mark Oesterreich, und eben so Bayerns und Niedersachsens nachzugehen, die gegen anderthalb Jahrhunderte gemeinsame Herrscher hatten. — Nämlich von der Verdrängung der einzelnen Schyren 958 bis zum Tode Heinrichs des Heiligen, Begründers von Bamberg, 945 — 1024, herrschte über Bayern ein Seitenzweig der ottonischen Kaiserdynastie der Sachsen, von 1061 bis 1070 Otto von Nordheim und Hannöverisch-Münden. — Aus den neueren Welfen der dritte, Heinrich der Schwarze, war der billungischen Erbtochter Wulfhilde, sein Sohn Heinrich der Stolze war Gertruden, der Erbtochter Kaiser Lothars von Querfurth-Supplinberg, vermählt. — Heinrich der Löwe gründete Braunschweig wie München fast im nämlichen Jahre, als sein Stiefvater, Heinrich Jasomirgott, Wien, als sein Gegner, Albrecht der Bär, Berlin erhob. — Jener Alteicher Zögling, Bischof Bernward, der Stadt Hildesheim eigentlicher Erbauer, Stifter von S. Michael und heil. Kreuz, überhaupt Epoche machend in der deutschen Kirchenbaukunst, hinterließ mehrere unschätzbare Werke, ein prächtig gebundenes, mit Edelsteinen und getriebener Goldarbeit ausgeschmücktes Missal und eine gleiche Anleitung zur Algebra für seinen kaiserlichen Schüler Otto III., — mehrere herrlich gearbeitete Kelche, die ihn als technisch vortrefflich gewandten plastischen Goldschmied bewähren. Sie zeigen zwischen jeder neutestamentlichen Vorstellung, seltsam genug, die schönsten Gemmen und Cameen (Geschenke seines kaiserlichen Zöglings aus Italien, Aegypten und Griechenland), so daß man Venus Aphrodite, die drey Grazien

und eine Victoria zwischen der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung erblickt, — eine auf dem Hildesheimer Domplatze stehende Säule von Bronce, — einen vom Bischof Hetzilo erneuerten und vollendeten, in der Mitte des Kirchenschiffes schwebenden, kranzförmigen Candelaber mit 24 Capellchen für 72 große Lichter, endlich eine majestätische Pforte, aus zwey Bronceflügeln, jeder 16 Fuß 2 Zoll hoch, 7 Fuß 8½ Zoll breit, jeder mit acht bildlichen Darstellungen vom alten und neuen Adam, vom Sündenfall und der Erlösung, vom Siege des Todes und vom Siege des Lebens geschmückt. — Die Mitte dieser Bilder durchzieht die wohl aus den Tagen des Erneuerers Hetzilo, Stifters von S. Moriz, herstammende Inschrift: der ehrwürdige Bischof Bernward habe diese erzene Thorflügel im Jahre 1015 hier im Angesichte des Engelstempels (der Hauptkirche) zu seinem Gedächtnisse aufrichten lassen. — Die Hildesheimer Thürme scheinen mit den Magazinen die ältesten aus den 36, die man in Italien, 2 in Frankreich, 6 in Rußland, 5 in Spanien, 5 in Deutschland zählt. — Die von dem im Okt. 1829 verstorbenen Münchner Akademiker Placidus Braun, ehemals Benediktiner zu S. Ulrich und Afra, beschriebene Broncethüre des Augsburger Domes, wird insgemein der Kaiserin Adelheid zugeschrieben, der zweyten Gemahlin Ottos des Großen, Witwe König Lothars von Italien, Tochter König Rudolphs von Burgund. — Nach der Tradition haben südliche, bayerische Werkleute unter Heinrich dem Heiligen und Bernward auch auf den niedersächsischen Bergbau des Harzes thätig eingewirkt.

Es ist eine allerdings sinnvolle Wahrnehmung für die ehemalige **Einheit** des deutschen Volkes, für den äußerst lebendigen Wechselverkehr des deutschen **Nordens** und **Südens**, daß die **Hildesheimer** Erzthüren, die Erzsäule, die Leuchter, die Arbeiten in Gold und an edeln Steinen **aus Bayern** abstammen: dagegen die durch Adelung berühmt gewordenen Korssunischen Thüren der Nowgoroder Sophienkirche (Jahrb. XXV von 1824, S. 295—330) aus Niedersachsen und aus den Gußwerken des Harzes. — Das beweisen die daraufstehenden Namen der Künstler Waismuth, Richwin und Abraham, und des unter dem Barbarossa höchst einflußreichen Magdeburger Erzbischofs Wichmann Ebenbild. — Der Nebenzweig der in Herzog Magnus Tochter von den Welfen aufgeerbten Billungen, die Wichmanne und Eckberte, war am Inn, an der Enns und Traun und unter der Enns an der Ybs und Url bereits bemerktermaßen reich begütert. — So wurden diese Sachsen zweyte Stifter der niederösterreichischen Abtey **Seitenstetten**. — Der jetzige hochverdiente Abt

Columban Zehntner hat ihr Andenken erneuert. — Handel und Bergbau brachten die Werke deutscher Kunst bis Nowgorod und Kiew. — Dort hatten niedersächsische, Regensburger und Ennser Faktoreyen ihren Sitz, mehr als einmal (so wie von Wien bis Belgrad und in Bulgarien) vom Regensburger Hannsgrafen visitirt. — Bernward war in Alteich Mathematiker, Chemiker, Metallgießer, Goldschmied, Architekt und Bearbeiter der Edelsteine geworden. — An seinem Grabe bey S. Michael (dem jetzt unter Bergmanns scharfsinniger und menschenfreundlicher Leitung stehenden Hildesheimer Irrenhause) ist eine unterirdische Quelle von immer frischem, immer klaren Wasser neben seinem Grabe, eine ihm angeblich gleichfalls vom jungen Kaiser Otto verehrte, aus Aegypten stammende Säule. — Sie ist derselben Farbe und ganz gleicher Form mit der im Dome neben jenem Kranze Bernwards stehenden sogenannten Irmensäule, an welcher (wenigstens buchstäblich) des germanischen Namens größte Erinnerungen hängen, die von Hermann und die von Carl dem Großen. — Diese sogenannte Irmensäule, eine Säule von kastanienbrauner Farbe (spadicei coloris), ist in einen hohen Leuchter verwandelt, mit Ringen umzogen, und oben ein kleines Standbild der heiligen Jungfrau daraufgesetzt. — Die Steinart ist ein schöner, in Unteritalien und Aegypten einheimischer Kalksinter, von Einigen auch irrig alabastro antico genannt. — Der erste Blick deutet auf eine Verwechslung, auf einen im Mittelalter so oft vorkommenden »frommen Betrug.« — Die Quellen geben die alte Irmensäule als ein hölzernes Standbild. — Einige dachten sich unter der Irmensäule ein Hünengrab, einen ungeheuern Steinhaufen, weil Carl des Großen sieghaftes Heer drey Tage gebraucht habe, sie zu zerstören. — Allein aufmerksam gelesen, sagen die Quellen dieses nicht, sondern nur: Carl des Großen Heer habe bey Eresburg (Stadt Bergen) an der vierfachen Gränze von Waldeck, Churhessen, Paderborn und Cöln, drey Tage verweilt, und hiebey zugleich die Irmensäule zerstört. — Die älteste Quelle, Rudolph von Fulda, sagt: truncum ligni quoque non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria eum lingua »Irmensul« appellantes, quod latine dicitur, universalis columna, quasi sustinens omnia. — Obgleich die annales petaviani, tiliani, laurissens; loisell., Aimoin, Dietmar von Merseburg, Lambert von Aschaffenburg, Adam von Bremen, Albert von Stade, Conrad von Arsberg, Hermannus contractus, Sigebert von Gemblours, Wittikind von Corwey, jeder mit wenigen Worten der Ersiegung der Eresburg und der Zertrümmerung und

Wegführung der Irmensäule erwähnen, kömmt man doch über ihr eigentliches Wesen auch nicht einen Schritt weiter, obgleich eine ganze Literatur darüber existirt von Meibom, Wasserbach und Grupen bis auf Vertots französisch-albernes: »Du Dieu Irmensul adoré chez les anciens Saxons,« — in der Histoire de l'Académie des Inscriptions, und Behrens Vindiciae Irmensulae Saxonicae in den Actis Erud. Germ. — Nicht einen Götzen bloß, ein großes Andenken alten Glaubens, alter Freyheit und siegbekrönter Nationalität wollte Carl verschwinden machen. — Höchst anziehend sind die Sagen, wie die Ueberreste heimlich (fast wie König Etzels Leichnam) bey Corvey vergraben, als Ludwig der Fromme dort ein Stift erhoben, eben so heimlich wieder ausgegraben, und bey Nacht und Nebel nach Hildesheim geschickt worden seyen, — wo der tausendjährige, noch in jedem May frisch erblühende Rosenbusch die Stätte bezeichnet, wo Ludwig sein auf der Jagd verlornes Reliquiar wieder gefunden. — Die Sachsen hätten das Ganze gleichwohl erkundschaftet, den Resten der geliebten Irmensäule eifrig nachgesetzt, und die Bedeckung hitzig angegriffen — Das Dörfchen, wo ihr Angriff blutig abgeschlagen worden, heißt noch zur Stunde Irmensaul. — Noch in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war auf den Domplätzen in Hildesheim und Halberstadt am Samstag vor Oculi und am Sonntag Lätare zum Andenken des Sturzes der Irmensäule eine Art öffentlichen Spiels oder Volksfestes, hier von den Gassenjungen, dort von den Domkapitularen.

Identisch sind die Iringsstraße und die Milchstraße am Himmel, wie Haagen und Grimm richtig bemerkten. — Aus der mythischen Naturbedeutung wurde eine geschichtliche und politische, und Hermann mußte wohl das Lieblingsandenken im Verzweiflungskampfe der Völker an der Weser und Elbe seyn? — Die Irmensäule war eine allgemeine Vereinigungs- und Bundessäule, wenigstens der Sachsen. — Irming ist der allgemeine Herrscher und Erhalter.

Ganz neue Forschungen des wackern Pastor Primarius Kappe zu Eschershausen glauben sogar (was in solchen Dingen selten möglich ist) das Jahr beyläufig andeuten zu können, wann die Steinsäule des Hildesheimer Doms als Irmensäule zu passiren angefangen habe? — Diese Neuerung sey nämlich nicht älter als das Jahr 1590 und besonders 1602. — Kappe bekriegt auch die Angabe des Chronicon picturatum, Conrad Bothos Chronik der Sassen und Albert Cranzens Saxonia. — Die alte Beschreibung der Zierden des von (dem nicht minder, als Bernward berühmten) Bischof Hezilo 1061 erneuerten und neugeweihten Hil-

desheimer Domes weiß von keiner Irmensäule. — Der berühmte Georg Agricola zu Chemnitz gedenkt 1546 der Marmorsäule bey S. Michael und anderer Steinbilder des Domes, berichtet aber eben so wenig von der Irmensäule, als 1573 der Erfurter Professor Anton Möcker über seine Vaterstadt Hildesia Saxoniae. — Der erste Erwähnende ist der wunderliebende Chronist Johann Letzner 1590 in seiner Corveyischen Chronica im 18. Abschnitt, eine weitläufige Geschichte der wiederentdeckten Irmensäule.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXVIII.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830.

Von Wilhelm Freyherrn von Pflügl, k. k. Hofrath.

(Fortsetzung.)

Handel in Tanger. — Zollmanipulation. — Ochsenausfuhr aus Tanger und Tetuan nach Gibraltar.

22. September. Um 9 Uhr früh im Schatten 17°, um 12 Uhr 19¾°. — Wir benützten den heutigen Tag, um die Notizen, welche wir über das in Tanger übliche zollämtliche Verfahren [1]) gesammelt hatten, zu ordnen. Voraus mag die Bemerkung gehen, daß hier jeder Marokkaner Kaufmann werden, selbst ein Ausländer sich niederlassen, und Handel treiben kann; keine Abgabe wird für dieses Befugniß gefordert. Kommt ein europäisches, mit Waaren beladenes Schiff auf der Rhede an, so meldet sich der Kapitän bey dem Consulate seiner Nation, und dieses erwirkt ihm beym Gouverneur die Erlaubniß, auszuladen, worauf die Waaren im Zollhause niedergelegt werden. Das Ausladen kann täglich und zu jeder Stunde, am Freytage jedoch erst nach geendigtem Gottesdienste geschehen; nur an einigen großen Festtagen dürfen keine Waaren ans Land gebracht werden. Der Hafenkapitän benachrichtigt den Mauthdirector von der Ankunft des fremden Schiffes und von der erfolgten Ausladung. Hierauf begibt sich dieser ins Zollhaus in Begleitung zweyer Adul's (öffentliche Notare), welche ihm als Gehülfen und Controle dienen. Sie nehmen ein genaues Verzeichniß der eingebrachten Waaren auf, schätzen sie gemeinschaftlich mit dem Director nach dem Marktpreise jeder Gattung in Fez, als dem Haupthandelsplatze des Landes, und bestimmen sohin den Einfuhrszoll [2]), nach dessen Berichtigung der Verkauf der Waaren freygegeben ist, und selbe aus dem Zollhause genommen werden dürfen. Ganz gleichmäßig ist das Verfahren bey der Ausfuhr. Waaren, von welchen einmal in irgend einem Hafen der Einfuhrszoll erhoben worden, können frey durch denselben oder einen andern wieder ausgeführt werden. Der Einfuhrszoll wird von den aus Europa kommenden Waaren nur an der Küste, nie im Innern des Landes abgenommen. — England hat tractatenmäßig das Recht, aus Marokko jährlich 2000 Ochsen zum Bedarf der Garnison von Gibraltar gegen

---

[1]) Der Anhang zum Tagebuche gibt eine Darstellung des marokkanischen Handels.

[2]) Ueber die Zollsätze siehe den Anhang.

einen Ausfuhrszoll von 5 Piastern für das Stück zu beziehen, während er sonst 14 — 16 Piaster beträgt. Diese Ochsen werden in Tanger und Tetuan von englischen Commissären aufgekauft, und kosten 13 — 15 Piaster pr. Stück. Nach Gibraltar überschifft, werden sie dort in geräumigen Ställen einige Zeit gemästet, und dann der Garnison überliefert. Die übrigen Bewohner der Festung beziehen ihren Bedarf an Ochsen aus Oran, wo der Ausfuhrszoll viel geringer ist.

23. September. Unsere Erkundigungen über das Mauthwesen gaben uns Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auch im Allgemeinen auf die Gerichtsverfassung, die Gesetze und die Bildung der Beamten zu wenden. Marokko hat eigentlich keine bürgerlichen Gesetze, also auch keine Sammlung derselben; ihre Stelle vertritt der geistliche Codex des gesammten Islamismus — der Koran. Daher besteht auch die Rechtsgelehrsamkeit hier bloß in der Kenntniß und Anwenduug der im Koran und seinen Commentaren vorkommenden Rechtsgrundsätze und der in identischen oder analogen Fällen ergangenen Urtheile. Bey dem Mangel an bestimmten und passenden Anordnungen muß oft die sehr ausgedehnte, und während des Aufenthalts der Kinder im Hause der Aeltern ohne Einschränkung fortdauernde väterliche Gewalt aushelfend und Ersatz leistend eintreten. — In jeder Provinz, so wie auch in jeder Stadt, verwaltet ein Kadi die Gerechtigkeit. Er wird unmittelbar vom Sultan auf Vorschlag des Gouverneurs ernannt, oder wenigstens bestätigt, und ist der Civil- und Kriminalrichter erster Instanz. Der Amin und sein Aduls entscheiden die Verhandlungen über Zoll- und Steuergegenstände; der Emhabdeb bestimmt die Preise der Lebensmittel. Verbrechen werden von dem Kadi mittels einer ziemlich summarischen Verhandlung gerichtet. Ein Marokkaner kann eines Verbrechens überwiesen werden durch Geständniß oder durch Zeugniß zweyer Talben oder zwölf anderer Zeugen, wobey zwey Weiber nur für einen Zeugen gelten. Das Urtheil wird nicht geschrieben, sondern mündlich dem Gouverneur hinterbracht, der es gewöhnlich gleich vollziehen läßt, weßhalb Appellationen selten eintreten. Nur Urtheile auf Todesstrafe werden dem Sultan vorgelegt, der zwar einigen Gouverneuren als Zeichen besondern Vertrauens das Recht des Verhängens der Todesstrafe verleiht, von welchem sie jedoch selten Gebrauch machen, um nicht in ihrer Provinz verhaßt zu werden. Uebrigens sind Hinrichtungen unter dem jetzigen Sultan nicht häufig, aber Verstümmlungen treten als Strafe größerer Verbrechen ein, und zu dem traurigen Dienste des Scharfrichters sind in den Städten die Fleischhauer verbunden Da sich aber ungeachtet des eben nicht sehr zarten Gefühles der Marokkaner manche Kunden etwas scheuen dürften, ihr Hammelfleisch zum Cuscusu bey einem Manne zu holen, der vielleicht eben sein blutiges Geschäft an einem Räuber oder Mörder ausgeübt hatte; so miethen die Fleischer gewöhnlich einen Neger zu diesem Endzwecke, der aber seines Dienstes wegen verachtet und verhaßt ist, und nicht in der Stadt zu wohnen wagt. Bey Vornehmeren besteht die Strafe häufig in Verweisung und in Einziehung der Güter. Streitigkeiten über Eigenthumsrechte aller Art werden bey dem Kadi mündlich eingeklagt, der sogleich die Gegenpartey vorruft. Er vernimmt beyde Theile und die Zeugen, untersucht die etwa vorhandenen schriftlichen Belege, zieht dann den Koran zu Rathe, und fällt nach dessen Grundsätzen das Urtheil. Ist eine Partey nicht mit dem Ausspruche zufrieden, so appellirt sie an den Kadi einer andern Provinz oder Stadt. Stimmt dessen Urtheil nicht mit jenem seines Collegen überein, so werden noch andere Kadi zu Rathe

gezogen, und in letzter Instanz die Berufung an den Sultan geleitet, welcher dann die an seinem Hofe befindlichen Talbe entscheiden läßt. Besonders gegen Urtheile der Kadi in den Duar, welche weniger Ansehen als jene in den Städten genießen, wird oft an letztere appellirt. Die Talbe haben großen Einfluß auf die bürgerlichen Verhältnisse, und können ihrer Wirksamkeit nach mit Advocaten europäischer Länder verglichen werden, während die Adul mehr den Character öffentlicher Beamten und Notare bekleiden, und sich beyde von ähnlichen Stellen bey andern Nationen durch ihre halb geistliche Bestimmung unterscheiden. Der Talb setzt die Testamente, Heirats=, Kaufs= und andere Verträge auf, und intervenirt als Zeuge bey den meisten Privatgeschäften, da die Aussage oder Unterschrift zweyer Talbe Beweiseskraft hat. Daher sitzen sie auch paarweise in kleinen, hie und da in den Städten zerstreuten Buden, besonders in der Nähe der Moscheen, und bieten dem Publicum ihre Dienste an. Junge Leute, welche sich zu diesem Stande bilden wollen, besuchen die Schulen, welche man nicht nur in den Städten, sondern sogar in den größern Duar findet, und wo der Unterricht im Lesen und Schreiben, dann das Auswendiglernen des religiösen Theils des Korans den gesammten Lehrplan ausmacht. Acht bis zehn Jahre bringen sie in diesen Schulen zu, und beginnen dann ihr weiteres Studium an irgend einer großen Moschee. Bey diesen ist stets eine der Bevölkerung der Stadt entsprechende Anzahl älterer Talbe angestellt, deren jeder eine bestimmte Anzahl von Schülern in Gebetsformeln, dem kirchlichen Ritus, in der Ausfertigung von Verträgen und ähnlichen Urkunden, dann in dem auf bürgerliche Verhältnisse bezüglichen Theile des Korans unterrichtet. Halten diese Lehrer einen Studierenden für hinreichend befähigt, so geben sie ihm ein Zeugniß, mit dem er die Schule verläßt, und seine Talbpraxis antritt. Er wird bey dieser Gelegenheit in einem feyerlichen Aufzuge durch die Stadt geführt; seine Mitschüler begleiten ihn, sein Lob singend, und das Fest endet mit einem Schmause. Der Kadi besucht öfters die Vorlesungen, um die fähigsten Schüler kennen zu lernen, was in den 7 bis 9 Jahren, als dieser Cours dauert, wohl möglich ist, und ernennt sie nach dessen Vollendung zu Adul. Sie dürfen aber ihr Amt nur in der Stadt, wo sie ihre Studien zurückgelegt haben, ausüben, denn wollen sie sich anderswo ansiedeln, so müssen sie sich vorerst einer zweyten Prüfung unterziehen, damit auch der dortige Kadi ihre Fähigkeit kennen lerne und erprobe. Die an der großen Moschee Charubin zu Fez angestellten Lehrer sind als die geschicktesten im Lande bekannt, daher genießen auch die jungen Leute, die dort studiert haben, den Ruf besonderer Gelehrtheit. Die Quellen der Studien und deren Hülfsmittel bestehen in einigen wenigen Büchern, deren Abschreibung und Vervielfältigung durch Copien einen Erwerbszweig der Talbe bilden; Buchdruckereyen haben in Marokko nie bestanden. Die Lehrer an den Moscheen erhalten einen Monatgehalt von 17—20 Piastern, welcher von den zur Moschee gehörigen, aus Vermächtnissen, Geschenken u. s. w. entstandenen Capitalien, Grundstücken u. s. f. bezahlt werden. Eben so sind die bey der Mauth angestellten Adul besoldet. Die Adul und Talbe können in der Folge Kadi werden. — Auffallend und das argwöhnische Volk im hohen Grade bezeichnend ist die große Anzahl von Zeugen, deren auch die einfachste Privaturkunde zur Rechtsgültigkeit bedarf, nämlich zwölf männliche oder vier und zwanzig weibliche. — In der natürlichen Ordnung der Gesetze stoßen wir zuerst auf jene, welche die Familienverhältnisse betreffen. Das Gesetz erlaubt dem Marokkaner vier Weiber zu

heiraten. Der Mann kann sich von dem Weibe nach Belieben trennen, wobey er ihr das Heiratsgut zurückgeben muß. Unmündige Kinder folgen in diesem Falle der Mutter, welche vom Manne den Unterhalt derselben und ein Geschenk für ihre Erziehung bekommt, die von ihr bis in das dreyzehnte Jahr geführt werden muß. Nur wenn die getrennte Frau zu einer zweyten Ehe schreitet, werden die Kinder der ersten schon früher dem Vater zurückgestellt. Die Frau darf den Mann nur mit dessen Einwilligung verlassen. Hat sie eine Beschwerde gegen ihn, so darf ihn der Kadi zwar bestrafen, aber nicht zur Trennung zwingen. Erzeugt ein Marokkaner ein Kind mit einer Negersclavin, die er als Beyschläferin bey sich hält, so wird sie frey, ohne jedoch dadurch für sich ein Erbrecht auf die Verlassenschaft des Mannes zu begründen. — Letztwillige Anordnungen verfassen die Talbe, und fertigen sie für den Aussteller und als Zeugen aus. Fühlt sich ein Marokkaner schwer krank, so läßt er zwey Talbe rufen, und gibt das Verzeichniß seiner Forderungen und Schulden, so wie seinen letzten Willen an. Nur wenn keine Talbe vorhanden sind, werden statt ihrer zwölf andere Zeugen gerufen. Nach dem Tode des Testanten sind die einen und die andern verbunden, jedem Erben den ihm zufallenden Theil anzuzeigen. Jeder Erbe kann eine Abschrift des Testaments fordern, die Urschrift aber bleibt in den Händen des ältesten Sohnes des Erblassers oder des vorzüglich bedachten Erben. Ausnahmsweise und bey zu besorgenden Streitigkeiten oder wegen Abwesenheit der Haupterben wird das Originaltestament von den Talben aufbewahrt. Da der Testator nicht selbst unterschreibt, so ist leicht denkbar, wie betrügerisch oft in Erbschaftsangelegenheiten vorgegangen wird. Mehr als der dritte Theil des Vermögens kann zum Nachtheil der Pflichterben nicht legirt werden, da diese im Gegenfalle das Testament bestreiten, und dessen Annullirung erwirken würden. Im Allgemeinen gelten rücksichtlich des Erbrechtes folgende Grundsätze. Die Witwe erhält den achten Theil des Nachlasses, und überdieß ihr Heiratsgut. Diese Bestimmung gilt auch, wenn mehrere rechtmäßige Frauen vorhanden sind, welche dann zusammen diesen achten Theil erhalten. Der Rest fällt den Kindern zu, und zwar dem Sohne doppelt so viel als der Tochter. Verheiratete Töchter, welche ihre Mitgabe schon erhalten haben, bleiben von der väterlichen Erbschaft ausgeschlossen; natürliche Kinder haben mit den rechtmäßigen gleichen Anspruch. Sind keine Kinder vorhanden, so wird die Erbschaft, nach Abzug des achten Theiles für die Witwe oder Witwen, unter die Geschwister des Verstorbenen vertheilt, jedoch so, daß die Brüder einen doppelten, die Schwestern einen einfachen Antheil erhalten. Hinterläßt er Aeltern, Weib und Kinder, so wird, nach Abzug des erwähnten achten Theiles, ein Sechstheil der Erbschaft dem Vater, ein gleicher Antheil der Mutter und der Rest den Kindern zugesprochen. Enkel des Verstorbenen gehen den Brüdern desselben im Erbrechte vor. Sind außer einem Bruder noch Söhne eines andern verstorbenen Bruders vorhanden, so erhalten sie den Antheil, der auf ihrem Vater, wenn er beym Tode des Erblassers gelebt hätte, gefallen wäre. Stirbt ein öffentlicher Beamter (Gouverneur, Mauthdirector u. s. f.), und entsteht der Verdacht einer unredlichen Gebahrung des Verstorbenen, so bemächtigt sich der Sultan des Vermögens, und wirft im Gnadenwege den Verwandten desselben einen Unterhaltsbeytrag aus. Die einträglichen Folgen eines solchen Verdachts für den Schatz des Sultans begünstigen das leichte Entstehen des Mißtrauens in die Amtsführung des Verstorbenen, und wie wenig in solchen Fällen die Gerechtigkeit zu Rathe

gezogen wird, zeigt schon der Umstand, daß zur Vermögenseinziehung der Verdacht genügt. Mancher Beamte verbirgt daher seine Schätze, und eröffnet das Geheimniß erst auf dem Sterbebette seinen nächsten Verwandten, wofern ihn nicht der Tod überrascht, und mehr als ein durch langjährige Erpressungen und schmutzigen Geiz, oder auch auf rechtlichem Wege gesammeltes Vermögen mag in Marokko unter Trümmern, Bäumen oder Cisternen vergraben liegen. Auch wenn ein anderer, nicht im Staatsdienste stehender Marokkaner ohne Hinterlassung von jenen Verwandten stirbt, die im Koran als Erben aufgeführt erscheinen, fällt der Nachlaß dem Sultan zu, und nur der achte Theil für die etwa vorhandene Witwe wird abgezogen. Besteht eine Erbschaft aus liegenden Gründen, so ernennen die Erben gewöhnlich einen gemeinschaftlichen Verwalter, der dem Kadi Rechenschaft legen muß, oder übergeben sie nach vorausgegangener Schätzung einem der Miterben gegen Herauszahlung der den übrigen Erben zukommenden Antheile, oder versteigern selbe endlich unter sich. Gewöhnlich tritt nach dem Tode eines Marokkaners eine Art gerichtlicher Sperre ein, indem das Vermögen in Gegenwart der Talbe und der nächsten Verwandten verschlossen, und einem als rechtlich bekannten Manne zur Vertheilung übergeben wird. Wenn die Erben minderjährig sind, ordnet der Kadi diese Depositirung an, und ist verpflichtet, über die Verwaltung des Vermögens bis zur Großjährigkeit zu wachen. Um großjährig erklärt, und zur Verwaltung des Vermögens zugelassen zu werden, ist für beyde Geschlechter das vierzehnjährige Alter und das Zeugniß rechtlicher Männer über die Fähigkeit zu jener Verwaltung erforderlich. — Der Marokkaner kann nur einen Verwandten an Kindesstatt annehmen, und dieser tritt sogleich in alle Rechte eines wirklichen Kindes, sobald die von zwey Talben aufgesetzte Adoptionsurkunde vom Kadi bestätigt ist. — Beym Verkaufe liegender Güter begeben sich die Parteyen zu den Talben; der Verkäufer weiset seine Besitzurkunde vor, und zeigt die Kaufsumme an, welche gewöhnlich gleich gezahlt wird. Die Talbe setzen der vorgezeigten Urkunde die Clausel bey, daß der Gegenstand derselben (ein Haus, Feld u. dgl.) an N. N. um die Summe von .... am ... Tage ... des Monats ..... und Jahres ..... verkauft worden sey, und unterfertigen selbe. Gleichzeitig stellen sie dem Käufer eine Urkunde aus, welche dieselben Umstände enthält. Beyde Documente werden zum Kadi gebracht, der die Unterschriften der intervenirenden Talbe legalisirt. Oeffentliche Bücher zum Schutze des unbeweglichen Eigenthums sind unbekannt. — Eide werden in einer Moschee in Gegenwart der Talbe abgelegt, und von diesen zu Papier gebracht; Eidbrüche werden schwer bestraft, sind aber nichts desto weniger sehr häufig.

Eine marokkanische Hochzeit. — Ankunft der Maulthiere. — Hadsch Embarik. — Habsucht der Marokkaner und ihr Nationalcharakter.

24. September. Heute Abends sahen wir eine marokkanische Hochzeitsfeyerlichkeit. Man wählt zu derselben gewöhnlich einen Markttag, um zahlreichere Gäste (Verwandte und Freunde vom Lande herein) zusammen zu bringen. Schon gestern Abends war der Bräutigam, ein Maurermeister, von seinen Freunden wie im Triumphe in der Stadt herumgeführt worden. Voran schritten fünf Musikanten mit Trommeln und kreischenden Hoboen, und spielten mit großer Anstrengung und aufgeblasenen Backen eintönige geschmacklose Stücke. Ihnen folgten sechs

Fackelträger, in ihrer Mitte ein Mann, der einen belaubten, mit brennenden Lichtern gezierten Ast trug. Den Bräutigam selbst umgaben seine Freunde, und ein Troß gemeinen Volkes schloß sich an den Zug, der bey seinem Hause hielt, wo dann seine Gäste des Nachts hindurch sangen und tanzten. Heute um 8 Uhr Abends holte der Bräutigam, von zahlreichen Freunden umgeben, deren Pflicht es ist, ihn an diesem Tage anzukleiden, die Braut ab, um sie in seine Wohnung zu führen, und wir begegneten ihm auf dem Wege zur Braut. Er saß ganz steif auf einem stattlichen Schimmel, den ihm der Gouverneur geliehen hatte *), war durch die über den Kopf gezogene Kapuze des Sulham's beynahe ganz verhüllt, und hatte ein Schwert enge um die Hüften gegürtet. Zwey neben dem Pferde schreitende Marokkaner führten dasselbe am Zügel, zwey andere wehrten mit Sacktüchern die Fliegen ab, und fächelten dem Bräutigam Kühlung zu, so daß er sich gleich dem Sultane bedient sah. An der Thüre der Wohnung der Braut hielt der Zug still, und während sie erwartet wurde, führten die Begleiter wilde Tänze auf, warfen die Flinten in die Luft, und fingen sie wieder auf, feuerten auch bisweilen ohne Vorsicht unter die Füße der Umstehenden. Endlich war die Braut bereit, hatte von ihren Aeltern und Hausgenossen Abschied genommen, und wurde in einem runden Korbe mit einem conischen, aus Geflechte gebildeten Deckel, der überdieß mit einem weißen Haik umhüllt war, völlig unsichtbar aus dem Hause gebracht. Man hob den Korb auf ein Maulthier, und vier daneben gehende Männer hielten ihn im Gleichgewichte. Der Zug setzte sich, den Bräutigam an der Spitze, in Bewegung, und schlug, um längere Zeit zu verwenden, einen Umweg ein, überall schon in der Ferne durch die Flintenschüsse und den Lärm der Tänzer verkündet, und zusehends durch herbeyströmende Neugierige vergrößert. Am Hause des Bräutigams wurde endlich angehalten: er stieg ab, und trat hinein. Die vier Männer, welche neben dem Maulthiere gingen, hoben den Korb herab, und setzten ihn neben der Hausthüre auf den Boden. Da der Eingang zu schmal war, als daß der Korb ins Haus getragen werden konnte, so entschlüpfte die Braut, sorgfältig verhüllt, ihrem engen Gefängnisse, während einige Negerinnen, um sie den Blicken der Umstehenden ganz gewiß zu entziehen, einen Haik vor der Thüre aufgehangen hatten: hinter diesem Vorhange erwartete sie der Bräutigam. Sie trat gebückt unter seinem ausgestreckten Arme, und somit des Mannes Oberherrschaft anerkennend, in ihr neues Wohnhaus, wo während der Brautnacht außer den Neuvermählten nur ihre nächsten weiblichen Verwandten bleiben durften. Die Freunde aber, die den Zug begleitet hatten, verweilten noch kurze Zeit vor dem Hause, und trennten sich dann. Der Korb, in welchem die Braut gebracht worden war, blieb acht Tage lang auf dem Dache aufgestellt — Wir benützten diese Gelegenheit, um weitere Nachrichten über die bey Heiraten üblichen Förmlichkeiten einzuholen, und mit dem zu vergleichen, wovon wir bereits Augenzeugen gewesen waren. Nach dem funfzehnten Lebensjahre kann der Marokkaner heiraten, eben so das Mädchen. Selten aber schreitet ein Maure aus eigenem Willen zur Verehlichung, sondern wartet gewöhnlich ab, bis die Aeltern dieses Geschäft (denn einen höhern Namen verdient die Ehe nach hiesiger Landessitte wohl kaum) abschließen. Die eigentliche Einleitung trifft seine Mutter, welche gewöhnlich zuerst

*) Sogar Festkleider leiht manchmal der Gouverneur, außer dem Pferde, einem armen Bräutigam.

jene des Mädchens, auf welches die Wahl fällt, befragt, ob ihrem Sohne die Tochter zu Theil werden könne. Die Mutter der Gewählten holt die Einwilligung ihres Gatten ein; um die Zustimmung des Mädchens selbst wird nie gefragt. Die Mutter des Heiratslustigen oder von seinem Vater zum Heiraten Angewiesenen erkundigt sich nunmehr um das der Tochter bestimmte Heiratsgut, und erfährt dagegen von dem Vater des Mädchens, welche Widergabe er von dem Schwiegersohne verlange. Geld, Musselin und Kleider sind die gewöhnlichen Heiratsgüter. Wird das vom Schwiegersohne Angesprochene von diesem verweigert, so versucht man Unterhandlungen; zerschlagen sich diese, so geht auch die Heirat zurück. Im Gegenfalle verfügt sich der Vater des Bräutigams zu jenem der Braut, und läßt in dem Hause des Letztern von zwey Talben die Ehepacten zu Papier bringen, wobey zugleich der Hochzeittag bestimmt wird. Dieß geschieht immer an einem Freytage, und an diesem Tage schickt der Bräutigam seiner Vermählten ein Geschenk: Mehl, Butter, eine Kuh, ein Kalb u. dgl. Die übersendeten Lebensmittel werden bey einem durch drey Tage vor der Hochzeit dauernden Feste von den Weibern und Mägden im Hause der Braut verzehrt. Am Tage der Verabredung muß auch der Bräutigam der Braut wenigstens die Hälfte der Widergabe übersenden, welche gewöhnlich in Begleitung einer Musikbande gebracht wird. Zwischen diesem Tage und jenem der Hochzeit, den der Bräutigam seinem Schwiegervater vorschlägt, vergehen manchmal nur einige Tage, bisweilen aber auch ein Monat. Die Hochzeitgäste werden vom Bräutigam zwey, von der Braut drey Tage früher geladen, und während dieser Zeit schon in den Häusern der Verlobten mit Schmause bis zur Hochzeit bewirthet, die immer Abends Statt findet. Noch vor derselben, und zwar Nachmittags, begeben sich zwey Talbe in das Haus des Bräutigams, und nehmen ein Verzeichniß von allem auf, was die Braut sowohl an Heiratsgut, als auch an Ausstattung mitbringt; dieses Verzeichniß wird in doppelter Abschrift, und zwar für den Bräutigam und den Vater der Braut ausgefertigt. Dem Letztern werden auch die Ehepacten zugestellt. — Ein Jahr lang nach der Hochzeit darf die Neuvermählte nicht ausgehen, um jedem Argwohn einer Untreue um so gewisser vorzubeugen, als sie ihr Mann, wenn sie während dieser Zeit unfruchtbar bleibt, ohne weiters ihren Aeltern unter Herausgabe des empfangenen Heiratsgutes zurücksenden kann. Im entgegengesetzten Falle darf sie vor Ablauf des Jahres, kurze Zeit vor der Entbindung, ihre Mutter besuchen. Weniger Förmlichkeit erfordert die Verheiratung mit einer Witwe, denn sind die Ehepacten festgesetzt, so läßt ihr der Bräutigam den Tag sagen, an welchem sie in sein Haus ziehen soll. Hingegen finden bey der zweyten oder auch öfter wiederholten Verheiratung eines Mannes mit Mädchen dieselben Ceremonien wie bey der ersten Statt. Die Landbewohner so wie die Städter holen sich ihre Weiber aus einem beliebigen Orte; nur die Scheichs wählen ihre Gattinnen stets in ihrem eigenen Bezirke. Streitigkeiten in der Ehe werden gewöhnlich von den Aeltern beyder Theile geschlichtet. Der Gatte, welcher seine Frau im Ehebruche ertappt, kann den bey ihr Betretenen ungestraft tödten; die Frau jagt er mit einer Tracht Prügel aus dem Hause.

25. September. Endlich kamen die lange ersehnten Maulthiere an, welche der Sultan zu unserer Reise aus seinem Stalle gesendet hatte: zweyhundert schöne Thiere, geleitet von einem Neger, Namens Hadsch Embarik, und seinen dreyßig Gehülfen. Die Maulthiere, welche das Gepäck und die Geschenke tragen sollten, hatten Packsättel und Gurten;

jene, welche wir und unsere Leute besteigen würden, neue, landesübliche Sättel, und reinliche, meist gleichfalls neue Zäume. Hadsch Embarik, dessen nähere Bekanntschaft wir bald machen sollten, gegenwärtig Aufseher sämmtlicher Maulthiere des Sultans, war früher schon dessen Sclave, als er noch Prinz war; er besitzt im hohen Grade die Gunst seines Herrn, und nicht unwürdig. — Wir gingen auf das Feld hinaus, wo sich unsere künftigen Reisegefährten niedergelassen hatten. Die Führer waren in zwey Zelten gelagert; rings um dieselben war ein Seil im Kreise gespannt, an welchem die Maulthiere mit den Vorderfüßen angebunden standen.

26. September. Nichts gleicht der erfinderischen Habsucht der Marokkaner, und unter tausend Vorwänden wissen sie von den Consuln Geschenke zu erpressen. So z. B. wird die Antwort eines Ministers, welchem ein Consul ein Schreiben durch einen gewöhnlichen Fußboten zusendete, nicht durch denselben Boten zurückgeschickt, sondern hiezu, wenn der Inhalt des Briefes erfreulich ist, ein Offizier oder vornehmer Maure gewählt, der nicht mit einem geringen Geschenke abgefertigt werden kann. Täglich erhalten wir neue Belege zu dem wahrhaft merkwürdigen und scharf markirten Charakter dieses barbarischen Volkes. Wenn man den Druck der despotischen Regierung erwägt, unter welcher es schmachtet; die schwere Last tiefer Unwissenheit, des gesunkenen Erwerbfleißes, des beynahe zerstörten Handels; wenn man alle diese ungünstigen Verhältnisse betrachtet, welche die Bewohner dieses Landes hindern, von dem herrlichen Klima, der Ertragsfähigkeit des Bodens, und selbst von seinen eigenen natürlichen Anlagen irgend einen Vortheil zu ziehen; so wird das innigste Mitleid gegen das arme Volk aufgeregt. Schnell verschwindet jedoch dieses Gefühl, wenn der Beobachter bey jeder Berührung mit dem Marokkaner die deutlichsten Spuren eines beynahe allgemein und gleichförmig niedrigen Charakters entdeckt. Schöne Regungen sind seinem Gemüthe fremd; Neid, Mißtrauen, Lügenhaftigkeit wahrhafte Nationalfehler. Wilde Leidenschaften, welche Zank und Hader in die Familien und Unruhen in die bürgerliche Gesellschaft bringen, herrschen vor; der Marokkaner ist schlechter Vater, Gatte und Bürger; er kennt keine Freundschaft, als jene scheinbare, welche das Interesse knüpft, aber auch schnell löst. Die vorleuchtende Habsucht der Marokkaner, welche selbst dem Vater gebietet, dem Sohne seinen Reichthum zu verhehlen, erscheint um so niedriger, als sie in der steten Furcht, durch Höhere oder selbst durch den Sultan beraubt zu werden, ihr Vermögen nicht genießen können, und so nur einen todten Mammon besitzen. Fanatischer Haß gegen Christen bezeichnet das gemeine Volk, welches auch gewandte, wenn gleich muthlose Diebe in großer Anzahl hat, die besonders in finstern Nächten den Getreidevorräthen in den Duar nachstellen. Bey den wenigen Bedürfnissen des Eingebornen ist auch der Trieb zur Thätigkeit geringer; die Gewerbe werden mit mehr Bequemlichkeit und weniger Werkzeugen betrieben, als in Europa; der Ackerbau lohnt die weit geringere Mühe reichlich. Diese Gründe, verbunden mit dem gewöhnlichen Hange der Bewohner heißer Länder zur Unthätigkeit, erzeugen Trägheit, welche sich auf alle Stände ausdehnt. Der zum Talb bestimmte Marokkaner z. B. hat einen ungemein langen Lehrcursus, und im schneidendsten Mißverhältnisse höchst einfache Studien zu machen; der Beamte hat bey den so beschränkten Verwaltungsformen sehr wenig zu thun. Selbst die Belustigungen, welche den Geist im geringsten anstrengen, sind verbannt. In den Seestädten hat sich das Kartenspiel eingeschlichen; selten

sieht man Schach- und Damenbreter; am meisten unterhält den müßigen Marokkaner eine Erzählung, Politisiren und stumpfes Dahinbrüten. Unter die wenigen körperlichen Vergnügungen gehören vorzugsweise das bereits beschriebene Pulverspiel, welches nicht nur der Krieger, sondern auch manch anderer Pferdebesitzer treibt, und bey dem Städter die oberflächliche Pflege eines Gärtchens, welche allein seinen trägen Wandel unterbricht.

Die Escorte. — Musterung. — Besuche. — Flüchtlinge aus Algier.

27. September. Der Gouverneur hat Befehl erhalten, uns durch eine Escorte von 300 Mann Cavallerie, vom Commandanten der Garnison, Kaid Ben Abu Abdulmelik, und fünf andern Offizieren befehligt, ins Hoflager begleiten zu lassen. Zudem war an jeden Pascha oder Gouverneur der Provinzen, durch welche wir reisen werden, der Auftrag ergangen, uns durch sein ganzes Gebiet bis zu den Gränzen des nächsten in Person zu begleiten: eine fürwahr seltene Gunst des Sultans. Da beym Ausmarsche der Truppen aus ihren gewöhnlichen Standquartieren immer Geldvertheilungen an Soldrückständen oder Geschenken Statt finden; so bewies er sich auch in dieser Beziehung ungemein großmüthig, und soll jedem Soldaten der Escorte vier Piaster angewiesen haben, während bey ähnlichen Anlässen nur zehn Unzen (1 fl. 24 kr. C. C.) pr. Mann bisher entfallen sind.

28. September. Heute hielt der Gouverneur mit dem Offizierscorps Musterung über die zu unserer Begleitung bestimmte Mannschaft. Er saß auf der Erde, uud hielt einige Papiere in der Hand, während die Offiziere neben ihm auf die Knie gestützt schrieben. Die Mannschaft war beritten und vollständig bewaffnet. Jeder Mann ritt einzeln vor, begrüßte den Gouverneur mit einer Neigung des Kopfes und einem Spruche aus dem Koran, und sprengte, nachdem er seine Waffen vorgezeigt hatte, zur Truppe zurück. Wahrscheinlich wurden die Namen der Einzelnen in ein Verzeichniß eingetragen, und die Revue diente dazu, den Zustand der Pferde und Waffen zu überschauen, damit unsere Escorte in geziemender Haltung uns begleite, und vor dem Sultan erscheine.

29. September. Der Kaid del Emhala (Chef der Escorte) und Hadsch Embarik besuchten uns heute, um Rücksprache wegen der Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

30. September. Aus Algier kommen zur See über Mahon viele Flüchtlinge an, welche vor den Franzosen entwichen. Ihrer Kleidung nach schienen es Leute von Stand, und wir hören, daß sie sich dem Sultan in der Absicht, um Schutz und Hülfe zu flehen, vorstellen wollen. Hier in Tanger werden ihnen von ihren Glaubensgenossen Wohnung und Unterhalt angewiesen Algiers Fall hat auf die Marokkaner einen überraschenden, tiefen Eindruck gemacht, und in dieser für die Menschheit wohlthätigen Furcht vor Frankreich dürften sie sich leicht näher an die übrigen Mächte Europas anschließen. Auch hat der Sultan gegen die Anerkennung Louis Philippe's nicht die entfernteste Einwendung erhoben, und den Befehl ertheilt, die dreyfarbige Flagge, sobald selbe auf dem Hause des französischen Consulats aufgezogen würde, zu salutiren: eine Verfügung, welche in anderen Zeiten nur durch zeitraubende Verhandlungen und reiche Geschenke erkauft worden wäre.

Vorbereitungen zur Reise nach Mequinez. — Eintheilung des Landes.

1. October. Unsere Abreise ist auf morgen festgesetzt, und wir beschäftigen uns thätig mit den wirklich beschwerlichen Vorbereitungen. Ein weiter, schwieriger Zug durch ein unbekanntes, unkultivirtes Land liegt vor uns, von manchen Gefahren bedroht. Eine ausführliche Schilderung der getroffenen Voranstalten dürfte um so mehr Anspruch finden, als selbe von den zu einer Reise in Europa erforderlichen so sehr verschieden sind. Die zum Transporte bestimmten Gegenstände waren die für den Sultan und für andere Marokkaner vorbereiteten Geschenke, dann jene Lebensmittel, welche wir im Innern des Landes zu finden nicht hoffen durften; die Feldbetten und andern Effecten des Missionspersonals, das Küchengeschirr und endlich die Zelte. Da unsere Marinesoldaten kaum je ein Zelt gesehen, viel weniger aufgeschlagen hatten, so ließen wir heute ein Probe- oder Exercierlager errichten. Es bestand, so wie während der Reise das wirkliche Lager, aus einem großen Zelte, in welchem wir speisen werden, zwey Offizierszelten mit Marquisen für die beyden Delegaten, neun Doppelzelten für die Offiziere, deren in jedem zwey schlafen, zehn einfachen conischen Soldatenzelten (jedes für 6—8 Mann), endlich einem Zelte für den Koch. Hiezu werden während der Reise noch die Zelte der uns begleitenden Herren Peter und Friedrich Schousboe, Söhne des königl. dänischen General-Consuls, und jene des uns gleichfalls begleitenden Talbs und Dolmetschs kommen, so daß unser Lager im Ganzen aus 27 Zelten bestehen wird. Die Mannschaft übte sich im Auf- und Abschlagen unserer luftigen Wohnungen; wir theilten unter sie die dabey nöthigen Verrichtungen, so wie auch die Anordnungen zum Packen der Zelte aus, wobey selbe einzeln in einen, die zu jedem gehörigen Pflöcke und Stricke in einen zweyten Sack, die Zeltstangen endlich in Bündel gebracht wurden. Hätten wir die uns nöthigen Zelte anschaffen oder auch nur miethen müssen, so hätte dieß eine bedeutende Auslage verursacht. Diese Kosten ersparte uns die zuvorkommende Gefälligkeit des Gouverneurs von Gibraltar, der uns aus den Magazinen der Garnison mit allem Nöthigen versehen ließ, bloß unter der Bedingung, daß wir nach der Zurückkunft aus Mequinez und einer vorhergegangenen Untersuchung die stattgefundene Abnützung zu ersetzen hätten. Der Zimmermann, der uns begleitet, führt außer seinem Handwerksgeräthe noch einen Vorrath von Nägeln und Stricken mit sich, um das etwa verlorne oder zerbrochene Holzwerk der Zelte zu ersetzen, und um die mit den Geschenken und unsern Effecten gefüllten Kisten zu öffnen und wieder zu schließen. Von Lebensmitteln wird ein ansehnlicher Vorrath Schinken, Salami, Oel, Essig, Thee, Kaffee, Zucker, Wein für das Offizierkorps und die Mannschaft, Suppentafeln, Rhum, Branntwein, eingemachte Früchte u. s. f. eingepackt. Die Casse wird einem Cadetten anvertraut; ein Offizier soll das Aufschlagen und Abbrechen des Lagers leiten. Unser Arzt hat sich mit den unentbehrlichsten Heilmitteln und chirurgischen Instrumenten versehen. Die mitzunehmenden Effecten hatten wir sorgfältig gewählt, und nur jene dazu bestimmt, die von guter Qualität und möglichst kleinem Umfange waren; jeder von uns packte sein Reisegeräth sammt dem Bette in einen großen ledernen Bettsack, und somit wurde die verwirrende Menge von Gepäckstücken vermieden. — Unsere Bettgestelle und Feldstühle waren in der Mitte zum Zusammenschlagen eingerichtet; die Speisetische zerlegbar; für jedes

Offizierszelt war eine Lampe bestimmt; auch mit Glasglocken, um das Licht in den offenen Zelten brennend zu erhalten, hatten wir uns versehen. Da man auf dem Wege nur schlammiges, ungesundes Wasser findet, und durch Hitze und Durst zum häufigen Genusse des Obstes gereizt wird; so hatte sich jeder mit einer Feldflasche voll Branntwein versorgt. Gute Teppiche sollen uns gegen die auf dem feuchten Boden oft empfindliche Kälte, und Musselinvorhänge gegen Mücken und Fliegen schützen. Der Koch war mit dem nöthigen Küchengeräthe versehen. Wir haben zwölf inländische Lastträger (Hammal) aufgenommen, die unsern Leuten beym Auf= und Abschlagen der Zelte helfen, Wasser holen, Holz herbeyschaffen, und ähnliche Verrichtungen leisten sollen. Ein Cadett wird die vom Lande gelieferten Lebensmittel übernehmen, und mit Zuziehung des Koches für die Tafel der Offiziere und die Küche der Mannschaft vertheilen. — Nach diesen Vorbereitungen *) sahen wir der nahen Stunde des Aufbruchs mit dem Drange der wechselnden Gefühle entgegen, welchen unser langes Harren in Tanger, die Wichtigkeit unserer Bestimmung, die Erwartung der auf der Reise drohenden Beschwerden und Gefahren, die Hoffnung endlich auf den interessanten Eintritt in das Innere des wenig gekannten Landes in unserer Brust nothwendig erzeugen mußten. — Unter allen Hülfsmitteln zur Reise fehlten uns, als der empfindlichste Abgang, gute Karten, verläßliche Beschreibungen des Landes. Die Resultate unserer eigenen Erkundigungen über die geographische und politische Eintheilung von Marokko sind folgende. Das Land besteht aus den Königreichen Fez und Marokko, deren ersteres in folgende 6 Provinzen eingetheilt wird:

1) Temsna (auch Schauwija), mit den Städten Fez (فس, Fahs), Mequinez (مكناس, Meknas), welches 80 Meilen nördlich von Marokko und 20 Meilen westlich von Salé liegt; dann Fedala (فداله).

2) Beni Haschem, mit den Städten Rabat (ربط, Rbat) und Salé (سلا, Sla), welche nur durch den zwischen ihnen liegenden Fluß Buragrag getrennt sind; und dem Castelle Mamora (مهديه Mehedia), am Einflusse des Sbu (سبو) in das Meer.

3) Garb (غرب), wo die Städte Alcaßar (قصار, Ksar) am Lucos (لقوس) und drey Meilen davon entfernt Larasch (العريش el Araisch) liegen.

4) Habat, auch Garbia (غربيه), mit den Städten Tanger (طنجيه, Taudshia) und Azila (آزيله, Azaila), letztere 5 Meilen von Tanger und 12 Meilen von Larasch.

5) Rif (ريف), wo die Städte Tetuan (طتوان, Tetauen),

*) Im Anhange folgen allgemeine Andeutungen für Reisende in Marokko, welche wir zum Wohle und zur Bequemlichkeit einer künftigen Mission in das Innere des Landes auf dem Wege der Selbsterfahrung gesammelt haben.

7 Meilen von Tanger und 5 von Ceuta entfernt, dann Anshara (آنجرا) zu bemerken sind; endlich

6) Garet (غارت), welche Provinz die den Spaniern gehörende Festung Melila umschließt.

Das Königreich Marokko zerfällt in folgende 8 Provinzen:

1) Sus (سوس), mit den Städten Tarudant (طرودانت) und Santa-Cruz (اغادير, Agadir), welch letztere 35 Meilen südlich von Mogodor liegt.

2) Haha (حاحا), deren Hauptstadt Suira (سويرا) von den Europäern Mogodor genannt wird.

3) Erhamna (ارحمنا), mit der Stadt Marokko (مراكش Marakſch).

4) Abda (عبدا), mit der Stadt Asfi (اصفى), von den Europäern Safy genannt.

5) Ducala (دوقالة), mit der Stadt Mazagan, vier Meilen südlich von Azamor.

6) Tadla, in welcher Teza (تزا, Tasa) liegt.

7) Zerara (زرارة), deren Hauptstadt das am Flusse Ummurebbia erbaute Azamor (آزامور) ist.

8) Schiadma, mit der Stadt Darbeida (داربيدا, Darulbeida).

Zu den Provinzen Marokko's wird noch Tafilet (طفيلت, Tafilalt) mit einer gleichnamigen Stadt, und das Königreich Drah (درآ) angeblich ohne Städte gezählt, über welche beyde Länder der Sultan eine schwankende Herrschaft ausübt. Seine Macht ist dort, so wie in der Provinz Sus, sehr unsicher durch häufige Empörungen, welche man theils wegen der Entfernung dieser Provinzen vom Mittelpuncte des Reiches, theils wegen der Tapferkeit ihrer Bewohner nicht offen zu bekämpfen wagt, sondern die Rebellen durch Ueberredung und sanfte Mittel, besonders die Stimme einiger beliebten Santons, zum Gehorsam zurückzuführen vorzieht. — Im Allgemeinen werden als Gränzen des marokkanischen Reiches angenommen: nördlich die Meerenge von Gibraltar und das mittelländische Meer, östlich die algierische Provinz Tremesen, von der es durch den Fluß Mulria getrennt ist; südlich der Landstrich Bilad-Nun; westlich das atlantische Meer. In politischer Beziehung macht jede Provinz ein oder mehrere Gouvernements aus, an deren Spitze ein Gouverneur (Kaid el bled) oder Pascha steht. Jedes Gouvernement zerfällt in Bezirke (Kabila), deren Vorsteher Scheich heißen. Die Gouverneure werden vom Sultan ernannt, und legen ihm Rechenschaft. Die Scheiche ernennt ebenfalls der Sultan, und zwar direct, oder auf Vorschlag des Gouverneurs; diese Würde wird oft in einer Familie fortgeerbt; von der Verwaltung der Bezirke nimmt der Sultan

gewöhnlich keine Kenntniß. Die Zahl der einem Gouverneur untergeordneten Bezirke, und folglich auch die Größe und Bevölkerung der einzelnen Gouvernements ist sehr ungleich und veränderlich. Bald wird ein Bezirk von einem Gouvernement getrennt, und zu einem andern geschlagen; bald werden die Einwohner eines Bezirkes in einen andern versetzt. Auf diese Weise ist die Unzuverläßigkeit und Unstätigkeit einer politischen Eintheilung Marokko's erklärlich. Nicht alle Gouvernements haben Städte, daher manche Gouverneure unter Zelten wohnen. Der Duar, in welchem der Scheich des Bezirkes sich aufhält, kann als dessen Hauptort angesehen werden. Künstliche Gränzbezeichnungen zwischen den Provinzen, Gouvernements und Bezirken (durch Pfeiler, Marksteine u. dgl.) findet man in Marokko nicht; meistens bilden Gebirgszüge, Flüsse oder Bäche die schwankenden, oft veränderten Gränzscheiden. — Uebrigens dürfte die Bemerkung hier nicht überflüssig seyn, daß bey der Schwierigkeit, über das Innere des Landes und seine statistischen Verhältnisse von den Eingebornen etwas zu erfahren, und bey dem consequent befolgten Grundsatze, unsere Notizen nicht auf Autorität früherer Werke zu gründen, die angegebenen geographischen Bestimmungen weder apodictisch sicher, noch vollständig seyn können.

Aufbruch von Tanger. — Personale der Reisegesellschaft. — Die erste Tagreise. — Das Lager. — Geschenkvertheilung.

2. October. Seit fünf Uhr früh wurden die Maulthiere gepackt. Hadsch Embarik bemächtigte sich der Kisten und der Aufladung derselben, stieß unsere Leute weg, und ließ alles durch seine Gehülfen besorgen. Die geladenen Maulthiere wurden einzeln nach dem allgemeinen Sammelplatze vor dem Stadtthore gebracht. Da wir besorgten, daß uns das anhaltende Reiten auf den breiten marokkanischen Sätteln zu beschwerlich fallen würde, hatten wir beym Gouverneur um acht Reitpferde gegen Bezahlung eines Miethpreises nachgesucht, die wir mit englischen Sätteln und Zäumen versahen. Nach einem bey Herrn Schousboe eingenommenen glänzenden Frühstücke brachen wir um zwölf Uhr Mittags bey herrlichem Wetter auf. Eine Stunde verging noch, ehe wir uns alle auf dem Sammelplatze einfinden konnten. Dort erwarteten uns der Gouverneur, einen stattlichen Braunen reitend, und in einen schönen, feinen Haik gehüllt, Ben Abul Abdulmelik, und die Escorte; endlich kam auch der Mauthdirector Sidy Bias, der zwar keinen Auftrag hatte uns zu begleiten, den aber seine eigenen Geschäfte ins Hoflager riefen, und der sich somit an unsern Zug dahin anschloß. Die Escorte war in einer Reihe aufgestellt, während einzelne Reiter aus derselben ihr gewöhnliches Rennen versuchten. Auch die Herren Consuln hatten sich in Uniform eingefunden, um uns eine Strecke zu begleiten, und somit wurde unser Auszug aus Tanger wahrhaft glänzend und imposant. Als alles zum Aufbruche bereit war, gab der Gouverneur das Zeichen, und der Zug setzte sich in folgender Ordnung in Bewegung. Voraus eine Abtheilung Reiterey, dann der Gouverneur, neben dessen Pferde zwey Stalldiener schritten, und der Mauthdirector; hinter ihnen fünf Fahnenträger mit weißen, rothen, grünen, blauen und orangegelben Standarten. Eine zweyte, stärkere Reiterabtheilung kam nach den Fahnen, dann wir mit unsern Leuten, endlich der Rest der Escorte. Kaid Abdulmelik, beschäftigt, den Zug in Ordnung zu halten, sprengte bald denselben entlang hin und wieder, bald schloß er sich an uns oder den Gouverneur an.

Die k. k. Mission, welche an den Hof des Sultans abging, bestand aus folgenden Personen:

Franz Bandiera, k. k. Corvetten=Capitän, } Delegaten Sr. k. k. Majestät.
Wilhelm von Pflügl, k. k. Legationsrath, }

Ignaz von Liehmann, stellvertretender Legationssecretär.

Anton Basilisco, } k. k. Schiffsfähnriche.
Julius Schmidt, }

Johann Erzegovics, Unterlieutenant in der k. k. Marine=Infanterie.

Franz Rossi, Oberchirurg in der Marine=Division.

Florian Zurovsky, }
Joseph Rubelli, } k. k. Marine=Cadetten.
Ferdinand Campana, }

Sechs Musiker, zwey Corporale, ein Gefreyter, ein Tambour und vierzehn Gemeine der k. k. Marine=Infanterie; sechzehn Matrosen, ein Koch und ein Zimmermann.

An diese vom allerhöchsten Hofe bestimmten Glieder der Mission hatten sich freywillig und auf eigene Kosten, aber mit Zustimmung Sr. k. k. Majestät, als Gesandtschaftscavaliere angeschlossen:

Joseph Fürst von Lobkowitz, Rittmeister im Husarenregimente Kaiser Franz.

Victor Graf von Zichy=Ferrari, Oberlieutenant im Cheveauxlegers=Regimente Prinz Hohenzollern.

Franz Graf von Montecuccoli, Oberlieutenant im Kürassierregimente Großfürst Constantin.

Ferdinand Freyherr von Augustin, Grenadier=Oberlieutenant vom Regimente Erzherzog Ludwig.

Carl Freyherr von Hacke, Oberlieutenant im Husarenregimente König von Würtemberg.

Gustav Graf von Neipperg, Unterlieutenant im Geniecorps.

Endlich hatten sich auch der Fürst Johann Soresina Vidoni, k. k. Kämmerer, Brigadier der mailändischen Nobelgarde, den wir zufällig auf seiner Reise in Andalusien zu Cadix getroffen hatten, an die Mission geschlossen. Der Caplan unserer Marine=Division war gleichfalls bestimmt, uns zu begleiten, mußte aber wegen Kränklichkeit zurückbleiben. Noch gehörten zur Mission der Dolmetsch des königlich dänischen Consulats, Serulla, welcher uns in gleicher Eigenschaft diente; Ben Jahia, ein Talb, den wir von Tanger mitnahmen, um die arabischen Briefe, welche wir erhalten könnten, übersetzen und beantworten zu lassen. Der Antrag der Herren Peter und Friedrich Schousboe, die Reise mit uns zu machen, war uns um so angenehmer, als sie, der marokkanischen Sprache kundig, bereits schon im Innern des Landes gewesen waren. Im Ganzen bestand daher die Mission aus 65 Europäern, mit Inbegriff der Dienerschaft, und 15 Marokkanern, worunter die oben erwähnten Lastträger. — Da das Land nur ausgetretene Fußpfade, aber gar keine eigentlichen Straßen hat, so ritten wir über Felder und Weidegrund. Wir kamen nur langsam vorwärts, denn die Hitze war drückend, und überdieß wurde auf Befehl des Gouverneurs bisweilen Halt gemacht, um uns das bereits wiederholt genossene Schauspiel des Pulverrennens noch öfter zu gewähren. Hie und da fanden wir bewaffnetes Landvolk in einer Reihe aufgestellt, welches uns mit einem heftigen, unregelmäßigen Gewehrfeuer begrüßte, während die in der Mitte der Linie befindliche

Musikbande (aus einigen Trommeln und Oboen zusammengesetzt) spielte. Der Anführer eines solchen Haufens trat oder ritt bey unserer Annäherung vor, und begrüßte den Gouverneur, indem er dessen Hand oder Kleid küßte. Die Gegend war ohne Interesse, flachhügelig, wenig bebaut, ohne Wald und Schatten. Wir kamen an zwey schlechten Dörfern, Metlak el diab und Baharain, vorüber; unser Nachtlager war die Ebene von Aintalia, welche auch die Fläche des Sidy el Garbi, nach dem Namen eines hier begrabenen Heiligen heißt, dessen Grab (einen Haufen roth übertünchter Steine) man noch erhalten findet. Wir mochten drey Meilen von Tanger entfernt seyn. Die Nachtlager von großen Caravanen, wie die unsrige, werden immer in der Nähe von Flüssen oder Bächen aufgeschlagen. Als wir dem unsrigen näher kamen, wehte uns die österreichische Flagge freundlich entgegen: ein wahrhaft wohlthuender, mit den Umgebungen erhebend contrastirender Anblick! Unsere mit dem größten Theile der Zelte vorausgegangene Mannschaft und Escorte hatte nämlich die meisten derselben bereits aufgeschlagen, und die Flagge gepflanzt, welche auf unserer Reise stets als Mittelpunkt der sie umschließenden Zelte dient. Die Gestalt unsers Lagers war von heute an gleichförmig folgende. In der Mitte standen die zwey Zelte der Delegaten neben der Flagge; ihnen gegenüber das große Speisezelt; in einem Kreise ringsum die Offizierszelte, in einem zweyten, den ersten umgürtend, jene der Mannschaft. Neben unserm Lager schlugen der uns begleitende Pascha, der Escorte=Commandant und der Mauthdirector ihre Zelte auf; vor jenen der zwey ersteren wurden die Standarten der Cavallerie in die Erde gepflanzt. Um sämmtliche Zelte wurde in einem Kreise die Escorte aufgestellt, die unter freyem Himmel blieb, und ihre Pferde an den Vorderfüßen anpflöckte. Beym Untergang der Sonne versammelten sich die marokkanischen Offiziere vor dem Zelte des Commandanten; ein Talb verrichtete gegen Osten gewendet das Gebet, welches die Offiziere, auf den Knieen liegend, bald mit Worten, bald schweigend, mit Verbeugungen begleiteten. Später fand eine Art Wachparade Statt. Aus seinem Zelte tretend begrüßte der Commandant die Soldaten mit den Worten: »Gott helfe Euch!« worauf sie erwiederten: »Gott segne Euer Leben!« Hierauf vertheilte er die Wache, denn die ganze Nacht hindurch ritten Cavalleriepikete um das Lager, der räuberischen Landleute wegen, die sich gerne heranschleichen, um zu stehlen. — Schon heute, wie auch später fast immer, schlossen sich die unsers Durchzugs wegen aus der Umgegend herbeygekommenen und bewaffnet am Wege aufgestellten Landleute an die Caravane an, und begleiteten uns zum Lagerplatz. — Der Gewohnheit gemäß schickten wir im ersten Nachtlager unsern marokkanischen Begleitern durch den Dolmetsch folgende Geschenke unter dem Titel einer Reiseprovision: dem Mauthdirector 20 Piaster, 3 Zuckerhüte und 3 Büchsen Thee; dem Escortecommandanten eben so viel; jedem seiner Offiziere 2 Zuckerhüte und 2 Theebüchsen; das gleiche Quantum dem Hadsch Embarik; dem Talb endlich einen Hut Zucker und eine Büchse Thee; jedes dieser Geschenke in ein seidenes Tuch gewickelt.

Die zweyte Tagreise. — Hadsch Embarik's Thätigkeit. — Das Landvolk aus der Umgegend von Azila.

3. October. Um acht Uhr früh brachen wir auf, nachdem wir das Frühstück eingenommen hatten, welches der Beschwerden des Marsches wegen ausgiebig seyn muß. Mit der Zubereitung desselben gehen gewöhnlich, das Aus= und Einpacken des Geschirres mitgerechnet, ein

Paar Stunden verloren. Das Hauptcorps der Mission kann, um die Escorte nicht durch zu große Vertheilung zu schwächen, nicht eher aufbrechen, als bis alles in Marschordnung, und das Speisezelt abgebrochen und gepackt ist. Ehe sich die Escorte in Bewegung setzt, stellt sie sich in einer Reihe auf; wir zählten sie heute bey dieser Gelegenheit, und fanden statt der verheißenen 300 Mann, in allem nur 190, wie denn dem Marokkaner beynahe unmöglich ist, nicht bey jedem Anlasse zu betrügen oder zu übertreiben. Die Escorte reitet dann vor das Zelt des Commandanten, empfängt seinen Morgengruß, erwiedert ihn mit Worten und Verbeugungen, jedermann steigt zu Pferd, und der Marsch beginnt. Heute hatten wir wieder Gelegenheit, die Thätigkeit Hadsch Embarik's zu bemerken. Er war der Erste auf den Beinen, ordnete alles an, verschmähte keine Arbeit, und griff überall mit eigener Hand wacker zu. Dabey sahen wir ihn stets fröhlich, nie aber besserer Laune, als wenn er einen seiner Leute oder einen Landmann derb durchgeprügelt hatte. Damit begann gewöhnlich sein Tagewerk, und er führte einen tüchtigen Stock als Commandostab stets im nervigen Arm. Alles gehorchte ihm; selbst die Gouverneure, der Gunst eingedenk, in welcher er beym Sultan steht, beriethen sich mit ihm, und fügten sich in seine Anordnungen. Unsere Leute wenden sich stets an ihn: dem einen verschafft er ein gutes Maulthier, dem andern hilft er sein Gepäck zu laden, den dritten hebt er auf sein unruhiges Pferd. — Wie gestern schien auch heute die Gegend fruchtbar, aber unbebaut. Rechts ließen wir auf einer Anhöhe das Dorf Aintalia zurück, und ritten dann durch den gleichnamigen Fluß oder vielmehr Bach. Wie alle Gewässer in Marokko, hat er ein schmutziges Bett, und war fast ausgetrocknet. Eine Meile davon setzten wir über das etwas bedeutendere Flüßchen Mehaher; eine halbe Meile weiter zogen wir an dem Grabe eines Heiligen vorüber, und dann über den Berg Daraklan. Zum ersten Male seit Tanger sahen wir wieder felsigen Grund, und der Anblick der auf dem Berge, wenn gleich nur sparsam und verkrüppelt wachsenden Eichen erfreute uns, da er schon lange zur Seltenheit geworden war. Von der Höhe sahen wir das nahe Meer, in welches sich hier der Mehaher ergießt. In die Fläche hinabreitend, gewahrten wir einen Scheich, der uns an der Spitze von ungefähr 500 Mann bewaffneten Landvolkes zu Fuß und 70 Berittenen erwartete. Der Gouverneur ließ Halt machen, worauf uns die Bauern mit drey Salven und einem durchdringenden Geschrey begrüßten, und die gewöhnlichen Reiterübungen und kriegerischen Tänze begannen. Der Escorte-Commandant rieth uns, diesem Gesindel nicht in die Nähe zu treten, denn es war aus der Umgegend der Stadt Azila, welche unsere Kriegsschiffe im August des vorigen Jahres mit Erfolg beschossen hatten. Es war daher nicht unwahrscheinlich, daß diese Horde, unter welcher vielleicht mancher einen Verwandten verloren, oder Schaden an seiner Habe erlitten hatte, die günstige Gelegenheit ergreifen würde, sich durch einige Schüsse auf uns zu rächen. Doch fiel nichts Besorgliches vor, und wir setzten nach dieser Unterbrechung unsern Marsch ruhig fort, ritten durch das Flüßchen Misral el heschef, und erreichten um 3 Uhr Nachmittag die Anhöhe Ail Esha, auf welcher unsere Zelte aufgeschlagen waren. Links gegen Osten hatten wir ein freundliches Thal und die Ansicht der Gebirge Uasan (وازان) und Tshibel habib (جبل حبيب). Wir dürften heute im Ganzen 4½ Meilen zurückgelegt haben, und von Tanger 7½, von Azila 4½ Meilen entfernt seyn.

Der Pascha von Larasch. — Feyer des Namensfestes Seiner Majestät des Kaisers.

4. October. Eine Viertelstunde früher als gestern begann heute unser Marsch; die Gegend war sandig und unfruchtbar; stellenweise nahten wir uns dem Meere. Eine Meile vom gestrigen Lagerplatze erblickten wir seitwärts von unserm Wege das Dorf Amar, auf dem Abhange eines Hügels, von Getreidefeldern umgeben. Bald darauf ritten wir durch das Flüßchen Ayascha, und kamen über die Ebene Fahs el rehem, wo viele Myrten wachsen. Der ganze Landstrich, den wir bisher durchwandert hatten, steht unter den Befehlen des Gouverneurs von Tanger; aber in der genannten Ebene trafen wir den Pascha von Larasch, Mohammed Ben Laguad, der uns mit 200 Mann Cavallerie, 100 Mann Infanterie und 600 Bauern entgegen gekommen war, um uns an der Gränze seines Gebietes, zwischen den Dörfern Emsora und Fahs el rehem, zu empfangen. Der Gouverneur von Tanger nahm Abschied von uns, übergab uns unter vielen Höflichkeitsbezeugungen dem Pascha, und ritt mit seinem Gefolge zurück. Mohammed Ben Laguad eröffnete uns, daß er vom Sultan den Befehl erhalten habe, uns auf das Glänzendste, und als die Repräsentanten des besten und mächtigsten Freundes Sr. Hoheit zu empfangen und zu verehren. Er befiehlt über die Stadt Larasch und die Bezirke Tlig (طليغ), Cholud (خلود) und Sahel (ساحل), auch die Stadt Alcassar steht unter ihm. Der ganze Landstrich gehört zur Provinz Garb; zwey Meilen hinter Alcassar fängt die Provinz Beni Haschem an. Unter Sidy Mohammeds Leitung setzten wir den Weg über die Ebene el Dlata de Raizana (der Dienstag von Raizana) fort, die ihren Namen, wie manche Gegend in Marokko, von dem Tage der Woche hat, an welchem dort Markt gehalten wird. Um drey Uhr langten wir im Lager an, begleitet von dem Gefolge des Pascha und den Landleuten, welche auf den Anhöhen längs des Weges aufgestellt, uns mit Gewehrsalven begrüßt hatten, und immer nach einigen Dechargen, unter kriegerischen Spielen, Geschrey und einzelnen Flintenschüssen der Caravane nachstürzten, bis sie an der Gränze des Lagerplatzes von der Escorte, die sich dort enger an uns anschloß, mit Schlägen zurückgetrieben wurden. Unter der von Sidy Mohammed geführten Cavallerie bemerkten wir einige schöne Pferde. — Ein wahrhaft ergreifendes Fest schloß den heutigen Tag: die Feyer des Namensfestes Seiner Majestät, unsers allverehrten, geliebten Kaisers. Während des Abendmahles ertönte, von unserer Musikbande gespielt, und innige Gefühle in der Brust jedes Oesterreichers aufregend, das gute alte Lied: »Gott erhalte Franz den Kaiser.« Wie in unsern Herzen, so hallte es auch von unsern Lippen wieder, und lösete sich endlich in ein donnerndes Lebehoch! Der Abend verging schnell unter herzlichen, bewegten Gesprächen, zu welchen der denkwürdige Tag, die fremdartige Umgebung, der interessante Gegensatz unserer Stimmung zur Oertlichkeit reichlichen Stoff boten. Durch Länder und Meere vom Vaterlande getrennt, von einer Horde Barbaren umgeben, die mit dem Gedanken an ihren Herrscher nur Furcht zu verbinden gewohnt, kindliche Unterthanenliebe kaum zu ahnen vermögen, von Beschwerden und Gefahren umringt, feyerte hier, — in einem nur selten von Europäern betretenen Winkel Nordafrikas, — ein Häuflein treuer Oesterreicher das schönste Fest mit so warmen Gefühlen der unverbrüchlichsten Ergebenheit, als es nur immer in Oester-

reichs Hauptstadt, in der unmittelbaren Nähe des geliebtesten aller Fürsten, gefeyert werden konnte.

Die Schlacht von Emhassen. — Reisebeschwerden. — Lebensweise in den Lagerplätzen.

5. October. Der frühe Morgen fand unser Lager in Bewegung. Die Hitze war drückend: schon um 6 Uhr früh hatten wir 16°, um 5 Uhr Abends im Schatten 27°, um 9 Uhr noch 19°. Vor dem Aufbruche machten wir dem Pascha unsern Besuch; seine Zelte waren in einiger Entfernung von den unsrigen aufgeschlagen. Kaid Abdulmelik begleitete uns dahin, und ließ uns durch einen Hausoffizier melden. Zwey Reihen Soldaten waren vor des Pascha Zelte aufgestellt; zwischen ihnen standen zwey reichgezäumte Leibpferde. Sidy Mohammed ist ein stattlicher Mulatte von ungefähr 40 Jahren, mit feurigen Augen, sprechenden Zügen und edlem Anstande. Er gehört zu den Vornehmsten des Reiches, und ist ein Liebling des Sultans, der ihm einen seiner Söhne nach Larasch zur Erziehung geschickt hat. Die Spanier nennen ihn rühmend einen Verdadero Caballero. Beym Empfange unseres Besuchs saß er in dem geräumigen, zierlichen Zelte auf einer mit Bettlaken überdeckten Matratze. Unser Dolmetsch legte beym Eintritte gleichsam verstohlen die Geschenke zu seinen Füßen, die wir mitgebracht hatten, und die in einem Abschnitte feinen Scharlachtuches, einem Abschnitte blauen Tuches, vier Ellen gemeinen weißen Tuches zu einem Sulham, einem Stücke feinen und zwey Stücken ordinären Mussselin, zwey Hüten Zucker, jeder zu 8 Pfund, dann zwey Büchsen Thee zu $^1/_2$ Pf. bestanden, und in seidene Tücher gewickelt waren. Sidy Mohammed schien sie nicht zu bemerken; unsere dankbaren Complimente über den Empfang an der Gränze seines Gebietes lehnte er mit der uns schon bekannten Redensart, »daß er nur des Sultans Befehle erfülle,« ab, und ließ uns durch einen seiner Offiziere, die auf Teppichen um ihn saßen, Thee und Milch in ziemlich wohl erhaltenem Porzellangeschirre reichen. Als Sitze dienten uns des Pascha Reisekoffer mit darüber geworfenen Teppichen. Später trug man in einem hölzernen tiefen Tamburin eine irdene Schüssel voll trefflicher Nudeln auf. Da keine Löffel oder Gabeln zum Vorschein kamen, fügten wir uns in die Landessitte, und griffen mit den Fingern nach der schmackhaften Speise. Bald darauf, ungefähr um 8 Uhr, bey drückender Hitze brachen wir auf; der Pascha stellte sich in stolzer Haltung an die Spitze der Caravane. Voraus schritt seine Musikbande, dann kamen einige Fahnenträger, diesen folgte eine Abtheilung Cavallerie, zwey gesattelte Reitpferde, mehrere paarweise einherschreitende Diener des Pascha, dann er selbst auf einem stattlichen Schimmel, und, durch einen Zwischenraum, vom Vor- und Nachtrabe geschieden; hinter ihm einige Offiziere; zum Schlusse eine zweyte Reiterabtheilung. Wir folgten dem Zuge mit unserer Escorte in gewöhnlicher Ordnung. Die Gegend ist flachhügelig, fruchtbar, hin und wieder mit Gesträuchen besetzt. In einiger Entfernung sahen wir Heiligengräber. In einer halben Stunde erreichten wir den Wald von Raizana, dessen Eichen einen sehr angenehmen, obwohl nur spärlichen Schatten gewährten. Bald darauf kam uns ein Trupp Weiber aus den nahen Dörfern entgegen: braungelbe Gestalten, das Gesicht von Armuth und Elend gefurcht. Sie näherten sich unter kreischendem Geschrey mit einer weißen Fahne, und boten dem Escorte-Commandanten eine Schale Milch. Er berührte sie mit den Fingern, und schenkte den Weibern für ihre, als Bewillkommung der Reisenden gewöhnliche Auf-

merksamkeit ein Silberstück. Eine Meile später setzten wir über das Flüßchen el Meit, wörtlich Fluß der Todten, und gelangten in die Ebene (Lota) Emhassen. Wir standen auf einem classischen Boden, wo Anklänge aus einer romantischen Zeit, für welche unsere Mitwelt den Maßstab künstlich wieder erfinden muß, auch das kälteste Gemüth ergreifen. An dieser Stelle, zwischen den Gewässern des Uad el Meit und den weiter östlich strömenden Uad Emhassee, ist das Schlachtfeld, wo König Sebastian von Portugal im Jahre 1578 verschwand. Es war am 3. August jenes Jahres, als an dieser Stelle der drey und zwanzigjährige König, der mit tausend Segeln in Azila gelandet hatte, ein Heer von 15,000 Christen (worunter 3000 Deutsche) der Uebermacht von 100,000 Mauren entgegenführte, trotz dem flehenden Bitten seiner Treuen, die Schlacht am hellen Mittag (des Abends im Nothfall schützendes Dunkel verschmähend) begann, und den sandigen Boden mit dem Blute seiner Tapfern düngte, von denen keiner das Vaterland wieder sah. Noch ist das Loos zweifelhaft, das in jener Schlacht den König Sebastian traf; noch ist es ungewiß, ob ihn, wie beyde Führer des maurischen Heeres, der Tod auf dem Kampfplatze erreichte; aber immerhin hat bey diesem Unternehmen Portugal seinen Staatsschatz eingebüßt, seinen König und seine Unabhängigkeit verloren: ohne Thronerben erlag es der spanischen Macht, und so erwarb Philipp II Portugals Thron auf der Ebene von Emhassen. Ueber den gleichnamigen Fluß führte einst eine steinerne Brücke, deren Reste noch vorhanden sind. Unfern von dem Schlachtfelde, auf welches wir oft zurückblickten, ritten wir durch den Bach Uaharur. In einiger Entfernung erwartete uns ein Haufe Landvolkes, um uns mit den üblichen Salven zu begrüßen. Wir bemerkten unter ihnen mehrere österreichische Infanteriegewehre, welche seit der Landung bey Larasch (am 3. Juny 1829) in den Händen der Marokkaner geblieben waren. Wenn schon alle Landleute, die uns während der Reise mit ihren Salven begrüßten, sehr unvorsichtig, ja bisweilen sogar scharf feuerten, und wir manche Kugel über unsern Köpfen pfeifen hörten, so bemerkten wir doch heute, daß die Schüsse auffallend gegen uns gerichtet waren. Wahrscheinlich kamen sie von Leuten, welche bey jener Landung Verluste erlitten hatten, und nun ihre rachgierige Erbitterung nicht zu bergen vermochten. Auch der Escorte-Commandant vermehrte seine Sorgfalt, und umwickelte uns dichter und geschlossener mit seiner Cavallerie. Doch war uns dieser Schutz, wenn gleich nothwendig, höchst lästig; denn nur langsam konnten wir im Gedränge der Reiter vorwärts kommen; die brennende Sonnenhitze, die dichten Staubwolken, welche unter den Hufen so vieler Pferde emporwirbelten, drohten uns zu ersticken. Dazu kam noch Mangel an Trinkwasser, denn das wenige, welches uns gebracht wurde, war aus schlammigen Bächen geschöpft, in stinkenden Schläuchen herbeygeschafft: ein ekelhaftes, trübes und laues Getränk. Auch unser Branntwein war durch das Schütteln in den Feldflaschen und durch die Tageshitze warm geworden, und einige Weintrauben, deren wir jedoch aus Gesundheitsrücksichten nur wenige genießen durften, waren unsere einzige Labung. Der Hauptgrund der Beschwerlichkeit unserer Reise war die zur Feyer unsers Durchzuges erlassene Anordnung, daß auf der ganzen Strecke von Tanger bis Mequinez das Landvolk mit Flinten bewaffnet uns erwarten, und sich in der Richtung unsers Weges aufstellen sollte: ein Befehl, der wahrscheinlich auch dem Wunsche des Sultans entsprach, der Mission übertriebene Begriffe von der Bevölkerung und den Streitkräften des Landes zu geben, der

aber diesen Zweck nicht erreichte, denn wir fanden diese Haufen an und für sich schwach, und wußten, daß sie aus großen Entfernungen zusammen getrieben waren. Diese Horden schlossen sich, wie bereits erwähnt, unserm Zuge an, und so wuchs auch dieser heute wie eine Lawine. Ein Theil der Einwohner von Alcassar kam uns gleichfalls entgegen; selbst die Juden sendeten eine Deputation mit vier Fähnchen. Unsere Caravane vermochte sich zwischen der ungeregelten, wogenden Masse nur langsam vorwärts zu bewegen; zudem wurde sie öfters durch das Wettrennen und die kriegerischen Tänze der Landleute und der Bedeckungsmannschaft zum Stillhalten gezwungen. Die unbehülflichen, rohen Soldaten stießen und drängten uns von allen Seiten; — wir glaubten vor Hitze, Durst und Staub verschmachten zu müssen. Endlich erblickten wir die Minarets von Alcassar (auch Alcassar-Kebir), die sich nebst einigen Palmwipfeln aus dem die Stadt umgebenden und verbergenden Schilfe erheben. Links von unserm Wege, einige hundert Schritte von der Stadt, welche wir rechts ließen, liegt ein zierliches Heiligengrab. Die Ringmauern von Alcassar, an denen wir von außen hinritten, waren mit neugierigen Weibern bedeckt. Südlich, hinter der Stadt, setzten wir durch den von Osten kommenden Lucosfluß, der, obwohl in einer tiefen Schlucht strömend, doch bey heftigen Regengüssen Alcassar überschwemmt. Er entspringt im Gebirge Uasan, und fällt bey Larasch ins Meer. Um drey Uhr endlich erreichten wir ganz erschöpft den Lagerplatz in der Ebene des Lucos, die auch Kudia (Thal) Muley Ismael, nach dem Namen eines vor der Stadt begrabenen Heiligen heißt. Die Gegend schien fruchtbar, aber trocken, denn die Bäche und Quellen versiegen im Sommer oder befruchten höchstens ihre Ufer; künstliche Bewässerungen sind in Marokko äußerst selten. — Unsere Lebensweise in den Lagerplätzen war ziemlich gleichförmig. Beym Einrücken in selbe brachte man aus der Umgegend die schon früher ausgeschriebenen Vorräthe von Lebensmitteln, als Ochsen, Schafe, Eyer, Milch u. s. w., für uns und die Escorte. Man kann leicht ermessen, wie drückend den armen Landleuten ein solcher Durchzug fallen muß, der wie eine verheerende Heuschreckenwolke oder wie der glühende Wind der Wüste alles verzehrt, was auf der Bahn vegetirt. Doch soll angeblich der Sultan bey der Steuerbemessung auf diese Landplage einige Rücksicht nehmen. Jeder von uns hatte einen Marokkaner in Dienst genommen, dem er das Pferd zur Wartung übergab. Gewöhnlich sehr ermüdet, warfen wir uns bey der Ankunft im Lager auf das Bett, und ruhten, bis die Musik zur Tafel nach dem Speisezelt rief. Der Gang dahin und zurück erforderte Sorgfalt und Vorsicht, um im Nachtdunkel den Pflöcken und Stricken auszuweichen. Kommen wir früh im Lager an, so wird noch dem Pascha oder Escorte-Commandanten ein Besuch abgestattet, jedenfalls aber die Ruhezeit vor oder nach Tische benützt, um unsere Tagebücher zu bereichern. Wir rufen zu diesem Endzwecke einen Soldaten der Escorte, suchen sein Zutrauen durch ein kleines Geschenk, z. B. ein Pulverhorn, etwas Geld u. s. w., zu gewinnen, und dann die uns erwünschten Nachrichten zu erhalten. Dazu gehört aber Eifer und Geduld, denn ermüdet und voll Verdruß über die häufigen Störungen beginnen wir die Arbeit, die uns doch nur eine unbestimmte, wenig verläßliche Ausbeute liefert. Selbst während der Tafel stören uns die Geschenke von Cuscusu, Schöpsenfleisch, Eyern und Weintrauben, welche uns die Gouverneure oder Scheiche aus der Nachbarschaft senden, und die wir durch Höflichkeitsbezeugungen und Geld erwiedern müssen. Der Cuscusu ist gewöhnlich mit ranziger Butter bereitet und ungenießbar,

und wird in irdenen großen Schüsseln oder in Körben mit conischen Deckeln aus Schilf geflochten herbeygebracht.

Rasttag. — Die Stadt Alcassar.

6. October. Wir beschließen heute Rasttag zu machen. Noch ermüdet von der gestrigen beschwerlichen Reise, wollen wir die drückende Hitze (21° um 7 Uhr Morgens, 30° um Mittag im Schatten) vermeiden, das uns als merkwürdig geschilderte Alcassar besehen, und unser Reisejournal ordnen. Ungemein erquickt uns die Ruhe und der Genuß frischer Milch. Wir besuchten den Mauthdirector in seinem Zelte, wo wir Musikanten aus der Stadt trafen. Einer spielte die Mandoline, ein zweyter klatschte dazu taktmäßig in die Hände, während ein anderer das Tamburin schlug, und der vierte ein geigenartiges Instrument strich. Es hatte einen hohlen, mit Perlmutter ausgelegten Hals, und zwey dicke Saiten; der Resonanzboden war durch ein ausgespanntes Pergament ersetzt. Der Geiger stützte den Untertheil des Instrumentes auf das Knie, und spielte darauf mit einem kurzen, gekrümmten und mit starken Roßhaaren bespannten Bogen. Ueberraschend war die Melodie, welche uns die Musiker vorspielten, nämlich das bekannte Lied: »Marlborough s'en va en guerre;« abwechselnd sangen sie auch arabische Lieder. — Die Stadt besahen wir in Abdulmelik's Begleitung, der einen Theil der Escorte mitnahm. Wir ritten die steilen Ufer des Lucos hinab, durch den Fluß, und den jenseitigen schroffen Erdabhang wieder hinauf. Die Deputation der Juden kam uns abermals entgegen Unter den zuströmenden Marokkanern bemerkten wir einen Mann, der mit vollen Backen in ein langes Horn blasend uns begrüßte. Dieses unscheinbare Instrument war ein geheiligter Gegenstand, nämlich jenes Horn, das während des Rhamadan's um Mitternacht geblasen wird, um die Gläubigen an die Pflicht des Fastens zu erinnern. Alcassar ist sonderbar gebaut. Die von Ziegeln und Lehm aufgeführten Häuser haben Dächer statt der Terrassen, und meistens ein Stockwerk, in welches bey Ueberschwemmungen die Einwohner aus dem Erdgeschoß übersiedeln. Da die Stadt in mehrere, durch Mauern, Plätze und Gärten gesonderte Quartiere getheilt ist, erscheint selbe größer als Tanger, während die Häuserzahl weit geringer ist. Wir ritten durch mehrere Thore, an ausgezeichnet schönen Moscheen vorüber, und durch eine doppelte Reihe von Kaufläden, die durch Baumäste und Laubwerk vor den Sonnenstrahlen gesichert waren. Die Straßen sind ziemlich reinlich. Einen widrigen, ja empörenden Eindruck ließ in uns die Besichtigung des Quartiers oder vielmehr Gefängnisses der Juden zurück. Durch ein schmales, niederes Thor traten wir gebückt in finstere Gänge und enge Gemächer, in denen das verstoßene Volk seine armselige Existenz verlebt. Aufgehäufter Unrath hemmte unsere Schritte: ekelhafter Geruch wehte aus den engen Wohnstätten, gegen welche der berüchtigte Ghetto in Rom pallastähnlich erscheint. Das Judenquartier bleibt von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang geschlossen; ein marokkanischer Soldat bewacht den Eingang. Alcassar mag vier- bis fünftausend Einwohner haben; die Umgegend ist fruchtbar; und da sich hier die Handelsstraßen von Tanger und Rabat nach Mequinez und Fez durchschneiden, so ist die Stadt belebt und wohlhabend. Alcassar hat einen Gouverneur und einen Kadi, die dem Pascha von Larasch untergeordnet sind. Beyden mußten wir Geschenke machen: der Erstere erhielt einen Abschnitt feinen Tuches zu einem Caftan, zwey Stück ordinären Musselin, einen Hut Zucker zu 8 Pfund und eine Büchse

Thee; der Kadi einen Abschnitt weißen Tuches zu einem Sulham, ein Stück Musselin, einen Hut Zucker 5 Pfund schwer, und eine kleine Büchse Thee. Sämmtliche Geschenke waren, der Landessitte gemäß, in seidene Tücher gewickelt, und unser Dolmetsch besorgte, wie gewöhnlich, die Zustellung. Wir ritten erst im Abenddunkel zurück. Das rohe Landvolk hatte sich im Gebüsche längs des Ufers versteckt, und feuerte zwar blind, aber in kleinen Distanzen, und unvorsichtig oder boshaft gerade gegen uns, ungeachtet des vom Gouverneur von Alcassar und vom Escorte-Commandanten ergangenen Verbotes. Als nun einer unserer Soldaten verwundet wurde, sprengte die Cavallerie dem Gesindel nach, prügelte die Ertappten derb durch, und nahm ihnen ihre Flinten weg.

Eintritt in die Provinz Beni Haschem. — Die Stadt Uasan. — Nachtquartier Fuarats.

7. October. Die genossene Ruhe hat uns gestärkt, und der Beschwerden vergessend, welche der Beginn der Reise gebracht, setzten wir sie frohen Muthes um 7 Uhr früh fort. Wir ließen den Lucos links, und gelangten an einen, von mehreren in der Fläche stockenden Bächen gebildeten Sumpf, Ma el barid (das kalte Wasser) genannt. Die Umgegend wurde abwechselnder und bergig. Aus der Provinz Garb traten wir in die Provinz Beni Haschem, die reich an Getreide und Vieh ist, und an deren Gränze uns der Pascha von Larasch dem Kaid der neuen Provinz, Mohammed Ben Larby, übergab, und dann umkehrte. Dabey entstand große Unordnung, denn während sich die beyden Beamten wechselseitig empfahlen, stürzte das herbeygeeilte Landvolk in unsere Reihen, und lief, die Gewehre abfeuernd, zwischen uns herum. Zwar schufen Hadsch Embarik's Donnerstimme und sein gewichtiger Stock schnell Ruhe und Ordnung in dem chaotischen Treiben; aber damit nicht zufrieden, rief er den Kaid Mohammed herbey, und schrie ihm erzürnt zu: des Sultans Wille sey, daß wir als Könige behandelt, nicht aber mit Staub erstickt werden sollten. Vergebens entschuldigte sich der Kaid demüthig; vergebens verwendete sich der Pascha von Larasch und der Escorte-Commandant für ihn: Hadsch Embarik zeigte sich ungemein erboßt über die vorgefallene Unordnung. Der Unfall kann dem Kaid, wo nicht seine Stelle, doch viel Geld kosten, denn um eine Klage beym Sultan zu vermeiden, muß er wenigstens dem gefürchteten schwarzen Günstlinge ein bedeutendes Geschenk machen. Ein schlimmer Umstand für ihn ist, daß er für den reichsten Mann der Provinz gilt, und vieles Vieh und Getreide besitzt, welches er nach Tanger zum Verkaufe bringen läßt. — Von der Gränze der Provinz bis zu unserm Lagerplatze auf der Anhöhe von Fuarats hatten wir noch eine halbe Meile. Im Ganzen mögen wir heute $2^1/_2$, vorgestern $3^1/_2$ und den Tag früher $3^3/_4$ Meilen zurückgelegt haben. Genaue Bestimmungen in dieser Beziehung sind bey dem oftmaligen Anhalten, den Krümmungen des Weges und der Unkenntniß der Marokkaner in allen Distanzmaßen unmöglich. Die Eingebornen rechnen nach Tag-, Halbetag- und Morgenreisen. — Unser Lager dürfte von Rabat 8, von Mamora 5 Meilen entfernt seyn. — An Gewehrsalven, Reiterübungen und Kriegstänzen fehlte es auch heute nicht. Letztere, welche immer von einzelnen Flintenschüssen begleitet werden, heißen: el melab dial rami, Spiel der Werfer. Der Kaid und der Kadi der Provinz residiren im Dorfe Felayen el Ksab (der Schilfbrunnen). Links, östlich von uns, liegt im Gebirge die wenig bekannte Stadt Uasan, drey Meilen entfernt. Sie soll ausschließlich von

Scherifen *) bewohnt, allen Europäern, nicht aber den Juden verschlossen, durchaus von Stein erbaut, und größer als Alcassar seyn. Das Landvolk verehrt die dort begrabenen Heiligen vorzugsweise, und pilgert häufig dahin. In gleicher Richtung, aber unserm Lager näher, fließt der Emda, auch Moset Selushi genannt, nach dem Namen eines tapfern Arabers, der in einer Schlacht an seinen Ufern fiel.

Bemerkungen über Marokko's Naturproducte. — Kampfspiele.

8. October. Um 11 Uhr brachen wir auf, und zogen durch eine von Hügeln durchschnittene Gegend mit vielen bebauten Strichen. Aber kein Dorf, keine Hütte vermochten wir ringsum und in der weitesten Ferne zu entdecken; auch waren einige Schafe und Rindviehherden die einzigen lebenden Wesen, denen wir in langen Strecken begegneten. Eben so wenig Wechsel bot die Vegetation: keine zierliche Blume, kein fremdartiger Strauch erregte unsere Aufmerksamkeit. So viel wir überhaupt vom Lande bisher gesehen hatten, scheint es dem Naturforscher wenig Ausbeute zu versprechen. Da dieser Theil Afrikas fast unter derselben nördlichen Breite liegt, als Spaniens südliche Provinzen, so sind auch die Naturprodukte beynahe dieselben, und erst unterm 32° n. Br. bemerkt man in dieser Beziehung bedeutenden Abstand. Die Hausthiere sind dieselben wie in Europa, mit Ausnahme des Kamehls; an wilden Thieren hat das Land Löwen, Hyänen, Panther und Gazellen. Diese Thiere, so wie die Strauße, sind jedoch eigentlich nur in dem südlichern Theile Marokko's zu Hause, obschon die Höhen und Schluchten des Atlas viel Wild bergen mögen, und auch in den waldigen Sümpfen von Mamora manchmal Löwen gejagt werden. Die Classe der Reptilien zählt mehrere in Europa unbekannte Gattungen, z. B. die von Jakson beschriebene Busca. Dem Botaniker werden Desfontaine's Flora atlantica, die Werke Wahl's, des Abbé Poiret und besonders des Consuls Schousboe Flora Tangitana wichtige Winke geben. Marokko erzeugt die meisten europäischen Getreidearten und andere Nutzgewächse und Obstarten. Ueberdieß baut man hier häufig die Aldora (holius sorghum, Linn.), eine zum Brotbacken, in den nördlicheren Gegenden auch stark zum Hühnerfutter verwendete Maisart. Das Land hat viele Datteln, welche sich durch Farbe und Geschmack unterscheiden. Die wohlschmeckendsten sind die grünen, und wachsen unter dem heißen Klima des Königreichs Tafilet; die größten sind jene von brauner Farbe. Ein dem Lande eigenthümlicher, nur zwischen Sus und dem Flusse Tansif fortkommender Baum ist der Argan (Elodendron Argan); sein hartes, immer grünes Holz, das einer schönen Politur fähig ist, so wie das sehr geschätzte Oel seiner Nüsse geben ihm hohen Werth. Ebenfalls im Süden des Landes findet man die Gummigewächse und Bäume, z. B. jene, welche das in bedeutender Menge alljährlich nach Europa gehende arabische Gummi (Mimosa hilatica) liefern, den Ammoniac-Gummistrauch; die Thaja articulata, welche den Sandarak gibt; die Euphorbia officinalis u. a. m. Hier wächst auch die Alhenna (Lawsonia inermis, Linn.), deren sich die maurischen Weiber zum Gelbfärben der Hände

*) Scherif bedeutet überhaupt im Arabischen: Edel, »durch Würde oder Geburt erhaben,« ist aber besonders ein Titel, den die vom Propheten Mohammed durch seine Tochter Fatime und seinen Schwiegersohn Aly Abstammenden, und daher auch die Abkömmlinge der Sultane von Marokko aus der jetzigen Dynastie, führen.

und Füße bedienen; der Rhomnus lotus, der eine kleine, süßliche, bey den Marokkanern unter dem Namen Nebak als Speise beliebte Frucht gibt; endlich eine, von jener des Libanon etwas verschiedene Ceder, die treffliches Bauholz liefert Im hohen Atlasgebirge findet man den Arar (Juniperus phoenicea), einen hochstämmigen Baum mit unverweslichem, hartem und ungemein schönem Holze, welches zu Bauwerken aller Art, eben so als zu kleineren Geräthen taugt, aber des schwierigen und kostspieligen Transportes wegen selten im Handel erscheint Tabak kommt hier sehr gut fort; da aber sein Gebrauch den marokkanischen Religionsbegriffen zuwider läuft, ist die Cultur desselben verboten; das geringe Quantum, welches man erzeugt, wird meistens zu Schnupftabak verrieben. Der Atlas und seine zahlreichen Ausläufer haben wahrscheinlich einen großen Reichthum an Mineralien, und dürften nicht nur Marmor und ähnliche werthvolle Steinarten, sondern selbst edle Metalle liefern. Aber der Argwohn der Regierung, die Indolenz des Nationalcharacters und der gänzliche Mangel montanistischer Kenntnisse hindern den Staat und die Privaten, diese Schätze zu benützen; selbst die sonst reichen Kupfergruben von S. Cruz sind aufgelassen. Nur eine sehr gute, fette Töpfererde wird an manchen Stellen gegraben, und nach Tunis und Livorno ausgeführt. Perlen hat das Meer an Marokko's Küste nicht; dagegen findet man Corallen an den Ufern der Provinz Rif nächst Tetuan. Vor einigen Jahren bildete sich in Gibraltar eine Gesellschaft zur Corallenfischerey, aber die lästigen Bedingungen, welche ihr die marokkanische Regierung aufdringen wollte, erstickten das Unternehmen im Keime. — Dreymal setzten wir über den Emda, welcher sich schlangenförmig durch die Ebene windet, und, so wie der Uarga (وارغه), in den Sbu (سبو) mündet. Alle drey vereint ergießen sich dann unter dem Namen Mehedia bey Mamora (arabisch Mehedia) in den Ocean. Um drey Uhr erreichten wir den Lagerplatz links von dem nahen Emda im Bezirke Sfian (سفيان), und auf einer Fläche, welche den Namen Larba (Mittwoch) de Sid Aischa Ben Haschem von einem hier begrabenen Heiligen trägt. Hier kreuzen sich drey Wege, deren einer nach Mequinez, die beyden andern in verschiedenen Richtungen nach Fez führen. Die Hitze war erträglich: 22° im Schatten; ringsum scheint die Gegend bebaut. Die Marokkaner haben hier, wie überall im Innern des Landes, keine bleibenden Wohnplätze; sondern ziehen im Winter mit ihren Zelten, Herden und Getreidevorräthen ins Gebirge, um die durch Regengüsse austretenden Flüsse zu meiden. Dort erwarten sie den Frühling, mit dessen Anbruche sie wieder in die vom Schlamme und der Feuchtigkeit befruchteten Ebenen hinabsteigen. — Die Gegend wird immer menschenleerer, und weit seltener störten uns die Bauernaufgebote. Doch erheiterte uns ein neues Schauspiel. Einige hundert Araber stellten sich in geringer Entfernung vom Lager im Kreise auf. Paarweise traten aus demselben Fechter mit Stöcken und Säbeln bewaffnet; jeder suchte seinem Gegner einen Hieb beyzubringen, und ihn zu entwaffnen, ohne ihn jedoch zu verwunden. Vor dem Kampfe zeigten sie den Zuschauern die flachen Hände, und hielten eine kurze Rede, um Nachsicht bittend, und die Kühnheit entschuldigend, sich öffentlich zu zeigen. Diese Landleute haben ein wildes, kräftiges Aussehen, dunkle Hautfarbe, dunkelbraunes, kurzes Haar, feurige Augen und schöne Zähne. Selten tragen sie ein Hemd; meistens ist ein leinenes Unterbeinkleid und ein Haik, den sie

bald nachläßig überwerfen, bald um den Leib hüllen, ihre ganze Kleidung. Jeder trägt an einem Riemen eine lederne Tasche, um das Messer, Geld und andere Kleinigkeiten zu bewahren.

Der Fluß Sbu. — Die marokkanischen Dörfer (Duar). — Krankheiten des Landvolkes.

9. October. Auch heute brachen wir erst um 11 Uhr auf. Die Gegend war anfangs flacher als die gestern zurückgelegte, und ohne alle Abwechslung. Wir kamen an den Sümpfen el Mrar und Bohara vorüber, die jetzt ausgetrocknet sind, und passirten den im Bezirke Beni Serual (بنى سروال) entspringenden Sbu, dessen Ufer freundlich und mit Gesträuchen besetzt sind. Er ist der größte Fluß, den wir bisher sahen; sein Wasser, in welchem viele Schildkröten leben, hat auch bedeutenden Fall, wodurch das Uebersetzen oft sehr gefährlich wird. Im Winter schwillt er so an, daß alle Furthen ungangbar werden; dann schickt man Fähren aus Mehedia oder Rabat, für deren Gebrauch der Reisende zahlt, während die Boten der Regierung unentgeldlich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht überschifft werden müssen. Manche Reisende schwimmen auf Schläuchen, die mit Luft gefüllt sind, über den Fluß: eine im Oriente uralte, weitverbreitete Sitte. — Um 2½ Uhr langten wir nach einem Marsche von ungefähr 1¾ Meilen im Lager, am linken Ufer des Flusses, an. Wir waren noch im Bezirke Sfian, 2½ Meile östlich von dem Vereinigungspuncte des Emda mit dem Sbu, und etwas weniger von dem Einflusse des Uarga in den Letztern entfernt. Dem Lagerplatze gegenüber, am rechten Ufer des Sbu, liegt das Grab des Heiligen Kassem Mula Harosch. Nach Tische besuchten einige von uns die umliegenden Duar, in welche man nur schwer und mit großer Vorsicht dringen kann. Nicht mehr als drey bis vier Europäer, von einem maurischen Soldaten begleitet, mit Jagdflinten versehen, dürfen einen solchen Zug mit Hoffnung auf Befriedigung ihrer Wißbegierde machen. Man beginnt zu jagen, gibt sich den Anschein, den Weg zu verlieren, und zufällig in die Nähe eines Duar's zu gerathen. Dort setzt man sich nieder, ohne auch nur durch einen Blick Neugierde zu verrathen. Auf diese Weise gewinnen einzelne Bewohner des Dorfes Muth, sich zu nähern; man knüpft ein Gespräch an, fragt um den Weg, gibt sich für einen Tibib (Arzt) aus, und schenkt dem Befragten Geld, Pulver, Glasperlen u. dgl. Der längere Aufenthalt des ersten Landmannes bey den Fremdlingen lockt die übrigen, und endlich auch die Weiber herbey. Unter ähnlicher Vorsicht wagten auch wir den Eintritt in einen Duar, deren viele neben unserem Lagerplatze standen, da sie gewöhnlich in der Nähe der Flüsse aufgeschlagen werden, wo die Vegetation üppiger, und Wasser zum Trinken und häuslichem Gebrauche nahe ist. Jedes Dorf bestand aus einer Anzahl in zwey gleichlaufenden Reihen oder in einem stark gekrümmten Halbmond aufgestellter Zelte und einigen umzäunten Plätzen für das Vieh, welches nach der Weide dort eingesperrt wird. Die Zelte, ungefähr 25 Fuß lang und in der Mitte 8 — 10 Fuß hoch, haben die Gestalt eines umgekehrten, mit dem Kiele aufwärts stehenden Bootes, und sind aus Blättern von wilden Palmen oder aus Ziegenfellen verfertigt, welche mit Stricken von Kamehl- oder Ziegenhaaren verbunden werden. Sie sind zweckmäßig, da sie wider den Regen vollkommen schützen, sehen aber ihrer dunklen Farbe wegen häßlich aus. Stromabwärts gehend, hielten wir uns in einiger Entfernung von dem ersten Duar, weil dort

die Grabstätte (Kuba) eines Heiligen ist, welcher sich ein Europäer nicht ohne Aergerniß zu geben, Argwohn zu erregen, und selbst nicht ohne Gefahr nähern darf. Die in demselben befindlichen Weiber und Kinder sahen mit neugierigen, furchtsamen Blicken nach uns. Der zweyte Duar hatte zwanzig, in zwey Reihen gestellte, niedere Zelte, deren Dächer, vom Rauche geschwärzt, von Ziegenfellen zu seyn schienen. Nachdem wir lange herumgestrichen waren, schlich endlich ein einzelner Mann herbey, in einen Haik gehüllt, und das Gesicht verbergend, welches, wie wir später bemerken konnten, durch eine scheußliche Krankheit auf das furchtbarste entstellt war. Ihm folgten einige andere Männer und mehrere ganz nackte Kinder mit geschwollenen Bäuchen, triefenden Augen, am Leibe mit Ausschlag bedeckt. Diese armseligen Geschöpfe schienen ganz verwildert; mit blöde starrenden Blicken begafften sie unsere Waffen und Kleider; einer frug, ob wir einen so eben geschossenen Vogel, welchen jemand aus der Gesellschaft trug, mit oder ohne Federn verzehren würden; alle griffen gierig nach dem Schießpulver, welches wir unter sie vertheilten. Die Kinder hielten immer die Hände vor ihre entzündeten Augen, um das für sie so schmerzliche Sonnenlicht zu vermeiden. — Troß des kraftvollen Körperbaues der Marokkaner sind Krankheiten unter dem Landvolke nicht selten. Chronische Fieber kommen nach der Versicherung mehrerer europäischer Aerzte häufig vor, was von dem Aufenthalte an sumpfigen Flüssen herrühren mag. Die schon in der frühesten Jugend eintretenden Augenkrankheiten entspringen von dem feinen Sandstaube in den Ebenen, dem blendenden Sonnenlichte, von der oft plötzlich durch den Wechsel der brennenden Hitze mit der feuchten Kühle der Zelte unterdrückten Ausdünstung und durch Unreinlichkeit. Letztere ist eine Hauptursache vieler Krankheiten unter dem Landvolke, welches, die kurze Zeit der in diesem fruchtbaren Boden geringen Feldarbeit ausgenommen, unthätig auf dem feuchten Lager seiner Hütten liegt, das bey Regengüssen zur Pfütze wird. Der Landmann entbehrt überdieß der reinen Bäder, und so findet man die ekelhaftesten Hautkrankheiten (besonders die eigentliche Krätze) häufig. An den Wänden der Zelte waren von außen Getreidegarben aufgestellt, theils um den eindringenden Wind abzuhalten, theils um den Getreidevorrath leichter vor Dieben zu schützen; doch bemerkten wir auch einige Gruben zu letzterem Behufe. Ein Hirt weidete vor dem Duar eine Herde großer Schafe mit schöner Wolle. Zahlreiche Hunde bewachten den Zugang zum Dorfe; mit furchtbarem Gebell begrüßen sie den Fremden. Bisweilen werden die Eingänge mit Dorngebüschen geschlossen. Wir äußerten den Wunsch, das Innere eines Zeltes zu sehen; die Männer lehnten aber diesen Besuch ab, unter dem Vorwande, ihre Weiber befänden sich dort, und könnten nicht in den nächsten Duar geschickt werden, weil zwischen den Bewohnerinnen der beyden Dörfer Zank und Hader herrsche. Einige Weiber wagten inzwischen näher zu treten, und zwar mit unbedecktem Antlitze, obwohl sie übrigens wie die Männer in Haiks gewickelt waren, deren Enden sie mit Metallschließen über der Brust befestigt hatten, während ein Gürtel den weiten Mantel am Leibe schloß. Sie hatten Halsschnüre von Ambrakügelchen und Glasflüssen, einige auch plumpe silberne Ohrringe, zum Theil ähnliche Ringe an Händen und Füßen, beyde Geschlechter aber Amulete, welche wir bereits beschrieben haben. Wir boten einem Kinde einen Ring: zögernd streckte es die Hand darnach aus, ergriff schnell das Geschenk, und lief damit davon. So herrscht auch hier in der ärmsten Hütte, im zartesten Alter, Mißtrauen und Argwohn, weil die früheste

Jugend, der entlegenste Wohnsitz die Willkür des Herrschers, die Gewalt des Stärkeren, die List des Schwachen fürchten lernt. Jeder Duar hat einen Vorsteher (Scheich); größere überdieß einen Kadi und eine Mirschid (Kapelle). Auch findet man in der Mitte bedeutenderer Dörfer ein abgesondertes Zelt, in welchem ein Talb den Gottesdienst begeht, und welches deßhalb Dschiame (Kirche) heißt. Dieses dient auch zur Unterkunft der Reisenden, welche dort ihr Nachtlager, und von den Einwohnern des Duars Nahrung erhalten. Ein Marokkaner, der auf der Reise die Gastfreundschaft anzusprechen genöthiget ist, meldet sich dem Scheich des Dorfes als ein Gast Gottes (Deif Allah), und findet von diesem Augenblicke an unentgeldlich Lager, Nahrung und Schutz bey dem rohen Landvolke. So verbindet sich auch unter diesen Barbaren mit der Religion die unverbrüchliche Pflicht der Gastfreundschaft und der wechselseitigen Hülfe aller Gläubigen. — Der Besuch im Duar hat einen widrigen Eindruck in uns zurückgelassen; wir fanden dort den Menschen im traurigsten Zustande: roh, von körperlichen Leiden niedergedrückt, beynahe blödsinnig. Den Weibern, wie Sclavinnen behandelt, werden die härtesten Arbeiten aufgebürdet, während die Männer regungslos auf dem schlammigen Boden der finstern Zelte liegen, bis nagendes Ungeziefer oder peinigender Hunger sie ins Freye zur Thätigkeit und zur Veränderung des Wohnsitzes zwingt. — Von Salven, Wettrennen und all den unbequemen Begegnungen war übrigens unser heutiger Marsch durchaus frey geblieben, und wir benützten den Abend und den noch lebhaften Eindruck des Gesehenen, um unser Tagebuch mit weitern Nachrichten über das Landvolk zu bereichern. So erfuhren wir, daß die Wanderungen desselben nicht willkürlich, sondern nur innerhalb der Gränzen des Bezirks, zu welchem ein Duar gehört, Statt finden. Auch in der schönen Jahreszeit, während welcher sie in der Ebene wohnen, wechseln die Landleute öfters die Lagerplätze, um die vom Lagerstroh und dem Viehpferch gedüngten Stellen zum Feldbau zu benützen, oder wenn sie, wie wir bereits erwähnt, das durch Unreinlichkeit zunehmende Ungeziefer vertreibt. Bey diesen Wanderungen schleppen sie ihre Weiber, Kinder, Zelte und das wenige Geräth auf Kamehlen oder Rindern mit sich.

Einförmiges Reiseleben. — Vermehrung der Caravane durch zwey Gouverneurs und ihr Gefolge.

10. October. Die Luft, welche bey unserm Aufbruche um 7 Uhr früh angenehm kühl war, wurde später drückend heiß, und als wir um 3½ im Lager einrückten, zeigte das Thermometer 20° bey schwachem Regen. Das Land ist fruchtbar; unser Weg führte bald längs des Sbu, bald entfernt von dessen Ufern. Dörfer bemerkten wir nicht; aber südöstlich vor uns die Gebirge von Mequinez in grauer Ferne. Noch immer waren wir im Bezirke Sfian, in welchem der Sultan große Ländereyen besitzt. Bald kamen wir in die herrliche Ebene Jsra, die längs den beyden Ufern des Sbu unübersehbar ausgedehnt, gleichweit von Rabat und Mequinez entfernt ist. Nach einem Marsche von drey Meilen in der Ebene erreichten wir den Bezirk Halats. An der Gränze schied der Gouverneur von Beni Haschem, und übergab uns dem Kaid des nächsten Gouvernements, Namens Beschir. Jener erhielt, als gewöhnliches Geschenk für seine Begleitung, Tuch, Musselin, Zucker und Thee in seidenen Tüchern. Kaid Beschir übergab uns, nachdem wir mit ihm, den District Duimnä links lassend, 2½ Meile gezogen waren, dem Kaid Bubker, dessen Gebiet ebenfalls in der Provinz Beni Haschem liegt,

verließ uns aber nicht, weil er, wie auch Kaid Bubker, den Befehl hatte, bis Mequinez bey uns zu bleiben, und unsern Einzug zu verherrlichen. Wir lagerten ungefähr 60 Klafter vom Flusse Erdum in der Fläche Sidy Githar, welche im Bezirke Dachisa (دخيصه) liegt, und ihren Namen wahrscheinlich von einem Santon hat. Der Erdum kommt aus den Gebirgen hinter Sarhon, und fällt in den Buragrag, der bey Rabat ins Meer ausmündet. Die Ebene Jsra war harter, mit Gesträuchen bedeckter Weidegrund; der District Halats hingegen ist bebaut. Kaid Beschir hatte keine Infanterie, dagegen 200 Mann Cavallerie mitgebracht; Kaid Bubker war mit 200 Infanteristen und 100 Reitern gekommen, welche, nachdem sie uns salutirt hatten, sich dem Zuge anschlossen. Während des Marsches kamen uns zehn Knaben mit einem weißen Fähnchen entgegen: eine Deputation der Schuljugend aus einigen der nahen größeren Duar, welche den Escorte=Commandanten begrüßten, und von ihm beschenkt wurden. Die Gegend, welche wir auf dem Zuge sahen, war ohne Interesse, ja selbst ohne Leben; weder Viehherden oder Wild, noch selbst ein Vogel war zu sehen; nur Heuschrecken schwirrten durch die Luft, und einige Schnecken klebten an dem niedrigen Gesträuche, das in der baum= und schattenleeren Ebene wächst. Wir mochten heute 6 starke Meilen zurückgelegt haben, und bedurften der Ruhe. — Dem Kaid Beschir unterstehen die Bezirke Dachisa, Ulad Ensir, Duimná und Halats; seine Residenz ist ein Zelt in einem Dorfe auf dem Abhange des Silfatgebirges, östlich von unserm Wege. Kaid Bubker residirt gleichfalls in einem Zelte im Dorfe Semuria.

Die Breber. — Sarhon. — Die Ruinen von Kassar Pharaon.

11. October. Heute rückten wir nach einem Marsche von ungefähr 5 Meilen, und nachdem wir um 8 Uhr früh aufgebrochen waren, um $3^1/_2$ im Lager ein. Eine halbe Stunde nach dem Ausmarsche näherten wir uns dem rechts vom Wege fließenden Erdum, und kamen aus der Ebene Sidy Githar in die Fläche Cedra Emhara im Bezirke Ulad Ensir (اولاد انصر). Bald erreichten wir den Engpaß von Babiuka im Bezirke Geruan (كروان). Die Gegend wird von Brebern (wahrscheinlich Reste der ersten Bewohner dieses Theiles von Africa) bewohnt, welche eine von der Arabischen verschiedene Sprache reden, und sich in steinernen Häuschen aufhalten. Sie hatten sich seit einem Monate gegen den Sultan empört, und noch vor vierzehn Tagen alle Herden des Beherrschers, die in der Umgegend weideten, geraubt. Ein gegen sie gesendetes Detaschment der schwarzen Garde hatte sie aus ihren Wohnsitzen vertrieben, und in die Gebirge versprengt. Doch war die Gegend noch keineswegs vollständig gereinigt und sicher; man sprach sogar von einem Anfalle, welchen sie auf unsern Zug, besonders auf die mitgeführten Geschenke, beabsichtigten. Unsere Escorte war daher in dem Engpasse sehr wachsam und dicht geschlossen; auch suchten unsere Führer durch einen Umweg die gefährlichsten Stellen zu vermeiden. — Den Zug erheiterten die Gesänge unserer Bedeckungsmannschaft. Sechs bis acht Soldaten vereinigten sich hinter der Fahne, und sangen Kriegs= und Liebeslieder, während einer aus ihnen mit einem Messer auf der Klinge seines Säbels den Tact schlug. Wir ritten durch die Flüßchen Miserasfa und Sherham, welche

beyde den zur Provinz Temsna gehörenden District Geruan durchströmen. In der Ebene von Sarhon (صارحون), in welcher wir lagerten, waren zu unserm Empfange der Pascha von Fez und 600 Mann der Ludaja (weißen Garde), von zwey Kaid befehligt, aufgestellt. Wir zählten in der Mitte dieser gut berittenen Cavallerie 26 Fahnen von allen Farben, mit Ausnahme der schwarzen. Außer der Garde hatte der Pascha noch andere Truppen mit sich gebracht, und das ganze Corps lagerte eine halbe Stunde weit von unsern Zelten. Die Ebene scheint durch anhaltende Dürre ausgetrocknet, und der Boden hatte tiefe Risse und Sprünge. Nachdem uns der Pascha und seine Offiziere mit großen Ehrenbezeugungen empfangen hatten, begann das wohlbekannte kriegerische Rennen der Reiterey, bey welcher wir treffliche Pferde (meistens Füchse, Roth- und Eisenschimmel) selbst unter jenen der Gemeinen bemerkten. Eine Meile vom Lager südöstlich liegt auf zwey steilen, durch eine schroff abwallende Schlucht getrennten Hügeln die Stadt Sarhon ungemein malerisch hingebaut. Ihre grauen verfallenen Mauern und einige Minarets erheben sich abstechend aus dem dichten Laubteppich, mit welchem Oliven- und Orangenwäldchen den Abhang der Hügel umziehen, und den Hintergrund des schönen Bildes schließt das Sarhon-Gebirg. Vergebens sprachen wir den Wunsch aus, die Stadt zu besuchen, oder uns derselben zu nähern, da ihr Anblick einen Reichthum von landschaftlichen und Gebäude-Partien versprach; unter gesuchten Vorwänden schlug uns der marokkanische Argwohn die Bewilligung ab, gleichsam eifersüchtig auf die wenigen Naturschönheiten, die das Land bietet. Sarhon liegt im Bezirke gleiches Namens, welcher zur Provinz Temsna gehört, und ist von Arabern bewohnt, welche etwas Handel und Ackerbau treiben. Das Grabmal des heiligen Idriß, des ersten Verbreiters des Islams in dieser Gegend, berühmt bey allen Gläubigen, und selbst vom Sultan oft besucht, der dort gerne sein Gebet verrichtet, macht die Stadt zu einem Asyl für Verbrecher. Nördlich von Sarhon (östlich von unserm Lager) liegt eine Hügelreihe, auf welcher wir in der Entfernung einer Viertelmeile altes verfallenes Gemäuer bemerkten. Wir hielten es anfangs für arabische Gräber, die Marokkaner selbst aber erzählten uns, es seyen Reste einer von den Römern erbauten Stadt, welche sie Ksar Pharaon (das Schloß des Pharao) nannten. Diese Ueberbleibsel einer grauen Vorzeit zu besuchen, ertheilte der Escorte-Commandant bereitwillig die Erlaubniß, und um 6 Uhr Abends machten wir uns in Begleitung einiger Soldaten auf den Weg. Am Fusse des Hügels zieht sich der Fluß oder vielmehr Bach Human hin. Dann ging es einen Abhang hinauf, der mit sorgfältig behauenen Quadern besäet war. Bald entdeckten wir eine Reihe von Grundfesten, welche einer in einem Kreise laufenden Umfassungsmauer der Stadt gehört haben dürften. Weiter aber fanden wir ziemlich wohlerhaltene Reste eines schönen Bogens, der als Stadtthor oder als Triumphbogen erbaut worden seyn mag, welche letztere Vermuthung seine Lage wahrscheinlicher macht, denn er ist von den Stadtmauern entfernt. Er bildet ein Parallelogramm von 8—10 Klaftern Frontlänge und 2½ Klaftern Tiefe, durchaus von eingemörtelten Quadern, ohne Spur von Ziegeln, aufgeführt. Geschmackvolle Verzierungen sind in den Friesen ober dem elliptischen Hauptbogen und in der Decke desselben eingehauen. Der Raum unter demselben und den beyden Nebendurchgängen ist von den herabgestürzten Steinen verschüttet; denn nicht nur der leise nagende Zahn der Zeit, sondern auch gewaltsame An-

griffe haben an der Zertrümmerung dieses schönen Baudenkmals gearbeitet. Sultan Sidy Ismael hat nämlich viele Steine von hier zu seinen Bauten nach Mequinez führen lassen. — Unter dem Schutte des Haupteinganges entdeckten wir zwey große Steine mit leicht leserlichen, aber verstümmelten römischen Inschriften, welche vielleicht hier am Gesimse eingemauert waren. Oeffnungen in den Seitenmauern gaben den Nebendurchgängen Luft. In einiger Entfernung stehen zwey andere, weniger erhaltene Bogen, gleichfalls in der Richtung von Süden nach Osten. Drohend hängen die aus den Fugen gelösten Quadern über ihren Pfeilern. Sorgfältige Erforschung der unter dem Schutte liegenden Grundfesten führte uns auf die Vermuthung, daß diese beyden mit Friesen verzierten Gewölbe Eingänge eines ziemlich großen Tempels waren, dessen zwey Hauptfronten nach Osten und Westen liefen, und in welchen drey Thore angebracht waren. Seine Länge betrug bey 38 Schritte; die Säulen an den Seitenpfeilern scheinen römischer Ordnung mit Knäufen von Aloeblättern. Westlich vom Tempel stand noch ein viereckiger Thurm, der, so wie ein nahe liegender Keller und einige zertrümmerte Säulen, neueren Ursprunges seyn dürfte. Alle diese Monumente lagen einst, nach den Spuren der Ringmauern und der Richtung der zahlreichen Schutthaufen zu urtheilen, im Mittelpuncte der Stadt. Ihr Materiale ist durchaus rothkörniger, harter Granit, der in großen Blöcken gebrochen scheint; die Verbindung war einst durch Mörtel und eiserne Klammern hergestellt, deren Fugen überall sichtbar wurden, da das Eisen von den Mauern ausgebrochen und verschleppt worden ist. Die Aussicht von diesen Ruinen gegen Sarhon und auf die durch die Ankunft der Mission reichbelebte Fläche war ungemein reizend. Schwerlich hat vor uns ein Europäer Gelegenheit gefunden, diese Ruinen so nahe und so lange zu beschauen. Unsere Aufmerksamkeit aber und die Forschungen, welche wir so gerne ins Einzelne ausgedehnt hätten, wurden nur zu oft gestört durch den unverschämten Pöbel, der sich an uns drängte, uns begaffte, belastete, mit Schimpfen überhäufte, und fortwährend mit den sinnlosesten Fragen betäubte. Kaum hatte einer von uns einen Stein ergriffen, um ihn näher zu betrachten, und dann weggeworfen, so stürzten diese Wilden darüber her, und untersuchten ihn neugierig. Selbst die merkwürdigen Ruinen mit Ruhe und Bequemlichkeit zu zeichnen war unmöglich, so ungestüm drangen sie auf jeden ein, der Papier und Bleystift hervorzog, und äußerten laut Besorgnisse wegen Verrätherey. — Schon Leo Africanus erwähnt der Ruinen bey Sarhon, und auch zu seiner Zeit trugen sie ihren heutigen Namen: das Schloß Pharao's. Er zweifelt nicht, daß sie römischen Ursprungs seyen. Nach der Architectur der Gebäude zu urtheilen, deren Ueberreste vor uns lagen, dürften sie im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt aufgeführt worden seyn.

Letzter Marsch. — Unsägliche Beschwerden desselben. — Einzug in Mequinez.

12. October. Das Ende unserer beschwerlichen Reise naht. Kaum waren wir um 7 Uhr früh aufgebrochen, und hatten die erste Anhöhe erstiegen, so erblickten wir in geringer Entfernung die Umrisse von Mequinez. Aber der kurze Weg dahin, nur zwey Meilen, sollte uns recht sauer werden. Viele Ehren wurden uns auf dieser letzten Station erwiesen; wir sahen darin nur neue Qualen; — die reinste Sonne, meinten die Marokkaner, begünstige dieß festliche Schauspiel; wir wünschten den trübsten, wenn nur kühlen Wolkenhimmel herbey, oder die

Nacht, um nicht vor Hitze zu verschmachten. In einem weiten Umwege, damit die Fremden recht lange die herrliche Feyer schauen, führte man uns in die Stadt, die wir gerne auf dem kürzesten Pfade im gestreckten Trabe erreicht hätten; und so mußten wir durch acht Stunden alle Lasten der unbequemen Empfangsceremonien ausstehen. Aus unserm Lagerplatze in der Ebene Sarhon kamen wir bald auf die Anhöhe Akba Larabia, dann in die Ebene Sheshere, von dem gleichnamigen Flüßchen durchschlängelt, und nachdem wir diesen übersetzt hatten, auf den Hügel Hardan, wo wir links von uns das gleichnamige Schloß, ein altes verfallenes Gebäude, sahen. Von hier an zieht sich eine Ebene bis an die nächste Umgebung von Mequinez. Aus dem Districte Sarhon waren wir wieder in jenen von Geruan und dann in jenen der angesiedelten Boaharen (schwarzen Garde) gekommen, welche sämmtlich unter dem Pascha von Mequinez stehen, während die südlich von der Hauptstadt zunächst liegenden Bezirke Meshat (von Brebern bewohnt) und Beni Imter ihren eigenen Gouverneur haben. Unsere schon beym Aufbruche zahlreiche Caravane vermehrte sich mit jedem Schritte. Die Landleute aus den Bezirken Geruan und Boahar (erstere stehen unter einem Scheich, während die angesiedelten Boaharen militärisch von Kaiden befehligt werden) waren mit ihren Musikbanden längs des Weges aufgestellt, grüßten uns mit Salven, und schlossen sich dann dem Zuge an. Oft mußten wir daher in der brennendsten Hitze, vom Durste gequält, und vom Staube beynahe erstickt, anhalten, leere Höflichkeitsformeln anhören und erwiedern, oder den einförmigen Reiterübungen zusehen. Der Zug bewegte sich, wie bey einem feyerlichen Begräbnisse, im langsamsten Schritte: an der Spitze waren wir mit unserer Escorte, dann kam Kaid Beshir, hinter welchem die Landleute aus dem Districte von Sarhon lärmend, und in der größten Unordnung herliefen; weiter folgten die 600 Ludaja, die Bauern aus Geruan und Boahar, endlich Kaid Bubker mit einer Abtheilung berittener Landleute aus Beni Haschem. Von Zeit zu Zeit sendete der Sultan einen Offizier an uns ab, um sich um unser Befinden zu erkundigen, welcher mit einem Gegencomplimente und Geschenk zurückgeschickt wurde. Eine halbe Meile von der Stadt, welche, je näher wir kamen, desto dichtere Staubwolken unsern Blicken entzogen, erwartete uns Kaid Human Sridi, Pascha von Mequinez, und Oberhaupt der schwarzen Garde: ein alter Mulatte mit weißem Barte, der uns, von einem zahlreichen Stabe umgeben, mit einer Abtheilung seiner Boaharen und vielen Fahnen entgegen gekommen war. Im Namen des Sultans versicherte er uns, daß Se. Hoheit der Beherrscher von Marokko die Oesterreicher weit höher als alle andern Völker schätze, und eben so liebe, wie dieß bey seinem Großonkel Sidy Mohammed (der den ersten Freundschaftsvertrag mit Oesterreich schloß) der Fall gewesen war. Unser Zug, den wir im Ganzen nun schon auf acht- bis zehntausend Soldaten und Landleute zu Fuß und zweytausend Reiter berechneten, hatte sich durch die herbeygeeilte männliche Bevölkerung von Mequinez vermehrt, während die Weiber die Terrassen der Häuser und die Stadtmauern erfüllten. Wenn bisweilen die Staubwolken sich hoben, entzückte uns der Anblick der von den Flüßchen Bufkran und Amaer durchschnittenen Fläche am Fusse der Hügelreihe, welche die Stadt trägt, und deren Abhänge schattige Gruppen von Orangen- und andern Bäumen und zerstreute Gärten mit dem schönsten wechselnden Grün bekleiden. Um drey Uhr endlich erreichten wir Mequinez. Längs einer hohen und breiten Mauer, welche Muley Ismael, wahrscheinlich um seine unruhigen

Unterthanen zu beschäftigen, und zugleich im Zaume zu halten, erbaut hatte, am Judenquartiere vorüber, und das Grab eines Heiligen unter einer malerischen Palmgruppe links lassend, eilten wir durch das mächtige Stadtthor, an welches sich die hohen Ringmauern anschließen nach dem unfern davon gelegenen, zu unserm Aufenthalte angewiesenen Pallaste. Mit uns zog der Commandant der Escorte und ein Theil derselben ein. Das Gefühl der überstandenen Beschwerden und erreichten Bestimmung, die Aussicht auf Erholung, die Hoffnung auf zahlreiche, merkwürdige und neue Gegenstände, selbst die Erquickung des so lange entbehrten frischen Wassers versetzten uns in die behaglichste Stimmung.

Der für die Gesandtschaft angewiesene Pallast.

13. October. Der Pallast, den wir bewohnen, ist ein Eigenthum des Pascha von Fez, Sidy Tibi Ludini, und wurde erst vor kurzem vollendet. Ohne prunkendes Aeußere ist er geräumig, reinlich, und dürfte selbst in Europa für ein schönes Gebäude gelten. Durch ein ziemlich enges Hausthor gelangt man in einen offenen Gang, und aus diesem links durch eine Thüre in einen großen, mit hohen Mauern umfangenen Hof, an dessen Wänden in entgegengesetzter Richtung zwey große, leere Gebäude stehen: wahrscheinlich für Dienstleute und zur Unterbringung von Pferden ursprünglich bestimmt. Wir aber ließen in einem derselben die dem Sultan zugedachten Geschenke, die Zelte und das übrige, für den Augenblick entbehrliche Reisegeräth verwahren; in das zweyte quartierten wir unsere Mannschaft ein. Durch einen schmalen Gang in einer Ecke dieses Hofes kommt man in einen zweyten, kleineren, welcher ebenfalls Ställe enthält. Gegenüber von der erwähnten Thüre öffnet sich eine andere zum Garten und zum eigentlichen Pallaste. Der Garten bildet ein regelmäßiges Viereck, in Beete abgetheilt, welche mit Küchengewächsen bepflanzt, von Blumen und Obstbäumen umgränzt sind. Dem Eingange zum Garten gegenuber führen einige Stufen zu einem getrennten Wohngebäude. Dieß besteht aus einem kleinen Hofe, dessen Boden mit Steingutplatten belegt war, und welchen vier in den Mauern wie Nischen angebrachte Kämmerchen umgaben. Diese Wohnung bezogen die k. k. Gesandtschaftscavaliere und der Commandant der Escorte; sie war außer Verbindung mit dem Hauptgebäude des Pallastes, zu welchem man aus dem Garten durch einen winkligen Gang über mehrere Stufen auf- und abwärts gelangt. Aus diesem finstern Labyrinthe tritt man plötzlich in einen schönen, hellen und großen Hof, im reinen Viereck gebaut. Der Boden ist mit Steingutplatten zierlich ausgelegt, und in der Mitte sprudelt aus einer Bleyröhre ein frischer, reiner Quell in ein Marmorbecken; sein Wasser verliert sich, so wie auch das Regenwasser, unter dem gegen die Mitte abhängigen und mit Löchern versehenen Boden. Um den Hof läuft eine etwas erhöhte Gallerie, die auf Pfeilern ruht; die Wohngemächer sind auch hier in den vier Seitenwänden angebracht: lange, schmale Säle ohne Fenster, — Licht und Luft nur durch die großen Flügelthüren erhaltend. Diese sind aus gutem Holze fleißig und zierlich gearbeitet, mit eisernen Angeln und Riegeln versehen, und öffnen sich gegen die Gallerie und den Hof. Den größten Saal bestimmten wir zum Speisezimmer; die drey übrigen und einige Nebengemächer, welche leider feucht und dunkel waren, bezogen die Delegaten, Hr. von Liehmann, Fürst Bidoni, die Herren Schouteboe, die Marine-Offiziere und Cadetten, der Talb und der Dolmetsch. Da gar keine Einrichtung im Pallaste vorhanden war, so ließen wir die mitgebrachten Feldbetten,

Tische und Stühle aufschlagen. Aus dem Hofe führt ein Gang in die geräumige Küche. Ueberraschend war für uns das Vorhandenseyn und die Reinlichkeit zweyer hinter derselben angebrachter heimlicher Gemächer, deren Boden stets frisches Wasser überquillt. Auch ein Badezimmer ist hier mit zwey großen, von unten geheizten Kesseln. Der aufsteigende Dampf erfüllt das Zimmer mit feuchter Wärme; in dieser badet man eigentlich, und begibt sich nach einiger Zeit, von Schweiße triefend, in ein Nebengemach, um dort in gemäßigter Wärme und einem bereit stehenden Bette zu ruhen. — Vor dem Hausthore steht nun eine Wache, welche von der Abtheilung der Escorte, die mit ihrem Chef in unserm Pallaste liegt, gegeben wird. Der Ueberrest hat ein Lager vor dem nächsten Stadtthore bezogen. — Wir richten unsere Lebensweise nach der Landessitte und nach manchen eigenthümlichen Verhältnissen ein, frühstücken um 10 Uhr Thee, Caffee, Früchte und eine Fleischspeise; um 6 Uhr Abends wird die eigentliche Tafel gehalten. Die Lebensmittel werden täglich in Fülle und guter Qualität durch den Gouverneur von Mequinez in unsere Küche geliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

XXI. Geschichte.

Die Geschichte zerfällt, nach der Art, wie dieselbe von orientalischen Geschichtschreibern behandelt wird, in dreyerley Werke: 1) Universalgeschichten von der Erschaffung der Welt bis auf die Zeiten des Verfassers, oder auch nur eine Periode dieser Zeit synchronistisch als eine Fortsetzung früherer Werke beschrieben; 2) Specialgeschichten eines besondern Volkes oder Landes, einer einzelnen Regierung oder Stadt; 3) biographische Werke und Nekrologe. Diese werden hier wieder nach den dreyerley Abtheilungen der drey Sprachen in arabische, persische und türkische aufgeführt. Allen diesen Werken sey jedoch hier die ausführliche Inhaltsanzeige des folgenden persischen vorausgesendet, welches vor wenigen Monaten erst aus der Licitation der Bücherschätze Behdschet Efendi's erstanden, zu spät zur Einschaltung unter die Philologen angekommen ist, welches aber durch seinen Inhalt eben sowohl den geschichtlichen als den stylistischen Werken angereiht werden mag. Durch seine Seltenheit, sein hohes Alter und seinen innern Gehalt vielleicht der kostbarste Edelstein der Sammlung.

185.

دستور الكاتب فى تعيير المراتب

d. i. Richtschnur des Schreibenden in der Bestimmung der Stufen, bestehend aus einer Vorrede, zwey Theilen und einer Schlußrede; ein Folioband von 240 Blättern, geschrieben am 9. Silkide

845 (21. März 1441), also bald 400 Jahre alt. Dieses höchst seltene, wichtige und kostbare Werk, wovon in Europa außer diesem Exemplare nur in dem Cataloge der Leydner Bibliothek eines aufgeführt ist, hat den Staatssecretär Sultans Oweis, des Ilchanen, den großen Mohammed B. Hinduschah aus Nachdschiwan, berühmt unter dem Namen Schemsul-Munschi, d. i. die Sonne des Briefstellers, zum Verfasser. Er schrieb dasselbe ums Jahr 759 oder 760, d. i. 1356 oder 1357 unserer Zeitrechnung, und folglich unmittelbar nach der Thronbesteigung Scheich Oweis Behadirchans, welchem dieses vortreffliche Werk gewidmet ist. Der größte Werth desselben besteht in dem zweyten Theile, welcher die Diplome der Würden und Aemter der mongolischen Höfe enthalt, und also eine vollkommene Uebersicht ihrer Verwaltungshierarchie gewährt. Gleich auf der ersten Seite führt der Verfasser als die größten Muster schriftlicher Aufsätze, und als die größten Meister im Inscha die folgenden vier an: 1) Reschideddin Watwat, 2) Behaeddin Mohammed von Bagdad, 3) Nureddin Munschi, und 4) Rasieddin Chaschschab. Die Vorrede handelt nach der Zueignung von den Erfordernissen des Stylisten oder Secretärs unter folgenden sechs Abschnitten: 1) Von dem Gegenstande der Wissenschaft schriftlicher Aufsätze (Inscha); 2) von der Vortrefflichkeit und dem Adel des Schreibers; 3) von der Sitte und den Werkzeugen desselben; 4) von der Zeit; 5) von dem Orte, wo es am besten zu schreiben; 6) von dem Schreibmateriale mit verschiedenen, von großen arabischen und persischen Dichtern auf Dinte, Feder, Papier und Schrift gemachten Versen. Hierauf folgen zehn Geschichten oder Anecdoten berühmter Staatssecretäre. Die erste Abtheilung des Werkes ist in vier Stufen (Meratib), jede Stufe in Würfe (Dharb), jeder Wurf in Formen (Ssuret) oder Abschnitte (Faßl) eingetheilt). Erste Stufe: Von den Schreiben der Sultane, Sultaninnen, Prinzen und ihrer Angehörigen. Erster Wurf: Von den Titeln und Anwünschungen der Sultane, Sultaninnen, Prinzen und Prinzessinnen, in drey Formen: 1) Von den Titeln und Anwünschungen der Sultane, in sechserley Arten; 2) der Sultaninnen, in sechserley Arten; 3) der Prinzen und Prinzessinnen, in sechserley Arten. Zweyter Wurf: Von dem, was nach den Titeln und Anwunschungen geschrieben wird, in 21 Abschnitten und 167 Arten: 1) Abschnitt: Glückwünschung zur Thronbesteigung sammt Antwort, in viererley Arten. 2) Schreiben des Rathes, in zwey Formen: a) erste Form: alle Arten von Begehren und Bittbriefen, in siebzehn Arten; b) die Antworten hierauf in siebzehn Arten. 3) Von der Eröffnung der Wallfahrtsstraße und der Absendung der Wallfahrtscaravane, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten, dreyerley Arten. 4) Glückwunsch zur Besiegung von Feinden, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten, dreyerley Arten. 5) Bericht über ein gefaßtes Vornehmen, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten: α) gewährende, dreyerley Arten; β) abschlagende, dreyerley Arten. 6) Begehren um Unterstützung mit Heer und Schatz, dreyerley Arten: a) Begehren um Hülfe in Person, dreyerley Arten; b) Begehren um Hülfe mit Heer, dreyerley Arten; c) Entschuldigung des Nichtkommens und Nichtschickens, dreyerley Arten. 7) Bitte Unglücklicher um Unterstützung, in zwey Formen: a) Schreiben, dreyerley Arten; b) Antworten, dreyerley Arten. 8) Begehren von Freundschaft und Bündniß, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten.

9) Begehren freundschaftlicher Zusammenkunft, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 10) Glückwunsch zu Hochzeiten, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 11) Glückwünsche zu Geburten, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 12) Ausscheltung und Verweis, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten 13) Entschuldigungen, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von viererley Arten. 14) Begehrung und Gewährung von Verzeihung, in zwey Formen: a) Verzeihung begehrende, sechserley Arten; b) Verzeihung gewährende, sechserley Arten. 15) Begehrung und Gewährung von Verträgen, in zwey Formen: a) begehrende, dreyerley Arten; b) gewährende, dreyerley Arten. 16) Drohende und abschreckende, zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 17) Empfehlende, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 18) Bedauernde, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von viererley Arten. 19) Bloß freundschaftliche Schreiben, in zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede von dreyerley Arten. 20) Begehren der Gegenwart eines Großen (Einladungen), in drey Formen: a) Einladende Schreiben; b) zusagende Antworten; c) abschlägige Antworten, jede von dreyerley Arten. Zweyte Stufe der ersten Abtheilung: Von der Beobachtung der verschiedenen Abstufungen in den Schreiben an die Emire der Uluse, Wesire, Prinzessinnen, Vorsteher der Prophetenverwandten, Seide, Scheiche, Richter, Nowwabe, Wesire, Emire der Districte, der Tomane, Hofdiener (Inak), nächsten Umgebungen des Herrschers (Mokarrib), Atabege, Stellvertreter der Majestät, Genossen des Diwans des großen, Landschreiber, Kammerpräsidenten, Aufseher, Befehlshaber, Schatzmeister, Secretäre, Verwalter der frommen Stiftungen, Kämmerer, fremder Könige Gesandte, Jägermeister, Vorsitzer von Gesellschaften mit ihren Titeln. Anwünschungen und Antworten, in zwey Würfen. Erster Wurf: Die Titeln und Anwünschungen der Obgedachten in 24 Abschnitten, deren fünf erste 13 Formen, jede Form drey Arten, d. i. 39 Arten, enthält. Die neunzehn folgenden Abschnitte (jeder zu drey Arten) enthalten 57, zusammen 96 Arten. 1) Abschnitt: Von den Titeln der Emire der Uluse, der Prinzessinnen und ihrer Kinder, in drey Formen: a) Titeln und Anwünschungen der Emire der Uluse; b) ihrer Frauen; c) ihrer Kinder. 2) Von den Titeln und Anwünschungen der Wesire, ihrer Frauen und Kinder, in drey Formen: a) der Wesire; b) ihrer Frauen; c) ihrer Kinder. 3) Von den Titeln und Anwünschungen der Nakibe und Seide, in zwey Formen: a) der Nakibe, d. i. Vorsteher der Seide; b) der Seide. 4) Von den Titeln und Anwünschungen der Scheiche und ihrer Jünger, in zwey Formen: a) der Scheiche; b) ihrer Jünger. 5) Von den Titeln und Anwünschungen der Oberrichter und anderer Richter, in drey Formen: a) der Oberrichter; b) der Richter; c) der zu dem Gefolge der Richter Gehörigen. 6) Von den Titeln und Anwünschungen der Nowwabe des Diwans und der Regierung, in drey Arten (wie jede der vorhergehenden Formen). 7) Von den Titeln und Anwünschungen der Nowwabe des Diwans der Wesirschaft, dreyerley Arten. 8) Von den Titeln und Anwünschungen der Emire der Districte und Tomane, dreyerley Arten. 9) Von den Titeln und Anwünschungen der Vertrauten und Hofdiener, dreyerley Arten. 10) Von den Titeln und Anwünschungen der Atabegen (Hofmeister), dreyerley Arten. 11) Von den Titeln und Anwünschungen, welche

den Schahen von Schirwan zukommen, nur Eine Art. 12) Von den Titeln und Anwünschungen, welche den Emiren von Gilan zukommen, nur Eine Art. 13) Von den Titeln und Anwünschungen der Stellvertreter der Majestät, dreyerley Arten. 14) Von den Titeln und Anwünschungen der großen Landesschreiber, dreyerley Arten. 15) Von den Titeln und Anwünschungen der Kammerpräsidenten, dreyerley Arten. 16) Von den Titeln und Anwünschungen der Statthalter, dreyerley Arten. 17) Von den Titeln und Anwünschungen der Aufseher der Länder, dreyerley Arten. 18) Von den Titeln und Anwünschungen der Befehlshaber (Hakim) der Länder, dreyerley Arten. 19) Von den Titeln und Anwünschungen der Ländercommandanten (Hafisi memalik), dreyerley Arten. 20) Von den Titeln und Anwünschungen der Ländersecretäre (Munschiol-memalik), dreyerley Arten. 21) Von den Titeln und Anwünschungen der Befehlshaber der frommen Stiftungen (Hakimi ewkaf), dreyerley Arten. 22) Von den Titeln und Anwünschungen der Kämmerer, dreyerley Arten. 23) Von den Titeln und Anwünschungen fremder Könige, dreyerley Arten. 24) Von den Titeln und Anwünschungen der Gesandten, dreyerley Arten. 25) Von den Titeln und Anwünschungen der Oberstjägermeister, dreyerley Arten. 26) Von den Titeln und Anwünschungen der Emire der Gesellschaft des Sultans, dreyerley Arten. Zweyter Wurf: Gegenstände verschiedener Schreiben der vorgenannten Personen, in sechzehn Abschnitten, welche zwey und dreyßig Formen und diese sechs und neunzig Arten enthalten, indem jeder Abschnitt zwey Formen (Schreiben und Antworten), und jede dieser dreyerley Arten enthält, nämlich: 1) Abschnitt: Glückwünschungsschreiben zu übertragenem Amte und sultanischer Begünstigung; 2) zur glücklichen Ankunft; 3) zur Anzeige freundschaftlicher Gesinnungen; 4) Bitte um Freundschaft und Beystimmung; 5) zur Begleitung von Geschenken; 6) zur Entschuldigung; 7) Verweis und Vorwurf; 8) Bitte um Verzeihung; 9) Entschuldigung der Annahme von Diwansdiensten; 10) Einladung zur Erscheinung von einem Lande in dem andern; 11) zur Berathung; 12) zur Bezeugung des Wohlgefallens; 13) Glückwunsch zu wiedererlangter Gesundheit; 14) Nachfrage um das Wohlbefinden; 15) Glückwunsch zur Befreyung und Erlösung von einem gewissen Orte; 16) um Entflohenen zu schmeicheln und sie zurückzurufen. Dritte Stufe: Von den Titeln und den Schreiben an die verschiedenen Classen ausgezeichneter Männer, abgetheilt in zwey Zünfte (ßinf), sammt Inhaltsanzeigen (Masmunat). Erste Zunft: Von den Titeln und Anwünschungen der edelsten Menschen, in acht und dreyßig Abschnitten, jeden zu drey Arten, zusammen hundert und sechzehn Arten. 1) Abschnitt: Von den Titeln und Anwünschungen der Ulema, 2) der Doctoren der Philosophie, 3) der Professoren, 4) der Mufti, 5) der Koranscommentatoren, 6) der Ueberlieferer, 7) der Prediger, 8) der Kanzelredner, 9) der Aerzte, 10) der Correpetitoren (Muid), 11) der Imame, 12) der Rechtsgelehrten (Fakih), 13) der den Koran Hersagenden (Hafis), 14) der Männer von großer Tapferkeit (Erbabi futuwwet), 15) der Frommen und Einsiedler, 16) der Polizeyvögte (Mohtesib), 17) der Astronomen, 18) der Dichter, 19) der Meister, 20) der Väter und Großväter, 21) der Mütter und Großmütter, 22) der Oheime und Tanten väterlicher Seite, 23) der Oheime und Tanten mütterlicher Seite, 24) der älteren Brüder, 25) der jüngeren Brüder, 26) der Schwestern, 27) der Söhne, 28) der Töchter, 29) der Hausherren (Chodscha Sera), 30) der Freunde und Genossen, 31) der vertrauten

Gesellschaften, 32) der Kaufleute, 33) der Tapferen und Kämpen, 34) der Feldherren (Isfehsalar), 35) der Festungsbefehlshaber (Kotwal), 36) der Vorsteher verschiedener Nationen, 37) der Feldvermesser und Baumeister, der Vorsitze und Vorsteher. Inhaltsanzeige dieser Zunft, in sieben Abschnitten: 1) Sehnsucht nach Wiedersehen; 2) Beantwortung erhaltener freundschaftlicher Briefe; 3) Schreiben unmittelbar nach dem Wiedersehen; 4) Antworten darauf; 5) Begehren der Wiederkehr; 6) Bestimmung eines Geschäftes, auf das der Schreiber zurückkommt, über verschiedene Gegenstände, jedes der vorhergehenden von siebenerley, das letzte aber von zehnerley Arten. Zweyte Zunft: Von den Anreden und den Briefen an die Menschen mittlerer Classen, in zwölf Abschnitten, jeder von dreyerley Arten: 1) Anreden an Reise (Bauernvorsteher) und Pächter (Dihkan); 2) an Türken; 3) an Kurden; 4) an Araber; 5) an Kalendere; 6) an Pagen; 7) an Teppichaufbreiter (Ferrasch); 8) an Kamehltreiber (Sarbanan), 9) an Maulesel- und Eseltreiber (Charbendegian); 10) an Caravanenführer; 11) an Kaufleute und Handelsleute; 12) an Juden und Christen. Vierte Stufe: Von den Briefen der Sultane, Emire, Wesire, Prinzen und Prinzessinnen unter sich, und von denen der Seide, Scheiche, Richter und anderen an dieselben, sammt den Antworten, in zwanzig Abschnitten, jeder zu zwey Formen (Schreiben und Antworten), jede Form zu dreyerley Arten: 1) Schreiben großer Emire oder Wesire an Padischahe als Glückschreiben zur Ländereroberung; 2) Schreiben der Padischahe an die Emire; 3) an die Wesire; 4) an die Könige; 5) an die Prinzessinnen; 6) Schreiben der Prinzessinnen an ihre Diener; 7) Schreiben der Wesire an die Prinzessinnen; 8) der Emire an die Wesire; 9) der Wesire einer an den andern; 10) der Stützen des Reiches (hohen Regierungsbeamten) einer den andern; 11) der Wesire an die Genossen des Diwans; 12) der Genossen des Diwans an die Könige der Länder; 13) der Genossen des Diwans unter einander; 14) der Seide, Scheiche und Richter an die Wesire; 15) der Wesire an die Steuereinnehmer (Ammal); 16) der Wesire an die Stellvertreter (Nowwab und Wekil); 17) Bittschriften der Unterthanen an die Sultane; 18) allgemeine Volksbittschriften (Mahsar) (alle vorhergehenden zu sechs Arten, nämlich drey die Schreiben, drey die Antworten, dieses zu fünf oder eigentlich zu zehen, weil überall in ein paar Zeilen die Entschließung beygesetzt ist); 19) Bedingnißschreiben (Schartname), durch welche Wesire und Nowwabe an die Padischahe über Aufträge Bericht erstatten oder Befehle einholen, nur zwey Arten; 20) Denkschriften oder eigentlich kurze Berichte an Emire und Wesire über vollzogene Aufträge, in drey Formen: a) solche Berichte an Emire, drey mit den beygefügten Entschließungen; b) an die Wesire, fünf mit beygefügten Entschließungen; c) an die Großen des Landes, fünf mit den beygefügten Entschließungen. Zweyte Abtheilung des Werkes: Von den Abstufungen der Aemter des Diwans und der Uebertragung von Geschäften an die Emire der Mongolen, an die Wesire, Nowwabe u. s. w., in zwey Hauptstücken, deren erstes drey, das zweyte zwey Würfe (Dharb) enthält. Erstes Hauptstück: Von der Uebertragung von Aemtern an mongolische Emire, an die Wesire, die Herren des großen Diwans und die Beamten des Gesetzes, des Islams, in drey Würfen. Erster Wurf: Von der Uebertragung der Aemter an mongolische Emire und die ihnen Angehörigen, in zwölf Abschnitten. 1) Diplom eines Stammfürsten, drey Arten; 2) Diplom eines Bezirksfürsten, drey Arten; 3) Diplom für die Emire der Zehntausend,

Tausend, Hundert und Zehn, drey Arten; 4) Diplom eines Fürsten des Gerichtes, drey Arten; 5) eines Landvogtes oder Statthalters, drey Arten; 6) eines mongolischen Secretärs der Befehle, drey Arten; 7) Befehl für die Gesandten zur Sammlung des Heeres, drey Arten; 8) Lehensbrief, drey Arten; 9) Diplom für einen Bukaul, d. i. Oberstkriegscommissär, drey Arten; 10) eines Jesaul, d. i. eines Anordners der Heere, drey Arten; 11) eines Jurtdschi, d. i. Generalquartiermeisters der Jurten, drey Arten; 12) Diplom eines Belarghudschi, d. i. des Landvogts für verlorne Sclaven und Thiere, drey Arten. Zweyter Wurf: Von der Uebertragung der Geschäfte und Aemter an Wesire und die Genossen des Diwans des Großen und ihre Angehörigen, in vier und zwanzig Abschnitten. 1) Diplom eines Wesirs, drey Arten, aus denen das Diplom der ersten historisch höchst wichtig ist, weil es die Ernennung des berühmten Wesirs Chodscha Schemseddin aus der Zeit des höchsten Flores mongolischer Herrschaft in Persien enthält; 2) eines Naib (Nabob), d. i Stellvertreters des Herrschers, drey Arten; 3) Diplom eines Finanzministers oder Präsidenten der Rechenkammer, drey Arten; 4) eines Ulugh Bitekdschi: d. i. Landbeschreibers, drey Arten; 5) der Aufseherschaft der Länder, nur Eine; 6) eines Moscherrif, d i. Vorsteher der Adelserhebungen des Diwans, nur Eine; 7) eines Befehlshabers (Hakim), d i. Diwansrichters, nur Eine; 8) eines Staatssecretärs der Staatsschreiben, nur Eine; 9) des Stellvertreters eines Wesirs, Eine; 10) eines Defterdars der Länder (eigentlich kein Diplom, sondern nur eine Erzählung der Entstehung des Amtes); 11) eines Verwalters, vier Arten; 12) eines Regulirers der Steuer, drey Arten; 13) eines Schätzmeisters, Eine Art: 14) eines Viehzählers, Eine; 15) eines Untersuchers des Besitzes, Eine; 16) eines Isfehsalar, d i. Landesfeldherrn, Eine; 17) eines Vogtes der Schaarwache, Eine; 18) eines Vorstehers der Kaufleute, Eine; 19) eines Münzwardeins, Eine; 20) eines Einsammlers der Diwansgebühren, Eine; 21) eines Herrn der Feder (Secretärs), Eine; 22) eines Befehlshabers der Wegmauthen, drey Arten; 23) des Anführers einer Caravane, drey Arten; 24) eines Reis, d. i. Vorstehers der Landleute, nur Eine Art. Dritter Wurf: Die gesetzlichen Aemter (des Islams), in zwanzig Abschnitten. 1) Anstellungsdiplom der Richter, drey Arten; 2) des Nakibol Nukeba, d. i des Vorstehers der Prophetenverwandten, Eine Art; 3) des Vorstehers der frommen Stiftungen, Eine; 4) des Führers der Pilgercaravane, Eine; 5) Diplom eines Muderris, Eine; 6) eines Kanzelredners (Chatib), Eine; 7) eines Marktvogtes, Eine; 8) eines Correpetitors (Muid), Eine; 9) eines Rechtsgelehrten (Fakih), Eine; 10) des Scheichs Vorstehers eines Klosters, Eine; 11) der Einsetzung eines Ssofi in einem Kloster, Eine; 12) des Directors eines Spitals, Eine; 13) des protokollführenden Schreibers eines Richters, Eine; 14) des Intendanten einer Gerichtsbarkeit (Eminol-Kasa) Eine; 15) eines Einnehmers der Taxen für die Urkunden (Murdschii Hudschdschet), Eines; 16) eines Einnehmers der gesetzmäßigen Almosen (Aamili sekwat), Eine; 17) eines Vorstehers des Fiscus (Hakimi beitol-mal), zwey Arten; 18) eines Verwalters der Kopfsteuer (Moteßarrifi dschisie), Eine Art; 19) eines Imams, Eine; 20) eines Gebetausrufers (Muesin). Zweytes Hauptstück: Befehle verschiedener Art in zwey Würfen Erster Wurf: Befehle von Wohlthätigkeit und Achtung, in sechzehn Abschnitten. 1) Sieges- und Eroberungsschreiben, Eine Art; 2) Verleihung von

erblichen Lehen und Finanzbegünstigungen (Idrar u Mokaßa), drey Arten; 3) von Unterhalt und Verköstigung, deren Betrag auf Grundstücke angewiesen (Maischijet u Makaßa), zwey Arten; 4) Anweisung auf Diwansgebühren (Mersum), zwey Arten; 5) Befehl von Steuernachlaß, zwey Arten; 6) von Steuerbefreyung (Mosellim), drey Arten; 7) zur Abstellung von Mißbräuchen, drey Arten; 8) Verbot schändlicher und gesetzwidriger Dinge, drey Arten; 9) Befehl zur Einbringung erlittenen Verlustes, drey Arten; 10) zur Abstellung von Erpressungen (Sulemat), drey Arten; 11) zur gütlichen Behandlung der Unterthanen, drey Arten; 12) zur Unterstützung eines Klosters, drey Arten; 13) zur Verzeihung und Nachsicht von Verbrechen und Vergehen, drey Arten; 14) Pardon und Amnestie, drey Arten; 15) zur Verleihung des Karar schemsi, d. i. wörtlich Sonnenbestätigung, einer nur zu Bagdad und im arabischen Irak von den Arabern eingeführten Begünstigung der Urbarmachung oder Gründe, zwey Arten; 16) der armen Küchen und Speisehäuser, Eine. Zweyter Wurf: Befehle zur Androhung von Strafen und Abschreckung der Verbrecher, in sechs Abschnitten. 1) Befehl zur Absetzung eines das Maß überschreitenden Steuereinnehmers, zwey Arten; 2) zur Zurückstellung geraubten Gutes, zwey Arten; 3) zur Einkerkerung der Dränger, zwey Arten; 4) zur Verheerung feindlicher Länder, zwey Arten; 5) zur Abtreibung von Dieben und Räubern, zwey Arten; 6) zur Aufbringung von Halsstarrigen, zwey Arten. Der Schluß enthält in siebzehn Abschnitten Lehren stylistischer Klugheit und secretärischer Politik, und endet mit einer Kaßidet zum Lobe Scheich Oweis Behadir Chan's. Diese vortreffliche Sammlung schriftlicher Aufsätze enthält also nicht weniger als achthundert Muster. Der hohe Werth des vorliegenden Exemplars wird nicht nur durch sein hohes Alter von mehr als 400 Jahren, sondern auch durch die Namen vorhergehender Besitzer, die sich auf das erste Blatt geschrieben, erhöht, worunter der Reichshistoriograph Suleiman Isi und der letzte Protomedicus Behdschet Efendi, aus dessen Verlassenschaft es mein Freund, Herr Ritter von Raab, für mich erstand.

I. Universalgeschichte.

A. Arabische Werke.

Eine solche schrieb wirklich, oder wollte schreiben, Ibn Chaldun, der Montesquieu der Araber, von welchem aber bisher in Europa nur das berühmte Mokaddemet (Prologomenon) bekannt geworden ist. Den Inhalt desselben hier umständlich anzugeben, ist überflussig, da von den fünf ersten Büchern bereits im ersten Bande des Journal asiatique p. 267, von dem encyclopädischen des sechsten Buches im Anhange zur Preisfrage über die Provinzialverwaltung des Chalifats ausführliche Kunde gegeben worden. Den Inhalt der übrigen, auf der Bibliothek zu Constantinopel aufgefundenen Bände hat Schulz im Journal asiatique Bd. VII. p. 213, und im nouveau journal asiatique I. p. 268 besprochen. Auszüge davon sind von Coquebert de Montbret im Journal asiatique (X. p. 3), von Schulz im nouveau journal asiatique (II. p. 117), und früher von Silv. de Sacy in der Chrestomathie erste Ausgabe II. 387. 393. 401 und in Abdollatifs Relation de l'Egypte p. 509, und vom Verfasser dieses Cataloges in der Beantwortung der Preisfrage über den Einfluß des Islamismus in den drey ersten Jahrhunderten der Hidschret (Fundgruben des Orients Bd. I. S. 336) gegeben worden. Die vollständigen Exemplare des Mokademmet,

in welchem sich, wie in dem folgenden, auch das fünfte Buch befindet, sind sehr selten, die meisten enthalten nur die ersten fünf Bücher.

159.

كتاب العبر في بيان المبتدا و الخبر في ايام العرب و العجم و البربر

d. i. das Buch der Beyspiele in der Erklärung des Subjectes und Prädicates oder auch des Beginns und der Kunden der Geschichte der Araber, Perser und Berberen, vom Richter der Richter Abderrahman Ben Mohammed Ben Chaldun aus Sevilla, gest. i. J. 808 (1405). a) Ein vollständiges, schönes Exemplar, welches alle sechs Bücher des Mokademmet enthält, 223 Bl. Kleinfolio, die ersten fünf Bücher in Nestaalik, das letzte in reinem Neschi geschrieben. Das zu Ende beygesetzte Datum ist nicht das der Abschrift, sondern der Urschrift, welche vollendet ward i. J. 797 (1394). b) Ein unvollständiges, sehr nett geschriebenes Manuscript desselben Werkes, welches aber mit dem vierzigsten Hauptstücke des dritten Buches endet; 60 Bl. Quart. c) Ein Bruchstück der türkischen Uebersetzung, Folio, enthält bloß den dritten und vierten Abschnitt des ersten Buches der Prolegomene.

160.

البداية و النهاية في التاريخ

d. i. der Anfang und das Ende der Geschichte, vom Imam Hafis Amadeddin Abulfeda Ismail Ben Omar, berühmt unter dem Namen Ibn Kesir von Damaskus, gest. 774 (1372). Eine Universalgeschichte vom Beginne der Welt bis ins J. 744 (1343), wie Hadschi Chalfa sagt in zehn großen Bänden. Dieses Exemplar hatte vollständig nur sieben Foliobände, doch fehlen von diesen leider zwey, welche i. J. 1806 auf dem Wege von Constantinopel nach Jassy verloren gingen, indem der russische Courier, welchem dieselben anvertraut worden waren, nach dem Einmarsche der Russen in die Moldau, gar nicht mehr in Vorschein kam. Der Inhalt der vorliegenden fünf Foliobände, der erste 300 (der zweyte fehlt), der dritte 282, der vierte 345, der fünfte 359 (der sechste fehlt), der siebente 232 Blätter stark, ist der folgende:

Der erste Band enthält die folgenden Abschnitte: 1) Von der Erschaffung des Thrones Gottes und höchsten Himmels; 2) die Tafel des Looses; 3) der Erschaffung der Himmel; 4) der Meere und Flüsse; 5) der Himmel und dessen, was darinnen; 6) der Milchstraße und des Regenbogens; 7) der Engel; 8) von der Eintheilung und den Classen der Engel; 9) von den Dschinnen; 10) von den ungläubigen Dschinnen und dem Satan; 11) von dem Streite zwischen Moses und Adam (im ursprünglichen Stande der Seelen); 12) Ueberlieferungen über Adams Schöpfung; 13) Ueberlieferungen über die Abstammung des gesammten Menschengeschlechtes aus dem Rückenmarke Adams; 14) Erzählung von Abel und Kain; 15) Adams Tod und dessen letzte Willenserklärung an seinen Sohn Seth; 16) Von Idris (Enoch); 17) Noah; 18) von seinem Fasten; 19) seiner Wallfahrt; 20) Erklärung seines letzten Willens an seine Söhne; 21) von Hud; 22) Ssalih; 23) Durchzug des Propheten (Mohammeds) durch das Steinthal im Gebiete des Stammes

Themud; 24) von Abraham; 25) von dessen Disputation; 26) von dessen Wanderung aus Syrien nach Aegypten; 27) von der Geburt Ismaels aus der Hagar; 28) von der Auswanderung Abrahams und seines Sohnes Ismael nach dem Berge Faran bey Mekka; 29) von dem Schlachtopfer; 30) von der Geburt Ishaks; 31) von der Erbauung des alten Hauses der Kaaba; 32) Preis, welchen Mohammed dem Abraham ertheilte; 33) von Abrahams Köschke im Paradiese; 34) von den Eigenschaften Abrahams; 35) von dem Tode Abrahams; 36) von dessen Kindern; 37) die Geschichte des Volkes Loths; 38) die Erzählung des Volkes Schoaib's (Jethro's) zu Medaina; 39) von der Nachkommenschaft Adams; 40) Erwähnung Ismails; 41) Adam war der erste, welcher ein Pferd bestieg; 42) von Ishak, dem Sohne Abrahams; 43) die Geschichte Jusufs, des Sohnes der Rahel; 44) die Erzählung von Job; 45) von Sul-Kafel (Ezechiel); 46) von Völkern, die gänzlich untergegangen und ausgerottet worden; 47) vom Volke Jes und den Einwohnern des Dorfes, welche Aßhabi Jes, d. i. die Genossen von Jes, genannt werden; 48) Erzählung von Jonas; 49) von seinen Trefflichkeiten; 50) die Erzählung von Moses, dem Redner (El-Kelim) Gottes; 51) von dem Untergange des Pharaoh; 52) von dem, was sich mit den Israeliten nach Pharaohs Untergang begab; 53) von dem Eintritte der Kinder Israels in die Wüste, und was sich mit ihnen an wunderbaren Begebenheiten ereignete; 54) von der Anbetung des Kalbes in der Abwesenheit des Redners Gottes; 55) von der Ueberlieferung Ibn Hajans in Betreff des Moses; 56) Bitte des Moses an Gott, daß er ihm Gebet lehre; 57) Erzählung von der Kuh der Kinder Israels; 38) Erzählung des Moses und Chisr; 59) die unter dem Namen der Ueberlieferung der Unruhen (Hadis ol-Futun) bekannten Ueberlieferung, welche die Geschichte des Moses vom Anfange bis zum Ende enthält; 60) Erzählung von der Erbauung der Kuppel der Zeit; 61) Erzählung Karun's (Kora's) mit Moses; 62) von den Vortrefflichkeiten und Eigenschaften des Meeres; 63) Wallfahrt des Moses nach dem alten Hause (der Kaaba); 64) vom Tode des Moses; 65) von der Prophetenschaft des Josue und der Nachfolge Harun's (Aaron's) nach dem Tode des Moses; 66) Erzählung von Elias und Chisr; 67) vom Elias; 68) von den Propheten Israels insgesammt; 69) die Erzählung Hesekiels; 70) die Erzählung von Samuel; 71) von David, seinen Vortrefflichkeiten und den Beweisen seines Prophetenthums; 72) von der Zahl seiner Lebensjahre und von seinem Tode; 73) Erzählung von Salomon, dem Sohne Davids; 74) von seinem Tode und der Länge seiner Herrschaft; 75) von Propheten Israels, deren Lebenszeit unbekannt; 76) von der Verwüstung Jerusalems; 77) Kunde von Daniel; 78) von der Zerstreuung der Kinder Israels nach der Eroberung Jerusalems; 79) die Erzählung von Osair (Esdras; 80) von Sekeria (Zacharias) und Jahja (Joannes); 81) Erzählung von Jesus, dem Sohne Marias, dem Diener und Propheten Gottes; 82) von der Geburt des Dieners und Propheten Jesus, des Sohnes Marias; 83) Gott ist rein von aller Zeugung; 84) von der Geburt, der Kindheit, der Erziehung und der Offenbarung des Herrn Jesus; 85) von dem vom Himmel gesandten Tische (um die Sechstausend zu speisen); 86) von der Himmelfahrt des Herrn Jesus, und Erörterung der Lügen der Juden und Christen; 87) von den Eigenschaften und Trefflichkeiten des Herrn Jesus; 88) Erzählung anderer Begebenheiten, die sich zur Zeit der Israeliten und Unwissenheit (vor dem Islam) der Araber zugetragen

und zwar zuerst von Sulkarnein, d. i. dem Zweygehörnten; 89) vom Volke Gog und Magog und den über sie gekommenen Kunden; 90) von den Genossen der Grotte, d. i. von den Siebenschläfern; 91) die Erzählung von den beyden Männern, dem Rechtgläubigen und Ungläubigen; 92) von den Genossen des Paradieses; 93) von den Genossen Aila's; 94) Erzählung von Lokman; 95) von den Genossen der Feuergruben; 96) von der Befugniß der Erzählung der Kunden der Kinder Israels; 97) die Erzählung von Dscherih, einem der Frommen Israels; 98) dieselbe auf eine andere Weise; 99) ebenfalls; 100) die Erzählung von Berßißa, als Gegenstück der Erzählung von Dscherih; 101) Erzählung von den Dreyen, die vertrauensvoll auf Gott zum Streit auszogen; 102) die Kunde vom Blinden, Lahmen, Aussätzigen; 103) die Ueberlieferung vom Herrn der tausend Goldstücke; 104) eine ähnliche Erzählung von Aufrichtigkeit und Sicherheit; 105) ebenfalls; 106 bis 124) achtzehn kurze, mit der Ueberschrift eine andere Ueberlieferung versehene Abenteuer; 125) von israelitischen Kunden; 126) von der Veränderung des Glaubens der Genossen des Buches, d. i. der Juden und Christen; 127) Buch der Kunden der alten Propheten; 128) eine andere Ueberlieferung; 129) Kunden der Araber; 130) die Erzählung von Saba; 131) die Erzählung von Rebia, dem Sohne Naßr's; 132) die Erzählung Tobaas, wie er gegen Morea ziehen, und es verheeren wollte, dann die Kaaba baute, Edele, adelte; 133) von Sischenatir, dem Könige Jemens; 134) von dem Zuge des homgaretischen Königs nach Abissynien; 135) von dem Auszuge Abraha's gegen Erjat; 136) von dem Zuge der Elephanten; 137) von dem Auszuge des abissynischen Königs wider Si Jesen den Homairiten; 138) von der Herrschaft der Perser in Jemen; 139) die Erzählung von Satirun, dem Herrn Chadhra's; 140) von den Königen der Völker; 141) von den Söhnen Ismails, d. i. den Arabern in Hedschas, und ihrer Geschichte in vorislamitischer Zeit; 142) von den arabischen Stämmen in Hedscha; 143) Erzählung von Chosaat und Amru B. Lahi und dem Gottesdienste der Araber; 144) Kunde von Adnan, dem Stammherrn der Araber in Hedschas, bis auf welchen die Abstammung des Propheten hinaufgeleitet wird; 145) Erwähnung der arabischen Stämme in Hedschas bis auf Adnan; 146) von der Heiligung von acht Monaten des Jahres; 147) Erzählung von Koßa Ben Kelab, und der Zurückstellung der Verwaltung der Kaaba an die Beni Koreisch und ihrer Versammlung um die Kaaba; 148) von einigen Begebenheiten aus der Zeit der Unwissenheit; 149) von Chalid Ben Sinan dem Absiten, den einige irrig für einen Propheten halten; 150) von Hatim Tai, dem Freygebigsten der Araber vor dem Islam; 151) Erwähnung einiger Kunden von Abdallah Ben Dschedaan; 152) Erwähnung von Amrolkais Ben Hadschrol-Kendi, dem Verfasser der schönsten der Moallakat, d. i. der an der Kaaba aufgehangenen Gedichte; 153) Erwähnung einiger Kunden von Ommeije Ben Ebiß-ßalt Es-sakafi, einem der Dichter der Zeit der Unwissenheit; 154) von Bohaire dem Mönche; 155) Erzählung von Kaw Ben Saidet El-Ajadi; 156) Erwähnung von Seid Ben Amru B. Nefil; 157) Gedichte desselben zum Preise der Einheit Gottes; 158) von den Begebenheiten, die sich zur Zeit der Unruhen ereignet haben, worunter die Erbauung der Kaaba; 159) Erwähnung Kaab Ben Lawa's; 160) Erwähnung des neuen Aufgrabens des Brunnens Semsem durch Abdol-Motalib B. Haschim; 161) von dem Gelübde Abdol-Mota-

libs, eines seiner Kinder zu opfern; 162) Abdol=Motallib vermählt seinen Sohn Abdallah mit Eminet, der Tochter Wehib des Schreibers.

Der zweyte Band, welcher leider fehlt, enthält die Geschichte des Propheten bis zur vollständigen Begründung des Triumphes des Islams durch die Eroberung von Mekka im achten Jahre der Hidschret, womit der dritte Band beginnt.

Dritter Band. 1) Die Eroberung von Mekka im achten Jahre der Hidschret (621); 2) Bekehrung des Abbas B. Abdol=Motallib's des Oheims des Propheten, zum Islam; 3) Sendung des Chalid Ibnol Welid an die Beni Dschodeime nach Mekkas Eroberung; 4) Gebote, vom Propheten zu Mekka gegeben; 5) wie die Flucht zum Heile der Gottesfürchtigen wird; 6) von denen, welche als Märtyrer fielen am Tage der Schlacht von Honain; 7) von den Gedichten auf die Schlacht von Hewasin; 8) Rückkehr des Propheten von Taif, und Vertheilung der Reiter von Hewasin; 9) Ankunft Melik Ibn Auf's beym Propheten; 10) Widerspenstigkeit einiger Unwissenheiten wider den Propheten bey der Theilung der Beute; 11) Ankunft der Milchschwester des Propheten, als er zu Dschaaranet; 12) Besuch der Stadt Aamret im Silkide (Februar 630); 13) Bekehrung Kaab Ibn Soheir's zum Islam; 14) von den berühmten Begebenheiten des Jahres acht d. H; 15) Schlacht von Tebuk i. 9. J d. H (630); 16) der Prophet zieht auf seinem Wege nach Tebuk durch das Thal Themud, wo die Steine angeschrieen werden; 17) Ankunft des Gesandten des Kaisers; 18) Friedensschluß zwischen dem Könige von Ailet vor des Propheten Rückkehr von Tebuk; 19) von den rebellirenden Volkern; 20) von den Begebenheiten nach der Rückkehr des Propheten von Tebuk; 21) Tod Abdallah's, des Sohnes Fendschet's; 22) der Prophet sendet den Ebubekr als Emirol=hadsch, und Sendung der Sure Berat vom Himmel; 23) Briefe durch Gesandte dem Propheten überbracht; 24) Erzählung von Themamet, dem Gesandten der Beni Honeife, mit welchem Moseileme der Lügner sich befand; 25) Gesandtschaft Ibn Aamir's, des Sohnes Tofeil's, und Erbed's, des Sohnes Kais; 26) Ankunft Ssamam's, des Sohnes Saalebe's, als Gesandter seines Volkes (der Beni Saad B Bekr); 27) Gesandtschaft des Thai mit Seidol=chijel; 28) Erzählung von Dus und Tofeil Ibn Amru; 29) Erzählung von Omman und Bahrein; 30) Gesandtschaft Firwe's, des Sohnes Mesik El=Muradi's; 31) die Ankunft Amru's, des Sohnes Maadi Kerb's, mit Leuten von Sobeid; 32) Ankunft des Eschaas, des Sohnes Kais, als Gesandter der Beni Kende; 33) Ankunft Aascha B. Mesin's; 34) Ankunft Ssord Ibn Abdollahs Chedis als Gesandter seines Volkes, und die Gesandtschaft der Einwohner von Dschoresch; 35) Ankunft des Gesandten des Königs der Himjar; 36) Ankunft Dscherir's, des Sohnes Abdallahs; 37) Tod Wail's, des Sohnes Hadschr's, eines der Könige Jemens; 38) Gesandtschaft Lakit's, des Sohnes Aamir's; 39) Gesandtschaft Sigad's, des Sohnes Hares; 40) Gesandtschaft des Hares, des Sohnes Hassan El=Bekri's; 41) Ankunft Firwe's, des Gesandten Amru El=Dschodami's, des Herrn des Landes von Maan; 42) Ankunft Tharik's, des Sohnes Abdallah's; 43) Ankunft Temimdari's beym Propheten; 44) Gesandtschaft der Beni Abs; 45) der Beni Fesare; 46) der Beni Mere, 47) der Beni Saalebe; 48) der Beni Meharib; 49) der Beni

Kelab; 50) der Beni Rewas; 51) der Beni Okail; 52) der Beni Koschair; 53) der Benil=Beka; 54) der Beni Eschdschaa; 55) der B. Nahilet; 56) der B. Hilal B. Aamir; 57) der B. Bekr B. Wail; 58) der B. Thagleb; 59) der Stämme von Jemen und der B. Nedschhib; 60) aus Chaulau; 61) der Dschoofi; 62) der Ssadef; 63) der Cheschin; 64) der Sibaa; 65) der Dschinnen; 66) das zehnte J. d. H. (631); 67) der Prophet sendet Emire (Statthalter) nach Jemen vor seiner letzten Wallfahrt; 68) die letzte Wallfahrt, beygenannt die Wallfahrt des Abschiedes; 69) über die Oerter, welche der Prophet besuchte, und Verschiedenheit der Meinungen hierüber; 70) Erklärung der Bekleidung des Propheten mit dem Pilgermantel; 71) Erzählung Dschabir B. Abdallah's; 72) Ueberlieferung des Ibn Abbas; 73) Ermahnung derer, welche sagen, der Prophet habe Waaren mit sich geführt; 74) von der Verrichtung der Wallfahrt selbst; 75) Erzählung von den beyden Fürsten der Rechtgläubigen Osman und Ali; 76) Erzählung von Ins B Melik; 77) Sabit El=Binani's; 78) Hamid B. Tirujes; 79) Hamid B Hilal's; 80) Seid B Eslem's; 81) Salim B. Ebil-dschaads; 82) Suleiman B. Tarchan's; 83) Obeidollah B. Seids; 84) Ali B. Seids; 85) Kotade B. Doamet's; 86) Moßaab B. Selim's; 87) Ebn Esma Ssoikal's; 88) Ebu Kodame's; 89) Bere Ibn Achib's; 90) Dschabir B. Abdallah's; 91) Ebi Talha's; 92) Seraka B. Malik's; 93) Saad's B. Ebi Wakaßß; 94) Abdallah's J. Abbas; 95) Abdallah's J. Omar's; 96) Abdallah's J. Amru's; 97) Amran's Ibnol=Haßin's; 98) Hermas, des Sohnes Sijad's; 99) Hafßat, der Tochter Amram's; 100) Aische's, der Mutter der Rechtgläubigen; 101) Erwähnung derer, welche sagen, der Prophet habe Aamret nicht gesehen; 102) Gruß des Propheten (Telbijet); 103) Erwähnung der Stätten, auf denen der Prophet betete; 104) Eintritt des Propheten zu Mekka; 105) sein Umgang um die Kaaba; 106) von der Entbloßung der linken Schulter vom Pilgermantel; 107) von dem Umgange des Propheten zwischen Ssafa und Merwe; 108) von den Gebeten, die von ihm aufbewahrt worden; 109) von dem Stillstehen desselben im Vorhofe des Heiligthums und seinem Aufbruche von Meßdelifet vor Sonnenaufgang; 110) von dem Steinwerfen zu Dschemretol=aakba; 111) von dem Scheeren seines gebenedeyten Hauptes; 112) von seinem dem alten Hause (der Kaaba) erwiesenen Einfluß; 113) Ueberlieferungen über den allnächtlichen Besuch der Kaaba; 114) von den Versen und Ueberlieferungen, welche auf den Tod des Propheten sich beziehen; 115) Befehl desselben an Ebubekr, daß er mit Allen für ihn bete; 116) von seinem Tode; 117) von dem, was sich nach seinem Tode Wichtiges begeben; 118) Geständniß Saad B. Ibade's über das, was Ebubekr gesagt; 119) über die Zeit, wenn er gestorben, die Waschung und Bestattung des Leichnams; 120) von der Art, wie derselbe gewaschen ward; 121) über die Art, wie das Leichentuch übrr ihn geworfen ward; 122) über die Art seines Begräbnisses; 123) wer der letzte gewesen, dem der Prophet etwas versprochen; 124) Wann er begraben ward; 125) Beschreibung seines Grabes; 126) von dem großen Unglücke, das die Moslimen durch seinen Tod traf; 127) von der Trauer über ihn; 128) was von den Genossen der Schrift (Christen und Juden) von dem Tage seines Todes erzählt wird; 129) der Prophet ließ kein Goldstück und keine Silbermünze zurück; 130) Erklärung seines Wortes:

Wir vererben Nichts; 131) Was hievon die Gemeine und Ebubekr erzählt; 132) von seinen Gemahlinnen; 133) von denen, um die er freyte, die er aber nicht ehelichte; 134) von seinen Beyschläferinnen; 135) von seinen Kindern; 136) von seinen Sclaven, Dienern, Schreibern, Aufsehern, Freygelassenen und Sclavinnen; 137) von seinen Dienern aus seinen Gefährten; 138) von seinem Ringe; 139) von seinen Schwertern; 140) von seinen Schuhen; 141) von seinem Trinkgeschirre; 142) von seinem Apparate der Augenschminke; 143) von seinen Pferden und andern Lastthieren; 144) von seiner Personalbeschreibung; 145) von seiner Schönheit; 146) von seiner Gesichtsfarbe; 147) von seiner Stirne, seinen Stirnenfalten, Augen, Augenbraunen, Wangen; 148) von seinem Haare; 149) von seinen Schultern, Armen, Händen, Füßen, Knöcheln, Sohlen; 150) von seinem Stehen beym Gebete und seinem guten Geruche; 151) von dem Siegel der Prophetenschaft zwischen seinen Schultern; 152) Sammlung der zerstreuten Ueberlieferungen, welche sich auf die Beschreibung seiner Person beziehen; 153) von seinen Sitten und Eigenschaften; 154) von seiner Huld und Güte; 155) von seinem Temperamente; 156) von seinen Tugenden; 157) von seiner Zurückgezogenheit von dieser Welt; 158) Ueberlieferung Belal's hierüber; 159) von seiner Demuth; 160) von seiner Andacht; 161) was von seinen Eigenschaften schon in den Büchern voriger Propheten erwähnt worden (ihn betreffende Prophezeyungen); 162) von den Beweisen des Prophetenthums; 163) von den himmlischen und irdischen Beweisen des Prophetenthums; 164) von der Zurückkehr der Sonne von ihrer Bahn; 165) von dem Regen, welchen der Prophet in Wassernoth erflehte; 166) von den irdischen Wundern, deren einige sich auf todte Körper (Mineralien), andere auf lebende (Thiere) beziehen; 167) die Vermehrung der Speisen durch denselben; 168) Vermehrung der Milch und der Butter; 169) von den bey dem Gastmahle Ebi Talha des Christen gegebenen Beweisen des Prophetenthums; 170) von der Vermehrung der Speisen im Hause Fatima's; 171) eine andere Erzählung von solcher Vermehrung im Hause des Propheten; 172) von der Schüssel im Hause Ebubekr's; 173) Erzählung von Dschabir und der ihm vom Propheten bescherten Vermehrung; 174) von dem Gehorsame, welchen ihm der Baum bezeigt; 175) von dem Blöcken des Lammes aus Sehnsucht nach dem Propheten; 176) von dem Lobgesange der Steine in seiner Hand; 177) von den durch Thiere gegebenen Beweisen des Prophetenthums, als vom Esel, der vor ihm niederfiel, und ihn anbetete: 178) vom Bären; 179) vom Vogel Hommret; 180) von den an seinen Freunden bewährten Wundern; 181) die Erzählung von El=Ola Ibnol=Chadhremi; 182) von Seid Ben Dschariha, der nach seinem Tode sprach; 183) vom epileptischen geheilten Knaben; 184) von den durch den Propheten entschiedenen Streitfragen; 185) von den künftigen Begebenheiten, welche der Prophet bey seinem Leben voraussagte; 186) aus dem Buche von den Beweisen des Prophetenthums über seine Kenntniß verborgener Dinge; 187) von den Vorhersagungen des Propheten über die Unruhen zu Ende des Chalifats Osman's und Ali's; 188) die Vorhersagung desselben von dem Aufstande der Empörer, ihren Schlachten und ihren Zeichen; 189) Voraussagung des Propheten von dem gewaltsamen Tode Ali's, des Sohnes Ebi Thaleb's; 190) Voraussagung des Propheten über das Schicksal Hanas, des Sohnes Ali's, welcher die Herrschaft aus den Händen gab, und sie dem Moawije überließ; 191) Voraussagung des Propheten von dem Meereszuge auf Cypern; 192) Voraussagung vom

Feldzuge Hinda's; 193) Voraussagung von den Schlachten mit den Türken, wie sie Statt gefunden; 194) Voraussagung von Abdallah Ben Selam; 195) Voraussagung des Propheten von dem Tode Meimuna's, der Tochter des Hares; 196) Voraussagung des Propheten vom gewaltsamen Tode Hadschr's B. Ada's; 197) Voraussagung des Propheten von den Unruhen, welche nach dem Tode Moawije's Statt gefunden; 198) Voraussagung von dem Martyrtode Husein's, des Sohnes Ali's; 199) Voraussagung des Propheten von dem Vorfalle Harre's, welcher ebenfalls zur Zeit der Regierung Jsid's sich begab; 200) prophetische Andeutung der Regierung Omar's, des Sohnes Abdolasis; 201) prophetische Andeutung über Mohammed Jbnol-Kaab El-Farthi und dessen Kunde in Auslegung des Korans; 202) Voraussagung des Propheten über das Ende seines Zeitalters (nach dreyßig Jahren); 203) Voraussagung des Propheten über Welid (dem Chalifen des Hauses Ommeije; 204) Prophezeyungen über alle Chalifen des Hauses Ommeije; 205) Prophezeyungen von der Herrschaft des Hauses Abbas; 206) Prophezeyungen von den zwölf Jmamen; 207) Voraussagungen von den Begebenheiten, die sich unter der Regierung des Hauses Abbas begaben; 208) Voraussagung von dem zu Ende der Welt in Hedschas aufgehenden Feuer.

Vierter Band, beginnt mit dem Jahre der Hidschret 11 (632) mit folgenden Abschnitten: 1) Von dem Nachdrucke des Heeres Esame's: 2) Ansi El-eswed getödtet; 3) von seinem Aufstande und seiner Besitzergreifung; 4) Auszug Ebubekr's wider die Rebellen; 5) von seinem Auszuge nach Sil Fadhat zur Zeit, als eilf Fahnen sich mit ihm vereinten; 6) von dem Zuge der Emire von Sil-Fadhat; 7) andere Vorfälle; 8) Moseileme der Lügner wird erschlagen; 9) Abfall der Einwohner Bahrein's vom Jslam, und ihre Rückkehr zu selbem; 10) Abfall der Einwohner von Omman, Mehret und Jemen; 11) Todfälle dieses Jahres; 12) Begebenheiten des Jahres 12 (633) d. H.; 13) Sendung Chalid's, des Sohnes Welid's, nach Jrak; 14) Vorfall von Leis; 15) Chalid erobert Enbar im Feldzug der Quellen; 16) Kunde von Dumetol-Dschendel; 17) Kunde von den beyden Vorfällen von Haßid und Madhih; 18) Vorfall von Feradh; 19) von den anderen Begebenheiten dieses Jahres; 20) Todesfälle desselben; 21) das J. 13 (634) d. H.; 22) der Vorfall von Jermuk; 23) Gedichte auf die Schlacht von Jermuk; 24) Uebertragung der Statthalterschaft Syriens von Chalid an Obeide, welcher der erste den Titel eines Fürsten der Fürsten (Emirol-Umera) führet; 25) Vorfall von Dscheret nach der Ankunft Chalid's in Syrien; 26) das Chalifat Omar, des Sohnes Chattab's; 27) Eroberung von Damascus; 28) von den Unruhen, die sich zu dieser Zeit in Jrak ereigneten; 29) der Vorfall von Nemarik; 30) Vorfall von Beweit, worin die Moslimen gegen die Perser das Kürzere zogen; 31) die Perser sammeln sich um Jesdedschird; 32) allgemeine Uebersicht der Begebenheiten dieses Jahres; 33) die in diesem Jahre Verstorbenen nach alphabetischer Ordnung, wie sie Sehebi's Geschichte aufführt; 34) Begebenheiten d. J. d. H. 14 (635); 35) der Feldzug von Kadesijet; 36) Todesfälle dieses Jahres; 37) Eintritt des Jahres 15 (636) d. H.; 38) Vorfall von Kanesrin; 39) von Kaisarijet; 40) Vorfall der beyden Heere zu Edschnadin; 41) die Eroberung Jerusalems; 42) Vorfall von Bahr Sir; 43) Todesfälle dieses Jahres; 44) Eintritt d. J. 16 (637) d. H.; 45) Eroberung Medain's; 46) Vorfall von

Halula; 47) Eroberung von Holwan; 48) von Tekrit und Mosul; 49) von Masendan in Irak; 50) von Kerkesia und Hit; 51) Todesfälle dieses Jahres; 52) Geschichte d. J. 17 (638) d. H.; 53) Erzählung von Ebi Obeide, den die Griechen zu Himß einschließen; 54) Eroberung von Dschesiret; 55) von der Pest von Amwas; 56) Chalid wird der Statthalterschaft Kanesrin's entsetzt; 57) Eroberung von Ahwas; 58) von Scheiser; 59) der persische Feldzug auf der Seite Bahrein's; 60) die zweyte Eroberung von Tuster (Schuster) und die von Sus und Ram Hormus; 61) Eroberung von Dschund Sabur und Nehawend; 62) Eintritt d. J. 18 (639) d. H.; 63) Todesfälle dieses Jahres; 64) Eintritt d J. 19 (640) d. H.; 65) Todesfälle dieses Jahres; 66) Eintritt d. J. 20 (641) d. H.; 67) Eroberung Aegyptens; 68) vom Nile; 69) Todesfälle d. J.; 70) Eintritt d. J. 21 (641) d. H.; 71) Todesfälle d. J.; 72) Eintritt d. J. 22 (642) d. H.; 73) Eroberung Hamadans, Rei's; 74) von Kumis; 75) von Dschordschan; 76) von Aserbeidschan; 77) von Derbend; 78) erster Feldzug wider die Türken; 79) Vorfall beym Damme von Gog und Magog; 80) Erzählung von Jesdedschird, dem Sohne Schehrijar's; 81) Zug der Moslimen gegen Chorasan unter Ahnef B. Kais; 82) Eintritt d. J. 23 (643) d. H.; 83) Eroberung von Fesa, Darabdscherd, und Erzählung von Sarijet; 84) der Feldzug wider die Kurden; 85) Kunde von Selma, dem Sohne des Kais; 86) Personalbeschreibung Omar's; 87) von seinen Gemahlinnen und Kindern; 88) Einige Trauergedichte; 89) Todfälle d. J.; 90) Eintritt d J. 24 (644) d. H.; 91) d. J. 25 (645) d. H.; 92) d. J. 26 (646) d. H.; 93) d. J 27 (647) d. H.; 94) der afrikanische Feldzug; 95) der andalusische; 96) Vorfall mit den Barbaren; 97) Eintritt d. J. 28 (648) und Eroberung Cyperns; 98) Eintritt d. J. 29 (649) d. H.; 99) Eintritt d. J. 30 (650) d. H; 100) Eintritt d. J. 31 (651) d. H.; 101) der gewaltsame Tod des persischen Chosroes Jesdedschird; 102) Eintritt d. J. 32 (552) d. H.; 103) Todesfälle d. J.; 104) Eintritt d. J. 33 (653) d. H; 105) d. J 34 (654) d. H.; 106) d. J. 35 (655); 107) die Stämme kommen aus Aegypten zum zweyten Male zu Osman B. Affan; 108) die Art seiner Ermordung; 109) seiner Eigenschaften Beschreibung; 110) einige Trauergedichte auf seinen Tod; 111) Ueberlieferungen, die ihn betrafen; 112) von seinen Vortrefflichkeiten; 113) von seinem Benehmen und Sitten; 114) etwas von seinen Volksanreden; 115) von seinen Tugenden und seinem Lobe; 116) von seinen Gemahlinnen und Kindern; 117) von den während seines Chalifats Verstorbenen; 118) von dem Chalifate Ali's, des Sohnes Ebi Thalib's; 119) Huldigung dem Ali dargebracht; 120) Eintritt d. J. 36 (656) d. H.; 121) Beginn des Verfalls des Kamehls (der Schlacht mit Aische); 122) Zug Ali's von Medinet nach Baßra; 123) die Moslimen kommen zu ihm nach der Schlacht des Kamehls; 124) Liste der an dieser Schlacht erschlagenen Vornehmen; 125) weitere Begebenheiten dieses Jahres; 126) Schlacht von Ssaffein; 127) Eintritt d. J. 37 (637) d. H.; 128) Kampf Amar's B. Jasir's mit Ali; 129) die Syrer heben den Koran (auf ihren Lanzen) empor; 130) Erzählung des Rechtsausspruches; 131) Auszug der Charedschiten; 132) die beyden Aussprüche Ebi Musa's und Amru's Jbnol-Aaß zu Dumetol-Dschendel; 133) Auszug der Charedschiten von Kufa und die ihnen gelieferten Treffen; 134) Auszug Ali's, des Fürsten der Rechtgläubigen, wider die Charedschiten; 135) Ueberlieferungen, welche Ali betreffen; 136) Todesfälle

dieses Jahres; 137) Eintritt d. J. 38 (658) d. H.; 138) Todesfälle d. J.; 139) Eintritt d. J. 39 (659) d. H.; 140) Todesfälle d. J.; 141) Eintritt d. J. 40 (660) d. H.; 142) die Ermordung Ali's; 143) Ali's Personalbeschreibung; 144) von seinen Gemahlinnen und Kindern; 145) von seinen Vortrefflichkeiten nach verschiedenen Ueberlieferungen; 146) von seinem gerechten Benehmen, seinen Ermahnungen und Reden; 147) von den Worten Hasan's (des Sohnes Ali's); 148) Seltsames; 149) die Chalifenschaft Hasan's, des Sohnes Ali's; 150) Eintritt d. J. 41 (661) d. H.; 151) die Tage Moawije's, des Sohnes Sofian's; 152) vornehme Verstorbene dieses Jahres; 153) Eintritt d. J. 42 (662) d. H; 154) d. J. 43 (663); 155) Todesfälle dieses Jahres; 156) Eintritt d. J. 44 (664) d. H.; 157) Eintritt d. J. 45 (665) d. H.; 158) Todesfälle d. J.; 159) Eintritt d. J. 46 (666) d. H.; 160) vornehme Verstorbene dieses Jahres; 161) Eintritt d. J. 47 (667) d. H.; 162) vornehme Verstorbene d. J.; 163) Eintritt d. J. 48 (668) d. H.; 164) Eintritt d. J. 49 (669) d. H.; 165) Eintritt d. J. 50 (670) d. H.; 166) Verstorbene d. J.; 167) Eintritt d. J. 51 (571) d. H.; 168) Verstorbene d. J.; 169) Eintritt d. J. 52 (672) d. H.; 170) Verstorbene d. J.; 171) Eintritt d. J. 53 (672) d. H.; 172) Verstorbene d. J; 173) Eintritt d. J. 54 (673) d. H.; 174) Vorstorbene d. J.; 175) Eintritt d. J. 55 (674) d. H.; 176) Verstorbene d. J.; 177) Eintritt d. J. 56 (675) d. H.; 178) Verstorbene d. J.; 179) Eintritt d. J 57 (676) d. H.; 180) Verstorbene d. J.; 181) Eintritt d. J. 58 (677) d. H; 182) Verstorbene d. J.; 183) Eintritt d. J. 59 (678) d. H; 184) Erzählung Jesid's B. Moferragh mit den beyden Söhnen Sijad's Obeidollah und Ibid; 185) Todesfälle d. J.; 186) Eintritt d. J. 60 (679) d. J.; 187) Lebensbeschreibung Moawia's von seinen Zeiten, seinen Trefflichkeiten, seiner Regierung; 188) von seinen Gemahlinnen und Kindern; 189) andere Verstorbene d. J; 190) Herrschaft Jesid's, des Sohnes Moawie's; 191) Erzählung von Husein, dem Sohne Ali's, sammt dem Lobpreise seiner trefflichen Eigenschaften; 192) Auszug Husein's von Mekka nach Irak, und was sich weiter begeben; 193) Eintritt d. J. 61 (680) d. H.; 194) vom Grabe Husein's, des Sohnes Ali's; 195) einiges von seinen Trefflichkeiten; 196) von seinen Gedichten; 197) von den Begebenheiten dieses Jahres, welche nach dem Tode Husein's Statt gefunden; 198) Todesfälle d. J.; 199) Eintritt d. J. 62 (682) d. H.; 200) Todesfälle d. J.; 201) Eintritt d. J. 63 (582) d. H.; 202) Todesfälle d. J.; 203) Eintritt d. J. 64 (683) d. H.; 204) Lebensbeschreibung Jesiud's, des Sohnes Moawiu's; 205) Herrschaft Mowat's II., des Sohnes Jesid's; 206) Herrschaft Abdallah's, des Sohnes Sobeir's; 207) Erwähnung der Huldigung für Merwan Ibnol-Hakim; 208) der Vorfall von Merdsch Dabiph; 209) Naaman Ben Beschir Ben Saadol-anßari bleibt in dieser Schlacht; 210) Zahlreiche Unruhen, die sich in diesem Jahre in Osten begeben; 211) Versammlung der Schiiten zu Kufa; 212) von Mochter, dem Sohne Ebi Oleide's; 213) Zerstörung der Kaaba und ihre Wiedererbauung in den Tagen Sobeir's; 214) Eintritt d. J. 65 (684); 215) Vorfälle von Ainol; Werdi; 216) Lebensbeschreibung Merwan Ibnol Hakm's; 217) Uebergewalt der Charedschiten zu Baßra und Ermordung Nafii Ibnol-esrak's; 218) Eintritt d. J. 66 (685) d. H.; 219) Gewaltsamer Tod Schemer's Sil-Dschewschen, des Mörders Husein's; 220) gewaltsamer Tod Chuli's B. Jesid's El-aßbahi's; 221) gewaltsamer Tod Omer B. Saad's B. Ebi Waßaß; 222) Eintritt d. J. 67 (686) d. H.; 223) Lebensbeschreibung

Ibn Sijad's; 224) gewaltsamer Tod Mochtar's, des Sohnes Ibn Obeid Es=sakafi's durch Moßaab B. Sobeir; 225) Lebensbeschreibung Mochtar's; 226) Eintritt d. J. 68 (687) d. J.; 227) Todesfälle d. J.; 228) Eintritt d. J. 69 (688) d. H.; 229) Lebensbeschreibung Eschdak's; 230) Todesfälle d. J.; 231) Eintritt d. J. 70 (689) d. H.; 232) Todesfälle d. J.; 233) Eintritt d. J. 71 (680) d. H., worin Moßaab erschlagen wird; 234) Lebensbeschreibung Moßaab's; 235) Eintritt d. J. 72 (691) d. H.; 236) Abdolmelik B. Merwan sendet den Hedschadsch B. Jusuf an Abdollah B. Sobeir; 237) Lebensbeschreibung Ibn Chasim's; 238) Todesfälle d. J.; 239) Eintritt d. J. 73 (692) d. H., worin Abdallah, der Sohn Sobeir's, getödtet wird; 240) Lebensbeschreibung desselben; 241) von den Vornehmen, die mit ihm getödtet wurden; 242) Eintritt d. J. 74 (693) d. H.; 243) Todesfälle d. J.; 244) Eintritt d. J. 75 (694) d. H.; 245) Abdol=Melik sendet den Hedschadsch als Statthalter nach Irak, Baßra und Kufa; 246) Todesfälle d. J.; 247) Eintritt d. J. 76 (693) d. H.; 248) Schebib und seine Gemahlin Ghasalet kommen nach Kufa; 249) Abdolmelik prägt Münzen; 250) Eintritt d. J. 77 (696) d. H.; 270) Schebib's gewaltsamer Tod. Die Abschrift dieses Bandes vollendet im J. 1141 (1728).

Der fünfte Band beginnt mit dem Eintritte d. J. 78 (617), und schließt mit dem 298 (910), jedes Jahr regelmäßig in die zwey Abschnitte der Begebenheiten und der Todesfälle getheilt, nur die folgenden Abschnitte sind besonders aufgeführt: Im J. 81 die Empörung des Ibnol=Eschaas; i. J. 82 der Vorfall von Deirol=dschemedschem; i. J. 83 der Bau von Wasith; i. J. 85 die Huldigung Abdol Melik's; i. J. 86 dessen Tod und die Chalifenschaft Welid's; i. J. 93 die Eroberung von Samarkand; i. J. 84 der gewaltsame Tod Said B. Dschebir's; i. J. 95 die Lebensbeschreibung des Hedschadsch, mit seinen Worten, Thaten, Trefflichkeiten, Monumenten, Grausamkeiten, dann der Tod des Chalifen Welid mit dessen Lebensbeschreibung, und die Chalifenschaft Suleiman's; i. J. 99 die Chalifenschaft Omar's B. Abdolasis; i. J. 101 die Lebensbeschreibung desselben und von den Ursachen seines Todes, dann die Chalifenschaft Jesid's und der Aufruhr Jesid's, des Sohnes Mohelleb, und die Statthalterschaft Moslema's, die Türkenschlacht und der Sieg Said's in Chorasan; i. J. 115 der Tod und die Lebensbeschreibung Jesid's, dem Sohne Abdol=melik's, und Hischam's Chalifenschaft; i. J. 125 der Tod Hischam's und dessen Lebensbeschreibung, sammt der Chalifenschaft Welid's; i. J. 126 der gewaltsame Tod desselben und die Chalifenschaft Jesid's II., seine Absetzung, Lebensbeschreibung, und Chalifenschaft Merwan's; i. J. 127 Merwan zieht zu Damaskus ein; i. J. 129 Auftritt Ebi Moslims des Chorasaners, der gewaltsame Tod Ibn Kermani's; i. J. 130 Kahtbe Ibn Scheib wendet sich gegen Nischabur, Ebi Hamsa der Charedschite zieht zu Medina ein; i. J. 132 der gewaltsame Tod Ibrahim's, des Sohnes Mohammed's des Chorasaners, und die Chalifenschaft des Ebil Abbas des Blutvergießers und der Todschlag Merwan's B. Mohammed mit dessen Lebensbeschreibung, Untergang des Reichs der B. Ommeije und Beginn der Herrschaft der B. Abbas, unumschränkte Herrschaft des Gründers; Sendung Ebu Moslims Mohammed Ibnol=Eschaas; i. J. 136 Abu Dschaafer B. Elmanßur führt die Pilgercaravanen, und Lebensbeschreibung des Ebil=Abbas, Nachfolgers

Ebi Dschaafer El=Manßur's; i. J. 137 Aufruhr Abdallah's B. Ali, Verderben Ebi Moslim's des Chorasaners und dessen Lebensbeschreibung und Empörungen; i. J. 141 Manßur ernennt den Mohammed El=Mehdi zum Nachfolger; i. J. 145 gewaltsamer Tod Abdallah B. Hasan's und Aufstand Ibrahim B. Abdallah's; i. J. 146 Vollendung des Baues Bagdad's und Kunden seiner Denkmale und Eigenschaften; i. J. 150 Lebensbeschreibung des Imams Ebi Hanifet; i J. 151 Bau Roßafa's; i. J. 155 der Bau Rafikat's; i. J. 157 Lebensbeschreibung Ewsaai's; i. J. 158 Tod und Lebensbeschreibung Ebi Manßur's und die Chalifenschaft Mehdi's; i. J. 159 Vermählung Mehdi's mit seiner Base; i. J. 160 die Huldigung Musa Hadi's und Harun Reschid's; i. J. 169 Tod Mehdi's, seine Lebensbeschreibung; i. J. 170 die Hadi's und das Chalifat Harun Reschid's; i. J. 176 großer Aufruhr in Syrien; i. J. 187 das Verderben der Barmekiden; i. J. 193 Tod Harun Reschid's und dessen Lebensbeschreibung; i. J. 196 Ursache der Absetzung Mohammed Emin's und Uebergang des Chalifats auf Manßur; i. J. 198 gewaltsamer Tod Emin's und seine Lebensbeschreibung, die Chalifenschaft Mamun's; i. J. 203 die Einwohner Bagdads entkleiden den Ibrahim seiner Rechte auf den Thron; i. J. 218 Unruhen und Mühseligkeiten Bagdads, Tod und Lebensbeschreibung Mamun's, Chalifenschaft Moteaaßimbillah's; i. J. 122 Babek Churremi, und dessen gewaltsamer Tod; i J. 223 Eroberung Amurije's und gewaltsamer Tod Abbas B. Mamun's; i. J. 227 Tod Moteaaßim's, dessen Lebensbeschreibung und Chalifenschaft El=Wasik's; i. J. 232 Tod Harum El=Wasik's und Chalifenschaft Motewekkil's; i. J. 240 Lebensbeschreibung David des Richters; i. J. 141 Lebensbeschreibung des Imams Ibn Hanbel; i. J. 247 Tod und Lebensbeschreibung Motewekkil's, und Chalifenschaft Mohammed El=Mostanßar's; i. J. 248 Chalifenschaft El=Mosteain's; i J. 252 Absetzung Mosteain's und Chalifat des El=Motaas, gewaltsamer Tod El=Mosteain's; i. J. 255 gewaltsamer Tod des Chalifen Motaas und Chalifat Mohtedi's, große Unruhen zu Bagdad; i. J. 256 Absetzung Mohtedi's und Nachfolge Motamed's; i. J. 267 Zug Ebi Ahmed's El=Muwaffik nach Medinet; i. J. 269 Plünderung der Pilgercaravane durch die Araber; i. J. 270 Gewaltsamer Tod des Sahibes=sidsch; i J. 278 Tod und Lebensbeschreibung Muwaffik's und Chalifat El=Motadhad's; i. J. 280 Bau des Chalifenpallastes zu Bagdad; i. J 889 Tod und Lebensbeschreibung Motadhad's, Erwähnung des Richters Ebul Hasan Mohammed und des Wesirs Obeidallah B. Suleiman's, Chalifat Moktefibillah's; i. J 294 Gewaltsamer Tod Sekerweih's; i. J. 245 Tod und Lebensbeschreibung Motedhad's; Chalifat Moktedir billah's.

Der sechste Band fehlt, der siebente enthält: Begebenheiten d. J. d. H. 615 (1218) bis zu Ende d. J. 742 (1341) nach den Begebenheiten und Todesfällen mit den folgenden Ueberschriften besonderer Abschnitte, nämlich: i. J 615 der Tod Melik Aadil's, die Wegnahme Damiat's durch die Franken; i. J 616 die Erscheinung Dschengischan's und dessen Uebergang über den Oxus; i. J. 626 der Tod des Chalifen Naßir eddinillah und die Chalifenschaft seines Sohnes Sahir; i. J. 627 der Tod des Chalifen Sahir und Nachfolge seines Sohnes Mostanßar als Chalife; i. J. 635 Tod Melik Kiamils; i. J. 640 Chalifenschaft Mosteaadhad Allah's; i J. 648 Melik

Moaſ Iſeddin Ibek der Turkmane, der Herr Aegyptens; i. J. 656 Untergang des Chalifats, geſammte Ueberſicht aller Chalifen; i. J. 658 Schlacht von Ain Dſchalut, Herrſchaft Melik Eſ-ſahir's Bibars; i. J. 659 dem Moſtanßarbillah wird als Chalifen gehuldigt; i. J. 660 Erwähnung Hakimbiemrillah's des Abbasiden; i. J. 661 ſeine Chalifenſchaft, Einnahme von El-Kerek; i. J. 666 Eroberung Antiochiens; i. J. 675 Eroberung Kaißarijes; i. J. 678 Abſetzung Melik Said's, welchem ſein Bruder Aadil Schelamiſch folgt, dem Melik Manßur Kilawun wird gehuldigt, Herrſchaft Eſchkar's zu Damaskus; i. J. 688 Eroberung von Himß; i. J. 689 Tod Melik Manßur's; i. J. 690 Eroberung Acca's und des Reſtes der ſyriſchen Küſte; i. J. 691 Eroberung von Kalaater-Rum i. J. 693, Vorfall von Oßaf Naßrani, Tod Eſchref's; i. J. 694 Herrſchaft Melik Aadil Ketbogha's; i. J. 696 Herrſchaft Melik Manßur Ladſchin des Silihdars; i. J. 698, deſſen gewaltſamer Tod; i. J. 699 Herrſchaft Melik Moſaffir Takijeddin Mahmud's; i. J. 701 die Chalifenſchaft Moſtekfi Allah; i. J. 702 Meereswunder, Vorfall von Schetdſcheb, Tod Ghaſans und Nachfolge ſeines Todes Charbende; i. J. 705 was ſich mit Scheich Takijeddin begeben, und die drey Verſammlungen; i. J. 709 Abſetzung des Königs Naßir B. El-Manßur Kilawun, gewaltſamer Tod des Dſchaſchnegir (Truchſeſſes); i. J. 712 Monker Statthalter in Syrien; i. J. 715 Eroberung Malatia's; i. J. 717 Erſcheinung eines falſchen Mehdi, i. J. 724 Botſchaft von Aegypten an den Statthalter von Syrien; i. J. 732 die Eroberung Karsarges; i. J. 734 Vorfall des Richters Ibn Hamleh. In den fünf letzten Jahren ſind die Begebenheiten nach den Monaten untergetheilt. Zu Ende des 232. Blattes ſteht: Vollendet die Abſchrift des achten Bandes i. J. 747 (1346), was ſich auf die Vollendung der Urſchrift bezieht, welche aus acht Bänden beſtand, während dieſe Abſchrift deren nur ſieben hatte, wovon leider, wie geſagt, hier zwey fehlen.

161.

كتاب المعارف

d. i. das Buch der Kenntniſſe der Weltgeſchichte Ibn Kotaiba's, 270 (883), in ſchönem Neschi, 125 Blätter Quart, geſchrieben i. J. 1107 (1695). Die Hauptabſchnitte dieſes Werkes ſind die folgenden; 1) Von der Erſchaffung der Welt und Adam; 2) Seth; 3) Idris, 4) Noeh und ſeine Söhne Cham, Jafet und Seth; 5) Salih, 6) Abraham, 7) Ismail, 8) Ishak, 9) Juſuf; 10) Schoaib (Jethro); 11) Job; 12) Moſes und Aaron; 13) Samuel, 14) Saul; 15) David; 16) Senacherib, Nabukodnozor und der Prophet Jeremias; 17) Oſair (Esdras) und Daniel; 18) Iſaias; 19) Ezechiel; 20) Joſue; 21) Jonas; 22) Jeſus und Joannes; 23) die Siebenſchläfer; 24) die Sulkarnein; 25) Sergius; 26) Lokman; 27) Sulkefel; 28) von der Zahl der Propheten und vom Himmel geſandten Bücher; 29) von Arabern, Chriſten vor Mohammed; 30) Abſtammung von Adnan; 31) Abſtammung der Beni Haſchim; 32) der Beni Ommeje, 33) der Beni Modhar; 34) der Araber von Jemen; 35) die Abſtammung von Aus Ben Hariret; 36) von der Abſtammung verſchiedener arabiſcher Stämme; 37) von der des Propheten, ſeinen Oheimen, Ahnen, Wei-

bern, Kindern, Freygelassenen, Pferden, Feldzügen (Bedr, Ohod, Chandak); 38) Ebibekrs Islam und Chalifat, seine Kinder, Freygelassene; 39) Omar's Abstammung, Chalifat, Kinder, Freygelassene; 40) Abstammung Osman's und dessen Chalifat; 41) Abstammung Ali's und dessen Chalifat und Kinder; 42) von Sobeir Ibnol Awam; 43) von Talha Ibn Abdallah; 44) von Abderrahman Ibn Auf; 45) von Saab B. Ebi Wakaß; 46) von Said B. Jesid B. Amru und 129 andern Gefährten des Propheten, in eben so vielen mit ihren Namen uberschriebenen Abschnitten; 47) Namen von Vertrauten des Propheten; 48) von Gleißnern; 49) von den hauptsächlichsten Widersachern Moawie's; 50) die Häuser der Familie Ommeje; 51) die der Familie Abbas; 52) die Vornehmsten der Scherife und Charedschiten; 53) Seltenheiten der Kenntnisse; 54) von 140 Jungen (Tabiin), in eben so vielen mit ihrem Namen überschriebenen Abschnitten; 55) von den Männern des Rathes, in 150 Abschnitten; 56) von den Namen der vorzüglichsten Ketzer, 25 Seiten; 57) von den Genealogen und Verfassern der Kunden; 58) von den Dichtern, Erzählern und Grammatikern, 21 Abschnitte; 59) von den Lehrern (Moallimun); 60) von denen, die mit dem Propheten ausgewandert (Mohadschiran); 61) von den Ursprüngen, d. i. den ersten Gründern, Erfindern, Gesetzgebern; 62) von den Moscheen Mekka's, Medina's, Jerusalems, Baßras, Kufas, Damasks; 63) von der Insel der Araber (Dschesiret); 64) von den Eroberungen der Araber; 65) von den Statthaltern Irak's; 66) von dem Unterschiede der ersten und zweyten Ausgewanderten; 67) von dem für Christen verdoppelten Almosen; 68) von den Religionen der Araber; 69) von den Künsten und Gewerben berühmter Männer; 70) von Gichtbrüchigen, Aussätzigen, Stummen, Lahmen, Blinden; 71) von Mehreren, die in der Folge auf einander blind waren; 72) erschlagen worden; 73) Richter waren; 74) freygesprochen worden; 75) als Märtyrer fielen; 76) von Vätern und Söhnen, die wenig an Alter verschieden waren; 77) von den über ihre Zeit Schwangeren; 78) von Kleingewachsenen; 79) von denen, die nicht nach ihren Vätern und Stämmen benannt werden; 80) von denen nach besonderen Beynamen Benannten; 81) von den großen Pesten; 82) von den berühmten Schlachttagen der Araber vor dem Islam; 83) von denen, deren Namen zum Sprichworte geworden, 25 historische Sprichwörter; 84) die Reiche der Fremden; 85) die Geschichte der Könige von Jemen; 86) die Geschichte der Könige von Syrien; 87) die Geschichte der Könige von Hire.

162.

تاريخ الانبيا

d. i. die Geschichte der Propheten, Bruchstück einer arabischen Geschichte der Schöpfung und Propheten, ohne Anfang und Ende, höchst mangelhaft und zerrissen, wurmstichig und schlecht geschrieben. 170 Blätter Quart.

163.

روضة المناظر فى علم آلاوائل و آلاواخر

d. i. der Garten der Ansichten in der Wissenschaft der ersten und letzten Dinge, von Mohammed B. Mohammed

Mohibbeddin Ebul-Welid Ibn Schohne, geb. i. J. 749 (1348), gest. i. J. 815 (1412), erst Richter zu Haleb, dann zu Cairo. Ein sehr schätzbares universalhistorisches Compendium in drey Theilen; der erste enthält die Geschichte der Schöpfung und Propheten der vier altpersischen Dynastien der Pharaonen, der arabischen Könige in Jemen, Hedschas, Hire, der Griechen, Juden, die Eintheilung der Völker. Der zweyte Theil die Geschichte des Islams von der Geburt des Propheten an bis zum J. 806 (1403), dann der Schluß die Ueberlieferungen von den letzten Dingen, in sehr alter, dem Papiere und dem Zuge nach zu urtheilen, dem Jahrhundert des Verfassers angehöriger Schrift, doch ist das letzte Blatt von einer ganz andern Hand, erst i. J. 1120 (1718) ergänzt. Kleinfolio, 137 Blätter.

164.

كتاب تاريخ ابن الجوزي و ذيله كتاب تاريخ دول الاسلام للذهبي
ذيله للسخاوي

d. i. die Geschichte Ibnol-Dschusi's sammt der Fortsetzung derselben von Sehebi und der Fortsetzung derselben von Sachawi. Ein Octavband von 216 Blättern. Wenn dies Buch die drey obigen Werke in voller Ausdehnung enthielte, so müßte dasselbe statt eines mäßigen Octavbandes mehrere große Bände füllen, denn die Geschichten der beyden Ibnol-Dschusi füllen allein viele Bände *); die Geschichte des Islams von Sehebi, gest. i. J. 746 (1345), ist für sich ein großes Werk von zwölf oder zwanzig Bänden, aus welchem Sehebi später seine anderen historischen Werke, nämlich die Biographien der Hafise, d. i. der den Koran auswendig Wissenden, und der Kora, d. i. der Koransleser, das Sireton-Nobela, die Lebensbeschreibung der Edlen in der Ordnung der Todesfälle, und das Abi, d. i. der Uebergang, schöpfte. Wie Schebi den Stoff seiner großen Geschichte des Islams in den erwähnten biographischen Werken verarbeitete, so verarbeitete Dschusi die Materialien seines Zeitenspiegels in anderen historischen Werken, als da sind das Asarol-ajan, die Denkmale der Vornehmen; das Ssafwet eß-ßatwet, die Reinigkeit der Reinigkeit, ein Compendium; und das Telkihol-fohum el-esiret fit-tarich wessiret, d. i. die Palmenbefruchtung der Verstandeskräfte, der Durchdringenden in der Geschichte und Lebensbeschreibung, als Gegenstück zur Geschichte Ibn Kotaiba's. Der Fortsetzer Ibnol D'schusis und Sehebis ist Sachawi, gest. i. J. 906 (1500), also gerade dreyhundert Jahre später als der erste. Das vorliegende Werk ist aber keineswegs, wie der Titel sagt, die Geschichte Ibnol Dschusi's oder ein Auszug aus derselben, sondern wie es zu Ende des J. 715 (1315) ausdrücklich steht, die Geschichte Takijeddin Suleiman Ibn Dschemret El-Mokaddesi's, welche im selben Jahre geschrieben; von wo dann die Fortsetzung Sehebis (Bl. 178) mit demselben Jahre anhebt, und bis 740 (1339) fortläuft. Mit dem J. 741 (1340) fängt

*) Es gibt zwey Ibnol-Dschusi, der erste, Verfasser des Al-montasem-fit-tarich, d. i. des Wohlgeordneten in der Geschichte, starb i. J. 597 (1208); der zweyte, Verfasser des Miretes-seman, d. i. des Zeitenspiegels, starb i. J. 654 (1256).

die Fortsetzung Sachawi's an, welche bis zum J. 901 (1495), also bis fünf Jahre vor dessen Tod, fortläuft. Sachawi ward geb. 830 (1426), wie er es unter diesem Jahre selbst angibt; unter dem J. 898 (1492) zählt er die Werke auf, über die er damals zu Mekka las. Der Fortsetzer Mokaddesi's sagt, daß derselbe als Richter der Richter (ob zu Kairo oder Haleb, ist nicht gesagt) 88 Jahre alt gestorben. Von diesem Mokaddesi hat weder Hadschi Chalfa, noch Herbelot Kunde; der letzte führt unter dem Titel Mokaddesi bloß den Verfasser des durch sein Werk Ahsenet-tekasim fi marifetil-ekalim, d. i. die Schönste der Eintheilungen in der Kenntniß der Himmelsstriche, berühmten Geographen, gest. 414 (1023), und drey andere auf, deren einer eine Geschichte Jerusalems, der andere eine Anleitung zur Ertheilung der Fetwa, der dritte einen Fürstenspiegel verfaßte; wovon aber keiner der Verfasser des vorliegenden Compendiums, wie aus den Namen uud Sterbjahren erhellt. Wiewohl dieses Werk, so wie das vorhergehende, nur ein Auszug aus den Werken Mokaddesi's und Sehebi's, so ist dasselbe doch sehr schätzbar bey der ungemeinen Seltenheit der großen universalhistorischen Werke des Islams, als da sind: 1) die Geschichte Thaberi's, gest. 310 (922); 2) das Achbares-semann, d. i. die Kunden der Zeit, und die Morudsches-seheb, d. i. die goldenen Wiesen Mesudi's, gest. 346 (957); 3) das Montasem, das Wohlgeordnete Ibnol-dschusi's, gest. 597 (1200); 4) der Kiamil, d. i. der Vollkommene, und das Ibret li ulelebßar, Beyspiel für die Einsichtsvollen, von Ibnol-Esir, gest. 628 (1230); 5) das Mirretes-seman, der Spiegel der Zeit, Ibnol Dschusi's II., gest. i. J. 654 (1256); 6) das Nihajetol Edeb fi fununi tarich, d. i. das Ende der Philologie in den historischen Wissenschaften, von Noweiri, gest. 731 (1331); 7) die Geschichte Abulfeda's, gest. 732 (1331); 8) das Kitabol inba fi tarichel Enbia, das Buch der Kunden in der Geschichte der Propheten von Ibnol Aini, gest. i. J. 762 (1360); 9) das Miretol dschennan we ainol jaksan, d. i. der Spiegel des Paradieses und das Auge der Wachsamkeit, von Jafii, gest. 768 (1365); 10) das Bedajet wen-nihajet, d. i. Anfang und Ende, Ebulfeda Ibn Kesir's, gest. 774 (1372); 11) Ibnol Hadschr's Inbaol Kamr min ebnail amr, Kunde des Mondes von den Söhnen der Cultur, gest. i. J. 852 (1448); 12) Ibnol-Aini's II., gest. i. J. 855 (1451) El-bedr fi ewßafi ehlil-aaßr, d. i. der Vollmond zu den Eigenschaften der Zeitgenossen; dann die Geschichten 13) Beidhawi's; 14) El-Mekin's, 15) Ibn Kotaiba's, 16) Ibnol Hamsa's, 17) Ibnol-Sai's, 18) Ibnol Asakir's, 19) Ibnol Chatib's, 20) Abulfaradsch's, 21) die Genealogien Semaani's, 22) die Biographien Ibn Challikan's, 23) Ssafedi's, 24) Ebil-Mehasin's, und die sogleich vorkommenden universalhistorischen der Perser und Türken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Smyrna.

Von Prokesch Ritter von Osten.

(Fortsetzung und Schluß.)

IV. Aelteste Smyrna.

Ich weiß nicht, warum man sich die Mühe gibt, die Worte, womit Strabo die Lage der ältesten Smyrna bestimmt, dunkel zu finden, und diese Stadt, wie Spohn und andere gethan haben, an Stellen zu setzen, die nicht nur der Bezeichnung des Geographen nicht entsprechen, sondern zur Anlage einer Stadt überhaupt nicht geeignet sind. Strabo sagt: »Nach Klazomenä findet man einen Tempel Apolls, Badequellen, »den Golf von Smyrna und die Stadt Smyrna. Dann kommt ein »Golf, woran die alte Stadt Smyrna gelegen war, auf zwanzig Stadien »Entfernung von der heutigen« (XIV. 646).

Wir nennen dermalen die ganze Meeresfläche innerhalb Kap Karaburnu und Phokäa den Golf von Smyrna, weil keine Ortschaft an dem Gestade dieses Golfes Bedeutung genug hat, um einem Theile desselben ihren Namen beyzulegen. Als Klazomenä noch im Flor stand, war billig, daß der Golf von Smyrna erst dort begann, wo derjenige von Klazomenä endete. Durch die Gestalt der Küsten ist aber diese Marke auf das schärfste bezeichnet, dort nämlich von der Natur angegeben, wo der Zwey=Brüderberg nach der See abfällt, und das Gestade einen den Golf verengenden Vorsprung bildet. Zwischen diesem Punkte und den gegenüber liegenden Untiefen ist der Eingang des Strabonischen Golfes von Smyrna. Der Apollotempel und die Badequellen fallen demnach außerhalb denselben, in die reiche Verbreitung von Fluren nach Klazomenä hin.

Folgt man der Reiheordnung des Geographen weiter, so kann man, ohne dieselbe zu verkehren, nicht den anderen Golf und die alte Stadt vor der neuen einschieben wollen, um so weniger, als dieser Golf natürlich nach der neuen Stadt folgt, und dagegen das Gestade zwischen dieser und dem Beyden=Brüderberge gar keine nur halbwegs bedeutende Einbucht hat, und, durch die gleichlaufende Wand des Gebirges gebildet, zu keiner Zeit eine solche haben konnte. Wenn Spohn (I. 309) in der Nähe des Rhedeschlosses Spuren alter Bauten fand, so beweiset dieß nur, daß dies Gestade zur Zeit der Blüthe der neuen Smyrna mit Gärten, Orten und Anbau bedeckt war, wie heut zu Tage in der Zeit ihres halben Verfalles. Wenn endlich Tournefort (XXII) zwischen dem Rhedeschlosse und dem Beyden=Brüderberge warme Quellen und Ruinen eines Bades sah, und ihm gesagt wurde, daß die Reste des Apollotempels nicht ferne davon sich erkennen ließen, so würde dieß, selbst wenn dem also wäre, anzeigen, daß die Gränze des Golfes von Smyrna noch tiefer herein gerückt war, und zwischen die flache Landspitze des Rhedeschlosses und den dort ganz nahen Untiefen zu setzen kam.

Nach der neuen Stadt also kommt ein Golf, sagt Strabo, und an diesem lag die alte Smyrna; und siehe, gerade wo heut zu Tage die äußersten Gebäude der neuen Stadt stehen, wendet die Küste fast unter einem rechten Winkel nach Ost, und bildet die innere Bay von Smyrna, die eine halbe Stunde lang und fast eben so breit ist. Fährt man in derselben, so hat man zur Rechten die Schiffwerften der heutigen Smyr=

ner, zur Linken den kahlen, sonnenverbrannten Zweig des Sipylus, der nach der Ebene des Hermus ausläuft, und im Hintergrunde vor sich die Lände von Burnabat. Zwischen dieser und dem Gestade zur Linken, am letzten Winkel der Bucht, hebt sich ein kleiner Hügel, der sich schon dadurch auszeichnet, daß er grüner als seine Umgebung ist; daran steht ein Tschifflik des Kiatib-Oglu. Diese Stelle ist etwa zwanzig Stadien von der Smyrna Alexanders und Strabo's entfernt. Dort stand die alte Smyrna.

Ich wurde dahin zuerst von dem würdigen Greise Fauvel im April 1825 geführt, der, obwohl im achtzigsten Lebensjahre, gewohnt und fähig, Berg und Feld wie ein Mann von dreyßig zu durchstreifen, dort eine Spur uralter Mauern gefunden hatte, und mich einlud, mit ihm derselben nachzugehen. Wir fanden dieselbe bald, und folgten ihr rings um den oben erwähnten freystehenden länglichen Hügel, der an der Nordseite mit einem aus Granitblöcken zusammengetragenen Haufen gekrönt ist. Eine Menge Stücke von Ziegeln der ältesten Art und eben solcher Vasentrümmer, darunter von denen, die man phönizische nennt, liegen im Felde verstreut; die Ummauerung ist cyklopisch. Der Hügel hat aber nicht über fünfhundert Schritte längeren Durchmessers; wir schlossen daraus, daß er nur einen besonders ummauerten Theil der Stadt, die Burg, getragen haben könne, und suchten weiter nach Spuren der Stadtmauern. Im Norden fanden wir einen kleinen Sumpf, welcher den Hügel von den Abfällen des Sipylus trennt; im Süd und Ost breitet sich bebautes Feld hin; im Südwest ist nahe das Gestade; im West endlich hebt sich nach einer schmalen Schlucht, worin das Tschifflik steht, ein zweyter, breiterer Hügel, auf welchem wir die Ziegel- und Vasenstücke wieder fanden. Bald entdeckten wir auch dort Spuren der Ummauerung, und es wurde uns klar, daß beyde Hügel sammt der Schlucht zwischen denselben umschlossen waren, und irgend eine uralte Stadt, also Smyrna, getragen haben.

An der Nordseite ist die Ummauerung in ihrer ganzen Entwicklung sichtbar, aber sie ragt kaum einen Fuß hoch über dem Boden. In der nordöstlichen Ecke sieht man die Grundfesten eines runden Thurmes, dann zieht die Mauer in gerader Linie am nördlichen Abhange 336′ lang hin, worauf sie unter rechtem Winkel bricht, 34′ südlich sich hält, und längs dem westlichen Abfalle noch 160′ verfolgt werden kann. In der Nordseite ist nach 96′ Abstand vom Thurme eine Unterbrechung zu 20′ Breite, welche wahrscheinlich das Thor bezeichnet. An der Süd- und Ostseite ist jede Spur verschwunden. Innerhalb dem umschlossenen Raume sind einige Steinfesten, aber keine eigentlichen Reste von Gebäuden liegen zu Tage.

Am Gestade, an der Karavanenstraße von Smyrna nach Meminna, die hart unter dem Hügel läuft, steht ein Brunnen, dessen Aufbau aus neuer Zeit ist. Der Anblick und die Natur des Bodens zeigt, daß zur Zeit des Bestehens der alten Smyrna das Meer ein paarhundert Schritte tiefer, nämlich bis an den Fuß der beyden Hügel, einging.

Am östlichen schlängelt sich ein Bächlein hin, das von den Höhen hinter Burnabak kömmt, und nahe am Tschifflik in den Golf mündet. Dieß Bächlein wusch die Mauern der alten Stadt. Das Bette, voll herabgewälzten Granitblöcken, hat während des Sommers kein Wasser, während des Winters aber ist es nicht selten zu enge, die Menge desselben zu fassen, und richtet Verheerungen an. Es fließt durch Burna-

hat. Man bewahrt in der Moschee dieses Ortes eine an dessen Ufer gefundene Säule mit der Inschrift:

ΥΜΝΩΘΕΟΝ
ΜΕΛΗΤΑΠΟΤΑΜΟΝ
ΤΟΝΣΩΤΗΡΑΜΟΥ
ΠΑΝΤΟΣΜΕΛΟΙΜΟΥ
ΚΑΙΚΑΚΟΥ
ΠΕΠΑΥΜΕΝΟΥ.

»Ich lobsinge dem Gott Meles, dem Fluß, meinem Retter, der mich befreyte von aller Krankheit und Uebel.«

Wer darf zweifeln, daß eben dieß der in der Geschichte der Dichter so berühmte Meles ist? Aus Strabo's Beschreibung von Neu-Smyrna sollte man glauben, daß er nicht sowohl an den Mauern der alten, als vielmehr an denen der neuen geflossen wäre; aber wie käme Homeros Melesigenes in die neue Smyrna, die Jahrhunderte nach ihm entstand? — Die Stelle des Geographen ist also eine flüchtig und dunkel gegebene oder in den Abschriften verdorbene.

Geht man von dem westlichen der beyden Hügel über die sanfte Verbindung auf den nächsten Fuß des Gebirges, so findet man bald andere unbestreitbare Male der alten Smyrna, einige zwanzig Tumuli nämlich von zwanzig bis sechzig Fuß Durchmesser und reiner Kegelform, jeder von cyklopischer Mauer aus Granitblöcken zu Vielecken behauen, und ohne Mörtel scharf zusammengefügt, umfangen. Behauene Granitblöcke liegen herum, und auf mehreren dieser Gräber finden wir einen einfachen, auf anderen einen doppelten Phallos. Ich maß einen der letzteren; dessen Länge betrug 3′ 9″ jeder der drey Theile, die beyden Köpfe nämlich und ihre Verbindung 1′ 3″, der Durchmesser der Verbindung 1′ 6″, der Kranz am Kopfe hatte 2″ 6‴ Breite, und der Kopf selbst 3″ 6‴ Krümmungshöhe.

Die meisten dieser Tumuli zeigen zu oberst eine Grube; wahrscheinlich wurde sie im Laufe der Zeit, war es um sie zu entheiligen oder zu plündern, geöffnet. — Der am höchsten gelegene ist der größte. Der Umfang der cyklopischen Haltwand beträgt nicht weniger als 300′, die Fülle ist nicht ein Erdschutt, sondern besteht aus Steinklumpen, so wie der sogenannte des Hektor auf der Höhe von Ilium. Man könnte einen Augenblick glauben, er sey kein Grab, sondern zu irgend einem andern Zwecke zusammengetragen worden; eben deßhalb ist der Beweis des Gegentheils von Werth, denn er knüpft sich an die Idee, daß, mit geringer Ausnahme, die über den bey weitem größern Theil der bekannten Erde gebreiteten Tumuli die Gräber der Urvölker waren, die, seltsam genug, eben in diesem Gebrauche alle unter sich übereinstimmten. Diese Gräber geben uns den Maßstab ihrer Einfachheit und Gedankenkraft.

Der erwähnte Tumulus, nun geöffnet und halb zerstört, weiset im Inneren ein Grabgemach, 11′ lang, eben so hoch und 4′ breit. Es ist aus behauenen Granitblöcken ohne Mörtel zu einer erstaunlichen Festigkeit verbunden, so daß es nicht nur der Last der darüber gehäuften Steine, sondern auch den Jahrtausenden und den Erdbeben widerstand, welche Smyrna mehr als einmal in Staub warfen. Der Eingang sieht nach West. Die beyden schmalen Seiten sind senkrecht; die beyden anderen, die nördliche nämlich und die südliche, neigen sich scheinbar zu einander, indem jede der beyden sich entsprechenden Steinlagen an ihrer

Oberseite um ein paar Zoll vorgreift, bis beyde zuletzt sich begegnen und schließen. Dieser Bau ist hierin also in der Weise der ältesten Gräber von Mycenä.

Diesen Tumulus kennt man zu Smyrna unter der Bezeichnung des Grabes des Tantalus, wozu ein paar Stellen im Pausanias (II. 22, V. 13), obwohl ohne Grund, Veranlassung gaben.

Nicht ferne diesem großen Tumulus, der irgend einem Mächtigen der ersten Zeit, vielleicht dem Sieger über die Aeolier oder noch einem Aelteren errichtet worden seyn mag, steht ein zweyter mit ähnlichem Grabgemache.

Pokocke erwähnt dieser Gräber (III. 2. 55). Spätere Reisende haben dieselben vernachläßigt. Sollen es Priestergräber seyn? — Der Phallos spielte eine wichtige Rolle in den Geheimnissen der phrygischen Mutter vom Berge, welche in ganz Vorderasien von urältester Zeit an die Landesgöttin war. Uebrigens weiß ich wohl, daß man den Phallos seit eben so entlegener Zeit auf Gräber zu setzen pflegte. Man huldigte dem Tode durch das, was Leben weckt.

Im July 1826 von der untersten Stufe des Gebirges, worauf die Tumuli stehen, auf die nächste und auf eine Felsenspitze, die einige hundert Schritte in westlicher Richtung davon entfernt liegt, steigend, bemerkte ich abermals Reste eines Baues aus ältester Zeit. Die Fläche zu oberst, welche 8600 Quadratfuß halten mag, ist mit cyklopischer Mauer im unregelmäßigen Viereck umgeben. Die Südseite, so nach dem Golf sieht, hat 96′ Länge. Da der Fels in Zacken gebrochen ist, so sind nur die Zwischenräume auf die benannte Weise ausgefüllt. An der Westseite, wo der Abfall nicht Felsbruch, aber dennoch tief und steil ist, hat die Mauer 120′ Entwicklung. Da sind die Blöcke rechtwinklich behauen und sorgsamer gefügt als an andern Stellen. Die Nordseite hat nur 58′, die gegen Ost endlich 103′. Nach der Nordseite hat der Fels seine Verbindung mit dem höheren Theile des Gebirges, nach der Ostseite aber seine eigentliche Fortsetznng nach den weniger hohen Zweigen, mit welchen sich der Höhenzug nach der Ebene von Burnabat und nach dem Golf verflächt. Der Abfall ist lang und ziemlich steil. Die Nord- und Westseite sind gerade Linien, und ihr Winkel ist scharf; die Südseite ist etwas aus-, die Ostseite eingekrümmt, wie der Zug des Felsens dieß verlangte. An der letzten hat die Mauer fast 9′ Dicke, und die aus dem Steingeraffel hervortretende sichtbare Höhe ist 6′; an den übrigen drey Seiten ist die Dicke nur 7′ 2″, die Höhe 8′. In der Ostseite, 25′ vom Südostwinkel, befindet sich das Thor, dessen Decke in der Mitte eingebrochen ist, während am Hinterrande ein Steinklumpen senkrecht aufgerichtet, am vorderen aber ein rechtwinklich behauener Stein als Deckbalken dient. Die obere Breite des Thorraumes beträgt 3′ 10″ 9‴, die untere 4′ 10″, und dieser Breitenunterschied fällt auf die geringe Höhe von 3′ 7″, da mir das Steingeraffel keine größeren nehmen ließ, ist also verhältnißmäßig sehr beträchtlich, und erinnert an ägyptischen Styl. Vor dem Thore und überhaupt vor der ganzen Ostseite ist der Abfall auf etwa 100′ Schuh Länge dicht mit Granitblöcken bedeckt, welche zur Mauer gehört zu haben scheinen, und wie Gestein einer Bresche jetzt vor derselben liegen. In diesem Geraffel, auf 36′ vom Thore, bemerkt man eine, mit der Ostseite gleichlaufende cyklopische Mauer, welche sich südlich an den Felsabsturz lehnt, dessen Zacken gleichfalls bis zur Stelle, wo die Vormauer sich an denselben bindet, wie der obere Theil der Südseite ausgefüllt sind. Vor der Nordostecke aber bildet

die Vormauer einen thurmartigen Vorsprung, und begleitet dann in geringer Entfernung unter der inneren oder Hauptmauer die Nordseite, vor sich einen Graben zur größeren Verstärkung dieser schwächsten der vier Seiten. Die Vormauer beugt dann um die Nordwestecke, und hört am Abhange der Westseite auf. Einige 80′ weiter östlich vor und unter der Vormauer, nachdem man die Bresche, wenn ich so sagen darf, eben verlassen hat, findet man eine dritte Mauer, welche sich rechts und links bis an die Felsen zieht. Diese ist aber ganz fremd dem oberen Bau, und nur aus den abgerollten Steinen, vielleicht von Hirten zusammengetragen. Hundert und dreyßig Schritte weiter nach Osten ist ein sanfter Abfall, dann steiler, schmaler Felsabsturz, wie eine Zunge vorgreifend, keine Spur eines alten Baues rings, kein Rasenstückchen.

Auf zwey behauenen Werkstücken, wovon das eine auf der Spitze des Felsens, das andere im Grabe liegt, bemerkte ich ganz einfachen Zierath, der einzige, den man da sieht. Er besteht bey dem einen in eingepfalzten Kanten des Steines, bey dem anderen in gleichlaufenden Linien, womit die Fläche eingerahmt ist. Die Steinfügung in der Ummauerung ist wie in der von Mycenä, und in Allem und Jeden der Ausdruck frühester Bauart. Das Gestein ist der falsche Granit des Berges.

Steigt man in den umschlossenen Raum, so hat man gleich hinter dem Thore eine Grube voll Bausteinen, wovon einige rechtwinklich behauen sind. Hinter derselben erhebt sich die eigentliche Spitze, hart an der Südseite, so daß gegen die übrigen Seiten der Ummauerung ein sanfter Abfall besteht. Auf dieser Spitze sind die Grundfesten eines rechtwinklichen Gebäudes aus behauenen Granitblöcken; die Seiten gegen West und Ost haben 26′ 7″ 6‴, die gegen Nord und Süd 22′ 0″ 3‴. Nach Nord greift die Grundfeste eines Vorbaues aus, der eine andere von der nördlichen Mauer entgegen kömmt. Auch in der Nordwestecke sind einige Grundfesten sichtbar.

Was war nun diese Ruine, die in allen ihren Theilen den Ausdruck höchsten Alterthums trägt? — Ein Tempel der Mutter vom Berge? — Die Art des Baues ist nicht die eines Tempels. — Eine Grabstätte? — Für das hielt ich sie zuerst, da das Thor gleichsam in das Innere der Höhe zu führen scheint, welche auf Entfernung weniger Fuß hinter demselben emporsteigt. Aber wozu denn die Stärke der Mauern, und wie die Form des Vierecks? — Ich glaube daher, daß es irgend eine Burg und Zufluchtsstätte der alten Smyrner zur Zeit der Kämpfe gegen Aeoler und Lyder, ja vielleicht ein Bau der Leleger war; dazu ist er roh genug. Mir scheint auch, als wenn die Vormauer, wenigstens an der Nordseite, der Rest eines Ganges sey, nach der Art dessen zu Tirynes, was die erste Erweiterung der Vertheidigungsbauten gewesen zu seyn scheint. Die Gebäude auf dem Gipfel der umschlossenen Spitze mögen zur Aufbewahrung dahin geflüchteter Schätze, zum Gottesdienste und zur Wohnstätte gedient haben.

Das ist es, was man von der jonischen Smyrna nach vier oder fünf und zwanzig Jahrhunderten seit der Zerstörung ihrer Mauern sieht. Daß die Stadt selbst damals nicht ganz weggetilgt wurde, geht daraus hervor, daß man auf ihrer Stelle Daricken gefunden hat. Man findet aber auch nicht selten Stateren aus Phokäa, Klazomenä und Kumä dort, was ein Beweis mehr für die richtige Angabe der Lage der ältesten Smyrna ist, und woraus sich schließen läßt, daß zur Zeit des freyen

Bestandes der jonischen und äolischen Ansiedlungen die Münzen der einen Gang in der andern hatten.

Asphodelos, dieß geheimnißvolle Kraut der Proserpina, das man auf Gräber zu pflanzen pflegte, deckt heut zu Tage die ausgebrannten Hügel und Höhen der ältesten Smyrna.

V. Römische Smyrna.

Von der römischen Smyrna bestehen noch die Reste, welche gewöhnlich große Städte aus jener Zeit aufzuweisen pflegen, Schloß, Hafen, Stadium, Theater, Portiken u. s. w., aber alle in solchem Zustande, daß sich selbst das geübte Auge kaum darin findet. Die römische Stadt deckte, wie die heutige, den nordöstlichen, nördlichen und westlichen Abhang eines etwa fünfhundert Fuß über die See ragenden Berges, dessen Spitze mit einer Veste gekrönt war, und breitete sich über einen Theil der daran liegenden Ebene aus. Wenn der Theil der heutigen Stadt, welcher eben da sich verbreitet, einen beträchtlich größeren Raum einnimmt, so hatte die römische denselben Vorzug in Hinsicht des oberen Theiles.

Der Hügel, worauf die Veste ruht, wird von Vielen für den Pagus gehalten; Andere legen diesen Namen dem Gebirge bey, welches, im Hintergrunde der Landschaft, im Osten, so wie der Sipylus im Nordost, liegt. Obwohl sich dieser Hügel an die Abfälle des Pagus anzuschließen scheint, so gehört er doch vielmehr zum Korax, oder dem waldigen Gebirgsstocke zwischen den Gebieten von Smyrna und Burla, indem er durch die niederen Hügel der Küste mit diesem in Verbindung steht, von jenem aber durch ein tief eingeschnittenes Thal und ein Flüßchen getrennt ist. Die Lage des Hügels ist im SO. der Bay. Mein werther Mitbruder aus den Zeiten der Akademie von Smyrna, Dr. Ferrand, gibt in seinem »Essay sur la statistique de Smyrna« diesem Hügel den Namen Koriphus; was ihn hiezu berechtigte, ist mir unbekannt.

Im Dezember 1824 besuchte ich zum ersten Male die Ruinen der Veste. Die Hand der Griechen, Römer, Byzantiner und Türken ist darin noch erkenntlich. Die großen Granitblöcke, viereckig behauen, welche beynahe im ganzen Umfange die Grundlage der Mauern bilden, deuten auf die ersten Zeiten. Die Bekleidung mehrerer Stellen mit rautenförmig ausgeschliffenen Steinen und eine Menge eingemauerte Stücke von Friesen, Säulen, Knäufen u. s. w. auf verschiedene Epochen der zweyten. Der größere Theil der Ausführung, die spitzen Thorbogen, die achteckigen Thürme, die Art der Neuerung auf die dritte; die Mißhandlung endlich, welche die älteren Trümmer in ihrer Verwendung erlitten, auf die Ausbesserungen der Neueren.

Die Entwicklung der Ummauerung, welche einen länglich runden Raum einschließt, dessen längerer Durchmesser 1500′ betragen mag, mißt an 6000′. Auf diese Strecke fallen vierzig Thürme, in ungleichen Entfernungen von einander abstehend, bald viereckig, bald rund, die meisten aber achteckig. Die Höhe der Mauer wechselte zwischen 20, 30 und 40′. Sie folgte der Schneide des Abhanges, und ist jetzt an den meisten Orten eine Bresche. Die Dicke derselben beträgt 8′ 4″; sie hatten einen Aufsatz von Zinnen zu 28″ Dicke; der Wallgang war 70″ breit. Die Mauern der Thürme haben an der Sohle ihrer Schießlöcher gleichfalls 8′ 4″ Dicke. Es führten drey Thore durch die Ummauerung, das eine sieht gerade nach Nord, das zweyte nach Süd, das dritte nach West. An der Westseite ist auch das mit stärkeren Mauern und Thürmen geson-

derte Schloß der Veste, das einen kreisförmigen Vorsprung bildet. Durch die ganze Entwicklung der Ummauerung war ein Wasserzug geführt.

Das nördliche Thor ist aus Trümmern edlerer Zeiten zusammengesetzt. Der Bogen darüber war ein Block aus weißem Marmor, einem älteren Gebäude entwendet, und mit verkehrten Seiten eingemauert; im J. 1827 wurde er herabgerissen, und bey dem Bau der neuen Kaserne verwendet. Zur Seite dem Bogen waren byzantinische Adler ganz leicht eingezeichnet; auf dem Bogen selbst lief eine Inschrift, die Chandler bekannt gemacht hat (Inscr. ant. I. 13), aber in Lettern, als wenn sie aus der Zeit der Auguste wäre. Die Schreibzeichen sind für ein geübtes Auge ein Anhaltspunkt für die Zeitepoche: die erbärmlichen Lettern dieser Inschrift deuten auf die späte Zeit der Byzantiner. Hier nur eine Zeile als Muster:

ΦυΗΝΘυψιΚοΜοιCΙΝЄΙCκοΜЄΝΗΝΚΥΠΑΡΙΤοιC

(φυην Θ' υψικομοισιν εισκομενην κυπαριτοις

»und die Gestalt den hochbehaarten Cypressen vergleichbar.«)

Auch nennt die Inschrift den Johann Dukas, woraus sich schließen läßt, daß nach Vertreibung des Türken Tzachas (J. 1097) durch die Byzantiner Ausbesserungen am Schlosse vorgenommen wurden. An dem linken Thorpfeiler sind die Zeichen ΑΛΨΡΘ + eingegraben, die ich nicht zu erklären weiß.

In der Mauer fand ich hie und da mehrere Stücke von Inschriften aus römischer Zeit, aus denen weiter nichts zu lernen ist. Die eine ist eine Grabschrift, — die andere erwähnt eines Ermokleus, — eine dritte eines Baues, in Folge eines Gelübdes für empfangene Rettung ausgeführt. Auf einem der westlichen Thürme ist in einem schön gearbeiteten Friesstücke ein Theil eines Kreuzes sichtbar. Am westlichen Thore aber findet man einen türkischen Brunnen in der Mauer, und darüber einen kolossalen weiblichen Kopf eingemauert, den man gewöhnlich für den der ephesischen Amazone nimmt, welche, nach Einigen, der Stadt den Namen gab. Der Kopf ist mittelmäßige Arbeit, und das Gesicht daran verstümmelt. Ich weiß nicht, ob diese Smyrna mit der Tochter des Assyrerkönigs Thias eine Verbindung habe, von welcher Apollodoros (III. 14) erzählt, daß sie Schwester und Mutter des Adonis war. Weil sie Mangel an Achtung für Aphroditen blicken ließ, so wurde sie von der beleidigten Göttin zur Liebe gegen ihren Vater entflammt. Von diesem mit dem Schwerte verfolgt, flehte sie zu den Göttern, sie unsichtbar werden zu lassen, und wurde in einen Baum verwandelt, den man Smyrna (Myrrhe) nannte. Aus diesem Baume wurde Adonis geboren, Aphroditens und Persephoneus Liebling.

Der von der Ummauerung umschlossene Raum ist mit Steinen eingestürzter und niedergerissener Gebäude bedeckt. Eine Moschee steht in der Mitte desselben; auch dieses einzige Gebäude ist dermalen verlassen, und wird in wenigen Jahren zerfallen seyn. Oestlich von derselben ist der verschüttete Eingang in ein unterirdisches Gewölbe; westlich aber eine Cisterne zu zwanzig Pfeilern in fünf Reihen, und achtzehn Halbpfeilern an den Wänden. Die Decke ist an drey Stellen eingestürzt.

Die Aussicht von der Höhe des Schlosses beherrscht den ganzen Busen mit seinen Untiefen, die ihn fast zu schließen drohen, — einen

Theil der Ebene des Hämus, dessen Lauf das Auge eine Strecke hindurch verfolgen kann, und deren Einförmigkeit das Städtchen Menimen und ein paar Dörfer angenehm brechen, — weiter die herrliche Ebene von Burnabat und Hadschilar reich an Häuschen und Bäumen; die Stadt mit ihren Cypressenhainen und Gärten, mit ihren Moscheen, Bädern und Tausenden von Gebäuden, mit ihrer schiffebedeckten und lebenvollen Rhede liegt dem Beschauer weitverbreitet zu den Füßen. Im Süden ist Hügelland und das Thal der Wasserleitungen, das mit seinen schwarzen Felswänden und mit den gewölbten Bogen von Felsen zu Felsen geschwungen, sehr malerisch läßt.

Steigt man vom Schlosse in westlicher Richtung zum Gestade herab, so bemerkt man vier Abfälle. Auf dem obersten steht die Kirche des h. Polykarpus, des Schülers des Apostels Johannes und ersten Bischofs dieser Stadt. »Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben,« schrieb der Lehrer an ihn (Offenb. Joh. I. 10); und Polykarpus besiegelte mit seinem Tode die neue Lehre. Die Kirche ist erst vor einem halben Jahrhundert verlassen, und zum Theil auch verwüstet worden. Sie bestand aus drey länglichen, kleinen, finsteren Gemächern, deren Wände voll Nischen sind; in der linken stand der Predigtstuhl, in der mittleren ein Gnadenbild. Die äußersten Wandmauern sprangen so weit vor, daß Raum für einen länglichen Vorhof blieb, der von Säulen getragen und bedeckt war. Als Bausteine wurden Granitblöcke des Schlosses verwendet. Noch leben viele, die dem Gottesdienste darin beywohnten.

Nahe unter dieser kleinen Kirche ist das Stadium, worin nach Einigen der eben genannte Heilige den Märtyrtod litt; andere machen zum Schauplatz dieses Ereignisses das Theater. Die Sohle des Stadiums ist 478′ lang und 120′ breit. Es ist nach Westen geöffnet; die Süd- und Hinterseite werden von der Höhe gebildet, nordwärts aber ruhten die Sitze auf Gewölben. Von diesen sind einige Reste vorhanden, und diese, neben der Form, auch die einzigen Spuren des Stadiums, die heute noch zu sehen sind. Ein Brunnen und das Grab eines Scheiks stehen jetzt ganz nahe am Ausgange dieser wiesenbedeckten Stellen.

Ueber dem inneren Ende des Stadiums und über der Polykarpuskirche sieht man ein Stück Umfangmauer. Das Auge folgt von der Höhe leicht dem einstigen Zuge derselben auf dieser Seite. Aus dem Vorsprunge von der Westseite des Schlosses ging sie hervor, und zog auf dem Sattel der Höhe nach dem steilen Felshügel südlich vom Stadium hinauf, brach von dort im rechten Winkel nach Süd, bog nach hundert Schritten gegen West, und stieg die Abfälle bis an den Golf hinab, dort, wo dermalen die Friedhofe der Hebräer sich befinden. Auf dem letzten langen Abfalle, ober diesen Friedhöfen, zeigen sich die Spuren eines großen und prächtigen Gebäudes. Im Viereck sind Grundmauern aus Granitblöcken erkennbar, dann Reste von Säulenbasen; Haufen von Marmorsplittern fangen den Schutt ein. Die Stelle ist seit Jahrhunderten eine Fundgrube für den Bedarf neuerer Bauten, und die kürzlich gebaute große Kaserne zu Smyrna hat noch den größeren Theil ihrer Werkstücke von dort bezogen. Aus den fast unscheinbaren Resten ergibt sich, daß ein großer Tempel korinthischen Styles auf dieser Stelle stand, zu zehn Säulen an den schmäleren Seiten und vielleicht drey und zwanzig an den längeren; daß die Schäfte der Säulen 6′ unteren Durchmesser, also gleiches Maß mit denen des großen hadrianischen Tempels zu Athen hatten, die in Griechenland, nur von denen am

Tempel zu Olympia an Größe übertroffen werden; daß der Bau römisch sey, und wahrscheinlich in die Zeit Hadrians und der Antonine falle. Herr Fauvel glaubt, daß hier der Tempel Aeskulaps gestanden habe, wofür wirklich die beyden Umstände sprechen, daß die Ruinen nahe am Meere und am Ende der Stadt sind.

Das Theater war auf dem nördlichen Abfalle des Berges, gerade unter dem Eingange in das Schloß. Es sah gleichfalls Nord. Nur einige Mauerreste bestehen noch. Diese sind kolossal, sie trugen die Sitze, die nun sammt und sonders verschwunden sind, und weisen auch noch ein Vomitorium, 11′ 6″ breit, 56′ lang, dann unter rechtem Winkel gebrochen und verschüttet. Dieses Theater war eines der größten in Asien. Die vordere Breite des Orchesters betrug über 400′. Spohn urtheilt, daß es unter Klaudius erbaut worden sey, weil man dort ein Fußgestell mit der Aufschrift dieses Kaisers fand.

Unter demselben ein paar hundert Schritte auf dem letzten Abfalle, der deßwegen auf eine große Strecke durch die Kunst geebnet erscheint, sieht man die Reste eines großen geschlossenen Portikus, der von funfzig, unter sich durch eine Wand verbundenen Pfeilern gebildet wurde. Jetzt stehen nur mehr fünf, einer der beyden längeren, zwey der einen kürzeren und einer der anderen kürzeren Seite, die eben hinreichen, um die Anlage des Baues zu erkennen. Von den fünfen bildeten drey ein Dipylon, wie sich aus den drey Halbsäulen ergibt, welche aus den freyen Wänden des Pfeilers treten, und bestimmt waren, den Thorbogen und den Aufsatz darüber zu tragen. Eine solche Halbsäule tritt aus jedem Pfeiler nach der Inseite des Portikus gewendet, längs dem ein bedeckter Säulengang hinlief. Die Höhe betrug etwa 45′; der Baustein ist rothgesprenkelter Marmor; der Styl römisch. Da der Abstand von Pfeilermitte zu Pfeilermitte an den längeren Seiten 15′, an den schmäleren 14′ 1″ betrug, so hatte der Bau eine Entwicklung von 746′ 6″. Jetzt bedeckt die Stelle ein Friedhof. Die wenigen Pfeiler ragen majestätisch zwischen Cypressen und Terebinthen auf. Ein paar verstümmelte Basreliefs liegen unter den Steinen, die zu beyden Seiten aufgeschichtet, den durch den Friedhof führenden Weg begleiten; viele Säulentrümmer stehen in diesem; an einem Brunnen daran ist ein mit Festons geschmückter Sarg als Becken verwendet; in einer nahen Wiesstelle steht ein Piedestal aus Marmor mit der Aufschrift: »Dem guten Glücke!«

Ich erinnere mich, als ich einstmal mit Fauvel in diesen heiligen Schatten herumstieg, trat uns eine junge türkische Frau an, betrachtete uns erst lange mit Ruhe und ohne Ausdruck von Neugierde, dann sprach sie: »Was suchet Ihr hier? — Diese da unten ruhen, und so werdet auch Ihr.« Damit ging sie.

Daß dieser Portikus schon zu den Zeiten der Byzantiner zerstört wurde, dafür fand ich einen augenscheinlichen Beweis darin, daß der Marmorbogen über dem nördlichen Thore des Schlosses genau dieselben Maße hat, wie der dem Dipylon zugehörige haben mußte. Auch sagte ich oben, daß er im Schloßthore nicht seine ursprüngliche Stelle hatte. Als er vor ein paar Jahren von dort herabgenommen wurde, sah ich auf der Rückseite den Rest einer römischen Inschrift, worin nur das Wort ισκευασαν, »verbauet,« lesbar war. Offenbar hatte Johann Dukas denselben hinaufschleppen, nach Bedarf verstümmeln und verwenden lassen, so zwar, daß die Vorderseite Rückseite wurde, damit er auf diese seine Inschrift setzen konnte.

Innerhalb der Stadt sind dermalen keine anderen Reste mehr, als

höchstens einige Wasserzüge aus Byzantinerzeit, und eine Menge Säulen und Sarkophage aus diesen und früheren. In der armenischen Kirche sieht man ein paar Basreliefs aus guter Zeit, das eine stellt ein Gastmahl, das andere eine Hochzeit vor, beyde dienen als Grabsteine. Ueber dem Thore dieser Kirche sind andere Stücke halberhobener Arbeit schlechten Styles. Von dem alten Hafen ist keine Spur mehr. Nachdem er von Tamerlan ausgefüllt worden war, scheint er nie wieder geräumt worden zu seyn, und die Stelle desselben ist dermalen mit Häusern dicht besetzt.

Folgt man der Straße nach Magnesia, so erreicht man am Ende der Gärten der Stadt die Karavanenbrücke, ein Bau aus der Zeit der Byzantiner, welche über das wasserreichste Flußchen der Ebene von Smyrna, den Kaleon der Alten, führt. Eine kleine Viertelstunde Weges jenseits derselben findet man die Bäder der Diana, die aus einem länglichrunden, mit schweren Werkstücken aufgemauerten Becken zu 56′ Durchmesser bestehen. Dieses Becken ist mit Wasser einer trefflichen Quelle gefüllt, welche an der Südseite unter dem Berge hervorquillt, und zwar so reichlich, daß sie auf kaum hundert Schritte von ihrem Ursprunge schon eine Mühle, und geringer Entfernung davon mehrere andere treibt. Der Bau des Beckens ist römisch; an der Nordseite führte eine Stiege in ein mondförmiges Vorbecken, das vielleicht dem Bade den Namen der Diana gegeben haben mag, und aus diesem ging man ebenen Fußes in das Hauptbecken. Am Wall, der dieses umfängt, sind Stufen angebracht. Jetzt ist ein Theil des Beckens mit Schilf bewachsen, die Stiege wurde vor zwey Jahren eingebrochen, da man einen Theil des Wassers nach der Stadt zu leiten bestrebt war, und wer nicht in das Bad selbst niedersteigt, sieht kaum mehr eine Spur des alten Baues. Hart an der Südseite desselben steht ein türkischer Gebetplatz von einer hohen Platane beschattet. An der Ostseite aber stand noch zu Spohns Zeiten die Ruine eines Tempels, von der jetzt nur ein einziger Pfeiler zu sehen ist, 12′ lang. Spohn sah darin einen Tempel Homers, — die Mehrzahl des Volkes einen Tempel des Janus; — vielleicht war es einer der Diana.

In den Gärten zwischen der Stadt und den Bädern der Diana findet man häufig Grundmauern und Reste alter Gebäude, wahrscheinlich von Landhäusern Im Jahre 1825, da man, auf wenige hundert Schritte südlich den Bädern, am Abhange des Hügels nach Wasser grub, wurde eine Hausflur in Mosaikarbeit aufgedeckt, die zwar aus der griechischen Kaiserzeit, dennoch ziemlich artig ausgeführt war. Vielfärbiger und mannigfaltiger Zierath, dem auf Teppichen ähnlich, und als Mittelstück in ein Viereck gestellt ein Repphuhn in natürlicher Größe, rothfüßig und von der Art derer auf Scio, nahmen das eine Drittheil der Flur ein; eine Sonne, die ihre Strahlen aussendet, war im zweyten; abermal Zierath, der eine Inschrift umgab, im dritten. Die Inschrift, mit grünen Steinchen in weißen Grund gelegt, erwähnte der Anwesenheit eines

ΜΗΔΟΥ ΔΙΟΙΚΗΤοΥΠ...ΚΙΛΛΗϹΛΑΜΠΡοΤΑΤΗϹ

d.i. Midos, vormals Statthalters in der erlauchten Stadt Killa, wenn man nämlich die drey Lettern, die nach π mangeln, durch οτι ergänzt. Es kann hier die Killa in Troas (Ilias. I. 38) nicht gemeint seyn, welche Pelops Wagenlenker zu Ehren erbaut worden war, und nach der die Kiliker hießen; denn diese Stadt wurde früh zerstört, und die Lettern dieser Inschrift weisen auf Byzantinerzeit.

Folgt man dem Flüßchen Kaleon, so gelangt man in das enge, aber reizend gewundene Thal, welches von den äußersten Abfällen des Pagus und Korax gebildet wird, die sich da von einander schieben. Ueber die ersten stieg eine Wasserleitung nieder, von der von Strecke zu Strecke auf der Schneide des Berges noch Trümmer sichtbar sind. Ueber das Thal selbst ist aber, zwey Stockwerke hoch, vier Bogen unten und neun oben, die Leitung noch gut erhalten, und gibt mit dem durch die unteren Bogen rauschenden Flüßchen und der dichten Beschattung von Brunnen einen malerischen Anblick. Reizender gelegen, aber schlechter an Bau ist eine zweyte Leitung über dies Thal, eine halbe Stunde höher, so wie die frühere bestimmt, Wasser nach dem Schlosse und der Stadt zu führen, das aus Kosagatsch, einem Hügel zwischen Budscha und Sedikö, kömmt. Sie hat vierzehn Bogen Länge und in der Mitte deren drey, unähnlicher Gestalt, über einander. Dichter Epheu behängt die majestätischen Mauern; das überschwellende Wasser stürzt silberglänzend dazwischen herab und auf Felsen, wo es in Schaum aufspritzt, und dann mit dem Wasser des Kaleon sich mengt, der gleichfalls schäumend zwischen den glücklich vertheilten Felsblöcken sich windend herabeilt. Eine Mühle von uralten Bäumen beschattet steht hart daran, und hinter derselben eine dritte Wasserleitung. Das Geräusch selbst wird melodisch an dieser Stelle; Auge und Ohr erfreuen sich, und sonderbar genug, die Ergebniß von Bewegung und Geräusch ist für das Gemüth des dort Weilenden Ruhe.

Die eine Wasserleitung scheint mir Bau aus den Zeiten des Valens, von späteren Byzantinern geendiget; — die beyden anderen sind ganz aus dieser späten Zeit.

VI. Heutige Smyrna.

Smyrna war in den letzten Jahren der Sitz eines Pascha von drey Roßschweifen, dem im J. 1827 auch Magnesia untergeordnet wurde. Die Ruhe, Klugheit und weise Hand des Pascha Hassan, aus Konstantinopel geboren, wies sich vorzüglich in den schwierigen Zeitumständen des Aufstandes der Griechen und der Schlacht von Navarin. Damals, als der Schrecken über alle Franken kam, war seine Sorgfalt wirklich rührend, und das Zusammenwirken zwischen Behörden eines und desselben Volkes hätte nicht eifriger und aufrichtiger, als dasjenige seyn können, welches zwischen Hassan-Pascha, den Konsulaten und Geschwadern der europäischen Mächte, selbst derjenigen, die bey Navarin geschlagen hatten, bestand. Weit entfernt, die in Smyrna ansäßigen Engländer, Franzosen, Griechen oder Russen dem Schrecken zu überlassen, war er der erste, sie zu beruhigen, und mit den europäischen Kriegsschiffen die Maßregeln für den Fall zu verabreden, daß aus dem Innern des Landes Haufen rachesüchtigen Volkes diese Fremden und Unterthanen der Pforte bedrohen sollten. Die Kriegsschiffe nahmen damals auf Pistolenschußweite von der Stadt Schlachtstellung, so daß die Franzosen und Holländer den rechten, die Engländer und Nordamerikaner den linken Flügel, die Oesterreicher aber die Mitte einnahmen. Als bald darauf die Botschafter von England und Frankreich Konstantinopel verließen, und die Konsulate dieser Mächte zu Smyrna geschlossen wurden, gab Hassan-Pascha den besorgten Franken die streng wahrgewordene Versicherung, daß »wenn sie früher bey verriegelten Thoren sicher geschlafen hätten, sie es nun bey offenen würden thun konnen.« In Aufrechthaltung der Ordnung unterstützte ihn sein unermüdeter Polizeyhauptmann Hadschi Beg, ein Mann

aus Cäsarea. Man wird mich in Europa einen Barbaren schelten (aber ich muß es darauf ankommen lassen), wenn ich sage, daß als Hassan-Pascha, im August 1829, für das Paschalik von Adrianopel bestimmt wurde, seine Abreise das aufrichtigste Leidwesen verursachte. Volk aller Religionen und Klassen begleiteten ihn bis an die Karavanenbrücke, und rief ihm Segenswünsche nach; mehr als tausend türkische Frauen hatten sich auf den Straßen zusammengerottet, um mit wiederholtem Rufen Abschied zu nehmen.

An diesem Tage nahm ein junger Mann aus der Familie Kara-Osman-Oglu, Hadschi Ejub Aga, den Platz als Gouverneur von Smyrna ein. Für das finanzielle Fach war seit den Neuerungen des Sultans im J. 1827 ein besonderer, aus Konstantinopel gesendeter Miridschi bestellt. Die Gerechtigkeitspflege ist einem Kadi aufgetragen.

Die Griechen hatten in den ersten Jahren des Aufstandes auch zu Smyrna blutige Verfolgung auszustehen, bis endlich die Hand des Pascha Gewalt über die erzürnten Gemüther gewann. Mit der Aufhebung der Janitscharen wurde die Quelle von derley Unordnungen verstopft, und es verdient bemerkt zu werden, daß die Griechen, obwohl alle für den Erfolg des Aufstandes ausgesprochen, und in bekannter und unablässiger Verbindung mit den Inseln des Archipels und der Morea seit jenem Augenblicke der größten Sicherheit und weit größerer Freyheit genossen, als unter ähnlichen Verhältnissen den Unterthanen in irgend einem europäischen Staate eingeräumt werden würde. Ihre Feste in der Stadt sowohl als in den nahe liegenden Orten waren rauschend und ohne die geringste Beengung. Sie sangen in Schaaren die Kriegs- und Freyheitslieder der Hellenen; kein Turke störte ihren Taumel. Für den Charakter beyder Völker sind derley Feste bezeichnend. Ich wohnte zu Smyrna der Osterfeyer im J. 1825 bey, zur Zeit also, wo das Schwert über ihre Brüder in Griechenland hing, und Jeder wußte, daß Rettung ohne Hülfe von außen unmöglich wäre, und Niemand noch auf diese zu hoffen wagte; wo überdieß das Verhängniß von Scio und Ipsara noch neu, und Smyrna von Zeugen und Opfern desselben voll war. Welcher Jubel, welch Gesang und Freuen unter diesem Volke, als wäre es vom Glücke geführt, und hätte Kränze des Sieges im Haare! — Am Gestade waren Schaukeln und Drehräder aufgerichtet, Musik ertönte, und auf offenem Platze war Tanz. Die Mädchen und Frauen wetteiferten in Putz; es war keine Blume mehr im ganzen Gebiete der Stadt zu bekommen. Seidenschürzen und Seidenröcke, die kurzen, goldbesäumten Jäckchen, die in Farben und Gold gestickten Musseline schimmerten auf allen Straßen. Die Perlen am Halse und die breiten goldenen Armbänder fürchteten so wenig als die frischen Blumen im Haare den bewaffneten Türken; das helle, liebfunkelnde Auge, die nachläßig bedeckte, in Jugend schwellende Brust, der Reiz der Gestalt nicht den Rausch des Verlangens des Mächtigen. Türken machten die Zuseher und Wachen, und saßen ruhig am Eingange in die griechische Kirche, wo Tausende aus- und einströmten, die meisten, so wie ich, von Neugier gezogen, und ohne Andacht den schreyenden, ohne Würde und Salbung ausgeführten Ceremonien beywohnend.

Dieß führt mich auf die religiöse Toleranz, von der ich, nicht allein zu Smyrna, so viele Beyspiele sah, und die seltsam abstechen von dem Hasse zwischen Katholiken und Griechen auf den Inseln, und von dem, was wir in Europa unter Toleranz verstehen. »Osten und Westen ist Gottes,« sagt der Koran, »wer sein Angesicht zu Gott hin-

»richtet und Gerechtigkeit übt, der wird Belohnung finden bey seinem »Herrn« (Sure II), und in eben dieser Sure: »Wir glauben an Gott, »an das, was uns geoffenbart worden ist, und an die Offenbarungen, »welche Abraham und Ismael, und Isaak und Jakob, und die Stämme »Israels empfingen, und an das Gesetz Mosis, an das Evangelium »Jesu, und an das, was den Propheten von ihrem Herrn kund gethan »wurde: wir machen keinen Unterschied unter diesen Offenbarungen.« Ferner: »Einem jeden Volke haben wir ein Gesetz gegeben und einen »offenen Weg. Hätte es Gott beliebt, so hätte er aus euch, ihr Völker »alle, Ein Volk gemacht; so aber hat er euch durch verschiedene Gesetze »von einander unterschieden, um eines jeden Gehorsam gegen das ihm »geoffenbarte Gesetz zu prüfen. Suchet also einander in guten Werken zu »übertreffen; zu Gott werdet ihr alle zurückkehren, und dann wird er »euch die Punkte aufklären, über welche sich eure Einsichten nicht haben »vereinigen können« (Sure V). Endlich: »Alle die glauben, sie mögen »Juden, Sabäer oder Christen seyn, wenn sie nur an Gott glauben, »und den jüngsten Tag glauben, und guten Werken nachjagen, sollen von »der Furcht und der Traurigkeit frey seyn« (w. o.).

Der blinde Fanatismus kann diese und ähnliche Lehren, die häufig im Koran wiederholt sind, verdunkeln und verdrehen, wie er in allen Religionen die edelsten verdunkelt und entstellt hat; dem klaren Gemuthe kann aber ihr wohlthätiges Licht nicht verloren gehen. In Smyrna übt Jedermann frey und ungehindert seinen Gottesdienst; dem Türken ist jede Stelle heilig, wo man betet, und es besteht seit der ältesten Leute Gedenken kein Beyspiel einer Störung, auch nur eines Scherzes, den sich ein Türke vor einer Synagoge oder Kirche, oder bey irgend einer Ceremonie fremden Gottesdienstes erlaubt habe. Der Muselman, der Jude, der Grieche, der Katholik, der Armenier, der Protestant führen unter der üblichen Begleitung ihre Bräute durch die Straßen, tragen ihre Neugebornen in den Tempel, halten ihre Umgänge, Gebete und Dienste, springen ihren Kranken bey, und tragen ihre Todten, dem Gebrauche gemäß, zur Erde. Priester, Rabbiner, Imam, Mönch und Derwisch wandeln und wirken friedlich neben einander. Der Türke im Dienste eines europäischen Konsuls geht mit dem Stabe vor ihm einher bis an die Pforte der Kirche, und wartet ruhig am Thore, bis der Gottesdienst zu Ende. Der Türke verrichtet aber auch, ungestört durch die Nähe des Ungläubigen, sein Gebet. Er geht seinen Weg und läßt jedem den seinen; er will keine Bemerkung darüber und macht keine; er will und gewährt Achtung für jede Weise, in der das Geschöpf zum Schöpfer sich wendet.

Smyrna ist ganz geeignet, dem abendländischen Reisenden den Unterschied seiner Welt vor derjenigen, die er zu betreten kommt, recht deutlich vor die Augen zu stellen; freylich muß er nicht, wie viele gethan haben, sich auf den Besuch europäischer Häuser beschränken. Asien und Europa sind in Smyrna hart an einander gestellt. Die meisten Völker scheinen hieher ihre Vertreter gesendet zu haben, und da Jedermann beeifert ist, das seinige geltend zu machen, so herrscht eine belehrende Mannigfaltigkeit, eine gewisse Breite des Lebens, wenn ich so sagen darf, in der die Dorfvorurtheile, die Söhne der Enge und der Unwissenheit, bald siech werden und sterben. Vom Pariser Modenkleide bis zum persischen Ueberwurf, vom Bostoner Staubhut bis zum Turban des Emirs, von der Londoner Bordmütze bis zum Kalpack des morgenländischen Christen oder dem vierspitzigen Käppchen des Armeniers, von der Kutte des

Kapuziners bis zur Kutte des Derwisches; wie viele Aushängschilde anderer Sitten, Meinungen und Abstammung! — Welch ein verschiedenartiges Treiben in den Straßen, von Geschäft oder Geschäftlosigkeit veranlaßt, vom Frieden begleitet und bewacht; der wohlhabende türkische Stadtbewohner, Ruhe in Auge und Haltung, mit hellfärbigen langen Kleidern und reichen Waffen angethan, wandelt bedächtigen Schrittes die Bazare hindurch oder ruht auf zierlichen Kissen und Teppichen, aus der langen Pfeife schmauchend, auf den breiten Bänken der offenen Kaffeestube; der Türke des Inlandes, das Haupt mit spitzem, seidenumwundenen Turban bedeckt, den Körper in engen Leibrock, in kurze Jacke und faltige Höschen gepreßt, den hohen Ledergürtel mit Ataghan, Messer und Pistolen um die Mitte; der gelbe, hagere Araber; der keckblickende Barbareske im leichten weißen wollenen Mantel; das gewaltige Volk der türkischen Packträger, die von Khan zu Khan, von dem Zollamte in die Waarenlager, von diesen ans Gestade die Lasten schleppen; die zahlreichen Wachen, so zur Aufrechthaltung der Ordnung die Straßen durchziehen, Maß und Gewichte prüfen, ein wandelnder Gerichtshof, wo Anklage, Verhör, Urtheil und Bestrafung an Ort und Stelle geschieht; das bunte Gesinde von Juden, Griechen und Armeniern, das die niederen Dienste auf Straße, in Bude und Haus verrichtet; das mannigfaltige, rasche und lärmende Getriebe des Schiffvolkes, von den Küsten des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans, aus Nord- und Ostsee und Pontus, aus den vereinigten Staaten und dem westlichen Indien auf ein paar Klafter Raum zusammengetragen; die Frauen und Mädchen eingeborner Franken, Griechen und Armenier, die, wenn der Abend kömmt und die Hitze des Tages gewichen, sich unter den Thorhallen und vor denselben sammeln, und den Schmuck des Gestades bilden; die vermummten Türkinnen, von Dienerinnen gefolgt, nett und ernst, den Blick zum Boden gesenkt, und die Freyheit verachtend, um des Mangels von welcher wir sie beklagenswerth glauben; die in Seide und Gold prangenden Jüdinnen, welche das Schöne mit dem Reichen verwechseln, auf den blassen Wangen die Sehnsucht, im zögernden Schritte das Verlangen, im glänzenden Auge den Entschluß; — die hochbepackten, mit langen, langsamen Schritten einherziehenden Kamehle, zu langer Reihe am Laufseil gebunden, mit rauhtönender Schelle am ausgezehrten Halse versehen, — und den kleinen kahlen Kopf mit langweiligem Ernste herumdrehend, indeß der weiche, breite Fuß mit Sicherheit auf dem schlechtbesorgten Pflaster sich niederläßt; die wilden Pferde, breitgestirnt und reichbemähnet, funkelnden Auges und weitgeöffneter Nase; die Menge demüthiger Saumthiere, welche Kohlen und Holz von den Bergen, Früchte und Gemüse aus den Gärten bringen, Frauen und Kinder nach den Landsitzen tragen, immer im Dienste und immer nützlich, wenig bedürfend und viel leistend; welch eine Zahl stets bewegter Bilder!

Aber die Bühne selbst, wie passend; diese leichten, luftigen, lichten Häuser, die man in ein paar Wochen baut, wie man sie in einem Lande braucht, wo weder Kälte noch lange dauernde Ungewitter, sondern nur Erdbeben und Brand zu fürchten sind. Diese Moscheen, Besestane, Armenküchen und Bäder mit ihren Bleykuppeln; diese schlanken Minarets; diese Cypressenwäldchen über den Grabstätten; diese Gruppen von Feigen-, Mandel-, Granaten-, Oel- und Maulbeerbäumen, von Terebinthen- und Salomonien, welche an die farbigen Häuser sich schmiegen; diese einzelnen Palmen, die hie und da über die Mauern ragen; Luft, Him-

mel, Erde und Wasser endlich, — welch in allen seinen Theilen mit sich übereinstimmendes Ganze! welche versprechende Fülle!

Wenn ich über die Sitten und Gebräuche in dieser Stadt sprechen will, so kann ich nur die allgemeinen Züge hervorzuheben die Absicht haben; die einzelnen theilt jedes Haus mit dem Volke, zu dem es sich zählt. Wo in einer und derselben Familie das gemeinsame Band der Sprache entweder gar nicht, oder nur locker besteht, wo ob der Menge von Sprachen eigentlich gar keine Muttersprache mehr ist, muß der Typus der Denkweise und Sitten weniger tief in dem Einzelnen sich aussprechen, und in den Begriffen geringere Klarheit herrschen. Das ist der Fall in den eingebornen fränkischen Häusern. Der Fremde wird in jedem derselben eine freundliche Aufnahme finden, aber schwer in irgend einem wird ihm selbst nach langer Zeit und Gewohnheit recht heimatlich zu Muthe werden. In den armenischen, griechischen, jüdischen und türkischen Häusern ist der eigenthümliche Ausdruck klarer und ausgesprochener. Da ihre Sitten den unsern mehr oder weniger ferne liegen, so erlaube ich mir nicht, in eine Werthschätzung derselben einzugehen.

Der eigentliche Mittelpunkt alles Treibens und Trachtens, alles Hoffens und Wünschens im Morgenlande ist das Haus Ohne die zerstreuenden Vergnügungen Europas, ohne den Wettlauf der Ehrsucht, wenig angesprochen selbst durch Künste und Wissenschaften, führen alle Empfindungen und Gedanken auf die Seinen zurück, und die Familie ist der Kreis ihres Lebens. Patriarchalische Tugenden sind daher heimischer hier als bey uns; Ehrfurcht der Kinder für die Aeltern, Macht dieser über jene, Achtung des Alters und der Verwandtschaft, Vereinigung derer, die zu einem und demselben Hause gehören. Die Dienstbotenverhältnisse leben aus dem Alterthume herüber. Der Diener steht näher dem Herrn, wächst mit ihm groß und stirbt gleichsam mit ihm ab. Die Familie des Dieners macht ein Ganzes mit der Familie des Herrn, erneut sich mit dieser, und bewahrt so von Geschlecht zu Geschlecht das eine und selbe Verhältniß.

Der patriarchalischen Grundlage der Sitten mehr als dem Klima, das vielmehr zu anderer Emfindungsweise führen sollte, ist die Gemüthsruhe zuzuschreiben, diese merkwürdige Eigenschaft, die ein Erbe jedes Morgenländers ist. Uns erscheint sie häufig wie Unempfindlichkeit, aber die Ansicht ist falsch, denn jenem Zustande der Seele ist keine Härte beygemischt. Leidenschaft ist, selbst in der Liebe, so selten, daß ich mich auch nicht eines einzigen Beyspieles davon entsinne. Die Liebe ist kein Brand, sondern eine sanft erwärmende Flamme; kein tobendes Meer, sondern eine von geregeltem Winde bewegte See. Liebe ist aber auch näher dem Genusse hier; sie kennt jene überseligen Träume nicht, zu denen unsere Einbildungskraft durch Musik, Dichter und Beyspiel gesteigert wird, und die, für die Jugend, freylich über dem sinnlichen Genusse so weit stehen, wie der Himmel über der Erde; sie kennt aber auch die Leiden nicht, die aus diesem Fieberzustande folgen, die Ermattung der Seele, das gebrochene Herz, die traurige Verstimmung der Nerven. Die Liebe will hier die Ehe; die Ehe das Haus und zahlreichen Segen an Kindern.

Wie strenge die Sitten unter den Türkinnen, ist bekannt; sie sind es kaum minder unter den übrigen Morgenländerinnen. Verführung ist verhältnißmäßig selten, denn ihr Same fällt auf wenig empfänglichen Grund. Zwar haben die Europäer dafür manches gethan, aber ihr Einfluß trifft nur die Küsten.

Gastfreundschaft ist eine allgemein verbreitete Tugend. Bequemere Einrichtungen haben sie noch nicht entbehrlich gemacht. Sie wird mit Sorgfalt geübt und selten mißbraucht. Sie wirft einen heiteren Glanz über die Wanderungen im Morgenlande.

Kunstsinn und Kenntnisse sind wenig verbreitet, und der Vorurtheile fast eben so viele wie bey uns. Der Abgang der ersteren berührt uns unangenehm, und gibt den Gesellschaften eine für uns ermüdende Leere. Man kann in den fränkischen Häusern zu Smyrna nicht sagen, was fast durchgehends von Europa gilt, daß die Männer verhältnißmäßig weniger gebildet seyen als die Frauen. Sie haben zwar nicht selten den Staub des kleinen Lebens in den großen Städten an sich, aber sie haben die Welt durchflogen, und das wirft, wie man es auch anfangen möge, seinen Nutzen ab. Die Frauen sind mehr lieb als liebenswürdig, mehr gut als edel, nicht ununterrichtet, aber ohne Achtung für Kenntnisse, nicht ungebildet, aber nicht durchdrungen von Bildung. Mutterpflichten zu üben ist das höchste Ziel ihrer Wünsche, und das Haus ist trefflich verwaltet in ihren Händen.

Da ich nun einmal von den Frauen zu sprechen begann, so will ich dasjenige, was ich über die kleinasiatischen zu sagen gedenke, bey Gelegenheit derer von Smyrna sagen.

In dieser Stadt ist das Verhältniß der Schönen zu den Nichtschönen weit zum Vortheile der ersteren. Fast alle haben blühende weiße Hautfarbe, langes schwarzes Haar, große dunkle Augen mit feingeschwungenen Brauen, und den Ausdruck der Milde und Weiblichkeit im Antlitz. Griechinnen, Türkinnen und Armenierinnen bedienen sich allerley Schminke. — Der Wuchs ist weniger vortheilhaft, aber man thut auch wenig dafür; Klima und der Divan führen überdieß zur Beleibtheit, wozu der häufige Gebrauch der warmen Bäder das seinige beyträgt. In Kleinasien und vorzüglich zu Smyrna sind die Frauen ungemein fruchtbar; funfzehn bis zwanzig Kinder von einer und derselben Mutter sind hier nicht seltener, als fünf bis sechs bey uns. Das Verhältniß des männlichen Geschlechtes zum weiblichen ist kaum wie 4 zu 7; da, wo die Vielweiberey nicht aushülft, verblühen viele Mädchen, ohne die Bestimmung ihres Geschlechtes zu erfüllen.

Selten fand ich bey türkischen Frauen edlen Ausdruck im Gesichte. Die meisten hatten reine Farbe in der Weise, wie Angelika Kaufmann malt, und große schwarze Augen, jener scheuen Gluth voll, die sie treffend dem Auge der Gazelle vergleichen macht. Die Gestalt ist im Durchschnitt eher unter als über dem Mittelmäßigen, und in frühen Jahren schon ins Mißförmliche fallend; die Füße sind vernachläßigt; Arme und Hände dagegen meist von musterhafter Schönheit. In Haltung und Bewegung fehlt Anmuth, niemals aber Ruhe, die in vielen zur Würde sich ausbildet.

Ueber den Anzug will ich an einem andern Orte sprechen. Der Ueberwurf, mit dem sie sich verhüllen, so oft sie die Straße betreten, ist entstellend, und besteht aus verschiedenen Stücken, zuerst aus einem einfärbigen Mantel aus Halbtuch mit weiten Armen und viereckigem Kragen. Für die Länge dieses Kragens gibt es Vorschriften. Ich sah im Pfortengebäude zu Konstantinopel eine Frau aus dem Saale des Großvizirs, vor dem sie eine Streitsache geführt hatte, in den Vorsaal getreten, von einem Diener angehalten werden, der den zu tief reichenden Mantel bis auf die gebilligte Höhe der Mitte des Leibes ohne weitere Umstände abschnitt. Die Frau litt es, und sagte ruhig: »Thu es immer-

hin, ich habe mehrere Mäntel in meinem Schranke.« Zweytens, ein weißes Leinenstück, so über den Kopf getragen wird, nach der Art, wie die slavischen und windischen Weiber dies pflegen. Es verbirgt Haar, Stirne und Brauen, und um den Hals geschlagen von unten hinauf Ohren, Mund und Nase. Die Spalte, die fur den Ausblick bleibt, wird im Innern des Landes frey gelassen, zu Smyrna und in andern Städten aber mit einem schwarzen Florstück bedeckt. Handschuhe sind nicht üblich. Die Füße werden in weite, gelbe, niedere Stiefelchen aus weichem Leder, und dann in die Pantoffel gesteckt.

Weit entfernt, diese, Körper und Putz nicht nur bergende, sondern entstellende Hülle eine Last zu finden, erscheint sie den türkischen Frauen vielmehr ein unerläßliches Erforderniß der Sittlichkeit. Wir haben, wie über so Vieles, was andere Völker betrifft, auch über den Zustand der Frauen im Morgenlande ganz irrige Ansichten Wir leihen ihnen unsere Denkweise, Ansichten, Forderungen, Wünsche u. s. w., blicken dann mit Bedauern auf ihr Schicksal nieder; ihr Harem ist ein Kerker, ihr Verhältniß zum Gatten Sklaverey, ihr Leben ununterbrochener Zwang, thränenvolle Sehnsucht und Klage. Von allem dem fand ich vom Bosphor bis an die Kataraken des Nils nichts. Ich habe von vielen Aerzten und christlichen Frauen, die in täglichem Umgange mit türkischen waren, vernommen, daß diese, mit Vorurtheilen in ihren Boden wurzelnd, wie wir in dem unseren, eben so unsere Frauen für bedauernswürdig halten. Die Heiligkeit und die Rechte des Frauengemaches, — die unverbrüchliche Achtung, die ihrer Person von Jedermann erzeigt wird, — bey den Reicheren die Sorgfalt für ihren Putz, für die Schönheit ihrer Gemächer und Gärten, die zahlreiche weibliche Dienerschaft — waren ihnen eben so viele Titel auf Glück, so wie die Strenge des Gatten in Verhütung, daß sie von solchen Männern, denen es nicht zukommt, gesehen werden, ein rührender Beweis von Liebe. »Beklagenswerthe Freundin,« wiederholte die Frau eines Mächtigen in Aegypten einer jungen Florentinerin, die, in Kairo vermählt, sie zu besuchen pflegte, »du bist so liebenswürdig, so schön, und dein Gemahl liebt dich so wenig, um deine Reize gleichgültig jedes Mannes Blicke frey zu geben! Er schätzt diese gluthvollen Augen so wenig, um jedem lüsternen Blicke zu erlauben, sich daran nach Willkür zu ergötzen! Sein ist dieser kostliche Leib, diese blühende Brust, sein sind diese vollgerundeten Arme, und er hütet solche Schätze nicht! Er kann herzlos genug zugeben, daß Jedes Fremdlings Hauch diese Lippen berühre, und fühlt nicht den Verlust, wenn dein Mund Anderen Worte schenkt!«

Im Durchschnitt haben die türkischen Frauen von den Sitten der unseren die nachtheiligste Meinung, denn sie urtheilen nach den Forderungen, welche die Sittlichkeit bey ihnen an Kleidung, Umgang, Benehmen, Haltung macht. Daß es unter ihnen nicht an unerlaubten Verhältnissen mit Männern fehle, ist wohl natürlich; aber die Triebfeder hiezu ist unter tausend Fällen kaum einmal mehr als nackte Sinnlichkeit; dieser aber mangelt, wenn nicht der Muth und die Lust, doch meist die Beharrlichkeit und Erfindungsgabe für solche Abenteuer. Sie kennen jene gewaltigere Liebe nicht, die allein über alle Schranken springt, die großen Wagnisse und den unerschütterlichen Willen gebiert, der in jedem Augenblicke zum äußersten Kampfe bereit ist, und mit dem Sieg im Herzen und Auge wohnt. Die wenigen ungeregelten Verhältnisse turkischer Frauen, mit denen ich bekannt wurde, deuten ausschließend auf sinnlichen Rausch. Klima, Müßiggang, Bäder, Tandur begünstigen denselben;

Mangel an geistiger Beschäftigung läßt hiezu Spielraum, und so kommt es daß dieselben Frauen, die an Sittenstrenge die aller übrigen Völker zu übertreffen scheinen, an dem Karagösch Unterhaltung finden, einem Schattenspiele, das die unzüchtigsten Scenen darstellt, die nur immer die im Schmutze schwelgende Phantasie eines Baffi oder Grecourt ausfinden konnte.

In Suleimans Gesetzbuche (III. 1) findet sich die Vorschrift: »Wer »die Frau oder Tochter eines Anderen küßt oder ihr auf dem Wege auf»paßt, um sie zu sprechen, erhält vom Richter einen scharfen Verweis, »und zahlt für jeden Kuß oder jedes Wort eine Asper. Wer deßgleichen »thut mit der Sklavin eines andern, erhält ebenfalls richterlichen Ver»weis, zahlt aber nur die Hälfte.« — Kuß und Wort zu einem Preise, und zu welchem! Eine Asper würde heut zu Tage weniger als einen Heller ausmachen.

Von der Achtung, welche selbst die Obrigkeit vor den Frauen hat, sah ich im Frühling 1828 einen Beweis zu Smyrna. Der Pascha hatte den Preis des Brotes erhöhen lassen; darüber wurde die türkische Bevölkerung unwillig. Nachdem die Vorstellungen der Männer ohne Erfolg geblieben waren, begannen die Frauen sich täglich vor dem Hause des Pascha in Haufen von Hunderten zu sammeln, und die Herabsetzung des Preises lärmend zu verlangen. Der Pascha ließ sie vertrösten und bitten, aus einander zu gehen, was einige Male geschah. Endlich aber wurden die Haufen immer zahlreicher, das Geschrey immer drängender, und als Hadschi Bey, der Vorsteher der Wachen, mit der Aufrechthaltung der Ordnung beauftragt, sich ihnen wies, um sie abermals zu vertrösten, warfen sie mit Steinen nach ihm und seinen Wachen. Dieser so gefürchtete Mann, dem kein Türke zu widersprechen gewagt haben würde, duldete ruhig die Schläge, die er von den Frauen empfing; keiner der Seinen wagte, sich der Waffen auch nur zur Drohung oder zur Abwehr zu bedienen; er wurde wie Aristomenes von den Weibern besiegt, und der Pascha sah sich genöthigt, dem Verlangen derselben nachzugeben.

Die Griechinnen zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Köpfe aus, die Körper sind nicht vortheilhafter gebildet als die der türkischen Frauen. Ihr Auge ist belebt, und verspricht mehr Geist und Gemüth, als man bey näherem Umgange findet. Ihre Haltung und Bewegungen sind nicht ohne Anmuth. Ihre Sitten sind weniger strenge, dennoch würden viele in Europa erlaubte Vertraulichkeiten hier unschicksam seyn. Sie kleiden sich mit Zierlichkeit; durch das reiche Haar, in Zöpfen um das Haupt gewunden, flechten sie Musseline mit Gold und Seide gestickt, Blumen und Perlenschnüre, und tragen zu oberst ein rothes oder weißes Feß. Ein weißer oder gestreifter Leibrock aus Seidenstoff liegt über dem zarten Seidenhemde; ein geschmackvoller Gürtel schmückt die Mitte; ein kurzes Leibchen von Atlas, Sammt, Schali, Halbtuch oder Tuch, mit Gold verbrämt und am Saume gestickt, im Winter auch mit Pelzwerk ausgeschlagen, deckt kaum die blühende Schulter, und läßt durch den Aufschlitz am Vorderarme die feine Hand und einen Theil des Armes aus dem glänzenden, koischen Gewebe des Hemdes sehen. Dieses ist am Busen zierlich ausgenäht, und weiß in weiß gestickt. Weniger vortheilhaft steht ein rückwärts rund geschnittenes, vorne offenes Oberkleid, Penisch genannt. An Schmuck tragen sie Hals= und Armbänder und Ringe. Die Armbänder bestehen aus goldenen Kettleins, auf die Breite von beynahe zwey Zoll an einander gereiht, und mit einer breiten Schließe verbunden. Die Farbe des Gesichtes entstellen sie häufig durch Malerey.

Die schönsten Gesichtszüge sah ich unter den armenischen Frauen. Während die Männer dieses Volkes sich vor allen andern Morgenländern durch auffallend strengen Ausdruck in langen, graufärbigen Gesichtern bemerklich machen, ist über das Antlitz der Frauen meist reiner Farbenschmelz verbreitet, und die glücklichsten, weichsten und anmuthigsten Formen vermählen sich in Zügen und Gestalt. Die Haut ist durchsichtig, fleckenlos und weiß wie Mandelblüthen, die Nase frey und gerade, die Wange schmächtig und edel, der Schwung der Brauen leicht und frey, das Auge selbst voll Innigkeit und Gluth. Die Türkin ist im Durchschnitt körperlich kräftiger, die Griechin regsamer, aber die Armenierin zeigt mehr Gemüth als beyde. Ihr Anzug ist wenig von dem der Türkin verschieden. Sie verhüllt sich fast eben so sorgsam als diese, und ist oft nur an den rothen Stiefelchen und Pantoffeln von ihr zu unterscheiden.

Die Jüdin ist auch hier von üppigen Körperformen, weißer denn alle an Farbe, doch ist dies Weiß meistens ohne Leben und ohne jede Beymischung von Roth. Ihr Haar ist glänzend und reich; ihre Augen brennen, ihre Lippen schwelgen, Brust und Körper athmen Wollust. Ihr Anzug ist geschmacklos, und überladen mit dem was wiegt und auf der Münze gilt.

Im Ganzen ist der Ausdruck der liebenswürdigen Sehnsucht, der sich im Gesichte und Wesen der Venetianerinnen und manchmal auch in den deutschen ausspricht, — jener Zuversicht und Freyheit im Antlitz der Französin, oder jener Klarheit und überlegten Ruhe in den Zügen der Engländerin, morgenländischen Frauengesichtern ganz fremd. Diese stehen dem Kindlichen näher. Ich möchte sie Feldblumen nennen, und nur in soferne diese manchmal den Vorzug über die des Gartens haben, ihnen denselben einräumen.

Die eingebornen Fränkinnen kleiden sich europäisch oder auf Weise der griechischen Frauen, aber sie mischen dann gerne etwas Europäisches im Schnitt des Kleides oder sonst bey. Sie verschönern den Anzug durch Geschmack. Die feinen Pelzwerke heben die frischen Farben ihres Körpers. Sie lieben auch unter dem griechischen Kleide die Schnürbrust. Sie wissen den Fuß feiner zu erhalten, und kennen den Reiz französischer Beschuhung.

Die Zahl der Verbrechen ist, im Vergleiche mit Europa, ungemein gering. Kaum daß man in Jahren von einem Diebstahle oder Mord hört. Von den Verbrechen, welche im Verlaufe von fünf Jahren in Smyrna verübt wurden, fielen neun Zehntheile auf Europäer oder Volk aus den Inseln. Laster sind eben so selten; über das am meisten verbreitete, das ich hier nicht nennen will, vielleicht ein andermal.

VII. Handel.

Die Lage von Smyrna am bequemsten und sichersten Busen des Meeres, das die Küste Kleinasiens bespült, — am Ausgange der reichsten und frühe mit mächtigen Städten besetzten lydischen Ebene, in die nothwendig die Erzeugnisse Kleinasiens zusammenströmten, und an welche, während der Dauer der persischen Oberherrschaft, die Länder jenseits dem Halys einen Theil der ihrigen abgaben; die frühe Bevölkerung durch Griechen endlich und die auf diese Weise von Insel zu Insel bis an die Muttererde, wo Handel und Seefahrt blühten, und reger Geist und die Unruhe der Bildung jeden Tag neue Forderungen ausfanden, bestehende Brücke, zeichneten Smyrna mit eben der Nothwendigkeit zur Handelstadt

aus, mit welcher ein Baum, in gute Erde gepflanzt, bewässert und bewahrt, aufwächst und Früchte bringt.

Wenn in der frühesten Zeit pelasgische Stämme zu Smyrna sich nach Griechenland und Italien einschifften, so beweiset dieß, daß schon damals diese Stadt eine große Zahl von Fahrzeugen, also Ausbreitung über die griechische See, also Handel besaß. Wenn sie geringeren Ruhm durch Ansiedlungen in entlegener Fremde, als einige ihrer zwölf jonischen Schwestern erwarb, so erklärt sich das durch ihre Lage unmittelbar unter der Tatze des lydischen Löwen, was ihren Gedanken weniger die Richtung nach außen als nach innen geben mußte, und durch ihre frühe Zerstörung, vor dem Zeitraume selbst, wo Ueberfluß und Noth die Milesier bis in die taurische Halbinsel und nach Colchis trieben; wo Teos Abdera erneuerte, und die Phokäer mit schwerem Unglück den Ruhm der Gründung von Niederlassungen im heutigen Spanien, Korsika, Frankreich und Italien erkauften.

Die schnelle Blüthe der Stadt nach ihrer Erneuerung durch die Mazedonier, ihre Ausdehnung und Macht unter den Römern beweisen, daß der Handel gerne wieder die gewohnte Straße nahm. Auch nennt die Apokalypse Smyrna die r e i c h e (II. 9). Damals aber war die Küste Kleinasiens mit blühenden Städten besäet, und der Handel ging auf hundert Wegen zugleich. Später wurde Byzanz, als Kaiserstadt, Mittelpunkt der Wege des Austausches der Erzeugnisse für Kleinasien und die inneren Länder, und nach und nach thaten sich dem Karavanenhandel bequemere Thore im Pontus auf, so daß Smyrna an Gewicht in der Wage des Handels verlor, aber immer noch den ersten Rang in Vorderasien behauptete. Mit dem Untergange dessen, was die Kunst schuf, nahm die Natur wieder mehr und mehr ihre Rechte; Tarsus, Ephesus verfielen; Konstantinopel lag Europa weniger zur Hand, und wichtig für den Absatz wurde es von geringerer Bedeutung für die Rückladung. Smyrna entfaltete sich einstweilen zu reicherer Blüthe. Nach jeder Plünderung, die es erlitt, zogen ihre Feinde mit großen Schätzen nach Hause; aber sie erholte sich schnell wieder. Das Morgen- und Abendland tauschten ihre Güter auf dem Markte von Smyrna; die Straßen nach Armenien und Persien und nach allen Quellen des Inlandes waren mit Karavanen von oder für Smyrna bedeckt. Unabhängig von Indien fühlte es die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, an welcher Haleb und Alexandria zu siechen begannen, wenig; es änderte sich damit nur das Zahlenverhältniß der Flaggen auf ihrer Rhede. Aber ein anderes Uebel griff nach und nach die Wurzel ihres Handels an, die Verarmung Asiens, und in neuester Zeit brachte ihr der beyspiellose Aufschwung Aegyptens einen Schlag bey, welcher, so lange dies Land sich auf der eingenommenen Stelle erhält, eine unheilbare Wunde in Smyrna zurückläßt.

Um dem Manne vom Fache einen Ueberblick des hiesigen Handels, seines Wachsthums und Wechsels in unseren Tagen zu geben, sollte ich ihn durch einige Tabellen führen, aus öffentlichen Quellen erhoben. Aber für andere Leser würden diese trockenen Elemente, die jenem wichtig sind, ermüdend seyn. V i e r Epochen sind scharf geschieden unter sich, und verdienten jede eine besondere Beleuchtung: die erste unmittelbar nach dem Sturze Napoleons; die zweyte kurz vor Ausbruch des griechischen Krieges; die dritte während dieses Krieges, aber vor dem Londoner Vertrage, wo die Geldkrise in England und die in voller Blüthe stehende

Seeräuberey die Handelsgeschäfte tief herabbrachten; die vierte endlich die der Jahre 1828 und 1829.

Hier will ich mich im Allgemeinen auf die Bezeichnung der vorzüglichsten Artikel der Aus- und Einfuhr beschränken. Die der Ausfuhr sind: Getrocknete Früchte, namentlich Sultaninen, schwarze und rothe Weinbeeren, dann Feigen, durch ganz Europa bekannt; weiter: Räucherwerk, Wein, Tabak, Safran und einige Färbestoffe und Hölzer, Baumwolle, rohe und gesponnene, Wolle, Felle, Buchsholz, Valonra, Opium, Skamonea, Schwämme, Getreide, Kupfer, Seide, Teppiche, Mastix, Seife, Oel, Wachs, einige indische Waare u. s. w. Die der Einfuhr: Metalle und Halbmetalle, Kaffee, Zucker, Gewürze, Thee, Cochenille, Schnittwaaren, Tücher und allerley Manufaktorien, Glas-, Eisen- und Töpferwaaren, Quincaillerien, Breter und Bohlen, geräucherte Fische, Färbehölzer, Maltesersteine, Indigo u. s. w.

Die Zahl der kommenden und gehenden Quersegelschiffe beträgt im Durchschnitt jährlich zwischen drey- und vierhundert; das Kapital der Bewegung steigt über hundert zwanzig Millionen Piaster, wovon nicht über ein Drittheil auf die Einfuhr fällt, also die Ausfuhr, in welche sich Europa und Amerika theilen, jährlich fast an vierzig Millionen Gewinn für Smyrna abwirft. — Der Küstenhandel und der vielleicht nicht unbedeutende Unterschleif sind in diesen Angaben, denen die Listen des Zollamtes zu Grunde liegen, nicht berücksichtigt. Endlich ist auch die Ein- und Ausfuhr zwischen Smyrna und Aegypten nicht einbegriffen, die Güter, die aus diesem Lande kommen, sind Kaffee Mokka, Datteln, Drogerien, Gummi, Räucherwerk, Heresch, Häute, Reis u. s. w.; diejenigen, welche dahin gehen, bestehen fast ausschließend in Wiederausfuhr, Früchte, Kupfer, etwas Opium, Mastix und Skamonäa ausgenommen. Die europäischen und amerikanischen Kiegsschiffe, welche sich zahlreich auf der Rhede von Smyrna einfinden oder dort Stand halten, zehren einen beträchtlichen Theil der Erzeugnisse der Umgegend auf, und sind in so ferne unter die Absatzquellen zu zählen, welche nicht in der Berechnung erscheinen. Das österreichische Geschwader allein gibt jährlich über eine halbe Million Kaisergulden in der Levante aus, und so thun verhältnißmäßig die übrigen.

Der Abfall der Griechen hat wichtigen Einfluß auf den hiesigen Handel genommen, indem dadurch die Masse desselben verringert, und die Mittel verändert wurden. Im J. 1820 waren die Griechen eben daran, fast den ganzen Handel an sich zu reißen. Der Tod, der Verfall und die Auswanderung der Meisten lieferten die von ihnen besetzten Wege wieder in die Hände der Europäer. Seit dem Sturze der Janitscharen kehrten die Griechen nach dem Platze zurück, und faßten den seit 1821 unterbrochenen Faden der Geschäfte auf. Die Unabhängigkeit Griechenlands wird das Uebergewicht der Griechen auf dem Stapel von Smyrna zur Folge haben. Der griechische Handel wird aus hundert örtlichen Gründen den europäischen aus der Levante treiben, nur der russische wird neben dem griechischen bestehen, und sich selbst im Mittelmeere ausbreiten.

Was dem Griechen in jeder Lage einen großen Vortheil über den Europäer sichert, ist, daß er um zehn lebt, wenn dieser hundert braucht. Was er von Ersparniß an den Kosten zurücklegt, macht nach einigen Jahren ein Kapital aus, welches seinen Handelsgeschäften trefflich zu Statten kömmt, während der Europäer dasselbe in guter Küche, in französischen Weinen und in Rücksichten, wozu ihn der Ton der Gesellschaft und seine Verbindungen verpflichten, ausgibt.

Es gehört überdieß zum Handel in der Levante ein gewisser schleichender Takt, den weder Franzosen, noch Engländer, noch irgend eine der abendländischen Nationen haben, der aber im griechischen Charakter als wesentliches Element erscheint. Es war dieser Takt, welcher die Kapitalien der Engländer aufwog, und er ist es, der sie bald wieder aufwiegen wird. — Gerade auf die Masse des englischen Handels haben die Griechen seit zwey Jahren beträchtlichen Einfluß genommen.

Der französische Handel ist tief gesunken, und wird sich, wie die Umstände stehen, nicht wieder heben. Vernachläßigt von der Regierung, auf Marseille beschränkt, ohne beträchtliche Kapitalien, und was entscheidender wirkt, vereinzelt und ohne tüchtige Ansichten und Kenntnisse geführt, kann er weder mit dem englischen, noch mit nordamerikanischem, noch mit dem österreichischen den Vergleich aushalten. Auch steht die französische Kauffahrtey in der Levante an Schnelligkeit der Reisen, Rüstung und Reinlichkeit der Schiffe und Fähigkeit der Kapitäne den drey genannten Flaggen und selbst der genuesischen nach. Dermalen sind nur mehr zwölf französische Handelshäuser zu Smyrna, wovon drey fast gar keine Geschäfte machen. Im Jahre 1826 setzte Frankreich nur für 2,387,765 Piaster ab, und bezog für 13,467,766.

Der englische Handel wirkt mit beträchtlichen Kapitalien, mit Strenge und Kenntniß; er ist dennoch in Abnahme, hauptsächlich durch die Aufnahme des nordamerikanischen, der eine beträchtliche Menge von Waaren, die auch England einführt, auf den hiesigen Stapel bringt, z. B. Kaffee, Zucker, Cochenille, Indigo, Gewürze u. s. w. Der große Bedarf Kleinasiens an den vielartigen Baumwollenstoffen wird aber fast ausschließend von England befriedigt. Aegypten wird demselben hierin Eintrag thun. Die englischen Häuser Lee und Hayer sind die ältesten hier; es gibt deren im Ganzen achtzehn. Im Jahre 1826 bezog England für 33,725,823 Piaster Werth aus Smyrna (darunter aber 7,850,000 in spanischen Thalern), und setzte ab an Waaren für 13,634,289.

Der holländische Handel ist fast ausschließend in den Händen der sehr schätzbaren Familie von Lennep, die zwey Häuser bildet; es sind außerdem noch fünf andere holländische Handelshäuser hier. Die Geschäfte dieser Flagge sind nicht beträchtlich, aber sicher und vortheilhaft. Sie gibt ihre verarbeiteten Erzeugnisse für die rohen des Landes. Der Gewerbsfleiß derselben und die Klugheit und Mäßigung der Regierung sichern ihr eine stets zunehmende Ausbreitung. Im Jahre 1826 war die Einfuhr aus Holland für 2,300,720 Piaster, die Ausfuhr dahin für 2,691,635.

Der nordamerikanische Handel tritt mit Jugendkraft auf, und verbindet mit der Umsicht, Strenge und Gewissenhaftigkeit in der Führung des englischen eine Regsamkeit, die diesem fehlt. Er bringt die eigenen und die westindischen Erzeugnisse, darunter viele verarbeitete, und nimmt dafür rohe Stoffe. Er knüpft Kleinasien an Peru und Canton. — Es gibt dermalen vier Häuser hier; das stärkste ist dasjenige des Herrn J. Langdon, eines jungen Mannes von sehr schätzbaren Eigenschaften. Die Schiffe dieser Flagge behaupten den Vorzug vor den übrigen. Im Jahre 1826 kamen aus den vereinigten Staaten für 8,741,185 Piaster Waaren, und es gingen, außer 3,600,000 im baaren, für 3,694,970 Waaren dahin. Seit dieser Zeit ist der amerikanische Umsatz bedeutend gestiegen.

Der russische Handel bewegte im Jahre 1826 ein Kapital von 1,057,005 Piaster für Einfuhr, und 6,441,792 für Ausfuhr. Der toskanische beschränkte sich auf 741,554 Piaster Einfuhr und 576,100

Ausfuhr. Der genuesische brachte für 394,820 und nahm für 139,582; aber er hat seit dieser Zeit einen gewaltigen Aufschwung gewonnen, und seine Kauffahrtey ist vortrefflich.

Der österreichische ist bedeutend, jedoch tief unter seiner möglichen Ausdehnung. An der Pforte der Levante gelegen, eine Menge gerade derjenigen Stoffe erzeugend, die hier sicheren Absatz fänden, von einer guten und sehr zahlreichen Kauffahrtey unterstützt, fehlt es an Kapitalien, an Vereinigung des kommerziellen Wirkens, an Kenntnissen und kräftigem Unternehmungsgeiste. Von etwa zwanzig Häusern, die hier bestehen, sind kaum zwey von der Art, um sich neben die größeren englischen, französischen, holländischen oder nordamerikanischen zu stellen.

Ein großer Theil der österreichischen Kauffahrtey, die an 800 Quersegelschiffe zählt, beschäftigt sich ausschließend mit dem Küstenhandel in der Levante, und ist für den eigentlichen vaterländischen Handel verloren. Genua, Malta und die jonischen Inseln haben gleichfalls einen Theil ihrer Schiffe zwischen den hiesigen Küsten in Verwendung; die Zahl der österreichischen aber, welche auf diese Weise der Heimat entzogen sind, mag an 200 betragen. Die Kapitäne derselben sind meist griechischer Religion, haben ihre Familien in der Levante ansäßig, und hängen nur noch mit dem Namen an Oesterreich.

Im Jahre 1826 führte Oesterreich für 4,776,520 Piaster in Smyrna ein, und bezog daraus für 14,667,977, darunter 3,675,400 in Baarem. In jedem der folgenden Jahre 1827, 1828 und 1829 betrug die Summe, die es an Smyrna zahlte, an anderthalb Millionen Silbergulden.

Mehrere österreichische Häuser hier handeln ausschließend mit Marseille, während mehrere fremde, so z. B. das holländische Haus Datihl, viele Geschäfte mit Triest machen.

Die Idee, eine förmliche österreichische Faktorey hier zu gründen, ist viel besprochen worden. Das Gedeihen einer solchen Anstalt hängt von der Frage ab: welchen Theil der Einfuhr in die Levante können wir für uns gewinnen? — Der Handel in die Levante ist, seiner großen Masse nach, Tauschhandel. Um viel zu empfangen, muß man viel bringen können. Wir können kaufen, d. h. mit baarem Gelde die rohen Stoffe bezahlen, welche die Engländer und Franzosen großentheils mit Manufaktorien aus denselben rohen Stoffen bezahlen. Aber an wen verkaufen wir die bey uns verarbeiteten Stoffe, deren Material wir uns aus der Levante holen? Wenn der Verbrauch in unserem eigenen Lande um vieles größer ist, als die seitherige Einfuhr lieferte, so gewinnen wir freylich an Ankauf und Fracht: aber dieser Verkauf kann nicht Grundlage für eine ausgedehnte Faktorey werden.

Anderseits ist aber eben nicht nothwendig, den Handel einzig und allein auf das Fabrikssystem zu beziehen. Der Austausch der gegenseitigen Erzeugnisse kann bedeutend genug seyn, um eine große Handelsmasse zu bilden. Der nordamerikanische Handel ist dieser Natur. Haben und brauchen wir genug für diesen Fall? Das mag man aus dem Ueberblick der Ein- und Ausfuhr entnehmen. Eine österreichische Faktorey, welche zugleich die Geschäfte Deutschlands und der Schweiz, beyde unserer Häfen bedürftig, an sich zöge, würde eine ansehnliche Haltung gewinnen können.

Hier will ich noch bemerken, daß unsere Lazaretheinrichtung viele und wichtige Vortheile über diejenige zu Marseille hat. Aber noch fürchtet man bey uns die Pest zu sehr. Sie ist ein Gespenst von einst. Um jeden Tag, den wir die Quarantaine verkürzen, kommen auf die Waaren weniger Kosten; und wer wohlfeiler geben kann, verkauft mehr.

Es herrscht ein löblicher Zweck der Ersparniß und Betriebsamkeit unter den Bewohnern von Smyrna. Die Gewerbe werden mit Fleiß, wenn auch mit geringer Beweglichkeit in den Ideen behandelt. Jedes Haus erzeugt mehr oder weniger was es bedarf, und es wird Frauen und Mädchen nicht zur Schande gerechnet, vom Hemde bis zum Putzkleide nichts außer dem Hause machen zu lassen.

In den griechischen und armenischen Häusern werden für den Bedarf niederer Klasse der Stadt und Umgegend auch viele Baumwollenzeuge verfertiget, und zum Verkaufe gebracht. Der Preis derselben ist so gering, daß die Einfuhr diesen Erwerbzweig nicht zu beeinträchtigen im Stande ist. Diese Zeuge sind entweder ungefärbt oder gestreift, grob im Faden, aber fest gewoben. Es werden deren wohl auch nach den griechischen Inseln ausgeführt. Die dazu verwendete Baumwolle wird hier erzeugt und gesponnen. — Zu Smyrna werden auch die unter dem Namen Muhabet-Hani bekannten Stoffe für Frauenkleider gemacht, welche die sonst aus Holland eingeführten verdrängt haben. Ein anderes Erzeugniß des Gewerbsfleißes sind eine Menge Seidenstoffe, bald rein, bald mit Silber und Gold durchwirkt, von trefflicher Arbeit und geschmackvoll; diese haben die bisher aus Lyon eingeführten aus dem Handel gebracht. Knöpfe, Seidenschnüre und andere Posamentirarbeit werden in vorzüglicher Güte hier verfertigt. Ich will nicht ins Einzelne aller Gewerbe eingehen; diese beschäftigen ein Drittheil der Bewohner der Stadt, während Handel und Schiffahrt eine etwas größere Zahl, der Acker- und Gartenbau den Rest ernähren. — Mäßigung und Ruhe bezeichnen das Leben des Morgenländers; Müßiggang aber ist selten.

Armenier, Griechen und Juden bilden das Mittelglied zwischen dem Handel der Europäer und dem des Landes. In ihren Händen ist der Verkauf und Kauf im Kleinen, so wie der Karavanenzug.

Die Karavanen von Brussa waren bis zum Jahre 1823 reich und häufig. Sie brachten hauptsächlich Seide und Seidenstoffe von feinster Art, Skamonäa, Opium, Ziegenhaare und andere natolische Erzeugnisse; sie holten dafür Kolonialwaaren und Stoffe aus europäischen Fabriken. Dieser Wechsel ist beynahe aufgehoben, seit, in Folge eines kaiserlichen Befehles, die Seide aus Brussa nach der Hauptstadt gebracht werden muß, und nur von dort aus weiter verführt werden darf. Die Karavanen von Brussa nach Smyrna legen den Weg während der schönen Jahreszeit in zehn bis zwölf, im Winter in vierzehn bis sechzehn Tagen zurück.

Die Karavanen von Angora sind dermalen die zahlreichsten. Sie brauchen bis vier und zwanzig Tage. Ihre Hauptladung besteht in den schönen Stoffen, die unter dem Namen der Schalis bekannt sind, und an Feinheit des Fadens, an Glanz der Färbung und an Festigkeit des Gewebes von keinem ähnlichen übertroffen werden. Vergeblich hat man sich zu Amiens bemüht, dem Ziegengarn, das man deßhalb aus Angora holen ließ, die dauerhafte und glänzende Färbung zu geben, welche die Schalis auszeichnet. Diese sind von der Art, um auf unseren Märkten, wäre die Einfuhr erlaubt, reißenden Absatz zu finden. Ziegenwolle, Skamonäa, Galläpfel und gelbes Wachs, und seit zwey Jahren Opium und Beerengelb sind gleichfalls Artikel aus Angora.

Tockat und Erzerum machen ihre Geschäfte mit Smyrna meist über Angora. Diese Geschäfte haben viel an Ausdehnung verloren, seit das Kupfer den Weg nach Konstantinopel nehmen mußte. Das zog die meisten hier ansäßigen Handelsleute aus jenen Städten von Smyrna

dahin. Dagegen bestehen viele angoratische Häuser hier, meist armenische. Die meisten aber sind aus Cäsarea, das jährlich vier- bis fünfmal Karavanen in acht und zwanzig bis dreyßig Tagen hieher sendet, mit Erzeugnissen aller Art beladen, vorzüglich mit Beerengelb, Opium, Wallnüssen, Ziegen- und Schafwolle.

Konieh liefert die eben genannten Wollenarten und viele Schleifsteine; die Karavanen derselben sind häufig. Kaum zwey- oder dreymal im Jahre erscheinen solche aus Haleb und Damask, aber sie sind reich an Musselinen und anderen dort erzeugten Stoffen, an Skamonäa, Galläpfeln und indischen Waaren. Die Häuser aus diesen beyden Städten hier genießen vielen Ansehens.

Persien sendet von Zeit zu Zeit über Erzerum Kaschemire und baares Geld, wofür es englische und Schweizerwaaren, auch einige französische Luxusartikel zu nehmen pflegt. Ein Theil seiner Ausfuhr an Ziegenwolle, Galläpfeln, Salep, Gummi, Galbanum und verschiedenen Arzneykräutern kommt nur mittelbar von Erzerum, Kutaija und anderen natolischen Städten nach Smyrna.

Es gibt noch eine Menge kleinerer Karavanen, die hier thätig sind. Aus den Thälern des Mäander, Hermus und Kaikus strömt täglich der Ueberschuß der Erzeugnisse nach diesem Stapelplatze. Baumwolle, roh und gesponnen, die meisten der oben genannten Artikel, Oel, Krapp, Getreide, Früchte, Kohlen, altes Kupfer, Seiden- und Wollenzeuge, Teppiche, Töpferwaaren, Felle, Bau- und Brennholz, Eis u. s. w. kommen in kleinen Abtheilungen, und dienen zum Eintausch der Gegenstände europäischer und amerikanischer Einfuhr.

Man bedient sich zu den Karavanen der Kamehle und Maulesel. Haleb und Cäsarea senden die stärksten Karavanen; die Zahl der Ladungen steigt bey denselben dennoch nie über hundert und funfzig. — Führer der Karavanen sind jederzeit Türken. Die Treue derselben, so wie überhaupt die Sicherheit dieses Handels, ist ohne jeden Makel, und einer der in die Augen fallenden Beweise der Unverdorbenheit des Volkes im Inneren des Landes. Diese Sendungen geschehen ohne Brief und Siegel; eben so die Einkäufe ohne ein geschriebenes Wort, und sind ganz und gar auf Vertrauen und Ehrlichkeit gebaut. Ich habe auch nicht von einem einzigen Beyspiele gehört, daß diese erheuchelt befunden und jenes getäuscht worden sey; aber ich bin mehrmal Zeuge gewesen, wie Leute zum Einkauf mit einem Beutel Geld in die Hand abgefertigt wurden, und nach Monaten aus dem Innern des Landes die Karavane herbeyführten, die Waaren und denselben Beutel mit dem Reste des Geldes dem, der sie abgesendet hatte, vorlegend, ohne daß über die Verwendung eines Paras Zweifel entstehen konnten. Diese Rechtlichkeit ist so anerkannt, daß selbst den zum Betrug und Verdachte Geneigten gar nicht beyfällt, daß es anders seyn könne.

Eine Quelle der Gefahr im levantinischen Handel ist der Verfall des türkischen Geldes, durch die Verminderung des Gehaltes der Münzen veranlaßt. Der Wechselkurs von fünf Epochen, die ich heraushebe, weiset die Stufen dieses Verfalls:

	1814.	1817.	1820.	1825.	Ende 1829.
London 1 Pf. Sterl. zu Piaster	25	28 5/8	35 1/8	45	72
Frankreich 1 Frank » Para	43	44	53	71	112 1/2
Triest 1 Gulden » »	108	114	137	182	289
Holland 1 Gulden » »	94	93 1/2	113	135	238
Livorno 8 Realenstück » »	218	223	272	370	610

Außer dem türkischen Gelde ist das im Handel gewöhnliche die spanischen Gold und Silbermünzen, der österreichische Maria=Theresienthaler und die venetianische Zechine.

VIII. Umgebungen von Smyrna.

Nachdem ich den Leser mit der Geschichte, dem Bestande, den Sitten und dem Wirken der Hauptstadt Joniens hinlänglich unterhalten, bleibt mir noch, ihn hinaus zu führen in die blühenden Umgebungen, wo europäischer Luxus und asiatische Genügsamkeit, den verschiedenen Völkerschaften verschieden angepaßt, während acht Monaten des Jahres den wohlhabenden Bewohner von Smyrna Erholung von Geschäften und Heiterkeit im Kreise der Angehörigen und Freunde bereiten.

Das Gestade der See ist nicht, was der Bewohner der Seestadt zu seinem Landsitze wählt. Er zieht sich gerne tiefer ins Land zurück, bis dahin, wo das Rauschen des Elements, welches das Feld seiner Thätigkeit ist, nicht mehr hörbar wird. So trägt auch das südliche Gestade von Smyrna bis zum Rhedeschlosse kein europäisches Landhaus. Das nördliche aber, auf einer flachen, in den Golf vorspringenden Spitze, Kordelio genannt, ein einziges türkisches, welches fast immer unbewohnt bleibt. Dagegen sind alle nächsten Dörfer nach dem Innern des Landes voll Gärten und freundlicher Wohngebäude, zum Theil mit Pracht und bedeutenden Kosten, fast jederzeit aber mit verständiger Bequemlichkeit ausgeführt. Der nächste dieser Orte, Budscha, ist eine Stunde, der entlegenste, Sedikö, nicht viel über zwey Stunden von der Stadt entfernt. Beyde liegen jenseits der südlichen Hohe, während diesseits derselben Kokludscha, Burnabaschi, Uetschekklar, Hadschilar, Narlikö und Burnabat die Landsitze für Franken, Türken, Juden, Armenier und Griechen enthalten. Ich will diese freundlichen Stellen einzeln durchgehen, wo mich so oft der Frieden des Hauses, die muntere Jagd, der gesellige Kreis, der einsame Spaziergang mit Vergnügen erfüllten, und die Unruhe der Wünsche besprachen.

Budscha ist ein Flecken von 325 Haus, im Osten der Stadt, am südlichen Abhange des Fußes des Pagus gelegen, welcher die südliche Wand der Ebene von Smyrna bildet. Da haben vorzugsweise die englischen und amerikanischen Kaufleute ihre Landhäuser. So wie Sedikö genießt auch Budscha des Ausblickes auf das Meer nicht, was bey Vielen als Vorzug gilt, die auf ihrem Landsitze nicht an die Mühen und Geschäfte der Stadt erinnert seyn wollen. Das niedlichste dieser Landhäuser ist das meines werthen Freundes, des Engländers H. Borell, desselben, der sich um die Nummismatik ausgezeichnete Verdienste erworben hat, und welcher dermalen mehrere Verbindungen in Asien und Griechenland zu diesem Zwecke besitzt, als irgend ein anderer Freund und Beförderer dieser Wissenschaft. Ich erwähne hier mit Dank der frohen Stunden, die ich in seinem Landhause mit ihm und im Kreise seiner höchst liebenswürdigen Familie verlebte.

Im Osten des Ortes, auf ein paarhundert Schritte, birgt ein Pinienwäldchen Grabstätten und zeichenlose Male. Zu solchen sind, wie gewohnlich, behauene Werkstücke und Trümmer von Säulenschäften aus Marmor, Granit und gemeinen Steinen verwendet, Reste langverschwundener Gebäude aus alter Zeit. Die Hügel stehen dort nahe an einander, und schließen das Thal auch gegen Ost. Sie sind kahl, wenig bebaut, und da ihr Gestein Kalk ist, so veranlassen sie im Sommer eine drückende Hitze. Ueber dieselben schaut der waldige Pagus, tiefdunkelblau in den

Morgenstunden, rothblau in denen des Abends, ein Farbenton, den Friedrich in einigen seiner Landschaften mit großer Wahrheit errieth, und den der Hymettos in größerer Reinheit als irgend einer der mir bekannten Berge weiset.

Im Norden ist die nackte Hügelwand; im Süden öffnet sich das Thal, und im SW breitet sich die mit mannigfaltigen Baumgruppen und Häuschen, die sich darunter schmiegen, geschmückte Ebene bis an den hohen und breiten Korax hin, an dessen Fuße Sediko sich weiset. Die Westseite ist mit olivenbedeckten Hügeln, jenseits dem Kaleon, geschlossen, über welchen, im leichten Blau wie Gewebe aus Flor, der Mimas emporsteigt. Dann schließt das Rundgemälde wieder mit dem Fuße des Pagus, wo er dem Schlosse von Smyrna gegenüber nach dem Thale des Kaleon abfällt. Dieß Schloß, wagrecht von der Höhenlinie geschnitten, scheint diesseits zu liegen; so täuscht das Auge.

Aus der Stadt führen zwey Reitwege nach Budscha, beyde über die Karavanenbrücke, dann rechts die Höhe hinauf. Der kürzere ist auf der Höhe selbst gepflastert, und stellenweise mühsam, der andere folgt eine Strecke dem Abhange nach dem Thale S. Anna, und führt sanft über die Höhe. Auf der Schneide dieser Höhe sind beträchtliche Reste einer Wasserleitung aus Byzantiner Zeit, die man auf eine Stunde Länge verfolgen kann. Wo der erste Reitweg über sie führt, stehen noch einige Bogen; dem zweyten thut sie wie der Rest eines mächtigen Thores sich auf. Man bemerkt noch den Wasserzug darin durch Thonröhren. Da er nicht zu oberst, sondern fast am Boden durch die Mauer gezogen ist, so schlossen einige, diese lange Mauer habe zugleich zur Vertheidigung gedient. Ich glaube vielmehr, daß ein doppelter Wasserzug bestand.

Das Thal von Budscha liegt um ein Bedeutendes höher, als die Ebene von Smyrna. Es ist weit weniger reich an Bäumen, als die übrigen Lustorte um Smyrna, aber es steht im Ausdruck des Heimischen weit über diesen. Der Ort ist eigentlich türkisch; es wohnen aber auch viele Griechen da; diese feyern im July eines der artigsten Dorffeste mit Schmaus, Musik, Tanz im Freyen und Feuerwerk.

Der schönste Spaziergang führt nach der zweyten und dritten Wasserleitung, wo in einem engen Thale der Kaleon uber Felsen zwischen den Bogen herabrauscht, von Epheu und hohen Bäumen beschattet. Diese Stelle heißt das große Paradies. Man wandelt längs dem Flüßchen hinab bis in das Thal von S. Anna, durch das ein Fußpfad nach der Stadt führt. Das kleine Paradies ist ein Rasen- und Schattenplatz in der Ebene gegen Sediko; Kosagatsch ein solcher auf einem Hügel noch östlicher; Hawaschluck endlich ein mit Pinien gekrönter Hugel, an dessen Fuß eine Quelle hervorspringt, abermals östlich und an Höhen gelehnt. Diese und andere Stellen werden in den Frühlings- und Herbstmorgen und Abenden viel besucht. Heiterkeit gaukelt die Mühen des Lebens hinweg; Gesellschaft und Natur beseligen das Gemüth, und stellen eine glückliche Gegenwart vor die Bilder wehmüthiger Erinnerung oder schmerzlicher Zukunft.

Ein empfindlicher Abgang in Budscha ist der guten Trinkwassers. Die Brunnen geben dessen nur schweres, das Manchen übel bekommt. Es besteht zwar eine Leitung, die aus den Hügeln im Osten eine Quelle nach Budscha bringt, aber sie ist nicht reichlich genug. In heißen Sommern ist eigentliche Wassernoth, die nicht nur den Gärten, sondern selbst den Bewohnern empfindlich wird.

Die Gärten sind voll von Reben und Obstbäumen, darunter geschmackvolle Feigen; auch pflegt man Seide da.

Reitet man von Budscha in der Richtung SSW. nach den Hügeln, welche ob der Farbe des Bodens die weißen genannt werden, so erreicht man auf den vordersten Höhen eine Gruppe von Pappeln und ein türkisches Landhaus. Diese Stelle heißt Kosagatsch, und dort entspringen die Wasser, welche über das Thal des Kaleon nach der Stadt geleitet werden. Die Hügel sind mit Waldgesträuch bedeckt, wenig hoch, nicht über eine kleine Viertelstunde breit, zerrissen, und bestehen aus feiner Thonerde, weßhalb auch einige Ziegeleyen da angelegt sind. Der Kaleon erhält einen Zufluß vom östlichen Abhange; der bey weitem größere Theil seines Wassers kommt aber vom westlichen, aus den Thälern des Korax nämlich. Am linken Ufer dieses Flüßchens, anderthalb Stunden von dem Schloßberge und eine halbe Stunde von Sedikö, steht ein Tumulus, den man für denjenigen des Andremon hält. Nur Pausanias erwähnt desselben, und dessen Worte sind wenig klar für die Bestimmung der Stelle, so wie des Flüßchens selbst (VII. 3); aber so lange man nichts Besseres hat, mag diese Angabe hingehen. Der Tumulus hat nicht über 400′ Umfang und etwa 60′ schiefe Höhe. Er ist dicht mit Stecheichen, jungen Fichten und Mastixsträuchen bewachsen, und für das Auge, ob dieser Verkleidung, die er mit der Umgebung theilt, kaum erkenntlich.

Sedikö ist ein freundlicher Ort von etwa 300 Haus am östlichen Fuße des Korax. Es wohnen nur ein Dutzend türkische Familien dort; der Rest der Bewohner besteht aus moreotischen Griechen, die nach dem mißlungenen Aufstande der Halbinsel im J. 1770 nach Smyrna geflüchtet kamen. Es sind auch einige athenienisische Familien darunter. Von Franken haben bis jetzt nur die Holländer dort Landhäuser, sehr bequemen Baues, mit Sorgfalt eingerichtet und mit geräumigen Gärten versehen. Dasjenige des vormaligen holländischen Konsuls, Grafen d'Hospier, Hochepied, so wie das des dermaligen, Herrn van Lennepp, sind die schönsten darunter. Man sieht dort in den Gärten viel für das Auge gethan, dichte Schattengänge, eine malerische Vermählung von Katalpen, Rubinien, Maulbeer-, Kastanienbäumen und hohen Cypressen. Man pflanzt dort viel Wein, macht gutes Oel und einige Seide.

Ich habe oben gesagt, daß Sedikö der entfernteste von den Landsitzen um Smyrna ist. Seine Lage eignet es zur Stille und Abgeschiedenheit. Das Wasser ist weniger gut als das von Burnabas, aber besser als das von Budscha. Ein Zweig des Kaleon geht durch den Ort. Die Luft ist ob der Lage, die wieder höher als die von Budscha ist, gut, ausgenommen bey Südostwinden, welche die Ausdünstungen der sumpfreichen erlibinischen Ebene dahin führen. Die Aussicht beherrscht das westliche Ende dieser Ebene, und endet an dem Sipylus, Pagus, Messogis und Galessus und an den Bergen von Lebedus.

Man findet in der Umgegend von Sedikö mehrere Spuren von alten Bauten. Im Garten d'Hospiers grub man ein Basrelief aus, das einen Kampf vorstellt, und dermalen in den Händen des Herrn Korell zu Budscha sich befindet. Die Arbeit ist sehr mittelmäßig, und weiset auf spätrömische Zeit. Auf der Höhe im Osten des Tumulus Andromons liegen einige Säulen und Werkstücke. Mehrere sieht man auf türkischen Grabstätten am Wege nach der Stadt, Reste aus byzantinischer Zeit. Ich fand dort das Stück einer Inschrift:

AMIΛIA
ONOMAXΩN
ATIMΩNOΣ
AΣIAPXOT
NEΩTEPOT

Zwischen Sedikö und der Stadt, auf den Höhen verstreut, sind viele türkische Landsitze und Gartenhäuser. Solche findet man auch in der Ebene am großen Paradiese, im Thale der Wasserleitungen und zwischen der Karavanenbrücke und den Bädern der Diana. Nur dasjenige des dermaligen Pascha von Kandia, Soleiman, der als Obermautheinnehmer zu Smyrna sich viele Reichthümer und überdieß die Liebe der Stadt erwarb, verdient Erwähnung.

Steigt man von Budscha die nördlichen Höhen hinauf, die steinig, nackt oder mit kaum fußhohem Gestripp bedeckt, die Scheide von der Ebene von Smyrna bilden, und hält sich dabey etwas Nordost, so gelangt man nach Kokludscha, einem anderen Lustorte der Smyrner. Dies Dorf liegt höher als die übrigen auf dem nördlichen Abhange dieser Höhen, hart unter der einzigen Felsspitze, welche der Rücken zeigt, unter wucherndem Reichthum von Bäumen und Strauchwerk, von Gärten und Feldern. Es hat die schönste Aussicht, aber den Nachtheil des heftigen Anfalles des Nordwindes. Wenige Franken, meist Armenier, haben dort ihre Landhäuser. Die eigentlichen Dorfbewohner sind Griechen und Türken. Die Zahl der Häuser steigt auf 300. Es führen von Kokludscha drey Wege nach der Stadt. Der eine, nordwärts die Höhe hinab, trifft sich mit der Straße von Magnesia; der andere führt über einen Hügelfuß, und verbindet sich mit dieser Straße an den Bädern der Diana; der dritte geht durch die südliche Schlucht an diesem Fuße, an Kalkbrennereyen vorüber, übersteigt einen mit Oelbäumen bedeckten anderen Fuß, und kömmt am Kalaon, nicht ferne der Karavanenbrücke, zum Wege von Budscha.

Folgt man von Kokludscha dem Fuße der Höhen nach dem Hauptstocke des Pagus hin, so erreicht man nach einer kleinen Stunde Burnabaschi, ein Oertchen von nicht viel über hundert Haus und einer Moschee. Ein Gießbach, aus der großen Schlucht des waldigen Pagus kommend, durchzieht dasselbe in tief eingerissenem Bette, worüber eine Steinbrücke von drey Bogen sich schwingt. Einige ärmere Armenier und Juden bringen in diesem quellenreichen Dorfe den Sommer hin, das sonst fast ausschließend von Türken bewohnt ist. Nächst vor sich hat es karges Steinfeld, dann ausgedehnte, mit herrlichen Cypressen besetzte Friedhöfe, voll alter Säulen und Werkstücke; an diesen aber führt die Straße nach Magnesia vorüber.

Am Fuße des Pagus selbst, eine halbe Stunde von Burnabaschi, liegt das türkische Dörfchen Uetscheklar, und abermals eine halbe Stunde weiter, mitten im Hintergrunde der sanft gehobenen Ebene, Hadschilar, ein Ort von 150 Haus, vor den griechischen Unruhen viel von den Kaufleuten dieses Volkes bewohnt, nun mit einstürzenden Gebäuden und vernachläßigten Gärten den Wechsel der Umstände weisend. In diesem schön gelegenen Orte ist das Landhaus des verstorbenen österreichischen Konsuls, Herrn von Kramer, eines Mannes von ausgezeichneten Kenntnissen und eines kräftigen und allgemein geschätzten Charakters. Im holländischen Geschmacke gebaut, vereint dies Landhaus eine angenehme, die Ebene und den Golf weithin beherrschende Lage, mit Bequemlichkeit und Glanz des

Wohlstandes. Der Garten daran ist der schönste in den Umgebungen von Smyrna, die Anlage desselben von verständiger und glücklicher Hand; die Wände sind gut verkleidet, dichte Myrten=Alleen beschatten die Wege, Kastanien=, Maulbeer=, Orangen= und Fruchtbäume aller Art, Akazien, Palmen, Salomonien, Cypressen und Linden bilden malerische Gruppen.

Auf eine Viertelstunde vor Hadschilar, in der Ebene, liegt das Dörfchen Narlikö, von Granatäpfelpflanzungen dicht umgeben: drey Viertelstunden weiter aber am Abfalle der nördlichen Höhen, wie Burnabaschi an dem der südlichen, der große Ort Burnabat, der schönste und meist besuchte von allen Landsitzen der Smyrner. Ueber 700 Haus, darunter sehr viele ansehnliche und mit geräumigen Gärten umfangene sind um ein paar zierliche Moscheen gereiht. Der Meles und eine Menge öffentlicher Brunnen geben treffliches Wasser. Die Bazars sind verhältnißmäßig gut versehen und viel besucht. Stets ist Leben und Wachsen und Bauen in diesem Orte, wo der Luxus sich freyer regt als selbst in der Stadt. Nach türkischer Weise sind die Gärten und Landsitze der Franken mit hohen Mauern umfangen, ein Umstand, der dem Auge nicht gefällig ist, aber an den es sich gerne gewohnt. Die schönsten Landsitze sind diejenigen der englischen Familie Malthat, der französischen Escalon und des schwedischen Konsuls Hrn. Winkelmann. Italien gab seine Marmor, England und Frankreich lieferten von ihren Stoffen und Geräthen, um diese freundlichen Sitze zu schmücken. Die Gärten sind reich und geschmackvoll, abwechselnd und angenehm.

Es ist Gewohnheit hier, an den größeren Eingängen in die Gärten zwey Cypressen zu pflanzen. Sie stehen wie Pylonen an den Thoren aufgerichtet. An diesen Thoren sammelt sich an den Abenden die schöne Welt, und häufig gilt ein Verweilen dort von ein paar Stunden für einen Spaziergang. So wie in Budscha Leben nach innen, Einfachheit und ruhige Heiterkeit, so herrschen hier Ton der Welt, Wettlauf um Artigkeit, Putz der Frauen, Leben nach außen. An Festtägen sind alle Zugänge zum Orte mit Menschen bedeckt, und auf den Straßen herrscht muntere Bewegung von Kommenden und Gehenden zu Fuß, zu Pferde und auf Saumthieren. Es führen zwey Wege nach der Stadt. Der eine geht durch die Ebene, und erreicht die Straße von Magnesia nahe ober den Bädern der Diana; der andere führt an die Lände der alten Smyrna, wo sich Nachen zur Fahrt durch die innere Bay und an einer türkischen Kaffeehütte Reit= und Saumthiere finden. Beyde Wege sind höchst angenehm durch die reiche Begleitung von Oel= und Weinpflanzungen und durch die herrlichen Ausblicke auf Gebirge und See.

Die Spaziergange führen meist an Brunnen und Schattenplätze in die Ebene. Einer der schönsten geht in das Thal des Meles, wo mehrere Mühlen laufen, malerisch umstanden und überhangen von Bäumen, von wo der Ausblick frey und höchst reizend ist.

Ich habe oben gesagt, daß dieses berühmte Flüßchen den Ort durchströmt. Sein Wasser wird, bevor es diesen erreicht, aufgefangen, und erfrischt in hundert kleinen Kanälen die Gärten. In den Wintermonaten aber wächst es oft zum gewaltigen Waldbache an, führt mächtige Steinmassen mit sich, und verheert bedeutende Strecken der Ebene. Es kommt aus einem engen Thale, das nach Norden eingeht, und hat kaum fünf Stunden Laufes vom Ursprung bis zur Mündung bey der alten Smyrna.

Folgt man dem Thale bis zwey Stunden von Burnabat, erst

durch Olivenpflanzungen und dann durch Waldgehäge, so kommt man an eine Stelle, wo es in zwey große Schluchten nach NO. und NW. sich theilt. Aus beyden, jedoch mehr aus der nordwestlichen, empfängt der Meles sein Wasser. Der Vereinigung beyder Bäche gegenüber hebt sich eine einzelne Felsmasse; darin sind vier Grotten, neben einander, mit dem Ausgange nach Westen schauend; die tiefste hat nicht über 40' Länge und 8' Breite. Man nennt sie die Grotten Homers, und eine Ueberlieferung seit Jahrhunderten behauptet, daß dieser älteste und größte der Dichter dort einen Theil seiner Gesänge erfunden habe. Wasser sichtert durch den Kalkstein, und bildet Anfänge von Stalaktiten. Die Aussicht reicht weit bis über die Gebirge von Teos. Die Gestalt des Felsens ist nicht unähnlich derjenigen, in welcher Archelaus von Priene die Apotheose Homers gab (Millin Galérie Mythol. II. 548). Der Meles fließt am westlichen Fuße. Geht man weiter auf den nördlichen Höhen, so kommt man zuerst an drey anderen Felsmassen vorbey, wie Altäre in dieser einsamen Gegend aufgerichtet, und nach einer starken Stunde von der Grotte Homers in den letzten, hochgelegenen Kessel der höchsten, kahlen Gebirgshöhe. In der Hochebene dieses Kessels ist ein dreyhundert Schritte langer und sechzig bis achtzig Schritte breiter, schilfbewachsener Sumpf, Kischgöhl genannt, von schwarzen, verbrannten Blöcken Halbgranit umlagert, und von einem Damme aus solchen durchzogen. Der Meles empfängt den Ueberschuß des Wassers dieses Sumpfes, bildet sich aber eine halbe Stunde nordwestlicher am höchsten Rücken des Gebirges aus dem Zusammenflusse verschiedener Quellen. Die Gegend um diese Quellen ist höchst einsam, verbrannt, stille. Am rechten Ufer steht auf der nächsten Spitze ein riesiger Granitwürfel, von der Natur, wie von Menschenhand, behauen.

Uebersteigt man den höchsten Rücken, so hat man nordwärts unter sich einen ähnlichen Kessel, von einem See ausgefüllt, welcher der See des Tantalus genannt zu werden pflegt. Die Türken heißen ihn Karagöhl, den schwarzen See, nach seiner Farbe. Er liegt vom Kischgöhl an anderthalb Stunden entfernt. Sein Umfang ist etwa eine halbe Stunde. Seine Tiefe soll so beträchtlich seyn, daß man den Grund nicht finden könne. Es laufen eine Menge abenteuerliche Sagen über dieses Wasser. Bald will man Spuk und Gepolter darin hören; bald Ruinen darin sehen. Die Gebirgsbildung rings ist vulkanisch, und beyde Kessel scheinen Krater gewesen zu seyn.

Vom See des Tantalus bis an die Mühlen von Burnabat wohnt keine Seele. Jenseits dem See, am nördlichen Abfall des nördlichen Höhenfußes, ist das Dörfchen Begirkö. In der Strecke zwischen den Mühlen und den Grotten Homers aber sind viele Bienenhäuser. Ich werde mich immer des freundlichen Entgegenkommens zweyer türkischer Landleute erinnern, die eben mit Ausnehmen des Honigs beschäftigt, mir und dem wackeren Gefährten auf meinen Wanderungen um Smyrna, Herrn Walcher, davon auftischten; uns durch Jagd, lange Wanderung und Sonnenhitze Ermüdeten Wasser aus dem Thale zutrugen, — sich an der Freude labten, mit der uns dieß unerwartete Mahl erfrischte und nur gezwungen das Geldstück nahmen, mit dem wir Fremdlinge sie lohnen zu müssen glaubten.

Bey Burnabat aus dem Thale getreten, wendet der Meles West. Die Höhen zur Seite sind kahl, und geben Nahrung kaum für Schafe. Ohne Bäume seit Jahrhunderten, hat der Regen die befruchtende Erde in die Ebene geführt, und dort den Stein aufgedeckt.

Die Grabstätten von Burnabat, welche durch ihre hohen Cypressen der Landschaft einen so weihevollen Ausdruck geben, enthalten eine Menge antiker Reste, und auch manche Inschriftsteine aus römischer Zeit.

In der Ebene sind auch viele uralte Brunnen mit tiefgefurchten Marmorkränzen, Trinkbecken aus Granit und Einfassung aus Trümmern. An einem solchen, im Süden des Ortes, findet man eine Inschrift, welche eines Rufinus erwähnt, wahrscheinlich desselben, den auch ein in den Grabstätten von Hadschilar liegender Inschriftstein Erwähnung thut.

Von der alten Smyrna rede ich nicht wieder, obwohl sie gewissermaßen zum Bereiche von Burnabat gehört. Und so will ich mit diesem Orte meine Schilderung von Smyrna schließen, mir ein zweytes Vaterland durch lange Angewöhnung und freundliche Erinnerung.

Register

des

fünf und sechzigsten bis acht und sechzigsten Bandes.

A.

B.

N.

O.

P.

Q.

R.

U.

V.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Neun und sechzigster Band.

1835.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des neun und sechzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXIX.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1835.

Art. I. Uebersicht von zwölf Werken über den Islam und Mohammed. (Schluß.)

Mohammed, der Stifter des Islams, der letzte Gründer einer in drey Erdtheilen herrschenden Religion, ist ein Glanzpunkt in der Geschichte der Religionen und Völker, insbesondere in der der Araber, welche mit ihm erst festen Punkt gewinnt; es ist also natürlich, daß seine Lebensbeschreibung und seine Lehre schon seit dem Mittelalter her alle historischen Federn nicht nur in Asien, sondern auch in Europa in Bewegung gesetzt. Schon Kaiser Cantacuzen schöpfte aus der Controverse des Dominikaners Richard, der im J. 1210 nach Bagdad gereist, um dort den Islam zu studieren, und schrieb eine Streitschrift in vier Sendschreiben wider die Lehre Mohammeds [1]). Der maurische Apostate Andreas, ehemals Fakih, dann zum Priester geweiht, schrieb wider die Lehre, von der er abgefallen [2]); und der spanische Grammatiker Clenardus [3]) hatte zu Fez arabisch studirt, um den Koran auswendig zu lernen; der Cardinal Nicolaus de Cusa [4]) und Rodrich, der Erzbischof von Toledo [5]), eiferten in ihrem Vaterlande wider den Islam. Im sechzehnten Jahrhunderte gaben Melanchton und Bibliander einen Folianten von Widerlegungen des Korans [6]) heraus. Deutschland ward mit einer Fluth von Türkenschriften überschwemmt, welche alle wohlgemeinte, aber größtentheils lächerliche Widerlegungen der Lehre Mohammeds enthalten, welche darin eben so verstümmelt, als der Name des Propheten in Machumet oder Mahomet; eben so absurd sind die darin von seinem Leben und Grabe bis zum Ekel wiederholten Mährchen der epileptischen Zufälle, der als Koransbote abgerichteten Taube, des zu Mekka

---

1) Joannis Cantacuzeni Constantinopolitani contra Mahometicam fidem Christiana et orthodoxa assertio. Basileae. 1543.

2) Johannes Andreas de confusione sectae Mohametanae. Italienisch 1540, lateinisch 1595 und 1656.

3) Clenardi epistola.

4) Cusani cribratio Alcorani.

5) Roderici Toletani Historia Arabum.

6) Machumetis Alcoran. his adjunctae sunt consultationes multorum, Arabum, Graecorum et Latinorum unacum doctissimi viri Philippi Melanchthonis praemonitione, opera et studio Theodori Bibliandri.

an einem großen Magnete in Lüften schwebenden Sarges, und was dergleichen Albernheiten mehr. Erst als der Koran durch Hinkelman herausgegeben, durch Maraccius übersetzt und widerlegt, mit vielen Stellen der moslimischen Exegese bekannt gemacht ward, ging das wahre Morgenlicht über die Lehre Mohammeds dem bisher vom falschen und trügerischen geblendeten Europa in voller Klarheit auf; denn was früher der Engländer Robert Keten und die Deutschen Widmanstedt und Hackspan aus dem Koran bekannt gemacht hatten, waren nur Bruchstücke und abgerissene Notizen [1]); im selben Jahre, als der Koran des Maraccius zu Padua in Druck gegeben ward (1698), erschien zu London die dritte Ausgabe der ersten Lebensbeschreibung Mohammeds von Prideaux, dessen Einseitigkeit aber schon der Titel ausspricht [2]); seine Quellen waren keine anderen, als die von den großen Orientalisten Golius, Pococke, Hottinger, Reland und Abraham Echellensis in ihren Werken aus Abul Ferradsch, Beidhawi, Schehristani, Elmakin und Eutychius ausgezogenen Stellen. Erst im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts (1723) trat Johann Gagnier mit der ersten standhaften Lebensbeschreibung Mohammeds, nämlich mit dem aus Abulfeda übersetzten, und mit vielen Stellen aus anderen orientalischen Schriftstellern belegten Leben des Propheten auf; seine Hauptquelle ist jedoch in den Noten ein sehr später Geschichtschreiber, nämlich Ahmed Ben Jusuf, welcher erst i. J. d. H. 1008 (1599) gestorben [3]), und also als ein späterer Compilator von weit wenigerem Gewichte, als frühere Quellenschriftsteller, welche die Bibliothek von Oxford nicht benützt haben. Zehn Jahre später (1732) erschien sein Leben Mohammeds [4]), welches noch heute, nach Verlauf eines Jahrhunderts, das einzige authentische Werk, das als eine aus den Quellen geschöpfte umständliche Lebensbeschreibung Mohammeds historischen Glauben verdient. Niemanden wird heut zu Tage einfallen, diesen auch auf die darin nach

---

1) Mahometis Abdallae filii theologia dialogo explicata, Hermano Nellingavnense interprete. Alcorani epitome Roberto Ketenense Anglo interprete. Johannis Alberti Vuidemestadii notationes falsarum opinionum Mahumetis. 1543; und: Fides et leges Mohammedis exhibitae ex Alkorani manuscripto duplici, auctore Theodorico Hackspan 1646.

2) The true nature of imposture fully display'd in the Life of Mahomet. London 1690.

3) Pococke specimen historiae Arabum p. 363.

4) La vie de Mahomet par Mr. Jean Gagnier. Amsterdam 1708.

der arabischen Legende erzählten Wunder des Propheten auszudehnen; aber die Legende selbst gehört in den Bereich der Geschichte, in so weit sie nicht die Wunder selbst, sondern bloß den Glauben, welchen man in dieselben gesetzt, beweiset; auch dieser Geschichte liegen meist nur Abulfeda, der Koran und ein Paar Exegesen desselben zu Grunde, und die einzige Geschichte, aus welcher er nebst der Ahmed's, des Sohnes Jusuf's, geschöpft, ist eine eben so neue türkische, nämlich die Dschenabi's, welche bis ins Jahr 997 (1585) geht [1]), und deren Verfasser also gleichzeitig mit Ahmed Ibn Jusuf. Von den eigentlichen Lebensbeschreibungen Mohammeds stand ihm keine einzige zu Gebote; von der ältesten derselben, nämlich der von Ben Hischam, gest. i. J. d. H. 213 (828), herausgegebenen des Imam Mohammed Ben Ishak, welcher i. J. 151 d. H. (768) gestorben, hat erst Freyherr Silvester de Sacy in seinem Memoire über die Begebenheiten der arabischen Geschichte vor Mohammed die erste Kunde gegeben, und ein Paar Stellen daraus in Text und Uebersetzung bekannt gemacht [2]). Die Verfasser drey anderer französischer, im verflossenen Jahrhunderte erschienenen Lebensbeschreibungen Mohammeds, nämlich die Turpin's [3]), des Grafen Boulainvillier's [4]) und Savary's [5]), sind, in so weit an denselben etwas glaubwürdig, nur aus Gagnier's beyden obigen Werken ausgezogen. Aus diesen schöpften Bayle, Voltaire, Gibbon und Müller die glaubwürdige Unterlage ihrer historischen Votivgemälde des Gründers des Islams; so auch die Verfasser aller anderen neueren Weltgeschichten, von der im sechzehnten Bande der englischen (von Guthrie und Gray) enthaltenen Geschichte Mohammeds an, bis auf Schlosser und Rotteck. Eine Art Roman ist, wie schon der Druckort (Mekka 1802) anzeigt, die in zwey Bänden erschienene deutsche Biographie [6]), welchem ein drey Jahre früher

[1]) Pococke spec. hist. arab. Oxoniae 1650, p. 363, und Gesch. des osman. Reichs I. Bd. unter den Quellen Nr. 22.

[2]) Mémoire sur divers événemens de l'histoire des Arabes avant Mahomet, im XLVIII. Bd. der Memoiren der Akademie der Inschriften.

[3]) Histoire de la vie de Mahomet, législateur de l'Arabie, par M. Turpin. Paris 1773. 3 Octavbände.

[4]) La vie de Mahomed par M. le Comte de Boulainvilliers. Londres 1780.

[5]) Le Coran traduit de l'Arabe, accompagné de notes, et précédé d'un abrégé de la vie de Mahomet par M. Savary. Paris 1783, im ersten Bande.

[6]) Muhammed Abul Casem, der große Prophet von Mekka, ein

erschienenes Bruchstück Rehbinder's zum Grunde zu liegen scheint [1]). Nach diesem halben Dutzend europäischer Lebensbeschreibungen erschienen jüngst das obige französische Buch Raimond de Luli's; dann ein in der obigen Liste der zwölf Werke gar nicht aufgeführtes Compendium (weil es nur 32 Seiten stark), das für einen mageren, ohne historische Kritik und philosophisches Urtheil compilirten Artikel eines biographischen Wörterbuchs gelten mag, endlich das in Amerika erschienene, ebenfalls nur eine (ohne den Anhang) 179 Duodezseiten starke rohe Compilation, deren Verfasser (in der Vorrede wenigstens) unter seinen Quellen außer den obgenannten Werken noch die Uebersetzung des Korans von Sale, die Geschichte der Sarazenen von Ockly, dann Buckingham's, Keppel's, Burckhardt's und Madden's Reisebeschreibungen anführt. Es ist nicht wohl abzusehen, wie aus den letzten vier jüngsten Reisebeschreibern etwas Neues über die Geschichte des Propheten zu erwarten sey, eher wäre dieß aus einigen der vom Verfasser im Appendix angeführten Werke möglich gewesen, wie z. B. aus dem Wörterbuche Kamus, welches eine gute Anzahl von Ueberlieferungen des Propheten enthält, aber der Titel dieses Wörterbuchs, so wie der Dschewheri's, Schehristani's, Beidhawi's, Mesudi's, Dschenabi's, Ghasali's, Bochari's, Motarresi's, Kodhaai's, Samachschari's, Ibnol-Esir's u. s. w. stehen nur der Parade willen da, weil dieselben in der Geschichte Pococke's als von ihm benützte Quellen aufgeführt sind. Die Hauptquellen, aus welchen Gagnier seine schätzbare Geschichte zusammentrug, sind drey moslimische Geschichtschreiber der Universalgeschichte, nämlich Abulfeda, Jusuf B. Ahmed und Dschenabi. Von diesen dreyen lebte Abulfeda im vierzehnten, die beyden andern gar erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Welch ein kleiner Theil der reichen Schätze, welche die moslimische Historiographie darbeut! und wie wenig ist von derselben überhaupt bekannt! wie dürftig ist nicht die Notiz, welche Reiske in seinen von Meusel nachgedruckten Prodidagmata von morgenländischen Geschichtschreibern gibt; sowohl er, als Pococke, Schultens und Eichhorn kennen nur ein halbes Dutzend derselben [2]).

Seitenstück zur natürlichen Geschichte des großen Lehrers von Nazareth. Mekka 1802.

[1]) Abul Casem Mohammed, ein Beytrag zur politischen Menschengeschichte, von J. v. Rehbinder. Kopenhagen 1799.

[2]) Pococke in seinem Specimen Historiae Arabum des Abul-

Von zwölfhundert arabischen, persischen und türkischen Geschichtschreibern, welche Hadschi Chalfa in seinem bibliographischem Wörterbuche aufführt, sind nur beyläufig ein Zwölftel Universal-, die andern alle Spezialgeschichten. Von diesem Zwölftel sind die Hälfte unbedeutende Compendien oder solche Werke, deren Existenz, so wie die so vieler griechischen, nur aus den Bibliotheken des Photius und Fabricius nachzuweisen ist. Aber ein halbes Hundert sind wirklich namhafte Weltgeschichten, deren einige wenige auf europäischen Bibliotheken existiren, die andern aber noch auf asiatischen Bibliotheken und Büchermärkten anzutreffen sind. Von diesem halben Hundert moslimischer Weltgeschichtschreiber sind die Hälfte Araber, die andere Hälfte Perser und Türken. Da die beyden letzten Völker erst seit vier Jahrhunderten eigene Geschichtschreiber aufzuweisen haben, so sind für die früheren, seit Mohammeds Auswanderung (Hidschret) verflossenen acht Jahrhunderte die Araber allein als eigene Quellenschriftsteller zu betrachten. Da sich bisher weder Schreiber, noch Forscher orientalischer Geschichten, weder Chronologen noch Philologen die Mühe gegeben haben, die Stammväter der moslimischen Geschichte in chronologischer Heerschau vorzuführen, so wollen wir vier Dutzende derselben, nämlich vier und zwanzig arabische, zwölf persische und eben so viele türkische, mit den Titeln ihrer Werke und der Zeit, in welcher sie lebten, hier kurz überblicken.

Die Geschichten Ibn Chordadbe's, Ibn Hadscha's, sind nur dem Namen nach, und das Todesjahr ihrer Verfasser bisher gar nicht bekannt. Der erste Araber, Verfasser einer kurzen, aber glaubwürdigen Weltgeschichte (in so weit dieselbe damals den Arabern bekannt war) ist: 1) Ibn Kotaiba oder richtiger Koteibe, gest. i. J. d. H. 276 (889). Sein Werk führt den Titel der Kunden[1]). Im folgenden Jahrhunderte stehen 2) Taberi, gest. i. J. d. H. 310 (922), und 3) Mesudi, gest. 346 (957), als die zwey Herkulessäulen arabischer Universalgeschichte da. Die beyden berühmtesten Werke des letzten sind: die goldenen Wiesen[2]) und die Nachrichten der Zeit[3]). In diesem Jahrhunderte scheint auch 4) Ibnol Hamsa von

feradsch citirt als von ihm benützte Geschichtschreiber den Taberi, Mesudi, Hamsa von Ißfahan, Ibnol Esir, Nuwairi, Dschenabi, Ahmed B. Jusuf, Ibn Challikian und Schehristani; Schultens hat nur aus Abulfeda, Nuweiri, Mesudi und Taberi, so wie Eichhorn aus Ibn Kotaiba geschöpft.

[1]) Maarif. [2]) Morudsch ef-feheb. [3]) Achbar ef-feman.

Ißfahan geschrieben zu haben, dessen Todesjahr Hadschi Chalfa nicht angibt. Im nächsten Jahrhundert folgten 5) Ibn Miskuje (arabisirt Ibn Miskeweih), der Verfasser der Prüfungen der Völker und der Reihenfolgen der Leiden[1]), gest. i. J. 421 (1030), und 6) Kodhaai, der Verfasser der Quellen der Kunden[2]), gest. i. J. d. H. 454 (1062). Im sechsten Jahrhundert trat 7) Ibnol Dschusi auf (Abul Ferradsch Abdurrahman B. Ali von Bagdad), gest. i. J. 597 (1200), Verfasser des Wohlgeordneten in der Geschichte der Völker[3]), welcher bisher oft mit seinem Namensgenossen 8) Ibnol Dschusi II., gest. i. J. d. H. 654 (1256), dem Verfasser des Zeitenspiegels[4]) und vieler anderen historischen Werke, von denen weiter unten die Rede seyn wird, vermengt worden. An der Spitze der großen Geschichtschreiber des siebenten Jahrhunderts steht nicht nur der Zeitfolge des Todes, sondern auch dem historischen Werthe und Gehalte nach 9) Ibnol-Esir, der Verfasser des Vollkommenen in der Geschichte[5]), gest. i. J. d. H. 630 (1232), bisher am nützlichsten für die Geschichte der Kreuzzüge, in der von Wilken ausgebeutet; dann 10) Ibnol Saai, gest. i. J. 674 (1275), Verfasser des bündigen Sammlers in den Titeln der Geschichten und der Quellen der Lebensbeschreibungen[6]), ein Werk von fünf und zwanzig Bänden, welches der Fortsetzer desselben, Kemaleddin Abdurresak B. Ahmed, gest. i. J. d. H. 723 (1323) bis auf achtzig vermehrte. Zu Ende dieses Jahrhunderts, im J. 692 (1292), starb auch 11) Beidhawi, der große Commentator des Korans, Verfasser eines höchst schätzbaren universalhistorischen Compendiums, welches den Titel Ordnung der Geschichten[7]) führt, und wovon Silvester de Sacy zuerst Kunde gegeben[8]). Das achte Jahrh. d. H. hat nicht weniger als sieben der größten arabischen Universalhistoriker aufzuweisen, deren Namen (den Ibn Schakir's und Alkendi's vielleicht ausgenommen) auch europäischen Geschichtschreibern bereits wenigstens dem Namen nach bekannt sind, nämlich Alkendi, Nuweiri, Abulfeda, Sehebi, Ibn Schakir, Jafii und Ibn Esir. 12) Alkendi, Verfasser der Pfade in den Klassen der Gesetzgelehr-

---

[1]) Tedscharübol-umem we teaakubol-himem fit-tarich. [2]) Ujunol-maarif. [3]) El-montasem fi tarichil umem. [4]) Miretes seman. [5]) El-kamil fit-tarich. [6]) El-dschamii el-mochtasar fi unwanet-tewarich we ojunes-sijer. [7]) Nisamet-tewarich. [8]) IV. Bd. der Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale p. 672.

ten und Könige[1]), welche Geschichte bis ins Jahr d. H. 723 (1323) reicht. 13) Nuweiri, gest. i. J. d. H. 732 (1331), dessen große Universalgeschichte: das Ende der Humanität in den Kenntnissen der Geschichte[2]), schon durch mannigfaltige Auszüge bekannt geworden, dreyßig Bände stark. 14) Abulfeda's, gest. i. J. d. H. 732 (1331) abgekürzte Nachrichten der Menschheit[3]). 15) Sehebi's, gest. i. J. d. H. 748 (1347) zwey universalhistorische Werke: Uebergang der Kunden derer, die in der Geschichte verschwunden[4]), und die Geschichte der Dynastien des Islams[5]), beyde Werke von Mehreren fortgesetzt. 16) Ibn Schakir's, gest. i. J. d. H. 761 (1359), Quellen der Geschichte[6]), in sechs Bänden. 17) Jafii's Spiegel des Paradieses und Auge der Wachsamkeit in der Kenntniß dessen, was bedeutend in den Begebenheiten der Zeit und in den Revolutionen der Zustände des Menschen[7]), gest. i. J. d. H. 767 (1364); 18) Ibn Nuwewi's Spiegel der Zeit, ein historisches Compendium. 19) Ibn Kesir, gest. i. J. d. H. 774 (1372), dessen ganzer Name Imam Hafif Amadeddin Abulfeda Ismail Ibn Omer Ibn Kesir, ist der Verfasser des Anfangs und Endes der Geschichte[8]), ein Werk von zehn großen Bänden, welches die Geschichte vom Beginn der Welt bis auf seine Zeit umfaßt, und das, so wie eines der wichtigsten, so der bisher am wenigsten

---

[1]) Soluk fi tabakatil ulema wel-moluk.

[2]) Nihajetol-edeb fi funun et-tarich.

[3]) Mochtassar fi achbaril bescher, nicht zu verwechseln mit dem Mochtassar ed-düwwel fit tarich, d. i. die Abkürzung der Dynastien, von Abul-ferradsch.

[4]) El aber fi chaber men abere fit-tarich.

[5]) Tarichi düwwel-el-islam.

[6]) Ojunet tewarich.

[7]) Miretol dschenan we ainol jaksan fi maarifeti ma jutaber min hawadis es seman we takallub ahwalil-insan; über die Vermengung Jafii's mit dem Verfasser einer Geschichte, welche um ein Jahrhundert später geschrieben ward, ist bereits im LII. Bande dieser Jahrbücher S. 19 das Gehörige gesagt worden. Der Titel Miretol dschenan, d. i. Paradiesesspiegel, ist augenscheinlich dem des Miretos-seman (Zeitenspiegel) Ibnol Dschusi's oder dem des gleichnamigen universalhistorischen Compendiums von Ibn Nuwewi nachgebildet.

[8]) El-bedajet wen-nihajet fit-tarich.

bekannten Universalgeschichten des Morgenlandes. Als Fortsetzer der Geschichte Ibn Kesir's trat im neunten Jahrh. d. H. der auch durch seine Biographien der berühmten Männer des achten Jahrhunderts d. H. berühmte große Geschichtschreiber Ibn Hadschr auf, gest. i. J. d. H. 852 (1448) [1]. Der größte Universalhistoriker des neunten Jahrhunderts d. H. ist 20) Ibnol Aini, gest. i. J. d. H. 855 (1451), Verfasser zweyer großer Weltgeschichten, die eine, der Vollmond in den Eigenschaften der Zeitgenossen [2]), die andere, Korallenknoten in der Geschichte der Zeitgenossen [3]), die zweyte wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Constantinopel aufgefunden, und die türkische Uebersetzung derselben fünf und zwanzig Gelehrten aufgetragen [4]). Diese türkische Uebersetzung führt den Titel: Buch der Kundmachung von dem Zustande der Propheten, Könige und Heili-

---

[1]) Die Fortsetzung der Geschichte Ibn Kesir's führt den Titel: Enbaol-ghamr min ebnail-aamr fit-tarich, d. i. Kunde des Unbebauten von den Söhnen der Kultur in der Geschichte. Das biographische führt den Titel: Dürrerol kaminet fi ajanil mijet es-saminet, d. i. verborgene Perlen der berühmten Männer des achten Jahrhunderts. Hierauf folgte Sachawi, gest. i. J. d. H. 951 (1544) mit dem Werke: Dhul-lami fi ajan el karn et-tasi, d. i. das glänzende Licht über die berühmten Männer des neunten Jahrhunderts. Ssafedi, gest. i. J. d. H. 764 (1362), Verfasser des Wafi, und Ibn Challikian, der Verfasser des Wefijatol ajan, so wie der Fortsetzer desselben Jusuf B. Tagriberdi, gest. i. J. d. H. 851 (1547), der Fortsetzer des Wafi Safedi's, ist wenigstens dem Namen nach bekannt; aber noch ganz unbekannt sind die drey folgenden biographischen Werke, welche die Biographien der berühmten Männer des zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderts der Hidschret umfassen. 1) Nur es safir fi achbaril karnil-aaschir, d. i. Wandelndes Licht in den Nachrichten des zehnten Jahrhunderts, vom Scheich Abdol Kadir B. Scheich el Aiderus. 2) Chulassatol-eser fi ajanil karnil ihda ascher, d. i. Ausbund des Denkmals der Vornehmen des eilften Jahrhunderts, von Mohammed el Emin 181 (699). 3) Silkeddürrer fi ajanil karnis-sani ascher, d. i. Perlenschnur der Vornehmen des zwölften Jahrhunderts, von Chalil Efendi aus Damaskus.

[2]) El bedr fi ewssafi eshlil-aassr.

[3]) Ikdol-dscheman fi tarichi ehlis-seman.

[4]) Geschichte des osman. Reichs III. Bd. S. 367, und in Eichhorns Geschichte der Literatur III. Bd. 2. Abthlg. S. 1261, wo die Namen der Uebersetzer.

gen [1]). So ist auch der große ägyptische Geschichtschreiber 21) Makrisi, gest. i. J. d. H. 854 (1450) Verfasser zweyer Werke. Das erste: Nachrichten der Menschheit [2]), welches die Stammtafeln der Propheten und Stämme enthält; das zweyte große: Der Pfad zur Kenntniß der Dynastien der Könige [3]), welches v. J. d. H. 577 (1181) beginnt, i. J. 844 (1440) endet, und von Jusuf Tagriberdi bis ins Jahr 860 (1455) fortgesetzt worden. 22) Ibn Schohne, gest. i. J. d. H. 885 (1480), ist der Verfasser einer Universalgeschichte unter dem Titel: Garten der Ansichten in der Wissenschaft der ersten und letzten Dinge [4]). 23) Der große Vielschreiber Sojuti, gest. i. J. d. H. 911 (1505), umfaßte in mehreren Werken das Gebiet der Geschichte, von denen nur die des Chalifats [5]) hieher gehört. Endlich 24) Ahmed, der Sohn Jusuf's aus Damaskus, welcher i. J. d. H. 1005 (1596) seine Geschichte unter dem Titel: Kunden der Dynastien und erste Denkmale der Geschichte, schrieb [6]). Man sieht aus dieser chronologischen Zusammenstellung der vier und zwanzig Stammfürsten arabischer Universalgeschichte, daß Ibn Jusuf der einzige nebst Abulfeda, woraus Gagnier seine Geschichte Mohammeds geschöpft, der späteste von allen erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung geschrieben, und daher nur als der jüngste Compilator der Werke seiner Vorgänger betrachtet werden kann. Weit reichhaltiger als Abulfeda und Ibn Jusuf über die Geschichte Mohammeds sind mehrere andere der obgenannten großen Universalhistoriker, namentlich Ibnol Esir und Ibnol Kesir, deren letzter über die Geschichte Mohammeds der ausführlichste von allen. Dennoch steht dieselbe an Umfang und Gehalt natürlicher Weise den Werken, welche sich einzig und allein mit der Geschichte des Propheten beschäftigen, bey weitem nach. Von diesen, wiewohl ihre Zahl über eine Centurie beträgt, ist nicht Eines, selbst nicht das Siret Ibn Hischam's (wovon Freyherr Sylvester de Sacy Kunde gegeben), und das Paar der auf den Bibliotheken von Leyden und dem Eskurial befindlichen als Quelle zur Geschichte Mohammeds von

---

[1]) Kitabol-inba fi ahwalil-enbia wel-moluk wel-ewlia.

[2]) El chaber an el-bescher.

[3]) Es-soluk fi maarifeti düwwel-il-moluk.

[4]) Raudhatol-menasir fi ilmil-ewai wel-ewachir.

[5]) Tarichol chulefa.

[6]) Achbar ed-düwwel we asarol ewwel fi tarich.

den europäischen Schreibern derselben benützt worden; doch ehe wir von diesen Spezialgeschichten Mohammeds sprechen, müssen wir die Heerschau der moslimischen Universalhistoriker nach Uebersicht der arabischen mit der Aufzählung der türkischen und persischen vollenden.

1) Ali B. Isa von Erbil, welcher die Enthüllung des Grames in der Geschichte der Völker [1]) schrieb, scheint einer der ältesten persischen Geschichtschreiber zu seyn, wiewohl nicht älter als der Imam 2) Hakim von Nischabur, gest. i. J. d. H. 405 (1014), welcher der Vater der persischen Geschichte genannt werden mag, wiewohl dieser Name eigentlich dem Sänger des Schahname, Firdewsi, gebührt. Die beyden Schahname aber, sowohl das poetische Firdewsi's, als das prosaische Ali Mohammed's von Balch, welcher aus den ältesten Kunden schöpfte, beschäftigen sich bloß mit der ältesten Geschichte Persiens bis Mohammed's Auftritt, mit welchem erst die Sonne des Islams und seiner Geschichte aufgegangen. Nach ihm kömmt 3) Hamdollah Mestufi, d. i. der Kanzler, welcher die Auserwählte [2]) für den Wesir Ghajaßeddin i. J. 730 (1321) verfaßt; die bewährteste aller persischen Geschichten, deren Aussprüche, wie Hadschi Chalfa sagt, alle eben so sicher als gerichtliche Urkunden sind. Die Blüthe persischer Geschichtschreibung beginnt aber erst, wie schon gesagt worden, erst im neunten Jahrhundert d. H. mit 4) Hafis Ebru, gest. 834 (1430), welcher die Universalgeschichte von Erschaffung der Welt bis fünf Jahre vor seinem Tode beschrieb. Sein Werk heißt: Die Chrestomathie der Geschichten [3]). 5) Schukrollah B. Ahmed er-Rumi schrieb im Jahre 861 (1456) seine Weltgeschichte, die Ergötzlichkeiten der Geschichten [4]) betitelt. Der große Geschichtschreiber Mohammed, Sohn Chuandschahs, berühmt unter dem Namen 6) Mirchuand, gest. i. J. 903 (1497), ist der Verfasser des Gartens der Reinigkeit in den Lebensbeschreibungen der Propheten, Könige und Chalifen [5]), in sieben Bänden, welches bisher auf keiner europäischen Bibliothek vollständig. Sein Sohn (nach Andern sein Neffe) 7) Chuandemir hinterließ zwey große universalhistorische Werke, denen das Mirchuand's zum Grunde liegt, das eine: Der Freund der Lebensbeschreibungen in den Nachrichten der

[1]) Keschfol gham fi tarichil umem. [2]) Guside. [3]) Sobtetet-tewarich. [4]) Behdschetet-tewarich. [5]) Raudhat-essafa fi siretil-enbia wel-muluk wel-chulefa.

einzelnen Menschen [1]), geschrieben i. J. d. H. 927 (1520) in drey großen Foliobänden, das andere: Die Auswahl der Kunden von den Zuständen der Besten [2]), in einem Foliobande, verfaßt i. J. d. H. 900 (1594). 8) Ismail, der Sohn Abdol-Latifs von Kaswin, ist der Verfasser des sehr schätzbaren und durch die Uebersetzung im siebzehnten Bande des Magazins von Büsching enthaltene Uebersetzung bekannte universalhistorische Compendium: Das Mark der Geschichten [3]), geschrieben i. J. d. H. 948 (1541). 9) Der Richter Ahmed B. Mohammed el-Ghaffari ist der Verfasser zweyer sehr geschätzter universalhistorischer Compendien, das eine Weltenschmuck [4]), das andere Bildersaal [5]) betitelt, geschrieben i. J. 972 (1564). 10) Die Geschichte Benakiti's, deren Verfasser Ebi Suleiman Fachreddin, Daud von Benakit (arabisirt Fenakit), eine der besten persischen Universalgeschichten. 11) Der Spiegel der Aeonen und die Leiter der Kunden in der Geschichte [6]), vom Molla Moßliheddin Mohammed el-Lari, gest. i. J. 974 (1566), von Seadeddin, dem größten türkischen Reichshistoriographen, ins Türkische übersetzt. 12) Die Köstlichsten der Kunden in der Geschichte [7]), vom Scherefeddin aus Tebris, berühmt unter dem Namen Mir Scheref, gest. i. J. 1026 (1617).

Bey den Türken erschien das erste Compendium der Universalgeschichte, nämlich: 1) die Geschichte des kleinen Nischandschi, erst unter der Regierung S. Suleimans in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Der Verfasser, der Sohn Ramasan's, gest. i. J. 979 (1571), wird insgemein der kleine Nischandschi genannt, zum Unterschiede des ihm gleichzeitigen großen Nischandschi Dschelalsade, des Geschichtschreibers der Regierung S. Suleiman's. Noch gibt es einen dritten Geschichtschreiber Nischandschi, welcher unter Mohammed IV. eine osmanische Spezialgeschichte schrieb, welche also eben so wenig als die des großen hieher gehört. Als großer türkischer Universalhistoriker trat zuerst 2) Dschenabi auf, dessen Universalgeschichte: Das hochwogende Meer und der reichströmende Brunnen in der Wissenschaft der ersten und letzten Dinge [8]), welche die Geschichte von zwey und achtzig

[1]) Habibes-sijer fi achbari efradil-hescher. [2]) Chulassatol-achbar fi ahwalil-achjar. [3]) Lobbet-tewarich. [4]) Dschihanara. [5]) Nigaristan. [6]) Miretol-edwar we mirkatol-achbar fit-tarich. [7]) Enfesol achbar fit-tewarich. [8]) El-bahrosschar we ailemot-tejar fi ilmil-ewail wel-ewachir.

Dynastien, deren letzte die osmanische enthält, und bis auf das Jahr 997 (1588) geht. 3) Mohammed Kiatib Saim, d. i. der belehnte Sekretär, schrieb i. J. 982 (1574) die Geschichte von fünf und zwanzig Dynastien, die er unter dem Titel des Sammlers der Geschichten [1]) dem Großwesir Sokolli widmete. 4) Der große türkische Geschichtschreiber Aali vollendete zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts d. H. seine große Universalgeschichte: Die Fundgruben der Nachrichten [2]), in vier Foliobänden, deren vierter die osmanische Geschichte enthält. Auch übersetzte er ins Türkische unter dem Titel: Chrestomathie der Geschichte [3]), die Oriente der Geschichten [4]) des Richters Adhad aus dem Arabischen ins Türkische. 5) Mohammed Efendi, gest. i. J. 1050 (1640), widmete seinen Ausbund der Geschichten [5]) Sultan Osman II., und vermehrte dann die neun und dreyßig Dynastien desselben auf sieben und achtzig, welche zweyte Ausgabe er S. Murad IV. dargebracht 6) Der Reis Efendi Husein, welcher diese Stelle i. J. 1638 bekleidete, ist der Verfasser der Weltgeschichte, welche den Titel: Seltenheiten der Begebenheiten [6]), führt. 7) Hadschi Chalfa, gest. i. J. 1068 (1658), der große Bibliograph, trug nicht nur die von Carli italienisch übersetzten chronologischen Tafeln, sondern auch eine Geschichte von 150 Dynastien zusammen, welche den Titel Feslike, d. i. Gesammtübersicht, führt. 8) Husein Hesarfenn, welcher unter der Regierung Mohammed's IV. lebte, ist der Verfasser des historischen Compendiums: Die Läuterung der Geschichten [7]), und 9) Ahmed, berühmt unter dem Namen Nischandschisade, gest. i. J. 1031 (1621), der Verfasser der Weltgeschichte unter dem Titel: Spiegel der existirenden Dinge [8]). Ein ansehnliches Werk ist der vom Mufti Asis Tschelebisade verfaßte Garten der Gerechten [9]), welcher die Geschichte von der Schöpfung der Welt bis ins Jahr 1056 (1648) enthält. Das größte Verdienst um moslimische Universalgeschichte haben unter den Türken unstreitig die beyden letzten, nämlich die Astronomen 11) Mohammed Efendi und 12) Ahmed Mewlewi, wovon jener zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Universalgeschichte arabisch schrieb, dieser, gest. i. J. 1114 (1702) dieselbe übersetzte,

[1]) Dschamiet-tewarich. [2]) Kunhol achbar. [3]) Subdetet-tewarich. [4]) Eschraket-tewarich. [5]) Nochbetet-tewarich. [6]) Bedajol-wekaii. [7]) Tenkihet-tewarich. [8]) Miretol-kajinat. [9]) Raudhatol-ebrar.

und mit vielen Zusätzen bis auf 244 Dynastien vermehrt herausgab *).

Von diesem halben Hundert moslimischer Universalgeschichten sind also nur zwey, nämlich der arabische Abulfeda und der türkische Dschenabi, von Gagnier zum Behufe seiner Lebensbeschreibungen Mohammeds benützt worden; wären demselben aber auch mehrere dieser Universalgeschichten zu Gebote gestanden, so wäre doch durch dieselben das Quellenstudium der Geschichte des Propheten nichts weniger als erschöpft worden; denn hiezu würde die Benützung wenigstens der vorzüglichsten Werke, welche sich ausschließlich mit der Lebensgeschichte des Propheten beschäftigen, erforderlich gewesen seyn. Die Biographik des Propheten (Siret) bildet in der arabischen Encyclopädik einen besonderen Zweig der Geschichte, und umfaßt alle Werke, welche sich, sey es mit dem ganzen Leben des Propheten, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, sey es bloß mit den Begebenheiten einzelner Jahre seines Lebens, mit der Beschreibung seiner Eigenschaften oder seinem Lobe überhaupt beschäftigen. Sie können in sieben Klassen eingetheilt werden: 1) In die Werke, welche bloß von seiner Geburt handeln, wohin auch die zahlreichen, auf dieselben gedichteten Lobhymnen (Mewludije) gehören. 2) In die Werke, welche bloß von seiner nächtlichen Himmelfahrt handeln (Miradschije), die noch zahlreicher, als die über seine Geburt gedichteten, weil in poetischen Werken nach der Anrufung Gottes und dem Lobe des Propheten ein Hymnus auf die nächtliche Himmelfahrt fast zum unerläßlichen Erforderniße geworden ist. 3) Die Personalbeschreibungen des Propheten (Schemail). 4) Der Preis seiner moralischen Eigenschaften (Chaßaiß). 5) Die Aufzählung seiner Wunder (Mudschisat). 6) Die Geschichte seiner Feldzüge (Maghasi); und 7) die Beschreibung seines ganzen Lebens (Siret). Diesen Titel führen aber nicht nur die auf historische Urkunden gegründeten Lebensgeschichten des Propheten, sondern Siret ist in jüngerer Zeit auch von den ägyptischen Romanschreibern zum Titel ihrer Ritterromane mißbraucht worden, deren berühmteste: das Siret Iskender (Alexanders), das Siret der Beni Hilal, das Siret Antar, das Siret der Prinzessin Dhulhimmet, das Siret Hakim bimrillah's; so auch der Titel Maghasi für fabelhafte Geschichten, welche von den Meddah (Kaffeehauserzählern) zur Belustigung ihrer Zuhörer

*) Die 72 Quellen, aus denen derselbe geschöpft, im VII. Bande d. osman. Gesch. S. 746 bis 750; das Verzeichniß der 244 Dynastien im IX. Bde. S. 257 bis 276.

erfunden werden. Maghasi (Plural von Ghasijet) heißen nur die durch die Gegenwart des Propheten geheiligten Feldzüge, Serijet aber die von seinen Feldherren vollbrachten Züge und Waffenthaten, so daß Ghasijet am eigentlichsten mit Frohnkampf, dann Ghasi mit Frohnkämpe und Serijet mit Feldzug übersetzt wird. Man wird in der obigen Aufzählung der zur Biographie des Propheten gehörigen Werke die, welche den Koran und die mündliche Ueberlieferung zum Gegenstande haben, vermissen, aber diese sind der Gegenstand zwey besonderer großer Wissenschaften, nämlich der Exegese (Ilmi tefsir) und der Ueberlieferungskunde (Ilmi hadis), welche in der arabischen Encyclopädik von der Biographik (Ilm siret) scharf getrennt, von uns auch hier bey Seite gelassen werden.

Die Verfasser der großen Werke der Lebensbeschreibung des Propheten schöpfen zwar häufig mit Anführung ihrer Quellen aus den Werken der Exegese und der Ueberlieferungskunde, sie schöpfen aber auch aus denen der Metaphysik (Kelam), Jurisprudenz (Fikh), der Mystik (Taßawuf), der Philologie (Edeb) und der Geschichte überhaupt; so führt das Chamis, d. i. das Fünfgeschaarte (welches eines der vollständigsten und glaubwürdigsten Werke des Siret) Eingangs nicht weniger als 120 Werke, aus welchen es seine Angaben geschöpft, auf. In einer Anordnung nach dem Werthe und Gehalte dieser Lebensbeschreibungen des Propheten müßte das Chamis ganz gewiß oben an stehen, und demselben die andern nach Abstufung ihres Werthes und Gehaltes untergeordnet werden. Aber außerdem, daß eine solche kritische Classification unmöglich, wenn nicht die Werke selbst alle vorliegen, so ist die Uebersicht derselben in chronologischer Ordnung schon deßhalb vorzüglicher, weil sich sogleich der höhere Grad der Glaubwürdigkeit, den dieselben nach Maßgabe ihres höheren Alters verdienen, herauswirft.

Wir liefern hier die möglichst vollständige Uebersicht der zur Lebensgeschichte des Propheten gehörigen Werke in chronologischer Uebersicht aus Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche, das wir zu diesem Ende wieder einmal mühsam durchtriftert. 1) Der erste, welcher schon ein Jahrhundert nach dem Tode des Propheten Materialien zu dessen Lebensgeschichte gesammelt, war Musa B. Akba B. Ebi Abbas, gest. i. J. 141 (758), welcher ein Buch der Frohnkämpfe schrieb, von welchem Hadschi Chalfa sagt, daß es das glaubwürdigste und sicherste von allen diesen Titel führenden Werken. 2) Mohammed B. Ishak, gest. i. J. d. H. 150 (767); Hadschi Chalfa nennt ihn als den ersten Verfasser eines Buches der Frohnkämpfe, aber ohne Angabe des Todesjahres, 3) Asarde, den Sohn Sobeirs; dann 4) das Buch der Frohnkämpfe von Ibn Mohammed Jahja B. Said aus Kufa, gest. i. J. d. H. 194 (809). Noch nennt Hadschi Chalfa als Verfasser von Werken über die Frohnkämpfe 5) Weheb

B. Minijet; 6) Ebu Abdallah B. Aabid el-Karschi. 7) Ibn Hischam Homairi, gest. i. J. d. H. 218 (883), trug aus diesen Quellen der erste eine vollkommene Lebensbeschreibung des Propheten zusammen, welche Siret heißt, das Exemplar, woraus Freyherr Silvester de Sacy im 48. Bde. der Mém. de l'Acad. des inscr. Kunde gegeben, befindet sich auf der k. Bibliothek zu Paris. Einen Auszug aus der Legende B. Hischams verfertigte B. Ibrahim B. Mohammed el-Moredschel, gest. i. J. 611 (1214), und gab es dann mit Zusätzen vermehrt heraus unter dem Titel: Es-sachiret fi mochtaßar es-siret, d. i. Proviant in der Abkürzung der Legende. Die Legende Ibn Hischam's wurde mehrmal gereimt von Abdol Asis Ahmed, gest. i. J. 692 (1292), von Ebu Naßr Feth B. Musa el-Hadhrawi, gest. i. J. 662 (1263), von Ebu Ishak el-Anßari aus Telmesan, vom Imam Fetheddin Mohammed B. Ibrahim, in tausend Versen unter dem Titel: Fethol karib fi siretil habib, d. i. die Eröffnung des Nächsten in der Legende des Geliebten, gest. i. J. d. H. 748 (1347). 8) Der berühmte Geschichtschreiber Ibn Koteibe, gest i. J. d. H. 276 (889), hinterließ ebenfalls ein Buch der Frohnkämpfe und ein Buch über die Wahrzeichen (Delail) des Prophetenthums. Gleichzeitig mit ihm schrieb 9) der Imam Ebu Ishak Ibrahim B. Ishak el-Harbi, gest. i. J. 285 (898) seine Wahrzeichen des Prophetenthums unter demselben Titel; so auch 10) Ebubekr Mohammed B. Hasan, bekannt unter dem Namen des Malers von Moßul. Zugleich trat 11) Ebi Isa Mohammed B. Sun, berühmt unter dem Namen des Imam Termedi, gest i. J. 297 (909), mit der ersten Personalbeschreibung (Schemail) des Propheten auf, welche Schehabeddin B. Hadschr, gest 749 (1348), unter dem Titel: Eschrefol Wesail, d. i. der edelste der Anläße, reimte. 12) Ebu Dschaafer Tahawi, gest i. J. 311 (923), mit einem der Grundwerke der Lebensbiographie des Propheten, welches den Titel Maaniol asar, d. i. die Bedeutungen der Denkmale (nämlich des Propheten), führt; und mit ihm gleichzeitig schrieb 13) Ebil Hasan el-Bahili, gest. 321 (933) die Denkmale (Asar) des Propheten. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts d. H. i. J. 403 (1012) starben 14) Ben Abdol Bir Jusuf, B. Abdollah el-Kofti, Verfasser eines Buches der Frohnkämpfe. 15) Dann Mohammed B. Moslim esseheri, ebenfalls Verfasser eines Buches der Frohnkämpfe. Im folgenden Jahre 404 (1013) starb 16) Abdol Gani el-Mokaddesi, d. i. der von Jerusalem, Verfasser einer Lebensbeschreibung (Siret) des Propheten, welche dreyhundert Jahre später Abdol-kerim von Haleb, gest. i. J. d. H. 735 (1334), unter dem Titel: Mewridol-asb, d. i. die süße Tränke, commentirte. 17) Ebil Abbas Dschafer B. Mohammed el-Mostaghferi, gest. i. J. d. H. 432 (1040), trat in des Imams Termedi Fußstapfen als Verfasser einer Personalbeschreibung (Schemail) des Propheten, und in die Ibn Koteibe's, als der Verfasser eines Buches über die Wahrzeichen des Prophetenthums (Delail). Unter demselben Titel schrieben 18) Ebi Naim Ahmed B. Abdollah von Ißfahan, gest. i. J. d. H. 430 (1038), und 19) der Imam Daud ihre Werke (Delail). Nach den großen Namen Ibn Hischam's, Ibn Koteibe's, der Imame Termedi und Tahawi tauchten im fünften Jahrhundert drey andere

große Schriftsteller in diesem Fache auf, der eine 20) der Imam Ebil Hasan Ali B. Mohammed el-Mawerdi, gest. i. J. d. H. 450 (1058), Verfasser mehrerer von Abulfeda in dessen Todesjahre genannten Werke, worunter sich aber das hieher gehörige, nämlich Ilamon-nubuwwet, d. i. die Kundmachung des Prophetenthums, nicht befindet; der zweyte: 21) Ebibekr Ahmed B. el-Husein B. Ali el-Bihaki, gest. i. J. d. H. 458 (1065), Verfasser der Wahrzeichen oder Vorboten (Delail) des Prophetenthums; der dritte 22) Mohammed B. Moslim Es-sehri. 23) Ibn Abdol Birr aus Cordova, gest. i. J. 463 (1070); 24) Abderrahman B. Mohammed el-Anßari und 25) Ebil Hasan Ali B. Ahmed el-Wakidi, gest. i. J. 498 (1104) hinterließen Frohnkämpfe (Maghasi). 26) Abderrahman B. Mohammed el-Anßari, dessen Todesjahr unbekannt, und 27) Ebil Hasan B. Ahmed el-Wahidi, gest. i. J. d. H. 468 (1075), schrieben jeder ein Buch der Frohnkämpfe (Maghasi). Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts d. H. lebte noch der große Imam Baghewi, gest. i. J. d. H 516 (1122), Verfasser des von den späteren Lebensbeschreibern oft angeführten Werkes Maalim et-tensil, dasselbe, dessen schon oben bey der Anzeige der Preisfrage Erwähnung geschehen (auf der Bibliothek zu Gotha theilweise unter Nr. 3 und 4), das wir aber hier als ein exegetisches unter die Zahl der legendarischen nicht aufnehmen. Der größte Name dieses Jahrhunderts durch das berühmteste in demselben über die Legende des Propheten erschienene Werk ist der des Imams 28) Ebil-fadhl Ajadh B. Musa el-Jahsebi, gest i. J. d. H. 544 (1149). Sein Werk führt den Titel: Schifa fi taarifi hukukil Mustafa, die Heilung in der Bestimmung der Pflichten gegen Mustafa. Der größte Theil seines Inhalts gehört jedoch, wie schon aus dem Titel und aus dem von Hadschi Chalfa gegebenen Inhaltsverzeichnisse der Hauptstücke ersichtlich, nicht der Legende, sondern der Pflichtenlehre gegen den Propheten an. Der Vielschreiber Sojuti, gest. 911 (1505), sammelte die darin befindlichen Ueberlieferungen unter dem Titel: Menahil eß-ßafa fi tachridschi ehadis esch-schifa, d. i. Tränkorte der Reinigkeit in Herausziehung der Ueberlieferungen des Schifa; es ward zweymal ins Türkische übersetzt, das erste Mal vom Mufti Ishak Efendi i. J. 1140 (1727), das zweyte Mal vom Muderris Seid Mohammed i. J. 1161 (1748), endlich commentirt von Ibrahim Hanif Efendi, dem Richter von Galata i. J. 1148 (1735), dessen Sohn, der Fortsetzer des bibliographischen Wörterbuches Hadschi Chalfa's, alle diese Werke umständlich aufführt. 29) Ebil Kasim Ismail B Mohammed von Ißfahan, gest. i. J. 535 (1140), schrieb abermals ein Buch über die Wahrzeichen oder Vorboten des Prophetenthums (Delail), und 30) Ebil Hasan Ali B. Mohammed B. Ibrahim, berühmt unter dem Namen des Lesers von Granada, gest. i. J. d. H. 556 (1160), eine Personalbeschreibung (Schemail) unter dem Titel: Schamail bin-nur es-sati el kamil, d. i. Personalbeschreibung des ausstrahlenden vollkommenen Lichtes. 31) Mohammed B. Mohammed B. Safer der Sicilier, gest. i. J. d. H. 567 (1169), ist der Verfasser des Buches Chaberol-büscher bi chairil bescher, d. i. fröhliche Kunden vom Besten der Menschen. Ein Grundwerk der Legende ist das Naudhol onof fi scherhi gharibes-siret, d. i. der neu angelegte Garten in der

Auslegung des Seltsamen der Legende, vom Scheich 32) Ebil Kasim Abderrahman B. Abdallah B. Ahmed es-Soheili, gest. i. J. 581 (1185). Was darin der Legende angehört, ist aus den ersten Legenden Ebl Ishak's und Ben Hischam's geschöpft. Dreyhundert Jahre später ward es von Ibnol-Dschemaat, gest. i. J. 819 (1416), unter dem Titel Nurer-raudh, d. i. das Licht des Gartens, in Auszug gebracht, von Menawi, gest. i. J. d. H. 1022 (1613), mit Glossen versehen. Im siebenten Jahrhundert d. H. trat 33) Ebir-Rebii Selman B. Musa el-Kelaai, gest. i. J. 634 (1256), mit einem Werke über die Frohnkämpfe, auch unter dem Titel: El-iktifa fi maghasil Mustafa wel-Chulefa es-seleset, d. i. was genügt von den Frohnkämpfen des Auserwählten (Mohammed's) unter den drey ersten Chalifen. Der größte Pfeiler aber in diesem Jahrhundert sowohl der Geschichte überhaupt, als der des Propheten insbesondere ist 34) Ebil-ferradsch B. Ali Ibnol Dschusi, gest. i. J. 654 (1256), beygenannt Sebt, zum Unterschiede von dem andern Geschichtschreiber Ibnol Dschusi; er ist Verfasser zahlreicher Werke in mehreren Wissenschaften, wovon ein halbes Dutzend der Legende des Propheten angehört, und von allen späteren Schreibern derselben häufig angeführt wird. Diese sind: a) El-wefa fi fadhail il-Mustafa, d. i. die Erfüllung der Treue in den Vortrefflichkeiten des Auserwählten; b) Monteha es-suul fi siret-er-resul, d. i. die äußersten der Fragen in der Lebensbeschreibung des Propheten; c) Hadaik ehlil hakaik, d. i. die Gärten der Forscher der Wahrheiten, in hundert Sitzungen eingetheilt, worin viele Ueberlieferungen gesammelt sind; d) Telkih fohumil esiret fit tarich wes-siret, d. i. Einpfropfung durchdringenden Verstandes in der Geschichte und Legende; e) Scherfol-Mustafa, d. i. der Adel des Auserwählten; f) ßafwet eß-ßafwet, d. i. die Reinigkeit der Reinigkeit, eine kurze Geschichte der Heiligen. Nebst diesen wird noch häufig sein exegetisches Werk: Sadol-monir fi ilmit-tefsir, d. i. der erleuchtete Mundvorrath in der Wissenschaft der Exegese, angeführt. Der Scheich Tadscheddin Ali B. Endscheb Ibnes-Saai von Bagdad, gest. i. J. d. H. 674 (1275), der Verfasser einer Weltgeschichte, welche vorzüglich aus den Quellen der Legenden schöpfte, ist schon oben unter den Universalhistorikern vorgekommen. 35) Naßireddin Ahmed B. Mohammed Ibnol Munir, gest. i. J. 683 (1284), ist der Verfasser des Iktifa (mit einem Kaf, nicht mit einem Kiaf, wie oben) fi fadhailil-Mustafa, d. i. die Spurenverfolgung in den Trefflichkeiten des Propheten. Zu Ende dieses Jahrhunderts i. J. 694 (1294) starb der große Gesetzgelehrte Mohibbeddin Ahmed B. Abdallah et-Taberi (mit dem um vierthalbhundert Jahre früheren Geschichtschreiber dieses Namens nicht zu verwechseln). Er ist, wie Ibnol-Dschusi, der Verfasser von mehreren Werken, welche alle in die Lebensgeschichte des Propheten einschlagen, und von den späteren Biographen häufig angeführt werden, nämlich: a) Chulaßat sier Seidil-bescher, d. i. Ausbund der Legenden des Herrn der Menschen; b) Simt es-semin fi menakibi ummehat el-mumininn, d. i. kostbare Perlenschnur in den Lobeserhebungen der Mütter der Rechtgläubigen; c) Sachairol ukba fi menakibi sul-kurba, d. i. die Proviante des anderen Lebens in den Lobeserhebungen der Verwandten des Propheten; d) Er-riadh en nadhret fi fadhailil hadhret, d. i. die frischen

Gärten in den Eigenschaften der Majestät des Propheten. 36) Ebul Abbas Schädeli, welcher nach Cassiri (II. p. 54) ums Jahr 694 (1294) lebte, ist Verfasser einer Siret. Zu Anfang des achten Jahrhunderts starben die Verfasser zweyer namhaften Legenden (Siret), 37) der große Hafis von Damiat, gest. i. J. d. H. 705 (1305), und 38) Alaeddin Ali B. Mohammed von Achlat, gest. i. J. d. H. 708 (1308). 39) Im J. d. H. 734 (1333) starb der Scheich Fethed-din Mohammed B. Mohammed, berühmt unter dem Namen Ibn Seidon-nas, d. i. der Sohn des Herrn des Menschen, der Andalusier, Verfasser zweyer höchst geschätzter Werke über die Legende, nämlich: a) des Ojunol-eser fi fununil-maghasi wesch-schemail wes-sijer, d. i. der Quellen der Denkmale in den Wissenschaften der Frohnkämpfe, der Personalbeschreibung und der Legenden, in zwey Bänden, von ihm selbst abgekürzt unter dem Titel: Nurol-ojun fi telchiß sijeril-Emin el-Mumin, d. i. Licht der Augen in der Abkürzung der Legenden des Sicheren und Versicherers (Mohammed's); Schems Mohammed B. Sein esch-schafii, gest. i. J. 845 (1441), reimte dieses Werk, und Burhaneddin Ibrahim B. Mohammed von Haleb verfertigte Anhängsel dazu, die er Nuren-niras, d. i. Licht der Erleuchtung, betitelte; b) Boschra el-lebib bi sikril-Habib, d. i Freudenkunde des Verständigen in der Erwähnung des Geliebten (Mohammed). Nach dem Nurol ojun des Ibrahim von Haleb scheint 40) Ali von Haleb (dessen Todesjahr Hadschi Chalfa nicht angibt) sein Werk der Legende betitelt zu haben, welches den Titel führt: Insanol ojun fi siretil-Emin el-Memun, d. i. der Mensch der Augen (der Augapfel) in der Legende des Sicheren und Gesicherten, in zwey dicken Bänden. 41) Alaeddin Maghlatai, gest. i. J. d. H. 762 (1360), dessen biographisches Werk das erste einen mehr gesuchten Namen führt, nämlich: Sehrol-basim fi siret Ebil-Kasim, d. i. die lächelnde Blüthe in der Lebensbeschreibung des Propheten, welches er dann in einem zweyten Werke unter dem Titel: el-Ischaret ila siret, d. i. Andeutung zur Lebensbeschreibung oder Legende, abkürzte; zum zweyten Male wurde es dreyhundert Jahre später von Ebul-Berekiat Mohammed B. Abderrahim, gest i. J. d H. 776 (1374), abgekürzt. Die Lebensbeschreibung Maghlatai's kürzte Kotlob Aga, der Verfasser der Lebensbeschreibungen hanefitischer Gelehrten, ab, welcher i. J. 879 (1479) und nicht 830, wie es im Esmail kutub irrig angegeben, gestorben. 42) El-moktefa fi siker fadhailil-Mustafa, d. i. der die Spuren in der Erwähnung der Trefflichkeiten des Auserwählten Verfolgende, vom Scheich Bedreddin Hasan B. Abdallah Ibn Sina, gest. i. J. 728 (1327); wie Hadschi Chalfa bemerkt, kömmt dasselbe auch unter dem Titel Iktifa (Spurenverfolgung) wie das unter Nr. 36 aufgeführte Werk Ibn Munir's vor. 43) Schehabeddin Ahmed B. Jahja el-Omeri, gest. i. J. d. H. 745 (1344), ist der Verfasser des ßababetol-muschtak fil medaih en-nubuwijet, d. i. der heftige Durst des nach den Lobeserhebungen des Propheten Sehnsüchtigen. 44) Tewsik ariol-iman fi tafdhili Habib er-Rahman, d. i. die Befestigung des vom Glauben Entblößten in der Hervorhebung der Trefflichkeiten des Geliebten des Allmilden, von Scherefeddin Ebil Kasim Heibetollah B. Abderrahim, berühmt unter dem

Namen Ibnol-Baresi, gest. i. J. d. H. 738 (1337). 45) Dürrer es-simtein fi fadhail el-Mustafa wel-Murtesa wes-sebtein, d. i. die Perlen zweyer Perlenschnüre in den Trefflichkeiten des von Gott Auserwählten (Mohammed's und Ali's) und ihrer Familien, vom Scheich Dschemaleddin Mohammed B. Jusuf Es-serendi, gest. i. J. d. H. 750 (1349). 46) El-monteka fi siretil mewlid el Mustafa, d. i. das mit Sorgfalt Gereinigte der Legende der Geburt des Auserwählten (Mohammed), persisch, vom Imam Saideddin Mohammed B. Mesud B. Mohammed B. Mesud el-Karsuni, gest i J. 758 (1357). Dieser Karsuni, der erste und der kleinere, ist nicht zu vermengen mit dem zweyten und größeren Karsuni 47) Dschelaleddin B. Omer B. Mohammed, dessen Werk ebenfalls persisch, wie das des ersten, aber weit berühmter; dieses Werk führt den Titel: Dürreri menschuret fi schemail en-nebi we siret, d. i. ausgestreute Perlen in den persönlichen Eigenschaften des Propheten und seiner Legende. Er verfertigte dasselbe ums Jahr 770 (1368) für Mohammedschah, den Herrscher Indiens. 48) Hillijetol-moktafa fi hallijetil-Mustafa, d. i. der Schmuck des Spurenverfolgenden in der Personsbeschreibung des Auserwählten, vom Scheich Seineddin B. Jahja B. Mohammed von Malatia, gest. i. J. d. H. 788 (1386). 49) Nefais ed-dürrer fi fadhail chairil bescher, d. i. Kostbarkeiten der Perlen in den Trefflichkeiten des Besten der Menschen, von Hasan B. Mohammed aus Haleb, gest. i. J. 767 (1365). 50) Schiijet fi medhi chairil-berijet, d. i. die schiitischen (Gedichte) zum Lobe des Besten der Schöpfung, von Suleiman Daud aus Kairo, gest. i. J. 778 (1376). 51) Nedschm es-sakib fi eschrefil menakib, d. i. der fallende Stern in den edelsten Lobsprüchen von Bedreddin Hasan B. Omer B Habib, gest. i. J. 779 (1379). 51) Unwan es-seadet fil-medajih en-nubuwijet, von Ebil-Atar Ahmed B. Mohammed von Dinur, gest. i. J. d. H. 788 (1386) Zu Anfang des neunten Jahrhunderts, i. J. 804 (1401), starb 53) Seradscheddin Ibnol Molkan, Verfasser eines der Werke, welche den Titel Delail, d. i. die Vorboten des Prophetenthums, führen. 54) Dürrer es-senijet fi nasmi siret en-nubuwijet, d. i. die kostbaren Perlen in Reimung der Prophetenlegende, von Hafis Seineddin Abderrahim B. Husein el-Iraki, gest. i. J. d. H. 805 (1402), welcher die ganze Legende im Sylbenmaße Redsches reimte. 55) Der Verfasser des großen Wörterbuches Kamus, nämlich Medschdeddin Ebi Tahir Mohammed B. Jakub, beygenannt der von Firusabad und von Schiras, gest. i. J. d. H 717 (1323), ist der Verfasser eines Werkes, welches bloß die Geburt des Propheten zum Gegenstande hat, unter dem gesuchten Titel: Nefhatol-anberijet fi mewlid chairil-berijet, d. i. Ambrahauch in der Geburt des Besten der Geschöpfe. 56) Chaßaißon-nubuwwijet, d. i. die prophetischen Eigenschaften, von Dschelaleddin Abderrahman B. Omer el-Belkini, gest. i. J. d. H. 824 (1421). 57) Seradsch el-wehhadsch fi isdiwadschil-miradsch, d. i. die aufflammende Lampe in der Vermählung der Himmelfahrt des Propheten, vom Scheich Hafis Schemseddin Mohammed B. Abdallah B. Naßireddin von Damaskus, gest. i. J. 840 (1436). 58) Elfeth wel-wefa

fi mewlidi Mustafa, d. i. die Eröffnung und Worterfüllung in der Geburt Mustafa's, von Burhaneddin Ibrahim Ibn Ali el-Wefaji, gest. i. J. d. H. 845 (1441). In demselben Jahre starb der große ägyptische Geschichtschreiber 59) Makrisi, welcher zwar schon oben unter den Universalhistorikern vorgekommen, aber auch der Verfasser eines speziellen Werkes der Prophetengeschichte, nämlich: imtaol-esmaa fi ma lil-Nebi min el-chiftan wel-emtaa, d. i. Befrachtung des Gehörs mit dem, was der Prophet an Kleidern besaß und an Waaren. 60) El-enwar fi schemail en-Nebi el-mochtar, d. i. die Lichter in der Personalbeschreibung des Propheten des auserwählten, von Jaameri, gest. i. J. d. H. 852 (1448). 61) Der große Geschichtschreiber Mohammed el-Aini, gest. i. J. 855 (1451), hinterließ ebenfalls ein Werk der Legende unter dem beliebten Titel der Denkmale (Asar), und commentirte die Legende Hischam's unter dem Titel: 62) Keschfesch-Scham fi siret Hischam, d. i. die Enthüllung Syriens in der Legende Ibn Hischam's. 63) Alaeddin B. Ali B. Mohammed von Malatia hinterließ eine Legende (Siret), und deßgleichen 64) Ebi Tai Ibn Hamida von Haleb, gest. i. J. 879 (1474), in drey großen Bänden. 65) Der große persische Dichter Dschami, gest. i. J. 888 (1483), schrieb das Werk: Schewahid en-nubuwwet, d. i. die Zeugenschaften des Prophetenthums; dieses Werk wurde zweymal ins Türkische übersetzt, von Achisade und vom großen türkischen Dichter Lamii. 66) Dürdsch ed-dürrer fi miladi Seidil-bescher, d. i. Juwelenkästchen der Perlen in der Geburt des Herrn der Menschen, vom Seid Aßileddin Abdallah B. Abderrahman el-Huseini von Tebris, gest i. J. 884 (1479). 67) Lafsol-mokerrem bi chaßaiß en-Nebi el-mohterem, d. i. das geehrte Wort in den Eigenschaften des Propheten des Geehrten, vom Richter Kotbeddin Mohammed B. Mohammed el-Haideri, gest. i. J 894 (1488). 68) Umdetol-ahkiam an Seidil-enam, d. i Säule der Gebote vom Herrn der Menschen, von Takijeddin Abdol-ghani B. esch-Scheich Abdolwahid, berühmt unter dem Namen Ibnes-Surur, gest. i. J. d. H. 896 (1490), ein sehr schätzbares Werk, welches sich bloß auf glaubwürdige Ueberlieferungen stützt. Zu Ende dieses Jahrhunderts schrieb sein großes berühmtes Werk der im Anfange des zehnten, i J. 923 (1517) verstorbene große ägyptische Scheich 69) Ebil Abbas Ahmed B. Mohammed el-Kastelani unter dem Titel: Mewahib elledunijet bil-menahil-mohammedijet, d. i. die inneren (mystischen) Geschenke in den mohammedanischen Gaben, eines der größten und geschätztesten Grundwerke der Legende, vom größten Lyriker der Osmanen (Baki) ins Türkische übersetzt unter dem Titel Maalimol jakin, d. i. die Wahrzeichen der gewissen Einsicht. Kastelani ist auch der Verfasser einer Eigenschaftsbeschreibung des Propheten unter dem Titel: el-enwar bi chaßaißil mochtar, d. i. Lichter in den Eigenschaften des Auserwählten. Das Jahr 911 (1505) ist das Todesjahr zwey großer arabischer Schriftsteller, nämlich des ägyptischen Sojuti und des jemenischen Semhudi, deren jeder mehrere in die Prophetengeschichte einschlagende Werke hinterließ, und zwar 70) Sojuti a) el-chaßaißon-nubuwwijet, d. i. die prophetischen Eigenschaften; b) enmusedschol lebib fi chaßaißil-Habib, d. i Inbegriff des Verständigen in den Eigenschaften des Geliebten (Mohammed),

ein Auszug aus dem Vorigen; c) Deredschetol munifet filebai esch-scherifet, d. i. die hohe Stufenleiter der edlen Vorfahren des Propheten (in dem Kataloge Flügels von Sojuti's sechsthalbhundert Werken im LIX. Bande der Jahrbücher Nr. 232 steht Deredsch statt Deredschet, und der Prophet ist nicht beygesetzt; das Chamis, welches dieses Werk fast ganz aufgenommen, läßt hierüber keinen Zweifel übrig); d) Keschfol ghammet an ed-dhammet, d. i. Enthüllung der Trübseligkeit von ihrer Heftigkeit (bey Flügel Nr. 416 nicht ganz richtig übersetzt und ohne Beysatz des Inhalts); e) Sehrol hamail alesch schemail, d. i. Blüthe der Amuleten in der Personalbeschreibung des Propheten (bey Flügel Nr. 277 irrig als Schmuck der Gürtel übersetzt, indem Sehr Blüthe und nicht Schmuck, und Schemail Bandelier oder Amulet und nicht Gürtel heißt). Zum zweyten Male übersetzte dieses Werk der große Rechtsgelehrte Mohammed, berühmt unter dem Namen Altiparmak, d. i. der sechsfingerige, aus einer Vorrede, einer Schlußrede und vier Säulen bestehend; f) En nehdsch-es-sewijet fi esmain-nubuwijet, d. i. die geraden Wege über die prophetischen Namen; dieses ist ein Auszug seines g) Riadol-enikat fi scherhi esmai chairil chalikat, d. i. die anmuthigen Gärten zur Erläuterung der Namen des Besten der Geschöpfe. 71) Semhudi's berühmtestes hieher gehöriges Werk ist: a) El-wefa bi majedschib hadhret el-Mustafa, d. i. die der Majestät Mustafa's gebührende Pflichterfüllung, von Semhudi selbst in Auszug gebracht unter dem Titel: b) Chulaßatol wefa; c) Riadhoß-ßalihin, d. i. die Gärten der Frommen; d) Minhadsch, der gerade Pfad; e) Idah en-nur, d. i. die Aufhörung des Lichtes; f) Efkiar, d. i. Erinnerungen und Gebete. Der Titel des obigen Werkes Sojuti's, Keschfol ghammet, ist dem berühmten Ueberlieferungswerke Schaarani's, gest. 962 (1554) nachgeahmt, welches aber eben so wenig als das Saghani's, gest. i. J. 224 (838), hieher gehört, wiewohl das letzte den Titel: Mescharikol enwar en-nubuwwijet min ßihahil achbar el-mustafewwijet, d. i. Oriente der prophetischen Lichter in den gewissesten der Nachrichten Mustafa's, führt. Erst im zehnten Jahrhundert treten die Türken in der Legende auf, doch nur als Uebersetzer. Der erste, der große Geschichtschreiber Suleiman's, Dschelalsade, welcher i. J. 964 (1556) eines der berühmtesten Werke persischer Legenden übersetzte, nämlich: 72) Maaridschon-nubuwwet fi medaridschil futuwwet, d. i. die Aufsteigungen des Prophetenthums auf den Stufen des Heldenthums, von Moin el-Hadsch Ahmed, berühmt unter dem Namen Meskin. Die türkische Uebersetzung führt den Titel: Delail ennubuwwet el-Mohammedijet we schemail el-futuwwet el-Ahmedijet, d. i. die Beweise des Prophetenthums des Mohammedischen und die Personalbeschreibungen des Heldenthums des Ahmedischen. Eine zweyte Uebersetzung davon verfertigte der Scheich Altiparmak, gest. i. J. 1030 (1620). Ueber die Voraltern des Propheten brachte 73) Mohammed B. Chatib er-Rumi i. J. d. H. 970 (1562) dem Sultan Suleiman ein Werk dar unter dem Titel: Enbaol ißtafa fi hakki ebail-Mustafa, d. i. Kunde der Auswahl in dem, was die Väter Mustafa's betrifft. 74) Eine Abhandlung über die nächtliche Himmelfahrt, vom Scheich Moslihеddin Mustafa, bekannt unter dem Namen Nureddinsade, gest. i. J. 981 (1573). 75) Chakanis,

gest. i. J. 1007 (1598), unter dem Titel Hallieton-nubuwijet, d. i prophetische Personalbeschreibung, in Reimen; dieß ist bloß eine gereimte Paraphrase der bekannten arabischen Personalbeschreibung Mohammed's; der erste türkische Schriftsteller, welcher selbst als Biograph des Propheten auftrat, ist der i. J. 1037 (1627) verstorbene Weisi, dessen Werk aber mehr des Redeschmucks als des historischen Gehaltes willen berühmt geworden. Es führt den Titel: 76) Dürret-etadsch fi siret ßahibil miradsch, d. i. Perlen der Krone in der Legende des Inhabers der nächtlichen Himmelfahrt. Der Tod unterbrach ihn an der Vollendung desselben, indem es nur bis auf das fünfte Jahr d. H. reicht. 77) Der große Dichter Nabi, gest. i. J. 1124 (1712), setzte dasselbe ebenfalls im höchsten Schmucke der Rede fort, und diese Fortsetzung ist das im LXVIII. Bde. unter Nr. 10 aufgeführte, aus der Presse von Kairo hervorgegangene Werk. Da aber dasselbe ebenfalls nicht beendigt, nur die Begebenheiten des fünften, sechsten und siebenten Jahres d. H. umfaßt, so setzte dasselbe nach dem Tode Nabi's 78) der Scheich Nasmisade Murtesa Efendi, gest. i. J. d. H. 1133 (1720), der Verfasser der im vorigen Jahrhundert zu Constantinopel gedruckten Geschichte des Chalifats fort. Gleichzeitig mit Nabi setzte die Biographie Weisi's noch 79) Abdolkerim der Bosnier, berühmt unter dem Namen Samii, gest. i. J. 1096 (1684), fort. 80) Der Mufti Abdol Asis Karatschelebisade, welcher diese Stelle im J. 1651 bekleidete, ist der Verfasser des Fewaihon-nubuwijet fi seiril mustafawijet, d. i. prophetische Hauche in der Lebensbeschreibung Mustafa's. Diese drey Werke Weisi's, Nabi's und Nasmisade's machen zusammen nur eine einzige Biographie des Propheten, deren Verdienst aber, wie schon gesagt, bloß im Schmucke der Rede besteht. Von weit wichtigerem Gehalte sind die beyden folgenden Werke, das arabische: 81) Chamis fi ahwal il-bescher fis-sijer, d. i. das Fünfgeschaarte in den Zuständen der Kunden der Legenden, vom Richter Husein B. Mohammed von Diarbeker, welcher dasselbe i. J. 946 (1539) vollendet und i. J. 966 (1558) starb. Ein kleiner Foliant oder großer Quartband von fünf- bis sechshundert Blättern. Derselbe enthält wirklich den Fünftelsaft aller früheren Legenden mit gewissenhafter Anführung der Quellen. Ein halbes Jahrhundert später schrieb 82) Dschemaleddin Atallah B. Fadhlollah, der Schiraser und Nischaburer beygenannt, im J. 1000 (1591) auf Ersuchen des großen und gelehrten Wesirs Emir Alischir das persische Werk: Raudhatol ahbab fi siretin nebi wel-Al wel-aßhab, d. i. der Garten der Geliebten in der Legende des Propheten, seiner Familie und Gefährten. Dieses Werk ist von nicht minderem Umfange und Gehalte, als das Chamis, nur minder genau in Anführung seiner Quellen. Es ist unter den persischen Werken der Legende heute im Orient mit Recht das geschätzteste, so wie unter den arabischen das Chamis und unter den türkischen der zu Kairo gedruckte, im LXVIII. B. Nr. 11 aufgeführte Commentar Ibrahim's. 83) Dschemol-mesail, d. i. die Sammlung der Anlässe, von Nureddin Ali B. Sultan Mohammed el-Ka'ri, gest. i. J. 1008 (1591). 84) Chulaßatol-achbar fi ahwalin-Nebi el-mochtar, d. i. der Ausbund der Nachrichten in den Zuständen des Propheten des Auserwählten, vom berühmten mystischen Scheich der Chalweti Mahmud von Scutari, gest. i. J. 1036 (1626). 85) Der Scheich Seid Mohammed dede,

Sohn des Seid Mustafa, verfaßte i. J. 1098 (1686) eine Uebersetzung der unter dem Namen Medhati kubra berühmten Abhandlung über die Geburt des Propheten unter dem Titel: Nuschatol-kubra fi sikri weladeti chairil-wera, d. i. großes Exemplar über die Geburt des besten der Geschöpfe. Im zwölften Jahrhundert d. H. commentirte 86) der als Dichter und Gelehrter berühmte Ishak Chodscha von Brusa, gest. i J. 1120 (1708), die Personalbeschreibungen des Propheten in einem großen Bande unter dem Titel: akwem el-wesail fi terdschümetisch-schemail, d. i. der stärkste der Anlässe in der Uebersetzung der Personalbeschreibungen (des Propheten). So übersetzte auch Mewlana Wahdi Ibrahim Efendi, gest. i. J. d. H. 1824 (1712), das Halliet (Personalbeschreibung des Propheten). Neili Ahmed Efendi, gest i. J. 1161 (1748), übersetzte das oben vorgekommene Werk Ibnol Dschusi's El-wefa, unter dem Titel: El-ewfa fi terdschümetil-wefa, d. i. das Hinlänglichste in der Uebersetzung des Wefa. Das oben erwähnte Werk Schifa des Ibn Ajadh übersetzten der Mufti Ishak Efendi, gest. i. J. d. H. 1140 (1727), und der Muderris Seid Mohammed Lebbi, der letzte i. J. 1161 (1748); der erste unter dem Titel Istischfa, d. i. Begehren von Heilung, der zweyte unter dem Titel: Terdschümetosch-schifa fi schemaili ßahib el-ißtifa, d. i. Uebersetzung des Schifa in den Personalbeschreibungen des Inhabers ausgewählter Reinigkeit. Den türkischen Commentar des Schifa schrieb Hanif Efendi, der Richter von Galata, i. J. 1148 (1735). Dieser Hanif Ibrahim Efendi ist nicht zu vermengen mit Suleiman B. Abderrahman Nahifi Efendi, welcher für Sultan Mustafa II. den Stammbaum des Propheten: 87) Schedschret nubuwi, von Mohammed B. el-Hasan el-Dschowani, ins Türkische übersetzte unter dem Titel: Raudhatoß-ßafa fi siretil-Mustafa, d. i der Garten der Reinigkeit in der Legende Mustafa's, bestehend aus drey Gärten, einer Einleitung und Schlußrede. Alle die vorhergehende n Werke sind, das letzte ausgenommen, bereits oben vorgekommen, und Uebersetzungen können hier keine besondere Nummer erhalten. Doch traten nach Weisi und Nabi in Anfang, Mitte und zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts drey Türken als Verfasser eigener Biographien des Propheten auf, welche ihre Vorgänger ausschrieben, nämlich: 88) Aarif Abdol-baki Efendi, welcher i. J. 1125 (1713) als abgesetzter Oberstlandrichter von Rumili starb, unter dem Titel: Sireton-Nebi, d. i. Legende des Propheten; dann unter S. Mustafa III. der Reichshistoriograph 89) Es-Seid Hakim Efendi unter demselben einfachen Titel; und endlich der Chodscha des gelehrten Großwesirs Raghibpascha 90) Ibrahim von Haleb, welcher zuerst nur drey und sechzig Distichen, d. i. die Zahl der Lebensjahre des Propheten schrieb, welche nichts als Schlagwörter der Begebenheiten seiner Lebensgeschichte enthalten, die er aber dann weitläufig arabisch commentirte. Dieser auf S. Selim III. Veranlassung ins Türkische übersetzte Commentar ist das größere der beyden jüngst zu Kairo über die Lebensgeschichte des Propheten erschienenen Werke. Kleinere, in dem verflossenen Jahrhunderte in die Geschichte des Propheten einschlagende Werke sind mehrere gereimte Mewlud, d. i. Hymnen auf die Geburt des Propheten, wie das vom Sekretär des Diwans, 91) Moßib Efendi, für den Großwesir Mohammed Saidpascha ums Jahr 1744; der Commentar des 92) Kewkebol munir fi nasmi

chaßaißil-beschir en-nesir, d. i. leuchtender Wandelstern der gereimten Eigenschaften des Verkünders und Freudenbotschaftbringers. Dieser arabische Commentar führt den Titel: lewamiet-tenwir, d. i. die Ausstrahlungen der Beleuchtung, von Mohammed el-Ishaki, gest. i. J. d. H. 1164 (1750). Der Scheich Ibrahim Efendi Muderris zu Haleb verfertigte Randglossen zum 92) Dürrel mochtar fi scherhi tenwiril-ebßar, d. i. auserwählte Perlen zum Commentar der Erleuchtung der Augen ums Jahr 1168 (1754). Die große Eigenschaftsbeschreibung Sojuti's (Chaßaißol kubra), die oben vorgekommen, commentirte 94) Ahmed B. Ali el-Adui von Damask ums Jahr 1162 (1748), in einem großen dicken Bande unter dem Titel: Fethol karib bi scherhi mewahibil Habib, d. i. nächste Eröffnung im Commentar der Geschenke des Geliebten, und die ebenfalls oben vorgekommene kleine Eigenschaftsbeschreibung Sojuti's (Chaßaißoß-ßoghra) commentirte der Commentator des Schifa el-Hadsch Ibrahim Hanif Efendi i. J. 1179 (1765) unter dem Titel: 95) Nehdschol edib fi scherhi en museedschil lebib, d. i. der Weg des Philologen in der Erläuterung des Inbegriffs des Verständigen. Hanif Efendi ist der Verfasser eines Werkes über die Namen des Propheten unter dem Titel: 96) Dürretol aßma fi bejani ebhel-esma, d. i. reinste Perle in der Erläuterung der Trefflichsten der Namen. Die vorhergehende Centurie von Werken ist in chronologischer Ordnung nach den Todesjahren ihrer Verfasser aufgereiht worden: von den folgenden gibt Hadschi Chalfa das Jahr, in welchem ihre Verfasser schrieben oder starben, nicht an. 97) Matalion-nur an tahareti nesbi en-Nebil-areb, d. i. Oriente des Lichts von der Reinigkeit des Stammes des arabischen Propheten. 98) Taijbol enfas fis-sijer, d. i. Wohlgeruch der Seelen in der Legende. 99) Siret, d. i. die Legende Scheich Mohammed esch-Schafi's, eine der vollständigsten. 100) Kenser-raijin el-iffat fir-remsi ila mewlid el-Mohammedi wel wefat, d. i. der Schatz der Reinen, welche beobachten den Wink über Mohammed's Geburt und Tod, von Burhaneddin Ebi Ishak Ibrahim B Mohammed von Damaskus. 101) Dürrol montesam fil-mewlid en-Nebi el-aasam, d. i. die gereihten Perlen über die Geburt des größten Propheten, von Ebil Kasim Mohammed B. Osman el-Lului von Damask; von ihm selbst abgekürzt unter dem Titel: Laffol Dschemili bi mewlid en-Nebi el-Dschelili, d. i. schönes Wort über die Geburt des erhabenen Propheten. 102) Sachair es-sar fi achbar Seidil mochtar, d. i. gäng und gäbe Lebensmittel in den Kunden des auserwählten Propheten, von Ahmed B. Mohammed B Taifur es-Sedschawendi. 103) Sülal eß-ßafa fi ahwalil-Mustafa, d. i. reiner Quell des Zustandes Mustafa's, persisch von Ebil-feth Mohammed B. Moharrem es-seili. 104) Akdhijetor-resul, die Zufälligkeiten des Propheten, vom Imam Sahireddin Ali B. Abderresak el-Morghainani. 105) Schifa fi bediil iktifa fi medhil-Mustafa, d. i. Heilung in dem, was an Redefiguren zum Lobe Mustafa's genügt, vom Scheich Schemseddin Mohammed el-Baradschi. 106) Bediiol-bedii fi medhisch-schefii, d. i. das Seltsamste der Redefiguren im Lobe des Fürsprechers, von Ebi Said Mohammed B. Daud esch-Schä-

deli. 107) Leali en-nasim fi medhir-resul el-chatim, d. i. gereihte Perlen zum Lobe des Siegelrings des Propheten, vom Scheich Abdol Mahmud B. Ibrahim B. Mohammed el-Hanbeli. 108) Temlih-el-bedii bi medhisch-schefii, d. i. Einsalzung der Redefiguren zum Lobe des Fürsprechers, vom Scheich Seineddin Abderrahman B. Ahmed Abdolhamidi, von ihm selbst abgekürzt unter dem Titel: Menahes-semii, d. i. Geschenke für den Hörenden. 109) Nushetol achbar fi siretin-Nebi el-mochtar, d. i. Ergötzlichkeiten der Besten in der Legende des Propheten des auserwählten, persisch. 110) Mehrere Werke haben bloß die Namen des Propheten zum Gegenstande, wie 111) el Monebi fi ismin-Nebi, d. i. der den Namen des Propheten Verkündende, von Ibnol-Faris, dem Lexicographen. 112) El-mestufa fi esmail Mustafa, d. i. das in dem Namen des Propheten überflüssig Ausreichende, von Ibnol-Chattab Ibn Dedschiet. 113) Erdschuset fi esmain-Nebi, d. i. Compendium über den Namen des Propheten, von Kortobi. Andere haben bloß die nächtliche Himmelfahrt, andere die Geburt des Propheten, seine Abstammung oder einzelne Wunder zum Gegenstande, wie: 114) Dschamiol-asar fi mewlidil-mochtar, d. i der Sammler der Monumente über die Geburt des Auserwählten, von Hafis Schemseddin Mohammed B. Naßireddin von Damaskus. 115) Risalet fi inschikalil-kamr, d. i. Abhandlung über die Spaltung des Mondes, von Mohammed en-Belal B. Hanefi. 116) Risalet el-kamilijet fi siretin-nubiwijet, d. i. die vollkommene Abhandlung in der Prophetenlegende, vom Scheich Ali Ebil-Harem Ali B. Ebil-Harem el-Karschi. 117) Maalim el anberijet en-nubuwijet we maarif ehli beitil-Fatimijet, d. i. die Ambradurchdüfteten prophetischen Wahrzeichen und die Kenntnisse der Mitglieder der fatimitischen Familie, von Ebi Mohammed Abdol-Asis B. el-Achdhar. 118) Sebitol-huda wer-reschad fi sijeri chairil ibad, d. i. der Pfad der Rettung und der Rechtlichkeit in der Lebensbeschreibung des Besten der Diener, vom Scheich Mohammed B. Jusuf ed-Dimischki eß-ßalihi, nach dem Zeugnisse Hadschi Chalfa's, eines der besten der Werke der Neueren, aus dreyhundert älteren compilirt. 119) el-ajat el-asimet el-bahiret fi miradschi ehlid dünja wel-achiret, d. i die großen augenscheinlichen Zeichen über die nächtliche Himmelfahrt des Propheten für die Bewohner jener und dieser Welt, von Mohammed B. Jusuf aus Damaskus; ebenfalls aus dreyhundert Büchern compilirt (auf der Bibliothek zu Leyden Nr. 578), scheint nicht nur dem vorhergehenden Verfasser anzugehören, sondern sogar ein und dasselbe Werk mit dem vorhergehenden zu seyn, es sey denn, daß er auch dieses wie jenes aus dreyhundert Quellen compilirte. 120) Kitabol-miradsch, das Buch der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten (auf der Bibliothek zu Leyden Nr 577). Auf derselben Bibliothek befindet sich unter 579 auch ein Gedicht auf die nächtliche Himmelfahrt des Propheten, deren es aber, so wie der auf die Geburt desselben, eine Menge gibt. Diese können eben so wenig als historische Quellen seiner Lebensgeschichte aufgeführt werden, als die zu seinem Lobe verfertigten Kaßideten, wie die Borda mit ihren zahlreichen Commentaren, wie die Hemsijet fi medaihin-nubuwijet, d. i. die auf

a reimende Kaßidet zum Lobe des Propheten, wie die Kaßidet: Dürretedh-dhuijet fi hidschretin-nubuwijet, d. i. die glänzende Perle über die prophetische Auswanderung, vom Scheich Schehabeddin Ahmed B. el-Osman, wie die Kaßidet des türkischen Dichters Baki Suretol-ebrar fi naat en-Nebi el-mochtar, d. i. der Vogelkropf der Gerechten in dem Lobpreis des Propheten des auserwählten, und der bloß zum Lobe des Propheten gedichtete Diwan des Scheich Mohammed: Ssadhol himam fi medhi chairil enam, d. i. Girren der Tauben im Lobe des besten der Menschen.

Unter den hundert und zwanzig Schriftstellern, welche zusammen anderthalbhundert Werke über die Lebensbeschreibung des Propheten hinterlassen (denn mehrere derselben sind Verfasser eines halben Dutzend hieher gehöriger Werke), sind die arabischen bey weitem so die zahlreichsten als wichtigsten, und das halbe Dutzend, welches die Perser und die Türken aufzuweisen haben, steht sowohl der Zahl als dem Gehalte nach dem historischen Verdienste, welches sich hierin die Araber erworben, gleich fern. Unter den Arabern sind die Führer dieser Schriftstellerrotte: Ibn Hischam, der Vater der Prophetenbiographie, dann unter den Aelteren die Imame Termedi, Bihaki, Tahawi; unter den Neueren: Ibnol-Dschusi, Taberi, Sojuti, Ibn Ajadh, Kastelani und der Verfasser des Chamis, denen die Perser nur den Garten der Geliebten Atallah's, die Türken nur das (zu Kairo gedruckte) Siret Ibrahim's von Haleb zur Seite stellen können. Unter den oben genannten Decurionen der Centurie arabischer Biographen Mohammed's sind die drey größten der Verfasser des Schifa (Ibnol-Ajadh), der Verfasser des Mewahib (Kastelani) und der Verfasser des Chamis (Husein von Diarbekr), deren Werke (jedes ein dicker Quartant oder kleiner Foliant) die ausführlichsten und gründlichsten von allen, und sollte von den arabischen nur Eines ausgewählt werden, so verdient diesen Vorzug vor allen andern das Chamis. Dasselbe, mit der persischen Lebensgeschichte Atallah's und der türkischen Ibrahim's von Haleb kann einem künftigen europäischen Biographen Mohammed's, welcher die Lebensgeschichte des Propheten aus den besten arabischen, persischen und türkischen Quellen zu erschöpfen wünscht, vielleicht genügen. Wir haben uns hier bloß mit dem zu Kairo gedruckten Werke Ibrahim's von Haleb und der ebenfalls dort gedruckten partiellen Biographie Nabi's näher zu beschäftigen. Die letzte, eine bloße Fortsetzung der im dritten Jahre d. H. aufhörenden Biographie Weisi's reicht selbst nur bis ins achte Jahr d. H.; sie enthält an historischen Daten wenig, was nicht in dem Werke Ibra-

him's von Haleb schon aufgenommen wäre, und wetteifert mit Weisi vorzüglich im Schmuck der Rede. Da dieser das Hauptverdienst und die Glanzseite des Werkes Nabi's, so ist es am zweckmäßigsten, hier einen Abschnitt desselben (den des Weinverbotes im vierten Jahre d. H.) als Probe auszuheben, um den Lesern einen richtigen Begriff von dieser dem Europäer so unerträglichen Art persischer und türkischer Geschichtschreibung zu geben, welche der gesunde Sinn des Arabers zwar verschmäht, dafür aber meistens statt gerundeter Erzählung ein Gehäcksel widersprechender Angaben und Autoritäten auftischt, das dem durch die Lesung der Geschichten der Griechen und Römer gebildeten Europäer nicht weniger unschmackhaft, als jene persische und türkische Manier geschmacklos erscheint.

Begebenheit des Weinverbotes (S. 74).

»Die von dem Erstlingssafte historischer Denkmale Betrunkenen geben auf die folgende Weise den Becher der Kunden herum. Bis der Becher des Mondes Schewwal des vierten Jahres d. H. im Kreise des Himmels herumging, reizte die tulpenwangige Tochter der Rebe den Saum des Bechers in den Versammlungen der Weintrinker zum Tanz auf, oder um es in anderen Worten zu sagen, die Versammlung erhellende Lampe des reinen Weines strahlte aus der Laterne des Glases in die Gesellschaft der mit finsterem Herzen Berauschten; der Morgenröthe ausgießende Neumond des Bechers galt noch als Finger der Achtung, die Flasche und die Kanne saßen noch auf dem Throne der Hochachtung. Der alte Vers des Korans: Von den Früchten der Palmen und der Reben empfangt ihr Trunkenheit und gute Nahrung (der 67. Vers der XVI. Sura), war zwar als Erleuchtung der Augen vom Himmel gestiegen, aber von keiner Andeutung begleitet, deren herzschmückende Bedeutung dem Humpen des Weines als Deckel des Verbotes aufgesetzt gewesen wäre; deßhalb führten einige Treuherzige des Festes der Vertraulichkeit den persischen Vers im Munde:

> Wovon der Humpen schwanger ist, sag' ob du's weißt:
> Die schwang're Jungfrau ist er, die gebärt den Geist.

und gingen Hand in Hand und Mund am Munde mit der Tochter der Rebe in die Runde; allein einige Vernünftige, Enthaltsame, welche einsahen, daß jene feuerartige Flüssigkeit die bösartige und schnellwirkende Eigenschaft besitze, die menschliche, sinnliche Natur mit der Substanz der Vernunft wie Feuer und Wasser zu vermischen, eingedenk des (türkischen) Verses:

> Der bitt're Wein kann dich zur Sünde nur verleiten,
> Er ist die Mutter aller Niederträchtigkeiten.

hüteten sich, mit jener feuerausströmenden, auf dem Humpen reitenden Hexe zu vermischen, bis daß einige der erhabensten Gefährten des Propheten eines Tages den Mund öffneten, um jenen Seelenarzt des Hauses der Fürsprache (den Propheten), über welchen die vollkommensten der Anwünschungen, um die Beschaffenheit des Weines zu fragen, wo dann der Koransvers (der 219te der II. Sura): Sie werden dich

fragen um Wein und Würfel, sag ihnen: in beyden ist große Sünde und Nutzen den Menschen, aber die Sünde von beyden ist größer als der Nutzen von beyden, die Versammlung erleuchtete. Da in dem weisheitsvollen Inhalte dieses Verses die polizeyliche Verordnung (Ihtisab), welche den rosenfarbnen Wein von dem Humpenhause der Gleichgültigkeit in den Winkel des Verbotes ausgießet, noch nicht deutlich enthalten war, verbanden sich einige der mit der Krankheit des Trunkes Behafteten mit Sorglosigkeit der Binde die Augen vor dem Schaden der Sünde, und schrieben an die Stirne des Geschäftsbriefes ihres Zustandes den (persischen) Vers:

Um Geld zu wechseln gehe in die Schenke hin,
Denn dort ist Waare, deren Nutzen nur Gewinn.

Aber die meisten Vernünftigen, Geradsehenden wogen in der Wage des Auges der Betrachtung die Sünde ab, indem sie sagten: wiewohl der in den Ring des Bechers gefaßte glänzende Rubin Nutzen und Freude unter dem Siegel hält, so steckt derselbe doch die Scheuer der Saaten des Verstandes in Feuer, und sie opferten den Nutzen des Geruchsinn eröffnenden Duftes der Rose des Bechers dem Schaden und dem Leiden des daraus entstehenden Schnuppens auf. Vers des Verfassers:

Nicht Ros' und rosenfarbe Weine ich begehr',
Die Nase wird verschnuppt, der Kopf vom Rausche schwer.

Der Kanzelinhaber der Versammlung des Prophetenthums (über welchen Anrufung göttlicher Huld und Anwünschung sey) hatte die, welche wünschten, daß die Lust des Weintrinkens aufgehoben werde, damit getröstet, daß jener weisheitsvolle Vers der Vorläufer des gänzlichen Verbotes des Weines sey. Der erhabene Entscheidende (Omar), welchem Gott gnädig seyn wolle! hob die Hände zum Gebete: O mein Gott! gib uns eine hinlänglich entscheidende Erklärung über den Wein! in der Hoffnung, daß das schlechte Blut des Weines mit der scharfen Lanzette deutlicher Erklärung aus der Ader der Gleichgültigkeit vergossen werden würde. Eines Tages hatte Abderrahman, der Sohn Auf's, welchem Gott gnädig seyn wolle! mit einigen Freunden ein Lustgelage angestellt; der Duft des syringenfarbnen Weines raubte aus ihrem Gehirne die Substanzen der Vernunft, und bey der Verrichtung des Abendgebetes verlor der Vorsteher der Reihen der Versammlung durch Ausgießung der Perlen des Weines die dem Garten des Koranverses: Sag: o ihr Ungläubigen! entblühten Tulpen insgesammt aus der Hand. Da stieg der Vogt des Koransverses (der 42ste der IV. Sura): O ihr, die ihr glaubt, nahet euch nicht dem Gebete, wenn ihr betrunken, bis ihr nicht wißt, was ihr sagt, vom Himmel nieder, und ergriff mit der Faust des Hindernisses den Kragen einiger Betrunkenen, deren Wuchseszweig durch die Begießung mit männerniederwerfendem Weine aller Festigkeit beraubt worden war; die meisten der mit Tugend Geschmückten wuschen ihre Hände von der Karaffe reinen Weines (enthielten sich desselben), und nur Einige, durch die Lust des Genusses, des Gespräches mit dem lippenbefleckenden Rebensafte Berauschten wiederholten den Vers (des Verfassers):

Mein Herz ist wie die Flasche von Vorbot'nem voll,
Ich weiß nicht was das Stehn und Niederwerfen soll.

(Das Aufstehen und Niederwerfen beym Gebete), und reinigten zur löblichen Zeit des Gebetes das Kleid ihres Verstandes von dem darauf

ausgegossenen Taubenblut (Traubenblut), bis eines Nachts einer der Gefährten des Propheten, Atban, der Sohn Malik's, einer der Anßaren (der Verbündeten), welchen Gott gnädig seyn wolle! einigen Männern ein Fest bereitete, und dazu einen Kamehlskopf als Braten aufsetzte, wobey zuletzt in dem Beckenkreise des Tischtuchs die Springbronnen der Flaschen und Becher zu springen begonnen (doppelgereimte Verse):

> Freunde von dem reinen Fest der Menschlichkeit,
> Trunk'ne von dem Weine höh'rer Seligkeit,
> Tranken insgesammt aus Einem Glase Wein,
> Waren Eines Weines dichtbetrunk'ne Reihn.

Allgemach überzog die Feuchtigkeit des reinen Weins den Spiegel ihres Verstandes mit Rost; aus Wirkung des eitlen Wahnes der Trunkenheit fingen sie an, sich gegenseitig Stichelreden, die mit ihrer Herkunft und Abstammung prahlten, zuzuwerfen. Nach und nach stiegen mit Hülfe des von rother Tinte überströmenden Tintenfaßes des Glases die verwirrten Compositionen ihrer ungebundenen Rede bis zur gebundenen des Verses, und Saad B. Ebi Wakkaß (welchem Gott gnädig seyn wolle!) begann eine Kaßidet zu singen, welche seines Volkes Lob erhob, und die Mängel der Anßaren (der Helfer Mohammed's zu Mekka) hervorhob. Einer der gegenwärtigen Verbündeten schlug mit dem Beine des gebratenen Kamehlkopfes den gebenedeyten Kopf jenes trunkenen Kamehls (Saad's Ebi Wakkaß) so, daß aus dem Becher seines Kopfes ein rother Strom Blutes zu fließen begann. Als Saad (welchem Gott gnädig seyn wolle!) mit blutigen Thränen in der Gegenwart des Herrn der Propheten eine Klagschrift schrieb, wiederholte der erhabene Entscheidende (Omar), welchem Gott gnädig seyn wolle! das Gebet: O mein Gott! gib uns eine entscheidende Erklärung uber den Wein! Unterdessen war der Ueberbringer der Glaubensgebote, nämlich Gabriel der Sichere, über welchen Heil sey! zum Prophetensitze niedergestiegen, und legte auf den Rubinenschatz des Humpenhauses das Siegel des Verbotes mittels des von ewig her gestochenen Siegelrings des folgenden Koransverses (der 99ste der V. Sura): O ihr, die ihr glaubt! fürwahr, der Wein und die Würfel und die Statuen und die Losungspfeile sind ein Greuel von dem Thun des Satans; hütet euch davor, damit es euch wohl ergehe. Auf Befehl des Königs der Könige, der Menschen und Dschinnen (Mohammed), über den Anrufung von Gottes Huld und Heil sey! riefen Ausrufer durch alle Winkel und Gassen der reinen Stadt Medina den Ausruf: Der Wein ist verboten! aus, und träufelten mit diesem Ausrufe in das verstandverbrennende Feuer der Weinberauschung die Tropfen der Abhaltung und des Verbotes. Als der Schall des Ausrufes des Verbotes durch die Thüre des Ohres einiger der Trunkenen, welche mit dem Becher in der Hand in dem Humpenhause der Lust gezecht, eingegangen, stürzten sie ihre Becher wie Blasen um, und gossen den Rest des halb ausgetrunkenen Glases auf die Wangen der Erde hin. Arab. Hemistich:

> Von der Großmüth'gen Glas hat ihren Antheil auch die Erde.

In jedem Hause, wo sich geschmolzener Rubin reinen Weines befand, wurde derselbe wie Blut der Feinde vergossen, und in der guten Stadt, der wohldurchdüfteten, wurde in den meisten Straßen der rubinfarbne Atlas (des Weines) für die Ankunft des göttlichen Befehls als Fußunterlage entgegengebreitet. Doppelt gereimter Vers:

Wäre nicht des Weinverbots Essenz gesendet,
Hätte dieses Fest in Trunkenheit geendet;
Minder wurde durch's Gesetz des Festes Werth,
Trunkne weinen, weil sie das Verbot beschwert.«

Mit solchem Schwulste türkischer Geschichterzählung, welche sich der Anführung der Quellen enthebt, steht die alle Quellen anführende Gewissenhaftigkeit und bis ins Kleinste gehende Geringfügigkeit der arabischen Biographen des Propheten in schneidendem Widerspruche, und wir führen als Belege dieses Ausspruchs sogleich eine Stelle aus dem Mewahib Kastelani's über das Prophetensiegel, d. i. über das große Muttermaal, welches derselbe zwischen den Schultern hatte, auf. Diese Stelle ist nicht nur eine Probe des Styls, sondern auch des Inhalts dieses dickleibigen Werkes, welches die Waffenthaten des Propheten und seiner Feldherren in Vergleich mit anderen lebensbeschreibenden Werken nur kurz abfertigt, aber desto ausführlicher über alles sich verbreitet, was seine Persönlichkeit betrifft, über seine Personalbeschreibung (Schemail), Trefflichkeiten (Fadhail), Eigenheiten (Chaßaiß), Sitten (Achlak), Manieren (Edab), Gewohnheiten (Aadat), Andachtsübungen (Ibadat), Wunder (Mudschisat), Worte (Akwal) und Lebensweise (Siret).

»Es ist überliefert, das Siegel des das Prophetenthum Besiegelnden sey zwischen seinen beyden Schultern gewesen, habe Moschus gedüftet, es habe wie der Knoten des Strickes eines Brautzeltes ausgesehen, so sagt es Bochari; in der Ueberlieferungssammlung Moslim's heißt es, dasselbe sey eine Sammlung von kleinen Rauten gewesen, welche, wo die Schulter aufhörte, eine Sammlung von Warzen bildeten; andere sagen, es sey ein Knorpel auf seiner rechten Schulter gewesen; im Buche Ebi Naim's (von den Vorboten des Prophetenthums) und in der Ueberlieferungssammlung Moslim's wird gesagt, es sey von der Größe eines Taubeneys gewesen; in dem Ssahih el-Hakims: es sey eine Sammlung von Haaren gewesen; von Bihaki (im Delail) wird dasselbe als ein Auswuchs vorgestellt, und im Schemail als eine Erhöhung der Haut; in der Ueberlieferungssammlung Amru B. Achtab's wie etwas, womit gesiegelt wird, und in der Geschichte Ibn Asakir's als eine Kugel; im Termedi und im Delail Bihaki's als ein Apfel, im Raudh (Nuwewi's) wie die durch die Schröpfung hervorgebrachte Erhöhung; in der Geschichte Ibn Ebi Hoseime's als ein grünes, im Fleische vergrabenes Muttermaal; eben da als ein schwarzes, ins Gelbliche schlagendes Muttermaal; rundum von Haaren umgeben, wie das Maal eines Pferdes; nach der Geschichte Kodhaai's bestand es aus drey in einander gewachsenen Haaren; in dem Buche Termedi's wird gesagt, es habe die Gestalt eines Taubeneyes gehabt, von innen seyen die Worte geschrieben gewesen: Gott ist Einer, er hat keinen Mitgenossen, und von außen sey geschrieben gewesen: Wo immer du dich hinwendest, wirst du siegreich seyn. In dem Buche der Geburt des Propheten von Ibn Aif heißt es: es habe von Licht gestrahlt, und in

der Lebensbeschreibung Ebi Aaßim's, es habe wie ein Taubenmaal ausgesehen; Ebu Ejub erklärt dieses als Kirtametol-hamam, d. i. als das an dem Schnabel der Tauben befindliche Loch; in der Geschichte Nischabur's wird es mit einer fleischigen Kugel verglichen, worauf mit Fleisch geschrieben: Mohammed ist Gottes Prophet; Aische sagt: es habe wie ein dunkles, wohlriechendes Harz ausgesehen, das sich längs der Rückenwirbel hingezogen; sie habe es, als er gestorben, angerührt und erhaben gefunden. Alles dieses erzählt der Hafis Maghlatai, aber im Fethol-Bari, d. i. Eröffnung des Schöpfers (einem der berühmtesten Commentare der Ueberlieferungssammlung Bochari's) wird angeführt, das Siegel des Prophetenthums habe wie eine Schröpfspur ausgesehen, oder wie ein schwarzes oder grünes Muttermaal, auf dem geschrieben gewesen: Mohammed ist Gottes Prophet, und: Geh, denn du bist siegreich. Es ist hierüber nichts Gewisses ausgemacht; so sagt er, und läßt sich nicht beirren durch das, was im Ssahih: Der Muthlose vernachläßigt dieß, wiewohl es gewiß. Der Scheich Hoseini sagt im Mewrid es-saman (die Tränke der Heißdurstigen), nachdem er die Ueberlieferung angeführt, es sey wie eine Kugel aus Fleisch, worauf geschrieben stand: Mohammed ward von Gott gesandt. Von einigen Ueberlieferern wird das Siegel des Prophetenthums (das Muttermaal) mit dem das Prophetenthum Besiegelnden (Mohammed) vermengt. Der Hafis Ibn Hadschr führt Mehreres sehr weitschweifig an, was Ishak B. Ibrahim, der Richter von Samarkand, gesagt, doch ist dieses schwach; er sagt, ser hadschlet, womit er es vergleicht, sey der Knoten eines Brautzeltes. Nuwewi sagt, es sey einer der Knoten eines kuppelförmigen Zeltes, welches mehrere solche Knoten habe, und dieses ist das rechte. Andere sagen, Hadschlet sey hier nicht als Zelt, sondern als das Weiblein des Repphuhns und ser als das Ey desselben zu verstehen; so deutet es Termedi an, aber dieses läugnen die Schriftgelehrten; er sagt auch, es habe ausgesehen wie Dschumi, d. i. die geballte Hand, wenn die Finger geschlossen sind, und wie Chilan, d. i. eine Sammlung von Muttermaalen, das (von Bochari hier gebrachte) Wort Nughd erklärt Nuwewi als den höchsten Theil der Schulter, d. i. das zarte Bein, welches bey Bewegung derselben sichtbar (den Schultermuskel); das Wort Budhaat naschiset heißt ein erhabenes Stück Fleisch; was ein Taubeney ist bekannt; Selil ist eine Sammlung von Warzen, nämlich kleiner, auf der Haut aufgefahrener Körner, wie dieß im Kamus erklärt wird. Kirtamet sind zwey Punkte zu Ende des Schnabels der Taube. Einige Schriftgelehrte sagen, die Ueberlieferer widersprechen sich über das Siegel des Prophetenthums, aber hier ist kein Widerspruch, denn alles dieses kömmt auf Eins hinaus, und alle stimmen überein, daß es ein Stück Fleisch gewesen sey, einige sagen ein behaartes, einige ein mit Haaren umgebenes. Kortoboi sagt: die bewährtesten Ueberlieferungen weisen dahin, daß das Siegel des Prophetenthums ein auf der linken Schulter hervorragendes rothes Fleisch gewesen, welches, wenn es sich zusammenzog, die Größe eines Taubeneyes, wenn es sich ausdehnte, die Größe einer geballten Hand hatte. Dieses Siegel sey die Spur der Brustspaltung, welche zwey Engel am Propheten vollzogen (als sie das Herz desselben wuschen, und das schwarze Samenkorn der Begierde aus demselben herausnahmen). Nuwewi aber bemerkt, dieß sey schwach

und eitel, denn die Spaltung der Brust sey vorne und am Bauche vorgenommen worden. So weit Newewi. Dieses bezeugt auch das Wort des Ins in der Ueberlieferung der Brustspaltung, wovon in dem dritten Makßid (Vorsatze) dieses Buches die Rede seyn wird, so Gott will. Ins sagt: ich habe an seiner Brust die Spuren der Zusammennähung derselben gesehen. Ich (Kastelani) antworte hierauf, daß sowohl in der Ueberlieferung Akba's Ibn Abdes-Selma's, als in der Taberani's gesagt wird, daß nachdem die beyden Engel seine Brust gespalten, einer zum andern gesagt: Nähe sie zusammen, und er sie zusammengenäht, und hierauf das Siegel des Prophetenthums aufgedrückt; aber es ist ganz gewiß, daß das Siegel des Prophetenthums nicht auf der Brust, sondern zwischen den Schultern gewesen. Der Richter Ajadh (im Schifa) berichtigt dieß dahin, daß nach der Spaltung der Brust dieselbe ihm im Schlafe zugenäht, das Siegel des Prophetenthums aber zwischen den Schultern aufgedrückt worden sey, wo dann der fleischige Auswuchs als Spur desselben zurückblieb. Nuwewi und Andere meinten, das Wort zwischen den beyden Schultern sey von der Spaltung der Brust zu verstehen, aber dieß ist nicht so, indem es sich einzig und allein auf die Spur des Siegels bezieht; deßhalb ist das, was Ajadh sagt, nicht eitel. Soheili und das Ssahih (Bochari's) stimmen darin überein, daß das Siegel des Prophetenthums auf den linken Schulterknorpel aufgedrückt gewesen sey.«

In dieser im Vergleiche mit dem Umfange des Werkes (ein Foliant von fünfthalbhundert Blättern) sehr kurzen Stelle über das Muttermaal des Propheten sind allein zwanzig Grundwerke der Ueberlieferung und Geschichte aufgeführt, und in dem Reste des Buches wenigstens eine Centurie mehr. Das Angeführte genügt, um sich von der Geringfügigkeit und Gewissenhaftigkeit arabischer Biographen des Propheten einen Begriff zu machen. Dem an europäische Geschichten gewohnten Leser ist diese Trockenheit eben so unausstehlich, als der Schwulst des oben angeführten Türken. Der Mittelweg zwischen beyden ist in dem zu Kairo gedruckten Commentare zum Mesnewi Ibrahim's von Haleb eingeschlagen, dessen drey und sechzig Distichen dritthalbhundert Schlagwörter der vorzüglichsten Begebenheiten der Lebensgeschichte des Propheten enthalten. Die vier ersten Distichen bilden den Eingang; das fünfte beginnt schon mit der Aufzählung der Begebenheiten, wie folgt:

Geboren und gesäugt im Jahr des Elephanten,
Im Dschim gespaltne Brust und Ankunft Ebubekr's *).

---

*) Weledo Tah amme fil we nudhaa
Fil dschim schakk wadhil Ssidik wakaa.

Tah, ein geheimnißvolles Wort des Korans, ist zugleich ein Beyname Mohammeds; Ssidik, d. i. der Wahrhaftige, ist der Beyname Ebubekr's, und der Buchstabe Dschim bedeutet im Zahlenwerthe des arabischen Alphabetes drey, d. i. im dritten Jahre nach der Geburt.

Jedes Distichon wird zuerst grammaticalisch erläutert, dann die Zahl der darin berührten Begebenheiten (hier vier, nämlich: die Geburt, die Säugung, die Spaltung der Brust und die Geburt Ebubekr's) aufgezählt, und dann die Geschichte jeder dieser Begebenheiten nach den glaubwürdigsten Quellen umständlich beschrieben. So bildet der Commentar zu diesem einzigen Distichon nicht weniger als sieben Quartblätter von Geschichte. Mehrere der in diesen Schlagwörtern berührten Begebenheiten berühren zwar nicht unmittelbar die Person des Propheten, gehören aber dennoch durch ihr Eingreifen in die Geschichte Mohammeds wirklich zur selben, wie z. B. gleich hier die Geburt Ebubekr's, von dem der Leser also sogleich erfährt, daß er nur um drey Jahre jünger als Mohammed gewesen. Die Uebersicht der Begebenheiten der Lebensgeschichte Mohammeds wird durch die numerische Aufreihung der historischen Schlagwörter jedes Distichons ungemein erleichtert, und eines der größten Verdienste des Commentars ist die nicht nur nach den Jahren, sondern auch nach den Monaten eines und desselben Jahres streng beobachtete chronologische Anordnung der Begebenheiten. Da es unmöglich, diese reiche und authentische Quelle der Prophetengeschichte hier ganz auszubeuten, so können wir nur die Wünschelruthe auf die reichen Quellen anschlagen lassen, welche noch unerschöpft für europäische Geschichtsforscher und Geschichtschreiber unter der Erde strömen. Dieses wird am besten und sichersten durch die Aufzählung in chronologischer Ordnung aller in diesem trefflichen Werke ausführlich beschriebenen Begebenheiten der Lebensgeschichte bewirkt werden, weil die Leser dann nur Abulfeda oder Gagnier zur Hand nehmen dürfen, um daraus zu ersehen, was aus diesen schon bekannt, oder was hier noch unbekannt schläft. Nur hie und da wollen wir kurze Bemerkungen beyfügen, um auf die Neuheit oder Wichtigkeit des Inhalts aufmerksam zu machen.

1) Geburt des Propheten im Jahre des Elephanten mit allen dieselbe begleitenden Wundern. 2) Die Säugung erst durch Soweibe, die Magd Abu Leheb's (des Stammvaters, des Oheims, erklärten Feindes Mohammed's), dann durch Halima. 3) Im dritten Jahre nach der Geburt die erste Spaltung der Brust durch zwey Engel. 4) Die Geburt Ebubekr's. 5) Abdallah, Mohammeds Vater, starb, als Mohammeds Mutter im zweyten Monate mit ihm schwanger. Abdol-Motallib, der Großvater Mohammeds, hatte den heiligen Bronnen Semsem, dessen Wasser unter der Hut der Beni Dschorhem verloren gegangen war, wieder aufgefunden S. 21. Das Licht des Prophetenthums, welches sich von Adam bis auf Abdallah, den Vater Mohammeds, stillschweigend fortgepflanzt, jedem der

Vorväter Mohammeds aber von der Stirne geglänzt, ward der Tochter Weheb's, Aminet, der Mutter Mohammeds, zur Empfängniß beschert. Im siebenten Jahre nach der Geburt Mohammeds 6) Hungers- und Wassernoth. 7) Die Vormundschaft Abu Motallib's nach dem Tode Amina's, der Mutter Mohammed's. 8) Die Deputation (Wofud) der Beni Koreisch an Si Jesen den Homeiriten, den Herrn von Jemen; Abdol Motallib's Anrede bey dieser Gelegenheit (S. 26) und seine Unterredung mit Seif Si Jesen. 9) Berke Omm Eimen übernimmt nach Amina's Tod das Geschäft der Kindeswärterin (Hadhanet). 10) Mohammed, mit Augenweh behaftet, wird von seinem Großvater zu einem zwischen Mekka und Medina wohnenden Mönch geführt, der ihn heilt, indem er ihn sich mit seinem Speichel die Augen auswischen heißt. Dieß ist der Beginn der Arzneykunde des Propheten, welche, wie bekannt, in der wissenschaftlichen Encyklopädie der Moslimen einen besondern Zweig bildet, und in dem großen Werke Kastelani's den größten Theil des achten Makßad füllt*). Die Arzneykunde Mohammeds ist eine bisher in der Geschichte der arabischen Medicin europäischen Aerzten ganz unbekannte Disciplin. Sie zerfällt in zwey Abschnitte, deren erster die geistigen, übernatürlichen Mittel, mittels des Gebetes, der zweyte die natürlichen Arzneymittel wider verschiedene Krankheiten enthält; ein Auszug aus diesem für die Geschichte der Medicin unter den Arabern so interessanten Hauptstücke würde den Zustand derselben in Arabien zur Zeit des siebenten Jahrhunderts d. chr. Z. kennen lehren. Im achten Jahre (n. d. G. M.'s) 11) der Tod Abdol-Motallib's, an dessen statt Abu Talib die Curatel (Kefalet) über Mohammed übernimmt. 12) Der Tod Hatim Tai's, des freygebigsten der Araber. 13) Der des Chosroes Nuschirwan, des gerechtesten der persischen Könige. Bey Gagnier (I. p. 93) wird der Nachfolger Nuschirwan's Kogmos statt Hormus geschrieben, und Ebubekr's Geburt irrig in dieses Jahr gesetzt. Im zehnten Jahre (n. d. G. M.'s) 14) Hungersnoth zu Mekka; 15) zweyte Spaltung der Brust und Waschung des Herzens Mohammeds durch zwey Engel. 16) Der erste der vier heiligen Monate, in denen es verboten, Krieg zu führen; entweihender Krieg (Fidschar), veranlaßt durch den Hochmuth Bedr B. Maascher's des Ghafariten, welcher hochmüthig seinen Fuß ausstreckte, und dabey jeden, der ihm vorzugehen meinte, denselben abzuhauen aufforderte. Einer sprang hervor,

*) Im Exemplare der k. k. Hofbibliothek nicht weniger als zwey und zwanzig Folioblätter, 296—319.

und verwundete denselben, worauf Bürgerkrieg zwischen den beyden Parteyen des Herausforderers und seines Gegners. Im zwölften Jahre (n. d. G. M.'s) hatte 17) der zweyte Fidschar zwischen den Stämmen Beni Kenane und Aamir Statt, des von einem der ersten einem Weibe der zweyten vom Gesichte gezogenen Schleyers wegen; deßgleichen 18) Mohammeds erste Reise nach Boßra in Syrien, wo ihn der Mönch Bahira [1]) gastfreundlich aufnahm, und in ihm den künftigen Propheten erkannte. Diese beyden Begebenheiten fehlen in den Schlagwörtern der Distichen Ibrahim's von Haleb, sind aber in dem türkischen Commentare Aaßim's (des Reichsgeschichtschreibers, Uebersetzers des Burhani Katii und des Kamus) aufgeführt. Im dreyzehnten Jahre (n. d. G. M.'s) 19) die Geburt Omar's. Im vierzehnten Jahre (n. d. G. M.) 20) der dritte Fidschar oder entheiligende Kampf zwischen den Beni Aamir und Kenane wegen Verweigerung der Abtragung einer Schuld entflammt, mit drey Distichen, in denen die Koreisch, welche sich an die Kaaba geflüchtet, ihre Noth klagen. 21) Der Streit endete durch einen von beyden Theilen im Hause Abdallah's B. Dschodaan's beschwornen Vertrag, welcher Hilfolfodhul, d. i. der Schwur der Zurückstellung des unrechtmäßigen Gutes heißt (S. 36) [2]). Mohammed fand sich bey diesem beschwornen Vertrage gegenwärtig, und sagte, daß er für den Bruch desselben kein rothhaariges Kamehl nehmen, und gerne unter die Familie des Hilfol-fodhul gezählt werden wolle. Von allen diesen keine Spur bey Gagnier. Im siebzehnten Jahre nach der Geburt Mohammeds 22) reiste er mit seinem Oheim Schakik Abdallah Sobeir nach Jemen, wo im Hinwege ein grimmiger Löwe, auf der Rückreise ein angeschwollener Strom ihre Wildheit vor Mohammed ablegten. 23) Der vierte entheiligende Krieg (Fidschar), bey Gelegenheit des Marktes von Okaf von Irwe und Beradh entflammt und umständlich erzählt (S. 38). 24) Die dritte Spaltung der Brust im Traume. Fünf und zwanzigjährig 25) reiste Mohammed nach Dschorasch, sechs Tagreisen von Mekka, von Meisere, dem Sclaven der reichen Handelsfrau Chadidsche begleitet, in ihren Geschäften, und dann zum zweyten Male 26) nach Boßra,

[1]) Bahira, nicht Bohaira, wie bisher alle Orientalisten geschrieben, ist die wahre Aussprache; denn S. 34 heißt es ausdrücklich: Bahira fethi Bai muwwahade we kesri Hai muhmele ile.

[2]) Hilfol fodhul ist in der türkischen Ausgabe des Kamus III. Bd. S. 316 umständlich erläutert, fällt aber bey Freytag unter Hilf, wo es stehen sollte.

wo statt Bahira's der Mönch Nestor *) in ihm, wie sein Vorfahrer, den künftigen Propheten erkannte, und sich mit ihm über die heiligen Schriften unterhielt. Bey dieser Gelegenheit 27) überschatteten ihn zwey Engel (S. 42), und im selben Jahre 28) vermählte er sich mit Chadidsche. Im dreyßigsten Jahre (n. d. G. M.'s) ward 29) Ali, der Sohn Ebi Talib's, der Neffe und nachmalige Eidam Mohammeds, dann im vier und dreyßigsten 30) Moawije, der Ahn des Gründers des Chalifats der Beni Omeije, und 31) Moas B. Dschebel geboren. Im fünf und dreyßigsten (n. d. G. M.'s) wurde 32) das von einem Regenstrome zerstörte heilige Haus der Kaaba wieder aufgebaut, wobey Mohammed die streitenden Familien der Beni Koreisch durch den Ausspruch vereinigte, daß von jedem Stamme Einer den heiligen schwarzen Stein anhebe, um denselben auf seinen Platz zu setzen (sehr umständlich von S. 44—49). Als Mohammed sieben und dreyßig Jahre alt, 33) hörte Chadidsche zuerst den Ruf Gabriels und 34) sah überirdischen Glanz. Ein halbes Jahr ehe er sein vierzigstes vollendete 35) sah er im Traume prophetisches Gesicht, und als er sein vierzigstes Jahr vollendete, 36) spalteten ihm Gabriel und Michael zum vierten Male die Brust. 37) Israfil stieg mit den Worten (der XCVI. Sura) nieder: Lies im Namen deines Herrn, welcher erschaffen, welcher den Menschen aus gestocktem Blute erschaffen; lies im Namen deines Herrn, so der Geehrte, welcher die Schrift durch die Feder lehrte. Die meisten Schriftgelehrten setzen diesen Tag auf den achten Rebiulewwel, einen Montag (S. 51). Sieben Monate später (im Ramasan 38) stieg Gabriel (mit den ersten Worten der LXXIV. Sura) nieder: O Eingehüllter! stehe auf! laß den Verheißungen freyen Lauf, verherrliche deinen Herrn, reinige dein Kleid, und fliehe den Greuel der entweiht! Diese Offenbarung hatte bey der Zurückkunft Mohammeds aus der Grotte im Berge Hara Statt, wo er seine Sendung studierte. Chadidsche hatte ihn bey seiner Rückkunft mit Kleidern zugedeckt, und daher die Worte: o Eingehüllter. Gabriel, der dem Adam nur zwölfmal, dem Enoch nur viermal, dem Noe funfzigmal, dem Abraham vier und zwanzigmal, dem Moses vierhundertmal, dem Herrn Jesus zehnmal erschienen war, erschien vor

*) Gagnier vermengt den Mönch Nestor mit Bahira, den er irrig Bohaira, so wie Al-Fagjiar statt Fidschar schreibt, während der Kamus ausdrücklich sagt, daß Fidschar wie Kitab gesprochen werde.

Mohammed nicht weniger als vier und zwanzigtausendmal (S. 53). Als Mohammed drey und vierzig Jahre alt, starb 39) Werka B. Naufil, und im folgenden Jahre 40) verkündigte Mohammed die bisher geheim gehaltene göttliche Sendung laut. Im folgenden Jahre 41) ward Aische geboren, die also fünf und vierzig Jahre jünger als Mohammed, als die geliebteste seiner Frauen, und die einzige, welche er als Jungfrau geheiratet, einen so großen Einfluß auf ihn, und noch einen größeren während der ersten vier Chalifen, Nachfolger Mohammeds, ausgeübt. In demselben Jahre hatte 42) die erste Auswanderung von Moslimen nach Aethiopien Statt. Die Namen der Ausgewanderten übergeht der Commentar mit Stillschweigen, doch sind dieselben schon aus den Quellen Gagnier's bekannt. Noch umständlicher verbreiten sich über diese erste Auswanderung (Hidschret) die großen biographischen Werke, wie das Raudhol ahbab Ibn Atallah's, das Schifa des Ibn Ajadh, das Mewahib Kastelani's und das Chamis Diarbekri's; unter den Ausgewanderten befand sich Osman, der nachmalige dritte Chalife, mit seiner Gemahlin Rakijet, der Tochter Mohammeds. 43) Sie kehrten aber noch im selben Jahre nach Mekka zurück; Osman und Sobeir blieben allda, und der Rest 44) wanderte zum zweyten Male nach Aethiopien aus. Der Anlaß zur Rückkehr der ersten Auswanderer ist ein für Mohammeds Geschichte höchst wichtiger, von Gagnier (I. 121) wohl berührter, aber keineswegs in das gehörige Licht gesetzter. Die Auswanderer hatten vernommen, daß sich die Beni Koreisch, als Mohammed die Sure des Gestirns (LIII) vorgelesen, niedergeworfen, woraus sie schlossen, daß sie Moslimen geworden. Die Koreischiten hatten sich aber, wie alle Quellen der Legende erzählen, anbetend niedergeworfen, weil sie nach dem 19ten und 20. Verse dieser Sura, in welchem ihrer drey vorzüglichsten Idole Allat, Ussa und Menat Erwähnung geschieht, den Vers vernahmen: Diese sind Kraniche, welche aus der Höhe gekommen, und deren Fürbitte wird angenommen; hierauf warfen sich die Koreisch anbetend nieder; Mohammed wollte aber hernach von diesem Zusatze nichts wissen, und es hatte denselben augenscheinlich der Teufel interpolirt. 45) Ueber diese Interpolirung des Satans verbreiten sich die Biographen umständlich; nach allem Anscheine aber wollte Mohammed den drey Idolen ein poetisches Compliment machen, das er, als er gesehen, daß die Beni Koreisch es für eine ihren Götzen gezollte Huldigung ansahen, in der Folge wieder zurücknahm. Ins sechs und vierzigste Jahr (n. d. G. M.'s) fällt der Islam 46) Hamsa's und 47) Omar's, der beyden stärksten Säulen desselben.

In dem Beginne des folgenden Jahres 48) die Trennung der Zweige der Beni Koreisch, nämlich der Beni Abdol-Motallib und der Beni Haschim, der Partey Mohammeds, von den Beni Abdesch-schem's und Beni Naufil. Die beyden letzten hatten sich verbündet, nicht eher ruhen zu wollen, bis ihnen Mohammed ausgeliefert würde. Die an der Kaaba aufgehangene Urkunde des Vertrags ward von den Würmern bis auf das Wort: Im Namen Gottes, zerfressen, was für ein Wunder galt. Ein größeres war aber im neun und vierzigsten Jahre 49) die Spaltung des Mondes, worauf der Tod 50) des Oheims und Schützers Mohammeds Ebi Talib's und 51) seiner ersten Gemahlin Chadidsche folgte. Den Verlust dieser ersetzte er noch im selben Jahre durch 52) die Heirat mit Suda und 53) die Verlobung mit der siebenjährigen Aische. 54) Mohammed begab sich nach Taif, wo die Beni Sakif wohnten, sie zum Islam zu bekehren. 55) Auf der Rückkehr fing er Nachts zu Batn nachlet (Palmenbauch) die Sure der Dschinnen (die LXXIIste) zu beten an, und eine Versammlung von Dschinnen aus Nißibin hörte ihm zu. Im ein und funfzigsten Jahre 56) gewann er die ersten Anßar (Gehülfen), d. i. Bewohner von Medina und andere, welche sich zum Islam bekehrten, und daher Anßar, d. i. die Gehülfen oder Verbündeten, genannt wurden, im Gegensatz mit den Bewohnern von Mekka, welche mit ihm später auswanderten, und daher Mehadschirin, d. i. die Ausgewanderten, hießen. Anßar kann also füglich mit Alliirten, wie Mohadschirin mit Emigrirten übersetzt werden. Aßhab, d. i. die Gefährten, hießen die nächsten Jünger des Propheten. Die Alliirten waren vorzüglich die beyden Stämme Aus und Chasredsch, deren Abstammung S. 63 erläutert wird. 57) Die fünfte Spaltung der Brust des Propheten. Im zwey und funfzigsten Jahre 58) die von Gagnier im größten Detail beschriebene nächtliche Himmelfahrt; dann 59) die erste und 60) die zweyte Huldigung von Akba, bey deren erster sich zwölf, bey der zweyten zwey und siebenzig Moslimen, dem Propheten huldigend, zur Aufrechthaltung seiner Gebote verbanden. Mohammed hatte nun seit neun Jahren den Islam öffentlich gepredigt, aber in den beyden letzten Jahren erst hatte er durch seine halsstarrige Behauptung der Wunder der Mondspaltung und Himmelfahrt, durch die Verbindung mit den Stämmen Aus und Chasredsch und durch die doppelte Huldigung den Groll des ihm feindlichen Theiles der Beni Koreisch aufs Höchste gesteigert, so, daß er im dreyzehnten Jahre seiner Sendung, im drey und funfzigsten seines Alters, nach Medina auszuwandern für räthlich fand. 61) Die Auswanderung

(Hidschret). 62) Der Bau der Moschee Koba und dann 63) der großen zu Medina. 64) Die Waffenverbrüderung von Honein. 65) Die Anordnung des Gebetausrufes (Esan) statt Glocken, Trompeten und Feuer, womit Juden, Christen und Perser die Zeit des Gebetes verkündeten, hatte in diesem Jahre Statt, wo auch Mohammed zum ersten Male von einer drey Stufen hohen Tribune das Kanzelgebet sprach, und 66) der Palmenstock, an welchen er sich bisher beym Gebete mit dem Rücken angelehnt, aus Schmerz, vom Propheten verlassen worden zu seyn, laut aufstöhnte. Diese Kanzel soll später in der Moschee von Cordova mit Aloe und Ebenholz eingelegt, mit Marmorgeländern umgeben, auf welchem die Personalbeschreibung des Herrn Moses, Jesus, der Siebenschläfer und der Rabe des Moses abgebildet gewesen (S. 73), der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt gewesen seyn. In diesem Jahre wurden 67) die Beugungen (Rukuu) des vorgeschriebenen Gebetes von zweyen auf vier erhöht. 68) Ins, nicht Anas, wie Gagnier und Andere schreiben), der Sohn Malik's, tritt in den Dienst Mohammeds. 69) Mohammed war unwohl aus Folge einer Zauberey des Juden Lebid B. Aßam, genas aber durch die beyden damals vom Himmel gesandten letzten Suren des Korans, welche el-Mowiseteín, d. i. die beyden sich zu Gott flüchtenden heißen. 70) Die Vermählung mit Aische ward vollzogen; die Hochzeit wird beschrieben. 71) Einer der gelehrtesten Juden, Abdallah B. Selam, wird, nachdem ihm Mohammed drey sonderbare Fragen beantwortet, Moslim (S. 76); und 72) das Gebot des heiligen Kampfes (Dschihad) stieg vom Himmel. Im folgenden vier und funfzigsten Jahre (n. M.'s G.) begannen die Waffenthaten des Islams. Die Feldzüge (Serijet), bey denen der Prophet nicht gegenwärtig, und die Frohnkämpfe (Gasa), durch seine Gegenwart geheiligt; die ersten zwey und vierzig, die letzten sieben und zwanzig an der Zahl, zusammen neun und achtzig Waffenthaten. Die ersten Feldzüge, wie der 73) Hamsa's, 74) Obeide's, 75) der des Ebi Wakkaß, sind nur Plünderungen von Karawanen. Mohammed selbst zog 76) zum ersten Male nach Abwa an der Spitze von sechzig Mann zum Frohnkampf aus. Im fünf und funfzigsten Jahre (II. der Hidschret) 77) Frohnkampf von Bewat, 78) von Aschira, 79) der erste von Bedr. So ausführlich auch die Schlacht von Bedr in Gagnier erzählt ist, so fehlen doch manche zur richtigen Beurtheilung des Charakters Mohammeds wichtige Daten und andere historisch merkwürdige Angaben; z. B. sey nur eine von diesen und jenen: Gagnier nennt zwar ein Mal die entschiedensten Feinde Mohammeds, die er aus den Gefangenen

nach der Schlacht hinrichten ließ (Nadhr und Okba); aber er übergeht die wilde Schadenfreude Mohammeds, mit der er die Leichname der Erschlagenen aus der Grube, worein er sie werfen ließ, zog, mit Stillschweigen. Er rief jeden Einzelnen beym Namen auf, und sagte dann die von der Ueberlieferung erhaltenen folgenden Worte: »Habt Ihr nun gefunden, was Euch Gott und sein Gesandter verheißen in Wahrheit, und auch ich habe gefunden, was mir mein Herr verheißen in Wahrheit; o verwünschtes Volk, das mich als Lügner schalt, während alle andern Menschen die Wahrheit meiner Sache anerkannten.« Omar sagte ihm: Sprichst du, o Gottgesandter, mit Leichnamen? Mohammed antwortete: Sie hören mich so gut als ihr, nur antworten sie mir nicht. Auf diese sehr charakteristische Begebenheit beziehen sich das zehnte und eilfte Distichon der folgenden Hemistichen, welche Ibrahim von Haleb aus einer der berühmtesten auf die Schlacht von Bedr gedichteten Kaßideten, nämlich aus des Gelahrten seiner Zeit Ibn Dschebir's, mittheilt [1]).

Da ist der Tag von Bedr, der strahlt als voller Mond [2]),
Die Heere ziehn wie Sterne herauf am Horizont.
Als Gabriel erschienen mit Engelslegion,
Da flohen alle Feinde erniedriget davon.
Er [3]) wirft in die Gesichter die Hand voll Kies und Graus,
Und schnell sind sie verscheuchet wie aufgejagter Strauß.
Er kämpfte mit dem Schwerte, bis jeder sich ergab,
Großmüthigen Gemüthes [4]) dem Härt'sten er vergab.
Obeide zog vom Leder und Hamsa zog das Schwert,
Hier wird die Ueberliefrung von Ali ganz bewährt.
Sie stürmen mit dem Säbel und Okba [5]) blutet schon,
Welid [6]) muß Tod verkosten, den abwehrt kein Patron.
Zum Greis ist Scheibet [7]) worden, ob der Gefahr, die droht,
Da sind die hohen Lanzen, die färben ihn blutroth.
Herum irrt Ebu Dschehl [8]), Unwissender gewiß!
Er weiß nicht, daß für Morgen der Tod sein Kleid zerriß.
Koleib [9]), der Gestürzte im alten Brunn, erwacht,
Sein Volk hat ihn verführend zum schlimmsten Ort gebracht.
Es kam der Menschen Bester, er ließ dem Vorwurf Lauf,
Er schloß von allen Namen geschwind den Riegel auf.
Ein jeder hört von ihnen die Kunde, die er spricht,
Allein durch Worte werden zurückgeführt sie nicht.

---

[1]) S. 47. [2]) Bedr heißt der Vollmond. [3]) Mohammed, nicht Gabriel. [4]) Wortspiel zwischen Dschade, er war großmüthig, und Dschadele, er kämpfte. [5]) Wortspiel zwischen Otba und Atabu, sie strömten. [6]) Wortspiel zwischen Welid und Weli, Patron. [7]) Wortspiel zwischen Scheibet und Schab, Greis. [8]) Wortspiel zwischen Ebu Dschehl, der Vater der Unwissenheit, und Dschale, er irrte herum. [9]) Wortspiel zwischen Koleib und Kalib, der Gestürzte und der alte Brunnen.

Sie waren froher Dinge, sie lachten nur zum Streit,
Schnell kam herbey das Weinen auf unbestimmte Zeit.
Ey! sollten sie nicht wissen, daß Wahrheit nur sein Wort,
Allein sie kehren nimmer zu der Vernünft'gen Hort.
O Bester der Erschaffnen, ich flüchte mich zu Dir,
Du gabest Deine Liebe zum Provlante mir.
Ich segne Dich, mit Segen umfassend all Dein Haus,
Die Besten der Genossen, den Trefflichsten voraus.

80) Der Feldzug Abdallah's B. Hadschesch. Im selben Jahre 81) die Vermählung Fatime's, der Tochter Mohammeds, mit Ali, welchem 82) der Beyname Eba turab, d. i. Erdenvater, beygelegt wird. 83) Die Kibla, d. i. die Gegend, nach welcher man sich beym Gebet wendet, wurde verändert, und von Jerusalem nach Mekka übertragen. 84) Gebot der Faste, 85) des jährlichen Almosens, 86) des zu Ende der Faste vorgeschriebenen Almosens, 87) der Schlachtung der Opferthiere (Tadhijet). In diesem Jahre 88) starb Rakijet, die Tochter Mohammeds, welche, ehe sie Osman's Gemahlin, dem Ebuleheb, so wie ihre Schwester Omm Kulsum dem Sohne Ebuleheb's verlobt gewesen, beyde aber vom Vater und Sohne zurückgewiesen worden waren; daher die große Feindschaft zwischen Mohammed und Ebuleheb. Noch tieferen Groll hegte Mohammed wider die Jüdin Aßma, die Tochter Merwan's, welche seiner in Satyren gespottet. 89) Er sandte den Omeir B. Adi, aus dem jüdischen Stamme Chatem, welcher Moslim geworden, ab, seine vorige Glaubensgenossin zu morden, der erste Meuchlerbefehl Mohammeds, der von dieser Seite europäischen Geschichtschreibern noch nicht gehörig bekannt. Als der Mörder die Frage Mohammeds, ob er den Auftrag vollzogen, bejahte, und Omeir fragte, ob etwas Böses für ihn daraus entstehen könnte, sagte Mohammed: Nicht zwey Ziegen werden sich deßhalb stoßen (S. 85). 90) Tod Osman's, des Sohnes Masun's. 91) Vorschrift des Festgebetes. 92) Erneuerung der Moschee von Koba. 93) Die große Schlacht von Bedr, deren ausführliche Beschreibung nicht weniger als zehn Quartblätter füllt (S. 86—107), wodurch Mohammed von zwey seiner größten Feinde, seinem Oheim Abuleheb, dem Vater der Flammen, befreyt ward. 94) Der Frohnkampf von Kedr, 95) von Soweik, 96) wider die Beni Kainokaa, welche mit den Beni Nadhir und Karisa die drey mächtigsten jüdischen Stämme, Feinde Mohammeds. Alle Einwohner Arabiens waren damals in Bezug auf Mohammed in sechs Klassen getheilt: 1) die Muminin, d. i. die Rechtgläubigen; 2) die Munafikin, d. i. die Gleißner, welche von außen Moslimen, von innen Gjauren; 3) die Inhaber der

Schrift (Juden und Christen); 4) Moschrikun Moharibun, d. i. die kämpfenden Götzendiener, nämlich die den Propheten mit Waffen bekämpfenden Koreisch; 5) Moschrikun Motarikun, d. i. die Waffenstillstand eingehenden Götzendiener, wie die Beni Chodaa; 6) die Motarikun Montasarun, d. i. die im Waffenstillstand Begriffenen, aber nur eine Gelegenheit, denselben zu brechen, Abwartenden, wie die Beni Bekr (S. 401). 97) Der zweyte auf Mohammed lastende Meuchelmord ist der des mehr als hundertjährigen Juden Ebu Aas, welchen Salim B. Omeir auf Mohammeds Ruf: Wer befreyt mich von diesem Niederträchtigen! unternahm. Da diese Meuchlerthat weder als Frohnkampf, noch als Feldzug gelten kann, so heißt sie Baas, d i. die Sendung, und die erste Mission des Islams war also eine zum Meuchelmorde (S. 106). Im selben Jahre 98) der Frohnkampf wider die Beni Ghatfan, 99) wider die Beni Selim zu Bochran; 100) die für Mohammed so unglückliche Schlacht von Ohod, deren Beschreibung, wie die der Schlacht von Bedr, zehn Quartblätter füllt, in welcher Hamsa als Blutzeuge fällt, Ali mit seinem Schwerte Sulfakar Wunder der Tapferkeit thut. Mohammed stritt mit einem Säbel, auf welchem der Vers eingegraben war:

Feigheit ist Schand' und Ehr' ist im Entgegengehen,
Der feige Mann kann doch dem Loose nicht entgehen.

(S. 116). Sobeir B. Awwam stürmte mit Heldenmuth, auf den Wink des Propheten, gegen Ebu Dedschan mit den improvisirten Versen ein:

Ich bin's, mit welchem der Prophet den Bund geschlossen;
Wir sind's, von denen Palme wird mit Blut begossen.
Von Fesseln sey die Welt hinfüro nicht beschwert,
Ich haue drein mit Gottes und Propheten-Schwert.

Am Martyr Hansala verrichteten, nach dem Ausspruche Mohammeds, Engel die Todtenwaschung, die fanatische Hind fraß Hamsa's Leber. Kaab B. Malik rettete den Propheten aus der Schlacht, indem er die Moslimen aufrief, und im Thale von Ohod die Wunden Mohammeds wusch; dem Kaab B. Malik, einem der treuesten Freunde Mohammeds, steht Kaab B. Eschref, einer seiner gefährlichsten und verhaßtesten Feinde, entgegen, indem er, mit Ebi Sofian verbündet, die Bewohner Mekka's mit Satyren wider Mohammed aufstachelte, wofür sich Mohammed an ihm ebenfalls durch Meuchelmord rächte, indem er aufrief: Wer ist's, der den Kaab vernichtet! Die Erzählung der Umstände dieses Meuchelmordes (S. 125) ist einer der blutigsten Flecken der Propheten-

geschichte, und wird 101) als der Feldzug Mohammed B. Moslema's aufgeführt. 102) Der Frohnkampf Hamrol-esed, d. i. zum rothen Löwen. 103) Der Feldzug Seid's B. Harese; 104) der nach dem Wasser Redschii im Gebiete der Beni Hudeil. 105) Der Feldzug von Kira oder Bir maunet, wobey der Stammführer der Beni Aamir, beygenannt Molaibol-esinnet, d. i. der Spieler der Lanzen, erscheint (S. 133). 106) Der Feldzug Abdollah's B. Eni's, 107) der Abu Selma Abdallah B. Abdol-esed's. 108) Die Vermählung Mohammeds mit Seineb, der Tochter Hosaima's der Hilalitin. 109) Die Vermählung Mohammeds mit Hafßa, der Tochter Omar's; 110) die Omm Kolsum's, der Tochter Mohammeds, mit Osman. 111) Die Geburt Haсan's, des Sohnes Ali's. 112) Die Schwangerschaft Fatime's mit Husein. Im sieben und funfzigsten Jahre nach Mohammeds Geburt (IV. d. H.) 113) der verheißene Frohnkampf von Bedr, also die dritte Waffenthat, welche diesen Ort in der arabischen Kriegsgeschichte berühmt gemacht, und welche auch die Schlacht von Klein-Bedr oder das letzte Bedr heißt. 114) Der Frohnkampf wider die Juden Beni Nadhir. 115) Der Frohnkampf von Sater-rokka; 116) der von Dumetol-Dschendel, der wider die Beni Moßtalak und die Völkerschlacht von Chandak, wo Belal die Araber Verschanzungen aufzuwerfen lehrte, Mohammed selbst die Haue ergriff, und einen Stein auf drey Schläge zerschlug. Die drey Funken, welche der Stein sprühte, verwandelt die Legende in das Wunder von drey Blitzen, bey deren Schein Mohammed die Zinnen der Palläste von Constantinopel, Medain und Jemen sah. 117) Feldzug wider die Beni Karisa. 118) Gebot der Verschleyerung der Frauen; 119) das der Wallfahrt zum heiligen Hause der Kaaba. 120) Die Verleumdung Aische's wegen ihres nächtlichen Abenteuers. 121) Die Sendung des Verses, welcher in Ermanglung des Wassers die Reinigung mit Sand anbefiehlt. 122) Die Vermählung Mohammeds mit Seineb, der Tochter des Hadschesch, der Gemahlin des Freygelassenen Seid, 123) und die mit Dschoweire, der Tochter des Stammesfürsten der Beni Moßtallak, welche ehemals Bere hieß. Die Beni Karisa ergaben sich auf den Rath Kaab's B. Esed's, und erhielten die Schonung ihres Lebens nur unter derselben Bedingung, wie die Beni Nadhir, nämlich daß sie das Land verließen (S. 159). Aus der Zusammenstellung der anderen letzten Begebenheiten ergibt sich von selbst ihre Causalverbindung. Es war natürlich, daß Aische, eifersüchtig über die wiederholten Vermählungen ihres

sieben und funfzigjährigen Gemahls, sich durch ein nächtliches Abenteuer entschädigte, daß zu gleicher Zeit den Weibern sich zu verschleyern und auf Reisen in Ermanglung von Wasser Sand zu gebrauchen anbefohlen ward, da Aische unter dem Vorwande, Wasser zur Reinigung zu suchen, unverschleyert aus ihrer Sänfte gestiegen, und als Verirrte von Ssafwan in die seinige aufgenommen worden war. Verse des Korans rechtfertigten die Vermählung mit der Frau des Freygelassenen, und reinigten die Ehre Aische's, nachdem ihr Vater Ebubekr, Omar und Osman für ihre Unschuld, Ali aber dawider gesprochen, was sie ihm nie verzieh, und hernach unter seinem Chalifate an der Spitze eines Heeres wider ihn auszog. Bey der reichen Beute der Beni Karisa war dem Propheten noch Rihanet, die Tochter Amru's, zugefallen, welche er ebenfalls sogleich heiraten wollte, welche aber durch ihre Erklärung, dem Glauben ihrer Väter treu bleiben zu wollen, diesen Vorsatz vernichtete (S. 163). Ebi B. Solul, das Haupt der Verleumder Aische's, ward entfernt, die andern zwey, Hasan B. Sabit und Mosattah, erblindeten in ihrem Alter. Seite 167 wird des vom Richter Haleb's, Ibnol Aadim, bloß auf die Unschuldsreinigung Aische's verfertigten Lobgedichtes erwähnt. Dadurch, daß Mohammed sich mit Dschoweire, der Tochter des besiegten Stammherrn der Beni Moßtalak, vermählte, befreyte er ihre Stammgenossen aus der Sclaverey der Kriegsgefangenschaft, indem die Häupter der Moslimen die Verwandten und Stammgenossen der Gemahlin des Propheten nicht als Sclaven behalten konnten. Im neun und funfzigsten Jahre der Geburt (VI. d. H.) die sechs Feldzüge 168—173) Seid's B. Harase's wider die Beni Selim. 174 und 175) Die zwey Feldzüge Mohammed B. Moslime's. 176) Der Feldzug Akasche B. Mohßin Esedi's, 177) Ebu Obeid Ibnol-Dscherrah's, 178) Kers B. Dschaber el-Fechri's, 179) Abderrahman's B. Auf, 180) Abdallah B. Aatik, 181) Amru B. Owenejet edh-Dhamri's, 182) Abdallah B. Rewaha's, 183) Ali Ebi Talib's. Ohne hier in das Detail der Oertlichkeit und Persönlichkeit aller dieser Feldzüge eingehen zu können, müssen wir nur über den Abdallah B. Aatiks bemerken, daß derselbe nichts als eine schändliche Meuchlergeschichte, ein würdiges Seitenstück zu dem von Abdallah B. Moslime am Juden Eschref vollbrachten Meuchelmorde. Der Mörder Kaab's war aus dem Stamme Aus, mit welchem der Stamm Chasredsch immer in dem Bestreben, dem Propheten wohlgefällig zu seyn, wetteiferte. Abdallah B. Aatik, dem letzten angehörig, nahm es auf sich, den Propheten durch den

Meuchelmord des Juden Ebu Rafi B. Ebil-hakik, welcher eines der Schlösser von Chaiber bewohnte, zu beruhigen (S. 179). Der Zug Ali's war wider die Beni Saad gerichtet. 184). Der Frohnkampf von Hodaibe. So oft der Prophet selbst auszog, bestellte er zu Mekka einen Stellvertreter (Chalifet), und es gibt also noch zu Lebzeiten Mohammeds eine Reihe von Chalifen, Statthalter von Mekka während Mohammeds Abwesenheit. Dießmal wurde das Diplom der Chalifenschaft für Ibn Omm Mektum ausgefertigt [1]). Von den Frauen des Propheten begleitete ihn immer eine wenn er ins Feld zog; dießmal Omm Selma. Die Geschichte der Friedensunterhandlung von Hodaibe und des Friedensvertrages füllt sieben Blätter (S. 183 — 196). Es sey hierüber nur bemerkt, daß die aus dem Umstande, daß Mohammed den Friedensvertrag dem Ali als Secretär dictirt, hergenommene, bey europäischen Biographen gäng und gäbe Meinung, daß Mohammed nicht schreiben gekonnt, eine ganz irrige. Im Mewahib Kastelani's, welcher alle sich hierauf beziehende Stellen der Ueberlieferung gesammelt, wird ausdrücklich gesagt, daß Mohammed Secretäre gehalten, weil er selbst keine schöne Hand schrieb, aber dennoch schrieb [2]). Die Ueberlieferer sind nur darüber uneins, ob er schon früher schreiben gekonnt, oder ob er, als er bey dem Friedensvertrage von Hodaiba dem Ali die Feder aus der Hand nahm, und selbst seinen Namen hinschrieb, erst durch ein Wunder zum ersten Male und dann sofort in der Folge geschrieben habe. Es ist bekannt, daß er auch in den letzten Zügen Feder und Papier begehrte, um sein Testament zu schreiben. Es ist also wohl außer Zweifel zu setzen, daß Mohammed wirklich des Schreibens kundig gewesen. Noch weniger hat bisher in Europa etwas verlautet, daß Mohammed außer dem Koran, welcher als Gottes Wort gilt, selbst ein Paar Abhandlungen über Gegenstände des Gesetzes geschrieben, nämlich ein Buch über das Almosen [3]) und ein Buch über das Gebet [4]). Jenes blieb im Be-

---

[1]) Ibn Omm Mektum namine terkimi menschweri chilafet kilindi, S. 183.

[2]) „ليس يحسن يكتب فكتب, in dem Manuscripte der k. k. Hofbibliothek Bl. 65.

[3]) „قد كتب على الله عليه وسلم كتاباً في الشرائع والاحكام منها كتاباً في الصدقات الذي كان عند ابي بكر, Ebenda, B. 112.

[4]) „منها كتابه عليه الصلاة والسلام الى اهل اليمن,

sitze Ebubekr's, dieses war an die Bewohner von Jemen gerichtet. Das Mewahib gibt, was sich davon erhalten, in zwey Folioblättern. So gehören auch unter Mohammeds eigene Geisteserzeugnisse seine Sendschreiben an die Könige des Auslandes und die Immunitätsbriefe oder Befreyungsdiplome, welche er begnadigten Städten oder Stämmen gewährte, und wovon sich im Commentare Ibrahim's von Haleb auch ein Paar bisher unbekannte befinden, so z. B. S. 79 der den Einwohnern von Abwa ertheilte, der seiner Kürze wegen hier Platz finden mag: »Im Namen Gottes des Allmilden des Allerbarmenden. »Dieß ist die Schrift von Mohammed, dem Propheten Gottes, »an die Beni Dhamret. Sie sind sicher in ihren Gütern »und Personen; ihnen sey Hülfe gewährt wider den, der sie an»feindet, denn sie kämpfen für den Glauben Gottes, wie es er»laubt das Meer der Weisheit*). Wenn er sie beruft zur Hülfe, »folgen sie seinem Rufe; dafür sind sie unter Gottes und des »Propheten Schutz, das ist unter Beyder Sicherheit.« Im obigen Jahre 185) der Frohnkampf wider die Beni Lihjan; 186) der von Ghabet. 187) Aufhebung der alten Scheidungsformel: »Du bist für mich wie der Rücken meiner Mutter,« durch einen Koransvers (S. 200). 188) Die Vermählung Mohammeds mit Omm Habibe durch Procuration Chalid B. Said's mittels eines an den Herrscher Aethiopiens, wo sich damals Omm Habibe befand, geschriebenen Briefes. Der Nedschaschi (König von Aethiopien) las als Procurator Mohammeds die folgende Trauungsformel ab: »Lob sey Gott dem König, »dem Heiligen, dem Gläubigen, dem Sichermachenden, dem »Geehrten, dem Dränger. Ich bezeuge, daß kein Gott als »Gott, und Mohammed der Gesandte Gottes; er, welchen ver»kündet Jesus, der Sohn Marias, über welchen Heil sey! Der »Prophet Gottes, über welchen Heil sey! hat mir geschrieben, »daß ich ihm vermähle Omm Habibe, die Tochter Ebi Sofian's, und wir haben es angenommen, und sie ausgestattet »mit vierhundert Goldstücken.« Chalid antwortete als Procurator Omm Habibe's: »Lob sey Gott! ich lobe ihn und flehe »ihn um Hülfe und um Verzeihung an, und ich bezeuge, es ist »kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Diener und Ge»sandter; er hat ihn gesendet mit der Leitung und der Religion »der Wahrheit, daß er sie vorscheinen mache über alle Religionen, »und wenn sie sich auch dawider sträuben. Ich habe angenommen »die Einladung des Propheten Gottes, über welchen Gottes »Huld und Heil sey; ich vermähle ihm Omm Habibe, die

*) Sufet soll vermuthlich Ssafwet, Reinheit, heißen.

»Tochter Ebi Sofian's, Gott segne seinen Propheten, über welchen Heil!« (S. 201). In demselben Jahre 189) der Weinverbot. Im sechs und sechzigsten Jahre der Geburt (VII. d. H.) 190) der Frohnkampf von Chaiber, sehr ausführlich durch sieben Blätter (S. 205—219). Mohammed zog mit fünfgeschaartem Heere (Chamis) ins Feld. Die Namen der acht Schlösser von Chaiber (S. 209). Mohammed rückte nächtlicher Weile in tiefem Stillschweigen an, das sogar die Hahnen respectirten, indem sie nicht krähten. Mehrere Zweykämpfe umständlich erzählt, mit den Versen des Selbstlobes, womit sich die Kämpen ganz wie Homerische Helden herausfoderten. So sprang am siebenten Tage beym Schlosse Naim der tapfere Merhab mit dem Verse hervor:

Chaiber weiß es, daß sich Merhab stellt,
Der gewappnete, geprüfte Held,
Der geschlagen manchmal, öfter schlägt,
Wann des Kampfes Flamme hoch aufschlägt.

Zugleich stellte sich Aamir, der Sohn Ekwaa's, mit den Worten entgegen:

Chaiber weiß es! Aamir ist der Held,
Der mit Waffen würfelt in dem Feld.

(S. 210). Da sich die Schlösser Watih und Selam unter der Bedingniß der Schonung des Lebens der Einwohner friedlich ergaben, wurden dieselben als Fih, d. i. als Kriegsgüter, übernommen, und dem Hareme des Propheten zugeschlagen. Nach dem Tode des Propheten durften sich die Chalifen solche Güter nicht mehr ausschließlich zueignen, wie Mohammed es hier und 191) beym Frohnkampfe zu Fedek gethan, sondern fielen in die allgemeine Theilung des Fünftels der Beute (S. 114). 192) Der Frohnkampf von Wadiol-kora. 193) Die Wallfahrt des Friedens (Omretoß-ßulh oder Omretol-kadha, d. i. die Wallfahrt des Vollzugs) in Folge des Friedens von Hodaibe, welcher hiezu berechtigte, vollzogen. Dann die Feldzüge 194) Hasm's wider die Beni Selim, 195) Ebubekr's wider die Beni Kelab, 196) Omar's wider die Beni Hewasin, 197) Ghalib's wider die Beni Awal und Beni Abd Saleb. 198) Mohammed legt sich einen Siegelring bey, und ordnet sechs Gesandtschaften ab: 199) an den Kaiser von Constantinopel Heraklius; 200) an den Makaukas, den griechischen Statthalter in Aegypten; 201) an den Chosroes; 202) an den Nedschaschi, d. i. den König von Aethiopien; 203) an Haris, den Fürsten der Beni Ghasan in Syrien; 204) an Hause, den persischen Statthalter von Jemame, mit den Beglaubigungsschreiben der Gesandten und den

Antworten derer, an die sie gesendet worden. Von allen diesen Sendungen ist die merkwürdigste die an Heraklius, von welcher die Byzantiner auch kein Wörtchen melden; schon deßhalb höchst merkwürdig, weil aus dem ehrenvollen Empfange, welchen Heraklius dem Gesandten und Schreiben erwiesen haben soll, die Fortdauer des Reiches desselben augurirt wird; eine Vorbedeutung, welche nach moslimischen Ideen durch die Fortdauer des römischen Reiches in Deutschland und Oesterreich in volle Erfüllung gegangen; so begründet der Kaiser von Marokko in dem letzten, die Ratification des erneuerten Friedens begleitendem Schreiben seine Freundschaft für Oesterreichs Kaiser mit der präsumtiven Abstammung desselben vom Kaiser Heraklius, welcher dem Gesandten Mohammeds so gute Aufnahme angedeihen ließ, indem er den Brief des Propheten nicht, wie der Chosroes von Persien, in Stücke zerriß, wofür aber auch das Reich desselben bald hierauf in Stücke zerrissen worden. Im selben Jahre 205) die Vermählung Mohammeds mit Seineb, der Tochter Haji B. Ahtab's, der Jüdin aus dem Geschlechte Aaron's; 206) die Vermählung mit Berre, der Tochter des Hari's, aus dem Stamme der Beni Hilal, deren Namen er, so wie den der ersten Berre, veränderte, indem er sie Meimum hieß. 207) Hochzeit mit Omm Habibe, mit welcher er durch Procuration in Aethiopien vermählt worden. Er heiratete also im selben Jahre eine Koreischitin, eine Araberin aus der Wüste und eine Jüdin. 208) Vergiftungsversuch, wovor ihn das gebratene Lamm warnt (S. 243). 209) Verbot, das Fleisch zahmer Esel zu essen, während das der wilden sehr erlaubt ist (S. 244). Während Mohammed vor Chetibe, dem Schlosse von Chaiber, lag, 210) kamen nicht nur mit den Ausgewanderten aus Aethiopien zwey und sechzig Aethiopier, sondern auch zwölf Familien der Beni Eschrar aus Jemen, acht griechische und zwey und achtzig des Stammes Daus an, welchen allen der Prophet Antheil an der Beute von Chaiber zusprach; auch kamen 211) Chalid B. Welid, Osman B. Talha und Omru B. Aaß. Im ein und sechzigsten der Geburt (VIII. d. H.) Mekka's Eroberung, die Zerstörung der Idole. Um das Höchste derselben zu zerstören, ließ Mohammed Ali auf seine Schulter steigen. Zum Zuge nach Mekka rief Mohammed zehn arabische Stämme auf. Mekka ward am achtzehnten Ramasan, d.i. am 9. Jänner 630, erobert, nachdem Mohammed am zehnten von Medina ausgezogen war. Die Eroberung Mekka's, eine noch viel glänzendere Waffenthat als der Sieg von Bedr, gab, wie dieser, Stoff zu vielen Lobgedichten, deren berühmtestes die Kaßidet Schakrabisi's, welche Ibrahim von Haleb mit dem

Beysatze gibt, daß sie würdig sey, mit der Feder der Sonnenstrahlen und der Tinte des Augenschwarzes der Huris vom Schreiber des Himmels, d. i. vom Merkur, auf dem Bette des Himmels der Fixsterne für alle Ewigkeiten aufgezeichnet zu werden; sie folgt daher hier als Seitenstück zu der oben gegebenen Kaßidet über die Schlacht von Bedr:

Als Du am Tage Mekka's mit Völkern Dich genaht,
Verengtest Du den schweren so wie den leichten Pfad;
Den Ost und West vereinten die Fahnen dicht gedrängt,
Zu Staub zertrat die Erde Kamehl und Pferd vermengt.
Ein Heer von weiten Seiten, voll Größe und voll Macht,
Ein Heer, ein ungeheures, das herzieht wie die Nacht.
Und Du (dem gnädig Gott sey!), Du gingst vor selbem her,
In Schönheit die vollendet, durch Würde groß und hehr.
Das Heer der Sterne strahlte in hellem Licht verschönt,
Du nahtest Dich mit Glücke, mit Ehr' und Sieg gekrönt.
Sie heißen Dich den Imam, der anführt Gottes Heer,
Bekleidet mit dem Kleide von Gottes Würd' und Ehr;
Doch zogest Du demüthig begabt mit solcher Macht,
Wie einer, den demüthig die Furcht vor Stärk'rem macht.
Es kündeten die Mächte des Himmels schon voraus,
Was Du besitzen würdest, wenn dieser Feldzug aus.
Die Erde bebte zitternd wie aufgeschreckte Brust,
Der Himmel strahlte leuchtend vor reiner Freud' und Lust,
Hoch trägt das Pferd den Nacken von Schönheit aufgezäumt,
Die Schweife der Kamehle sind stolz emporgebäumt.
Wenn Er nicht wär', sie rennten die Füße sich zu Graus,
Wenn Er nicht wär', sie liefen dem Lose selbst voraus,
Das Alleluja singen die Berge von Sehlan,
Und Jesbel's Felsen schmelzen von gläubigem Paian.
Die Herrlichkeit ist Gottes, Sein ist das Reich, der Ruhm,
Und oberm Himmel baut sich das Prophetenthum.
Die Koreisch gespalten geschlagen in die Flucht,
Sie rannten durch die Eb'nen und durch der Berge Schlucht.
Sie sagten: seine Heere hat Mohammed gefüllt,
Gleich einem Löwen, welcher durch krumme Zähne brüllt.
O wehe dir o Mekka! vor Seines Auftritts Staub,
Und weh den Koreischen, wann ihre Kinder Raub.
Ich flehe um Verzeihung, und suche Huld bey Dir,
An Vorwurf und an Tadel liegt nicht das Mind'ste mir;
Durch Huld hast Du besänftigt, was Feindschaft aufgewühlt,
Durch Huld, so Augenlieder wie Ruh des Schlafes kühlt.
Du hast dem Mutterschooße Erbarmen zugetheilt,
Da unter Lanzenschaften nur Furcht und Schrecken heult.
Sie flüchteten zum Schatten des Gnädigen voll Huld,
Gesegneten Gesichtes verzeihend alle Schuld.
Zum besten der Geschöpfe, zum reinsten von Natur,
Geehrtesten der Menschen, der ohne Fehlerspur,
Es gingen um die Kaaba, von keinem Feind geäfft,
Die, so vor der Erob'rung verhinderte Geschäft.

212) Der Frohnkampf von Honein. 213) Der Frohnkampf von Taif. 214) Der Feldzug Schedschaa B. Weheb el-Esedi's, 215) Kaab B. Omeir el-Ghafari's, 216) Saad B. Seid el-Eschheli's, 217) Ebu Aamir el-Eschaari's, 218) Tofeil's, 219) Abdollah's, 220) Seid B. Harese's, 221) Kai's, 222) Ebu Obeide's. 223 und 224) Zwey Feldzüge Chalid B. Welid's, der erste der beyden letzten wider die Griechen, wo Dschafer Tajar, d. i. der Fliegende, die Krone des Martyrthums erhält, so genannt, weil er im Paradiese zwey Rubinenflügel erhalten, und zu dessen Andenken Mohammed ein Todtenmahl gestiftet (S. 304). Der zweyte, zur Zerstörung des Idols Asa unternommene; aus welchem, als es gestürzt worden, ein weiblicher Dämon ausfuhr. 225) Der Feldzug Tofail's. 226 und 227) Zwey Feldzüge Kotada's, der erste ein Streifzug wider die Beni Ghatfan in Nedschd, der zweyte nach Adha, drey Stationen von Mekka. 228 und 229) Zwey Feldzüge Ghalib's. 230 und 231) Zwey Streifzüge Amru's. 232) Errichtung einer Kanzel (zum zweyten Male, vermuthlich einer höheren, als die erste). Hierauf drey Gesandtschaften, erstens 233) an Monser B. Sawi, den Herrscher von Bahrein, durch Alla B. Hadhremi; zweytens 234) an den König Ommans Dscheifer und seinen Bruder Abda Benil-Dschelendi durch Amru; drittens 235) an Dscheble Ibn Eihem, den König von Ghasan, durch Schodschaa (S. 323), mit den Beglaubigungsschreiben des Propheten und ihren Antworten, und mit einem sehr interessanten Excurse über Dscheble's Lebensgeschichte, seinem Aufenthalte am byzantinischen Hofe und nachmaligen Schicksalen, mit eingemischten Versen, vierthalb Blätter stark (S. 324—332). Im zwey und sechzigsten Jahre der Geburt (IX. d. H.) vier Deputationen (Wofud), um dem Propheten zu huldigen, nämlich: 236) der Beni Hewasin, zweytens 237) Malik's, drittens 238) Ssadda's, viertens 239) der Beni Saalebe. 240) Geburt Ibrahim's, des Sohnes des Propheten. 241) Tod Seineb's, der Tochter des Propheten. 242) Der Frohnkampf von Tebuk, wozu Mohammed am fünften Redscheb an einem Donnerstage auszog (S. 332). Diese Datumangabe ist eine höchst merkwürdige, und eine der frühzeitigsten in der moslimischen Geschichte, wo der Monatstag beygesetzt ist; entscheidend also für die noch immer von meinem verehrten Freunde Ideler und den Berliner Orientalisten vergebens bestrittene Annahme der Zeitrechnung d. H. vom 16ten, und nicht vom 15. Julius. Nur nach der Berechnung vom 16. Julius an ist der 5. Redscheb, d. i. der 11. October des J. 630 (Sonn-

tagsbuchstabe G), wirklich ein Donnerstag. Die Vorbereitungen zu diesem Feldzuge, zu welchem alle Vermöglichen aus ihrem Eigenen beysteuern mußten, ist höchst interessant; da sich aber auch viele Unzufriedene im Heere befanden, kehrte Mohammed nach gehaltenem Kriegsrathe und zwanzigtägiger Rast zu Tebuk fruchtlos zurück. Es verschworen sich sogar zwölf bis vierzehn, den Propheten im engen Passe von Akba vom Pferde zu werfen. 243) Der Feldzug Oaijines, 244) der Dhohak's, 245) der Chalid's, 246) der Welid's, 247) der Katbe's, 248) der Alkama's, 249) Akasche's, 250) Ebi Talib's. 251) Die Zerstörung der Moschee Dharar. 252) Mohammeds Schmollen mit seinen Frauen einen ganzen Monat lang aus Anlaß ihrer Eifersucht über die Sclavin, die koptische Maria. Diese Geschichte öffnet tiefe Einsicht in das Haremsleben des Propheten. 253) Ali's Feldzug wider die Beni Tai, um ihr Idol Dhom zu stürzen, ist auch merkwürdig, weil die Schwester Hatim Tai's gefangen, und aus Achtung für das Andenken ihres Vaters losgegeben ward. 254) Ebubekr bevollmächtigt, im Namen des Propheten die Wallfahrt zu vollziehen. 255) Veranlassung des Koransausspruches, was zur Bezeugung des Ehebruches für Zeugen erforderlich. 256) Die Steinigung einer Ehebrecherin, welche durchaus zur Strafe ihrer Sünde gesteinigt seyn wollte, wiewohl ihr der Prophet Bedenkzeit und Mittel zur Ausflucht an die Hand gegeben. Im zwey und sechzigsten Jahre d. G. (X. d. H.) 257) Tod Moawia's, 258) des Chosroes, 259) Sul-Bedschadin's, 260) Ibn Selul's, 261) Omm Kolsum's, der Tochter des Propheten, 262) des ihm freundlichen Königs von Aethiopien; also nicht weniger als sechs Todesfälle berühmter Personen. 263) Schreiben Mohammeds an Kaiser Heraklius, der sich damals zu Himß befunden, und wie das erste Mal alle Patricier und Bischöfe zu einer Rathsversammlung berufen haben soll, ob der Prophet anzuerkennen oder nicht. 264) Die Geschichte der Mochalifun, d. i. der vom Feldzuge nach Tebuk zurückgelassenen Städter und Wüstenbewohner, welche, deßhalb unzufrieden, in acht verschiedene Klassen getheilt. 265) Die Deputationen, deren Ibrahim von Haleb nicht weniger als siebenmal sieben aufführt, welche, jede für Eine Begebenheit gerechnet, die Zahl der merkwürdigen Ereignisse der Prophetengeschichte auf einmal von zweyhundert fünf und sechzig auf dreyhundert und vierzehn vermehren. Diese Deputationen, von welchen in Gagnier nur ein Paar, und diese nicht richtig als Ambassades aufgeführt werden, heißen Wofud, während die Gesandtschaften Sefarat heißen. Diese sind wieder zu unter-

scheiden von den Missionen Baas *) und den Huldigungen Bejaat, so wie diese von der Verbrüderung Muachat; die meisten dieser Deputationen waren zwar wirkliche Huldigungen und Unterwerfungen der Stämme, um nach der Einnahme Mekka's die Uebermacht Mohammeds zu verehren, und den Islam anzunehmen; einige kehrten aber auch unbekehrt zurück, und ihre Verhandlungen über die Bedingnisse, unter denen sie den Islam annehmen wollten, gehören unter das Wichtigste dieser Deputationsgeschichten, wie z. B. die der Beni Sakif, welche des Gebets enthoben zu seyn und Wein trinken zu dürfen begehrten; andere sind von einer anderen Seite historisch wichtig, wie z. B. die Temimdaris aus Syrien, welchem Mohammed das Land um Hebron als beständiges Eigenthum für seine Familie verschrieben; die der Beni Merret, welche um Regen baten; die der Beni Abs, bloß weil das von allen Quellen der Ueberlieferung über Antar hier beobachtete Stillschweigen alle in dem Ritterromane dieses Namens enthaltenen Gespräche Mohammeds über denselben zu Lügen straft. Nach diesen Gesandtschaften 315) die Wallfahrt des Abschieds, d. i. die letzte Wallfahrt des Propheten. 316) Der Tod seines Sohnes Ibrahim, an welchem Tage Sonnenfinsterniß Statt hatte; welche auf diesen traurigen Todesfall bezogen ward; Mohammed aber verwarf die Beziehung durch den Ausspruch, daß sich Sonne und Mond keines Geschöpfes halber verfinstern. Der Todestag Ibrahims im zehnten J. d. H. (631) ist außer allen Zweifel gesetzt, indem in diesem Jahre nur am 3. Aug. eine Sonnenfinsterniß Statt hatte. 317) Der Feldzug Ali Ebi Talib's, 318) der Chalid B. Welid's, 319) der Musa Eschaari's. 320 und 321) Die drey Feldzüge Dscherir B. Abdallah's. Im vier und sechzigsten Jahre der Geburt (XI. d. H.) der Feldzug Esame's. 322) Der Abfall Taliha's aus den Beni Esed, der sich selbst zum Propheten aufwerfen wollte. 323) Die Anmaßung des Prophetenthums des Weibes Sidschah 324) und Moseilema's, des Betrügers aus Jemama, mit ihrem Stelldichein, wobey Sidschah und Moseilema Zotten wechselten, bis diese sich den

*) Von dieser Wurzel (und nicht von dem Deutschen Ambacht, wie es bisher geschehen) ist das Wort Ambassade abzuleiten, indem das Arabische انبعث, Enbasat (ausgesprochen Embasat, d. i. die Gesandtschaft ist geschickt worden), ganz und gar das französische Wort ist, welches durch die Gesandtschaften der Saracenen im heiligen Lande zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa eingewandert ist.

aufrechten Beweisen jenes als Gläubige seines Prophetenthums ergab. 325) Krankheit und 326) Tod Mohammeds.

Somit finden sich in dem vorliegenden Commentare Ibrahims von Haleb nicht weniger als 326 Ereignisse der Lebensgeschichte Mohammeds aufgezeichnet, von denen viele unbekannt, viele bekannte in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Die 49 Deputationen allein gäben eine interessante Monographie der ersten Deputationen des Islams.

Da diese Deputationen bisher noch in keiner europäischen Geschichte vollständig aufgeführt sind, so folgt hier die Liste der siebenmal sieben in der Biographie Ibrahim's von Haleb gegebenen: Die ersten waren die Beni Sakif (1. Deputation), die noch nach Beduinensitte den Propheten nicht anders als mit guten Morgen Vetter! grüßten. Ebubekr belehrte sie über die Pflichten des Islams und die Nothwendigkeit der Zerstörung ihres Götzenbildes Lat; sie gingen unbekehrt weg, kamen aber wieder auf ihre Schritte zurück, nahmen den Islam an, und gaben ihr Götzenbild der Zerstörung Moghair's preis. Die Beni Aamir (2. Dep.), deren altes Stammhaupt, den Schwinger der Lanzen, wir schon oben kennen gelernt, kamen, von dessen Neffen Aamir B. Tofail geführt, welchen, als er das erste Mal von Mohammed Abschied genommen, dieser mit dem Gebete: Gott schenke mir den B. Tofail! begleitet hatte. Merkwürdiger war die Deputation der Beni Temim (3. Dep.), des durch Beredsamkeit und Dichtertalent ausgezeichneten jemenischen Stammes. Ihr Redner Itarid, d. i. Merkur, sagte eine Rede in Prosa zum Lobe des Stammes, welche auf des Propheten Befehl Sabid B. Kais durch noch beredtere erwiederte; dann trat einer ihrer Dichter mit den folgenden Worten hervor:

Wir sind die Edelmüthigen, kein Stamm uns gleicht,
Die Häupter wir; die Wohnungen zerstäuben leicht,
Wenn wir uns wenden ab; von uns sich Niemand wendet;
So wird uns immer mehr an Ruhm und Ehr' gespendet.

Auf Mohammeds Befehl antwortete sein Dichter Hasan B. Sabit:

Wir helfen dem Propheten, helfen seinem Glauben,
Zum Trotz des Feindes, wenn er nah und ferne steht;
Die Besten der Lebend'gen, die das Feld durchstauben,
Der Todten Beste wir, wann uns das Grab bedeckt.

Hierauf prahlte aus den Beni Temim Akaa, der Sohn des Habi's:

Die Menschen kennen erst von uns den Werth den vollen,
Wenn sie des Lob's Erwähnung streitig machen wollen.
Wir sind die Häupter der versammelten Gemeinen,
Und in Hedschas vor Darim And're nicht erscheinen.

Hierauf entgegnete auf Mohammeds Wink abermals Hasan, der Sohn Sabit's:

Ihr Söhne Darims: prahlet nicht mit eurem Ruhm'.
Wenn wir von unserm sprechen, ist der eure um.
Wir werden euren Ruhm durch uns'ren Lügen strafen,
Ihr seyd nur eine Schaar von Ammen und von Sclaven.

Nach diesem rhetorischen und poetischen Wortstreite lud sie Mohammed zu Tische, und sagte von Kais: Dieses ist der Herr der Wüstenbewohner. Im Namen des Stammes Murad (4. Dep.), welcher in

Syrien vom Stamme Hamdan am berühmten Schlachttage von Redin besiegt worden war, kam Ferwe. Mohammed fragte ihn, ob er an jenem Tage seines Volkes Unglück lebhaft gefühlt? Wer sollte es nicht fühlen? antwortete Ferwe, und Mohammed sagte: Dieses Gefühl wird deinem Volke im Islam nur Gutes mehren. Eine andere Deputation (5. Dep.) kam von einem andern Ferwe, dem Dschodaimiten, welcher, dem griechischen Kaiser abtrünnig, dem Propheten den Maulesel Fedha, den Esel Jaafur und das Schwert Sarb zum Geschenke sandte. Dhamam, der Abgeordnete der Beni Saalebe (6. Dep.), erkundigte sich zuerst genau um alle Vorschriften des Islams, ehe er die Erklärung seines Stammes von dem Beytritte zum Islam abgab. Mohammed sagte: Der Mann ist gesetzgelehrt. Kaab B. Soheir (7. Dep.), der Dichter, der schon auf dem Feldzuge von Tebuk mit dem Mantel Mohammeds bekleidet worden, huldigte mit seinem Bruder Bewsir. Die zwölf Abgeordneten der Beni Asra (8 Dep.) aus Syrien wurden freundlich mit einem Geschenke frischer Datteln empfangen. Sie waren aus Syrien gekommen, wie die der Beni Dari (9. Dep.), deren Haupte Temim Mohammed schon früher einen Schenkungsbrief des Landes um Hebron verliehen hatte. Diese Schenkung ward nun erneuert, und die Urkunde mit den Unterschriften der fünf nachmaligen ersten Chalifen bestätigt. Ihrem Beyspiele folgten die Bewohner Boßra's (10. Dep.) in Syrien, durch drey Abgeordnete huldigend. An der Spitze der Abgeordneten des Stammes Abdol Kais (11. Dep.) aus Bahrein stand Dscharud, ein christlicher Schriftgelehrter, welchem der Prophet die Frage, ob er ihm verbürge, daß er seinen Glauben mit einem besseren vertausche, natürlich bejahend beantwortete. Auf die zwey Deputationen der Beni Aascha und Beni Mene (12. u. 13 Dep.) folgte die der Beni Abs (14. Dep.), des durch die Blume arabischen Ritterthums, durch Antar, verherrlichten Stammes. Dreyzehn Abgeordnete derselben fragten, ob es wahr sey, daß der Islam derer, die nicht ausgewandert waren, nicht richtig, und wenn so, seyen auch sie bereit auszuwandern. (Von dem Gespräche, welches Mohammed mit den Abgeordneten über Antar laut des Romans dieses Namens geführt haben soll, schweigen die geschichtlichen Quellen.) Mohammed antwortete: Fürchtet Gott wo ihr immer seyd, es wird euch an dem Verdienste eurer Handlungen nichts verkürzt. Die vier Städte des steinigen Arabiens, Esrach, Dscherba, Mina und Aila (15., 16., 17. u. 18. Dep), welche auf dem Feldzuge von Tebuk Freyheitsbriefe erhalten hatten, bestätigten ihre Annahme des Islams nun von neuem durch Abgeordnete. Unter denen der Beni Kelab (19. Dep.) befand sich der Dichter Lebid. Verfasser eines der sieben an der Kaaba aufgehangenen Gedichte, welcher dasselbe herunter genommen, als er den erhabenen Eingang der zweyten Sura gelesen, die er als Wort Gottes anbetete. Dem Könige der Himijar (in Jemen) (20. Dep.) antwortete Mohammed durch ein Schreiben, in welchem er die Beobachtung des fünfmal des Tages zu verrichtenden Gebetes, das Fünftel der Beutetheilung und die Pflicht des Almosens einschärfte. Die Abgeordneten des Stammes der Beni Esed (21. Dep.) beklagten sich über Hungersnoth, und fragten an, ob Wahrsagerey und Deutung aus dem Vogelflug wirklich im Islam verboten seyen. Sie kehrten mit bejahender Antwort zurück. Ekider (22. Dep.), der König von Dumetol-Dschendel an der syrischen Gränze, welchen Chalid B. Welid besiegt hatte, huldigte aber als Christ. Die Deputation der Beni Sebid (23. Dep.)

verherrlichte einer der größten Helden jener Zeit; Maadi Kerb, der zwar später dem falschen Propheten Eswed Ansi beyfiel, dann aber wieder Moslim ward, und unter dem Chalifate der beyden Scheiche, d. i. Ebubekr's und Omar's, Wunder der Tapferkeit für den Islam that. An die Christen von Nedschran hatte Mohammed vormals den Chalid Ben Welid abgesandt, um sie zum Islam zu laden; sie sandten nun eine Deputation (24. Dep), welche Kais B. Haschim führte, beygenannt der Inhaber des Verdrußes, weil er einen Verdruß am Hals, nämlich einen Kropf hatte. Dreyzehn Abgeordnete huldigten im Namen des Stammes Nedscheb (25. Dep.), eines Zweiges der Beni Kendr in Syrien; sie wurden besonders ehrenvoll und freundschaftlich empfangen; aber die 80 Reiter der Beni Kendr (26. Dep.), welche in seidenen und gestickten Kleidern in die Moschee kamen, fragte Mohammed: »Seyd ihr Moslimen?« und als sie es bejahten, und Mohammed ihnen andeutete, daß solche nicht seidene Kleider tragen dürften, zerrissen sie dieselben. Die Beni Nedschran (27. Dep.) schickten eine zweyte Deputation, denn die erste hatte sich dem Zureden Mohammeds, den Islam anzunehmen, nicht ergeben; wenn so, sagte der Prophet, so bin ich beauftragt, mich und euch als in dem Zustande wechselseitigen Anfluges des Zornes Gottes zu erklären. Diese bey den Arabern vor Mohammed gewöhnliche Form gesellschaftlichen Zustandes bestand darin, daß, wenn beyde Parteyen die Wahrheit zu sagen behaupteten, und ihre Behauptungen sich widersprachen, eine jede dem Lügner den Zorn Gottes an den Hals fluchte; diese Erklärung hatte die Christen von Nedschran zum Nachdenken gebracht, und 60 Abgeordnete brachten nun ihr Bekenntniß des Islams. Die drey Abgeordneten der Beni Ghasan (28 Dep.) aus Syrien erklärten, daß da sie die nächsten Nachbarn des griechischen Kaisers, ihr Volk sich wohl schwerlich wie sie zum Islam bekehren werde, und wirklich waren sie bey ihrer Rückkehr gezwungen, ihre Bekehrung zu verheimlichen. Eine der ausgezeichnetsten Deputationen, und die sich vor andern ehrenvollen Empfanges zu erfreuen hatte, war die der Beni Tai (29 Dep.), unter deren Gliedern sich der Sohn Hatim Tai's, des unübertroffenen Vorbildes arabischer Großmuth und Freygebigkeit, befand. Daß seine gefangene Schwester aus Rücksicht für des Vaters Ruhm alsbald freygegeben ward, ist schon oben bemerkt worden. Die Abgeordneten der Beni Fesare (30. Dep.) flehten um Regen in großer Wassernoth. Mohammed bestieg die Kanzel, hob die Arme so hoch zum Himmel, daß man den untern weißen Theil derselben sah, und sagte das seitdem in Wassernöthen übliche Gebet: »O mein Gott! tränke »Dein Land und Deine Thiere, und breite aus Deine Barmherzigkeit, »und wecke Dein Land vom Tode wieder zum Leben! Mein Gott! tränke »uns mit Regen mit reichgießendem, tränkendem, schnell fließendem, »reiches Futter schenkendem, eilendem, ohne Termin weilendem, nützli»chem und nicht schädlichem. O mein Gott, tränke uns mit Deiner »Huld und nicht mit Pein für unsere Schuld, ohne Verheerung und Zer»störung. O mein Gott! tränke uns mit Deinem Regen, und stehe »uns bey wider die Feinde.« Ebu Lebabe, ein Bewohner von Medina, sagte mit einem nur bey den Bewohnern Medina's in der Dattelcultur üblichem Worte: »Prophet Gottes, unsere Datteln sind noch auf der Dörre!« (der Ort, wo sie getrocknet werden). Da Mohammed nichts darauf entgegnete, wiederholte Ebu Lebabe dreymal seinen egoistischen Aufruf. Statt aller Antwort betete Mohammed weiter: »O mein Gott! »laß regnen bis Ebu Lebabe nackt in der Grube seiner Palmen stehe,

»und mit seinen Kleidern den Abschuß derselben verdämme, damit ihm »das Wasser nicht die Datteln wegschwemme.« Es regnete eine ganze Woche, von Sonnabend zum Sonnabend. Da kam Ebu Lebabe, der wirklich genöthigt gewesen, den Abschuß seiner Palmengruben mit seinen Kleidern zu verdämmen, und bat um Erbarmen, weil alles zu Grunde gehe. Da hob Mohammed abermals die Hände zum Himmel und betete: »O mein Gott! sey für und nicht wider uns, nicht wider die Hügel und Bühel, die Tiefen der Thäler und die Pflanzen der Bäume!« Sogleich klärte sich der Himmel auf. Malik B Nimet, einer der berühmtesten Dichter der Araber, führte die Abgeordneten der Beni Hamdan (31. Dep.), die mit kurzen, gestreiften Kleidern, mit Kopfbünden aus Aden, auf meherischen Kamehlen und erhabischen Dromedaren (die berühmtesten Jemens) dahergezogen kamen. Chalid B. Welid hatte vergebens sie zum Islam zu bekehren gesucht, doch legten sie das Bekenntniß desselben in die Hände Ali's ab, der ihnen ein Schreiben des Propheten gebracht. Ihnen folgten zehn Abgeordnete des Stammes der Beni Chaulan (32. Dep.). Den Stimmführer der Deputation der Beni Bela (33. Dep.) begrüßte der Prophet mit den Worten: »Seyd mir willkommen, ihr die aus dem Volke!« Rofaa B. Seid der Machsumite (34. Dep.) brachte seinem Stamme, der durch sein Organ gehuldigt hatte, das folgende Schreiben des Propheten: »Im Namen Gottes »des Allmilden, des Allerbarmenden: Von Mohammed, dem Gesandten »Gottes, durch Rofaa: Ich habe ihn gesendet an sein ganzes Volk und »an die, so in demselben, daß er sie einlade zu Gott und seinem Prophe»ten; wer seinem Rufe folgt, der ist von Gottes Schaaren und den »Schaaren seines Propheten, und wer ihm den Rücken wendet, dem »sey ein Termin von zwey Monaten zur Bedenkzeit gegeben.« Sobald das Schreiben gelesen worden, bekannten sich alle zum Islam. Tarik B Abdallah legte im Namen der Beni Tarik (35. Dep.) das Glaubensbekenntniß ab. Die Beni Saad (36. Dep.), welche den Propheten in der Moschee trafen, getrauten sich nicht eher dem Gebete beyzuwohnen, bis sie sich nicht als Moslimen bekannt. Esaid B. Abdollah kam an der Spitze der Abgeordneten eines Zweiges der Beni Esd (37. Dep.), die um Dschersch in Jemen wohnten. Nach der durch 150 Abgeordnete dargebrachten Huldigung der Beni Bedschile (38. Dep.) gab Mohammed dem ersten derselben Dscherir den Auftrag, das berühmte Götzenbild Sulchalßa seines Stammes zu zerstören. Die Abgeordneten der Beni Ghamid (39. Dep.) begleitete Ebi B. Kaab zurück, um sie als Meister die Lesung des Korans zu lehren. Den Abgeordneten des großen Stammes der Beni Esd (40. Dep.), welche alle Fragen über die Satzungen des Islams auf das befriedigendste beantworteten, ertheilte Mohammed das Lob, daß sie Weise und Gelehrte seyen. Die zwey Abgeordneten der Stadt Dscheresch (41. Dep.), in deren Nähe die Beni Esd saßen, bewillkommte Mohammed mit den Worten: »Seyd »willkommen schönste der Menschen von Gesicht, aufrichtigste der Men»schen im Empfang, lindeste der Menschen vom Wort, größte der Men»schen in Bewahrung anvertrauten Pfandes; ihr seyd von den meinen »und ich bin von den euren; Schutz euch und eurem Lande.« Unter den Abgeordneten der Beni Hanife (42. Dep.) befand sich Moseilema der Lügner, welcher bey seiner Rückkehr nicht nur abtrünnig ward, sondern selbst den Propheten spielte. Die Namen der Stämme Montefik und Beni Maharib (43. u. 44. Dep.), welche die nächsten gehuldigt, kommen häufig in der osmanischen Geschichte um Bagdad und der Wüste,

die Caravanen der Pilger beunruhigend, vor. Vierhundert Abgeordnete der Beni Mesine (45. Dep.) hoben alle zugleich den Finger auf, zu bezeugen, daß kein Gott als Gott, und Mohammed sein Gesandter. Ein anderer Zweig der Beni Tai als der, welcher durch den Sohn Hatim Tai's gehuldigt hatte, huldigte durch Seidol-chiel (46. Dep.), d. i. den Seid der Pferde, so genannt, weil er deren fünf besaß, und dessen Name dann im Islam in Seidol-chair, d. i. den Seid des Guten, verwandelt ward. Die Beni Selaman (47. Dep.) sind ein Zweig der Stämme Lai, Esd und Kodhaa, sie flehten in Wassernoth um Regen, und wurden auf das Gebet des Propheten erhört. An der Spitze von 200 Abgeordneten der Beni Nechaa (48. Dep.) stand Seram B. Amru, welcher dem Propheten einen Traum erzählte, den dieser ihm auslegte. Das Ende des Traumes war ein Weltbrand, aus dem die Stimme erscholl: Feuerwuth! Feuerwuth! Sehende! Blinde! ihr seyd mein Gut! ich freß euch alle, verderb euch alle! Was ist es das ihr thut? Mohammed erklärte diese aus dem Weltbrande hervortönende Stimme als die Prophezeyung einer grausen Zeit, in welcher die Menschen ihre Vorsteher tödten, und wie Flammen in Wuth gegen einander entbrennen würden, in welchen den Gläubigen das Blut der Gläubigen zu trinken süß schmecken würde; kurz eine Zeit von Revolutionen. Die letzte Deputation Semame's (49. Dep.), eine gezwungene und keine freywillige, hatte zur Zeit des wider den Lügenpropheten Moseilema unternommenen Feldzuges Statt.

Bey allem diesem Reichthume von Daten und Thatsachen, welcher in dem vorliegenden Werke zu Tage liegt, enthält dasselbe doch nur die Hälfte des von einem künftigen Geschichtschreiber der Geschichte Mohammeds (aus ihren Quellen) zu benützenden historischen Materials. Die andere, bisher von europäischen Geschichtschreibern Mohammeds fast ganz unbenützte Hälfte des noch vorhandenen Stoffes, nämlich die Beschreibung seiner Sitten, Gewohnheiten, Eigenheiten, Gebräuche, Worte geht hier ganz leer aus; so auch die Kunde von den ihm angehörigen Personen, Thieren, Kleidern und Waffen; die Kunde von seinen Kindern, Frauen, Beyschläferinnen, Sclaven, Freygelassenen, Sekretären, Dichtern, Emiren, Statthaltern zu Mekka; die von seinen Pferden, Kamehlen, Mäulern und Eseln; die von seinen Schwertern, Lanzen, Bogen, Pfeilern, Schilden, Fahnen. Eine bündige Aufzählung der letzten Zubehör des Hauses und Feldes befindet sich zwar schon in Gagniers lateinischem Werke, aber sie ist bey weitem nicht vollständig; so z. B. hat Hamaker, sich auf Abulfeda's Autorität bey Gagnier stützend, dreist behauptet, Mohammed habe nur schwarze und weiße Fahnen gehabt, und keine gelben *), und deßhalb nicht nur den Verfasser der osmanischen Geschichte, sondern auch Gibbon, wel-

*) Neque enim Mohammedes flavam sed nigram vel albam vexillam habuit, p. 182.

cher nach Ockley von einer gelben Fahne gesprochen, historischer Unwahrheit geziehen; dennoch spricht die zuverläßigste Quelle des Mowahib Kastelani's ausdrücklich von der gelben Fahne des Propheten. Die Kunde der mündlichen Mittheilungen Mohammeds, seines Thuns und Lassens im gewöhnlichen Leben bilden zwar eine eigene Wissenschaft, nämlich die der Ueberlieferung (Hadis oder Sunnet), deren Inhalt bisher nur zum Theile durch die in dem ersten Bande der Fundgruben aus Bochari's großer Sammlung kundgemachten Ueberlieferungen und aus der zu Calcutta gedruckten englischen Uebersetzung des Mischkat *) bekannt. Aber das zur Lebensgeschichte Wesentlichste findet sich in den großen Werken derselben unter den obigen Rubriken aufgeführt und geordnet. Die Benützung dieser Kapitel ist daher einem künftigen Biographen Mohammeds vor allem anzuempfehlen, indem dieselben die reichsten an Stoff für die eigentliche Biographie des Propheten. Wir haben oben gesagt, daß die größten und schätzbarsten arabischen Werke über die Lebensgeschichte Mohammeds das Mewahib Kastelani's, das Chamis Diarbekr's, dann unter den persischen das Raudhatol-Ahbab Atallah's, und unter den türkischen der vorliegende Commentar Ibrahim's von Haleb sind. Wie reich der letzte an trockenen historischen Thatsachen, erhellt aus der obigen Aufzählung derselben, aber er enthält auch noch manches interessante Sittengemälde. Als ein kleiner Beleg dessen, was aus den genannten Quellen noch für die Lebensgeschichte Mohammeds zu schöpfen, schließen wir die Anzeige des obigen Dutzend von Werken mit den folgenden drey Auszügen aus dem Mewahib, dem Chamis und dem Raudhat, indem wir aus dem ersten das halbe Tausend der Namen des Propheten übersetzen, aus dem zweyten einige seiner Kernworte oder Tischreden, in denen sich mehr der Dichter als der Prophet ausspricht, aus dem dritten eine Schilderung seiner Gewohnheiten mittheilen.

Kastelani hat das halbe Tausend Namen des Propheten nach der Ordnung des arabischen Alphabetes folgendermaßen geordnet. Buchstabe Elif: 1) Der Gerechteste in Gott; 2) der von Ebtah (ein tiefer Grund bey Mekka); 3) der Gottesfürchtigste der Menschen; 4) der Freygebigste der Menschen; 5) der Schönste der Menschen; 6) Ahmed, d. i. der Gelobteste; 7) Ohaid, d. i. der nach der Schlacht von Ohod Benannte; 8) der Empfänger der Gürtelplätze; 9) der Empfänger der Almosen; 10) der Letzte; 11) der Gottesfürchtigste; 12) das röthliche Ohr; 13) der Verständigste der Menschen; 14) der Erbar-

*) Im XXXIV. Bande dieser Jahrbücher S. 155 angezeigt.

mendste der Menschen, 15) der Tapferste der Menschen, 16) der Almosengebendste Gottes wegen; 17) der Blühendste; 18) das große Licht; 19) der Orient; 20) das Gesicht; 21) der Wohlriechendste der Menschen durch seinen Duft; 22) der Hochgeehrteste; 23) der Höchste; 24) der Gott Erkennendste; 25) der, dem die meisten Menschen folgen; 26) der Geehrteste; 27) der Geehrteste der Menschenkinder; 28) El-maß (ein geheimnißvoller Name); 29) der Imam des Guten; 30) der Imam der Gottesgesandten; 31) der Imam der Tugendhaften; 32) der Imam der Propheten; 33) der Befehlende; 34) der Sichere; 35) die Sicherheit seiner Gefährten; 36) der Sichernde; 37) der Volksthümliche (Ommi, was man bisher als Idiot übersetzt hat); 38) der, dem Gott die meisten Gnaden gespendet; 39) der Erste der Fürsprechenden; 40) der Erste der Moslimin; 41) der Erste der Rechtgläubigen; 42) der Erste, für den sich der Mond gespaltet. Buchstabe B: 43) Die Gerechtigkeit; 44) der Paraklet; 45) der Innere; 46) der Beweis (Burhan); 47) der Verkünder; 48) die Kunde des Herrn Jesus; 49) der Sehende; 50) der Beredete; 51) der Mündige; 52) die Erklärung; 53) der erklärende Beweis (Beinet). Buchstabe T: 54) Der Nachfolgende; 55) die Denkwürdigkeit; 56) die Tugend; 57) die Sendung der heiligen Schrift; 58) der von Tehama. Buchstabe Th: 59) Der Zweyte. Buchstabe Dschim: 60) Der Dränger; 61) der Ahnherr; 62) der Freygebige; 63) der Sammelnde. Buchstabe Ha: 64) Der Richter (Hakim); 65) die Schaar Gottes; 66) der Geliebte; 67) der Geliebte des Allmilden; 68) der Geliebte Gottes; 69) der von Hedschas; 70) die Urkunde (Hudschet); 71) die ausreichende Urkunde; 72) die von Gott den Geschöpfen gegebene Urkunde; 73) die Huth des Sicheren; 74) der vom Heiligthume (Harem); 75) der Gierige; 76) der Glaubensgierige; 77) der Rechenschaft fodernde; 78) der Bewahrende; 79) die Wahrheit; 80) der Weise; 81) der Sanftmüthige; 82) der Löbliche; 83) Hamtaja oder Himjat (ein mystischer Name, wie 84) Hamasak (die der zwey und vierzigsten Sura vorgesetzten geheimnißvollen Buchstaben); 85) der Barfuße; 86) das Lob; 87) der Tödtliche (Hatif). Buchstabe Ch: 88) der Kundige; 89) das Siegel der Propheten; 90) das Siegel der Apostel; 91) das Siegel; 92) der Schatzmeister der Güter Gottes; 93) der Demüthige; 94) der Unterwürfige; 95) der Aufrichtige; 96) der Kanzelredner der Propheten; 97) der Volksredner; 98) der Redner der Gott dem Herrn Huldigenden; 99) der Freund; 100) der Freund des Allmilden; 101) der Freund Gottes; 102) der Chalife; 103) der Beste der Propheten; 104) das Beste der Schöpfung; 105) das Beste der

Geschöpfe Gottes; 106) das Beste der Welten; 107) der Beste der Menschen; 108) der Beste dieses Volkes; 109) das Gute Gottes. Buchstabe D: 110) Das Haus der Weisheit; 111) der zu Gott Berufende; 112) die Berufung Abrahams; 113) die Berufung der Propheten; 114) der Wegweiser der guten Werke. Buchstabe Sal (Dh): 115) Der Erwähnende; 116) die Erwähnung; 117) die Erwähnung Gottes; 118) der mit dem Becken der Tränke Begabte; 119) der mit großer Natur Begabte; 120) der mit dem geraden rechten Pfade Begabte; 121) der mit Kraft Begabte; 122) der mit Macht Begabte; 123) der mit Ehre Begabte; 124) der mit Vorzug Begabte; 125) der mit Wundern Begabte; 126) der mit löblicher Stätte Begabte; 127) der mit Anlaß Begabte. Buchstabe R: 128) der Säugende; 129) der Gefällige; 130) der Verlangende; 131) der Erhöhende; 132) der auf dem Borrak Reitende; 133) der auf dem fünfjährigen Kamehle (Baair) Reitende; 134) der auf dem Kamehl (Dschewel) Reitende; 135) der auf dem Kamehlweiblein (Naket) Reitende; 136) der auf dem edlen Pferde (Nedschib) Reitende; 137) die Erbarmung; 138) die Volkserbarmung; 139) die Erbarmung der Welten; 140) der sich der jungen Füllen Erbarmende; 141) der Gesandte Gottes; 142) der Gesandte der Angeworbenen; 143) der Gerade; 144) der Erhabene; 145) der Gelehrte und Liberale (Rikf); 146) der Erhöher der Rangstufen; 147) der Erhabene der Grade; 148) der Behütende; 149) der heilige Geist; 150) der Geist der Wahrheit; 151) der Mildreiche (Ruuf); 152) die Säule der Demüthigen. Buchstabe Se (h). 153) Der Eremit (Sahid); 154) der Lehensträger der Propheten; 155) der von Natur aus Tugendhafte und Gescheite (Seki); 156) der vom Bronnen Semsem; 157) der Schmuck. Buchstabe Sin (s): 158) Der im Wettlauf Antreibende; 159) der an guten Werken Vorgehende; 160) der den Arabern Vorgehende; 161) der Anbetende; 162) der Weg Gottes; 163) die leuchtende Lampe; 164) der Glückliche; 165) das Glück Gottes; 166) das Glück der Geschöpfe; 167) der Hörende; 168) der Gruß; 169) der Herr (Cid); 170) der Herr der Menschenkinder; 171) der Herr der Apostel; 172) der Herr der Menschen; 173) der Herr der beyden Epochen (des Seyns und Nichtseyns); 174) der Herr der beyden Geschlechter (der Menschen und der Dämonen); 175) das ausgezogene Schwert Gottes. Buchstabe Sch: 176) der Gesetzgeber; 177) der Fürsprecher; 178) der Dankende; 179) der Bezeugende; 180) der Dankbare; 181) der Dankbarkeit Zeigende; 182) die Sonne; 183) der Zeuge. Buchstabe Ssad (ß): 184) Der Geduldige; 185) der Inhaber; 186) der Inhaber der Wahrzeichen; 187) dto. der Wun=

der; 188) dto. des Beweises; 189) dto. der Erklärung; 190) dto. der Krone; 191) dto. des heiligen Kampfes; 192) dto. der Urkunde; 193) dto. der Scheidewand; 194) dto. des Beckens der Tränke; 195) dto. des Siegelrings; 196) dto. des Guten; 197) dto. der hohen Grade; 198) dto. des Kleides; 199) dto. der reinen Gemahlinnen; 200) dto. der Anbetung des Herrn; 201) dto. der Feldzüge; 202) dto. der Herrschaft; 203) dto. des Schwertes; 204) dto. des Gesetzes; 205) dto. der großen Fürsprache; 206) dto. der Gaben; 207) dto. der augenscheinlichen Zeugen; 208) dto. der Höhe und Stufen; 209) dto. der Trefflichkeit; 210) dto. des Vergnügens; 211) dto. des Stabes; 212) dto. des gelben Stabes; 213) dto. des Wortes: Es ist kein Gott als Gott; 214) dto. des Kewser (des Quelles des Paradieses); 215) dto. der Fahne; 216) dto. des jüngsten Gerichtes; 217) dto. der Verzeihung; 218) dto. der Begnadigung; 219) dto. der nächtlichen Himmelfahrt; 220) dto. des sichtbaren Gegenstandes; 221) dto. der löblichen Städte; 222) dto. der Rednerkanzel; 223) dto. des Gürtels; 224) dto. der beyden Sohlen (Naal); 225) des Borrak; 226) dto. des Anlasses; 227) der sich weit Hinstreckende (ßadii); 228) der Aufrichtige; 229) der Geduldige; 230) die Aufrichtigkeit; 231) der gerade Weg Gottes; 232) der gerade Weg derer, denen du gnädig warst, o Gott! 233) der Pfad, der gerade; 234) der im Verzeihen Großmüthige; 235) der die läßlichen Sünden Verzeihende; 236) die Reinigkeit; 237) der Reine; 238) der Fromme oder Redliche (ßalih). Buchstabe Dhad: 239) Der mit scharfigem Schwerte Schlagende; 240) der Lachende; 241) der Lächelnde. Buchstabe Tha: 242) Der Gute oder Angenehme; 243) der Reine; 244) Tasm, das mystische Wort, womit die sechs und zwanzigste und acht und zwanzigste Sura beginnen; 245) Tas, dto. das Anfangswort der XXVII. Sura; 246) Tah, dto. das der XX. Sura; 247) der Wohlgeruch. Buchstabe Sa (ſ): 248) Der Offenbare oder Aeußere; 249) der Siegreiche; 250) der Sieg. Buchstabe Ain: 251) der Andächtige; 252) der Gerechte; 253) der Große; 254) der Verzeihende; 255) der Ausscheltende; 256) der in der Wissenschaft des Glaubens Gelehrte; 257) die evidente Wissenschaft; 258) der die Wahrheit Wissende; 259) der Handelnde; 260) der Diener Gottes; 261) der Diener Gottes; 262) die Gerechtigkeit; 263) die Ehre; 264) der Eimer, woran man sich festhält; 265) der Geehrte; 266) die Verzeihung; 267) der Gelehrte; 268) der Gnadenreiche (Atuf); 269) der Hohe; 270) der Gelehrte; 271) der Ehrenquell; 272) der Diener des Allgroßmüthigen (Gottes); 273) dto. des Alldrängenden; 274) dto. des

Allgelobten; 275) dto. des Allverleihenden; 276) dto. des Allrächenden; 277) dto. des Allerbarmenden; 278) dto. des Schöpfers; 279) dto. des Mächtigen; 280) dto. des Allsichernden; 281) dto. des Allheiligen; 282) dto. des Helfenden; 283) dto. des Nahrung Spendenden; 284) dto. des Heilverleihenden; 285) dto. des Gläubigen; 286) dto. des Allverzeihenden. Buchstabe Ghain (gh): 287) Der Ueberwältigende; 288) der Verzeihende; 289) der Genügende; 290) der mit Gott sich Begnügende; 291) die angerufene Hülfe (Ghaus); 292) die Hülfe Ghais); 293) die Helfer (Ghaijas). Buchstabe Fe (F): 294) Der Eröffnende oder Erobernde; 295) der Paraklet (hier mit einem F, oben mit einem B); 296) der Trennende; 297) der Unterscheidende; 298) der Alleröffnende; 299) die Morgenröthe; 300) der Alles Bereitende (Fart); 301) der Wohlredner; 302) der Vorzug Gottes; 303) die Lichteröffnung. Buchstabe Kaf (K): 304) der Theil; 305) der Richter; 306) der Gott Tag und Nacht Preisende (Kanit); 307) der Anführer der guten Werke; 308) der Anführer von Pferden, deren Füße theils weiß, theils schwarz; 309) der Sprechende; 310) der Bestehende; 311) der Alltödtende; 312) der Vieltödtende; 313) der Wohlthätige; 314) der Vielwohlthätige; 315) der Fuß der Aufrichtigkeit; 316) der Koreischite; 317) der Nächste; 318) der Mond; 319) der alle Vollkommenheiten in sich Versammelnde; 320) der Starke. Buchstabe Kiaf (ki): 321) Die Gesammtheit der Menschen; 322) der Bürge; 323) der in allen Geschäften Vollkommene; 324) der Großmüthige; 325) Kehiaaß, der geheimnißvolle Name, womit die XIX. Sure des Korans beginnt. Buchstabe Lam (L): 326) Die Zunge. Buchstabe M: 327) Der Glorreiche; 328) der Gutgeartete, Honigsüße (Mastnaf); 329) der zur Hoffnung Führende; 330) der Auslöschende; 331) der Gesicherte; 332) der Schenkende; 333) A. L. M. (die drey geheimnißvollen Buchstaben im Beginn mehrerer Suren); 334) der Beystehende; 335) der Segnende; 336) der zur Freyheit Entlassende; 337) der Gerechte; 338) der Freudenbotschaftkündende; 339) der Freudenkünder der Verzweifelnden; 340) der mit der Wahrheit Gesandte; 341) der den Auftrag Ausrichtende; 342) der Erklärende; 343) der das Geheimniß Enthüllende; 344) der Offenbarende; 345) der Feste; 346) der aus Liebe Gottes der Welt Entsagende; 347) der Lächelnde; 348) der nur wenig zum Unterhalt des Lebens Nehmende; 349) der sich Erbarmende; 350) der mit Zerknirschung Flehende; 351) der Gottesfürchtige; 352) der, dem die Verse des Korans vorgelesen worden; 353) der bey der Nacht Aufstehende; 354) der Vermittelnde; 355) der auf Gott Vertrauende; 356) der Festsetzende;

357) der Erhörte; 358) der Erhörende; 359) der Auserkorne (Mudschteba); 360) der Zufluchtsort; 361) der Anspornende; 362) der als Heiligthum Geachtete; 363) der Wohlbewahrte; 364) der Handlungen als erlaubte Erklärende; 365) der Lobenswürdige (Mohammed); 366) der Gelobte (Mahmud); 367) der aus freyer Wahl Wählende; 368) der Gewählte; 369) der durch Adel Ausgezeichnete; 370) der mit Ehre Ausgezeichnete; 371) der mit Ruhm Ausgezeichnete; 372) der Aufrichtige; 373) der mit Tüchern Eingehüllte; 374) der von Medina; 375) die Stadt der Wissenschaften; 376) der Erwähnende; 377) der Erwähnte; 378) der Gott Wohlgefällige; 379) der mit klarer und deutlicher Stimme Declamirende; 380) der Abgesandte; 381) der Angeflehte; 382) der, über welchen die Barmherzigkeit angefleht wird, oder der Selige im Herrn (Merhum); 383) der die Grade Erhöhende; 384) der Mann, d. i. der durch Großmuth vollkommene Mensch; 385) der Reinigende; 386) der in sein Kleid Eingewickelte; 387) der Gott Lobpreisende; 388) der um Verzeihung Flehende; 389) der nichts Bedürftige; 390) der Gerade; 391) der auf der nächtlichen Reise durch die Himmel Begriffene; 392) der Glückliche; 393) der Moslim; 394) der durch den Islam Gesicherte (Mosellem); 395) der Rathende; 396) der Fürsprechende; 397), der, für den Fürsprache eingelegt wird; 398) der Brechende; 399) der allgemein Gesehene; 400) der Rath; 401) die Leuchte; 402) der Ringer; 403) der den Handschlag Eingehende; 404) der die guten Werke Bewährende; 405) der, dessen Aufrichtigkeit bewährt ist; 406) der Auserwählte (Mustafa); 407) der Frieden Vermittelnde; 408) der, über welchen Heil angerufen wird; 409) der Gehorsame; 410) der Gereinigte; 411) der in Vorschein Bringende; 412) der Aufgehende; 413) der Gehorsamende; 414) der Siegreiche; 415) der Geehrte; 416) der Unschuldige; 417) der unter die Füße Tretende; 418) der unmittelbar Nachfolgende; 419) der Lehrer; 420) der Volkslehrer; 421) der Kundmachende; 422) der Vortrefflichste; 423) die Vortrefflichkeit; 424) der Schlüssel des Paradieses; 425) der das rechte Mittel Haltende (Moktaßid), 426) der in die Fußstapfen der Propheten Tretende; 427) der Geheiligte; 428) der Leser (des Korans); 429) der gerecht Austheilende; 430) der Theilende; 431) der mit der Wiedervergeltung Belegte; 432) der den Spuren der Propheten Nachfolgende; 433) der aus Früchten kühlen Trank Gewährende; 434) der die Satzung (Sunnet) nach der Anordnung (Fitret) Einführende; 435) der Geehrte; 436) der sich Begnügende; 437) der Genüge Leistende; 438) der seinen Platz Behauptende; 439) der von Mekka; 440) der großen Weltereignissen Angehörige; 441) der

den Koran unter das Volk Werfende; 442) der Beschenkte; 443) der Ausrufende; 444) der, dem Hülfe geleistet wird; 445) der Zorn Stillende; 446) der Verheißende; 447) der, dem der Koran gesendet worden; 448) der Prüfende; 449) der Billige; 450) der mit Hülfe Begabte; 451) der, dessen Stelle vertreten wird; 452) der Erleuchtende; 453) der Auswandernde; 454) der auf den wahren Weg Geleitete; 455) der den wahren Weg Leitende; 456) der Zustand (Mehdent); 457) der sicher Stellende; 458) der sicher Stehende; 459) der die Sammlungen der Wörter Gebende; 460) der, dem geoffenbaret worden; 461) der Angelangende; 462) der Gravitätische; 463) der Patron; 464) der Gläubige; 465) der Wollende; 466) der Erleichternde. Buchstabe N: 467) Der Wegwerfende; 468) der schnell Bereite; 469) der Vergessende; 470) der frühere Satzungen Aufhebende; 471) der Zerstreuende; 472) der Rathende; 473) der Gott Helfende; 474) der Sprechende; 475) der Verbietende; 476) der Prophet der Rothen, d. i. der an die rothen Menschen Gesandte; 477) der Prophet der Schwarzen; 478) der Prophet der Reuigen; 479) der Prophet der beyden Heiligthümer (Mekka und Medina); 480) der Prophet der Ruhe; 481) der Prophet der Erbarmung; 482) der Prophet der redliche; 483) der Prophet Gottes; 484) der Prophet des Mitleids; 485) der Prophet des großen Weltereignisses (Molhamet), d. i. des Krieges [1]); 486) der Prophet der großen Weltereignisse (Melahim) [2]); 487) der Prophet; 488) das Gestirn; 489) das fallende Gestirn; 490) die Rettung Gottes; 491) die Verheißung; 492) der von edlem Stamme; 493) der Berathene; 494) der Rathende; 495) die Gnade; 496) die Gnade Gottes; 497) der Vorsteher der Edlen; 498) der Keusche; 499) das Licht; 500) das Licht der Völker. Buchstabe He: 501) Der Leitende; 502) die Leitung Gottes; 503) das Geschenk Gottes; 504) der aus der Familie Haschim. Buchstabe W: 505) Der Angesehene; 506) der Mittlere; 507) der Weite; 508) der Anlangende; 509) der Gründende; 510) der Versprechende; 511) der Predigende; 512) die Eingezogenheit; 513) der Anlaß; 514) der Ueberfluß; 515) der übrig Genügende; 516) der Herr der Trefflichkeit; 517) der Herr, oder Patron, oder Freund (Weli). Buchstabe J: 518) Der von Jathreb, d. i. Medina; 519) Jes, d. i. die geheimnißvollen Buchstaben der XXXVI. Sura des Korans, welche das Sterbegebet der Moslimen enthält.

---

[1]) Kamus, Constantinopolit. Ausg. III. Thl. S. 556.

[2]) Revolutionen.

Außer diesem halben Tausend von Namen (Esma) hat der Prophet noch mehrere Vornamen (Kunijat), wie z. B. Ebul-Kasim und Ebul-Ibrahim, von seinen beyden Söhnen. Seine gäng und gäbsten Namen sind aber nur drey, nämlich: Mohammed, d. i. der Lobenswürdige auf der Erde; Ahmed, d. i. der Löblichste im Himmel; und Mahmud, d. i. der Gelobte in der Hölle; das halbe Tausend der oben angeführten sind Beynamen (Elkab). Das Chamis classificirt dasselbe viel richtiger, gibt aber nur eine kleine Zahl derselben.

Als dritte Probe von dem Reichthume des Gehaltes des Werkes Kastelani's folgen die Prophetenworte, und die also ein neuer Beytrag zur Ueberlieferungskunde oder Sunna *).

1) Glücklich, wer durch Ermahnungen klug wird. 2) Die Handlungen gelten nach ihren Absichten. 3) Die Absicht des Mannes ist besser als seine Handlung. 4) Die Absicht des Gläubigen ist besser als sein Thun, und die Absicht des Lasterhaften schlimmer als sein Thun. 5) Die Handlung des Herzens ist besser als die Handlung der Glieder. 6) Das Kind des Ehebruchs gehört dem Bette, und der Ehebrecher den Steinigenden an. 7) Alles Wild fürchtet sich vor dem wilden Esel. 8) Der Krieg ist List. 9) Hütet euch vor den grünen Mistbeeten, d. i. den schönen Weibern. 10) Die Hülfsgenossen von Medina sind mein Bauch und meine Scham. 11) Der Mensch pflügt nur mit seiner Hand. 12) Nicht der ist der Gewaltige, welcher Menschen überwältigt, sondern der seine Seele überwältigt. 13) Die Kunde ist nicht wie die Beschau. 14) Gesellschaften beruhen auf der Sicherheit. 15) Das Unglück ist der Rede beygegeben. 16) Entsagung des Bösen ist Almosen. 17) Welche Krankheit macht kränker als der Geiz! 18) Es ist so wenig daran gelegen, daß sich deßhalb nicht zwey Ziegen mit den Hörnern stoßen. 19) Die Scham ist ein Gut, das Alle anerkennen. 20) Der Schwur des Lasterhaften bewirft das Land mit Koth. 21) Der Herr des Volkes ist, wer demselben dient. 22) Das Verdienst der Wissenschaft ist größer als das Verdienst der Andacht. 23) Den Stirnenhaaren der Pferde ist Gutes angeheftet. 24) Nichts greift so schnell um sich, als der weibliche Scorpion der Rebellion. 25) Von der Wohlredenheit kömmt Zauber, von der Wissenschaft Unwissenheit und von der Poesie Weisheit. 26) Gesundheit und Muße sind zwey große Gnaden. 27) List und Betrug gehören ins Feuer. 28) Wer uns verräth, ist nicht von uns. 29) Wer um Rath frägt, stellt sich sicher. 30) Die Reue ist Buße.

*) Im Manuscripte der k. k. Hofbibliothek Bl. 130 der Abschnitt von der Wohlredenheit des Propheten, von seinen Sammelwörtern, Redefiguren und Denksprüchen, 8 Blätter.

31) Wer zum Guten leitet hat eben so viel Verdienst, als der es thut. 32) Deine Liebe macht dich blind und taub. 33) Das zu Leihe Genommene ist gefährlich und das Geschenkte wird zurückgewiesen; die Schuld drängt und der Grundbesitzer zwängt. 34) So gefiels deinem Herrn. 35) Der um etwas Gefragte ist deßhalb nicht gelehrter als der Fragende. 36) Heb deinen Stock nicht auf von deinem Hause, um in selbem die gute Sitte zu erhalten. 37) Von dem, was aus stehendem Wasser sprießt, schwillt der Bauch bis zum Zerplatzen auf (gilt als ein Gleichniß von den Gütern der Welt). 38) Das beste der Güter ist ein über dem schlafenden Auge wachendes Auge. 39) Das Beste von dem, was der Mensch besitzt vom Guten, sind leicht empfängliche Stuten und Palmen die langen, gereinigt, um den Staub den befruchtenden zu empfangen. 40) Wer langsam in seinem Verrichten, dem nützet die Sippschaft mit nichten. 41) Besuche alle dritte Tage, so liebt man dich, weil du nicht zur Plage. 42) Ihr sollt die Menschen nicht mit euren Gütern cultiviren, sondern mit euren guten Manieren. 43) Schlechtes Naturel verdirbt die Handlung, wie der Essig den Honig. 44) Diese Religion steht fest; gehe in dieselbe ein mit gelindem Lauf, und dränge deiner Seele den Gottesdienst nicht mit Gewalt auf, sonst ergeht's dir wie dem Reiter, der sein Lastthier übertreibt, der nicht weiter kömmt, und es mit wundem Rücken nach Hause treibt. 45) Wer diese Religion mit Freude gewältigt, wird von derselben überwältigt. 46) Die Scharfsinnigen sind die, welche ihre Seele und ihre Handlungen auf den entferntesten Tod leihn; die Schwachen sind die, welche ihrer Seele alle Listen verzeihn, und hoffen, Gott werde ihnen Pfänder der Sicherheit verleihn. 47) Laß was meines Vaters Brust zerschneidet. 48) Vermähle dich mit einem Weibe wegen ihrer Schönheit, ihrer Güter, ihrer Religion und ihrer Verwandtschaft, so wirst du ein religiöses Weib besitzen, welches, mit dir einstimmig, dir an die Hand gehen wird. 49) Die Genügsamkeit ist ein Gut, das nicht stirbt, und ein Schatz, der nicht verdirbt. 50) Wer wählt, seinen Wunsch nicht verfehlt; den, der um Rath frägt, die Reue nicht befällt; und zurückgestoßen wird nicht, wer das Mittel hält. 51) Die Beschränkung in der Nahrung ist die Hälfte des Unterhalts, und der freundliche Verkehr mit den Menschen ist die Hälfte des Verstandes, und geschickte Frage ist die Hälfte der Wissenschaft. 52) Der Gläubige ist der, dem die Menschen glauben. 53) Der Moslim ist der, vor dessen Zunge und Hand die Menschen sicher, und der wahre Auswandernde *) der, wel-

*) Mohadschir, sonst Hadschir. Wir haben schon oben bemerkt,

cher das, was Gott verboten, verläßt. 54) Gib das Pfand zurück dem, der es dir anvertraut hat, und verrathe den nicht, der dich verrathen. 55) Das Säugen durch Ammen ist wider die Natur. 56) Die Weiber sind die Stricke des Satans. 57) Schöne Erfüllung der Verträge kömmt vom Glauben. 58) Die Schönheit des Mannes ist die Wohlredenheit seiner Zunge. 59) Zwey Gierige werden nicht gesättigt: der, welcher die Wissenschaft, und der, welcher die Welt sucht. 60) Keine Armuth ist drückender als die des Geistes, kein Gut ist höher als die Vernunft, und keine Bewilderung ist stärker als die des Dünkels. 61) Es gibt keinen trefflicheren Verein, als der Sanftmuth und Wissenschaft Stelldichein. 62) Sucht euern Unterhalt in den Tiefen der Erde (Ackerbau oder Bergbau). 63) Sey in der Welt wie ein Fremder oder ein Vorübergehender des Weges, und zähle deine Seele unter die Bewohner der Gräber. 64) Die Nachsicht wird nicht vermehrt, ohne daß der, so sie übt, höher geehrt, und die Demuth wird nicht vermehrt, ohne daß der Demüthige höher steigt an Werth, und es vermindert nicht sein Gut, wer Almosen gewährt. 65) O mein Gott! ich flüchte mich zu Dir von dem Bösen meines Gehörs und von dem Bösen meines Gesichts und von dem Bösen meines Herzens und von dem Bösen meines Hauses. 66) Die Welt ist ein bereites Essen, das von den Gerechten und Lasterhaften wird gegessen, und die andere Welt ist eine aufrichtige Verheißung, wo ein gerechter und mächtiger König Recht spricht, und das Nichtige macht zunicht; seyd die Söhne jener und nicht dieser Welt, jeder Mutter folgen ihre Kinder nach. 67) Der Elendeste der Menschen ist der, welcher dieser Welt die andere opfert. 68) Unter die Schätze der Gerechtigkeit gehört die Verhüllung der Mängel. 69) Der Schwur ist entweder ein Verbrechen (wenn ein falscher) oder bringt Reue (wenn ein wahrer). 70) Zeige deinem Bruder keine Schadenfreude, denn Gott wird ihm verzeihen und dich versuchen. 71) Die Feder (des Looses) trocknet aus durch das, was du in das Tintenzeug hineinsteckst *). 72) Heut ist Wettrennen und morgen

daß die Hidschret bisher durchaus unrichtig als Flucht statt Auswanderung übersetzt worden, und bemerken hier nur noch, daß schon Maraccius den Sinn des Mohadschir richtig als Emigrant übersetzte, qui emigraverit.

*) Dscheffol-kalemi bi ma ente lakun; Kastelani bemerkt über das letzte Wort, daß es kein arabisches, und ein der Eloquenz des Propheten ganz eigenthümliches sey; es ist das Particip der Wurzel laka, wovon das im ganzen Morgenlande als Fülle des Tintenzeugs (Baumwolle oder Werg) bekannte lika stammt; siehe Meninsky unter lika.

angespornter Lauf um das Ziel des Paradieses, und wer zu Grunde geht, geht ins Feuer ein. 73) Wer mir gut steht für das, was zwischen seinem Barte (dem Knebelbarte und dem untern, nämlich die Zunge), und für das, was zwischen seinen Füßen, dem stehe ich gut bey Gott für's Paradies. Kastelani bemerkt, daß der Prophet seine Beredsamkeit den Leuten, mit denen er gesprochen, angemessen, und daher zu den Beduinen weit kräftiger und barscher gesprochen habe, als zu den Städtern, wovon er einige Beyspiele commentirt. Als eine Probe der Beredsamkeit Mohammeds gegen die Beduinen gibt Kastelani das Schreiben desselben, womit er die huldigenden Abgeordneten der Beni Nehd zurücksandte, und welches in ganz ungewöhnlichen Worten folgendermaßen lautete: 74) »Im Namen Gottes des Allmilden, des Allerbarmenden, von Mohammed, dem Gesandten »Gottes, an die Beni Nehd B. Seid. Heil dem, der an Gott »glaubt den Allerhöchsten und an seinen Gesandten. In der Pflicht »liegt die Schuldigkeit. Euer sind der alte Stier und das neu»geworfene Kalb, die aufgezäumten Pferde und die schlechten »Gäule, die edlen und die schlechten Füllen. Niemand hindere »eure freye Weide und Niemand störe eurer Kamehle Freude; »Niemand nehme eure Milch in Empfang, daß ihr nicht darüber »im Inneren Kummer fresset, und eure Verträge zu erfüllen ver»gesset, vermög dem, was in dieser Schrift. Von Gott ist die »Erfüllung des Vertrags und der Pflicht, und wer sich dessen »weigert, den trifft das Gericht.« Die folgenden Kernworte sind aus dem Chamis genommen: 75) Der Gläubige stößt seinen Fuß nicht zweymal am selben Stein. 76) Jedes Wild steckt in seinem Pelz. 77) Die obere Hand ist besser als die untere. 78) Die Menschen sind wie Zähne eines Kamms. 79) Die Menschen sind wie Stufen von Gold und Silber. 80) Jeder Begabte wird beneidet. 81) Was geliehen wird, ist unsicherer Grund. 82) Der Glaube ist die Fessel der Unruhe. 83) Solches Spinngewebe ist schon vorgekommen. 84) Dem Herrn gefällt, wer so. 85) Tödte die Geduld. 86) Er starb den Tod seiner Nase (d. i. den natürlichen). 87) Wie Feuer, das aus durchglühten Steinen aufflackert. 88) Setzt mich auf die Pferde Gottes. 89) Segne uns Gott in unseren Datteln und in unserer Stadt und in unserem Scheffel. Um die Centurie der Prophetenworte zu vervollständigen, folgt noch aus dem Raudhatol-ahbab ein Dutzend seiner gewöhnlichsten Stoßgebete (Dua), welches eben so wenig mit dem fünfmal des Tages vorgeschriebenen Gebete (Ssalamat), als dieses mit den Anwünschungen über den Propheten selbst (Taßlijet) zu vermengen ist *). Nach dem Essen sagte er:

*) Die Art, wie der Prophet das von ihm fünfmal vorgeschriebene

90) Lob sey Gott, der mir diese Speise gewährt und bescheert, ohne meine Macht und Kraft; oder 91) Lob Gott, der über uns, der uns geleitet, der uns gesättigt, der uns getränkt, von dem uns alle Wohlthat gekommen; oder 92) Lob Gott, Lob, vieles und gutes und gesegnetes, für das, was mir übrig genug, und außer dem ich nicht mehr bedarf, o Herr! Beym Anziehen eines neuen Kleides sprach er: 93) Lob sey Gott, der mich gekleidet, der meine Scham bedeckt, und mich dadurch den Menschen erträglich gemacht; oder 94) Lob sey Gott, der mich in diesem Kleide gekleidet, und mir es bescheert ohne meine Macht und Kraft. Beym Antreten einer Reise: 95) O mein Gott! durch dich werde ich von den Meinen getrennt, und zu dir wende ich mich, und an dich halte ich mich, und auf dich vertraue ich; o mein Gott, sorge für das, was ich besorge und nicht besorge, und was du besser weißt als ich. Geehrt sey, wer dein Nachbar! erhöhet werde dein Preis! Es ist kein Gott als du; o mein Gott, vermehre meine Gottesfurcht, und verzeihe meine Sünden, und wende mich zum Guten, wohin ich mich immer wende; oder 96) o mein Gott! ich flüchte mich zu dir vor den Beschwerden der Reise, vor dem üblen Zustande des Umgestürzten, vor dem Leide nach der Freude, vor den Forderungen des Unterdrückten und vor dem wider mein Gut und meine Familie gerichteten bösen Blick. 97) O mein Gott, ich bitte dich, es sey mir auf dieser Reise Gerechtigkeit und Gottesfurcht beschieden, und von den Handlungen solche, mit denen du zufrieden; mein Gott! erleichtere mir die Reise und verkürze mir die Entfernung; o mein Gott! wir sind aufgewacht auf der Reise, und haben verlassen unser Haus. Wann er das Kamehl bestieg, sagte er: 98) Preis Gott! der uns dieses unterworfen, denn wir wären sonst demselben nicht vereint worden, und wir trauen auf unseren Herrn, daß wir nicht umgestürzt werden. In der Wüste pflegte er zu sagen: 99) O mein Gott! dein ist

---

Gebet (Ssalamat) verrichtete, ist nirgends so umständlich, als in dem Werke Kastelani's beschrieben, in 26 Abschnitten: 1) Von seinem Gebete; 2) von den Zeiten desselben; 3) von der Art, wie er es verrichtete; 4) von der Art, wie er den Koran las; 5) von seinem Niederwerfen; 6) von seinem Verbeugen; 7) von seinem Stehen; 8) von seinem Sitzen; 9) von seinem Grüßen beym Gebete; 10) von seinem Lobpreis (Konut); 11) von seinem Gebete am Freytag; 12) bey der Nacht; 13) im Monde Schawan; 14) im Monate Ramasan; 15) an den beyden Festen; 16) in der Frühe; 17) Mittags; 18) Nachmittags; 19) Abends; 20) Nachts; 21) auf der Reise; 22) bey Sonnen- und Mondesfinsternissen; 23) bey Wassernoth; 24) über Leichname; 25) wenn er Nachts aufwachte; 26) von dem Gebete Witr.

der Adel über allen Adel, und dein ist das Lob sonder allem Tadel; und wann die Nacht auf der Reise herannahte, sagte er: 100) O Erde! mein Herr und dein Herr ist Gott! Ich flüchte mich vor deinem Bösen, und vor dem Bösen, was in dir, und vor dem Bösen, was auf dir kriecht. Ich flüchte mich zu Gott vor dem Bösen jedes Löwen und Schwarzen, und der Schlangen und der Scorpionen, und vor dem Bösen derer, die in dem Lande wohnen, und vor dem Bösen des Erzeugers und des Erzeugten. Wann der Morgen auf der Reise anbrach, sagte er: 101) Es höre der Hörende; Lob sey Gott! Die Schönheit seiner Gnaden ist über uns. O Herr! Du bist ein Freund, ein getreuer; zeichne gnädig aus den, der sich flüchtet zu dir vor dem Feuer.

Die vorhergehenden Stoßgebete (Dua) und Worte (Kawl) des Propheten sind eigentlich aus der Sunna oder Ueberlieferung ausgeschieden, welche nicht nur die Worte, sondern auch die Handlungen des Propheten in sich begreift. Von dem nicht moslimischen Geschichtschreiber muß Mohammed freylich minder aus der mündlichen Ueberlieferung, welche bey weitem keine so sichere Quelle als der Koran, sondern hauptsächlich aus diesem beurtheilt werden; aber dem Moslim gilt der Koran nicht als das Wort des Propheten, sondern als das Wort Gottes, und die Auslegung desselben ist eine besondere Wissenschaft, welche sich in nicht weniger als einige hundert Disciplinen verzweigt, welche Ahmed Schaarani in seiner Encyclopädie der Wissenschaften die wohlverwahrte Perle (Dschewherol-maßunet) gesammelt hat. Das Wichtigste hierüber findet sich gleich Eingangs des Chamis auf einigen Blättern, nämlich die Disciplinen, welche die Folge und Anordnung der Suren des Korans zum Gegenstande haben, und daher ein Hauptaugenmerk des Biographen Mohammeds seyn müssen. Das Chamis handelt in vier und zwanzig Abschnitten: 1) Von der Folge der zu Mekka gesandten Suren; 2) von der Folge der zu Medina gesandten Suren; 3) von den zweymal gesandten Koransversen; 4) von Mekkanischen Koransversen, deren Gebot sich auf Medina bezieht; 5) von Medinischen Koransversen, deren Gebot sich auf Mekka bezieht; 6) von dem, was in den zu Medina gesandten Suren mit denen zu Mekka gesandten ähnlich; 7) von dem, was in den zu Mekka gesandten mit zu Medina gesandten ähnlich; 8) von den zu Dschohfet zwischen Mekka und Medina gesandten Koransversen; 9) von den zu Jerusalem (in der Nacht der Himmelfahrt) gesandten; 10) von den zu Taif gesandten; 11) von den zu Hodaiba gesandten; 12) von den bey Nacht oder bey Tag gesandten; 13) von denen im Sommer oder Winter gesandten; 14) von den Medinischen Versen, die sich in den Mekkanischen

Suren befinden; 15) von den Mekkanischen Versen, die sich in den Medinischen Suren befinden; 16) von den von Mekka nach Medina übertragenen Versen; 17) von den von Medina nach Aethiopien übertragenen; 18) von den umfassenden; 19) von den auslegenden; 20) von den geheimnißvollen (nämlich den im Arabischen nichts bedeutenden Buchstaben, mit denen einige Suren beginnen, und wornach die XXXVIste Jes und die XXste Tah betitelt ist); 21) von den aufhebenden und aufgehobenen; 22) von denen, deren Lesung aufgehoben worden, deren Gebot aber fortwährt; 23) von denen, deren Gebot aufgehoben worden, aber deren Lesung fortwährt; 24) von denen, deren Lesung und Gebot zugleich aufgehoben worden. Man sieht aus diesen Ueberschriften, wie wichtig die Kenntniß aller dieser Koransverse zur Einschaltung sowohl an der gehörigen Stelle im Leben des Propheten, als zur Beurtheilung ihrer gesetzlichen, bestehenden oder aufgehobenen Verbindlichkeit, wovon zwar Maraccius und Gagnier einige, aber bey weitem nicht vollständige Kunde gaben.

Noch weit wichtiger, als die Kenntniß der Art und Weise, wie der Prophet die gesetzliche Reinigung mit Wasser oder Sand, das vorgeschriebene fünfmalige Gebet, die Pflichten der Faste und der Wallfahrt vollzog, weit wichtiger, als die Kenntniß der von seinem Biographen so weitläufig und umständlich aufgezählten Tugenden und Wunder ist das, was dieselben von seinen Sitten und Gebräuchen melden, und wovon wir aus dem Raudhatol-ahbab das Folgende ausziehen.

Von seiner Kleidung.

Er war nicht sehr wählerisch darin, und legte das nächste beste Hemd, Beinkleid, Unterkleid oder Oberkleid an. Er trug meistens baumwollene, aber auch wollene, eingewirkte Stoffe und gestreifte jemenische. Die liebste Farbe war ihm die weiße, doch liebte er auch die grüne, haßte aber Kleider, die ganz roth oder gelb waren, und duldete diese Farben nur in Streifen. Er legte neue Kleider meistens am Freytage an, und gab dann das alte den Armen. Er trug einen weißen Kopfbund, dessen Ende zwischen den Schultern niederhing. Manchmal trug er ein Häubchen allein. Am Tage der Eroberung Mekkas hatte er den Kopf schwarz umwunden. Einige sagen, daß er den Bund siebenmal, Andere daß er ihn zwölfmal um den Kopf wand. Auf der Reise trug er eine Haube mit zwey Ohren, und wider die Sonnenhitze schützte er sich mit einem übergeworfenen Shawl (Tailesan), und wenn er sich den Kopf mit Oel salbte, warf er eine Art Calantica (Kinaa) darüber. Ueber die Länge seines Oberkleides sind die Angaben verschieden, so wie über die der Aermel. Sei-

dene Kleider verabscheute er; dafür nahm er aber eine Art Kotze, welche die Araber Chamißa nennen, und die er zum Geschenke erhalten hatte, zu seinem Kleide. Für den Freytag hatte er zwey Festkleider; seine Borda (Oberkleid) war schwarz. Aische machte ihm einst die Bemerkung über zwey seiner Kleider, daß sie zu grob und zu lästig wenn er schwitze. Er antwortete nichts, und fuhr fort, sie zu tragen. Seinen Ring trug er auf der linken Hand, und wenn er sich etwas besonders merken wollte (statt des Knopfes im Sacktuche), wand er einen Faden darum. Seine Fußbekleidung war schwarz und einfach, Pantoffeln oder Sandalen (Naalin) aus Ochsenleder; manchmal ging er aber auch barfuß. Die Gestalt seines Fußes und seiner Sandalen spielt im Islam eine fast eben so große Rolle, als die Fußstapfen des Buda bey den Bekennern dessen Lehre. Der Verfasser des Raudhatol-ahbab gibt eine getreue Abbildung, auf welcher die Stellen der fünf Zehen und dann, was merkwürdiger, die der vier Riemen, wodurch diese lederne Sohle ober dem Fuße zusammengehalten ward, abgezeichnet sind. Hieraus also erhellt klar, daß unter Naal kein Pantoffel, sondern eine Sandale zu verstehen sey; zwey Riemen laufen von der Ferse aufwärts auf dem Rüst des Fußes zusammen, der dritte quer über den Zehen und der vierte auf demselben senkrecht schließt sich an die von der Ferse herauflaufenden beyden in einen Punkt zusammen.

Von seinem Essen und Trinken.

Der Prophet aß niemals, ohne vorher Bismillah, d. i. im Namen Gottes, zu sagen, was seitdem Gesetz für alle Moslimen geblieben. Er griff mit drey oder vier, aber nie mit zwey Fingern in die Schüssel, und saß dabey auf seinen Knien, manchmal aber auch auf dem rechten oder linken untergeschlagenen Fuße. Nach dem Essen betete er das oben erwähnte Gebet und wusch sich. Nie aß er mit der linken Hand, was nur der Teufel thut. Er hieß seine Tischgenossen die Schüssel auslecken und die Finger abschlecken, weil auch in dem kleinsten Theile der Gottesspeise Segen. Er aß (Schweinfleisch ausgenommen) von allerley Gattungen Fleisch und Gemüse, vorzüglich aber gern Zwiebel und Milchgerichte, den Knoblauch hassend. Nur von Eidechsen, die damals auch gewöhnliche Araberkost, rührte er nichts an, weil, wie er sagte, dieselben ursprünglich Menschen gewesen. Von den verschiedenen Arten des Brotes war ihm das Gerstenbrot das liebste; von den verschiedenen Arten des Fleisches das lämmerne. Ueberhaupt war seine liebste Nahrung Fleisch *). Manchmal aß

*) Man sieht hieraus, wie irrig die in so vielen europäischen Ge-

er auch getrocknete Fische und geselchtes Fleisch. Er pflegte zu sagen, das beste Fleisch ist das des Rückens (versteht sich des Kamehls). Manchmal aß er die gewöhnliche Brotsuppe der Araber Therid (das deutsche Triet) mit eingebrocktem Fleische. Er verbot, das Fleisch mit dem Messer zu zerschneiden, weil dieß persische Sitte, und befahl, hiezu nur die Finger und die Hände zu gebrauchen. Wenn sich in einem Hause, wo er einkehrte, nichts anderes fand, ließ er sich Essig bringen, und aß denselben mit Brot, und pflegte dann zu sagen: »Das beste Gewürz ist der Essig.« Er liebte sehr Zuckerwerk und Datteln, und seine gewöhnliche Nahrung waren meistens die letzten. Am liebsten aß er die Datteln in der Milch, welches Gericht die Araber Taiban (Bonbon) nennen. Er pflegte zu sagen: »Die Einwohner des Hauses, in welchem sich Datteln befinden, hungern nicht;« und wieder: »Die Bewohner des Hauses, in welchem keine Datteln, hungern.« Eine der besten Dattelarten Medina's heißt Adschwet; Mohammed sagte: »Wer am Morgen mit sieben Datteln Adschwet erwacht, dem schadet an diesem Tage weder Gift noch Zauber.« Die Kerne schnellte er mit dem Zeigefinger rücklings, oder sammelte sie in seiner linken Hand. Eines Tages, als er so aß, kam ein Schaf vorbey, das ihm aus der Linken die Kerne fraß, während er aus der Rechten frische Datteln aß. Waren die Datteln alt und wurmig, so zog er die Würmer heraus, und aß die Datteln. Er liebte den Palmenkohl und Kürbisse, und sagte von den letzten: »Diese sind die Frucht des Baumes meines Bruders Jonas.« Anis sagte ihm eines Tages: »O Prophet Gottes, du ißt zu viel Kürbisse.« »Dieß ist,« antwortete Mohammed, dem Gehirne gut und vermehrt den Verstand.« Er liebte auch gepfeffertes Muß und Mandelsulz, auch aß er gern Brot mit Oliven. Auf dem Feldzuge nach Tebuk brachte man ihm trockenen Käse, den er mit dem Messer zerschnitt und vertheilte. Er aß Datteln und Wassermelonen zusammen, und sagte: daß die Hitze von diesen die Kälte von jenen, und die Hitze von diesen die Kälte von jenen mäßige. Die liebsten Früchte waren ihm Wassermelonen und Trauben. Gurken aß er mit Salz und sagte: »Euer Gewürze sey das Salz.« Wenn man ihm frische Früchte brachte, pflegte er zn sagen: »Mein Gott! segne unsere Stadt und unsere Metzen (Medd) und unsere Scheffel, und häufe Segen auf Segen.« Auch sagte er: »Jeder, der von der Milch (die er sehr liebte) esse, müsse sagen: O mein

---

schichten wiederholte Angabe, daß Mohammed nur von Milch gelebt; wenn diese Angabe von Mohammed schon so irrig, was ist erst von der Milchdiät des um so viel älteren Zoroasters zu halten.

Gott! segne uns, und vermehre uns dieselbe.« Auch sagte er: »Ich kenne nichts, was zugleich Speise und Getränk wäre, wie Milch.« Beym Trinken setzte er dreymal ab; bey den beyden ersten Malen sagte er: Bismillah (im Namen Gottes), beym dritten Male el-hamd lillah! (d. i. Lob sey Gott!). Alle Tage trank er einen Becher Honig. Manchmal warf er geröstetes Korn oder Gerste in das Wasser, von dem er trank, um den Geschmack des salzigen Wassers Medina's zu verbessern. Befand er sich in Gesellschaft, so ließ er alle andern vor sich trinken, und trank der Letzte, daher sein Wort: »Wer ein Volk tränkt, trinke der letzte.« Er trank immer mit der rechten Hand. Eines Tages saß er zwischen Ebubekr, der zu seiner Linken, und einem Araber, der zu seiner Rechten, und trank einen Becher mit Wasser verdünnter Milch, gab den Becher dann dem Araber, und als Omar, der sich zugegen befand, fragte, warum er denselben nicht dem Ebubekr gegeben, sagte er: »Die zur Rechten sind die Rechten.« Er verbot, aus der Mündung des Schlauches und aus schartigem Becher zu trinken. Sein liebstes Getränke war süßes und frisches Wasser, das man ihm von einem zwey Tagereisen von Medina entfernten Orte zuführte. Er befahl, Nachts die Speiseschüsseln und Trinkgeschirre zuzudecken.

Von seinen Reisen.

Seine Reisen pflegte er gewöhnlich am Montag oder Donnerstag, manchmal auch am Sonntag oder Mittwoch anzutreten. Seine Reisegebete sind schon oben vorgekommen. Er befahl: »Wenn ihr in fruchtbaren Jahren reiset, so lasset eure Lastthiere »des Futters und Grases nicht entbehren, und wenn ihr in trocke- »nen Jahren reiset, so eilet so viel ihr könnt, damit ihr den Ort »eurer Bestimmung erreicht, ehe eure Lastthiere zu Grunde gehen, »und wenn ihr Nachts ein Paar Stunden ausruht, so sey es an »einem von der Straße entfernten, von kriechendem und fliegen- »dem Gewürme gesicherten Orte.« Er verbot allein zu reisen, und sagte: »Wenn der Mensch wüßte, was in der Einsamkeit, so würde er nie allein spazieren gehen. Den Weibern verbot er das Reisen durchaus, ausgenommen mit ihren Männern. Er verbot, auf der Reise sich der Glocken zu bedienen, die er für Psalterien des Teufels, so wie die Reise überhaupt für ein Stück von der Hölle erklärte. Oefters kam er Schwachen und Gebrechlichen zu Hülfe, und ließ sie hinter sich aufsitzen. Eines Tages kam ihm Abdallah, der Sohn Dschafer's, zum Bewillkomm entgegen, den er vor sich sitzen ließ, dann seine beyden Enkel Hasan und Husein, die er hinter sich aufs Kamehl nahm, und so in die Stadt einzog. Er trachtete immer Morgens und

nie Abends in eine Stadt zu kommen, und verbot das letzte sogar seinen Freunden. Er ließ ein Kamehl oder einen Ochsen schlachten, um damit die Männer, die ihm entgegen gekommen waren, zu bewirthen, ging aber vor dem Gastmahle in die Moschee. Wenn er von der Reise zurückkehrte, sagte er: »Wir kehren wieder, und singen Gott Lobeslieder« [1]). Wann er in die Stadt einzog, sagte er: »Wendend, wendend uns zu unserem Herrn wiederkehrend wir uns finden, ohne daß uns geschadet unsere Sünden [2]).« Er befahl, daß, wenn sich auf einer Reise drey beysammen fänden, einer derselben als Emir, das ist als Haupt der Karavane erklärt werden müsse. Wenn einer, der eine Reise antrat, zu ihm um sich zu beurlauben kam, sagte er: »Hinterlege bey Gott deine Religion und die Endzwecke deiner Handlungen;« oder er sagte: »Gott vermehre deine Tugend und verzeihe dir deine Sünden, und lasse dich das Gute finden, wo immer du dich hinwendest.«

Von seiner Behandlung der Frauen.

Er war ein Muster im gesellschaftlichen Umgange überhaupt, besonders aber mit seinen Frauen; er sagte: »Der Beste von euch sey der Beste mit seinem Weibe, denn ich bin der beste von euch mit dem seinigen.« Er trank an derselben Seite der Kanne, wo Aische getrunken, und aß manchmal das Fleisch von demselben Beine, das sie zwischen den Zähnen hielt. Er ruhte oft, das Haupt in ihrem Schooße, den Koran hersagend. Einmal lief er mit Aische auf der Reise in die Wette, und ward von ihr überholt. Einige Zeit hernach, als sie fetter geworden, ließ er sie bey abermaligem Wettlaufe hinter sich, und sagte: »Jetzt sind wir gleich.« Aische, die geliebteste der Gemahlinnen Mohammeds, die aber durch ihre Unbesonnenheit auf dem Feldzuge wider die Beni Moßtalak die Ehre des Harems so sehr compromittirte, daß dieselbe durch eine besonders vom Himmel gesandte Sura (die XXIVste, das Licht betitelte) gerettet werden mußte, erzählt: »Wir zankten uns eines Tages, und der Prophet schlug den Ebu Obeide zum Schiedsrichter vor. Ich »sagte: nein! er ist ein zu gelinder Mann, der deine Partey hal»ten würde; er sprach: bist du mit Omar zufrieden? ich sagte: »nein! vor diesem fürchtet sich sogar der Teufel; aber doch mit »Ebubekr, sagte der Prophet; ich bejahte es. Ebubekr ward ge»holt, und der Prophet fing an, die Sache vorzutragen. Ich »sagte: Prophet Gottes, sey gerecht. Zugleich gab mir mein

[1]) **Aibune taibune li rebbina hamidune.**

[2]) **Tauben tauben li rebbina auben la jughadir aleina hauben.**

»Vater eine Ohrfeige, daß mir das Blut aus beyden Nasenlöchern »floß, und sagte: Niemand wird dir Gerechtigkeit widerfahren »lassen, wenn nicht der Prophet Gottes. Dieser sprach: das »habe ich von dir, Ebubekr, nicht begehrt, stand auf, und wischte »mir das Blut aus dem Gesichte.« So oft sich Aische zürnte, legte er seine Hand auf ihre Achsel, und sagte: Mein Gott! verzeihe ihr ihre Sünden, und verlösche den Groll ihres Herzens, und schirme sie vor Unruhen. Täglich nach dem Nachmittagsgebete besuchte er die Kammern aller seiner Frauen, und erkundigte sich um ihr Wohlbefinden, die Nacht aber brachte er bey derjenigen zu, an welcher die Reihe war. Er hielt sie an Nahrung, Wohnung, Kleidung so viel als möglich gleich. Oft geschah es, daß er in einer Nacht alle neun Frauen besuchte, und sich doch nur einmal wusch, manchmal aber nach dem Besuche jeder Kammer. Omm Selma, eine seiner Gemahlinnen, erzählt, daß wenn er sich mit seinen Frauen unterhielt, er die Augen schloß, und das Kleid über den Kopf zog, und zur Frau sagte: Verhalte dich ruhig und würdevoll. Wiewohl er die Kraft von dreyßig Männern besaß, so hatte er doch nur neun Frauen, und er sagte: Ich liebe von eurer Welt nur die Weiber und die Wohlgerüche, und die Erfrischung meines Auges hat Gott ins Gebet gesetzt.

In Gesellschaft mit seinen Gefährten pflegte er so zu sitzen, daß er die Knie hinaufzog und die Hände um die Füße schlang, sich wohl auch auf den Rücken warf, und in diesem Falle einen Fuß über den andern geschlungen hielt. Er war ein Feind von vielem Reden, faßte sich so kurz als möglich, und begnügte sich oft bloß zu winken, um das Reden zu ersparen. Wenn er sprach, schlug er oft mit seiner rechten Hand auf den linken Schenkel, und wann er sich verwunderte, kehrte er die Hand um, so daß der Ballen nach außen gedreht; wann er sich zürnte, strich er sich sehr oft die Haare. Wann sich seine Gefährten über etwas verwunderten, verwunderte er sich mit ihnen; wann sie aber lachten, lachte er nicht mit, oder verzog den Mund höchstens zum Lächeln. Wann er über einen Todten oder aus Mitleid weinte, so waren es nur einige Thränen. Seine Schwüre waren: »Bey ihm, in dessen Hände meine Seele! — Bey dem Wender der Herzen! — bey Gott!« Wann er sich aus einem gesellschaftlichen Kreise entfernte, sagte er zur Sühnung desselben: »Preis Dir, mein Gott! und Lob Dir! Ich bezeuge, es ist kein Gott als Du, und ich flehe Dich um Verzeihung an, und wende mich reuig zu Dir.« Er liebte Gedichte und ließ sich solche vorlesen, las aber selbst keine vor, wiewohl er mehreres im Sylbenmaße Redschef sprach. Der einzige arabische Vers, den er

öfters im Munde führte, ist der berühmte des Gedichtes Lebid's: »Ist nicht alles, was außer Gott, eitel!« Aische versichert in der Ueberlieferung, daß er nichts mehr haßte, als Verse, und auch keinen derselben regelmäßig hersagte. Einmal erinnerte er sich doch des bekannten Verses eines arabischen Dichters:

Die Tage bringen dir was du nicht weißt,
Und Kunden bringt wer nicht versteht den Geist.

Mohammed sagte: »Die Tage bringen dir was du nicht weißt, und Kunden bringt wer ihren Geist nicht versteht.« »Prophet Gottes,« sagte Ebubekr, »der Vers ist nicht so.« »Ich bin kein Poet,« antwortete Mohammed. Er liebte aber die Erzählungen von Mährchen im Kreise seiner Genossen sowohl als seiner Frauen; er liebte auch sehr, mit seinen Genossen zu scherzen, aber sein Scherz beruhte nie auf Lüge. Er sagte: »Gott verübelt die Scherze nicht dem, der mit aufrichtiger Gesinnung scherzt.« Er sah den Spielen und Tänzen seiner Frauen zu, ohne jedoch selbst daran Theil zu nehmen. Einer seiner berühmtesten Scherze ist der mit Ssafie, der Tochter Abdol-Motallib's, welche ihn fragte, ob die Frauen ins Paradies eingehen würden? Er sagte: »Nur die jungen, aber nicht die alten Weiber.« Und als sich die Alte dieses sehr zu Herzen nahm, tröstete er sie mit den Versen des Korans: »Wir haben diese Frauen (des Paradieses) hervorgebracht, und sie zu Jungfrauen gemacht [1]).

Mohammed's Toilette: Er kämmte sich täglich die Haare und den Bart, salbte sich dieselben mit Oel, und stutzte sich den Knurrbart. Er sagte: »Stutzt den Knebelbart und laßt den Bart wachsen im Gegensatz der Magier.« Alle Freytage, ehe er in die Moschee ging, stutzte er sich den Lippenbart und schnitt sich die Nägel ab. Allen Unrath des Leibes schaffte er mit der linken Hand fort, die Augen schminkte er mit Augenschminke von Ißfahan; die er dreymal dem rechten Auge und dreymal dem linken, manchmal dem letzten nur zweymal einstrich. Auf seinen Reisen nahm er immer Spiegel, Kamm, Zahnstocher, Scheere, ein Gefäß mit Augenschminke, eines mit Wohlduft und eines mit Oel mit. Dieses ist die Sieben der Prophetentoilette, welcher die Sieben in Sieben (Heft der Heft) [2]) der Toilette morgenländischer Frauen nachgeahmt

---

[1]) Der 37. und 38. Vers der LVI. Sura.

[2]) Nämlich siebenerley Schminke und siebenerley Schmuck für sieben Glieder des Leibes: 1) Augenschminke, 2) Augenbrauensalbe, 3) Haarsalbe, 4) rother Anstrich, 5) weißer Anstrich für die Wangen, 6) das Henna für die Nägel, 7) Haarausrottungspulver; die sieben Ringe: 1) das Diadem, 2) die Ohrringe, 3) die Knöchelringe, 4) die Armbänder, 5) das Halsband, 6) der Ring am Finger, 7) der Gürtel; die sieben Sphären, in welchen sich die kosmetische Welt der Morgenländerinnen bewegt.

zu seyn scheint. Er färbte sein Haar mit Henna und Safran, woraus erhellet, daß Mohammed, wenn nicht rothhaarig, doch sehr blond gewesen. Als er starb, hatte er nur wenig graue Haare im Barte und auf der Scheitel des Kopfes. Eine große Anzahl von Imamen haben darüber disputirt, ob er das Henna wirklich zum Haarfärben oder nicht vielmehr als Mittel wider Kopfweh gebrauchte. So disputirten sie auch darüber, ob er sich jemals aus anderer Absicht gebadet, als um die in gewissen Fällen vorgeschriebene gesetzliche Waschung des ganzen Körpers zu vollziehen.

Wie er es mit dem Loosen hielt: Er nahm gerne gute Vorbedeutung aus Worten und Reden, verbot aber, jemals böse Vorbedeutung daraus zu schöpfen; er hielt sehr viel auf gute Namen, und sagte: die Gott angenehmsten Namen seyen Abdallah (der Diener Gottes), Abderrahman (der Diener des Allbarmherzigen); und der Gott verhaßteste Name sey: König der Könige. Böse Namen verwandelte er in gute; so veränderte er den Namen zweyer seiner Frauen, welche ehemals Berre (die frey sich Ueberlassende) geheißen in Seineb (Zenobia) und Meimunet (die Beglückte). Wann er Jemanden ein Geschäft übertrug, so fragte er zuerst um den Namen, und nahm, wenn ihm dieser nicht gefiel, oft seinen Auftrag zurück. Wann er sich über etwas gar sehr verwunderte, und die böse Wirkung des zu sehr bewunderten Gegenstandes auf sein Auge fürchtete, sagte er: »Gott segne es, und lasse es Niemand schaden.« Er empfahl seinen Gefährten, wenn sie etwas ihnen Mißfälliges sähen, zu sagen: »O mein Gott! keiner kömmt mit Gutem als Du, und keiner wehrt ab das Böse als Du, und es ist keine Kraft und keine Macht als bey Gott.«

Seine Sitte in Gruß und Bewillkomm, Umarmung und Handschlag: Er befahl, in kein Haus zu gehen, als mit Erlaubniß, und nachdem der Gruß: »Es-selam aleikum« (Heil über euch!) mit »Aleikum es-selam« erwiedert worden. Er sagte: »Es-selam kiblelkelam« (d. i. Gruß vor dem Wort), und: »Ladet keinen zum Essen, ehe ihr ihn gegrüßt.« Er verbot, Juden und Christen zuerst zu grüßen (aber nicht, ihren Gruß zu erwiedern). Den Freunden gab er den Handschlag und umarmte dieselben, wenn sie von weiter Reise zurückkamen.

Von seinem Niesen und dem dreymaligen, das auf arabisch Teschmit *) heißt. Er sprach: Der Niesende sage: »Lob sey Gott!« und die ihn Hörenden sollen

*) Fehlt in dieser Bedeutung in Golius und Freytag.

antworten: »Gott erbarme sich deiner« (dieß ist seitdem Sitte des Islams geblieben); doch nach dreymaligem Niesen, das Schnupfen vorbedeutet, sagte er nichts.

Von seinem Gehen und Reiten: Er ging langsam und würdevoll, nach dem Verse des Korans: »Die Diener des Allmilden sind die, welche auf Erden langsam gehen, und die, wenn von Unwissenden angeredet, Heil! sagen [1]). Manchmal ging er in Schuhen, manchmal barfuß. Er ritt auf Pferden, Kamehlen, Maulthieren und Eseln, seine Gemahlinnen hinter ihm.

Von seinem zu Bette Gehen und Aufwachen: Wenn er zu Bette ging, zog er die Kleider des Tages aus, und betete die drey letzten kurzen Suren des Korans, legte sich auf die rechte Seite, mit der rechten Hand unterm Gesicht, und sagte: »Mein Gott! Dir leb ich und sterb ich;« oder: »In Deinem Namen, o Herr! Du legst mich auf die Seite und wirst mich wieder aufrichten.« Er schlief auf Matten, Strohdecken oder auf der bloßen Erde. Sein Kopfkissen war von Leder, mit Palmenstroh gefüllt. Den Freunden legte er ihre Träume aus, und empfahl ihnen, wenn sie etwas Böses träumten, dreymal auf die linke Seite auszuspuken, sich auf die andere Seite zu legen, und mit Niemanden davon zu sprechen. Beym Aufstehen sagte er: »Lob sey Gott, der uns das Leben schenkt, nachdem er uns in den Tod versenkt! Bey ihm ist die Sendung und die Zerstreuung.« Bey jeder Gelegenheit erinnerte er sich der Gegenwart des Herrn, und erwähnte dessen Namen mit Lob und Preis.

Mohammeds Personalbeschreibung ist in einer bekannten [2]), aus zwey und siebzig Absätzen oder Worten bestehenden Formel. Unter den Werken, welche den Titel Schemail, d. i. Personalbeschreibung, führen, ist das des Imams Ebu Isa Mohammed B. Isa Et-termidi eines der berühmtesten, aus welchem in der Geschichte Ibn Kesir's ansehnliche Auszüge unter den Abschnitten: 1) Von seiner Schönheit. 2) Von seiner Gesichtsfarbe. 3) Von seinen Haaren, seiner Stirne, seinen Augenbrauen, Augen, Zähnen, seiner Nase. 4) Von den Haaren auf den anderen Theilen des Leibes. 5) Von seinen Armen, Elbogen, Schenkeln, Füßen und Sohlen. 6) Von seiner Statur. 7) Von dem Wohlgeruche seines Leibes. 8) Von seinem Mutter-

---

[1]) Der 63. Vers der XXV. Sura.

[2]) Im Texte sowohl als in der Uebersetzung in dem Anhange zu Wiens aufgehobener erster Belagerung, Pesth 1829, S. 129, bekannt gemacht.

maale zwischen den Schultern. 9) Verschiedene seine Person betreffende Ueberlieferungen. 10) Von seinen moralischen Eigenschaften, 11) seiner Freygebigkeit, 12) seiner Demuth, 13) seinen Scherzen, 14) seiner Großmuth, 15) seiner Enthaltsamkeit; 16) seiner Andacht. 17) Von seiner Demuth beym Gebete. 18) Von den ihm betreffenden Stellen, welche in andern Büchern der Propheten vorkommen. Der letzte Abschnitt gehört eigentlich schon in die Rubrik der Delail, welche eine besondere Abtheilung der Prophetenbiographie von den Vorbedeutungen, Vorhersagungen und Wundern handelt. Wir erwähnen hier nur Einiges aus den sechzehn Abschnitten der ersten Abtheilung, um einen künftigen Biographen des Propheten darauf aufmerksam zu machen. Mohammed war sehr roth im Gesichte und dabey sehr blond; sein Haar, dessen Farbe als bräunlich angegeben wird, scheint nach der oben gemachten Bemerkung über die Färbung desselben mit Henna und Safran wenn nicht roth gewesen zu seyn, wenigstens ins Röthliche gespielt zu haben. Sein Kopf war dick, seine Augen groß, seine Haare dicht, sein Bart wohlgenährt, sein Schweiß duftete süßer als Moschus (für die Gläubigen). Anfangs ließ Mohammed sein Haar ohne Theilung von allen Seiten des Kopfes und zwar bis an die Elbogen herunter hängen, später scheitelte er dasselbe. Diese ursprüngliche Haartracht des Propheten beobachten noch mehrere Orden der Derwische, welche ihr Haar ungescheitelt und auch ungekämmt herunterhängen lassen. Doch bey der Wallfahrt des Abschiedes schor er sich vorgeschriebener Maßen den Kopf. Als er starb, hatte er am Kopfe und Barte nicht zwanzig graue Haare. Er war der Schönste, Freygebigste und Tapferste der Menschen. Mit seiner Tapferkeit hielt seine Sanftmuth gleichen Schritt. Von Anis, welcher ihm neun Jahre lang gedient, hat die Ueberlieferung das Wort erhalten: »Nie hat mir der Prophet gesagt: warum hast du dieß so und so gethan? Niemals tadelte er mich.« Diese Sanftmuth erklärt zum Theil die Liebe seiner Jünger und Gefährten. Wenn er einem den Handschlag gab, zog er nie seine Hand der Erste zurück, und wenn er einem begegnete, wandte er sich nie der Erste ab, was für seine Freundlichkeit und Leutseligkeit spricht. Darüber, daß er sich einmal von Einem, der ihn anredete, mit trotzigem Gesichte abwandte, machte er sich selbst im Namen des Himmels in der 80. Sure, welche mit den Worten: »Er hat sich abgewendet,« beginnt, Vorwürfe. Bochari, der große Ueberlieferungssammler, erzählt in seinem Buche der guten Manieren (Edeb), daß Mohammed eines Tages um vier Dirhem ein Hemd gekauft, und dasselbe einem der Hülfsgenossen, der ihm auf dem Rückwege begegnete, und

ihn darum mit den Worten anredete: O Gottesgesandter! bekleide mich mit dem Hemde, daß dir dafür Gott das Kleid des Paradieses anziehe! geschenkt. Es blieben ihm nur noch zwey Dirhem übrig. Auf dem Wege begegnete ihm eine Sclavin, die ihn um zwey Dirhem anredete, um dafür Mehl zu kaufen. Sie weinte, weil sie bey der Rückkehr Schläge fürchtete. Er begleitete sie bis nach Hause, wo ihr Herr sie sogleich frey sprach. Er liebte in seinen Reden den singenden Ton (Tertil) und die Gedehntheit (Tersil), und wiederholte öfters dasselbe Wort, so wie seinen Gruß gewöhnlich dreymal und beurlaubte sich auch dreymal; doch sagte er von sich selbst: Mir steht der Schrecken bey, und mir sind Kernsprüche gegeben worden; als ich schlief, wurden in meine Hand die Schlüssel der Schätze der Erde gelegt. Aische versichert, sie habe den Propheten nie vollkommen lachen, sondern nur stets lächeln gesehen. Er schwieg und lächelte wenig. Bey einer so ernsthaften Prophetennatur kann der Abschnitt der Scherze nicht sehr ergiebig ausfallen. Gewiß wird kein westlicher Leser darüber lachen, und höchstens den Mund zum Lächeln verziehen, daß dieses Scherze seyn sollen; wie z. B. Ebubekr kam dazu, als Aische mit Mohammed zankte, und lauter als jener sprach. Der Vater wollte die Tochter dafür ohrfeigen, daß sie lauter spreche als der Prophet, aber er hinderte ihn daran. Ebubekr ging zornig hinaus, und kam später wieder, und fand sie ganz friedlich mitsammen. »Laßt mich,« sprach Ebubekr, »an eurem Frieden Theil nehmen, wie ich an eurem Kriege Theil genommen.« Mohammed sagte: »Wir haben's schon gemacht*), wir haben's schon gemacht.« — Ein Beduine, Namens Sahir, kam mit einem Geschenke für den Propheten aus der Wüste. Als er hinausging, sagte der Prophet: Er hat uns bewildert, und wir haben ihn zum Städter gemacht.« — Einmal kam Einer mit Waaren. Mohammed hielt ihn rückwärts, ohne daß jener ihn sah. »Laßt mich von diesem los!« rief er, ohne zu wissen, daß es der Prophet sey, der ihn hielt. »Wer kauft einen Sclaven?« rief Mohammed. »O Prophet Gottes!« rief dieser, indem er sich umwandte, »Du wirst mich des Preises nicht werth finden.« »Bey Gott! bey Gott bist du nicht wohlfeil, sondern theuer.« — Eines Tages kam ein Mann zu ihm, der Abdallah Esel hieß; der Prophet lächelte über seinen Zunamen, und gab ihm etwas zu trinken. Gott verfluche ihn, sagte einer der Gegenwärtigen, weil Du ihm so viel gegeben. »Fluche ihm nicht,« sagte Mohammed, »denn der Esel gefällt Gott und seinem Propheten.« — Noch sind die in mystischen Werken häufig angeführten

*) **Kad faalna kad faalna.**

zwey Worte merkwürdig, womit Mohammed Aische, die geliebteste seiner Frauen, oder den Gebetausrufer Belal rief, je nachdem er zu kosen oder zu Betrachtungen aufgelegt war. Im ersten Falle sagte er: »Sprich mit mir, o Röthlichte« [1])! im zweyten Falle: »Geistige mich Belal« [2])!

Den Beschluß der Sitten und Gebräuche des Propheten macht im Raudhatol-Ahbab die Arzneykunde desselben, welche, wie schon gesagt worden, von Kastelani sehr ausführlich behandelt worden. Um noch aus dem zweyten der Grundwerke der Prophetengeschichte, deren wir uns zur Vergleichung der hier angezeigten beyden türkischen bedient haben, nämlich aus dem Chamis, etwas Neues aufzunehmen, entlehnen wir daraus die Ordnung der Suren des Korans, sowohl der zu Mekka als der zu Medina gegebenen, weil deren Reihenfolge wegen der darin enthaltenen Beziehungen auf die Lebensgeschichte des Propheten selbst höchst wichtig. 1) Die XCVI. Sura: Lies im Namen deines Herrn. 2) Die LXXIIIste: O Eingewickelter! 3) Die LXXIVste: O Verhüllter! (welche sich alle drey auf die erste Offenbarung des Prophetenthums beziehen). 4) Die CXIte: Verdorben sind die Hände Ebi Leheb's, verdorben. 5) Die LXXXIste: Wann die Sonne in Finsterniß eingehüllt (worin der Himmel versichert, daß Mohammed kein Wahnsinniger, wofür seine Feinde ihn zuerst ausschrien). 6) Die LXXXVIIste: Lobpreise den Namen deines Herrn. 7) Die XCIIste: Bey der Nacht, wenn sie dunkelt. 8) Die LXXXIXste: Bey der Morgenröthe! 9) Die XCIIIste: Bey der Sonne am Mittag! 10) Die XCIVste: Haben wir dir nicht erleichtert die Brust, die beklommene? 11) Die CIIIte: Bey der Nachmittagszeit! 11) Die Cste: Bey den Pferden, welche rennen! 13) Die CVIIIte: Wir haben dir den Kewßer gegeben. 14) Die CIIte: Euch hat ergriffen die Lust zu vermehren. 15) Die CVIIte: Hast du gesehen den, welcher die Religion der Lüge zeiht? 16) Die CIXte: Sag: o ihr Ungläubigen! 17) Die CVte: Des Elephanten. 18) Die CXIIIte: Der Morgendämmerung. 19) Die CXIVte: Ich flüchte mich zum Herrn der Menschen (die letzte Sura des Korans, welche mit der vorletzten das mächtigste Abwehrungsmittel von Zaubereyen, indem dieselben vom Himmel gesandt worden, als der Prophet, von einem Juden bezaubert, krank war). 20) Die CXIIte: Sag: Gott ist Einer (die erhabenste des Korans). 21) Die LIIIste: Beym Gestirne, wenn es untergeht! (sehr merkwürdig, weil es dieselbe, aus welcher ein Vers, den die Mekkaner als ein Lob ihrer Götzen auslegten, ausgemerzt

---

[1]) Kelimni ja Homeira! [2]) Errihni ja Belal.

worden). 22) Die LXXXste: Er wandte sich trotzig ab (worin Mohammed vom Himmel getadelt wird, von einem Blinden, der ihn anbettelte, sich trotzig abgewendet zu haben). 23) Die XCVIIste: Wir haben ihn (den Koran) gesendet in der Nacht der Macht, in der 27sten des Ramadhan. 24) Die CXIte: Bey der Sonne und ihrem Glanz! 25) Die LXXXVste: Bey dem Himmel, der mit Bollwerken begabt! 26) Die XCVste: Bey der Feige und bey der Olive! (d. i. bey Damaskus und Jerusalem!). 27) Die CVIte: Bey der Gemeine der Koreisch. 28) Die CIste: Bey der klopfenden Stunde! 29) Die LXXVste: Ich schwöre nicht beym Tage des Gerichts. 30) Die CIVte: Wehe jedem Verläumder, dem verschwärzenden. 31) Die LXXVIIste: Bey den Geschickten sich nach einander Folgenden (Engeln). 32) Die Lste: Beym glorwürdigen Koran! 33) Die XCste: Ich schwöre nicht bey diesem Lande. 34) Die LXXXVIste: Beym Himmel und bey dem nächtlichen Gestirn! 35) Die LIVste: Die Stunde naht und der Mond wird gespalten (am jüngsten Tage, woraus die Legende: das Wunder der Mondspaltung, gemacht). 36) Die XXXVIIIste: Bey dem Buchstaben Ssad und dem Koran. 37) Die VIIte: Die Scheidewand. 38) Die LXXIIste: Die Dschinnen (bezieht sich auf die Gesandtschaft derselben, welche Mohammed im Palmenthale empfangen haben wollte). 39) Die XXXVIste: Jes, welche das Sterbegebet der Moslimen. 40) Die XXVste: Die Entscheidung (des Korans). 41) Die XXXVste: Die der Engel. 42) Die XIXte: Maria. 43) Die XXste: Tah (mystische Buchstaben). 44) Die LVIste: Von der vorfallenden Stunde (des Gerichtes). 45) Die XXVIste: Die Dichter (wider dieselben gerichtet). 46) Die XXVIIste: Die Ameise. 47) Die XXVIIIste: Die Legenden der Propheten. 48) Die XVIIte: Die Kinder Israels. 49) Die Xte: Jonas. 50) Die XIte: Hud (der Prophet). 51) Die XIIte: Jusuf. 52) Die XVte: Hadscher (wo die Wohnsitze des verderbten Stammes Themud). 53) Die VIte: Die der Hausthiere (worin die erhabene Stelle von Abraham, als er aus der Nacht hervortrat. 54) Die XXXVIIste: Bey den Anordnenden! (Engeln). 55) Die XXXIste: Lokman. 56) Die XXXIVste: Saba (die Geschichte Salomons mit der Königin). 57) Die XXXIXste: Der Heerhaufen. 58) Die XLste: Der Rechtgläubige. 59) Die XLIste: Die der Anbetung. 60) Die XLIIste: Ham, Ask (mystische Buchstaben, womit mehrere Suren beginnen, so wie die folgenden). 61) Die XLIIIste: Ham sachraf. 62) Die XLIVste: Ham, der Rauch. 63) Die XLVste: Ham, die Kniebeugende. 64) Die XLVIste: Ham Ahkaf (der Sandwüsten des Volkes Aad). 65) Die LIste: Bey den Sprühenden! (Wolken). 66) Die

LVIIIste: Kennst du die Sage der bedeutenden Stunde (des jüngsten Gerichtes). 67) Die XVIIIte: Die der Siebenschläfer. 68) Die XVIte: Die der Biene. 69) Die LXXIste: Noe. 70) Die XIVte: Abraham. 71) Die XXIste: Die Propheten. 72) Die XXIIIste: Die Rechtgläubigen. 73) Die XXXIIste: Alem (mystische Buchstaben, womit mehrere Suren beginnen). 74) Die LIIste: Der Berg Sinai. 75) Die LXVIIste: Das Reich. 76) Die LXIXste: Die der entscheidenden Stunde (des Gerichtes). 77) Die LXXste: Die der Stufen. 78) Die LXXVIIIste: Der Botschaft. 79) Die LXXIXste: Bey den heftig Reißenden! (Engeln). 80) Die LXXXIIste: Bey dem Himmel, wann er zerrissen! 81) Die LXXXIVste: Bey dem Himmel, wann er gespalten! 82) Die XXXste: Die Griechen (über die letzte zu Mekka gesandte Sura sind die Ausleger uneinig, welche von den drey folgenden die letzte gewesen, ob) 83) die XXIXste: Die Spinne (oder) 84) die LXVIIIste: Die der Feder (oder) 85) die LXXXIIIste: Wehe den ungerecht Messenden! (Diese größere Hälfte der zu Mekka gegebenen sind meistens rein poetischen oder religiösen Inhalts; es kommen darin nur wenige, auf die Person des Propheten sich beziehende Stellen oder gesetzgebende Verfügungen vor. Diese sind alle in der zweyten Hälfte der zu Medina gegebenen enthalten, welche in der folgenden Ordnung gesendet wurden). 86) Die IIte: Die Summe der Gesetzgebung des Islams. 87) Die VIIIte: Die Beute (welche die Vertheilung derselben regelt). 88) Die IIIte: Die Familie Amran. 89) Die XXXIIIste: Der zur Belagerung Mekka's vereinten Schaaren. 90) Die LXste: Die Prüfende. 91) Die IVte: Die der Weiber (worin die Gesetzgebung ihrer Rechte). 92) Die XCIXste: Das Erdbeben. 93) Die LVIIste: Das Eisen. 94) Die XLVIIste: Mohammed. 95) Die XIIIte: Der Donner. 96) Die LVste: Der Allmilde. 97) Die LXXVIste: Der Mensch. 98) Die LXXXVIIIste: Der Bedienende (Stunde des Gastes Gottes). 99) Die LXVste: Die der Ehescheidung. 100) Die XCVIIIste: Die Kleidung. 101) Die LIXste: Die Versammlung des jüngsten Gerichtes. 102) Die CXte: Die des Sieges. 103) Die XXIVste: Die des Lichtes (zur Ehrenrettung Aische's). 104) Die XXIIste: Die der Wallfahrt. 105) Die LXIIIste: Die der Gleisner. 106) Die LVIIIste: Die des Zankes. 107) Die XLIXste: Die der Schleyer oder Gemache. 108) Die LXVIste: Die des Verbotes oder vielmehr der Entsagung von seinen Frauen, die sich Mohammed für einen Monat aufgelegt. 109) Die LXVIste: Die Anordnung der Reihen. 110) Die LXIIste: Die Versammlung. 111) Die LXIVste: Der gegenseitige Betrug. 112) Die XLVIIIste: Die der Eroberung. 113) Die IXte: Die

der Reue (nach der Schlacht von Tebuk). 114) Die Vte: Der Tisch (des Herrn Jesus). Diese ward die letzte bey der Wallfahrt des Abschieds verkündet; um die Zahl der 115 Suren des Korans vollständig zu machen, fehlt die erste, das Fatiha, das Vaterunser des Islams, welches als allgemeine Gebetformel mehrmal vom Himmel gesendet worden seyn soll.

Zum Belege, wie wichtig diese chronologische Ordnung der Suren, verfolgen wir nun ihren historischen Inhalt mit Rückblick auf die oben herausgehobenen vorzüglichsten Begebenheiten der Lebensbeschreibung Mohammeds. Durch diesen Parallelismus werfen sich die vorzüglichsten Begebenheiten des Prophetenlebens Mohammeds, von den Suren des Korans commentirt, in großer Klarheit und pragmatischer Verbindung hervor. Wir sagen »seines Prophetenlebens,« d. i. vom vierzigsten Jahre bis zu seinem Tode im drey und sechzigsten, weil der Koran, erst in seinem vierzigsten Jahre gesendet, wohl die Legenden alter Propheten erzählt, aber nichts aus dem früheren Leben Mohammeds berührt. Wir schreiten in der oben gegebenen Ordnung der Suren fort. Die 96ste, 73ste und 74: Lies im Namen Deines Herrn! O Eingewickelter! und O Verhüllter! beziehen sich alle drey auf die in der Geschichte erwähnten Umstände, welche die erste Sendung des Korans begleiteten. Die 111te war der erste Ausspruch des Unwillens wider Ebu Leheb, einen der heftigsten Feinde der neugepredigten Lehre. Die dreyzehn folgenden (die 81ste, 87ste, 92ste, 89ste, 93ste, 94ste, 103te, 100ste, 108te, 102te, 107te, 109te, 105te) sind rein poetische, und der größte Beweis, daß Mohammed als Poet auftreten zu müssen glaubte, um der gepredigten Lehre von der Einheit Gottes Eingang zu verschaffen, und enthalten nichts Historisches. Erst die beyden folgenden (die beyden letzten des Korans) haben auf seine, oben in der Reihe der Begebenheiten einer Bezauberung zugeschriebene Unpäßlichkeit historischen Bezug. Die 112te ist das eigentliche Einheitsbekenntniß des Islams, und die 53ste veranlaßte durch einen Mißverstand die Rückkehr der nach Mekka Ausgewanderten an der Seeküste (im sechs und vierzigsten Jahre nach M.'s Geb.). Unmittelbar darauf muß also der unfreundliche Empfang eines Blinden Statt gehabt haben, über den sich Mohammed in der 80. Sura selbst tadelt. Die vierzehn folgenden (die 97ste, 91ste, 85ste, 95ste, 106te, 101te, 75ste, 104te, 77ste, 75ste, 90ste, 86ste, 54ste, 38ste) sind wieder rein poetisch und allgemein religiös, nur die 97ste ist wegen der Nacht Kadr und die 95ste wegen des Schwurs: Bey Damaskus! und Jerusalem! aus toleranter Rücksicht für die Christen und Juden, und die 54ste wegen des durch die Legende

darauf gegründeten Wunders der Mondspaltung besonders merkwürdig. Nach diesen sechs und dreyßig kurzen poetischen Suren, in welchen außer dem Einheitsbekenntnisse und der Ermahnung zum Preise Gottes kein anderes religiöses und noch weniger politisches Gesetz enthalten ist, folgt erst unmittelbar vor der Sura der Dschinnen, und also im funfzigsten Lebensjahre Mohammeds die erste lange, 206 Verse starke (siebente) Sure der Scheidewand, welche aber auch noch keine gesetzlichen Bestimmungen, sondern nur die Legende früherer Propheten und ihrer Schicksale und Verfolgungen, die sie von den Ungläubigen zu erdulden hatten, erzählt. Das einzige moslimische Dogma, das dieselbe nebst der Hölle und dem Paradiese enthält, ist das der Scheidewand (Aaraf), eines Mittelortes zwischen Hölle und Paradies, wovon die Sure selbst den Namen hat. Die 72ste der Dschinnen hat auf die Gesandtschaft derselben Bezug, welche Mohammed (im ein und funfzigsten Jahre seines Alters) im Palmenthale erhalten haben wollte. Die zehn nächsten (die 36ste, 25ste, 35ste, 19te, 20ste, 56ste, 26ste, 27ste, 28ste) gehören zwar alle schon unter die längeren, enthalten aber nur poetische Stellen, welche die Schrecken des Todes, des jüngsten Gerichtes, der Hölle einschärfen, und die Geschichte früherer, an die Kinder Israels und an die Araber geschickten Propheten erzählen, ohne irgend eine gesetzgebende Verfügung. Diese Suren fallen in das funfzigste und ein und funfzigste Lebensjahr des Propheten, denn im zwey und funfzigsten hatte die nächtliche Himmelfahrt Statt, wovon die 17te handelt, welche diesen Titel und auch den der Kinder Israels führt. Die folgenden vier (10te, 11te, 12te, 15te) enthalten abermal nur Allgemeines. Erst in der hierauf folgenden sechsten, die Hausthiere betitelt, ereifert sich der Prophet wider den von den Dienern der Kaba vorgeschriebenen Unterschied zwischen erlaubten und unerlaubten Thieren, von denen acht Paare verboten seyn sollten. Die folgenden zwey und dreyßig noch zu Mekka gegebenen (die 37ste, 31ste, 34ste, 39ste, 40ste, 41ste, 42ste, 43ste, 44ste, 45ste, 46ste, 51ste, 58ste, 18te, 16te, 71ste, 14te, 21ste, 23ste, 32ste, 52ste, 67ste, 69ste, 70ste, 78ste, 79ste, 82ste, 84ste, 30ste, 29ste, 68ste, 83ste) enthalten ebenfalls noch keine einzige Verfügung politischer Gesetzgebung, sondern bloß poetische Beschreibungen des jüngsten Tages, des Himmels und der Hölle, wo (in der 44. Sura) der Höllenbaum Sakum vorkömmt, und deren mehrere mit geheimnißvollen Buchstaben, deren Deutung Niemand entziffert hat, beginnen. Alle diese zwey und dreyßig Suren fallen in ein einziges Jahr, nämlich zwischen die nächtliche Himmelfahrt (im zwey und funfzigsten) und die Auswanderung von Mekka (im drey und funfzigsten

Lebensjahre des Propheten), welcher also, wie hieraus deutlich hervorgeht, erst nach der Auswanderung in seinem vier und funfzigsten Jahre als Gesetzgeber mit der 2. Sura auftrat, welche die Summe der Gesetzgebung des Islams. Die hierauf folgende 8te von der Beutetheilung fällt in das Jahr der Schlacht von Bedr. Die nächst folgende 3te ist aus dem Gesichtspunkte religiöser Gesetzgebung höchst merkwürdig, weil Mohammed darin seine neue Lehre ganz mit der Abrahams als Naturreligion identificirt. Der 66. Vers lautet: »Abraham war kein Jude, war kein Christ, er war ein Hanefite, d. i. Bekenner der wahren Religion, ein Moslim;« und wieder im 95sten: »Sag Gott spricht wahr. Folget der Lehre Abrahams des Hanefiten (Rechtgläubigen), er war nicht von den Götzendienern.« Diese Sure zeigt, wie sehr dem Stifter der neuen Lehre daran gelegen war, dieselbe mit dem Judenthume und Christenthume zu amalgamiren, und Christen und Juden für seine natürliche Religion zu gewinnen. Das Datum der folgenden (33sten) ist durch das der Belagerung von Medina (im vierten Jahre d. H.) gegeben. Anderthalb Jahre später fand das Abenteuer Aische's Statt, deren Ehrenrettung in der 24. Sura. Die zwischen der 33sten und 24sten liegenden dreyzehn Suren (die 60ste, 4te, 99ste, 57ste, 47ste, 13te, 55ste, 76ste, 88ste, 65ste, 98ste, 59ste, 11te) *) haben meistens das Harem zum Gegenstande, und in allen herrscht Mohammeds Persönlichkeit vor. Die der Wallfahrt (die 22ste) wurde im siebenten Jahre d. H., wo Mohammed dieselbe vollzog, gesendet. Die zwischen dieser und der 48sten (der Eroberung) gegebenen sechs (die 63ste, 58ste, 49ste, 61ste, 62ste, 64ste) sind alle im siebenten oder achten Jahre d. H. gegeben, in welchem letzten die Eroberung Mekkas Statt hatte. Die hierauf folgende 9te bezieht sich ganz auf den Feldzug von Tebuk (im neunten Jahre d. H.). Zwischen diesen beyden letzten liegt ein volles Jahr von Stillschweigen, und zwischen der neunten und fünften letzten, bey der Wallfahrt des Abschieds gegebenen ebenfalls ein Jahr, worauf bis zum Tode Mohammeds abermals ein Jahr in Schweigen verfloß, so daß die drey letzten Lebensjahre Mohammeds seit seinem vierzigsten die schweigsamsten im Namen des Himmels waren. Die

*) Es ist jedoch zu bemerken, daß Maraccius sechs von diesen Suren, nämlich die 13te, 55ste, 57ste, 76ste, 88ste und 98ste, nicht als zu Medina, sondern zu Mekka gegeben aufführt, was sogar sehr wahrscheinlich, da dieselben nicht unter die längeren gesetzgebenden, sondern unter die kürzeren poetischen mit kurzen Versen gehören; besonders zeichnet sich die 55ste durch ihr poetisches Ritornell als einzig im Koran aus.

nähere Bekanntschaft mit dieser Reihenfolge ist also, wie aus diesen Andeutungen erhellt, eine höchst wichtige für einen künftigen Schreiber der Biographie Mohammeds.

Nachdem wir die Literatur der bisher noch unerschöpften Quellen der Lebensgeschichte Mohammeds, und aus der letzten zu Kairo gedruckten türkischen sowohl, als aus zwey der vorzüglichsten arabischen und persischen mehrere bisher entweder ganz unbekannte oder nicht hinlänglich berücksichtigte Thatsachen, wie z. B. das halbe Dutzend der auf seinen Befehl verübten Meuchelmorde, hier zu Tage gefördert haben, so erscheint Mohammed in einem grelleren Lichte, als ihn bisher die vorurtheilfreyesten europäischen Geschichtschreiber dargestellt. Nehmen wir zu diesem Ende eine der jüngsten und in Deutschland beliebtesten allgemeinen Weltgeschichten, nämlich die Hrn. v. Rotteck's (die letzte Ausgabe in vier Bänden), zur Hand, um daraus zu zeigen, wie sehr noch das Urtheil über Mohammed sowohl, als die orientalische Geschichte überhaupt in unseren allgemeinen Weltgeschichten im Argen liege, so heißt es in Hrn. v. R.'s II. Bde. S. 175: »Mohammeds Privatleben (wenn wir seine Unenthaltsamkeit im Punkte der Liebe ausnehmen, wo jedoch das Klima und die Nationalsitten zu berücksichtigen sind) war unschuldig, erbaulich und tadellos.« Dieses kann nach Erhärtung eines halben Dutzend von Meuchelmorden, deren ein Paar bloß aus persönlicher Rache wider die Verfasser spitziger Verse eingegeben waren, keineswegs zugegeben werden. Wenn auch das Einzelne seines Lebens dem Spezialhistoriker überlassen werden muß, so sollten doch die in einer allgemeinen Weltgeschichte aufgenommenen Thatsachen um so sicherer die Probe historischer Wahrheit und Kritik bestehen können, und wir können daher nicht anders, als einige der hauptsächlichsten Irrthümer, zum Behufe der Verbesserung derselben in der nächsten Ausgabe, rügen. Mohammed ward nicht im J. 569, sondern im J. 571 am 20. April geboren, wie dieses Freyherr Sylvester de Sacy im XLVIII. Bande der Mémoire de l'Académie des inscriptions, die Irrthümer Gagniers berichtigend, nachgewiesen. »Mohammed (sagt Hr. v. Rotteck II. 271), diese Schreibart, als die gewöhnlichere, wiewohl minder richtige, werden wir fortan beobachten.« Hier ist Hr. v. R. sehr im Irrthume; Mohammed ist die richtigere arabische Aussprache, und Muhammed die unrichtigere türkische. Seine Gemahlin hieß Chadidsche und nicht Kadischah; sein Schwiegervater Ebubekr oder Abubekr und nicht Abubeker *); die beyden Hauptstämme Medina's, welche seine Hülfsgenossen wurden,

*) So auch Bedr und nicht Beder.

heißen Chasredsch und Aus, und nicht Charegiten und Asiten; das linde s des letzten Wortes sollte sich nicht in demselben, sondern in dem Namen Seid's finden, der Zeid geschrieben wird. Hasan und Hosein haben denselben scharfen Sauselaut, und es ist keine Ursache, den einen Hassan und den andern Hosein zu schreiben. Was unter Jeche (S. 176), als dem hohen wählenden Rathe Mekka's, gemeint seyn soll, ist nicht zu errathen. S. 177 kommen abermals die Charegiten vor. Hier sind es aber nicht der Stamm Chasredsch, sondern die Chawaridsch, d. i. die Empörer wider Osman. Die Moslems ist schlecht statt die Moslimen. Die Grabstätte Ali's heißt Meschhed und nicht Medsched, und ist mit Mesdschid, der Moschee, nicht zu verwechseln; Hedjas sollte Hedschas, und Nedjed Nedschd geschrieben seyn. Mohammed (S. 180) hat sich nie den Allerhöchsten genannt, welcher Name im Koran und in der Ueberlieferung nur Gott beygelegt wird. Die gäng und gäbe Annahme, daß Mohammed weder lesen noch schreiben konnte, ist aus dem oben Gesagten zur Genüge widerlegt. Eben so unrichtig ist, daß er die Wundergabe nicht angesprochen. Er beharrte steif und fest nicht nur auf dem Wunder der göttlichen Sendung des Korans durch Gabriel, sondern auch auf dem Wunder der Engelschaaren, welche sein Gebet in der Schlacht zu Bedr zu Hülfe rief, und endlich auf dem Wunder der nächtlichen Himmelfahrt, indem er den geringsten Zweifel daran als Unglauben erklärte. Des Islams (nicht Islams) praktischer Theil heißt nicht Div, was ein Dive oder Dämon; Din heißt die Religion, und kömmt schon im altpersischen Kalender am 23sten und 24sten als Deibedin (Vigilie des Religionsfestes) und Din (das Religionsfest selbst) vor *). Es ist nicht erlaubt, Ottmann statt Osman, und eben so wenig Oßmannen und Tartaren statt Tataren zu schreiben. Das Schwert Gottes, der schreckliche arabische Feldherr in Syrien, hieß Chalid und nicht Kalet. Die Schlacht zu Edschmadin (nicht Aizmadin) ward am 2. Dschemasiulewwel des XIII. Jahres d. H. gefochten, welches der 4te und nicht der 13 Julius. Es ist nicht wahr, daß Abu Obeide den Oberbefehl führte, sondern Chalid, der denselben erst nach Ebubekrs Tod und unmittelbar nach der Schlacht von Hieromar abgeben mußte. Ueberhaupt sind die Daten in Hrn. v. R.'s allgemeiner Weltgeschichte vielfach falsch angegeben, und dieß nicht nur in der moslimischen und älteren Geschichte, sondern auch in der europäischen und neuesten, wie z. B. die Schlacht

*) Siehe XXXVIII. Bd. dieser Jahrb. S. 36 und 37.

von Pavia hatte am 24sten und nicht am 23. Februar Statt. Kaiser Leopold II. starb nicht am 15. Febr., sondern am 1. März 1792. S. 193 wird ein und derselbe Name, der Name des Landes und der gleichnamigen Hauptstadt, einmal Chowaresen und einmal Carizme geschrieben, und S. 243 kommen die Bewohner desselben Landes als Charissemiten, S. 425 als Charissemiden und S. 431 als Chowaresmiden vor. Ein schreyender Irrthum ist auf derselben Seite die Angabe, daß die Mongolen eine türkische oder den Türken unterworfene Horde, und S. 428, daß die Hoei-ke, welche Türken waren, Tataren gewesen seyen. Eben so verstümmelt, wie obige Namen, sind die der Chalifen und der afrikanischen und türkischen Dynastien. Der große Herrscher der Seldschuken hieß Melek Schah, nicht Malek Schah; ein anderes ist Melik, der König, Malik, der Besitzer, und Melek, der Engel. Die richtige Schreibart ist Turkmanen und Mamluken (noch richtiger Turkmenen und Memluken), aber nicht Turkomanen und Mameluken, wo die Vocale o und e reine europäische Einschaltungen. Suleiman der Erste, der Gesetzgeber, erscheint noch immer als Solyman der Zweyte. Das Datum der Eroberung von Szigeth am 4. Sept. statt am 7ten ist unrichtig, eben so das der Thronbesteigung Ahmeds III., derselbe bestieg den Thron i. J. 1073 und nicht 1702. Sein Nachfolger S. 319 ist Mahmud der Erste und nicht der Zweyte, welches der heute regierende Sultan. (Bd. III. S. 384) Sultan Mustafa III. starb nicht am 11. Jänner 1774, sondern am 24. Dez. 1773. Die Namen der Chane der Krim S. 396 sind verstümmelt; Sahin Guerai statt Schahin Girai und Batschi Guerai statt Batü Girai. IV. Bd. S. 160 wird die entscheidende Schlacht vom 21. März vor Alexandrien nach Rahmanije versetzt u. s. w. Dergleichen Irrthümer sind in einer allgemeinen Weltgeschichte nichts weniger als gleichgültig, besonders die Charakteristik eines Religionsstifters wie Mohammed, dessen Lebensgeschichte, nach den bisherigen unvollkommenen europäischen, aus den besten der obenerwähnten morgenländischen Quellen von neuem geschrieben zu werden verdient.

Jos. v. Hammer.

Art. II. Directorium diplomaticum, oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden. Bearbeitet von Ludwig August Schultes, herzoglich sächsischem Amtsadjunctus in Altenburg. I. und II. Band, jeder von 2 Heften, das erste von 66 Urkunden, von 704 bis 1125 zum Tode Heinrichs V., das zweyte nur von Nr. 67 bis 119, von 1125 bis 1137, vom Erlöschen der fränkisch-salischen Kaiserdynastie bis zum Antritt der Hohenstauffen, das dritte von Nr 120 bis 567, von 1138 bis 1199, Conrad III. der Barbarossa und Heinrich VI., das vierte von Nr. 1 bis 355 von 1200 bis 1229. — 1832.

(Schluß.)

Noch einmal der obigen, aus der Alteicher Klosterschule stammenden Broncethüren zu gedenken, ließ der berühmte Rademachersſohn, Erzbischof Willigis von Mainz, ähnliche für die Liebfrauenkirche verfertigen, 975—1011, vielleicht nur um ein paar Jahre jünger oder älter als die Hildesheimer, mit ähnlicher Inschrift: Willigisus, archiepiscopus ex metalli specie valvas effecerat primus, wie auf Bernwards Thürflügeln und dann auch auf seinem köstlichen Leuchter, von dem man mit Unrecht glaubte, er sey aus tyrolischem Golde: — Bernwardus, praesul hoc candelabrum pulcrum suum primo hujus artis flore, non auro et argento et tamen, ut cernis, conflari jubebat. — Der gelehrte Präsident v. Bodmann hielt die Bestandtheile dieser Thürflügel noch jetzt für problematisch, und strenger Prüfung eben so werth, wie den gleichzeitigen metallenen hohen Altartisch zu Goßlar in der Stiftskirche St. Simons und Judä. — Auch die Einziehungsart der Schrift ist ungewiß, ob sie nämlich eingeätzt oder eingeschnitten. — 1135 ließ der berühmte Erzbischof Adalbert eine für die Mainzer Bürgerschaft hochwichtige Urkunde in 1¼ Zoll langen Buchstaben auf die zwey obern Felder dieser Erzthüren eingraben.

984 die angebliche Münze über Boleslaws II. Eroberung von Meissen, auch bereits von dem Piaristen Adauktus Voigt besprochen. 1143 Elisabeth von Winzenburg, Tochter des Babenbergers Leopold des Heiligen, Markgrafen in der Ostmark, und Agnesens, der Tochter, Schwester und Enkelin der salischen Heinriche, aus erster und zweyter Ehe gemeinsamen Ahnfrau der Hohenstauffen und der Babenberger, eine Verbindung, die vorzüglich in den Tagen der Rache der stauffischen Brüder Friedrich und Konrad an Heinrich dem Stolzen und in den Ausgleichungsversuchen des Barbarossa zwischen Heinrich Jasomirgott, Bruder dieser Elisabeth, und zwischen seinem Stiefsohne, Heinrich dem Löwen, bey der Abreissung des Landes ob der Enns

von Bayern und bey der Erhebung dieser Mark ob der Enns mit der Reichsmarkgrafschaft unter der Enns folgenreich ward. — 1144 das Heilbronner Denkmal auf den Grafen Rabotho von Abensberg und seine Gemahlin Mechtild, eine Nichte des Grafen Wiprecht II. von Grojtsch. — 1147 die mit des Hohenstauffischen Konrad, Heinrichs des Löwen und seines Oheims Welf, Heinrichs Jasomirgott und seines Bruders Otto von Freysing ꝛc. großem Kreuzzuge gleichzeitige Kreuzfahrt wider die Lausitzer, beschrieben durch Helmold und Albert von Stade, und Wibalds Briefe in der großen Sammlung Marteues. — 1150 (circa) häufige Einwanderung von Niederländern in das nördliche Deutschland, womit zu vergleichen Schlötzers: Deutsche in Siebenbürgen, und die übrigen ungrischen Quellen über die Ansiedlung von Deutschen in der Zips und in den ungrischen Bergstädten, — sodann Aug. von Wersebe: Ueber die niederländischen Colonien, welche im nördlichen Deutschland im zwölften Jahrhundert gestiftet worden, mit den vortrefflichen Bemerkungen dieser Jahrbücher (VII. 156 bis 168 und XXV. Anz. Bl. 37 — 55). — 1156 auf dem Würzburger Hoftage die Wiedereinräumung des Schlosses Budissin an den böhmischen Wladislaw, der bald darauf die Königswürde erhielt, und zu Regensburg den Machtspruch des Barbarossa zwischen den beyden Heinrichen, dem Jasomirgott und dem Löwen, aussprach. — 1166, ob der in dem meuchlerischen Susa sich edelmüthig für den Kaiser aufopfernde Hartmann von Siebeneich ein Meißner war oder von Siebeneich, ohnferne Botzen, an der obern tyrolischen Etsch, ein Dienstmann, der in Friedrichs italienischen Heerfahrten kampfbewährten Grafen von Tyrol, Albert und Berthold, darf allerdings in Zweifel gestellt werden. — 1174 das Mer oder Merane in Teutonia, wohin König Wladislaus sich zur Ruhe begab, dünkt uns keineswegs das heutige Melane in der Oberlausitz, welches nachmals an das Kloster Marienthal kam, sondern das altenburgische Meran, dem Einige auch den Meranischen Herzogstitel des Hauses Andechs-Diessen Wolfertshausen, Ambraß und Blassenburg zuschrieben, was aber durch Hormayr im dritten Theile seiner sämmtlichen Werke, in der Stemmatographie des Andechsischen Hauses 190 — 211 ausführlich widerlegt worden ist. — 1180 die für Bayern und Sachsen verhängnißreiche Aechtung Heinrichs des Löwen. — Gleichzeitig stirbt in Bayern der dritte und letzte Dachauer Konrad, — in Sachsen der letzte Pfalzgraf Albert aus dem Geschlechte des kunstreichen Hildesheimer Bischofs Bernward aus Sommersenburg (s. origg. Guelph. T. III. S. 98. Schicksal der Grafschaft, S. 99 Landgraf Ludwig wird Pfalzgraf, Schuh-

machers Nachr. S. 5. S. 27). Ueber die Erhebung des Askanischen Bernhard, Sohnes Albrechts des Bären, zum Sachsenherzog: Buder de investitura Bernhardi per pileum et sertum, Jena 1752, widerlegt in Böhm: de origine vera Rutae Saxoniae, Leipzig 1756; desselben Buders formula ducatus Saxoniae et Westphaliae, imperante Friderico I., Jena 1763. — Estor, warum der Kaiser bey der Acht Herzogs Heinrich auf Bernhard von Askanien gefallen, in seinen kleinen Schriften, Thl. II, S. 495; — Meerheim disp. de Bernhardi Ascanii ducatu Saxonico Resp. I. Reinhold, Wittenberg 1776; Seger, Bernhardus Ascanius, dux Saxoniae, variis generis observationibus illustratus. — Ueber den sächsischen Rautenkranz, Graf Beust hist. und statist. Auf. I. 57.

1189. Die Sophia, comitissa de Ragze, Retz in Oesterreich unter der Enns, soll des am 18. Febr. 1190 verstorbenen Markgrafen Otto von Meissen Tochter, und in erster Ehe einem böhmischen Prinzen Ulrich (?!!), hernach dem Nürnberger Burggrafen Friedrich vermählt gewesen seyn, — was dem gewöhnlich der Mühldorferschlacht um das römische Reich zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen beygemessenen Ursprung der burggräflich Nürnbergischen Lehen in Oesterreich eine ganz andere Wendung gibt. — M. s. hierüber in Hormayrs kleinen historischen Schriften und akademischen Gedächtnißreden die Abhandlung über das große Friedericianische Hausprivilegium Oesterreichs vom Sept. 1158. — Eine Schwester dieser Sophia soll die vom böhmischen Ottokar verstoßene Adela gewesen seyn, die Stifterin des Kreuzklosters bey Meissen. — Schöttgens handschriftl. Geschichte Ottos des Reichen, Kap. 8. Hansiz German. 5. Th. II. 316. — Ursinus handschriftl. Gesch. des Kreuzklosters bey Meissen.

1207 der Sängerkampf auf der Wartburg (Wagenseil von Nürnberg, Fragmentum de sex magistris in cantilenis, — 1228, Ernst, Graf von Gleichen, mit beyden Frauen, der Deutschen und der Sarazenerin, zu Friedrichs II. Kreuzfahrt gehörig. — Dieser Fall kam in den Kreuzzügen, wie in den späteren ungrisch-türkischen Kriegen häufig vor, und lag in der Natur der Sache. — Die Mähre vom französischen Ritter Gilion de Trahygnies, der mit seinen beyden Weibern, wovon die eine eines Sultans von Babylon Tochter gewesen, in der Abtey Olives in Hennegau begraben seyn soll. — Placidus Muth de bigamia Comitis de Gleichen (Erfurt 1788) meint, es habe das zu Erfurt befindliche Grabmal, welches zu der ganzen Dichtung Anlaß gegeben, dem Grafen Sigmund gehört, welcher 1494 starb, und zwey Gemahlinnen, aber freylich nicht zugleich, hatte. — Die

Ueberlieferung von Ernst von Gleichen ist ungleich älter als das sechzehnte Jahrhundert. — Die Hyperkritik könnte mit solchen negativen Inductionen die ganze Geschichte zum Mährchen umstalten. — Mit den Weibern von Weinsberg ging es eben so. — 1240 der angeblich lebendig geschundene päpstliche Legat Albert von Paßau, und sein Einfluß auf Böhmen, Meissen und Thüringen. — 1241 berichtet Landgraf Heinrich seinem Schwager, dem Herzog von Brabant, den Einfall der Mongolen. Dat. Laetare (10. März) Matth. Paris Chron. Angl. bey 1241, S. 377. Convent deßwegen zu Merseburg Chron. Luneb. in Eckards Corp. hist. med. aevi Th. I. S. 1410. — Chron. Austr. in Rauchs script. Austr., und das Chron. Corn. Zandfliet in Martene; — siehe auch die Hannöv. gel. Anz. 1754, Zugabe S. 15.

1247 über den vermeintlichen Anfall des Nachlasses der Babenberger an Meissen nach dem Tode des letzten, Friedrichs des Streitbaren, in der gegen (den nach dem Mongoleneinfall eben wieder in sein Reich zurückgekehrten) Bela auf dem Neustädter Steinfelde ersiegten Ungerschlacht, Lambachers österr. Interregnum, Römers chursächs. Staatsrecht. — Ueber Ottokars Abfindung der Allodial-Ansprüche durch die Stadt Sayda und das Schloß Birkenstein; die Urkunde Kaiser Alberts von 1300 in Ludewigs Reliq. Thl. 5. S. 438, deren Inhalt Schöttgen im Invent. ganz irrig angibt. — 1251 die Babenbergische Gertrud, Enkelin Leopolds des Glorreichen, Vaters des Vaterlandes, Tochter Heinrichs des Grausamen, Braut Kaiser Friedrichs, Gemahlin des böhmischen Prinzen Wladislaw, älteren Bruders des großen Ottokar, alsdann Hermanns von Baden und zuletzt des russischen Herzogs Roman, welche Heirat ein gar schlimmes Ende nahm. — Von ihrem Sohne, dem mit Konradin zu Neapel hingerichteten Friedrich, und ihrer Tochter Agnes. — 1277 Rudolphs I. Schreiben aus Deutsch-Altenburg bey Haimburg an die Stadt Besançon über Ottokars Bundesfreunde: De Principibus Misnensi, Orientali et Thuringiae, nostro imperio triumphaliter applicatis. — 1285 Landgrafen Friedrichs Ehevertrag mit der tyrolischen Agnes, Tochter der bayerischen Elisabeth, der Schwester Ludwigs des Strengen, aus erster Ehe mit Konrad IV. Mutter Konradins, in zweyter Ehe Meinharden von Görz, Erben von Andechs und Tyrol (1248 — 1253), Herzog in Kärnthen (1286), vermählt. — 1289 Friedrichs des Jüngern zu Dresden Verkauf seines Erbtheils an Böhmen. — 1294 Freyberger Bergrecht und Bergschöppenstuhl. — Iglauer und Kuttenberger Recht. — Die Bergrechte des Harzes von 1185 und 1271. — Die Templer in

Görlitz (Dresdner gel. Anz. 74 von 1749). — 1321 der ascanische Albrecht, Bischof zu Paßau, und Verbündeter Friedrichs des Schönen wider Ludwig den Bayern. — 1365 Carls IV. Versuch, die Bisthümer Regensburg, Bamberg und Meissen unter die Prager Metropole zu ziehen.

1356 haben die Lütticher die ersten Kanonen, — 1346 entschieden sie schon die Schlacht bey Cressy. Die erste Donnerbüchse des Markgrafen Friedrich in der Belagerung des Schlosses Salzderhelden bey Eimbeck 1358. In Oesterreich bezwang Albrecht III. durch Kanonen des Rohrers Raubnest Leonstein (Jahrb. XXIX. 230 — 231). — 1387 die Heerfahrt der Sechsstädte in der Oberlausitz wider Hanns von Biberstein zu Friedland in Böhmen. — Des Bayern Ladislav Sundheim, Domherrn in Constanz und Wien, genealogische, unter den Auspicien Max I. unternommenen Arbeiten über das Habsburgische und Welfische Haus, über die Beherrscher der Lausitzen, Meissens und Thüringens.

Seit Georgisch's Regesten sind wohl kaum andere, von solchem Umfange und zu solchem Frommen deutscher Geschichten erschienen, als die in diesen Jahrbüchern (XII. XIX. XXIV. LII) gewürdigten, durch Lang redigirten Originalurkunden des Münchner Reichsarchives. — Wie leicht wäre die Mühe und wie groß die Ausbeute, wenn des Propsten Fejer rühmlicher Vorgang in Ungern in dem ganzen unerschöpflichen Oesterreich nachgeahmt, und die Repertorien des Wiener Central- und des dortigen Hofkammer- und böhmischen Hofkanzley-Archives (wo sogar die zur Ausmusterung der unnützen Papiere bestimmte Commission so viel geschichtlich Bemerkenswerthes fand und rettete) durch den Druck ein Gemeingut würden, wenn Palacky's glücklicher Scharfsinn ein Gleiches in Böhmen versuchte, wenn die Zeitschriften der verschiedenen Provinzialmuseen in jedem ihrer Hefte nur drey Bogen derselben Aufgabe widmeten, wozu das Johanneum die Vorarbeiten längst schon rühmlich vollendet hat; wenn das Franzensmuseum in Brünn seinen Pernsteiner, Tischnowitzer, Daubrawitzer, Zlobitzkyschen Codex, die Moravia monastica von Raygern (von wo einst die jura primaeva Moraviae und der thesaurus absconditus ausgingen), sein Sedlnickysches und Tobitschauer Rechtsbuch, nach vorhergegangener strenger Auswahl, wenn (wo kein Provinzialmuseum vorhanden, und bey solchem Ueberfluß aller Subsidien auch keines nöthig ist) die niederösterreichischen Stände in Wien, die den Nachlaß des Baron Prandau, der Piaristen Adrian Rauch und Leopold Gruber, der Göttweiher Aebte Gottfried Bessel und Magnus Klein von dem berühmten Chronicon Gottwicense

und von der Notitia Austriae antiquae et mediae, — meist in Händen haben dürften (?), analoge Widmung in ihrer gehaltvollen Zeitschrift verstatteten. — Je mehr Tyrol von Erzherzog Rudolph IV. bis auf Kaiser Rudolph II., ganz vorzüglich unter Max I., als die süddeutsche Urkundenkammer, als der vorzugsweise locus credibilis, als der sicherste Flüchtungshort angesehen ward, wäre auch der Abdruck der Repertorien des schon von den S. Blasiern, Herrgott und Heer, von Fröhlich, Steyerer, Coronini und Zurlauben gewürdigten Innsbrucker Schatzarchives und des tyrolischen Appellationspräsidenten von Dipauli: Bibliotheca tyrolensis (nach und nach als Beylage des Tyrolerboten ausgegeben), eine wenig mühsame, wenig kostspielige, gleichwohl höchst erwünschte Gabe.

So wie die Regeneration der seit geraumer Zeit gesunkenen Monumenta boica, so wie die Erhaltung geschichtlicher Ueberreste und alterthümlicher Kunstwerke, so wie die Gründung historischer Vereine in allen Kreisen mit selbstständigen Zeitschriften und die Fertigung historisch-topographischer Kreischarten des ächt germanischen Medicäers König Ludwigs Augenmerk war, war es auch nicht minder die Fortsetzung der Regesten durch die Epoche Kaiser Ludwigs, die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. — In der That wäre es seltsam gewesen, diese bayerischen Regesten gerade da abzureißen, wo Bayern im neuern Mittelalter wieder in europäischer Bedeutsamkeit auftritt, und in vielfach verwickelten Verhältnissen mit Italien und Avignon, wie mit Polen und Preußen, mit England und Frankreich, mit Ungern und Holland, mit den scandinavischen Kronen, mit Tyrol, Kärnthen und Isterreich.

Des Freyherrn von Hormayr von 1810—1829 in achtzehn starken Quartbänden fortgesetztes Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst enthält für den vorliegenden Zweck sehr erhebliche Verzeichnisse und Skelette, von ihm selbst und seinen gelehrten Freunden. — Der im Anbeginne des Jahres 1831 verstorbene Altlandamman der schweizerischen Eidgenossenschaft, Schultheiß des Kantons Bern, Graf Friedrich Mülinen, gab 1819 in Hormayrs Archiv Nr. 102—135 die Regesten der in seinem reichen Schatze befindlichen Urkunden des Hauses Habsburg, und namentlich des Seitenzweiges von Lauffenburg, — Freyherr von Mednyansky, eine der Zierden Ungerns, Mitherausgeber der historischen Taschenbücher, edirte viele und wichtige Documente aus der Arpadischen und Anjouischen Periode im Archiv, nicht zu gedenken der darin mit Hormayr begonnenen Rubrik über die poetischen Stoffe in den Geschichten Oesterreichs, Ungerns und Böhmens, und in jener

vortrefflichen Abhandlung über die gegen Bekanntmachung der Urkunden insgemein erhobenen Bedenken. — Auch Fejer rühmt Mednyansky's unverdrossenes Mitwirken. Mit Ambros Eichhorn, wie mit Neugart und Ussermann, hatte Hormayr behufs der Germania sacra, namentlich der Sprengel von Chour, Trident und Brixen, schon als Knabe korrespondirt (1793 — 1795), und diesen grundgelehrten, unersetzlichen Benediktinern letztlich das Wiener Centralarchiv öffnen geholfen, so wie das Grazer Johanneum und das Gurker Archiv des wohlwollenden Cardinalbischofs, Fürsten von Salm-Reifferscheid. — Zum Dank legte Eichhorn seine carentanische Ausbeute kurz vor seinem Tode († 21. März 1820) gleichfalls in das Archiv nieder. — Im Octoberheft 1828 gab Hormayr darin einen räsonirenden Ueberblick sämmtlicher von seinem vieljährigen Freunde, dem Florianer Chorherrn Kurz, edirten Urkunden, in seiner alten Wehrverfassung und Handelsgeschichte, in seinem Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht, Friedrich dem Schönen, Albert II. dem Lahmen, Rudolph IV., Albrecht III. mit der Locke oder mit dem Zopfe (cum trica), und dem Weltwunder Albert IV., denen doch recht bald die längst vollendete Historie Alberts V. nachfolgen möge, der Ungern und Böhmen erheiratete, und seit dem die Kaiserkrone ununterbrochen bey Habsburg blieb. — Albert V., als Kaiser der Zweyte, schlöße an Friedrich IV., mit welchem Kurz 1812 den verdienstvollen Cyklus begonnen hatte, der mit dem Ausgange des durch Schrötter und Rauch geschilderten babenbergischen Heldenstammes beginnt, und sich an den »letzten Ritter« Maximilian I. schließt.

Im Dezember 1826 begann, und mit seinem Uebertritt in den bayerischen Staatsdienst Ende September 1828 beschloß Hormayr das D i r e k t o r i u m über die von ihm selbst herausgegebenen Dokumente und Aktenstücke, beginnend 731 mit einem merkwürdigen Schiedsspruche Gregors III. über die Gränzen der Patriarchatssprengel von Aquileja und Friaul. — Sie enthalten viele Kaiserurkunden von den Carlowingen, von den sächsischen und salischen Ottonen, Heinrichen und Konraden. — Sie haben zur mittelalterlichen Geschichte Tyrols wie Inneröſterreichs (zumal in Verbindung mit seinen kritischen Beyträgen, seinem Archiv für Süddeutschland und den Arbeiten zur Lösung der Preisfrage des Erzherzogs Johann) einen breiten und sichern Grund gelegt. — In die Zeit, als er vom July 1802 bis in den März 1813 dem Wiener Centralarchive des Kaiserstaates vorstand, unter den Ministerien Cobenzel, Stadion und Metternich, fällt dieses wichtigen Institutes Vervollständigung durch die l o t h r i n g i s c h e n Hausurkunden, durch das (mit der ehemaligen nieder-

ländischen Kanzley bewahrt gewesene) burgundische, durch die Archive von Venedig und der terra ferma, Trients und Brixens, — der ehemaligen Vorlande durch den schwäbisch-österreichischen Regierungschef, Hofrath von Steinherr, — durch die in der Wiener, Prager und andern Provinzialbibliotheken zufällig zerstreut gewesenen Urkunden aufgehobener Klöster, durch Revindication wichtiger, in Privathänden verbliebener Geschäftspapiere, — ferners durch freywillige Niederlegung von Originalen oder Abschriften von Communal- und Privaturkunden, — endlich die innere Reorganisation und theilweise wissenschaftliche Bearbeitung der Schätze jenes Central-Institutes.

Es ward hierüber von Zeit zu Zeit in den österreichischen Journalen, in diesen Jahrbüchern, im Archiv, in den vaterländischen Blättern und verschiedenen Provinzialzeitschriften Rechenschaft gegeben.

Eine eigene reichhaltige Rubrik bilden in diesem Archive die Actenstücke über Max I. und Carl V., ihre Helden und ihre Zeit, so wie zur Geschichte der Reformation unzählige irrige Angaben Guicciardinis und Sleidans, Robertsons und Roscoes, wie des unermüdeten Heberlin berichtigend. — Max I. Memorienbücher, die Ambraser Kampf- und Heldenbücher, seine und Carls V. Itinerare finden sich gleichfalls im Archive und in den historischen Taschenbüchern. — Der am 25. July 1827 allzufrüh verewigte Custos der Ambraser Sammlung und des Wiener Münz- und Antikenkabinettes, Alois Primisser, hat über den dießfälligen Inhalt des Archives in den Wiener Jahrbüchern 1821 eine treffliche Uebersicht niedergelegt, die im Mayhefte 1826 des Archives selbst zur Bequemlichkeit des Nachschlagens ergänzt und vervollständigt ist.

Die seit dem Befreyungskriege in die Wette entstandenen geschichtlichen Vereine (bewährend, wie tief das Geschichtsstudium in den Herzen des deutschen Volks lebe, und selbst nach der sichersten, nach der buchhändlerischen Zeugenschaft, die flache Belletristik und die Romanenwuth so ziemlich verdrängt habe) leisteten unläugbar *multum* et *multa*. — Unmittelbar an die bayerischen Vereine des Ober- und Untermainkreises schloß sich der thüringisch-sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Naumburg (seit 1823 in Halle) durch seine »Mittheilungen,« durch seine »deutschen Alterthümer,« — durch seine neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker (1822 — 1823). Getrennt hat sich von diesem der Leipziger Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Sprache und Alterthümer. — Nur der Dresdner

blieb im Ganzen ungewiß und kläglich. — Noch näher, als der Thüringer und Leipziger, steht den verdienstlichen Bemühungen des Baireuther Bürgermeisters und Landtagsabgeordneten Haagen und des Subrektors Dorfmüller zu Weiden, wie des Archivars Oesterreicher und des Kunstfreundes Heller in Bamberg der 1825 zu Hohenleuben im Reussischen gestiftete voigtländische Alterthumsverein und seine Variscia. — Im Kasselschen, in Frankfurt (desto eifriger ist man im Nassauischen) schließt sich zur Zeit noch keine analoge Wirksamkeit an das benachbarte Aschaffenburg und Würzburg. — Doch, wo Böhmer waltet, wird nicht mit Löffeln, sondern mit Schäffeln zugemessen.

Eifrig streben die westphälischen Vereine zu Paderborn, Münster und Minden, durch jährlich reichere Sammlungen, durch Provinzialblätter, durch ein von dem trefflichen Wigand 1826 begonnenes Archiv und 1831 erstandene Jahrbücher dieser Vereine, bey denen auch der jetzige Archivar in Koblenz, Graf Reisach, thätig war. — Das Gedächtniß der Christianisirung und Kultur Pommerns vor sieben Jahrhunderten durch den Bamberger Bischof Otto wurde durch die pommer'schen Provinzialblätter und baltischen Studien der Vereine zu Stettin und Greifswalde würdig gefeyert. — Aus dem wichtigen Breslau erstand ein reichhaltiges Archiv für geographische, paläographische und historische Zwecke, wofür der Name Büsching, von der Haagen, Stenzel und Kruse hinlänglich Gewähr leisteten.

Das trefflichste Lob verdient übrigens die bereits seit einem halben Jahrhundert wirksame oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften, gegründet vom Minister Nostiz, Grafen Callenberg, Herrn von Gerstorff und dem gelehrten Generalsekretär Anton, bekannt durch seine Arbeiten über die Slaven, über den Tempelorden, über die Geschichte der deutschen Landwirthschaft, mit reichen Sammlungen beschenkt, und von einer noch ganz einzig dastehenden, seit 1780 ununterbrochenen Thätigkeit in Provinzialblättern, in der Lausitzer Monatschrift, im neuen Lausitzischen Magazin. — Schon ist das zehnte Heft der gesammelten Urkunden regestenweise ans Licht gefördert. — Je mehr der Ober-Donaukreis und der Regenkreis unter dem sachkundigen und eifrigen Präsidenten, Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein und dem großen Antiquar von Stichaner, Direktor Kaiser, geheimen Rath von Lang, geleistet hat, desto wünschenswerther wäre ein Anschließen von des, Gottlob noch immer eng verbundenen, Würtenbergs Seite. — Thätiger war es durch den, leider inzwischen verstorbenen Leichtlen zu Freyburg im Breisgau. Durch Schnellers Ableben ist nur ein voltairisirender Irrwisch weniger.

Geht es auf diesem Wege nur noch kurze Zeit, redlich, ohne Geheimnißkrämerey, ohne Eifersüchteley, emsig und planvoll fort, werden die alten Quellen kritisch gesichtet, neue fortan entdeckt, und ein chronologischer und synchronistischer Ueberblick der Gesammtheit gewährt, wird das Feld der Monographien und der Biographie, wie bisher, fleißig bestellt, wird das allmälige Conglomeriren heterogener Bestandtheile im Causalzusammenhang entwickelt, dann werden auch die Schwierigkeiten immer mehr schwinden, die bisher einer eigentlichen Reichsgeschichte (z. B. Oesterreichs, Preußens, Bayerns) im Wege standen, wobey die germanischen, slavischen und andern Bestandtheile gar sehr gemischt sind, wobey ein allgemeiner Theiler und Mittelpunkt für so viele Divergenzen schwer zu finden ist, und die überdem noch allzuwenig einerseits vom nationalen, andererseits vom europäischen Standpunkte aufgefaßt, — einerseits mit der die meisten Räthsel lösenden, vollständig gegliederten Localorientirung, mit erlaubtem, ja erwünschlichem Vaterlandsgefühle, andererseits wahrhaft geschichtlich in höherer Weltanschauung betrachtet worden sind.

Art. III. 1) *Auli Persii Flacci Satirarum Liber*, cum ejus vita, vetere scholiaste et Isaaci Casauboni notis, qui eum recensuit et commentario libro illustravit, una cum ejusdem Persiana Horatii imitatione. Editio novissima, auctior et emendatior ex ipsius auctoris codice: cura et opera Merici Casauboni Is. F. Typis repetendum curavit et recentiorum interpretum observationibus selectis auxit *Fridericus Duebner*. Ph. Dr. Saxo-Gothanus. Lipsiae 1833. LIV u. 360 S. gr. 8.

2) *A. Persii Flacci Satira prima* edita et castigata ad XXX editiones antiquas — ed. *Ferdinand Hauthal*. Lipsiae 1833. XXXII und 42 S. 8.

3) Specimen *Annotationum* in *A. Persii Fl. Satirarum primam*. — Ed. *Frid. Carol. Reinh. Ritter*, Marburgo-Hassus. Marburgi 1833. 94 S. 8.

4) Emigrant und Stoiker. Die Sprüche des Theognis und die Satyren des A. Persius Flaccus. Deutsch von Dr. Wilh. Ernst Weber, Director der Gelehrtenschule und Professor in Bremen. — Mit Anmerkungen. Bonn 1834. LII und 256 S. 8.

Mein letzter Bericht in diesen Jahrbüchern war den Werken des Tacitus gewidmet. Kundige Leser gedenken bey ihm von selbst an Persius; sie betrachten diesen als Vorläufer von jenem. Er ist ihnen so zu sagen der poetische Tacitus, d. h. ein Autor, den gleiche Anlässe, gleiche Weltansicht und Seelenstim-

mung zum Gesang begeistert, der gleichartige und gleich gehaltvolle Lehren und Warnungen in das Maß des Verses gefügt.

Wenn der liebenswürdige Sokratiker Xenophon in seinem Gastmahl des Autolykos Leibesschöne einem Lichtstrahl in der Nacht vergleicht, so ist die Seelenschönheit des Persius, den man einen sokratischen Stoiker nennen kann, einem wohlthätigen Licht in der moralischen Finsterniß der Neronischen Zeit zu vergleichen — aber auch einem Straf- und Warnungszeichen am dunkeln Nachthimmel Roms, den Nero's Mordbrand einst geröthet. Persius ist eine schöne Seele, aber auch eine starke Seele. Im Lande der gedankenvollen Etrusker geboren, tritt er auf einmal hervor; — ein Jüngling, durch seltene Naturgaben in einer ernsten, lehrreichen Zeit vor den Jahren zum Manne gereift, nicht so erfahrungsreich, aber eben so ideenreich wie Tacitus — verläßt er vor erreichtem Mannesalter die verwirrte Welt. Er hatte sein Ziel erreicht und seinen Beruf erfüllt, nachdem er die gemilderten Lehren der Stoa seinen entarteten Zeitgenossen wie von den Blättern der Sibylle abgesungen. Jungfräulich in Sitte und Zucht hat er die Ahnungen einer Kassandra. Mit einem einzigen Büchlein, das unter andern sein edelgesinnter, aber eben darum verfolgter Lehrer Cornutus mit sorglicher Vorliebe aus dessen geistiger Verlassenschaft ausgewählt, hat er in vollem Maße die Schuld getilgt, zu welcher große Seelen und reichbegabte Geister gegen Mit- und Nachwelt sich am willigsten bekennen. — Wird Luna (Carrara) als des Autors Geburtsort genannt, so ist man veranlaßt, bey seinem Werk an ein edles Gebilde aus dem reinsten Marmor dieser Stadt zu denken — oder (wie wahrscheinlicher) Volterra, so möchte man sagen, es wiege der Vollgehalt seiner Zeilen jene ehernen Dupondien auf, welche einst das alte Volaterra ausgeprägt.

Auch das nächstfolgende Zeitalter hat den Werth dieser Satyren zu würdigen gewußt. Dieses Eine Buch, sagt schon der Kenner Quintilian (Institut. Orat. X. 1) und sein Zeitverwandter Martial (Epigr. I. 109. IV. 29), erlangte großen Ruhm, und wurde den weit ausgesponnenen Gedichten anderer Poeten vorgezogen; es wurde noch im sechsten Jahrhundert von Gelehrten und Staatsmännern an den Kaiserhöfen in Rom und Constantinopel gelesen, wie die Anführungen eines Beamten Justinians, Joh. Laurentius des Lydiers, beweisen; und, in kalligraphischen Exemplaren — wie der Vaticaner Palimpsest beurkundet — und in andern vielen Abschriften — wie die große Zahl der Codices anzeigt — den nachfolgenden Geschlechtern überliefert; von Kirchenlehrern gekannt und anerkannt, hat es nach Wiederherstellung der Wissenschaften in einem der ersten Gelehrten des

sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Isaak Casaubon, einen trefflichen Ausleger gefunden. Jedoch ein so inhaltschweres, dunkles, an Anspielungen so reiches Buch forderte und reizte immer aufs Neue die Bemühungen der folgenden Jahrhunderte — wovon die vielen gedruckten Ausgaben zeugen. Freylich war es der neuesten Zeit vorbehalten, sich über den Werth eines solchen Dichters selbst zu verblenden, wie verschiedene ungerechte Kritiken zeigen, vor allen die des sonst verdienstvollen Manso, der niemals unglücklicher war, als in der Würdigung dieses poetischen Philosophen (im sechsten Bande der Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste), den er kaum als Dichter anerkennen, und nur als einen schwachen Nachahmer des Horatius darstellen möchte. Solche Urtheile haben jedoch selbstständige Philologen nicht irre machen können. In den nächstverflossenen Decennien haben Achaintre, Passow, Plume, Joh. Casp. Orelli, W. E. Weber u. A. sich um Berichtigung und Erklärung dieses Werkes verdient gemacht, und die am Anfang dieses Berichts verzeichneten Büchertitel beweisen, daß man noch im vorigen und im laufenden Jahre nicht abgelassen, diesem Dichter wiederholte Studien zuzuwenden.

Diese vier Schriften im Einzelnen durchzugehen, kann meine Absicht nicht seyn, und würde die Gränzen einer Anzeige überschreiten. Ich werde daher vorerst im Allgemeinen kürzlich darüber sprechen, sodann bey der ersten Satyre etwas länger verweilen, aus den übrigen aber nur einige Stellen berühren, und dabey aus Text und Scholien einer noch unverglichenen Heidelberger Handschrift Proben mittheilen.

Was nun zuvörderst in der Ausgabe des Herrn Dübner zu finden, besagt schon der ausführliche Titel derselben, und die in Paris geschriebene Vorrede meldet das Weitere. Wenn es schon sehr verdienstlich war, den gelehrten Commentar des Is. Casaubon aufs Neue sorgfältig abdrucken zu lassen, so hat Hr. D. sich nicht damit begnügt, sondern fast durchgehends die unbestimmten Citate genauer angegeben, die Anmerkungen von Huet, Guyet und Scaliger beygefügt, die Kritiken und Erklärungen der oben genannten neueren Herausgeber mit eigenem Urtheile angeführt, endlich auch einiges Eigene beygetragen. »Denique aliqua quoque mea dedi, plura in scholiorum collectione, quae e codicibus praestantissimis jam paratur, daturus« (Praefat. p. IV); wornach wir also eine vollständigere Scholiensammlung aus den besten Handschriften zu erwarten haben, wozu ihm seine literarischen Reisen hoffentlich manchen Beytrag liefern werden. Die eigenen Anmerkungen des Herrn D., so kurz sie sind, zeugen doch allenthalben von Belesenheit und richtigem

Urtheil. Mit Einem Worte, diese Ausgabe befriedigt ein wahres Bedürfniß der Studirenden.

Herr Hauthal erklärt sich zuvörderst in einer lesenswerthen, aber mitunter unklaren und nicht immer sprachrichtigen Vorrede über die Grundsätze der Kritik, tritt als ein eifriger Sachwalter der diplomatischen auf, und sucht zu erweisen, welchen großen Gewinn wir für die Berichtigung der Texte aus den Editionen des funfzehnten Jahrhunderts oder den sogenannten Incunabeldrucken ziehen können. Man muß bey ihm selbst nachlesen, was er als Ergebniß seiner gelehrten Reisen in Bezug auf Horaz und Persius besonders mitgetheilt. Wir haben noch bey weitem Mehreres der Art von ihm zu erwarten in einer von ihm angekündigten Historia critices scriptorum classicorum und in der gleichfalls versprochenen Bibliotheca critica. Hier war es ihm zunächst darum zu thun, obigen Satz praktisch zu machen, und an einem Beyspiel die Wichtigkeit jener Hülfsquelle durch Darlegung der abweichenden Lesarten in der ältesten Ausgabe des Persius anschaulich zu machen, obgleich er geradezu der Uebertreibung derjenigen entgegentritt, die mit Hintansetzung der Handschriften alles Heil bey den ältesten Drucken suchen. Er bemerkt in diesem Betracht sehr richtig (p. XIX): »Quippe minime carere etiam nunc possumus, uti in Horatio, sic in Persio, scriptore quoque fere saeculo permultum lecto et exarato (eine unangenehme Wendung, um einen Schriftsteller zu bezeichnen, der in jedem Jahrhundert viele Leser und Abschreiber gehabt) atque inter difficiliores difficillimo, cum accurato codicum vetustissimorum examine, tum glossarum cognitione.« In dieser letzteren Hinsicht zeigt der Herausgeber (p. 5), wie nicht selten die ältern und oft die richtigen Lesarten in der Gestalt von Glossen über den von den Abschreibern in den Text gesetzten erscheinen, weil diese doch noch so gewissenhaft waren, sie nicht ganz zu unterdrücken. Es ist übrigens bewundernswerth, welch eine Fülle von beachtungswürdigen Lesarten hier aus jenen Incunabeln, von der Editio princeps (Romae 1470, von Ulrich Hahn) an bis zu den letzten mitgetheilt ist. Wir haben demnach von Hrn. Hauthal's Bearbeitung des ganzen Persius nichts Gemeines zu erwarten; denn daß er sich ein hohes Ziel gesteckt, mögen die Leser aus dessen abweichender Aeußerung (p. XXXI) ermessen, wonach er diese Ausgabe der ersten Satyre noch keineswegs als eine Probe (specimen) der künftigen Edition des Ganzen betrachtet wissen will.

Herr Ritter konnte bey seiner Arbeit keine seltenen oder noch ungebrauchten Hülfsmittel benützen. Ihn hatten die Vorträge seines trefflichen Lehrers, des Hrn. Professors K. Fr. Her-

zu V. 1 über Glykon; zu V. 96 über den Masurius Sabinus und zu VI. 7 über Persius selbst, um Anderes zu übergehen. Auch beobachtet der Erklärer ein sehr sprechendes Stillschweigen über die Persönlichkeit des Cornutus zur fünften Satyre, welches Gedicht doch voll von dessen Lob ist, während er uns doch zu Satyr. II über den Plotius Macrinus und zu VI. 1 über den Cäsius Bassus das Nöthige wenigstens zu wissen thut. Verräth sich hierin nicht eine Spur, daß von den alten Scholien Verschiedenes dem Cornutus selbst angehört, der aus Bescheidenheit und Zartgefühl nicht über sich selbst sprechen wollen? (Man vgl. de Martini de L. A. Cornuto Stoico. Leidae 1825. §. VIII. p. 96 sq.) Ueber diesen Philosophen will ich hierbey sogleich noch bemerken, daß es gewiß von Herrn Weber sehr richtig gesagt ist (S. 182): »Cornutus hatte, wie Persius (V. 36 f.) selbst andeutet, die Schroffheit der stoischen Lehre durch Sokratische Duldung gemildert, wie denn das Bild, das wir von dem in der fünften Satyre so seelenvoll gefeyerten Meister zwischen den Zeilen durchschimmern sehen, überhaupt einen beynahe akademischen Charakter hat;« nur hätte dabey bemerkt werden sollen, daß jene Annäherung der stoischen zur Sokratischen Philosophie, und die in Folge derselben eingetretene Aussöhnung mit der Humanität der Platoniker schon seit den punischen Kriegen unter den Stoikern eine sehr verbreitete Geistesstimmung war, wie die Beyspiele des Panätius, des Posidonius u. A. beweisen; und diese Milderung des Stoicismus war in der Kaiserzeit noch herrschender geworden. Man denke nur an Lucanus, Thrasea Pätus, Epiktetus, Musonius Rufus; und wie beliebt die Schriften der Sokratiker unter diesen Philosophen waren, beurkunden die zweyte und die vierte Satyren unseres Dichters selbst, welche eine Nachbildung der platonischen (wenn auch vielleicht von Plato selbst geschriebenen) Dialogen sind, die wir noch unter dem Titel der beyden Alkibiades besitzen.

Bey einem Autor jedoch, wie Persius, ist jede Hülfe willkommen. Daher dürfen auch Scholien weit späterer Zeit, die sich auf den Rändern von Handschriften finden, nicht ganz verschmäht werden. — Die oben erwähnte Heidelberger Handschrift enthält dergleichen nicht wenige, und außerdem eine sehr große Anzahl von Interlinearglossen. Ich werde mich indessen wohl hüten, viele davon abzuschreiben, um nicht denjenigen beygezählt zu werden, von denen Hr. Hauthal (p. X) sagt: »Horum autem ante omnes ii, qui minoris aetatis libros mssos quoslibet (quoscunque) casu prospero nacti fuerint tanquam Lydium lapidem praepostero et intempestivo studio aestimant et praedicant.« Ich will also zum Voraus bemerken: Diese in

Klein-Folio auf Papier mit rothen Initialbuchstaben im Text sehr leserlich geschriebene Handschrift möchte dem Ende des funfzehnten oder dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts angehören, und enthält, neben manchen schlechten Lesarten, auf dem Rande und zwischen den Zeilen manches Triviale; wie sie denn überhaupt wohl für Schulen bestimmt gewesen zu seyn scheint. Da sie andrerseits jedoch auch manche Bemerkung enthält, die sich in dem Commentar des Casaubonus wieder findet — woraus also der Schluß gezogen werden kann, daß dieser große Ausleger selbst solche Glossatoren nicht unbenützt gelassen, so fürchte ich keine vornehmen Seitenblicke, wenn ich bey einzelnen Stellen Proben aus Text und Glossen dieses Manuscripts, welches alle sechs Satyren enthält, bey dieser Gelegenheit mittheile. — Wer es hienach der Mühe werth finden möchte, das Ganze zu vergleichen, dem steht es unter dem Vorbehalte zu Diensten, daß es mir nicht damit gehe, wie mit einem handschriftlichen Apparat zu den kleinern griechischen Geographen, — um den ich in Folge solcher Dienstfertigkeit, wie es nunmehr scheint — gekommen bin.

Ich theile gleich mit, was zum Proömium am Rande der Handschrift beygeschrieben ist: »Quod satirici poetae a sua reprehensione incipiunt, ut id ipsum, quod in se reprehendunt, in alios verius persequantur, ideo Persius *in prooemio sui operis* se ipsum reprehendit, quod repente et festinans nimium poëta prodiit, nec unquam aquas Heliconis se potasse meminerit, nec per somnum quid magnum unquam viderit, quibus quam citissime fieri poëta potuerit, ut Hesiodo contigit et Ennio. Et ex abrupto opus suum exorsus dixit: *Nec fonte* etc.« Ueber diese Dichter sehe man des Casaubonus Commentar zu diesem Eingang, der auf Hesiods Theogonie vs. 23 verweist. Den Ennius betreffend, sagt derselbe Ausleger (p. 16, ed. Duebner): »*In antiquis scholiis* legimus tangi heic Ennium etc.,« wo Hr. D. weiter richtig auf Satyr. VI. 10 verweiset. Hienach wäre das Scholion der Heidelberger Handschrift aus einer älteren Quelle geflossen. — Es sey bey dieser Gelegenheit noch bemerkt, daß der Schreiber der Noten in diesem Manuscript sehr häufig Parallelen aus Horaz, Virgil, Juvenal u. A. anführt, auch manchmal andere Autoren bis auf den Isidorus von Sevilla herab. Wenn übrigens dieser Scholiast jenes Proömium als den Eingang zum ganzen Buche des Persius betrachtet, wie auch mehrere Neuere thun, so bemerkt Herr Weber (S. 183 ff.) dagegen: »Wir wissen aus einer alten Lebensbeschreibung, daß Persius seine Satyren nicht selbst als ein gesammeltes Ganze herausgegeben hat, sondern dieses Geschäft nach seinem Tode von zwey Freunden, dem Cornutus und

Cäsius Bassus (demselben, an welchen die sechste Satyre gerichtet ist), besorgt wurde. Damit fällt die Annahme von selbst weg, daß der Prolog sich auf das ganze Werk beziehe. Er gehört, wie auch sein Inhalt lehrt, wesentlich, ja ausschließlich, zur ersten Satyre, und erklärt in geistreicher Ironie, warum der Dichter da, wo so viele mit anmaßlicher Selbstzufriedenheit ihr Gestümper zum Musentempel tragen, und es Wunder wie sehr vom Geiste der Göttinnen durchhaucht glauben, seine Stimme auch erhebt. Er rühmt sich solcher pathetischer Begeisterung nicht; denn er will im Chore der Narren ein Wort der Vernunft reden; das freylich jene nicht hören werden, das aber doch wohl einzelne edle, die Thorheit der Zeit in ihren traurigen Blößen mit ihm begreifende Gemüther ansprechen mußte. Bis zum siebenten Verse ist das in poetisch schalkhafter Wendung ausgedrückt, was auch Juvenalis zu Anfang seiner ersten Satyre als Beweggrund seiner Poeterey mit unumwundener Derbheit angibt. — Mit Vers 8 sodann nimmt Persius in absichtlicher Plötzlichkeit eine schneidende Wendung auf die Motive, die unstreitig die meisten seiner Zeitgenossen zu so eifrigen Anbetern der Musen machten.« — Ich habe diese ganze Anmerkung ausgezogen, weil sie, meines Bedünkens, die Leser des Persius nicht nur für den Prolog und für die erste Satyre, sondern auch für alle folgende, auf den richtigen Standpunkt stellt.

Bey Vers 1: Nec fonte labra prolui caballino, wundere ich mich, von den Auslegern die Parallelstelle im Martial (VIII. 70) übergangen zu sehen:

»Cum siccare sacram largo Permessida posset
Ore, verecundam maluit esse sitim.«

Im zweyten Vers dieses Prologs haben die meisten und auch noch Achaintre und Dübner Parnasso, Hauthal dagegen Parnaso, der in einer Anmerkung diese Lesart seiner Handschriften gelehrt rechtfertigt. Cod. Heidelberg. hat im Text mit mehreren andern Pernaso, in der Randanmerkung aber Parnasus. — V. 3. Memini, ut. Cod. Heidelb. und mehrere bey Gauthal memini *me* ut, und letztern Zusatz hat auch, wie ich bemerke, Aldhelmus De re grammatica et metrica (in den Class. Autorr. Vaticanis, ed A. Mai, Tom. V. p. 519); was aber wohl niemand bestimmen wird, das me in den Text zu setzen. — V. 4 Cod. Heidelb. Pirenem, wie mehrere bey Gauthal. — V. 5 hat Cod. Heid. die eingeschwärzte Lesart relinquo statt remitto, wie Casaubon, Achaintre, Orelli, Weber und Hauthal haben drucken lassen; dessen lehrreiche Anmerkung sich über dergleichen fehlerhafte Ueberarbeitungen verbreitet. — V. 6 Cod. Heidelb.:

semiphaganus, wie zwey bey Hauthal; darüber die Erklärung: »Rudis et grossus vel rusticano (sic) fonte potus,« welche mit der von Passow gegebenen und von Dübner gebilligten ziemlich zusammentrifft. Man vergleiche auch Hrn. Ritters Erörterung über diesen Ausdruck (p. 50 sq.). — V. 8. C. Heid. psittaco — chere und über der Zeile gar kere (s. Hauth., der psitaco gegeben). — V. 9. C. H.: nostra verba, wie viele Codd. bey Hauth. — V. 12. C. H.: nummi, Hauth. numi aus 4 Codd. — V. 13. Cod. Heid. et *poetridas* picas, wie Hauthal, der das von den übrigen Editoren aufgenommene poetrias p. in keinem seiner Codd. gefunden zu haben versichert, und auf Lobeck zum Phrynichus u. A. verweiset. Herr W. bemerkt hierzu: »Vers 13 hat das Original ausdrücklich mit feminischen Beysatz poetrias (er folgte also auch der gemeinen Lesart) picas, so daß ich gar nicht zweifle, daß Persius hier unter den poetischen Aelstern diese oder jene: Johanna Schopenhauer, Helmine von Chezy oder Madame Birch-Pfeiffer, seines Zeitalters im Auge gehabt habe.« — Er mag zusehen, was er sich angerichtet hat. — Uebrigens verweist er auf Schillers Epistel: Die gelehrte Frau, und auf Juvenal Satyr. VI. vs. 434 ff., und wir bedauern, seine Uebersetzung dieser Schilderung der gelehrten Weiber Roms nicht mittheilen zu können. — V. 14. Cod. Heidelb.: Cantare credas perpegaseum melos (wie 4. bey Hauth.), und über der Zeile: valde poeticum. Casaubon, Achaintre u. A.: Pegaseïum melos; dagegen haben alle Neueren, Passow (der davon belehrend handelt mit Dübners Zustimmung p. 29), Orelli, Hauthal, Weber: Pegaseïum *nectar*. Ich bemerke nachträglich: Wenn Ruhnkenius Epist. crit. I. p. 48 sagt: »Nam quod Is. Casaubonus ad Persii Prolog. p. 29 et V. D. ad Geoponic. Prolegom. p. 2 in *μέλος* liquidam λ pronunciando duplicari dicunt, vellem, id exemplis idoneis confirmassent,« so möchte doch die Lesart mellos in mehreren Edd. bey Hauth. wenigstens beweisen, daß lateinische Grammatiker und Abschreiber so ausgesprochen haben. Letzterer fügt noch bey: Cantare Peiaseium melos credas. C. p. — Ihm aber, so wie den neueren Herausgebern unsers Dichters, ist unbekannt geblieben, was van Santen zum Terentianus Maurus (Praef. vs. 20. p. 2) über diese Stelle gesagt. Nachdem er nämlich über die Variante gesprochen, fährt er fort: »Theocrit. VII. 82. *Οὕνεκα οἱ γλυκὺ Μοῖσα κατὰ στόματος χέε νέκταρ. Cantare nectar* dictio non absimilis est Plautinae *mulsa loqui*. Poen. I. 2. 112. Et tamen simplicissimum videtur cum Frobeniana Persii editione A. 1551. legere:

Cantare Pegaseïum melos credas.«

Ich setze zum Schluß den ganzen Prolog nach Webers Uebersetzung hierher:

»Genetzt die Lippen hab' ich nicht im Roßbrunnen,
Noch denkt mir, daß auf doppelhäupt'gem Parnassus
Ich träumt' und aufstand ohne Weit'res als Dichter.
Die Heliconiaden und die bleiche Pirene
Verzicht ich solchen, denen schmeidig um's Brustbild
Hinkriecht der Epheu: selber als Halblaie
Zum Seherheiligthume trag ich mein Lied her.
Wer hat dem Psittich flott gemacht sein Χαῖρε,
Und lehrt die Aelstern unsre Reden ausstammeln?
Der Gaben Meister und des Geistes Darspender,
Der Bauch, versagten Lauten nachzugehn kunstreich.
Sobald die Aussicht auf das leid'ge Geld leuchtet,
Dann meint man traun, poetische Raben und Aelstern,
Sie ließen Pegaseischen Nectar ausströmen.«

Ich lasse gleich, als weitere Probe dieser Uebersetzung, den Anfang der ersten Satyre folgen:

»O des Getreibes der Welt! O welch nichtssagendes Daseyn!
W e r w o h l l i e s e t d i r d a s? Mich fragest du? Keiner ja. Keiner?
Zween aufs Höchst', auch Keiner. V e r ä c h t l i c h u n d j ä m m e r l i c h. Weßhalb?
Daß mir Labeo etwa Polydamas und der Trojaner
Frau'n vorziehn? Thorheit! Nicht wirst du ja, setzet herab was
Roma, die trüb', hingehen, und an der Wage das quere
Jünglein stellen zurechte, noch dich aufsuchen da draußen.
Wer nicht dächte zu Rom — Ha, dürfte man reden! Doch darf ich's,
Seh' ich das Grauhaarwesen und dieses verkümmerte Schaffen
Unserer Zeit, und was nach verlassenen Nüssen, in weiser
Oheimrolle wir thun. Dann, dann, seyd billig — I c h m a g n i c h t.«

Bekanntlich findet man am Anfang der ersten Satyre mehrere Lemmata, z. B.: »Prima leves carpit vates mollemque Neronem,« u. a. bey Hauthal. Cod. Heidelb. hat: »Corrigit prima laudantes molle poema.« Herr W. eröffnet seine Uebersicht dieser Satyre mit folgenden Worten: »Der Dichter denkt sich irgend einem Repräsentanten römischer Tagsansichten gegenüber, welchem er seine satyrischen Expectorationen vorzutragen versucht. Der stoßseufzerische Anfang bringt jenen sofort zu dem Einwande, daß dergleichen kein Publikum finde; worauf Persius alsbald seine Verwahrung einlegt, daß er auf den Beyfall der Modewelt auch ganz und gar nicht ausgehe; im Gegentheil, ihr über ihr altkluges, unerquickliches Wesen die Meinung zu sagen fest entschlossen sey.«

Aus dem Folgenden werde ich nur einzelne Stellen herausheben. Vers 15 ff.:

Scilicet haec populo pexusque togaque recenti,
Et natalitia tandem cum sardonyche albus,
Sede legens celsa etc.

Diesen Versen widmet Hr. Ritter einen ganzen Abschnitt. Nachdem er die zwey Erklärungen bemerkt, die seit Casaubon in Gang gekommen (wornach albus entweder rückwärts auf toga recenti bezogen, und also von der weißen (candida) Toga verstanden, oder von der Blässe (pallor) des mit Angst den Erfolg seiner Declamation erwartenden Vorlesers erklärt wird), und beyde Auslegungen als unstatthaft dargestellt, sieht er sich nach einer andern um. Ehe ich sie angebe, bemerke ich, daß Cod. Heidelb. (der übrigens auch legens hat) die letztere Erklärung in der Interlinearglosse darbietet, wo es heißt: »pavidus metu recitandi, pallidus.« Diese ist aber schon von Passow verworfen worden. Dagegen hat auch Hr. W. die erstere angenommen, wenigstens scheint es so; denn er übersetzt:

»Alles, verstehet sich, daß er, geschniegelt und festlich, mit neuer Toga, den Sardonyx auch des Geburtstags, endlich dem Volke Hoch es vom Sitz herlese« u. s. w.

Hr. R. hat hingegen aus einer Menge von Beyspielen erwiesen, daß albus auf den Sardonyx zu beziehen, und vom Glanze dieses halbedlen Steines zu verstehen sey. Demgemäß übersetzt er (p. 15):

»Endlich an strahlender Hand den Sardonyxring des Geburtstags.«

Man wird nicht dagegen einwenden wollen, daß in einer neulich entdeckten Prunkrede auf eine kaiserliche Braut (am Symmachus, ed. Ang. Mai, p. 60) mit Anspielung auf ihren Schmuck unter Anderm gesagt wird: albescite hyacinthi, fuscamini margaritae.« — V. 20: Ingentes trepidare Titos. Diese Worte führt J. Laurent. Lydus de magistratib. Romm. I. 19 an: *Καὶ Τίτους τοὺς ἐκ προγόνων εὐγενεῖς (ἐκάλεσαν), ὥς φησι Πέρσιος ὁ Ῥωμαῖος.* Eine andere Erklärung gibt der Scholiast des Heidelb. Cod. mit Anführung des Festus (s. diesen p. 571, ed. Dacier). — V. 24: *Quid* didicisse. So hat auch Cod. Heidelb. — Wenn Hr. Hauthal vermuthet: Qui (d. i. cur, quare), so muß diese Conjectur jedem scharfsinnig scheinen, wenn sie auch nicht jeder unterzeichnen möchte, wie ihr denn ein anderer Referent (Berliner Jahrbb. 1834. S. 896) widersprochen hat. — V. 40 — 44:

— Rides, ait, et nimis uncis
Naribus indulges. An erit qui velle recuset
Os populi meruisse, et, cedro digna locutus,
Linquere nec scombros metuentia carmina, nec thus.

Wenn hier Einige das ait von jeder dritten Person verstehen wollen: »Sagt einer,« so hat dieß allerdings den griechischen und römischen Sprachgebrauch für sich (s. Bentley ad Horat. Serm. I. 4. 79. Plato Gorg. mit Heindorf. p. 262); jedoch wird es in diesem dramatischartigen Gespräch besser auf den Einsprecher bezogen. Das os populi meruisse erläutert vortrefflich Jacobs in den Lectiones Venusinae (vermischte Schriften, Bd. V. S. 348 ff.). — Zu Vers 44 liefert der Scholiast der Heidelb. Handschrift die Parallelstelle des Horaz an (Epist. II. 1. 269 sq.):

> Deferar in vicum, vendentem thus et odores,
> Et piper, et quidquid chartis amicitur ineptis.

Hr. W. hat diese Einrede so übersetzt:

> »Du spottest, versetzt mein Mann, und ergibst dich
> Neckischer Laune zu sehr. Wär's wem gleichgültig, des Volkes
> Mund sich gewonnen zu haben und, Würdiges redend der Ceder
> Lieder zu lassen, die nicht vor Makrelen sich ängsten, noch Weihrauch?

V. 58 f.:

> O Jane, a tergo quem nulla ciconia pinsit,
> Nec manus auriculas imitata est mobilis albas,
> Nec linguae, quantum sitiat canis Appula, tantum!

Hierzu hat Cod. Heid. die Randbemerkung: »Ponit tres derisiones malorum poëtarum,« sodann über ciconia: »ulla dispositio in modum rostri ciconiae facta,« endlich über auriculis: »scil. asini, quae intus sunt albae.«

Im Text hat er auch imitata est. Andere wollten mit Leydner Handschriften lesen: imitari, und so verbinden: nec manus pinsit mobilis imitari (i. e. ad imitandas) auriculas albas. Hr. W. vertheidigt die Vulgata, und denkt bey imitata est cui, i. e. in cujus contumeliam mit Dübners Zustimmung. Hauthal erklärt sich dagegen, und will vielmehr aus der Seele des Dichters irridens hinzugedacht wissen. — Aber imitari wird jetzt auch durch den uralten Vaticaner Palimpsest (in den class. auctorr. Vaticc. Tom. III. p. XX) bestätigt. Uebrigens, die Sache anlangend, so sind diese Verspottungsarten zum Theil heut zu Tage noch im südlichen Italien in Gebrauch, z. B. das Eselbohren (contraffare il ciuco). Diese mimische Andeutung des Dummkopfs bewerkstelligen die heutigen Neapolitaner auf dreyerley Weise, wovon man sich aus tav. XX. Nro. 3 und 4 und tav. XXI. Nro. 7 eine Anschauung verschaffen kann in dem lehr- und geistreichen Werke des Herrn Canonicus Andrea del Jorio, betitelt: *La Mimica degli antichi* investigata nel

Gestire Napoletano, Napoli 1832, wo es mich wundert, daß der gelehrte Herr Verfasser bey der Erklärung jener Bilder (p. 303) nicht an diese Stelle des Persius erinnert hat. Hr. W. übersetzt sie so:

»Glücklicher Janus, dem kein Schnippchen man schlägt in dem Rücken,
Keine bewegliche Hand nachstreckt weißborstige Oehrlein,
Keiner ein solch Stück Zunge, wie groß es ein Apuler Hund lechzt.

V. 72 ff.:

Unde Remus »sulcoque terens dentalia Quincti,
Quem trepida ante boves dictatorem induit uxor,
Et — tua aratra domum lictor tulit.«

So hat Hr. Hauth. drucken lassen, welches der Berliner Recensent (a. a. O.) nicht für Latein gelten lassen will. Dagegen will Hr. H. die von Plume aufgenommene und im Heidelb. Manuscript wörtlich vorkommende Lesart: *Quem* trepida ante boves *dictaturam* induit uxor, als unlateinisch verworfen wissen. Ich möchte weder das eine noch das andere behaupten. Man lese übrigens Hauthals Anmerk. (p. 26 sq.). Achaintre u. A. haben: Cum — dictaturam. Was J. Laurent. Lydus gelesen, wissen wir nicht; denn er führt (I. 32) bloß den Inhalt an, und zwar nachläßig, da er angibt, es sey hier vom Dictator Seranus die Rede, da hier doch Cincinatus gemeint ist. Jenen Namen leitete man übrigens von serere, säen, ab (s. Lyd. I. 23, und vergl. Fussii epistola ad C. B. Hasium. p. 19). Andere nennen ihn S a r a n u s, und schwanken bey dem Vornamen zwischen Cajus und Marcus. Er kömmt auf Silberdenaren vor, wovon ein Exemplar vor mir liegt (vergl. Haverkamp ad Thesaur. Morelli p. 38 unten). Hr. Weber übersetzt:

Woher Remus und du, der den Scharbaum wetzt in der Furche,
Als vor den Rindern das emsige Weib zum Dictator dich anzog,
Und dir der Lictor den Pflug heimtrieb — —

Ueber das Nächstfolgende von Vers 76 an bemerke ich kürzlich nur, daß auch Cod. Heid. *Brisei* — und so auch der Vaticaner Palimpsest a. a. O. — Accì hat, nicht Briseis, wie Achaintre u. A. gegen alle Handschriften; sodann hat vs. 79 derselbe Cod.:

Hos monitus pueris patres infundere lippos,

wie andere Handschriften bey Hauth., der aber mit Recht die andere Anordnung: Hos pueris monitus, beybehalten hat. Zu lippos ist auf dem Rande dieses Cod. bemerkt: »vitium corporis translatum ad vitium animi,« ganz wie Cuningham den Crispinus lippus am Schlusse der ersten Satyre des Horaz nahm,

mit Verweisung auf diese Stelle des Persius (s. Jacobs Lectt. Venusinae; Vermischte Schriften V. S. 305; vgl. aber auch S. 315 ff.), d. h. für kurzsichtig. — V. 80 behauptet auch Cod. Heidelb. die Lesart sartago; endlich auch: Trossulus exultat (wie Letzteres denn in allen Editionen bey Hauth. steht). Das »eques Romanus« als Interlinearglosse über Trossulus scheint aus den älteren Commentaren entnommen. Man mag dieses Wort übrigens herleiten wie man will (s. m. Abriß der römm. Antiqq. S. 124. 2te Ausgabe), so wird man hier Webers Uebersetzung »Stutzer« Beyfall geben müssen. Derselbe erklärt sich denn auch schlüßlich in der Vorrede (S. XXX f.) über den Briseischen Accius dahin: »Ich sehe auch hier in dem Accius keinen andern, als den bey Vers 4 besprochenen Accius Labeo, den Verfasser der nieswurztrunkenen Ilias (V. 50), und das Machwerk unseres Verses, der liber, ist eben kein anderes, als diese Ilias. Der Briseische heißt er dann, wenn diese Benennung wirklich mit einem Bacchusnamen zusammenhängt, im Sinne eines Berauschten, eines Schwärmers, gerade wie seine Ilias von Nieswurz trunken genannt wird;« wie denn auch in der Glosse unsers Manuscripts steht: »ebrii, insani.«

Mit V. 93 fangen die größeren Anspielungen auf damalige Dichter an. Ich gebe den Text zunächst nach Hauthal, mit Bemerkung der vaticanischen und Heidelb. Varianten:

Claudere sic didicit versum: »Berecynthius Atys (Vatic. Attis, Heidelb. Athis)
Et: qui caeruleum dirimebat Nerea delphin« —
Sic: »costam longo subduximus Apennino« — (Vat. Appennino, Heidelb. apenino)
»Arma virum« nonne hoc spumosum et cortice pingui,
Ut ramale vetus praegrandi subere coctum? —
Quidnam igitur? — Tenerum et laxa cervice legendum? —: (Heid.: Quidnam igitur tenerum et — legendum est)
»Torva Mimalloneis implerunt cornua bombis,
Et raptum (sectum Heid.) vitulo caput ablatura superbo
Bassaris, et lyncem Maenas flexura corymbis
Eion (evhion Vat., euhion Heid.) ingeminat: reparabilis adsonat (assonat Heid.) Echo« — ?
Haec fierent, si testiculi vena ulla (venulla Vatic., die richtigste Lesart nach A. Mai) paterni
Viveret in nobis? Summa delumbe saliva
Hoc natat in labris; et in udo est Maenas et Atys (athis Heid.)
Nec pluteum caedit, nec demorsos sapit ungues.

Zu Vers 92 bemerkt nun Hr. Weber (S. 201 f.): »Die folgenden Versausgänge gelten dem Scholiasten für Neronisch; eine Narrheit. Persius hätte sogar mit vollem ästhetischen Rechte diese Versausgänge, so wie von V. 99 an folgenden vier ganzen

Verse selbst bilden können, um den überglatten Formgeist seiner poetischen Zeitgenossen zu charakterisiren« u. s. w.; und zu V. 99: »Allein nur ein albernes Mißverständniß konnte dem Persius ein für allemal die Absicht aufdringen, mit seiner Satyre auf den regierenden Fürsten loszugehen, womit die Ausleger schon bey V. 4 herausrücken. Persius war, bey aller edlen Ansicht der Freyheit und alten Römergröße, so wenig ein demagogischer Schwindelkopf als Tacitus. Diese beyden besaßen nicht bloß Hoheit des Geistes, sondern auch Sittlichkeit der Seele; und letztere wird ein gesundes Gemüth immer bewahren, daß es das Glück von Generationen auf das Spiel setze, um eine Theorie, die die Zeit abgethan hat, gewaltsam ins Leben zu rufen.« Ich will kein Gewicht darauf legen, daß der ältere Erklärer zu V. 122 berichtet: Nero habe ein Gedicht Troicon geschrieben, wogegen der Scholiast der Heidelb. Handschrift ihn nur einige Verse schreiben läßt; denn er bemerkt zu V. 99: »Neronis, qui dicitur *versus aliquos* scripsisse, unde Marcialis in octavo (s. Martial. VIII. epigr. 70. vs. 8) Carmina qui docti nota Neronis habet.« — Ich will nur bemerken, daß Herr Ritter diese ganze Sache einer nochmaligen genauen Untersuchung unterworfen hat, deren Ergebniß ich hier mit seinen Worten (p. 84) mittheilen will: »Scholiastae testimonium, quod nisi gravibus causis *commoti* (?) in dubium vocari non debet, rem totam absolvit, diserte affirmans: utrumque fragmentum (beym Persius a. a. O.) Neronis esse. Dionis (Cassii) testimonium adversariis ereptum, jam supra ad nostras partes traduximus, quo probabile sit, exstitisse Neronis carmen eodem quo nostra fragmenta et argumento et forma, Persio, nisi omnia fallunt, notum, et ab eo reprehensum, sicut Annaeus Cornutus et Tacitus et alii, quibus sincerus adhuc inerat pulcri sensus, Neronis opera poetica damnaverunt. Wie derselbe R. die Personen dieses Theils der Satyre eintheilt und das Einzelne erklärt, wird man am besten aus folgender Uebersetzung, die er (p. 88) versucht hat, und die ich hier beyfügen will, beurtheilen können:

Gegner: »Aber der Tact ist doch schön, und kunstvoll das Rohe verschmolzen.
Also lernte er messen den Vers: Berecynthiens Attis,
Und wie den bläulichen Spiegel des Nereus theilte der Delphin:
Raubten wir die Lende des langen Apeninus.«
Persius: Waffen und Held. Das hieße nicht Schaum, fortwuchernde Schale,
Wie der gedunsene Kork aussauget das alternde Astwerk?

8*

Gegner. Nun, was ist anders denn zart, und mit wiegendem Nacken zu lesen?
»Mimallonische Donner zerreißen die Schreckensposaunen,
Mordlust athmend zerraufet das Haupt des gewaltigen Kalbes
Bassaris, lenket den Luchs mit des Epheus Ranke die Mänas.
Zwiefach ertönt: Evoe! wiederschallt die nachhallbare Echo.«
Persius: Thäte man dieß, wenn noch eine Ader von Mannskraft der Väter
Schlüge in uns! Denn kraftgelähmt auf dem Schaume des Speichels
Schwimmt es hin an die Lippen, zerwässert ist Mänas und Attis,
Schlug nicht vor Freude den Pult, schmeckt nicht nach zerbissenen Nägeln.

Es wird, denke ich, dem Leser angenehm seyn, zu vernehmen, wie Hr. Weber die Versausgänge und Verse dem Originale nachgebildet:

Also lernt er zu schließen den Vers: Berecynthischer Attis,
Und: Der Delphin, hingleitend, befurchte den bläulichen Nereus.
So: Wir umfuhren die Rippe des mächtigen Apenninus.
Waffen und Mann, ist's nicht voll Schaums und mastiger Rinde,
Gleichwie ein alternd Geäst, in umwucherndem Korke gedörret?
Was denn nennet Ihr zart; und gelehnetes Nackens zu lesen?
Voll Mimallonisches Dröhnens erfüllten sie schmetternde Hörner,
Und die Bassar', im Begriff, zu enttragen des trotzigen Kalbes
Blutendes Haupt, und den Luchs mit Epheu zügelnd die Mänas
Evios, Evios ruft sie, es ruft's der erwiedernde Nachhall.

Den 113. Vers:

Pinge duos angues: pueri sacer est locus (sacer est p. l. Heid.)

führt nicht nur Servius zur Aeneide (V. 85) an, sondern auch der dritte Mythograph, der jedoch nur die drey ersten Worte p. d. a. anführt, dagegen in den Bemerkungen darüber Einiges beyfügt, was sich beym Servius nicht findet (s. Mythographicc. Vaticc. III. 6. 20, und dazu jetzt die Anmerkung des Hrn. Bode in seiner Ausgabe p. 131). — Die vielbesprochenen Verse 119—121 lauten in Hauthal's Ausgabe so:

Men mutire nefas? — nec clam, nec cum scrobe? — Nusquam? —
Hic tamen infodiam: »Vidi, vidi ipse, libelle,
Auriculas asini *quis non habet*?« (So auch Cod. Heid. mit allen Codd. und editt. vett.)

Bekannt ist die Erzählung eines alten Biographen des Persius, wornach dessen Lehrer Cornutus, aus Besorgniß vor dem Kaiser Nero, die ursprüngliche Lesart: Auriculas asini *Mida rex habet*, auf obige Weise geändert habe. Die Ansichten der Kritiker seit Casaubon von jener Geschichte und Lesart hat Hr. Dübner (p. 113) zusammengestellt. Die Urtheile der drey neuesten, die er nicht kannte, betreffend, so gibt Hr. H. seine Stimme dahin ab: jene ganze Geschichte und die seynsollende Original-Lesart: Mida rex habet, sey zwar alt, jedoch nichts weiter, als ein von einem Grammatiker erfundenes Mährchen, und verspricht darüber weitere Erörterungen in einer kritischen Ausgabe der vita Persii. Hiermit stimmt Hr. R. (IV. p. 55 sq.) ziemlich überein, theils aus andern Gründen, theils weil man dem Stoiker Cornutus, so wenig als dem Persius selbst, eine solche Furchtsamkeit in Betreff des Nero zutrauen dürfe. Vielmehr habe letzterer mit verstellter Furcht die um so feinere und pikantere Wendung genommen: quis non habet? wobey man auch an die Worte V: 8: Nam Romae quis non? zu denken habe. Die andere Lesart: Mida rex habet, sey unfein, und sie wie das ganze Geschichtchen sey reine Erfindung eines Grammatikers. — Ganz anders jetzt Hr. W. Ich bedaure, dessen scharfsinnige Epikrise nicht ganz mittheilen zu können, und muß mich auf den Schluß beschränken (S. 210 f.). — »Persius selbst legte gewiß nicht die Mörderhand an seinen gesunden, sinnreichen, an sich selbst höchst unschuldigen Gedanken (wonach nämlich der Dichter sich den Scherz erlaubt: Der ästhetische Pöbel Roms ist der Pöbel Midas, der seine Eselsohren zu verbergen sucht); auch dem Cornutus traue ich die Verballhornung eines so arglosen Witzes nicht zu: ohne Zweifel ist sie geschehen auf Veranstaltung der Buchhändler, die ihren Debit gegen Verantwortlichkeit bey einem Nero oder Domitianus schützen wollten. Daraus erklärt sich, wie sie in alle Handschriften übergegangen ist, und die ächte Fassung der Stelle wäre ohne jene unschätzbare Notiz des grammatischen Compilators verborgen. Die einmal angeregte Vermuthung, Persius habe auf den Beherrscher der Welt gestichelt, behielt nun Nahrung an der ganzen Satyre, und man suchte überall, wo es nur halbweg ging, eine Anspielung, an die, nach meiner innigsten Ueberzeugung, Persius in keinem einzigen seiner Verse aller sechs Satyren gedacht hat.«

Demgemäß übersetzt er obige Verse:

Mir wär's Muksen verboten? Für mich auch? Auch in das Loch?
Auch.
Gut: hier grab' ich es ein: Ich ersah's, Büchlein, ich ersah es,
Midas traget des Langohrs Schmuck! (statt: Wer nicht träget d. L. S.)

Soll ich endlich meine Stimme abgeben, so nenne ich mit Hrn. W. jene Notiz des Lebensbeschreibers unschätzbar, aber in einem andern Sinne, nämlich im Sinne des Casaubonus, der auch das Mida rex habet in den Text aufgenommen, mit der Rechtfertigung: »Reddidimus autem Persio suam scripturam, *quam a Cornuto interpellatam Neronis metu* perpetuo exulare a sua sede iniquum erat.« Die Geschichte hat eine innere psychologische Wahrheit. Was der jugendlich feurige Persius im Unmuth niederschreiben konnte, durfte der erfahrene akademischweise Cornutus wohl zu ändern räthlich finden. — Auch bin ich in allen solchen Dingen nun einmal altgläubig, und weiche vom Urkundlichen nicht ohne dringende Gründe ab; und so bekenne ich mich denn in Betreff dieser ersten Satyre unbedenklich zu dem alten Lemma:

Prima leves carpit vates, *mollemque Neronem*!

Vers 127 ff.:

Non hic, qui in crepidas Graiorum ludere gestit
Sordidus, et lusco qui possit (poscit Cod. Heid.) dicere: lusce!
Sese aliquem credens, Italo quod honore supinus (ociosus mollis, Cod. H. in marg.)
Fregerit heminas Arreti Aedilis iniquas.

In Bezug auf den letzten Vers lese man jetzt K. O. Müllers Etrusker nach, wo (II. S. 243) bemerkt wird: »Die Gefäße von Arretium, welche Stadt Lanzi mit Recht das Samos Italiens nennt, wurden noch in der Kaiserzeit nicht ganz verachtet, und bey gemeinem Volke für gewöhnlichen Gebrauch gesucht. Auch Persius Stelle (I. 130) von dem arretinischen Aedilen, der die zu kleinen Heminas zerbricht, möchte ich auf die Aufsicht des Topfmarktes beziehen, obgleich es nicht nöthig ist.« Wie man auch dieses letztere erklären mag, nicht etwa das zufällig zutreffende luscus, sondern die innere Aehnlichkeit hat mich sogleich an eine Stelle des Horaz (Satyr. I. 5, 34 sq.) erinnert: Fundos Aufidio Lusco Praetore libenter linquimus, die ich nach Wielands Uebersetzung hier beyfügen will:

Aus Fundi machten wir uns hurtig fort,
Woselbst ein Geck von Schultheiß, der vom Schreiber
Zum Regiment des Orts emporgestiegen,
Mit seinem breiten Purpurstreif und Weihrauchfaß
Uns viel zu lachen gab.

und ich habe mich gefreut, sie neben der Gleichstelle des Juvenal (X. 99 sqq. — Et de mensura jus dicere *vasa minora Frangere* pannos vacuis *Aedilis* Ulubris?) und andern ähnlichen, von Hrn. Ritter angeführt, und sie als ein aus dem Leben ge-

griffenes Miniaturbild gewürdigt zu sehen. Denn sehr richtig bemerkt dieser darüber (p. 56 sq.): »Ecce praeclarum Persii stilum! Neque enim fidam solum vitae imaginem expressit, verum etiam, quod alii fusius nec plene, id paucis illi vibrantibusque condensare licuit. Neque libenter audio illos, qui, ut sententias aliquot sibi proprias tueantur, Persium a vitae communis cognitione dicunt remotiorem. Certe in iis quas exhibuit imaginibus et rebus et personis et conditionibus est accommodatus, neque parum ob id meruit jam apud veteres gloriae.« Sehr glücklich hat Hr. W. meines Bedünkens jene Verse verdeutscht:

> Nicht wer über die Schuhe der Griechen zu spötteln in eigner
> Schmutzsal jauchzt und vermag zum Schieler zu sagen: Du Schieler!
> Dünkend sich selbst was Rechts, weil stolz in italischer Würde
> Als Aretinischer Rathsbauherr er ein solches Gefäß brach.

Eigentlich that der Aedilis so etwas in der Amtsverrichtung des Marktmeisters, wie Hr. W. auch in der Anmerkung richtig bemerkt hat.

Ueber den Schlußworten der ersten Satyre: post prandia — Callirhoën do, hat das Heidelb. Mscpt.: meretricem, eine Erklärung, welcher Hr. Hauthal neuerdings widerspricht, welche aber, außer Casaubon, Passow u. A., zuletzt Hr. Weber und Hr. Ritter billigen, und letzterer, zwar in Folge einer nochmaligen gründlichen Erörterung (p. 48—56), woraus ich nur die Andeutung des Zusammenhanges mit der Gedankenreihe des Dichters aushebe: »Vos scilicet veri estis morum senescentium reformatores, qui quodcunque masculum (virile) dicitur Graecorum inquilinorum cum artibus humanioribus expellatis; at in candidas Graeciae puellas haud aequam exerceatis saevitiam.«

Bey den übrigen Satyren werde ich nur Einiges, was den neueren Herausgebern entgangen ist, ausheben. In Betreff der zweyten hat schon Casaubonus die Verwandtschaft ihres Inhalts (von den Wünschen und Gebeten) mit dem unter Plato's Dialogen stehenden zweyten Alcibiades angemerkt, womit auch die zehnte Juvenalische Satyre übereinkommt. Wenn Herrn Böckhs Hypothese Grund hat, wonach jener Dialog aus der Periode der stoischen Schule herrührt (s. Addenda ad Platonis Dialogg. IV. ed. Buttmann, p. 210), so erklärt sich des Persius Bekanntschaft mit ihm um so eher. Jedoch ist schon oben bemerkt worden, daß diese neueren Stoiker auch mit den Schriften der Sokratiker und Platoniker vertraut waren. — V. 26 f.:

> An, quia non, fibris ovium Ergennaque jubente
> Triste jaces lucis evitandumque bidental,

wo das Heidelb. Mscpt. über ergenna die Glosse hat: »tali aruspice.« Auch Frauen (sagt Hr. K. O. Müller in den Etrusk. II. S. 14 f.) liefen nach Juvenal (VI. 587) dem Greise zu, der für den Staat Blitze begrub, woraus erhellt, daß solche in öffentlichem Dienste stehende Tusker (wie der Ergenna des Persius) zugleich Einzelnen als Opferschauer zu dienen bereit waren. Ergenna ist aber nicht nomen appellativum, wie Ruperti ad Juvenal. T. II. p. 377 und Andere meinen, sondern ein Eigennamen wie Porsenna u. dgl. So nimmt auch Hr. W. unsere Stelle, die er übersetzt hat:

Weil nicht Du laut Willens der Schafdärm und des Ergenna
Liegest im Hain als düstres und scheu zu umgehendes Blitzmahl.

Den letzten Vers dieser Satyre hat das Mscpt. so:

Hoc (statt haec) cedo ut admoveam templis et *ferte* (aber über der Linie von zweyter Hand farre) litabo.

Und diese richtige Lesart hat auch Aldhelm. de arte grammatica, p 555 (im Vol. V der Class. Auctores Vaticann.). Hr. W.:

Dieß her, daß ich im Tempel es weih', und es gnüget ein Speltkorn.

Am Anfang der dritten Satyre hat das Mscpt. folgendes Lemma:

Pigros ac molles satirarum tertia mordet.

Die drey ersten Verse hat es so:

Nempe hoc (statt haec) assidue nam (st. jam) datum (aber ausgelöscht, und darüber clarum) mane fenestras.
Intrat, et angustas extendit lumine rimas.

Neben Nempe steht die Randanmerkung: »Inicium abruptum *more satyrico*.« Eine solche satyrische Stelle wollen diejenigen nicht anerkennen, welche in Horaz (Satyr. I. 10) die ersten acht Verse für nothwendig halten, damit der Dichter nicht mit einem abgebrochenen Nempe anfangen müsse. Dagegen scheint Andern gerade dieser Anfang des Persius, der seinen älteren Flaccus als den jüngeren gleichnamigen so gern copirt, ein Beweis zu seyn, daß die Horazische Satyre auch erst mit Nempe angefangen habe. Man lese, was Herr Jacobs (Vermischte Schriften V. S. 249 — 251) darüber gesagt hat, aus dessen Epikrisis ich nur Folgendes aushebe: »Daß bey Nempe etwas hinzugedacht werde, daran zweifelt niemand; daß aber dieses Hinzugedachte auch hinzugeschrieben werden müsse, davon leuchtet die Nothwendigkeit nicht ein — so wenig als beym Persius. Dieses hat Eichstädt (De Horatii Satyrae exordio I. 20. p. 10) durch eine vortreffliche, den Styl des Persius höchst geistreich nachahmende Parodie unserer acht Verse gezeigt.« Hr. W.:

Also beständig das Alte? Es blinkt in die Fenster der klare
Morgen bereits, und dehnet die schmächtigen Ritzen mit Lichte.

V. 28:

Stemmate quod Tusco ramum millesime ducis.

Das Heidelb. Mscpt. hat über millesime die Glosse: Sc. tu unus de mille; und so hat auch Niebuhr im Rhein. Museum (I. S. 354) diese Worte genommen, nämlich in dem Sinne: »er gehört als einer unter tausend abgezweigten zu einer tuskischen Familie.« Dagegen erklärt sich Hr. K. O. Müller (I. S. 402), wo er in Bezug auf unsere Stelle sagt: »Der Volaterraner Persius räth einem Jüngling, der studieren will, ja nicht stolz zu seyn, daß er auf tuskischem Stammbaum sein Geschlecht im tausendsten Gliede ableite;« wozu man die Anmerkung noch vergleichen muß. So haben auch Casaubon und Achaintre die Worte richtiger erklärt, und in demselben Sinne Hr. W. übersetzt:

»Weil als Tausendster Du nachgrünst von dem tuskischen Stammbaum.«

Wenn zu V. 53 f. Casaubonus aus einer Stelle des Synesius schließt, die Malereyen in der Pöcile zu Athen hätten noch zu Arcadius und Honorius Zeit gesehen werden können, so hat Hr. Böttiger (Ideen zur Archäol. der Malerey I. S. 281) das Irrige dieser Vorstellung gezeigt. — V. 93 gibt die Heid. Hs.:

Lêria (statt lenia) loturo sibi *sumtina* (aber auf dem Rande surrentina) rogavit.

Ich finde diese Lesart aus keiner Edition oder Handschrift angemerkt. Van Santen führt sie aber aus einer Venetianer von 1470 und einer Brescianer von 1473 an, und gibt ihr den Vorzug in einer sehr gelehrten Erörterung (zum Terentianus Maurus de Metris IV. p. 238 sq.) über das vinum lene und lève, unter welchem letzteren er hier einen ölartigen (ἐλαιῶδες) Wein zu verstehen geneigt ist. — V. 112:

Durum olus et populi cribro decussa farina.

Man vgl. die vett. Commentarii zu dieser Stelle. Zu populi cribro bemerkt eine Note in dem Heidelb. Cod.: »qui habet cribra laxioribus foraminibus.« Das so bereitete Brot, und von diesem ist hier die Rede, hieß panis plebeius, ἄρτος ἀγελαῖος, auch wohl ἄ. δημώδης, und, weil auch die Sklaven solches essen mußten, ἄ. ἀνδραποδώδης (s. Athen. III. p. 429. Schwgh. Jac. Godofr. zum Cod. Theodos. XIV. 17. 5, und J. Laur. Lydus de menss. Romm. II. p. 77). Hr. W.:

— — Es steht in erkaltetem Tiegel
Hartes Gemüs und Mehl, durch's Sieb der Gemeine getrieben.

Daß Persius bey Abfassung der vierten Satyre den unter den Platonischen Dialogen, wenn auch vielleicht dem Plato selbst nicht angehörigen, ersten Alcibiades vor Augen gehabt, ist schon von Politian (Miscellan. cap. 4) und nach ihm von Casaubonus bemerkt worden. Des letztern Annahme jedoch, daß unter dem Namen Alcibiades hier durchweg der Kaiser Nero gemeint sey, hat zwar ihre Vertheidiger gefunden, die tüchtigsten neueren Kritiker haben sich aber dagegen erklärt (man s. Dübner p. 216), und diesen letztern schließt sich denn auch Herr Weber hier wieder an, der unter Anderm (S. 228) sagt: »Um aber für einen Augenblick anzunehmen, daß unter dem Alcibiades Nero zu verstehen sey, wer sollte denn in der Larve des Sokrates stecken? Doch wohl nicht der Dichter selbst? Eine solche Frage haben sich die allegorisirenden Ausleger, zu denen übrigens dießmal der alte Scholiast nicht gehört, gar nicht beygehen lassen.« Dieses Stillschweigen ist in einem solchen Falle gewiß kein unbedeutendes Moment. Auch der Scholienschreiber der Heidelb. Handschrift bemerkt zum Anfange dieser Satyre ganz im Allgemeinen: »In hac quarta satyra adolescentem ambitiosum reprehendit, qui, cum libidinosus et mollis esset, introrsum turpis et pelle decorus, ante maturos annos rempublicam gubernare studuit.« — Was die Uebereinstimmung der im gedachten griechischen Dialog vorkommenden Aeußerungen mit denen unseres Dichters betrifft, so hatte ich in meinen Noten zu den Commentaren des Proklus und des Olympiodorus Gelegenheit, Mehreres anzudeuten; z. B. gleich zu Anfang V. 1: Rem populi tractas Platon. Alcib. pr. p. 1186: *διὸ καὶ ἅττεις ἄρα πρὸς τὰ πολιτικά*, welches Olympiodorus p. 134 ed. Francf. durch *ὁρμᾶς ἐπὶ τὰ πολιτικὰ πράγματα* ausdrückt. V. 3: Dic, o magni pupille Pericli, vgl. Plat. Alcib. pr. p. 104. a. b. und Proclus in Alcib. pr. p. 109. ed. Francf.: *ἡ τοῦ Περικλέους δύναμις καὶ ἐπιτροπία.* — Sodann V. 20: Dinomaches ego sum. Plato p. 105. d. *ὦ φίλε καὶ Κλεινίου καὶ Δεινομάχης*, vgl. Procl. und Olympiod. p. 57. — Daß diese späteren Platoniker hierbey des römischen Dichters auch nicht ein einzigmal gedenken, wird dem nicht auffallen, der die Art und Weise dieser Philosophen kennt.

Von der fünften Satyre sagt Hr. W. mit Recht: »Sie schließt uns Persius Gemüth im Innersten auf, und indem sie durch die stete Beziehung auf sein Verhältniß zu Cornutus, wo sich die edelste Schülerdankbarkeit kund gibt, das erhöhte Interesse einer persönlichen Wärme bekommt, stellt sie zugleich die Höhe des sittlichen Standpunktes, welchen der Dichter unter solcher Leitung erreichte, auf das Klarste und Erfreulichste dar. V. 19f.:

Non equidem hoc studes pullatis ut mihi nugis
Pagina turgescat —

So hat auch unser Mscpt. Dagegen Aldhelm (a. a. O. p. 528), wo er sich über diese Stelle äußert, hat Nonne quidem und populatis, d. h. offenbar falsche Lesarten. — V. 30:

Cum primum pavido custos mihi purpura cessit
Bullaque succinctis Laribus donata pependit.

Man vgl., was Hr. Dübner hierbey (p. 251) zu der Anmerkung des Casaubonus nachgetragen. Ich habe früher (Symbolik II. S. 877, zweyte Ausg.) aus einer alten Trierer Handschrift des Persius, die mir jetzt nicht zu Gebote steht, ein Scholion mitgetheilt, welches Hr. K. O. Müller (Etrusker I. S. 268) behandelt. Jetzt führe ich aus der Heidelb. Handschrift folgende Randanmerkung an: »Et dicitur (bulla) *Laribus donata*, quia generosi adolescentes pueritiae annos egressi auream bullam vel monile Laribus suspendebant.« — V. 41 f.:

Tecum etenim longos memini consumere soles,
Et tecum primas epulis decerpere noctes;

worüber das Mscpt. die Anmerkung hat: »epulando ex aliqua parte consumere.« Richtiger erklärt Hr. Hofman Peerlkamp in seiner Ausgabe des Horaz (Q. Horatii Fl. Carmina. Harlemi 1834) p. 6 diese Worte: »Persius scilicet cum praeceptore suo Cornuto solidum diem Musis consecrabat, primam quoque noctis partem, quae epulis debebatur, epulis decerpebat.« In diesem Sinne hat auch Hr. W. übersetzt:

Denk ich doch, wie ich mit Dir langwierige Sonnen verbrachte,
Und anhebende Nächte mit Dir abbrach von der Mahlzeit.

Nun aber erklärt sich jener Kritiker in einer Anmerkung zu Horaz (II. od. 17: »Te Jovis impio Tutela Saturno refulgens Eripuit« etc.) über die bald darauf folgenden Verse des Dichters folgendermaßen (p. 224): »*Non dubito poetam haec petiisse a Persio.* V. 45:

Non equidem hoc dubites, amborum foedere certo
Consentire dies, et ab uno sidere duci.
Nostra vel aequali suspendit tempora Librâ
Parca tenax veri. Seu nata fidelibus hora
Dividit in Geminos concordia fata duorum,
Saturnumque gravem nostro Jove frangimus una,
Nescio quod certe est, quod me tibi temperat astrum.

Haec Persius ad Cornutum amicum, de illa sua animorum studiorumque conjunctione quae vix esse posset fortuita. Itaque fere in eam adducor opinionem, inquit Persius, ut credam nobis nascentibus idem astrum affulsisse, quodcumque demum illud fuerit, seu Libra, seu Gemini, seu Jupiter

et Saturnus. — Compara jam cum illa pulchrorum versuum perspicuitate obscuros et intricatos Horatianos, in quibus ne eadem quidem utrique tribuuntur sidera, et dices verba Persii Romano esse digna, Horatii autem stolido furto ex iis derivata.« — Wie? Horaz hätte dem Persius Verse abgestohlen? — Nein; man verstehe nur den Herrn Peerlkamp recht; das hat einer der müßigen Grammatiker gethan, die uns die Horazischen Oden so unverschämt interpolirt haben, daß ein ansehnlicher Theil derselben entweder ganz oder theilweise ausgelöscht werden muß — ein Geschäft, das eben dieser Kritiker in seiner Ausgabe unternommen; wie er denn in der angeführten Ode von den Worten: *Me nec Chimaerae* etc., einschließlich an bis zum Schlusse — also über zwey Drittel für interpolirt erklärt. — Credat Judaeus Apella: Non ego! — sage ich mit demselben Horatius. — Der Jude Apella erinnert an den Sklaven Dama in derselben Satyre (V. 73 ff.):

— Heu steriles veri, quibus una Quiritem
Vertigo facit! Hic Dama est non tressis agaso,
Vappa et lippus, et in tenui farragine mendax;
Verterit hunc dominus, momento *turbinis* exit
Marcus Dama.

Das Heidelb. Mscpt. hat momento *temporis*, eine falsche Lesart, wie schon aus dem vorhergehenden vertigo erhellet, aber die Anmerkung über diese für die Lehre der Manumission classische Stelle in demselben Mscpt. ist nicht übel: »Hic Dama est, *ille vilis servus et nequam*, und weiterhin: »Servi enim praenomina non habebant, sed adepta libertate praenomina eis imponebantur. Sic et hic servus, qui prius Dama esset dictus, nunc post libertatem Marcus Dama appellatus est.« Die Sitte, nomina propria berühmter und gemeiner Personen generell zu gebrauchen, hat sich bey den Griechen seit Aristoteles (Metaphys. I. 1. XII. 3) bis zu den späteren Alexandrinern (Plotin. p. 485. c, wo *Σωκράτης* so gebraucht wird) erhalten, und zu den Römern fortgepflanzt. Dieß gilt auch von mehreren Sklavennamen, wie von diesem D a m a (auch *Δημᾶς*, und dieses aus *Δημήτριος* gebildet, s. Casaub. zu unserer Stelle und Heindorf zu Horat. Satyr. I. 5. 101 u. II. 5. 18. vgl. I. 6. 38, woher eben dieser Name Dama entlehnt ist). Sehr glücklich hat Hr. W. unsere Stelle so übersetzt:

— Weh' Ihr Dürren an Wahrheit, denen ein Drehn bloß
Macht den Quiriten! Da ist, nicht werth drey Heller, der Stallknecht
Dama, ein Schuft, triefäugig, um lumpigen Häcksel verlogen.
Drehe der Herr den um, in des Schwungs Nu stehet sofort da
Marcus Dama.

Mit welcher Stelle die zwey folgenden in derselben Satyre verglichen werden müssen (V. 88):

Vindicta postquam meus a praetore recessi,

wo die Handschrift durch die Interlinearnote mei juris das meus kurz und gut erklärt, und (V. 175):

Non in festuca, lictor quam jactat ineptus.

Die erste Stelle ist mit Arrian (Dissertatt. Epictet. II. 1. 26. p. 172. ed. Schweigh.) zu vergleichen; die zweyte und dritte mit Plutarch (de S. N. V. p. 12. ed. Wyttenb.). Ueber den Ursprung und Sinn dieser Rechtsgebräuche geben aber erst zwey neuere Civilisten den rechten Aufschluß, nämlich die Herren Unterholzner in v. Savigny's Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft II. 2. S. 139 ff. und in Heindorfs Anmerkk. zu Horatii Satyr. II. 7. 76 und Schrader in den Heidelbb. Jahrbb. 1823. S. 947. — V. 96:

Stat contra ratio et secretam *garrit* in aurem,

s. Dübner, welcher bemerkt: Sed *garrire* indigna ratione vox: quare recc. critici omnes praetulerunt lectionem 10 codicum Achaintri — *gannit* etc. Ich füge hinzu, daß auch unser Heidelb. Cod. gannit hat, daß Oudendorp es in vier andern Handschriften fand, und für das richtige hielt, und daß er aus unserer Stelle die Worte des Appulejus (Metamorph. V. p. 372) »in auribus Veneris ganniebat« zu ändern geneigt ist: in *aures* V. g. — Gut Hr. W.:

Auflehnt sich die Vernunft, und raunt bey Seite dem Ohr zu.

S. 152:

Cinis et manes et fabula sies.

Aus dieser Stelle, worin Hr. Peerlkamp (ad Horat. Carmm. p. 132) mit Andern eine offenbare Nachahmung der Horazischen (I. 4) Jam te premet nox, fabulaeque Manes erkennt, schlägt er vor, letztere so zu ändern: Jam te premet nox *fabulam atque* manes. Die Worte vs. 186: et cum sistro lusca sacerdos. Das lusca verstand Casaubon vom Geiste, verkehrt, Andere von einem Körperfehler, der häßlich macht, und manche verglichen die Worte des Alexander Aetolus (in der Anthol. gr. I. p. 418) *κελλὰς* (d. i. *μονόφθαλμος*) ἥν τις ἄν, ἢ βακέλας. S. den Commentar von Jacobs (T. VII p. 236), jedoch zieht dieser jetzt *χέρνας* dem *κέλλας* vor (in Antholog. Palatin. I. 522). Hr. W.:

Wanstige Gall'n dann und mit der Klapper die schielende Priest'rin.

Zur sechsten Satyre bemerkt derselbe (S. 247): »In dem Spätherbst, wo die vermögenden Römer an die Seeküsten gingen,

um in der behaglicheren Temperatur der Ufer den Winter gesund hinzubringen, hat Persius sein väterliches Landgut in der Nähe von Luna (Carrara) aufgesucht, und schreibt nun dem Freunde (Cäsius Bassus, seinem Jugendgespielen), welcher es vorgezogen, ein Besitzthum in dem aus Horatius Lobpreisungen bekannten Sabinerlande zum Weiteraufenthalte zu wählen.« Man vgl. auch Herrn Ritter über die erste Satyre (p. 50) — und folgende Verse (V. 6 ff.):

Mihi nunc Ligus ora
Intepet, hybernatque meum mare, qua latus ingens
Dant scopuli, et multâ littus se valle receptat.
Lunaï portum (est operae) cognoscite, cives;

über welche Oertlichkeiten man jetzt K. O. Müllers Etrusker (I. S. 212 und S. 294) nachlesen muß. — V. 29 f.:

jacet ipsa in litore, et una
Ingentes de puppe Dei — —

Der Scholiast unserer Handschrift hat hierzu nichts bemerkt, Hr. Perlkamp (p. 76) vergleicht diese Worte mit Horazens (I. 14):

Non tibi sunt integra lintea
Non Dî —

und bemerkt dabey: »Quamquam in Persio (a. a. O.) accipi possit: *cum Deo tutelari, quicunque is fuerit Deorum*, mit dem Beyfügen, daß auch nach Ruhnken's bekannter Abhandlung bey diesem Gegenstande noch manches dunkel bleibe. Hr. W.:

— — selbst liegt er am Ufer, und mit ihm
Mächtige Götter vom Spiegel des Schiffs — —

In der Anspielung auf den germanischen Feldzug des Caligula (V. 43 ff.). — V. 45:

— — jam lutea gausapa captis
Essedaque ingentesque locat Caesonia Rhenos,

hat das Heidelb. Msc. *essada*, und darüber die Glosse: »vehicula Gallorum,« über ingentes, »fortes sive proceros Germanos,« und auf dem Rande: »Quia renus (sic) est fluvius in *Almania* (sic) ideo renum pro Almanis ponit.« Man sieht, dieser Erklärer hat die Rhenos für die Anwohner des Rheins, wie Casaubon und Andere genommen. Das wäre dieselbe Metonymie, wie sie ein späterer Poet mit Anspielung auf einen wirklichen Sieg über deutsche Völker gebraucht hat: Merobaudes (carm. V. p. 10. ed. princ. Niebuhrii) über des Aetius Bezwingung der Franken und Burgundionen:

Addidit hiberni famulantia foedera *Rhenus*
Orbis, et Hesperiis flecti contentus habenis
Gaudet. —

Dagegen denken dabey Plume, Weber u. A. richtiger an Colossalstatuen des Rheinstroms (s. letztern S. 252). Dieser hat übersetzt:

Mäntel der Fürsten verdingt, den Gefangenen Kittel von gelbem Flaus Cäsonia schon, Streitwagen und riesige Rheine.

Heidelberg. Creuzer.

Art. IV. Der vatikanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach, Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Speyer. Nürnberg. Druck und Verlag von Fr. Campe. 1833.

(Schluß.)

In dem Zusammenhange der angestellten Untersuchungen kommt insbesondere die Frage zur Entscheidung, ob Apollo wirklich so rasch bewegt sey, als bisher laut, mehr noch stillschweigend angenommen wurde. Vergebens bietet Feuerbach alle Kräfte seiner Dialektik auf, diese stehende Meinung über den Haufen zu werfen. Eine unhaltbare Hypothese hat ihn geblendet; um sie in der Folge geltend zu machen, sieht er sich schon jetzt genöthigt, ohne daß wir den Hinterhalt seines Vorhabens durchschauen sollen, ihr von fernher eine Stütze zu geben. Er braucht nämlich zur stillen Empfehlung seines Paradoxons einen Apollo, der, wenn wir nichts dagegen einzuwenden haben, unter dem Charakter priesterlichen Ernstes in der Tragödie eine Rolle spielen soll, und zwar in den Eumeniden des Aeschylos; deßhalb darf ihm billig nur so viel Bewegung übrig gelassen werden, als für die pathetische Haushaltung des Cothurns unumgänglich nothwendig ist. Gelingt die Reduktion, so ist der vermeinte Pythotödter oder Erleger des Tityos vom Sitze seiner bisherigen Herrschaft herabgestürzt, und Apollo, der wohlbekannte Ferntreffer, wird den lästigen Baumstamm zu seinen Füßen mit eigenen Händen unbemerkt ausrotten müssen, um eine bühnenrechte Figur aus sich zu machen, und der Hypothese den Weg zu bahnen. Prüfen wir diese erst näher.

In dem vorläufigen Entwurfe *) zu seiner Beschreibung des vatikanischen Apollo sagt Winckelmann unter anderm: »Seht, wie er mit mächtigem Schritte, dem nichts entgehen kann, den Python, seinen Feind, zu verfolgen scheint. Noch ist er im Laufe und im Begriffe, den folgenden Schritt zu thun, der ihn dem Ansehen nach aus unserm Gesichte entführen würde, so ge-

*) Studien von Daub und Creuzer, VI. p. 206. Die Skizze ist in dieser Hinsicht ungemein interessant, besonders als Beleg der schriftstellerischen Composition.

schwind und leicht wird er wie auf Flügeln der Winde gleichsam fortgetragen.« Das Hurtige der Gestalt, das Kräftige der Bewegung rechnet Otfried Müller [1]) in seiner unvergleichlichen Archäologie der Kunst ausdrücklich zu den unterscheidenden Merkmalen der spätern Apollobildung, so daß diese in Beziehung auf den Grundbegriff des Gottes als ein natürliches Ergebniß der frühern Darstellungen erscheint. Eine raschbewegte Stellung erkennt ebenfalls Schorn [2]) in dem vatikanischen Apollo; auf dieselbe Seite wird sich auch Thiersch [3]) hinneigen, indem er nicht nur unsere Statue bestimmt für den Pythotödter erklärt, sondern sogar auch die Worte des homerischen Hymnus anzudeuten sucht, die dem Künstler bey der Schöpfung seines Werkes vorgeschwebt haben könnten. Die Uebereinstimmung der aufgezählten Meinungen, die sich leicht noch vermehren ließen, soll natürlich nicht als bindende Auctorität zu Hülfe gerufen werden; wenn aber jemand einen entschlossenen Widerspruch dagegen einlegen will, so muß er entweder mit klaren, siegenden Gründen auftreten, oder er setzt sich dem Verdacht launenhafter Willkür aus.

Schon die bloße Möglichkeit der Frage, ob die Stellung des vatikanischen Apollo in der That rasche Bewegung ausdrücke, soll, wie verlautet (S. 86), zu einer verneinenden Antwort führen, weil es in der Natur jeder entschiedenen Kraftäußerung liegt, zumal einer solchen, die sich angeblich zum Extremen hinneige, keinen Zweifel an ihrem Daseyn aufkommen zu lassen. Die oben ausgesagte Größe der Bewegung durch die Schlinge eines Fragezeichens herabsetzen zu wollen, und die Lockerheit der Schlinge für den Widerhaken eines Beweises auszugeben, ist ein ganz eigener und neuer Akt des Denkens. Gegen die lebhafte Bewegung des Apollo reicht er auf keine Weise aus, gegen die Vorschnelligkeit der Einwendung läßt er sich jedoch in analoger Form mit einigem Erfolge umkehren. Vorstehender Einfall soll offenbar eine Bewegung des Geistes seyn, insbesondere eine Kraftäußerung des folgernden Verstandes, wo möglich, eine entschiedene. Wenn nur die bloße Möglichkeit einer Frage, veranlaßt die Wahrnehmung einer angeblich hervorstechenden und zugleich einspruchsfähigen Bewegung, so ein zermalmendes Gewicht haben soll, daß sie ohne weiteres dem Incidenzpunkt der Untersuchung verneint, läßt sich dann nicht möglicher Weise auch fragen, ob der

[1]) Archäologie der Kunst, unter dem Artikel: Apollo.

[2]) Ueber die Studien der griechischen Künstler, von Dr. Ludwig Schorn, S. 340.

[3]) Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Zweyte Auflage, S. 321.

flüchtig hingeworfene Gedanke des Verf.'s wirklich ein Gedanke ist? und wird eben derselbe nicht wider Willen den verderblichen Richterspruch der Frage unterschreiben müssen, wenn er halbweg mit sich selbst übereinstimmen will? Was unter ähnlichen Umständen gegen Apollo gelten soll, ist offenbar mit dem gleichen Nachdruck der Consequenz auf Feuerbach anzuwenden. Die Möglichkeit einer Frage ist voreiliger Weise mit ihrer Statthaftigkeit verwechselt worden. Reichte das Fragen unter den vorausgesetzten Bedingungen für sich allein zum Widerlegen hin, so könnte auch die Verwunderung, das Kopfschütteln gute Dienste leisten, die besten unstreitig das Verlachen. Der Anfang der Argumentation macht auf die Fortsetzung begierig.

»Zum Begriffe der Raschheit gehört es, daß sie auf dem kürzesten Wege, die Mittelglieder überspringend, das Aeußerste mit dem Aeußersten zu verknüpfen sucht. Den geflügelten Pfeil sehen wir auf der Bogensehne ruhen, wir sehen ihn am Ziele, aber sein Flug entschwindet unsern Augen.«

Dieser Begriff der Raschheit findet lediglich in den Sprüngen seiner muntern Beschreibung eine Bestätigung, sonst nirgends, weder in der Natur, noch in der Kunst, hier nun vollends ganz und gar nicht, da letztere die Bewegung überhaupt nur näherungsweise andeuten kann, und deßhalb sehr viele und feine Mittelglieder braucht. Raschheit ist den Gesetzen der Erfahrung zufolge ein Begriff der Relation. Wer diese ausläßt, absichtlich entfernt, hat das Wesen des Begriffs aufgehoben. Und wie lassen sich vernünftiger Weise Extreme auf die abgewogene Stellung des Apollo übertragen, auf den Gott des Maßes, der Ordnung, der Poesie? Schon ein Extrem ist für den Apollo viel zu viel. Eben so wenig kann der Weg des geflügelten Pfeiles von der Bogensehne bis zum Ziele ein passendes Paradigma der Aehnlichkeit abgeben. Als jemand dem Diogenes die Möglichkeit der Bewegung abläugnen wollte, hörte der witzige Cyniker eine Zeit lang ruhig zu, beantwortete dann schweigend die vorgebrachten Zweifel, indem er aufstand und — ging. Kaum dürfte dem Pythotödter in der handgreiflichen Art, wie ihm fort und fort zugesetzt wird, ein anderes Rettungsmittel übrig bleiben, die ihm abgesprochene Bewegung augenscheinlich zu erweisen, als den Diogenes in Sturm- und Feuerschritten niederzurennen; so wunderliche Dinge werden der Statue zugemuthet, aus Liebe zu einem überspannten Unbegriff. Die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher sich das Licht fortpflanzt, würde übrigens zur Verdeutlichung der verlangten Raschheit noch weit besser taugen, als der matte Schneckengang eines schwirrenden Pfeils, unter an-

derm auch deßhalb, weil eine solche Verähnlichung Apollo dem Sonnengotte bey Gelegenheit nicht übel stände.

»Am vatikanischen Apollo« — so heißt es weiter — »sind alle Glieder mehr oder weniger im Uebergange von einer Lage in die andere begriffen, sie halten noch die Mitte zwischen zwey Extremen. Gerade die Bewegungen, welche Raschheit dem Anblicke würde entzogen haben, gerade sie sind festgehalten, und nichts zwingt den Beschauer zur Verknüpfung von zwey entgegengesetzten, sich drängenden Momenten.«

Gerade die musterhafte, nicht genug zu bewundernde Haltung, gerade diese vertheilt und regelt nach allen Richtungen das Maß großgedachter Bewegung, ist deren Sitz und Seele, zumal in Absicht auf die Vielseitigkeit der eingreifenden Bezüge. Sie sind es hauptsächlich, welche den Eindruck der Bewegung bis zum Blendenden und Wunderbaren erheben; sie geben zunächst die Veranlassung zu der grundlosen, hier und da immer lauter werdenden Behauptung, als sey der vatikanische Apollo nicht im Geiste der echt antiken Plastik ausgeführt. Allerdings ist er in einer Weise dargestellt, die nicht ihres Gleichen hat; da aber die Aufgabe, so weit unsere unvollständige Kunde des Alterthums reicht, in ihrer Art einzig war, mußte nicht nothwendiger Weise auch die Lösung einzig seyn? Und ist es nicht mehr als verwegen, der unausweichlichen Mangelhaftigkeit unserer Kunstkenntnisse und Kunstanschauungen, sobald vom Ueberblicke des historischen Ganzen die Rede ist, ohne allen Rückhalt, ohne die mindeste Scheu das Richteramt über die Befugnisse schöpferischer Originalität aufzutragen? Man greife doch lieber, wenn einmal gemarktet und gemäkelt werden soll, das angeblich Verfehlte mit Entschiedenheit an, wo möglich in der Idee des Werkes selbst, und höre endlich auf, flache Gemeinplätze ins Endlose zu überarbeiten. Die Gewalt der vorerwähnten Bezüge macht sich aber vorzüglich darin geltend, daß die Gegenwart des Gottes zugleich in unverkennbaren Winken auf die nächste Vergangenheit und Zukunft hinweist, das Hüben und Drüben des Augenblicks ringsum aufdeckt, und dadurch die Bewegung in ein meteorisches Licht setzt. Apollo erscheint in der Mitte der Zeiten wie ein fixirter Blitz der Ewigkeit. Was Mengs in ähnlicher Beziehung von der sprechenden Lage der Falten an einem und dem andern Bilde Raphaels zuerst bemerkt hat, und seitdem oft wiederholt worden ist, das erweitert sich an der Gestalt des Gottes zum Ganzen einer gleichmäßigen Bedeutsamkeit. Bis in die Nähe der schwindelerregenden Höhe hat sich der Muth des begeisterten Künstlers vorgewagt; aber hier faßte ihn der Genius bey der wehenden Locke, wie Pallas den Achill, und zeigte ihm die Stelle der Entscheidung, wo er

Herr der Gefahr und Meister des Sieges werden könne. Feuerbach hat, wenn diese Bemerkungen gelten, das wahre, innerste Triebwerk der Bewegung völlig übersehen; er fragt nach der unmöglichen Verknüpfung zwey chimärischer Extreme, und verkennt in der Klarheit des einen hervorgehobenen Moments das Durchscheinen, das Hervorstrahlen seiner beyden Gränznachbarn. Wie die Mitwirkung der Ruhe das Maß geordneter Bewegung verstärken hilft, wird sich später zeigen.

»Gehen wir mehr ins Einzelne der Statue ein. Die Füße sind zum Schreiten geöffnet, und, wie man sieht, nicht zu kurz abgesetzten, sondern zu weit ausgreifenden Schritten. Der linke Fuß weicht bedeutend zurück, kaum daß er mit der Spitze die Erde berührt. Der rechte vorgesetzte ruht mit der ganzen Sohlenfläche auf dem Boden, und die geringe, fast unmerkliche Ausladung seines Knies kann einem völlig ruhenden, zum Stillstand niedergesetzten Fuße angehören. Je rascher aber in der Natur die durch Beugen und Strecken hervorgebrachte Bewegung des Fußes wird, desto mehr verschwindet letztere dem Anblick, desto mehr wird das Beugen vorherrschendes Moment. Daß Apollo schreitet, oder eben noch im Schreiten begriffen, — nur innehält, um weiter zu schreiten, ist augenscheinlich. Denn im entgegengesetzten Falle wäre das Knie des linken Fußes mit dem des rechten parallel gestellt. An jenem linken Fuße sieht man, daß Apollo schreitet, an diesem rechten, wie er schreitet. Dort Bewegung, hier Einhalten der Bewegung; dort Thätigkeit, hier Ruhe, folglich beydes zusammengenommen auf keinen Fall Raschheit der Bewegung« (S. 88).

Damit sind wir auf den Platz gekommen, wo die Beweise der Subtraktion sich vor Anker legen wollen. Sie werden sich späterhin hoffentlich einholen lassen; für den Augenblick drängt sich die Frage auf, warum sie zur Unzeit, im Widerspruch mit den ersten Grundsätzen der Nautik, das offene Meer verlassen haben, um sich in einer Bucht zu verkriechen, unweit der Füße des Apollo! Bleiben wir für jetzt noch auf dem freyeren Elemente der Betrachtung. Stellung und Ausdruck lassen sich zwar schriftlich trennen, wenn von den Ansprüchen der Bewegung die Rede ist, in dem Kunstwerke hingegen wirken sie nothwendig mit und durch einander. Sie begründen, erklären und vervollständigen sich gegenseitig, sie dienen beyde einem und demselben Lebensgesetze; deßhalb ist es unmöglich, die Natur einer bewegten Stellung wahrhaft zu empfinden und zu beurtheilen, ohne den Antheil des Ausdrucks bewußt oder unbewußt in dieselbe mit aufzunehmen. Winckelmanns Beschreibung des vatikanischen Apollo beweist das Gesagte mit einem schlagenden Beyspiele. Die Ein-

stimmigkeit des Seelenausdrucks gibt den Bewegungen des Körpers in unserer Vorstellung Flügel; ergriffen von dem innigen Wechselverkehre des Geistes und Leibes kann sich das Auge nicht bloß leidend verhalten, es muß die gleiche Verbindung auf dem Grunde des empfangenen Eindrucks innerlich nachbilden, festhalten, wo möglich vollenden. Auf dieser Nothwendigkeit beruht unfehlbar ein wesentlicher Theil der Bewegung, die in den vorhin angezogenen Worten eine so unnatürliche Reaction hervorgerufen hat. Nicht genug, daß Feuerbach, verführt durch eine fixe Idee, durch das Phantom seines theatralischen Apollo, von der Begleitung des Ausdrucks gänzlich absieht, was für sich allein schon ein schwerer Unterlassungsfehler ist; er geht noch viel weiter, er treibt die Abgerissenheit seiner Auffassungsweise anderswo (S. 98) bis zu dem abenteuerlichen Wahlspruch: »Nicht den geringsten Antheil an der Bewegtheit unserer Statue hat der Ausdruck des Kopfes.« Wäre dem also, dann müßte man von Rechtswegen der Statue den Kopf abschlagen. Mag derselbe Windstoß, der jene unfreywillige Lästerung des Gottes herbeygeführt hat, dieselbe auch verwehen.

Der ausgesprochene Wunsch hat nicht lange an ihr zu tragen, denn schon in der nächsten Betrachtung zergeht sie (S. 109) an einer ihr völlig entgegengesetzten Behauptung, die als solche zwar durchaus im Rechten ist, aber den Verf. zugleich mit sich selbst in einen unheilbaren Widerspruch versetzt. Obenein erheben sich nach dem kurzen Sonnenblick der Wahrheit beym Schlusse der Bemerkung abermals schwarze Wolken eines nicht zu entwirrenden Irrsals. Man lese und urtheile. »Ausdruck und Bewegung sind in Gesammt- und Wechselwirkung ein organisches Eins. Wie die Stellung die Trägerin des beseelten Ausdrucks ist, so wirkt dagegen dieser wieder auf jene zurück, und je länger der Beschauer betrachtend verweilt, vergleicht, trennt und verbindet, desto tiefer, desto inniger durchdringen sich diese Verhältnisse, desto mehr steigert sich, im gegenseitigen Zusammenwirken, Kraft an Kraft zum lebendigsten Bilde des Lebens.« So weit ist Ref., wie seine obige Andeutung zeigt, mit dem Verf., der sich zwischen der fünften und sechsten Betrachtung besser besonnen hat, zu Ehren des bewegten Apollo wohl einverstanden, keineswegs aber mit dem unmittelbar darauf folgenden Gedankenschweife. »Wir aber hatten, als wir in der einleitenden Beschreibung unserer Statue den höhern Grad ihrer Belebtheit zu erklären suchten, den Stoff mit der Form verwechselt, und der Natur des Affekts beygemessen, was freyes Verdienst des Künstlers war, für die sympathetische Wirkung der Leidenschaftlichkeit als solcher genommen, was auf der Vertheilung des

Lebens in Ausdruck und Bewegung, auf dem Farbenwechsel verschiedener, in einander vertriebener Kräfte, auf der geistreichen Erfassung eines lebendig gegliederten Charakters beruht.« Warum haben wir aber gegen alle Disciplin des Denkens den Stoff mit der Form verwechselt, und andere nicht minder verschiedene Dinge bis zur Unkenntlichkeit verschüttet? Und warum wollten wir nicht im Manuscript die Fehler der Selbstvergessenheit, wo sie am dicksten und wildesten durch einander standen, lieber in der Stille verbessern, anstatt sie hintennach öffentlich in dem gedruckten Buche zu bekennen, und dabey aus Verlegenheit ins Stammeln zu gerathen? Die ganze erste Betrachtung, unter allen die schwächste, will mit dem übrigen Gehalt schlecht zusammengehen, sie gleicht einem Auswuchse, und ist mehr dazu geeignet, die Erwartung niederzuschlagen, als zu spannen. Gegenwärtige Anzeige behandelt sie daher im Allgemeinen als nichtdaseyend, und beschränkt sich zur Rechtfertigung dieses Verfahrens auf einzelne Belege.

Jene verkehrte Behauptung, welche in Sachen der Bewegung die Mitwirkung des Ausdrucks läugnen wollte, setzt übrigens auf einmal das Grundgebrechen der obwaltenden Mißverständnisse ins Klare. Der Verf. zieht sich trotz aller seiner Lebendigkeit einseitig auf den unfruchtbaren Begriff extensiver Bewegung zurück; deßhalb schien es ihm hinlänglich, das Heil seiner Erörterung an den Sohlen, Knien und Füßen des Gottes zu versuchen. Glaubte er wirklich, daß mehrere seiner gelehrten und ungelehrten Zeitgenossen den vatikanischen Apollo zufolge der Lebhaftigkeit seiner Bewegung für einen zweyten Läufer Ladas ausgeben wollen, dem nach dem Ausdrucke des Alterthums der Athem auf den Lippen saß? Dann haben die Einwürfe allerdings den rechten Fleck getroffen. Daß aber Apollo nicht in brausender Hast fortstürzt, daß er vielmehr zwischen dem gethanen und nächsten Schritt mit einer gewissen Fassung innehält, einen Augenblick betrachtend verweilt, hat man längst gewußt und häufig laut gesagt. Zu dem Ende war es gar nicht nothwendig, das Piedestal des Gottes so scharf zu besichtigen, die Haltung des Kopfes führt ganz einfach auf dieselbe Wahrnehmung hin. Für den Werth einer Entdeckung kommt also das Beobachtete zu spät, für die Mühe der Wiederholung ist es zu unergiebig. Bey weiterer Ueberlegung würde der Verf. zuletzt eingesehen haben, daß es um die streitige Bewegung in der Wirklichkeit ganz anders steht, als in seiner Vorstellungsweise. Wenn nämlich das momentane Innehalten der Bewegung nicht dem fernsten Zweifel ausgesetzt ist, und dessen ungeachtet dem Apollo von bewährten Stimmen der Ausdruck eines raschen Fortschreitens zuerkannt

wird, so muß letzteres offenbar in der Eigenthümlichkeit des Inhaltens bestehen, und von den sämmtlichen Mitwirkungen bis zur Untrüglichkeit verstärkt werden. Wie es sich damit im Allgemeinen ungefähr verhalten dürfte, ist vorhin in der Kürze versuchsweise angedeutet worden. Nicht jede Mitwirkung konnte berührt werden; zunächst genügte es, an den Beystand des Seelenausdrucks zu erinnern. Unstreitig wirkt zu Gunsten der Bewegung auch die künstlerische Behandlungsweise der Formen mit, freylich nur mittelbar und entfernt, aber zugleich so gewiß und kräftig, daß sich ihre Beyhülfe in Winckelmanns Beschreibung schwerlich verkennen läßt.

Wenden wir uns endlich den ausgemittelten Thatsachen der extensiven Bewegung zu. Wenn die Nachweisung im Stande ist, den Gehalt der durchgängigen Bewegung schon aus den Füßen abzunehmen, dann ist sie sicherlich echt dynamisch. Um dieß zu werden, müßte sie aber vom Extensiven auf das Intensive zurückgehen, aus der Beschaffenheit des ersteren auf den Grad des letzteren schließen. Denn die intensive Größe der Bewegung, nicht die extensive, ist das Ziel der Untersuchung, und nur sie allein kann es vernünftigerweise seyn. Nichts anders als das intensive Maß der Bewegung meinen die Bewunderer des Apollo, wenn sie vom Schwunge seines Einherschreitens reden, wie sie sich auch sonst darüber ausdrücken mögen; keiner unter allen aber hat es stärker gefühlt und ausgesprochen als Winckelmann, angeweht von dem Geiste des Gottes. Feuerbach bleibt seinerseits bey der extensiven Bewegung stehen, ohne der intensiven Einlage weiter nachzuforschen. Bey der Abschätzung selbst sind arge Rechnungsfehler untergelaufen; sie waren unvermeidlich, weil der Abschluß der Summe auf einer unmöglichen Verbindung beruht, worin die Größe des Intensiven unerkannt zu Grunde gehen mußte. Wird nun letztere, wie es sich gebührt, zur Richtschnur genommen, so liegt die unterscheidende, kräftigere Bewegung des Apollo, worauf schon frühere Bemerkungen hinführten, unläugbar in dem Ausschlage eines augenblicklichen Impulses, dessen Flüchtigkeit so durchsichtig ist, daß man darin Anfang, Mitte und Ende auf einmal zu erblicken glaubt. Das verähnlicht die Erscheinung der Schnellkraft eines hervorbrechenden, eingreifenden, entscheidenden Gedankens; das ist der Punkt der Betrachtung, in dem zuletzt mehr oder weniger alle Richtungen des Urtheils zusammenlaufen. Bewegung und Ruhe sind in der Brechung, auf der Spitze eines geistigen Moments ausgeglichen, ihre sonstigen Gegensätze versöhnt; wir fühlen die unmittelbare Gegenwart der letztern, wir schauen den zarten Verlauf ihrer Gränzen, wir erkennen die Einheit ihrer unumschränkten Herr-

schaft, alles dieß zugleich und mit dem Bewußtseyn einer unwiderstehlichen Ueberzeugung. So wird der Einsatz des Transitorischen durch die Zusammendrängung seines unerschöpflichen Werths für unsere Vorstellung gewissermaßen wieder aufgehoben, weit über sich selbst hinausgerückt, und zum fortdauernden erweitert. Das ist allem Anschein nach der verborgene Grund, weßhalb die an sich haltende Bewegung des Augenblicks, indem sie nach Art einer elastischen Feder die eingelegte Hemmung durch ihre Gegenmacht zu überwinden trachtet, uns dennoch der Eindruck ihres gesammten Verlaufs antäuscht; eine himmlische Lüge der Kunst, die durch Winckelmanns Auslegung eine poetische Wahrheit geworden ist. Jener Impuls, oder wie man die vorübereilende Spannung in dem Zustande des Gottes sonst bezeichnen mag, herrscht gleich einem strömenden Fluidum in der ganzen Gestalt, mithin auch in den Füßen; sie diktirt auch hier das Gesetz der Bewegung, erklärt und bestätigt dasselbe in dem Zuge ihrer Regungen. Dieses gleichartige Wallen intensiver Bewegung konnte Feuerbach freylich nicht in einzelnen verkümmerten Wahrnehmungen extensiver Regsamkeit aufgreifen und vorweisen; bloß der Bodensatz des Phlegma ist zurückgeblieben, der edlere Geist des Lebens verflogen. Was er als eine Minderung der Thätigkeit ansieht, das ist vielmehr eine verhüllte Fortleitung des allgemeinen Strebens, die in ihrer äußerlichen Gelassenheit mit Hülfe des aufgebotenen, überall sichtbaren Kontrastes, dem Rhythmus der Bewegung eine besondere Gewalt verleiht. Die vermeinte Ruhe muß daher nach dem Gesetze und Beytrage ihrer Wirksamkeit gleichfalls in einem durchaus positiven Sinne genommen werden; sie ist in der Organisation des Ganzen eine Macht von erstem Belange, ohne welche die Bewegung Nachdruck und Ziel verlieren würde. Wie es endlich möglich seyn soll, den Fortschritt der Bewegung und was ihr entgegengesetzt wird, die sogenannte Ruhe, eine unbegreifliche Spielart der alten Vis inertiae, vornherein als schlechthin ungleichartige Dinge zu behandeln, eben dieselben nachher in einem gemeinschaftlichen Ergebniß zusammen zu fassen, womit denn doch wieder ein Bezug der Gleichartigkeit stillschweigend vorausgesetzt wird, obwohl er sich nirgends mit Bestimmtheit auffinden läßt, wie zuletzt aus dem wunderlichen Gemenge auf keinen Fall Raschheit der Bewegung erfolgen soll, das entscheide Apollo in seiner Weisheit, nicht als Pythotödter durch Köcher und Bogen, sondern mit dem friedlichen Hirtenstabe, der die Heerden des Königs Admet regierte.

»Unbegreiflich, wie man bey unserer Statue an rasche Bewegung auch nur denken konnte! Die Chlamys, welche Apollo

nach dem Vorbilde der griechischen Epheben trägt, ist auf der rechten Schulter befestigt, über den Rücken und die linke Schulter gezogen, und wird an ihrem Ende vom linken, ausgestreckten Arme aufgenommen. Von diesem Arme aus ergießt sie sich, frey die Luft durchschwebend, an der Seite des Gottes nieder, und zwar ungehemmt dem Gesetze ihrer Schwere folgend, in senkrechter Linie. Die Chlamys eines Schnellschreitenden würde doch wohl zurückgeweht erscheinen; die Linie ihrer Senkung statt eines rechten Winkels mit der Fläche der Basis einen spitzen bilden« (S. 89).

Die lebhaftere Bewegung des Apollo beruht, wie wir gesehen haben, hauptsächlich, ja ausschließlich, auf dem Umfange ihrer Intensität oder in dem herrschenden Ausdrucke der Unaufhaltsamkeit. Apollo ist auf eine Art anwesend, die in unserer Vorstellung aus dem Uebergange von einem Schritt zum andern das Gesammtbild seines sichtbaren und unsichtbaren Wandels mit den Reizen einer unüberwindlichen Täuschung hervorlockt. Der Antheil seines gemessenen Verhaltens, sowohl des körperlichen als des geistigen, zählt keineswegs, wie ebenfalls schon früher bemerkt werden mußte, rein für sich, er dient in seiner stillen Einmischung umgekehrt zu einem Grunde der Vergleichung, auf dem sich die Kraft der Bewegung abhebt und steigert. In sofern ist der senkrechte Faltenzug der Chlamys ganz in demselben Geiste des Friedens gedacht, der von dem Blicke des Gottes ausgeht, trägt auch wie dieser, durch die Wirkung des Gegensatzes, mit gleichem Erfolge zur Verstärkung der Bewegung bey. Man verändere in Gedanken die Faltenlage der Chlamys, man gebe sie einem gelinden Luftzuge preis, und die Gestalt wird weniger wegzustreben scheinen, weil ihr etwas von der sichtbaren Ruhe abgeht, die durch ihre Vrrmittlung den Eindruck der Bewegung vergrößert. Die ungestörte Entfaltung der Chlamys, worin sich das Gesetz der Schönheit, frey von äußern Bedingungen, wiegt und abmißt, thut noch mehr, sie bezeichnet durch die Pracht und Würde, die Reinheit und Fülle ihrer Wirkungen aufs deutlichste den Charakter des Gottes, welcher sie trägt, legt uns gleichsam den vorherrschenden Zustand seines Gemüthes in einem Nebengemälde aus einander, verknüpft dasselbe mit dem Ausdruck des Hauptes, wird dadurch ein Band höherer Vollkommenheiten, und kündigt uns endlich, so weit es unter der Hülle ihrer Sprache möglich ist, den Ablauf des dargestellten Moments an. Die That des Apollo ist vollendet, er faßt sie mit dem Ausdruck vollkommener Selbstbefriedigung in einem scheidenden Ueberblick zusammen, als wollte er aus dem Vorhergegangenen die Summe ziehen, und dann hinter sich werfen; das sagt uns der Inbegriff seiner Erscheinung in allen ihren Zügen, und unter diesen beson-

ders der senkrechte Faltenzug der Chlamys. Verriethe sie Spuren der Unordnung, läse man in ihr deutlich die Rückwirkung des Nächstgeschehenen, so würde sie die Aufmerksamkeit zu stark auf die vorhergegangene Handlung hinführen, die nach der Absicht des Künstlers bloß in dem Endpunkte ihrer Folgen sichtbar werden sollte, worauf die Bedeutung des Hauptes ganz unfehlbar berechnet ist. In solchem Betracht ist die Faltenruhe der Chlamys nicht minder untadelhaft motivirt, als herrlich entwickelt. Der Verf. übersah, oder wollte nicht zugeben, daß Apollo sich an dem Ergebnisse seiner That einen Augenblick in stiller Haltung erfreut; er will den Gott für eine andere Bestimmung aufsparen, für diese schon jetzt heimlich einwürzen, darum belustigt er uns und sich selbst mit dem Gaukelbilde eines schnellschreitenden Apollo, der weiter nichts zu thun hat, als mit brennendem Kopfe fort zu stürzen. Auf diesen sausenden Leichtfuß würde der Einwurf passen, an unserm vatikanischen Freunde zieht er ohnmächtig vorüber. Wenn aber Apollo nach Erforderniß seines Geschäfts einige Zeit auf der Stelle verweilt, wo er steht, und sich nach dessen Verrichtung zum Abgange anschickt, zum Theil noch hingegeben der Gewalt einer entfernten Wahrnehmung: wird dann der Eindruck der Bewegung so außerordentlich seyn können, als derselbe bisher beschrieben wurde? Und streitet diese Beschreibung nicht mit dem Begriffe eines anfänglichen Ueberganges aus Ruhe zur Bewegung? Ein gewöhnlicher Künstler würde sich allerdings auf die Verdeutlichung des erfahrungsmäßigen Verhältnisses beschränkt, und damit die Wahrheit der ausgesprochenen Beobachtung sichergestellt haben. Der Meister unseres Apollo hat hingegen die Forderung der gemeinen Natürlichkeit durch seine Kunst nicht nur erfüllt, sondern noch weit überboten, indem er von der einen Seite die Bewegung an die Linie augenfälliger Gemessenheit hinstreifen ließ, und von der andern einen so hohen Sinn der Intensität in dieselbe legte, daß sie das Ganze des zeitlichen und selbst des historischen Hergangs vor unsern Augen aufrollt. Denn während Apollo zusehends darauf ausgeht, den Schauplatz seiner Wirksamkeit zu verlassen, scheint er zugleich eben erst angekommen zu seyn, so mächtig dringt in ihm der Wille, der Geist der Bewegung hervor. Die Falten der Chlamys schlingen sich dagegen mit ihrer Ruhe zwischen Ankunft und Abgang besänftigend hindurch; sie folgen frey dem Gesetze der Schwere, jenen kaum merklichen Verzug andeutend, der durch die Feinheit seiner Anlage und Ausführung die innegehaltene Bewegung nach andern Beziehungen wieder losgibt, und in das lebendigste Spiel der Zusammenwirkung hineinzieht. Kurz, soll der Grundsatz der Einfachheit in der Klarheit und Durchführung seiner Bestim-

mungen bis zur Innigkeit der größtmöglichen Annäherung verfolgt werden, so liefert unsere Statue dazu die treffendsten Belege, als wäre sie von Winckelmann eigens zu einer Bestätigung seiner Lehre ausersehen worden. Die Wichtigkeit der aufgeworfenen Fragen und Einwendungen verlangte eine nähere Beachtung, die gerechtfertigt seyn wird, wenn sie begründet erscheint.

Der Inhalt der folgenden Betrachtungen, von der sechsten bis zur zehnten, schließt sich der Hauptsache enger an, als die vorausgegangenen Erörterungen, fesselt die Theilnahme durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände, bekämpft einige neuere Ansichten, die zu schnell aus- und nachgesprochen worden sind, mit entschiedenem Erfolge, stellt die bekannten Einwürfe gegen den vatikanischen Apollo zusammen, übernimmt dann theilweise seine Vertheidigung, durchwebt die vielen Stellen der kritischen Bemerkungen mit kunstgeschichtlichen Nachweisungen, und leitet in seinem Fortgange die Frage nach der Idee der Darstellung ein, welche uns späterhin etwas umständlicher beschäftigen wird. Eine gedrängte Uebersicht diene dieser allgemeinen Berichterstattung zum Nachhalte.

Die mitgetheilten Meinungen über den Ausdruck des Apollo sind in ihrer Art zu unerheblich, als daß sie die Vorstellungsweise Winckelmanns erschüttern könnten. Um nicht überhört zu werden, mag er anfänglich den Zorn und die Verachtung des Gottes etwas zu stark betont haben; späterhin milderte er seinen Ausspruch, und bedingte ihn genauer, wie wir gesehen haben, im Sinne und Maße der Schönheit. Späth's aufgenommene Frage: wie konnte Winckelmann Hohn und Uebermuth in diesen Zügen finden, die kaum noch strenger Ernst beherrscht? — ist eine von den verfehlten Zurechtweisungen, die in Vergessenheit zu gerathen verdienen. Ueberhaupt schwebt die ganze sechste Betrachtung, als Antwort auf das ihr vorangeschickte Motto: Irarum tantos volvis sub pectore vultus? — zu sehr im Unbestimmten. Ueber die wohlbeschränkte Einwirkung des Affekts, ihre Naturgemäßheit, ihre Verschmelzung mit den Gesetzen der Bedeutung und Schönheit ist bereits anderswo das Nöthige bemerkt worden. Was über jene hinausgeht, widerstreitet nicht minder dem Sinne Winckelmanns, als jenem der Statue. Eine ungebrochene, reine Gewalt des Affekts ist ihr wohl nie nachgesagt worden, um so eher durfte der Verf. darüber jede Erinnerung sparen.

Die siebente Betrachtung führt zunächst die ältern Kupferstiche des Apollo auf, weist dabey die entschiedenen Ergänzungen nach, ingleichen einige mit ihnen verbundene Thatsachen der Geschichte, zum Theil nach den Angaben Vasari's. Eine dankenswerthe Aehrenlese des Fleißes, der zur Vollständigkeit nichts Be-

deutenderes fehlen dürfte, als die Bekanntschaft mit der Statue an Ort und Stelle. Ein reiches Detail verbreitet sich über das Anatomische der Gestalt. Sehr treffend wird der oftgehörte Vorwurf abgewiesen, als zeige der Apollo in Vergleichung mit dem Laokoon oder dem Torso des Belvedere schon darum weniger Tiefe der Wissenschaft, weil er das lebendige Ineinanderwirken der Muskeln nicht mit gleicher Bestimmtheit veranschauliche, und sich mehr auf ihr oberflächliches Nebeneinanderseyn beschränke. Unumstößlich bleibt zuvörderst die Gegenerinnerung stehen, daß des letztern Stellung an und für sich der völligen Enthüllung des Organismus (S. 122) einen geringern Spielraum darbiete, als Laokoon im Zustande einer gewaltsamen Aufregung. In Beziehung auf den Torso fällt die Unstatthaftigkeit der Vergleichung nicht so unmittelbar in die Augen. Er vergegenwärtigt die Ruhe des vergötterten Herkules, kommt durch diese dem vatikanischen Apollo beträchtlich näher als Laokoon, weicht aber wieder in sofern entschieden von jenem zurück, als er selbst in der Ausglättung seines verherrlichten Gliederbaues noch die Anstrengungen eines durchkämpften Heldenlebens hervorblicken läßt. Deßhalb kann er unmöglich einen Maßstab abgeben für die Muskelbildung eines Götterjünglings. Man wird folglich im gegenwärtigen Falle nicht eher mit Sicherheit von einer ungenügenden Auffassung des Körpers reden dürfen, als bis sie mit Verzicht auf störende Vergleichungen in dem Apollo selbst gesetzlich nachgewiesen ist. Dabey wird eine gründliche Kritik nicht übersehen dürfen, daß der Begriff des dargestellten Gottes zwar auf den allgemeinen Bedingungen der Naturwahrheit ruht, aber im engern Sinne auch gewissen Abweichungen von derselben unterworfen ist, über welche nicht der Buchstabe, sondern der Geist erfahrungsmäßiger Forderungen zu entscheiden hat. Schon der einzige Umstand, daß die Jugend des Gottes die abgesteckten Gränzen sinnlicher Wahrnehmung nach der Absicht und mit Genehmigung der Kunst weit übersteigt, befreyt ihn von dem Zwange stehender Regeln, weist das Richtmaß seiner Organisation den Geboten einer höhern Nothwendigkeit zu, deren Richtigkeit einzig und allein im Wege analoger Bestimmungen zu prüfen und zu entziffern ist. Darauf lassen sich die beyfallswerthen Worte des Verf.'s anwenden (S. 130): »Unserer Einbildungskraft ist es rein unmöglich, sich einen zeitlichen Entwicklungsgang dieser Gestalt zu denken, oder an die Möglichkeit eines spätern Niedersteigens in menschliche Vergänglichkeit zu glauben. Der Apollino ist nur ein knabenhafter Jüngling; er kann zum Manne reifen und dann verblühen. Der vatikanische Apollo steht vollendet da für immer; ein Augenblick hat ihn ins Daseyn gerufen,

aber es war ein ewiger.« Winckelmann wird also doch wohl Recht behalten, wenn er sagt, daß der vatikanische Apollo ganz aufs Ideal gebaut ist, so selbstzufrieden die Naturalisten darüber lächeln mögen. Wollen sie ihre entgegengesetzte Ansicht durchführen, wie es Wissenden und insbesondere entschlossenen Tadlern ziemt, so müssen sie ihre anatomischen Einsichten bis zu dem Punkte eines durchgebildeten Rationalismus steigern, in welcher Eigenschaft letztere allein auf den Apollo anwendbar sind. Dazu gehört der Blick eines tiefen Naturforschers und die Fassungsgabe eines poetischen Künstlers; bevor so außerordentliche Erfordernisse ein Gemeingut unserer Kunstwelt werden, dürfte Apollo noch Jahrhunderte lang unangetastet auf seinem alten Ehrenplatze stehen bleiben. Winckelmann rechnete es bekanntlich zu den Vorzügen des Apollo, daß keine Adern seinen Körper erhitzen, wie er denn überhaupt die Unterdrückung des Adersystems in den Statuen der Götter für einen Grundsatz der antiken Kunst hielt. Die Bestimmtheit eines einzigen Beyspiels würde schon für seine Meinung ein unzerstörbares Zeugniß ablegen; denn die bethätigte Gewißheit einer idealen Anschauungsweise läßt sich, abgesehen von ihrer Wiederkehr, nicht durch die Abweichungen eines niedrigen Kunstverfahrens aufheben. Indessen sprechen mehrere Denkmäler zu Gunsten Winckelmanns, hauptsächlich der Torso. Unser Verf. stimmt ihm ebenfalls bey, und sucht dessen Ansicht gegen einen lautgewordenen Widerspruch des Naturalismus umständlich zu vertheidigen. Die Sache läßt sich vielleicht schneller zur Entscheidung bringen. Der Naturalismus erklärt sich deßhalb gegen aderlose Götter, weil sie nach seiner Aussage das Prinzip der Menschenähnlichkeit verletzen, von welcher die Naturwahrheit der Kunst unter keiner Bedingung abstehen dürfe. Der Einwurf ist grundfalsch. Setzt denn die Forderung der Menschenähnlichkeit in den Göttern nicht auch nothwendig und mit dem Rechte der klarsten Folgerung die Hervorhebung einer entschiedenen Differenz voraus? Würde widrigenfalls die Aehnlichkeit nicht zur Gleichheit herabsinken? Die Nichterscheinung der Adern ist in der Differenz der göttlichen und menschlichen Naturen begriffen, und daher von Seiten der Kunst hinlänglich gerechtfertigt. Fast möchte man fragen, wie es zugeht, daß der Naturalismus bisher noch keine Skrupel bey dem Nektar und Ambrosia der Göttertafel empfunden, jenen aus Liebe zur reinen Wirklichkeit in allgemein verständlichen Wein und diese in einfaches Backwerk verwandelt hat. Verschiedene Bemerkungen über das Verhältniß des Hauptes zum übrigen Körper, über Länge und Dimension der Füße und vermeinte Unregelmäßigkeiten der Symmetrie machen den Beschluß.

Die achte Betrachtung geht auf Prüfung der bekannten Hypothese ein, welcher zufolge der vatikanische Apollo einer Originalstatue aus Bronce nachgebildet seyn soll. Jene Hypothese, zunächst wohl auf französischem Boden erwachsen und großgezogen, hat in Deutschland hier und da mehr Vertrauen gefunden, als sie in ihrer Oberflächlichkeit verdiente. Um so verdienstlicher ist das Bemühen des Verf.'s, die Lockerheit besagter Annahme in einer durchgeführten Untersuchung mit überzeugender Kraft dargethan zu haben. Diese glückliche Erörterung ist eine von den Lichtseiten des Buches, über welche Ref. ungern mit einer flüchtigen Anzeige hinweggeht.

Der Anfang der neunten Betrachtung ist gegen die Parodie gerichtet, in welcher die Laune des Verf.'s den Gegnern des vatikanischen Apollo für einen Augenblick die Sprache der Satyre geliehen hatte. Kunstwerke von hohem, ewigem Werthe sollen der Parodie nicht zur Zielscheibe des Witzes dienen; diese wohlfeile Unterhaltung ist ein Verstoß gegen den guten Geschmack, und am allerwenigsten bey einem antiken Denkmale in der Ordnung. Obenein will es dem nachherigen Ernste des Verf.'s nicht gelingen, die früher ausgesprudelten Sarkasmen gehörig zu entkräften. So läßt er sich unter andern die unbedachte Aeußerung entschlüpfen (S. 188), daß die Schönheit des vatikanischen Apollo denn doch auf Bedingungen beruht, die abermals dem Begriffe der Plastik fremd seyen. Eine solche Anklage ist ohne weitern und sichern Beweis eine Chicane des Leichtsinns. Die bemerkten Abnormitäten hätten an Winckelmanns Grundbegriffe der Einheit gewürdigt werden sollen, im Sinne jener nothwendigen Fehler, der selbst die Gedankenstrenge Lessings geneigt war das Wort zu reden. Darin ist der Kritik ihr wahres Feld aufgethan; jeder andere Versuch der Aufklärung bleibt fruchtlos. Der Excursus über den malerischen Reiz unserer Statue liest sich angenehm, wäre nur das Malerische überhaupt und besonders auf dem Gebiete der Skulptur nicht so großen Schwierigkeiten der Erklärung unterworfen. Mit der Geläufigkeit der Voraussetzungen wird in der Sache selbst nichts gewonnen. Zuletzt folgen Bemerkungen über die farbige Skulptur, die dem Apollo weder schaden noch helfen.

Die zehnte Betrachtung behandelt zunächst die Situation, in welcher unsere Statue gedacht ist, und bestreitet mit großer Lebhaftigkeit die herrschend gewordene Meinung Winckelmanns, daß jene auf die Erlegung des Python zu beziehen sey, der auch Ref. mit Entschiedenheit anhängt. Die ontologischen Einwürfe und andern Bedenklichkeiten seyen ihrer eigenen Nichtigkeit überlassen, gehen wir dafür lieber sogleich zu den Hauptpunkten über.

In jeder Hinsicht ist die Stellung des vatikanischen Apollo als eines Pythotödters verdächtig; bezeichnet sie denn auch wirklich deutlich genug einen Apollo, der eben den Pfeil abgedrückt hat? ist dieß die schulgerechte oder eine naturgemäße Stellung eines Bogenschützen? Sey es nun Pandarus oder der Gott mit dem silbernen Bogen selbst, im Augenblicke, wo der linke Arm mit dem Bogen sich ausstreckt, wird der linke Fuß der Richtung desselben folgen, und vortreten müssen. Die Haltung des Leibes kann eine doppelte seyn. Entweder er beugt sich nach derselben Richtung vor — die nachdruckvollste und heftigste Stellung — oder der Körper weicht mit der angezogenen Bogensehne zurück, und sein Schwerpunkt fällt dann auf den rechten Fuß: dieß für den Künstler die mehr erhabene, doch weniger kühne Haltung. In beyden Fällen aber bleibt der linke Fuß vorangestellt, dem bogentragenden Arme so viel als möglich parallel. Einem einzigen Ziele, dem drohenden Feinde, dem verderblichen Drachen gegenüber, wird eine wohlgewählte Schützenattitüde kaum zu umgehen seyn. Bogenschützen wie Wurfspießschleuderer und Streiter mit der Lanze haben nur den linken Fuß vorangestellt, und es war dieß den Alten so geläufig, daß es auch da beobachtet wurde, wo es durchaus nicht nöthig gewesen wäre« (S. 233).

Der Verf. hat nicht übel Lust, den Apollo schießen zu lehren; Stellungen und Handgriffe eines Bogenschützen werden ihm sichtlich in figura vorgezeigt. Einen angehenden Liebhaber mag unser Kenner allenfalls mit Erfolg abrichten, für den Meister und Gott sind die Rathschläge seiner Erfahrung verloren. Apollo, der Ferntreffer, muß selbst in dem Moment, wo er den Pfeil abdrückt, einen freyern und edlern Anblick gewähren, als die Gilde der gewöhnlichen Bogenschützen, zu denen er in die Schule geschickt wird. In der Iliade, wo er sein Strafamt gegen die Achäer ins Große treibt, bleibt er nicht einmal stehen, sondern setzt sich nach der Beschreibung Homers nieder, und schnellt so ganz gemächlich Pfeil auf Pfeil ab. Man sieht daraus, daß er sich unter Umständen mit Variationen vergnügte, von denen seine heutigen Kunstgenossen nichts wissen. Sollte die angeführte Schlußfolge gelten, so wäre der musikalische Apollo gleichfalls dazu genöthigt, in der Handhabung seines Lieblingsinstruments mit unsern Leyervirtuosen gleichen Fingersatz zu halten, anderer Uebereinstimmungen nicht zu gedenken. Mit seiner Leyer hat es gerade dieselbe höhere Bewandtniß, wie mit seinem Bogen; unsere Armbrustschützen taugen für die Vergleichung so wenig, als unsere Leyerspieler, sogar die Guitarrendilettanten bleiben unbrauchbar. Das Schlimmere ist noch im Rückstande. Die Nachwirkung des Pfeilschusses durfte in den Spuren der körperlichen

Thätigkeit nur zart angedeutet werden, einer Welle ähnlich, die dem Zerrinnen nahe ist. Dieses flüchtige Vorüberleuchten des Erfolges, worin die ganze Größe des Gottes entfaltet vor uns steht, ertheilt vorzüglich der Bewegung das Ansehen eines ungehemmten Fortschrittes. Apollo schaut auf das Ziel seines Geschosses hin, das ist unverkennbar; er geht aber mit seinen Gedanken zugleich weit darüber hinaus, ist innerlich und äußerlich schon wieder frey von den unmittelbaren Abzeichen der vorausgegangenen Handlung; daran läßt die Wahrnehmung eben so wenig zweifeln. Nach der linken Seite zu, wohin der Pfeil flog, entsagt der Stolz des Hauptes bereits seiner Augenweide, während die Richtung der Gestalt sich mit Entschiedenheit der rechten zuneigt. Wird diese Wendung des Gottes mit der Herrschaft seines Blickes und seiner Stellung verbunden, so ist damit zugleich für unsere Vorstellung der Hintergrund angegeben, aus welchem uns Python das Schattenbild seiner Gegenwart entgegenwirft. Höher aber kann die Einfachheit eines Kunstwerks nicht steigen, in dem Sinne, wie Winckelmann sie genommen haben mag, als wenn es ihr gelingt, der Phantasie selbst das Unsichtbare als ein Nahes und Nothwendiges aufzudringen; das ist etwas Anderes und Besseres, als jene mattvergoldete Abgeschlossenheit, die ihren Vertheidigern bey dem Versuche der Reinigung unter den Händen zerspringt. Den Pythotödter endlich gar nach Vollendung seiner Waffenthat in den Zustand einer fortdauernden Spannung einfleischen wollen, ihn darin so lange festhalten, bis ein gespreizter und erstarrter Enthusiast aus ihm wird, heißt denselben verknechten und verlarven; es ist dann völlig um das Daseyn des Gottes geschehen, und wenn Python ihn so eingewurzelt stehen sieht, so mag er getrost seine letzten Kräfte zusammen nehmen, allmälig heranfriechen, und den verunglückten Musterkönig der Schützen in seine Höhle tragen.

»Eben so entscheidend spricht die Haltung des rechten Arms gegen die Meinung, daß der vatikanische Apollo in dem Augenblicke gefaßt sey, wo so eben der Pfeil von der Sehne geflogen ist. Wäre diese Ansicht gegründet, so fände die Richtung des linken, noch ausgestreckten Armes nur darin ihre Rechtfertigung, daß man sagte: Apollo erwarte eben die Wirkung seines Geschosses, und bleibe bis zu dem entscheidenden Moment, wo der Drache gefallen oder das letzte Zeichen des Lebens verschwunden seyn muß, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit noch ganz in derselben Stellung, die den Sturz des Ungethüms herbeyführen sollte. Der menschlichen Natur im Zustande der Erwartung wäre dieß wohl angemessen; dann müßte aber auch der rechte Arm, welcher den Pfeil abdrückte, noch in der Lage dieses Aktes

begriffen, folglich gebogen und etwa halb noch über die Brust gelegt seyn. Es geht dieß aus den einfachsten mechanischen Gesetzen der Bewegung hervor, welche in solchen Momenten durchaus von keinem Auseinanderfliehen der Glieder und Kräfte nach verschiedenen Richtungen hin getheilt wird. Wenigstens durfte der rechte Arm nur um so viel aus seiner Lage gewichen seyn, als auch der linke schon nicht mehr straff gespannt, sondern gebeugt ist« (S. 235).

Der Augenschein lehrt, daß Apollo im Begriffe steht, aus dem Zustande einer erschlaffenden Spannung auf den Grund seines gewohnten Daseyns zurückzugehen. Das besagt zunächst und am meisten der Ausdruck des theils erregten, theils gesammelten Hauptes; dafür spricht außerdem mit eigenthümlicher Lebendigkeit die Richtung der gesenkten Arme. Sie haben bereits dem Gefühle vordringender Fassung um ein gut Theil nachgegeben, stellen entschieden einen abwärts gleitenden Zustand dar, und nehmen diesen, wie eine getragene Zeitfigur, in die Mitte, während sie zugleich auf den Fortgang der Bewegung, welchen die Füße bezielen, ein aufklärendes Licht fallen lassen. Eine Bestrebung antwortet der andern, alle folgen dem Rufe eines und desselben Gedankens, der kein anderer ist, als höchstmögliche Vergegenwärtigung eines eben so fein als vollständig herausgekehrten Verhältnisses. Die Linke lebhaft vorgestreckt, dabey aus der schußrechten Lage merklich zurückgewichen, damit die Aufmerksamkeit des Gottes weder der Freyheit noch der Würde ermangle, signalisirt das Augenmerk bestimmter; die Rechte, tiefer geneigt, meldet den scharfbegränzten Moment schon als halb verflossen an, indem die aufstehende Spitze des einen gehobenen Fußes die Wahrnehmung jener Abnahme noch genauer bezeichnet, und die Flucht der ganzen Erscheinung beschleunigen hilft. So sehen wir den Pythotödter nicht etwa aufgelöst in den Anblick seiner That, sondern bloß so weit mit ihr einverstanden und verselbstet, als dieß die äußere Beziehung nothwendig erfordert, während er dieselbe zugleich mächtig überragt, gewissermaßen seitwärts unvermerkt fallen läßt, um sich zu andern und größern Dingen zu rüsten. Feuerbach will dagegen seinen Lehrling in die peinlichste Klemme versetzen, angeblich für den Zweck, die Lage der Arme einigermaßen begreiflich zu motiviren. Apollo soll nach den Regeln einer ausgesonnenen Quälerey mit mimischen Schrauben förmlich auf Schußweite an dem Python befestigt werden; er muß es sich gefallen lassen, in seiner Stellung den Akt des Schützen so lange steif und fest zu porträtiren, bis das Scheusal seine kostbare Seele ausgehaucht hat. Man denke sich einen Augenblick im Sinne der vorgeschlagenen Correctur den

rechten Arm des Apollo gebogen und halb über die Brust gelegt, für die Bestimmung, der Ausstreckung des linken bestens einzuhelfen, und frage sich dann, ob diese bleyerne Menschlichkeit der Erwartung den Gott nicht völlig zu Grunde richtet. Uebrigens ist der rechte Arm, allen Einwendungen zum Trotz, mit der Haltung des linken in vollkommener Uebereinstimmung, denn er führt durch sein Herabgehen dasjenige weiter, was jener ebenfalls als ein Vergangenes angibt.

»Alles vereinigte sich, um unsere Statue in der Eigenschaft eines Pythotödters zweydeutig zu machen. Werden wir, um gleich dieß noch zu erwähnen, einen Apollo im Kampfe mit Python begriffen, nicht lieber ohne Chlamys sehen? Odysseus ist nur in Lumpen gehüllt; sobald er auf die Schwelle springt, um sich zum Freyermorde anzuschicken, wirft er sie ab. Die Chlamys des Apollo ist freylich mehr stattlicher Art, und es mag dem jungen Gott nicht zu verargen seyn, wenn er sie ungern auf dem Felde der Ehre vermißt. Aber dieser gewählte, ruhig geordnete Faltenwurf ist doch ganz gegen die Natur, ganz gegen den Charakter einer Scene des Kampfes. Unser Künstler hatte doch wohl nicht die Erzählung Ovids vor Augen, wo freylich den Apollo, gleich nach Erlegung des Drachen, ein mehr galantes Abenteuer erwartet« (S. 236).

Daß die Chlamys den Charakter und die Bewegung des Gottes in das schönste Licht setzt, ist bereits weiter oben gezeigt worden; in sofern bedarf sie daher hier keiner Rechtfertigung. Sie ist aber auch dem Python gegenüber ganz an ihrem Platze. Fehlte sie, und wäre der Gott sonst kenntlich genug im Sinne seines Heldenabenteuers dargestellt; so würde die Scene das lächerliche Ansehen gewinnen, als habe der Gott sich seines jugendlichen Schmuckes begeben und seine besten Kräfte zusammennehmen müssen, um nicht etwa einen ungeheuren Stein zu schleudern, wie dieß bey Homer mitunter Brauch der Himmlischen ist, sondern auch schon, um einen leichten Pfeil mit dem erforderlichen Nachdruck abzuschießen. Das wäre offenbar zu viel Ehre für den Python und zu viel Schmach für den Gott. Feuerbach ist für den Apollo zu zärtlich besorgt, wenn er meint, letzterer trage an der Chlamys zu schwer. Die Lumpen des Odysseus sind als Beweismittel der Vergleichung betrachtet unnützer, archäologischer Hausrath. Wenn Odysseus die Lumpenhülle abwirft, um das Todesgericht über die Freyer zu halten, thut er ganz recht daran, denn er will sich seine Arbeit so viel als möglich bequem machen, und was noch mehr sagen will, durch die Ueberraschung einer urplötzlichen Verwandlung die Schauer des Schreckens in Gestalt einer blitzenden Wetterwolke um sich verbreiten. Wenn

Apollo die Chlamys beybehält, und den Pfeil mit einer so anmuthigen Gewandtheit versendet, daß jene in der Schönheit ihres Wurfes wenig oder nichts darunter leidet, macht er seine Sache ebenfalls vortrefflich, denn dadurch hört das Ereigniß auf, ein schwerfälliger Kampf zu seyn, und wird ein reines Spiel göttlicher Jugendkraft. Die angezogenen Worte nehmen die Schußscene so ernst, daß man glauben könnte, es stehe Leib gegen Leib, Python drohe seinem Gegner über den Kopf zu wachsen. Der Kunst beliebte es, eine sinnreichere Auskunft zu geben, indem sie durch die Faßlichkeit ihrer naturgemäßen Entwicklung das Unthier weit zurück in die Entfernung verlegte, und dasselbe der Erscheinung des Gottes tief unterordnete. Was die Plauderey Ovids betrifft, so war derselbe bekanntlich in der Theorie und Praxis der Liebe gleich stark, versorgte also auch den Apollo gelegentlich mit einer Probe seiner Kennerschaft, ohne ihm damit Schaden zu thun. Dieselbe Chlamys, welche dem Python so herrlich trotzte, wird zur verdienten Abwechslung auch einem schönen Auge gefällig begegnen. Nebenher ist eine Meinung des grundgelehrten und hochverdienten Zoëga angeführt worden. Die treffenden Aeußerungen eines ausgezeichneten Kopfes dürfen von Zeit zu Zeit, wo es sich schickt, wieder aufgenommen werden, seine falschen und unsichern Behauptungen können füglich mit ihm absterben. Was hat nun Zoëga Besonderes gesagt? »Die auf dem linken Arme getragene Chlamys deutet mir an, daß der Apollo von Belvedere keinen Bogen führte.« Wollte er damit zu verstehen geben, daß die Gegenwart der Chlamys die Handhabung des Bogens belästigen würde, so war seine Bedenklichkeit offenbar zu weit getrieben. Schon eine leichte Andeutung des Bogens reichte für ihren Zweck hin; diese konnte Apollo in der Richtung des ausgestreckten Armes mit allem Anstande tragen. Des wohlthuenden Anblicks wegen muß der Bogen freylich nicht so schwer seyn, als Tells Armbrust. Mit den Falten der Chlamys hat übrigens das Gewicht der Waffe nichts zu schaffen, man müßte denn die medicinische Hypothese aufstellen wollen, daß Apollo zuweilen von chiragrischen Anfällen gelitten habe. Wäre der ursprüngliche Befund des Köchers hinlänglich erwiesen, so würde die Annahme des Bogens von selbst daraus folgen. In dem ältesten Kupferstiche der Statue, von Augustin Venetus, mangelt am linken Arme, über welchen die Chlamys geschlagen ist, die ganze Hand mit dem Bogen. Der Köcher ist hingegen angegeben, doch fehlen die Pfeile, und die Schlange am Baumstrunk ist schuppig, was bey Gypsabgüssen nicht der Fall ist. So weit die wörtliche Aussage des Verf.'s (S. 114). Die Schuppen dürften dem Python nicht übel stehen; es ist nützlich, an

Ort und Stelle einen Blick auf sie zu werfen. Reicht die Beglaubigung des genannten Kupferstiches hin, so ist durch die Gewißheit des Köchers die antike Anwesenheit des Bogens außer Zweifel gesetzt, und Zoëga's übereilte Folgerung thatsächlich widerlegt.

»Auch müßte doch wohl im Spiele der Muskeln, in der Bewegung der Glieder wenigstens noch eine Spur, wo nicht von stürmischer Hast, welche Pfeil auf Pfeil dem Köcher entriß, doch von Anstrengung oder gesammelter Kraft erkennbar seyn, wenn der Feind, den er besiegte, ein furchtbares Ungeheuer gewesen ist. Dem Gotte bringt es wenig Ehre, wenn er, um in einem förmlichen Kampfe zu siegen, nichts weiter braucht als eben ein Gott zu seyn; es erhöht dagegen seinen Triumph, wenn er einen Feind überwältigt hat, der selbst einem Gotte zu schaffen machen konnte. War der Gegenstand, den sein tödtliches Geschoß getroffen, kein gefahrdrohendes, verderbliches Ungethüm, hat ihn dessen Erlegung nichts weiter als einen Schuß und einen Pfeil gekostet, so erscheint der triumphirende Stolz in seiner Miene als ein lächerliches Pathos. Ueberhaupt muß der Stellung, der Haltung des Arms und der Richtung des Blicks nach sein Feind mit ihm auf gleicher Linie stehen. Denkt man sich einen riesenhaften Gegner, wie z. B. einen Tityos, ihm gegenüber, so müßte dieser entweder höher seyn als Apollo, und dieser dann aufwärts blicken, oder von gleicher Größe mit dem Apollo, und in Verhältniß zu diesem aufhören riesenhaft zu seyn, wo es dann wieder nicht ziemlich wäre, den Sieg über einen körperlich Gleichen als das Heldenstück eines Gottes darzustellen. Ist es aber ein kriechender Drache, der erlegt wurde, so muß dieser, so drachenhaft man ihn sich denken mag, kleiner als Apollo, folglich der Blick seines Gegners abwärts gewendet seyn« (S. 237).

Nicht mehr als Einen Pfeil kann dem Apollo die Erlegung des Python gekostet haben; damit hat es seyn gutes, unabänderliches Bewenden. Muß er zu wiederholten Malen losdrücken, wie der Verf. anzunehmen scheint, in der Absicht, ihm den Ichor rascher durch die Adern zu jagen und die Kunst auf den gleichen Siedepunkt zu versetzen, so wird aus dem unfehlbaren Ferntreffer ein unausstehlicher Stümper, ein Hohn der Götter und der Menschen. Wie soll es ferner dem Apollo möglich seyn, nach Maßgabe der früher geäußerten Meinung, in einem und demselben Augenblicke zwey ziemlich weit aus einander liegende Zustände in seiner Person zu vereinigen, die Stellung eines auf den Python unverwandt Hinstarrenden mit der fliegenden Hitze eines Vielbeschäftigten, in dessen Muskelspiele das Rasseln der Pfeile gleichsam sichtbar nachbebt? Letzteres Ansinnen konnte nur in

halbem Scherze gestellt werden, deßhalb wird es auch bloß scherzweise berührt, denn ein echter Schütz geht nicht stürmisch, sondern gemessen zu Werke, und Apollo wird den Python um so unbefangener und sicherer ins Auge gefaßt haben, je weniger ihn sein Götterblick trügen konnte. Ob ihm dieß und die ganze That zu einer besondern Glorie gereichte, ob er sich überhaupt auf die Erlegung des Python nach Art der Jugend nicht zu viel einbildete, kann unmöglich durch eine metaphysische Untersuchung pünktlich ausgemittelt werden. Der siegprangende Ausdruck des Apollo gehört ein für allemal zu den Vorrechten der bestehenden Götterordnung; man muß ihn mythologisch auf Treu und Glauben hinnehmen, ohne sich darüber in gewagte Spekulationen zu vertiefen. Der Verf. hätte seinen Scharfsinn anderswo viel statthafter anwenden können. Auch mit der Natur der Götter hat es eine verfängliche Bewandtniß. Der verwundete Mars bedeckt im Niederfallen beym Homer sieben Hufen Land; derselbe Dichter gibt Minervens Helm einen so gewaltigen Umfang, daß die Streithaufen von hundert Städten darin Platz haben. Unter den Händen der Künstler schmelzen die Ausgeburten der dichterischen Vergrößerungslust natürlich stark zusammen, bis auf ein gewisses Normalmaß, und so wird sich der riesenhafte Tityus denn auch bequemen müssen, auf Bitten der Plastik von seiner ungeheuren Länge so viel abzulassen, daß Apollo für unsere Vorstellung nicht zu einem Zwerge einkriecht. In keinem Falle wird der Gott nach der ersten Voraussetzung unsers Verf.'s nach seinem Gegner aufzuschauen brauchen, wie etwa ein heutiger Mensch nach einer Thurmuhr, wenn er nicht weit von ihr steht; denn sollte auch Tityus außerhalb der plastischen Gränzen als Bewohner eines poetischen Luftreiches wirklich so viel Fuß Höhe zählen, als der Thurm einer Mittelstadt, so dürfen wir uns den Apollo, der aus einer beträchtlichen Entfernung in das Lager der Griechen con amore hinüberschoß, ohne Zwang auf einem so weit zurückgelegten Standpunkte denken, daß er weder Kinn noch Blick zu erheben braucht. Seine Schützenkunst besteht ja eben in dem Treffen aus der Ferne, davon hat er seinen Ehrennamen ἑκηβόλος, das ist größtentheils das Göttliche in seinem Geschäft. Ohnehin wird der wohlgetroffene Riese zur Verherrlichung seines allgewaltigen Gegners unmittelbar nach dem Schusse niedertaumeln müssen, und läßt sich dann am Boden wie ein aufgewickeltes Gewürm mit den Augen tiefer Verachtung nach Muße betrachten. Nach der zweyten Voraussetzung ist der kolossale Tityus mit dem Apollo auf gleiche Größe herabgesetzt. Dabey dürfte die casuistische Kunst- und Rechtsfrage entstehen, ob ein so außerordentlicher Riese, wie Tityus war, nach dem Gesetze

der plastischen Proportion nicht in allem Ernste den Gott an Größe um ein Merkliches übertreffen müsse. Zu solchen spitzfindigen Zweifeleyen veranlaßt, man darf wohl sagen, verführt die Kunstphilosophie der Mythologie, sobald sie in der Weise des Verf.'s behandelt wird. Um der Fehde ein Ende zu machen, mag indessen Tityus um keinen Zoll größer seyn als Apollo. Nun wird es aber dem Gotte und seinem Demiurgos, dem Künstler, wieder übel ausgelegt, daß der Sieg über den körperlich Gleichen als ein Heldenstück dargestellt ist. Da jedoch Marsyas die Anwandlung einer poetischen Wettlust dem Apollo Tortor mit seiner abgeschundenen Haut blutig theuer bezahlen mußte, so war der letztere wohl auch Gott genug, sich über die körperliche Gleichheit des Tityus ohne weitere Abrechnung hinwegzusetzen, und seinen Sieg frohlockend für eine gelungene Unternehmung zu erklären. Mit dem Drachen können wir um so leichter fertig werden, je schwerer es dem Verf. geworden ist, ihm das Mindeste anzuhaben. Der zur Linken hinstreifende Blick des Apollo verfolgt deutlich ein fernes Ziel, senkt sich zu dem Ende nicht tiefer, als sich gehört, hat mit dem auf die Seite geworfenen Gegenstande in einem Hui abgeschlossen, paßt also ganz auf die Vorstellung des Python.

»Noch ein Wort über das Beywerk unserer Statue. Der Stamm an ihrer Seite ist durch Blätter und Frucht deutlich als Oelbaum bezeichnet. Dem Oelbaum fehlt jede nähere Beziehung auf Apollo. An die Seite eines Pythotödters aber ganz besonders gehört der Lorbeerbaum. Nach Erlegung des Drachen ging der junge Gott nach Tempe, und nahm dann, mit dem Lorbeer dieses Thales geschmückt, vom delphischen Orakel Besitz« (S. 237).

Der Pythotödter und der Lorbeerbaum sind schlechterdings unverträglich, würden in ihrer Verbindung einen vollkommenen Widerspruch im Beywerke bilden. Die Kunst mußte sich streng auf den gegebenen Moment beschränken, und jeder Andeutung entsagen, die davon abführen konnte, ganz besonders einer solchen, die der nächsten Zukunft vorgegriffen haben würde. Sie durfte sich eben so wenig irgend ein Attribut erlauben, das nach der öffentlichen Denkart mit dem Begriffe und Zustande des dargestellten Gottes unvereinbar war. Erwägen wir die angeführten Gründe näher, so erklären sie die Wahl des Lorbeerbaumes geradezu für unmöglich. Eben weil Apollo erst nach Erlegung des Drachen im Thale Tempe den Lorbeerbaum nahm, und dann das Orakel zu Delphi seinem Dienste widmete, durfte ihm die Kunst darin nicht mit ungeschickter Anmaßung zuvorkommen; sie mußte den Pythotödter im Augenblicke der vollendeten That von allen

Seiten zu erfassen suchen, ohne ihn auf seinem weiteren Wege lästig zu verfolgen, und sie konnte um so weniger über ihr Ziel hinausschweifen, je schärfer ihr dasselbe von dem Zusammenhange der Ereignisse vorgezeichnet war. Denn nach der alten Sage und Vorstellungsweise hatte sich Apollo, der auf Delos keinen Leichnam duldete, durch seinen Sieg über den Python entweiht; er bedurfte daher des sühnenden Lorbeers, um wieder seiner ursprünglichen Reinheit theilhaftig zu werden, wie sie dem Gotte ziemte, der sich zur Gründung des delphischen Orakelsitzes anschickte *). An der Seite des Pythotödters ist mithin unter den obwaltenden Umständen kein Platz für einen Lorbeerbaum, da dieser durch seine Gegenwart die Schlucht bey Crissa, wo der Drache hauste, mit Tempe, dem Reinigungsorte des Gottes, in eine unerträgliche Zusammenkunft verwickeln würde, sowohl in Betracht der äußern als innern Verhältnisse. Winckelmann äußert in dem oben bemerkten Entwurf zu seiner Beschreibung des Apollo die Vermuthung, daß der Lorbeerkranz ihm darum fehle, weil die Vorstellung auf die Zeit gehe, wo er die Daphne noch nicht geliebt hatte; ein Gedanke, der offenbar von dem Pythotödter zu weit abliegt, außerdem nicht recht einleuchten will. Auch die Platane, welche eine dem Texte unten beygefügte Note in Vorschlag bringt, ist in Absicht auf die Latona zu weit hergeholt. Zwar findet der Oelbaum in der Mythologie keine namhafte Stütze, dafür aber mannigfaltigen Halt in den Beschaffenheiten des Gegenstandes und der Darstellung. Apollo erfreute sich an Hainen, liebte besonders wildwachsende Bäume. Wahrscheinlich kommt der Stamm zu den Füßen des Apollo einem wilden Oelbaume zu, worüber die Vertrauten des Sylvans und der Pomona ohne Zweifel bereits auf dem Reinen sind. Für die Geschmacksliebhaberey des Apollo ist der wilde Oelbaum nicht unerheblich, noch weit mehr trägt er aus in Hinsicht auf die Oertlichkeit der Handlung. An ihm orientirt sich der Blick, gewinnt für das Verständniß den Boden fester Anschauung; erhält dadurch eine Aufforderung, die Andeutung des Schauplatzes in Gedanken weiter auszuführen.

Den unglücklichen Vermuthungen Visconti's ist die Annahme

*) Zum Belege des Obigen wird es genügen, folgende Stelle aus einem allgemein geschätzten Werke anzuführen (die Dorier von Hrn. Müller, II. S. 318): »Obgleich die Erlegung des Python als Triumph der höhern und göttlichen Kraft erscheint: so wird doch der erlegende Gott als befleckt von dem Blute des Ungethüms gedacht, und muß eine Reihe von Trübsalen und Leiden durchwandern. Die Cultussage ließ ihn gleich nach der That den heiligen Weg nach Tempe ziehen.«

beyzuzählen, daß unserer Statue der Apollo Alexikakos des Kalamis zum Grunde liege. Die Unhaltsamkeit jener Hypothese ist triftig dargethan.

Die eilfte Betrachtung hat es mit der Niobidengruppe zu thun, und zwar in Betreff der Meinungen, welche den vatikanischen Apollo mit ihr in eine ursprüngliche und unmittelbare Verbindung setzen wollen. Dabey werden gelegentlich auch die verschiedenen Vorstellungsweisen über die Anordnung der Niobiden durchgesprochen. Die Entscheidung fällt unter jedem Gesichtspunkte gegen die beleuchtete Annahme aus. Einer der letzten Gründe, hergenommen von dem Selbstgefühle des Gottes, das der Niobe und ihren Kindern gegenüber zu hart und verletzend seyn soll, würde für sich allein nichts ausrichten, Die übrigen Einwürfe sind von besserem Gewichte, zwey darunter einer besondern Aufmerksamkeit werth. Der eine geht auf das Mißverhältniß zwischen dem Höhenmaße des Apollo und der Niobe; jener, der Mann, der Gott, ist angeblich nur um einen Zoll größer als jene. Der andere weist darauf hin, daß die meisten Niobiden aufwärts blicken, Apollo mithin kaum anders wirklich anwesend gedacht werden könne, als in beträchtlicher Erhöhung über der Gruppe und in kolossaler Gestalt, woraus die Richtigkeit der besprochenen Annahme sattsam erhelle. Es sey erlaubt, den Fortgang des Berichts durch eine Frage zu unterbrechen. Sollen die emporgerichteten Blicke der meisten Niobiden nicht etwa nach der Absicht des Künstlers recht ausdrücklich, gleichsam zusehends, den ferngehaltenen Urheber ihres Verderbens bezeichnen; die Frage nach dem dunkeln Ausgangsorte der Pfeile, für welche in der nähern Umgebung keine Antwort zu finden ist? Daß nicht alle Personen dasselbe höhere Augenmerk verfolgen, dürfte zur Charakteristik der Scene gehören, und gleichfalls im Bereiche der sinnlichen Wahrnehmung für die Abwesenheit des Apollo sprechen. Den stärksten Ausschlag hätte wohl die Erwägung des verschiedenartigen Styls gegeben. Hier und da bewegen sich die Gedanken etwas zu lose und üppig; bey einem Gegenstande, welcher bisher der Freyheit und mitunter selbst der Willkür so viele Vergünstigungen dargeboten hat, bleibt es billig Jedem überlassen, sich seinen Weg nach Belieben zu erleichtern. Ohne Zweifel konnte die Prüfung von mancher Seite her noch schärfer geführt werden, vielleicht bis zur entschiedenen Vernichtung der rettungslosen Annahme, denn einige der vortheilhaftesten Angriffspunkte sind unberührt geblieben; deßwegen bleiben aber Ergebniß und Verdienst der Untersuchung im Wesentlichen nichts desto weniger gesichert.

Den Schlußpunkt der hypothetischen Erklärungsversuche

bildet die Ansicht Miserini's, nach welcher der vatikanische Apollo ein echt römisches Werk seyn soll, eine Darstellung des Kaisers Augustus, unter der Gestalt des Apollo von Aktium, gedacht in dem Augenblicke, wie er durch sein Geschoß den berühmten Sieg zu Gunsten seines Lieblings entscheiden hilft. Die Widerlegung dieser seltsamen Grille macht den Gegenstand der zwölften Betrachtung aus. Miserini erleidet eine vollständige Niederlage, theilt zur Strafe für seinen unzeitigen Kunstpatriotismus das Schicksal der flüchtigen Kleopatra. Sein Gegner, überall im Vortheil, treibt besonders mit dem Apollo Sandaliarius, dem aufgerufenen Beschützer der Hypothese, ein ergötzliches Spiel des Witzes, das dießmal vollkommen in der Ordnung ist.

An der Spitze der dreyzehnten Betrachtung stehen Bemerkungen über Homer und Hesiodus, die dichterischen Ahnherren der griechischen Plastik. Daran knüpft sich eine Nachweisung der verschiedenen Stufen, auf welchen sich die Kunst allmälig zur reinpoetischen Auffassung erhob, und diese ebenfalls in dem Beschauer weckte. Erinnerungen an den poetischen Sinn Winckelmann's. Herder's angeführte Meinung daß Lessing sich im Laokoon als schaffender Poet erwiesen habe, dürfte im Lobe des großen Kritikers zu weit gehen. Seine Stärke lag unstreitig mehr in der Analysis als in der Synthesis; letztere bleibt aber unter allen Umständen das Hauptmerkmal eines dichterischen Vermögens. Poetische Seite des griechischen Kunsturtheils, häufig verstärkt bis zum Ausdrucke schmerzlicher Sympathie. Der Liebesroman zwischen einer jungen Römerin und dem vatikanischen Apollo hätte still ad acta gelegt werden können. Das alterthümliche Lächeln der griechischen Götter erklärt sich Ref. in der Hauptsache anders als der Verf., der bey dieser Gelegenheit eben so wie bey früheren Veranlassungen das Verhältniß zwischen dem Kunstwerke und dem Beschauer über die Gebühr auszudehnen scheint. Der Begriff der Illusion mußte im Laufe der Zeit nothwendigerweise mannigfaltige Abwandlungen erfahren; diese hätten näher bezeichnet werden sollen. Berührungen zwischen Kunst und Wirklichkeit, vermittelt durch den Eindruck der Natur, der Vaterlandsliebe, des Nationalstolzes, warm und würdig geschildert. Die Plastik der griechischen Poesie ist zu wenig bestimmt und hervorgehoben, hinsichtlich der Mißverständnisse, welche daraus für unsere neuere Poetik hervorgegangen sind. Allegorische Bedeutung der Kunst. Dichterische Komposition des Reliefs. Gipfelschwung der Poesie in dem olympischen Jupiter des Phidias. Allen diesen Membris disjectis fehlt etwas Wesentliches, die nähere Beziehung auf den vatikanischen Apollo.

Die vierzehnte Betrachtung gedenkt zuvörderst der Verglei-

chungspunkte, welche die antike Kritik zwischen Beredsamkeit und Poesie gezogen hat, bewährt dann die Gemeinschaft sämmtlicher Künste, zeigt, wie dieselbe schon in den Gesängen Homers von fern hervortritt, und verbreitet sich nachher umständlicher über das Wesen der griechischen Tragödie, mit gelegentlicher Rücksicht auf ihren plastischen Charakter. Dieser wird indessen mehr nach vorausgesetzten als nach bestimmten Begriffen in die Darstellung aufgenommen, zum Schaden ihres nächsten Zweckes, dem das unmittelbare Interesse der Kunst über Alles gehen muß. Eine genauere Durchführung der längst bekannten Ansichten, unterstützt von den Aufklärungen der letzten Zeit, behandelt im Sinne wissenschaftlicher Forderungen, würde dem Buche um so mehr zur Empfehlung gereicht haben, da der Gegenstand, ungeachtet so vieler verdienstlicher Bemühungen, für das Bedürfniß der Kunst noch immer nicht rein erledigt ist. Revisionen des Bestehenden sind in der Theorie der Künste nöthiger als irgendwo, weil sich hier der Auktoritätsglaube leichter und schneller einnistet. Für sich betrachtet, treten die Bemerkungen über die griechische Tragödie, ihrem sonstigen Werthe unbeschadet, zu stark heraus. Es war viel natürlicher, die Kenntniß der erläuterten Punkte im Allgemeinen vorauszusehen, als die Einsicht in ihre Verhältnisse zur Plastik. Die Fortsetzung der Inhaltsanzeige dürfte das Gesagte rechtfertigen. Die Abkunft der tragischen Fabeln aus der Götter- und Heroenwelt gewährt ihnen Bedeutung und Dauer im Nationalgefühl, und führt denselben auf dem Gebiete der Plastik gleiche Begünstigungen zu. Fortschreitende Ausbildung der Idealgestalten unter den Händen der Dichter und Bildner. Die Uebereinstimmung des zwiefachen Verfahrens ist mehr behauptet als erklärt, mit Hintansetzung der Unterschiede, die von der Eigenthümlichkeit der beyden Kunstarten unzertrennlich sind, und in der Geschichte offen durchleuchten. Ungehemmte Wirksamkeit der Leidenschaft und des Affekts in der griechischen Tragödie. In ihrer unbedingten Allgemeinheit ist die Behauptung falsch, streitet mit der Reinigung der Gemüthszustände, worin Aristoteles, gewiß mit dem höchsten Rechte, hauptsächlich Wesen und Zweck der Tragödie erkennt. Weiterhin (S. 320) heißt es: »Der Affekt scheint nicht selten einer bloß abstrakten Plastik anheimgefallen, von jeder Individualität abgelöst, nur die reine Allgemeinheit seines Begriffs darzustellen. Diese Breite der Ausführung, dieses Festhalten jedes Moments ist überhaupt der antiken Tragödie eigen. Keine Saite wird angeschlagen, welche der Dichter nicht bis zur letzten, leisesten Schwingung ausbeben ließe. Manchmal ist es in der That nicht anders, als hätte die Darstellung nur eine schon gegebene, mathematisch

umschriebene Fläche wie den Raum eines Giebelfeldes auszufüllen.« Von der Spitze des Giebelfeldes ließe sich eine nachdrückliche Standrede gegen die Schwäche der Grundlage halten, wäre das Hinaufsteigen nicht so beschwerlich. Die mathematisch umschriebene Fläche und die abstrakte Plastik nehmen sich in ihrer tragischen Umgebung aus wie zwey gekreuzte Kartenblätter auf einem altritterlichen Wappen. Sollte jeder Moment ohne Unterschied so lange hin und her gewendet werden, bis die Zahl seiner Schwingungen erschöpft ist, so würde Melpomene nicht weit kommen, und aus Scham über ihre stockende Bewegung die Maske tief übers Gesicht ziehen müssen. Die Beschreibung gilt mit gehöriger Einschränkung am meisten vom Chor, und mehr von dem des Aeschylus als jenem des Sophokles. Wechselwirkung zwischen Recitation, Gesang und Musik. »Die theatralische Gestalt wird durch das Gewicht und den Prunk der Umhüllung in ein eigenes Maß hinabgedrückt; sie sucht den festen Ruhepunkt eines kompakten Körperlichen mit derselben Entschiedenheit, mit welcher die Statue sich zu verflüchtigen und der Basis zu entrinnen strebt.« Hat der Verf. bey Betrachtung des tragischen Theaterkostümes die plastische Ruhe so völlig aus dem Gesichte verloren, daß er nur an die plastische Lebendigkeit denken konnte, und dieser in seiner Einbildung die Gestalt einer Luftspringerin geben mußte? Eine Statue, welche sich auf die Basis verflüchtigen will, stelle man Wunders halber unter eine Retorte; da ist sie weit besser an ihrem Platze, als in der Gesellschaft des vatikanischen Apollo, dem sie durch ihr fahriges Wesen gefährlich werden könnte. Gegen das mißverstandene Milderungsprincip kommen mehrere gute Bemerkungen vor; besondern Werth behauptet die Ansicht von den Erschütterungen des Geheimnißvollen, ihren Motiven, Mitteln und Wirkungen, ihren Beziehungen zu der Verlegung der Mordscene hinter die Bühne. Einzelne Sonderbarkeiten des Aeschylus sind nur im Zusammenhange und aus der Eigenthümlichkeit des Dichters richtig zu beurtheilen, hätten daher in einer Schilderung der tragischen Gesammtverfassung gar nicht berührt werden sollen.

Die Reichhaltigkeit der funfzehnten Betrachtung verstattet keinen summarischen Bericht. Sie bezeugt einen achtungswerthen Fleiß, gewährt durch Anordnung und Auswahl eine bequeme Uebersicht, und setzt sich mit den Werken der Tragiker, auch ihren verlornen, in eine anziehende Verbindung. An und für sich ist sie schätzbar, dem eigentlichen Zwecke des Buches kömmt sie zu wenig nach. Gleich von vornherein wird zwar die Schwierigkeit der Untersuchung angegeben, aber nirgends ein Versuch gemacht, dieselbe zu lösen. »Es läßt sich freylich nur selten ent-

scheiden« — so heißt es S. 348: — »ob der griechische Schauspieler Bildwerke zum Muster nahm, oder umgekehrt der Bildner den Erscheinungen der Bühne folgte. In gar manchem Punkte ist das Verhältniß des Drama zur Plastik als ein Verhältniß der Wechselwirkung zu betrachten.« Unstreitig ruhten die würdigern Schöpfungen der Plastik ursprünglich auf dem Geiste der epischen Poesie und den fortdauernden Regungen, die sich mit jenem im allgemeinen Seyn und Sinn des Volks verschmolzen. Die Plastik war in der Mitte jener Einwirkungen früher in sich begründet, als das Drama, welches zu seinem Gedeihen eine größere Reife der gesellschaftlichen Entwicklung verlangt. Nun liegt es ferner im Wesen und zumal im technischen Elemente der Plastik, rein auf sich selbst fortzubauen, fremdartige Einflüsse möglichst abzuhalten, und werden sie zuletzt unwiderstehlich, dieselben zu brechen, und sie erst vermittelst einer naturgemäßen Verwandlung in sich aufzunehmen. Dazu kommt, daß die den Göttern geweihte Plastik in der Verehrung des Volks weit über dem Ansehen des Drama stand, sich ihrer Bestimmung zu Folge den herrschenden Bedürfnissen und Begriffen unmittelbar anschließen müßte, ohne einen besondern Grad von Bildung und Verfeinerung in Anspruch zu nehmen, wodurch sie nicht nur an Wirksamkeit, sondern auch an Selbstständigkeit verloren haben würde. Kunstarten, die von der öffentlichen Sitte und Denkart nicht so streng bedingt waren, als die dem Cultus angehörige Plastik, konnten sich auf dem Wege der Nachahmung und Anbequemung freyer bewegen. Ein Verhältniß der Wechselwirkung fand zwischen der Plastik und dem Drama unfehlbar in derselben Weise Statt, als jede Seite des griechischen Lebens von der andern angezogen, und nach dem Gesetze jener allgemeinen Uebereinstimmung durchgebildet wurde; aber dieser Umlauf des Einflusses läßt sich nicht nach oberflächlichen Aehnlichkeiten, theilweisen Berührungen und einzelnen Verbindungszügen des Zufalls, der Gelegenheit, der Naturnothwendigkeit bestimmen, noch weniger auf eine sichere Ordnungsfolge zurückführen, er arbeitet vielmehr überall von innen heraus nach einer Regel, die sich mannigfaltig abstuft, ohne dabey ihre Kraft und Gewißheit preiszugeben. Hingegen eine Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Künsten, wie z. B. zwischen der Plastik und dem Drama, in der Art annehmen, daß die eine sich gewisse Zeit hindurch leidend, die andere thätig verhält, und nachher die Sache sich umkehrt, ist eine mechanische Vorstellungsweise, worauf zuletzt jede Betrachtung hinausgeht, welche die Gränzen eigenthümlicher Gestaltungen beliebig verwischt, anstatt sie auf dem Grunde ihrer ursprünglichen und fortdauernden Geistesgemeinschaft innerhalb geschlossener Linien aus einander zu

halten. Ueber diese Punkte mußte der Verf. entweder neues Licht verbreiten, oder wenigstens in der Behandlung seines Gegenstandes zeigen, daß er die Masse und den Werth unausbleiblicher Einwürfe erwogen habe, und ihnen so viel als möglich vorzubauen strebe. Er fängt indessen wieder getrost da an, wo Spence in seiner Polymetis vor etwa hundert Jahren aufgehört hat, als seyen die treffenden Entgegnungen Lessings in Vergessenheit gerathen; denn die neue Vorbereitung, welche angeblich den alten zerrissenen Schlauch ausbessern soll, kann nicht einmal für erträgliches Flickwerk gelten. Alles, was an Vasengemälden und den Reliefs der Sarkophage auf Nachahmungen der Bühnenvorstellungen bezogen wird, und im Wesentlichen keinem Zweifel unterliegt, verfehlt dessen ungeachtet seinen eigentlichen Zweck, weil zwischen jenen untergeordneten Kunstwerken und den strengern Darstellungen der Plastik eine unübersteigliche Kluft befestigt war, so daß in dem einen Bereiche etwas gültig seyn konnte, was dem andern durchaus untersagt blieb. Die Nothwendigkeit der nicht auszugleichenden Trennung ergibt sich bey einigem Nachdenken ganz von selbst aus der Natur der Dinge, der Kürze wegen genüge es, das Zeugniß einer der ersten Kenner mit seinen eigenen Worten anzuführen *): »Das scenische Kostüm der alten Götter und Heroen ist mit dem plastischen durchaus nicht zu vergleichen.« Damit sind alle Beziehungen durchstrichen, welche der Verf. auf eine solche Vergleichung zu gründen sucht. Am übelsten fährt dabey der Onkos der Theatermaske auf dem Haupte Jupiters, des göttlichen Protagonisten. Bisher setzte man den charakteristischen Haarwuchs des Jupiters mit der Mähne des königlichen Löwen in Verbindung, nach Feuerbachs Meinung macht er einen Bestand der Theaterfrisur aus. Aristophanes wäre der Mann, dieser Hypothese die Locken zu drehen. Von Statuen werden bloß drey als Belege einer engern Uebereinstimmung zwischen Plastik und Poesie aufgeführt; der Philoktet des Pythagoras von Rhegium, nach einer Meldung des Plinius; die sogenannte Gruppe des Menelaos aus der Villa Ludovisi, welche Winckelmann für eine Erkennungsscene des Orestes und der Elektra erklärte, und zuletzt der Laokoon. Muthmaßungen können nicht überzeugen; je mehr die Willkür mit ihnen spielt, desto weniger eignen sie sich zur Widerlegung. An Laokoon hat

*) Aeschylos Eumeniden, griechisch und deutsch, mit erläuternden Abhandlungen über die äußere Darstellung und über den Inhalt und die Komposition dieser Tragödie, von K. O. Müller. Göttingen, im Verlage der Dietrich'schen Buchhandlung, 1833. S. 109.

der Verf. eine akustische Entdeckung gemacht. Gewissermaßen ging Göthe über die herrschende Vorstellung noch um etwas hinaus, als er in seiner Selbstbiographie den Gedanken aussprach, daß Laokoon auch aus physiologischen Gründen nicht schreyen könne, abgesehen von den Forderungen der Würde und Schönheit. Feuerbach spricht dagegen zum Erstaunen der Zeitgenossen mit einer solchen Gewißheit von dem Schreyen des Laokoon, als sey er im Stande, dasselbe auf Verlangen aus dem Griechischen ins Deutsche zu übersetzen. »Es ist keineswegs ein beklommenes Seufzen, wie Winckelmann glaubte; es ist der laute, volltönende Weheruf, welchen der griechische Beschauer von den Lippen des leidenden Philoktet, des rasenden Herkules, des sterbenden Agamemnon zu hören gewöhnt war« (S. 391). »Unbegreiflich, wie man dieß je verkennen konnte!« (S. 391). Oeffnete Laokoon wirklich den Mund mit einem solchen Ausdrucke von Entschiedenheit, daß sein Geschrey für das Ohr des Geistes im Marmor wiedertönte, so würde der ungeheure Kontrast von Wahrheit und Unmöglichkeit bloß dazu dienen, das Pathos der Darstellung lächerlich zu machen.

Endlich macht uns die sechzehnte Betrachtung, abweichend von allen früheren Deutungen, mit dem tragischen Moment bekannt, in welchem der vatikanische Apollo gedacht seyn soll. Seine künstlerische Abkunft ist angeblich in den Eumeniden des Aeschylus zu suchen, in der Stelle, wo Apollo im Innern des delphischen Tempels den Furien, die den Muttermörder Orestes bis dahin verfolgt haben, mit den drohenden Worten entgegentritt:

»Hinaus, ich will's, aus diesem Heiligthume schnell
Hebt euch hinweg, vom Sehersitze lasset ab;
Damit du nicht die blanke Flügelschlang' empfahst,
Die los von goldgetriebener Bogensehne stürmt,
Und dunkeln Menschenblutes Schaum du dann vor Schmerz
Ausspuckst in Klumpen, so du mordend eingeschlürft.
Nicht diesem Heiligthume ziemt dir anzunah'n.
Hin! wo das Haupt im Blutgerichte fällt, wo man
Ausbohrt das Aug', wo Schlächterey, Verderb der Kinderfrucht,
Entmannung wird geübet und Verstümmelung,
Wo Peinigung, wo tiefes Mitleidsweh erregt
Der Angespießten Wimmerlaut! — Versteht ihr auch,
Auswurf der Götter! welcher Art das Festgepräng',
Das euch erletzt? Dein ganzes Wesen zeugt dafür.
Des Leu'n, des Blutgenährten, wild Geklüfte mag
Ein solch Gezücht bewohnen, aber nimmer soll
Es schänden mir des Götterausspruchs Heiligthum.
In Wüstenéy'n entweichend irret heimatlos.
Denn nie befreundet solcher Horde sich ein Gott.«

Das Unnatürliche der aufgestellten Erklärung liegt so offen vor Augen, daß einige aphoristische Gegenerinnerungen als Antwort hinreichen. Sie sind als eine Reihe von Thesen zu betrachten, deren Vertheidigung größtentheils schon in ihrer Anzeige enthalten ist. Zuvörderst widerspricht es der Popularität, der Autonomie, der Wirksamkeit, und bey Götterbildern, zumal bey solchen, die der öffentlichen Verehrung geweiht waren, sogar der Religiosität der Plastik, Meisterwerke, wie der vatikanische Apollo eines ist, in einer augenblicklichen Abhängigkeit von dem Gange einer Tragödie und der Ideenverbindung eines einzelnen Menschen, des Dichters, zu denken. Ihr Lebensquell war und blieb der Mythus, aus dem auch die Poesie schöpfte, zuweilen mit Eigenmacht. Weder der Seelenausdruck, noch die körperliche Erscheinung des Apollo stimmt mit dem Sinne der bezeichneten Scene gehörig zusammen. Die Unhaltbarkeit der Voraussetzung legt sich besonders in dem Olivenstamme an der Seite des Apollo zu Tage. Endlich ist auch die Chlamys in ihrer Vereinzelung nichts weniger als theatralisch. Unter dem Vorsitze des Momus ließe sich ohne Hülfe der neun Schwestern über diese Punkte eine muntere Disputation halten.

Die siebzehnte und letzte Betrachtung beginnt mit Bemerkungen über den Fortgang und Zusammenhang in den Darstellungen des Apollo, und stellt die darauf bezüglichen Data der alten Kunst in einer Uebersicht zusammen. Mit Recht wird bey der Frage über die Entstehungszeit des vatikanischen Apollo ein besonderer Nachdruck auf die Behandlung der Haare und der Draperie gelegt, Kennzeichen, die, so weit die Möglichkeit einer umfassenden Vergleichung und Schlußfolge reicht, vielleicht noch nicht sorgfältig genug beachtet sind. Aus den Beobachtungen der Mineralogen, unter denen der berühmte Dolomieu obenan steht, dem auch Brard beypflichtet, ergibt sich, daß der Marmor des vatikanischen Apollo carrarischer ist, wofür ihn schon früher Hirt erklärt hatte. Das alte Antium, jetzt Capo d'Anzo, ist der Fundort unserer Statue und der Geburtsort Nero's, wo derselbe als Kaiser häufig und gern verweilte, einen Hafen anlegte, die Uebersiedlung einer Kolonie gründete, und zur Ausschmückung seines Lieblingsaufenthalts ohne Zweifel Kunstwerke aller Art anhäufte. Mit der freylich nur schüchtern hingeworfenen Vermuthung, daß der vatikanische Apollo in Bezug auf das Zusammentreffen jener Umstände unter den Auspicien des Nero entstanden seyn könne, will sich die früher vorgetragene Hypothese nicht reimen, der zu Folge die Idee der Statue auf die Eumeniden des Aeschylos zurückgehen soll, so viele Mühe sich der Verf. auch gegeben hat, die Verträglichkeit der beyden Annahmen zu

retten. Mit den Neronischen Auspicien ist es wohl nicht ernstlich gemeint, da die muthmaßliche Ausmittlung der Zeit oder der Kunstperiode, welcher die Entstehung unserer Statue ungefähr angehören dürfte, strengere Forderungen hervorruft, als ein leichter Einfall befriedigen kann. In Betreff der angeregten Zeitbestimmung ist die Folgerung, welche Lessings Scharfsinn aus einer übersehenen Stelle des Plinius zog, noch immer nicht entkräftet, und für den Ursprung des vatikanischen Apollo schwerlich ganz unbedeutend oder gleichgültig. Thiersch hat unter der Fahne Lessings gegen die beliebte Erklärung des vielbesprochenen Similiter so triftige und durchaus natürliche Einwendungen vorgebracht, daß es kaum begreiflich ist, wie man ihnen ohne Vorurtheil widerstehen kann, noch weniger, wie man sie mit Erfolg widerlegen will. Ref. berührt diesen Streitpunkt bloß in sofern, als derselbe ein Gegenstand freyer Ueberzeugung ist, in deren Sinn er die ganze Anzeige geschrieben zu haben wünscht.

Art. V. Spanisches Lesebuch. Auswahl aus der klassischen Literatur der Spanier in Prosa und in Versen, nebst kurzen biographischen und literarischen Nachrichten und einem vollständigen Wörterbuch. Zum Gebrauch für Schulen und zum Privatunterricht. Von Dr. V. A. Huber. (Auch unter dem spanischen Titel: Teàtro pequeño de Elocuencia y Poesia castellana con breves noticias biográficas y literarias por D. V. A. Huber.) Bremen, Druck und Verlag von J. G. Heyse. 1832. gr. 8. XIV u. 699 S. und das Wörterbuch VIII und 118 S.

In einem kritischen Institute, wie diese Jahrbücher, die ihrer Bestimmung nach nur solche Werke besprechen sollen, durch welche die Wissenschaft wesentlich gefördert wurde, kann von Lehr- und Handbüchern nur dann die Rede seyn, wenn sie entweder das Gebiet des Wissens materiell bereichern, oder durch ihre formelle Vollendung als Musterwerke aufgestellt werden können. Wir haben daher eben dadurch, daß wir das vorliegende Buch einer ausführlicheren Anzeige in diesen Blättern werth hielten, auch schon in vorhinein unser Urtheil über dasselbe ausgesprochen. Denn Herrn Huber's Werk muß nicht nur unter den »spanischen Lesebüchern für Deutsche« unbedingt als das beste anerkannt, sondern es kann auch als Muster seiner Gattung überhaupt aufgestellt werden. Wir halten nämlich für die höchste Aufgabe eines klassischen Lesebuchs (dann aber nicht zu verwechseln mit sprachlichen Elementar- oder stylistischen Musterbüchern, mit einer Sammlung von Sprachproben oder literär-historischen und biographisch-kritischen Chrestomathien):

durch Auswahl und Anordnung charakteristischer Musterstücke ein vollständiges Bild von der klassischen National-Literatur eines Volkes nach ihren Hauptrichtungen und Hauptformen, mit dem nöthigsten literarisch-exegetischen Apparat und in möglichster Beschränkung zu geben. Daraus ergibt sich auch der bey Beurtheilung einer solchen Sammlung allein richtige Maßstab in Beziehung auf die Auswahl der aufgenommenen Musterstücke; denn sind diese nicht nach einer bloß subjektiven, sondern vorzugsweise objektiven, den erst angegebenen Zweck der Aufgabe bestimmt und vollständig auffassenden Ansicht gewählt, so ist es unbillige, ja leere Tadelsucht, über Einzelnes zu streiten, da eines Theils kein Mensch alle Subjektivität unterdrücken oder alle äußeren Hindernisse überwinden kann, anderen Theils von jeder, etwas reicheren Literatur mehrere solche Lesebücher von gleichem Werth und gleicher relativen Vollständigkeit neben einander bestehen können, von denen jedes durchaus andere Stücke enthält *).

Der Herausgeber des vorliegenden Lesebuches hat diese Aufgabe mit sicherem Takte, großer Umsicht, genauer Kenntniß des Materials und nicht gewöhnlichen Hülfsmitteln musterhaft gelöst. Durch Auswahl charakteristischer, ja meist an und für sich schon sehr interessanter Musterstücke und zweckmäßige Anordnung derselben gibt er uns ein vollständiges Bild von der klassischen National-Literatur der Spanier nach ihren Hauptrichtungen und Hauptformen. So finden wir in der prosaischen Abtheilung (Parte primera ó prosáica) die vorzüglichsten Repräsentanten des historischen Styls: den wegen seiner, oft bis zur Dunkelheit prägnanten Darstellung mit Sallust verglichenen Diego Hurtado de Mendoza (Guerra de Granada. Libro I. Introduccion); — den eben so energischen, aber natürlicheren Francisco de Moncada, Conde de Osona (Expedicion de los Catalanes y Aragoneses contra Griegos y Turcos. Cap. 34, 35, 36, 43, 44); — den mit anschaulicher Leben-

*) Es ist daher keineswegs nöthig, von allen bedeutenderen Schriftstellern Stücke aufzunehmen, und wir sind mit Hrn. H. vollkommen einverstanden, wenn er, durch Beschränktheit des Raumes genöthiget, es vorzieht, von einem oder einigen der besten in jedem Fache, d. i den eigentlichen Tonangebern und Repräsentanten der übrigen, längere Proben mitzutheilen, als kürzere von allen oder mehreren derselben Farbe; da dadurch der Hauptzweck, durch Hervorheben des Charakteristischen einen bleibenden Eindruck zu machen und ein deutliches Bild zu gewähren, weit sicherer erreicht wird, und es sich hier nicht um quantitative, sondern um qualitative Vollständigkeit handelt.

digkeit, scharfer Beobachtungsgabe, Tiefe der Reflexion und Gefeiltheit des Ausdrucks im Geiste des klassischen Alterthums selbst erlebte Ereignisse schildernden, und doch außerhalb der pyrenäischen Halbinsel noch fast gar nicht bekannten Francisco Manuel de Melo (Historia de los movimientos y separacion de Cataluña. Libro II); — den mit glänzenden poetischen Farben, in einer blühenden, bilderreichen und sententiösen, aber reinen, zierlichen und harmonischen Sprache mehr malenden und emphatisch panegyrisirenden, als erzählenden Antonio de Solis y Ribadeneira (Historia de la conquista de Méjico: Motezuma; — El templo del dios de la guerra; — Presagios de la ruina del imperio mejicano; — Evacuacion de Méjico por los Españoles; — Fin de la retirada y batalla de Otumba); — den mit ächt ciceronianischer Eleganz, Würde und Beredsamkeit seinen eigenen und seiner Amtsgenossen Antheil an der Lenkung des Staatsruders während des Unabhängigkeitskrieges erzählenden und rechtfertigenden Gaspar Melchor de Jovellanos (Memoria a mis compatriotas. Introduccion); und endlich den mit französischer Nettigkeit und Glätte geistreich skizzirenden Francisco Martinez de la Rosa (Bosquejo histórico de la guerra de las comunidades; als Einleitung zu dessen Trauerspiel: La Viuda de Padilla). — Eben so werden die trefflichsten Muster von allen Hauptgattungen der dogmatischen Prosa mitgetheilt; wie die durch Gründlichkeit, Patriotismus, Eleganz und Reinheit der Sprache gleich ausgezeichneten kritischen Beurtheilungen des Antonio Capmany y de Monpalau (Teatro histórico-crítico de la elocuencia española: Frai Luis de Leon; — Mariana; — Oradores sagrados de Francia; — Frai Luis de Granada; — De la elocuencia sagrada y profana; — Del natural ingenio de los Españoles); — die gediegen-klare, mit der Umsicht eines hochgestellten praktischen Staatsmannes und der Korrektheit eines klassisch gebildeten Schriftstellers abgefaßte staatswirthschaftliche Abhandlung des Pedro Rodriguez, Conde de Campomanes (Discurso sobre la educacion popular de los artesanos: Del comercio exterior y del que de España se hace á las Indias en particular); — die besonnen und allseitig würdigenden politischen Betrachtungen über Napoleon als Staatsmann aus dem »Censor« (Tom. IX. 1821: Consideraciones sobre Napoleon Bonaparte); — und der durch erschöpfende Beleuchtung des Gegenstandes eben so belehrende, wie durch Schönheit der Darstellung anziehende streng wissenschaftliche Aufsatz über die Baumwollenpflanze von Simon de Rojas Clemente (Memoria sobre el

cultivo y la cosecha del algodon en general y particularmente en la vega de Motril). — Gleich treffend gewählt sind die Proben von der Beredsamkeit im engeren Sinne, und zwar von der religiös-ascetischen einige Stellen voll tiefer mystischer Begeisterung und gläubiger Salbung in einem prächtig erhabenen und doch klaren, harmonischen Style aus den Werken des Frai Luis de Granada (Del conocimiento de Dios; — De la grandeza de Dios; — De la humildad; — La virtud bien universal; — Consolacion de las almas virtuosas en la oracion; — La muerte; — Misericordia de Dios para con el hombre; — El descendimiento del Salvador al limbo; — Del temor de Dios); — von der auch bey den Spaniern nach französischem Vorgang eingeführten akademischen Lobrede (Eloge) aber die auf Carl III. (Elogio de Carlos III) von Jovellanos, nicht bloß durch rhetorische Schönheit, sondern auch durch die gründliche Würdigung der Verdienste dieses Monarchen und der Spanier überhaupt um die Nationalökonomie als Wissenschaft auszeichnet. — Im Fache des Romans dürfen in keinem spanischen Lesebuche Proben aus dem Nationalwerk in höchster Potenz, dem einzigen, unvergleichlichen »Don Quijote« fehlen; hier sind die Cap. 19, 20 und 21 aus der Parte segunda (die Episode von Basilio und Quiteria und von der Hochzeit des reichen Camacho enthaltend) aufgenommen; aber auch von dem, den Spaniern ganz eigenthümlichen Schelmenromane (del género picaresco) sind als Probe einige Hauptstücke (Cap. 3, 12, 13, 14) der »Historia del gran Tacaño« von Francisco Quevedo Villegas mitgetheilt. — Wie hätte aus dem reichen Novellenschatze der Herausgeber wohl glücklicher wählen können, als durch die Aufnahme der »Preciosa« κατ' ἐξοχήν!? — Eben so charakteristisch sind endlich auch die aufgenommenen Muster von den verschiedenen Formen der satyrischen Prosa, an denen die spanische Literatur so überreich ist, wie Quevedo's humoristischer Traum vom jüngsten Gericht (El sueño de las calaveras); — die Stellen aus dem allegorisch-satyrischen Weltgemälde von Baltasar Gracian (»*El Criticon*«: La muerte; — Decifracion de los hipócritas y aparentadores de lo que no son; — Rueda del tiempo y sus mudanzas; — La feria del mundo; — Refiere Andrenio la impresion que hizo en sus sentidos el espectáculo del mundo etc....) zugleich die geistreichste Probe von dem prosaischen »Estilo culto;« — die berühmte, dem Jovellanos von Einigen zugeschriebene, ironische Lobrede auf das spanische Volk: »Pan y Toros;« — und eine der ebenfalls in die-

ser Manier geschriebenen »Cartas de un pobrecito holgazan« von Sebast. Miñano [1]). — Die bisher aufgezählten Musterstücke der prosaischen Abtheilung sind nicht nach Fächern, sondern chronologisch geordnet, was wir ebenfalls nur billigen können, da dadurch der Bildungsgang der Sprache, die geistige Richtung der verschiedenen Zeiten und das derselben entsprechende Vorherrschen bestimmter Formen und Stylgattungen am besten veranschaulicht wird.

Die zweyte oder poetische Abtheilung (Parte segunda ó poética) ist, zur leichteren Uebersicht, in acht Unterabtheilungen getheilt, in deren jeder aber die einzelnen Stücke wieder chronologisch geordnet sind. Und zwar, in naturgemäßer Ordnung:

I. Epische Poesie (Poesía épica).

a) Epische Kunstpoesie.

α) Heroisches Epos: Aus der »Araucana« von Alonso de Ercilla y Zuñiga: Fiestas y juegos públicos de los Araucanos; — aus dem »Bernardo ó la victoria de Roncesvalles« von Bernardo de Balbuena: Combate singular entre Bernardo y Roldan; — und die Introduccion aus »Las naves de Cortes destruidas« von José María Vaca de Guzman [2]).

---

[1]) Mit Recht hat Hr. H. zwey Muster von der ironischen Form der Satyre aufgenommen, diese ist die Lieblingsform der Spanier, in der sie von keiner andern Nation übertroffen werden; denn ein so gravitätisches Volk, wie das spanische, liebt selbst beym Scherzen den Schein des Ernstes.

[2]) Wir glauben nicht, uns der oben von uns selbst gerügten »leeren Tadelsucht« schuldig zu machen, wenn wir statt der Stelle aus dem Preisgedichte des Vaca de Guzman lieber eine aus dem Gedichte seines Mitbewerbers, Nicolas Fernandez de Moratin, aufgenommen sähen; denn wenn auch die k. span. Akademie dem Gedichte des Ersteren den Preis zuerkannt hat, so hat doch das spanische Publikum, und wie wir glauben mit Recht, ganz anders geurtheilt, da das Gedicht des Vaca de Guzman beynahe schon der Vergessenheit übergeben ist, während das Moratin's von der ganzen Nation und den einheimischen Kritikern als eines der gelungensten epischen Gedichte der Spanier gepriesen, und noch immer mit gleicher Bewunderung gelesen wird (so sagt z. B. ein tüchtiger Beurtheiler beyder Gedichte in den *Ocios de Esp. emigrad.* Tom. IV. p. 108: »Si mi opinion fuese capaz de tener algun peso al lado de la de los sábios académicos leeria *la premiada* (composicion) *con placer, y con admiracion la desechada*«).

β) Religiös-mystisches Epos: Aus der »Inocencia perdida de los primeros padres« von Felix José Reinoso: La caida de los primeros padres [1]).

γ) Ironisches Epos: Aus der »Mosquea« des José Villaviciosa: Batalla campal entre moscas y pulgas.

b) Epische Volkspoesie (Romances históricos). Eine treffliche Auswahl von 16 der schönsten ächten Volksromanzen (9 vom Cid, 5 maurische und 2 vom König Sebastian von Portugal) [2]).

Den Uebergang von der epischen zur lyrischen Kunstdichtung bildet

II. Die lyrisch-heroische Poesie (Poesía lírico-heróica).

Diese Abtheilung enthält wahre Prachtstücke; und zwar: die »Profecía del Tajo« von Frai Luis de Leon; — die beyden Oden von Fernando de Herrera: »En la batalla de Lepanto« und »En la pérdida del Rey Don Sebastian;« — »En la victoria de Bailen« von Alberto Lista; — »La invencion de la imprenta« von Manuel José Quintana;

---

[1]) Schade, daß die »Cristiada« des Padre Diego de Hojeda (die einzige Ausg. erschien zu Sevilla 1611. 4.) selbst in Spanien so selten ist, daß der Graf von Noroña es der Mühe werth hielt, einen, aber bis jetzt noch ungedruckten Auszug in einem eigenen Werkchen davon zu geben (s. Fuster, Biblioteca Valenciana. Valencia 1830. 4. Tom. II. p. 382). Zwar befinden sich Stellen aus der Cristiada in Quintana's »Musa épica castellana« (Madrid 1833. 2 Vols. 12.); aber auch von dieser, die gelungensten Stellen aus den älteren epischen Gedichten der Spanier enthaltenden Sammlung ist wohl kaum noch ein Exemplar nach Deutschland gekommen. Sonst hätte es Hr. H. gewiß nicht unterlassen, auch von der so sehr gerühmten »Cristiada« Proben aufzunehmen.

[2]) Man wird es hoffentlich nicht als Krittelei auslegen, wenn wir die Romanzen an die Spitze der epischen Abtheilung gestellt wünschten; denn die Volkspoesie, und insbesondere die epische, ist überall und jederzeit der Kunstpoesie vorausgegangen; so sind die meisten Romanzen, selbst in der auf uns gekommenen Form, gewiß viel älter als alle epischen Kunstgedichte der Spanier nach italienischem Zuschnitte. Gerade aber um diesen für die Entwicklung des Epos keineswegs gleichgültigen Moment herauszuheben, scheint die von uns gewünschte Anordnung zweckmäßiger, um so mehr, als auch Hr. H. die rein lyrischen Romanzen mit Recht in die Abtheilung VI eingereiht hat; die eigentlich epischen aber das einzige wahre National-Epos der Spanier bilden.

— ein Bruchstück aus dem bis jetzt noch nicht ganz herausgegebenen Gedichte »America« von Andres Bello; — und die Ode: »El desterrado,« von Angel de Saavedra.

Unter den rein lyrischen stehen mit Recht oben an (a Deo principium):

III. Die Gedichte religiösen oder moralischen Inhalts (Poesía lirica doctrinal y sagrada).

Die 16 hier aufgenommenen Gedichte dieser Gattung, in der bekanntlich die spanische Poesie weder an Trefflichkeit, noch an Reichthum einer andern nachsteht, sind von Luis de Leon, Gregorio Silvestre, dem Mro. Gonzalez Carvajal (aus dessen metrischer Uebersetzung der Psalmen), Alberto Lista, Joaquin Lorenzo de Villanueva und zwey von ungenannten Verfassern (? s. weiter unten).

Wie diese himmelanstrebenden Gesänge den Menschen Weisheit lehren durch begeisterndes Hinweisen auf das Uebersinnlich-Absolute über ihm und in ihm, so strebt nach demselben Ziele, nur in entgegengesetzter Richtung, die erdwärts gekehrte Satyre durch züchtigendes Nachweisen des Sinnlich-Bedingten in der konkreten, endlichen Erscheinung. Daher, durch diese tiefere, innere Einheit verbunden, und nur in scheinbarem äußeren Gegensatze, reiht sich an die vorige Abtheilung:

IV. Die satyrische Poesie (Poesía satírica).

Aus dem wirklich erstaunlichen Reichthume der spanischen Literatur an trefflichen Gedichten und ächt nationalen Formen dieser Gattung hat uns Hr. H. zwar nur 13, aber mit vieler Umsicht gewählte mitgetheilt; nämlich drey komische Letrillen und eine satyrische Romanze im Volkston von Luis de Góngora; drey satyrische Romanzen von Francisco de Quevedo; zwey im Geiste Góngora's gedichtete Letrillen von José Iglesias de la Casa; die beyden juvenalischen Satyren von Jovellanos (»Contra la mala educacion y vicios de la juventud noble;« — und: »Contra la corrupcion de costumbres en las mugeres«); — und eine scherzhafte Letrille und eine satyrische Romanze im pedanteskischen Style von José Joaquin de Mora.

Noch zu dieser Gattung, eigentlich nur eine besondere Art derselben bildend, gehört:

V. Die Fabel und der Apolog (Fábulas y apólogos).

Die Spanier haben erst im vorigen Jahrhundert eigene Fabelsammlungen erhalten (vereinzelte Beyspiele von dem Gebrauche

dieser Dichtart finden sich allerdings schon in früheren Zeiten, wie z. B. bey dem Erzpriester von Hita, bey Montalban, Ruiz de Alarcon, Bartolomé de Argensola u. s. w.), und unter diesen sind sowohl durch Priorität als innern Werth die ersten die Fabeln von Felix María Samaniego und Tomas de Irjarte; daher sind auch hier von dem Letzteren 10 und von dem Ersteren 9 Fabeln aufgenommen [1]).

Was kann nächst der Vaterlandsliebe, dem Bewundern des Großartigen im Menschenleben und in der Natur, dem Ahnen des Göttlichen und Ewigen und dem edlen Zorn über das Schlechte und Verkehrte das poetisch gestimmte Gemüth zum lyrischen Ergusse wohl noch mächtiger anregen, als die — Geschlechtsliebe?! — Daher bildet in jeder Literatur, und so auch in der spanischen, die reichste Abtheilung:

VI. Der Minnegesang (Poesía amatoria).

»Die Mythologie hatte sehr Unrecht,« sagt ein Spanier (Herr Maury), »Amors Vaterland nicht nach Iberien zu versetzen. Die Liebe ist in Spanien für Alt und Jung die wichtigste und allgemeinste Angelegenheit; wenn, nach Cid, die Tapferkeit sich nicht an die Zahl der Jahre kehrt, so kann man sagen, daß die Liebe sie gar nicht zähle.« Daher dieser Reichthum der spanischen Poesie an Liebesliedern in den mannigfaltigsten Formen, von den volksmäßigen vierzeiligen Strophen (Polos y Tiranas) zum Fandango bis zur künstlichen Ode im antiken Sylbenmaße. Dieser Mannigfaltigkeit entsprechend sind auch die hier mitgetheilten Proben gewählt; und zwar: Nr. 1 (Querella de Amor. Cancion.) [2]) und 5 (Serrana) von dem Marques de Santillana; — Nr. 2, 3, 4, 6 — 61 eine köstliche Auswahl von Canzonen im alten Styl, Letras, Villancicos, Chanzonetas, Cantarcillos, Romanzen, Letrillen und Coplas im Volkston aus den Cancioneros und Romanceros (Anónimos y géneros populares [3]); — Nr. 62 (Salicio y Nemeroso. Egloga) und 63

---

[1]) Noch hätten wir eine kleine Auswahl von Epigrammen (Epigramas y Chistes) gewünscht, als einer besonderen Art der satyrischen Poesie, in welcher auch die Spanier, besonders in neueren Zeiten, sich häufig und mit vielem Glücke versucht haben.

[2]) Diese Cancion besingt das tragische Ende des berühmten Dichters Macias (s. Sanchez, Coleccion de Poesias castellanas ant. al siglo XV. Tom. I. p. 143 — 147).

[3]) Vielleicht wäre es, zur besseren Veranschaulichung der Verschiedenheit des Geistes und der Formen, besser gewesen, die Canzonen im alten Styl von Kunstdichtern des 15. Jahrh. (wir werden weiter unten zeigen, daß sich die Verfasser von mehreren derselben

(Oda á la flor de Gnido) von Garcilaso de la Vega; — — 64 (Oda al Céfiro) von Estéban Manuel de Villegas; — 65 bis (Silvas: 1) al clavel; — 2) á la rosa) von Francisco de Rioja; — 66 (Cancion) vom Principe de Esquilache (?); — 67 (Oda á Belisa) von Luis de Carrillo y Sotomayor; — 68 (Oda) von Francisco de Medrano; — 69 (Sospiros. Elegía) und 70 (Sueño. Cancion) von Fernando de Herrera; — 71 (Coplas, á una desdeñosa) von Luis de Leon; — 72 (Letrilla, aus der Novela del Zeloso Estremeño) von Miguel de Cervantes; — 73 und 74 (Romances) von Luis de Góngora; — 75 (Madrigal: Pide ayuda á los ojos de Fenix para morir) von Pedro Soto de Rojas; — 76 (Lira) vom Principe de Esquilache; — 77 (Cantilena), 78, 79 (Anacreónticas), 80 (aus der «Paloma de Filis»: Oda II, XXIII, XXVI), 81 (La flor del Zurguen. Letrilla) von Juan Meléndez Valdes; — 82 (Mis transformaciones. Anacreóntica) von Nicasio Alvarez de Cienfuegos.

Hierauf folgen in einer eigenen Abtheilung, eigentlich einem Supplemente zu den vorhergehenden:

VII. Sonette (Sonetos) *).

Das Sonett ist zwar keine spanische Nationalform, und kam erst nach Einführung des italienischen Styls im 16. Jahrh. bey den Spaniern in allgemeineren Gebrauch (einzelne Versuche findet man jedoch schon früher, wie z. B. bey dem Marques de Santillana); sie haben aber auch von dieser Form so viele treffliche Muster aufzuweisen, daß sie ungescheut den Vergleich mit

---

namentlich nachweisen lassen), aus den Cancioneros, getrennt von den eigentlichen Volksliedern zusammenzustellen, und zwar unmittelbar nach den Gedichten von dem Marques de Santillana, dem Gründer der castilianischen Hofpoesie unter Johann II., zu welcher auch diese Canzonen der Zeit, dem Geist und der Form nach gehören? — Die Villancicos und Letras aber bilden den Uebergang zur eigentlichen Volkspoesie. — Nr. 2 (in eilfsylbigen Octaven) und Nr. 7 (Liras) gehören gar nicht hieher; denn sie sind schon ganz nach den Regeln der im 16. Jahrh. eingeführten italienischen Kunstdichtung construirt.

*) Da das Sonett nicht einmal eine besondere Dichtart, sondern nur eine eigenthümliche metrische Form ist, so hätten wir es vorgezogen, sie gleich in die Abtheilungen, zu denen sie vermöge ihres Inhaltes gehören, einzureihen; so also die Sonette Nr. 17, 21, 22, 28—31 in die Abtheilung III; — Nr. 18, 19, 25—27 in die Abtheilung IV; — und Nr. 1—16, 23, 24, 32 in die Abtheilung VI.

ihren Meistern aushalten können. Dieß beweisen auch die, aus so vielen gleich vorzüglichen, hier mitgetheilten 32 Sonette von Mendoza, Boscan, Rioja, Medrano, Bartolomé de Argensola, Francisco de la Torre, Lope de Vega, Góngora, Pedro de Liñan, Alberto Lista, und zwey von ungenannten Verf. (? s. weiter unten).

Wie das Drama der Schlußstein des Musentempels ist, das, ein Spiegel des Lebens in seiner Totalität, gleich diesem alle Gattungen, alle Formen in sich aufnimmt, und zu einer höheren Einheit verschmilzt, so bildet auch hier die Schlußabtheilung:

VIII. Die dramatische Poesie (Poesía dramática).

Die Spanier können sich bekanntlich vor allen übrigen Nationen Europas eines durchaus eigenthümlichen, ächten Nationaltheaters rühmen; nur auf ein Stück dieser Gattung durfte daher auch hier die Wahl fallen, und zwar war es bey weitem vorzuziehen, ein solches Stück ganz abdrucken zu lassen, als einzelne Scenen aus mehreren zu geben, da nur dadurch die nationelle Eigenthümlichkeit in Erfindung und Durchführung der Fabel, Oekonomie und Charakteristik klar vor Augen tritt. Der Herausgeber hat auch hier seine Aufgabe mit lobenswerther Umsicht und richtigem Takte gelöst durch den vollständigen Abdruck von Agustin Moreto's: »El desden con el desden« (Sprödigkeit gegen Sprödigkeit) [1]), einer an sich trefflichen und durchaus nationalen Comedia de capa y espada, die noch überdieß für uns Deutsche durch West's (Schreivogels) gelungene Bearbeitung (Donna Diana) von besonderem Interesse ist [2]).

Durch diese ausführliche Inhaltsangabe hoffen wir, unser Eingangs aufgestelltes Urtheil über die Musterhaftigkeit dieses Lesebuches in Beziehung auf Auswahl und Anordnung gerechtfertigt zu haben, das noch dadurch einen eigenthümlichen Vorzug vor allen bisher in Deutschland erschienenen spanischen Mu-

---

[1]) Das Wort »desden« ist im Wörterbuch übergangen worden.

[2]) Glänzender kann wohl Hrn. H.'s Wahl nicht gerechtfertigt werden, als durch folgendes Urtheil eines geistreichen Kenners der dramatischen Literatur der Spanier: »Il me semble que, si on ouvrait un concours entre tous les théâtres de l'Europe, et qu'il fallût représenter celui de l'Espagne par une seule pièce, on ne pourrait mieux choisir, au milieu des innombrables richesses qu'il possède, que la comédie de Moreto intitulée *El desden con el desden*, dont Molière a donné, dans la *Princesse d'Elide*, une copie décolorée« (*L. Viardot*, Essai sur l'Histoire du Théâtre Espagnol; dans la *Revue des deux mondes*, 2. Série. Paris 1833. 8. Tom. II. 2. éd. p. 405).

stersammlungen hat, daß es auch die unter uns noch so wenig bekannte neueste Literatur (seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage) der Spanier besonders berücksichtigt, und aus den in Deutschland noch so seltenen Werken dieser Periode Proben mittheilt, die wenigstens beweisen dürften, daß die neueste Literatur der Spanier nicht so arm an beachtenswerthen Erscheinungen sey, als man, aus Mangel an der oberflächlichsten Kenntniß, gewöhnlich zu behaupten wagt [1]). Eben so können wir es nur billigen, daß die Proben des vorliegenden Lesebuches erst mit dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert beginnen, da von einer klassischen Literatur Spaniens im strengen Sinn nicht früher die Rede seyn kann, und die Literatur des spanischen Mittelalters, so wichtig und interessant sie auch in mehr als einer Hinsicht ist, in einem klassischen [2]) Lesebuche nicht berücksichtigt werden durfte; auch ist zum Theil für das Bedürfniß deutscher Leser in dieser Beziehung schon durch Schubert's »Biblioteca castellana, portuguesa y provenzal« (Altenburg 1804. 2 Bde. 8.) und Langerhan's »Blumenlese aus der klassischen (?) spanischen Literatur des Mittelalters« (Wien 1829. 8.) gesorgt worden.

Mit Recht hat Hr. H. eine gleichmäßige Orthographie zu beobachten gesucht, und hat er hierin auch öfters nicht einmal gleichen Schritt mit den von der kön. span. Akademie in der Ausgabe v. J. 1815 ihrer »Ortografía de la lengua castellana« aufgestellten, keineswegs aber als definitiv anzunehmenden Regeln gehalten, so hat er sich doch um so mehr vor den übertrieben orthoepischen Versuchen der Neuerer meist gehütet, die, alle Etymologie mit Füßen tretend, die Wörter bis zur Unkenntlichkeit entstellen. Auch in dem, oft allzuhäufigen, selbst für den mit der Grammatik nur einigermaßen bekannten Anfänger unnöthigen, Gebrauche des Accents hat er das rechte Maß gehalten. Daß

---

[1]) Hr. H. selbst sagt an einem andern Orte (Conversat. Lex. der neuesten Zeit u. Lit. Bd. IV. S. 446) mit vollem Recht in Bezug auf die neuesten Dichter der Spanier: .... »soll von Vergleichen die Rede seyn, so stehen einige dieser Dichter ohne allen Zweifel völlig auf derselben Stufe, wie die bessern unter den französischen und englischen und die meisten unter den deutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts, wie viel oder wenig damit nun auch gesagt seyn mag.«

[2]) Wir verstehen unter »klassisch« zwar keineswegs die schülerhafte, engherzige Nachahmung antiker Formen nach dem Vorgange der Pseudo-Klassiker in Perrücke und Tressenkleid aus dem gepriesenen Jahrhunderte Ludwigs XIV.; wohl aber die Durchbildung der Form zur Musterhaftigkeit überhaupt, und dabey je nationeller desto poetischer!

noch manchmal Ungleichheiten und Inkonsequenzen vorkommen, wie z. B. qual für cual, Rei und ley u. s. w. *), ist wohl nur ein leicht zu entschuldigendes Uebersehen bey einer gewiß sehr mühsamen Korrektur.

Mit eben so richtigem Takt und wohlüberlegter Plangemäßheit hat Hr. H. auch den literarisch-exegetischen Theil bearbeitet. Dieser besteht in biographisch-literarischen Nachrichten (Noticias biográficas y literarias) und in einem vollständigen Wörterbuche. Die ersteren, in einem korrekten, modern-zierlichen spanischen Style geschrieben, enthalten die Hauptdaten aus dem Leben der aufgenommenen Schriftsteller in alphabetischer Ordnung, nebst einer sehr dankenswerthen Angabe der besten oder zugänglichsten Ausgaben ihrer vorzüglichsten Werke, und, bey den bedeutenderen, einer bündigen, und von vorurtheilsfrey gebildetem Geschmacke zeigenden kritischen Würdigung. Besonders zeichnen wir aus die Artikel: Cervantes, Jovellanos, Martinez de la Rosa, Mendoza und Quevedo.

Wir halten es bey einem auch zum Schulgebrauche bestimmten Lesebuch ebenfalls für bequemer, statt erläuternder Anmerkungen, die sich bloß auf die schwierigen Stellen beschränken müßten, ein vollständiges Wörterbuch anzuhängen, besonders wenn es so zweckmäßig abgefaßt ist, wie das vorliegende.

---

*) So ist es wohl nur ein Uebersehen, wenn neben den nun allgemein gebräuchlichen Formen noch hin und wieder veraltete stehen geblieben sind, wie z. B. neben »mismo« auch noch manchmal »mesmo« u. s. w.; wenn nicht ganz konsequent »asi, aqui, alli« mit dem Accent, »aunque« aber ohne denselben geschrieben ist u. s. w. (»sárten« ist selbst im Wörterbuch irrig accentuirt). — Doch schreibt Hr. H. auch manchmal gegen die Etymologie nach unnöthiger Neuerung z. B. »celo« statt »zelo« (ζῆλος) u. s. w. Auch können wir das Beybehalten des Y-Vokal in der Mitte der Wörter (wie z. B. Reyna, ayre, donayre, baylar, aceyte u. s. w) statt des nun allgemein eingeführten i nicht billigen, wogegen sich nicht bloß neuerungssüchtige Reformer, sondern schon so umsichtige Sprachforscher wie Lebrija, Abril, Mayans u. s. w. erklärt haben, da es selbst in Wörtern, wo es das griechische υ und das mittelalterliche gedehnte ij vertreten hat, den offenbaren Veranlassungen seiner Einführung, schon längst durch das i verdrängt ist, und insbesondere im Spanischen, mit alleiniger Ausnahme des Bindewortes y (und) und der Wörter, die auf y endigen, und nicht den Accent auf der letzten Sylbe haben, seine Natur, als Vokal, gänzlich verloren hat, daher selbst ein so besonnener Grammatiker, wie Salvá, auch in diesen Fällen zur ohnehin schon von so vielen befolgten Einführung des i statt des y räth. — Bey einem Musterwerke, wie dem vorliegenden Lesebuche, wird hoffentlich das Ausstellen solcher Kleinigkeiten nicht bloß für Kleinigkeitskrämerey gehalten werden!

Dieß wird am besten aus des Verf.'s Vorwort »über Einrichtung und Gebrauch desselben« erhellen; er sagt nämlich: »Nicht nur die allerdings sehr triftige Rücksicht der Raumersparniß, sondern auch ein anderer, wichtigerer Grund hat mich bewogen, bey der Abfassung des nachfolgenden Wörterbuchs von der gewöhnlichen Einrichtung solcher Hülfsmittel abzuweichen. Ich habe nämlich in den meisten Fällen abgeleitete Wörter entweder gar nicht aufgenommen, oder unter ihren respektiven Stammwörtern nur angedeutet. Bey der meistens sehr regelmäßigen Bildung der abgeleiteten Wörter im Spanischen ist es wirklich auch für den Anfänger, bey einigem Takt und Aufmerksamkeit, sehr leicht, sie selbst zu bilden und aufzulösen, und diese Fertigkeit oder Gewohnheit befördert das Eindringen in den Geist der Sprache, und erleichtert, wenn nur die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, die weitern Fortschritte eben so entschieden, als das bloße geistlose, mechanische Nachschlagen in jeder Hinsicht ein Haupthinderniß und ein Hauptfehler des Sprachunterrichts ist. Meine Absicht war also geradezu: es dem Schüler schwer oder unmöglich zu machen, das Wörterbuch als bloße Eselsbrücke zu gebrauchen, die ihm jedes Nachdenken ersparen soll. Er gewöhne sich im Anfange durch einiges Nachdenken den Stamm eines abgeleiteten Wortes aufzufinden, so wird er diesen geringen Aufwand an Zeit und Mühe sehr bald in jeder Hinsicht zehnfach ersetzt sehen.« — Hierauf gibt er für Jene, die eines nachhelfenden Lehrers entbehren sollten, einige kurze, aber recht praktische, und für diesen speziellen Zweck genügende Andeutungen »über die Bedeutung der angehängten Endigungen und die Gesetze, welche bey ihrer Vereinigung mit dem Stamme gelten« *).

---

*) Wer sich ausführlicher über spanische Wortbildung und Ableitung belehren will, vgl. besonders Keil, span. Sprachlehre für deutsche Gymnasien und hohe Schulen. Gotha 1817. 8. S. 79 104; — Rask, Spansk Sprogläre efter en ny Plan. Kjöbenhavn 1824. 8. S. 18—57; und Salvá's treffliche »Gramática de la lengua Castellana segun ahora se habla.« Paris 1830. 8. p. 32—42. Da die beyden letzteren Sprachlehren in Deutschland noch weniger bekannt seyn dürften, so benützen wir diese Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen. Die erstere enthält, wie es von einem so gelehrten Sprachforscher wie Rask zu erwarten ist, gründliche Untersuchungen und geniale Ansichten über den Organismus und Bau der spanischen Sprache, ihre genetische und historische Entwicklung, und beschäftigt sich vorzüglich nur mit der älteren Schriftsprache; die dem Verf. eigenthümliche Terminologie erschwert aber ihren Gebrauch. — Salvá's Grammatik hingegen ist durchaus praktisch, ihr Gegenstand ist vorzüglich die Umgangs- und Schriftsprache von heut zu Tage, durch Klarheit, Einfachheit und Selbstständigkeit zeichnet sie sich vor allen,

— Wir können nach sorgfältiger Prüfung versichern, daß das Wörterbuch dieser gewiß nur zu billigenden Absicht des Verf.'s auch durchaus entsprechend ausgearbeitet ist; besonders glücklich hat er die Klippe vermieden, durch allzu systematische Anordnung bey minder natürlich sich ergebenden Ableitungen den Gebrauch unpraktisch zu erschweren, und nur sehr selten läßt er bey schwierigeren Stellen, wie dieß doch so gewöhnlich zu geschehen pflegt, den Suchenden ohne genügenden Aufschluß, was gewiß Jeder zu schätzen wissen wird, der die Schwierigkeiten des komischen und humoristischen Styls besonders der älteren spanischen Schriftsteller kennt, z. B. Quevedo's und Góngora's, die ohne die genaueste Bekanntschaft mit dem unerschöpflichen Reichthum der spanischen Sprache an doppelsinnigen Wortspielen, ironischen Redensarten und versteckten Witzen, mit dem damaligen politischen, sittlichen und literarischen Zustande Spaniens und den persönlichen Verhältnissen des Hofes von Madrid, und mit der ihnen ganz eigenthümlichen Schreibart nur sehr ungenügend aufgefaßt werden können, und für deren Verständniß die Spanier selbst nur sehr wenig gethan haben *). Bey ein paar Wörtern und Stellen aber, die dem Verf. selbst nicht ganz verständlich wurden, hat er seine Unsicherheit durch ein Fragezeichen angedeutet; eine lobenswerthe Aufrichtigkeit, die selbst berühmte Philologen nicht immer zu haben pflegen, und sich lieber durch vornehmthuendes Stillschweigen durchzuhelfen suchen.

Wenn man nun noch in Anschlag bringt, daß dieses in jeder Hinsicht reich ausgestattete Lesebuch in einem, wenn auch nicht elegant, doch deutlich gedruckten, starken Groß-Oktavbande ($52\frac{3}{4}$ Bogen) zu dem äußerst mäßigen Preise von 2 Thalern, es auch den minder Bemittelten möglich macht, ohne andere Hülfsmittel als eine Grammatik, die klassische Literatur der Spanier nach ihren Hauptrichtungen und Hauptformen kennen zu lernen,

---

selbst die Sprachwerke der k. span. Akademie nicht ausgenommen, aus, enthält eine reiche Phraseologie, besonders aus den neuesten klassischen Stylisten; seine, dem Verf eigenthümliche Bemerkungen, eine sehr nützliche Abhandlung über den »estilo castellano actual« verglichen mit dem älteren spanischen, französischen, italienischen und englischen Style, und, so viel uns bekannt ist, die vollständigste und beste Prosodie und Metrik mit vielen Beyspielen aus den neuesten Dichtern; auch ist sie selbst in einem durchaus musterhaften Style geschrieben.

*) Wie nöthig und doch wie ungenügend die vorhandenen Kommentare zu Góngora's Werken sind, haben schon Velasquez und sein Uebersetzer Dieze (deutsche Uebers. S. 251 — 253 und 452 — 453) bemerkt. Für die Erklärung des Quevedo ist noch gar nichts geschehen.

so wird man gestehen müssen, daß es nicht nur alle billigen Forderungen erfülle, sondern auch als Muster seiner Gattung überhaupt aufgestellt zu werden verdiene. Ja wir hoffen, daß gerade durch dieses Buch auch unter uns der spanischen Sprache und Literatur recht viele Freunde werden gewonnen werden, die nun wenigstens nicht mehr klagen dürfen, daß sie nur mit großem Kosten- und Zeitaufwande sich eine genügendere Kenntniß derselben aus den Quellen selbst erwerben könnten.

Indem wir daher einer baldigen neuen Auflage des vorliegenden Lesebuches entgegen sehen, glauben wir nur unsere Pflicht gegen den trefflichen Herausgeber und gegen alle Freunde der spanischen Literatur unter uns zu erfüllen, wenn wir auch unser Schärflein zu der möglichsten Vervollkommnung desselben beytragen, und wollen deßhalb hier noch einige Berichtigungen, Zusätze und Verbesserungsvorschläge folgen lassen.

Hr. H. gibt am Schlusse der Vorrede für jene, die sich ausführlicher mit der spanischen National-Literatur bekannt machen wollen und können, eine sehr dankenswerthe Hinweisung auf einige der besten größeren Sammlungen und Auswahlen, zu denen nun noch folgende hinzuzufügen sind: »Poesías selectas castellanas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestros dias, recogidas y ordenadas por Don *Manuel Josef Quintana*. Nueva edicion aumentada y corregida. Madrid, imprenta de D. M. de Burgos. 1830. 4 Vols. 12.« (Vgl. des Ref.'n ausführlichere Anzeige dieser bedeutend vermehrten neuen Ausgabe einer der anerkannt besten Sammlungen dieser Art in den »Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik« 1834. Febr. Nr. 32 und 33); — »Coleccion de Romances Castellanos anteriores al siglo XVIII, ordenada y recopilada por D. *Agustin Duran*. Madrid, imprentas de D. Leon Amarita y D. Eusebio Aguado. 1828—1832. 5 Vols. 8.« (Die einzelnen Theile auch mit besonderen Titeln, und zwar Tom. I: »Romancero de Romances moriscos compuesto de todos los de esta clase que contiene el Romancero general, impreso en 1614.« — Tom. II: »Romancero de Romances doctrinales, amatorios, satiricos y burlescos, sacados de varias colecciones generales, y de las obras de diversos poetas de los siglos XV, XVI y XVII.« — Tom. III: »Cancionero y Romancero de coplas y canciones de arte menor, letras, letrillas, romances cortos y glosas anteriores al siglo XVIII, pertenecientes á los géneros Doctrinal, Amatorio, Jocoso, Satírico etc.« — Tom. IV y V: »Romancero de Romances caballerescos é históricos anteriores al siglo XVIII, que contiene los de Amor, los de la Tabla Redonda, los de Carlo

Magno y los Doce Pares, los de Bernardo del Carpio, del Cid Campeador, de los Infantes de Lara etc.... Parte I. y II.« Schon aus dieser ausführlichen Titelangabe ersieht man, daß diese Sammlung die reichhaltigste ist, und den ganzen Schatz der spanischen Volkspoesie enthält; sie ist noch überdieß durch kritische Korrektheit, genaue Angabe der Quellen und sehr zweckmäßige Anordnung höchst empfehlenswerth); — »Coleccion de los mejores poetas castellanos antiguos y modernos. Paris 1821 — 1822. 12 Vols. 18.;« — »Biblioteca de clásicos españoles, impresa bajo el cuidado de D. *Joaquin Maria Ferrer*. Paris 1826 — 1828. 21 Vols. 18.;« — von der »Coleccion general de Comedias escogidas.« Madrid 1826 — 1832, sind bis jetzt 51 Bände in Klein-Oktav erschienen: — für das ältere spanische Theater: Böhl de Faber's »Teatro español anterior á Lope de Vega.« Hamburg 1832. 8.; — für das moderne spanische Theater: »Teatro nuevo español, ó coleccion de varias comedias y zarzuelas modernas.« Madrid 1800—1801. 6 Vols. 8. (Auch Quintana, dessen Auswahl aus den epischen Gedichten der Spanier wir schon oben erwähnten, hat ein »Teatro selecto español, diverso en forma, extension é ilustraciones de todos los que se han publicado hasta ahora« versprochen, das aber, unseres Wissens, bis jetzt noch nicht erschienen ist).

Von den historischen Romanzen ohne Estribillo sind nur die sechste bis neunte mit abgesetzten Quartetten abgedruckt; da aber diese Ausnahme durch nichts begründet ist, so hätten wir sie lieber gleichförmig mit den übrigen abgedruckt gesehen, weil sonst minder Unterrichtete leicht eine wirkliche metrische Verschiedenheit vermuthen könnten *). Die neun Romanzen

*) Wir wissen wohl, daß die Spanier selbst hierin nicht gleichmäßig verfahren; so sind z. B., um uns nur auf die neuesten Ausgaben zu beschränken, die Romanzen im Londoner Abdruck der Depping'schen Sammlung, in den »Ocios de Españoles emigrados,« in der letzten Pariser Ausgabe der Gedichte des Meléndez u. s. w. mit abgesetzten Quartetten abgedruckt, während sie bey Quintana, Duran, Martinez de la Rosa, Böhl de Faber, in der »Biblioteca selecta« von Mendibil und Silvela, in dem »Romancero del Cid« von Reguero (Madrid 1818) u. s. w. ohne Absatz sich finden. Ohne uns in die hier zu weit führende Untersuchung einzulassen, welche dieser beyden Arten der ursprünglichen Form der Romanzen mehr entspreche, möchten wir die letztere (ohne Absatz) bey den Romanzen, die nicht rein lyrisch, oder mit einem Estribillo versehen, oder in Quintillas abgefaßt sind, schon um deßhalb vorziehen, weil die alten Originale selbst die Abtheilung in Quartette nicht genau beobachten, ohne daß man deßhalb auch immer auf ausgefallene oder eingeschobene Verse schließen müßte; denn die eigentlich epischen, zum mehr erzählenden Vortrage bestimmten

vom Cid sind nicht ganz chronologisch richtig geordnet; denn die sechste, siebente und achte sollten vor der fünften stehen. Da übrigens die Romanzen, wie alle Volkslieder, nach abweichenden mündlichen Ueberlieferungen und vielfachen Ueberarbeitungen von Verschiedenen, und oft erst sehr spät gesammelt und aufgezeichnet, natürlich auch mit sehr abweichenden, oft sehr verderbten Lesarten in den alten unkritischen Ausgaben abgedruckt sind, so ist es beynahe unmöglich, einen Text herzustellen, der für den allein richtigen gelten könnte, und das Anzeigen der bedeutenderen Varianten ist wohl nirgends weniger überflüssig. Wir wollen daher zu den hier abgedruckten Romanzen einige der wichtigsten abweichenden Lesarten mittheilen, und zwar zu den Romanzen vom Cid aus der von Duran mit kritischer Umsicht und nach den besten Quellen besorgten Ausgabe: I, v. 57: Esos *brios;* — III, v. 30; Lo será, pues su *fervor;* — IV, v. 7: Homes buenos de *Villalva;* — V, v. 25: Y que *en este don* pequeño; — v. 57: Y *llegarán;* — v. 59: *Y defiendan;* — VI, v. 13: *Aqueste es* de buen donaire; — v. 25: *Allá* va; — v. 27: Antes de *dar;* — v. 42: Sino *los mas* afamados; — v. 43: Asi lo *ordenó;* — zwischen v. 65 und 66 stehen bey Duran die beyden, hier fehlenden Verse (freylich zerstören sie die Abtheilung in Quartette):

Con mengua de entendimiento
No creyó que es baldonado,

daher lautet auch das letzte Quartett abweichend:

Asentóse con el Cid
A su mesa y á su lado,
Y el Cid con grande cordura
Esta reprension le ha dado.

VII, v. 17: Atended *lo;* — VIII, v. 14: Junto á Valencia *ha llegado;* — v. 24: Muy *gran* esfuerzo *ha cobrado;* — v. 30: *De* dó; — v. 35: Por las *puertas;* — v. 52: Que era mi *primo hermano;* — v. 58: *Sentaros heis* á su lado; — v. 65: Que el que á buen árbol se *arrima;* — IX, v. 12: *Puesta la mano en* los labios; — v. 14: Que *atronaban el palacio;* — v. 27: *En zaga* el Cid; — v. 39: Se *humilló;* —

Romanzen waren gewiß nicht so genau an die strophenmäßige Abtheilung gebunden, wie die mehr lyrischen, ursprünglich zum Absingen beym Tanze (Danza prima und Fandango) bestimmten. So z. B. hätte selbst hier von den vier mit abgesetzten Quartetten abgedruckten Romanzen die achte in der vorletzten Strophe um zwey Verse zu viel? — Spätere Kunstdichter, wie z. B. schon Quevedo, Góngora, der Principe de Esquilache u. s. w., haben allerdings die Abtheilung in Quartette genau beobachtet.

v. 43: Y *llevólo*; — v. 46: *Viendo* lo tal, no *acatando*; — v. 73 — 76:

> *Movido de saña* el Cid
> A uno y á otro *mirando*
> *Reventando* [1]) por fablar
> Y por callar *reventando*,

Die zehnte Romanze ist aus den bekannten »Guerras civiles de Granada,« die jüngere der beyden berühmten auf den Tod des Don Alonso de Aguilar (beyde beginnen: »Rio verde, rio verde;« die erstere wird in dem Buche selbst »muy antiguo« genannt; von der zweyten, hier mitgetheilten aber heißt es eben da: »no faltó un Poeta que hizo *otro nuevo*;« und in der That ist die jüngere nur eine Version der älteren, sie hat oft ganze Verse wörtlich beybehalten, wie dieß häufig bey den Romanzen der Fall ist, andere paraphrasirt, und nur gegen das Ende ist die Darstellung etwas gedrängter). Wir wollen auch hiezu einige der bedeutendsten Varianten nach einer der ältesten und besten Ausgaben der »Guerras civiles« (Barcelona 1610) mittheilen: v. 6: De roja sangre *se* esmaltan; — v. 8: Se *trabó* muy gran batalla; — v. 21: Tras *dél*; — v. 22: Desta manera le *habla*; — v. 36: Como *tu* á mi; — v. 41: *Mas* hirióle; — v. 50: *Bravamente* peleaba; v. 54: Que mal le *hieren* y tratan; — v. 57: *Al fin*, al fin cayó muerto; — zwischen v. 58 u. 59 sind (vielleicht absichtlich?) folgende Verse ausgelassen:

> Tambien el Conde de Ureña
> Mal herido se escapára,
> Guiábale un adalid
> Que sabe bien las entradas.
> Muchos salen con el Conde
> Que le siguen las pisadas [2]),

Die eilfte und zwölfte Romanze besingen die Abfahrt des Königs Sebastian von Portugal nach Afrika, und dessen Tod nach verlorner Schlacht gegen die Mauren. Beyde stehen auch in dem verbesserten Abdruck eines Theils der Depping'schen Sammlung, der i. J. 1825 zu London in zwey Bänden erschien [3]) (Tom. II,

---

[1]) Warum schreibt Hr. H. »rebentando,« wodurch die Etymologie verdunkelt wird (reventar von ventar, ventear, und dieses von viento)?

[2]) Uns scheinen diese Verse kein müßiger Zusatz; denn gerade dadurch tritt der Gegensatz in den beyden Schlußversen:

> *Muerto queda* Don Alonso,
> *Eterna fama ganada.*

erst hervor; überdieß findet sich dieser Zusatz auch in der älteren Romanze.

[3]) »Coleccion de los mas célebres Romances antiguos espanoles, históricos y caballerescos, publicada por C. B. Depping, y ahora considerablemente enmendada por un Español refugiado.«

p. 231 und p. 236); daraus schienen uns die nachstehenden, von dem hier abgedruckten Text abweichenden Lesarten der Mittheilung werth: XI, v. 7: La vuelta *al* mar de Levante; — v. 26: De *un galeon* que *se partia*; — v. 43: Tocan las *trompas á leva*; — v. 53: Dice: »plegue; — XII, v. 6: Pero no de herir cansado; — v. 9: A todas partes *acude*, worauf der hier ausgelassene Vers folgt:

Dó el peligro está mas claro [1]);

v. 12: *Entre* los *alarbes* fieros; — v. 22 — 23:

Y sacando *de flaqueza*
La voz, dice suspirando:

v. 39: Puestas *las vidas al caso*; — v. 51: La vida que *ya* desamo.

Die vierzehnte und funfzehnte Romanze sind abermals zwey der schönsten und berühmtesten aus den »Guerras civiles de Granada;« die erstere (»Sale la estrella de Vénus«) findet sich auch im »Romancero general,« und nach diesem im ersten Bande von Duran's oben angeführter Sammlung (nach dessen Anordnung die fünfte Romanze von Gazul) [2]), aus dieser heben wir die nachstehenden Varianten als die beachtenswerthesten aus: v. 48: Y por *ausencia le* llores; — v. 51: Y en la cama *le* fastidies; — v. 52: Y que en la mesa *le* enojes; — nach Vers 57 ist folgender ausgeblieben, wie schon die hier fehlende Assonanz beweist: Para que mas te alborotes; — v. 58: El almaizar que le labres; — v. 59: Y la manga que le bordes; — v 66: Y *plegue Alá*; — v. 67: Cuando la mano le tomes; — v. 68 — 69:

Y si le has de aborrecer,
Que largos años le goces,

Die funfzehnte Romanze ist, so wie sie hier abgedruckt steht, eigentlich eine von späterer Hand eben nicht sehr geschickt gemachte Verschmelzung zweyer Romanzen aus den »Guerras civiles;« die ersten eilf Strophen enthalten nämlich die ältere der beyden so berühmten Romanzen auf den Verlust Alhamas; die darauf folgenden drey Strophen sind, zur Verbindung, von dem Compilator eingeschoben, und zeigen, wenn sie so von ihm selbst abgefaßt, und nicht durch Abschreiber noch mehr ver-

[1]) Daß Vers 9, wie er bey Hrn. H. abgedruckt ist, eine fehlerhafte Zusammenziehung zweyer Verse ist, läßt sich nicht bezweifeln; denn er ist um zwey Sylben zu lang, und die Assonanz »cansancio« und »claro« folgt unmittelbar ohne Zwischenvers.

[2]) Hr. H. ist auch der Recension des Rom. gen. gefolgt; denn in den »Guerras civiles« sind, außer minder bedeutenden Abweichungen, die Verse ganz anders geordnet.

dorben wurden, von dessen schlechtem Geschmack und großer Fahrlässigkeit; denn das Spielen mit dem Begriffe »ley« verräth den Conceptista, und unmetrische Verse (wie z. B. Si no se respetan las leyes), besonders aber die Nichtbeachtung der Assonanz (oyera — hablaba — disgusto — colera) sind selbst für einen Volksdichter zu arge Lizenzen; die daran gereihten übrigen Strophen enthalten jene Romanze, in der die Bestrafung des sorglosen Alcaide von Alhama durch den König von Granada erzählt wird, und die in den »Guerras civiles« also beginnt: »Moro Alcaide, moro Alcaide,« hier aber ebenfalls durch Auslassungen, Einschiebungen und Versetzung der Verse schon so verunstaltet ist, daß nicht einmal die Grundlage der Romanze, die gleichbleibende Assonanz, beobachtet wird (oft nicht einmal in derselben Strophe, z. B. in der 17ten, 18ten, 20sten, 21sten). Wir verweisen daher lieber, statt der hier unzureichenden Mittheilung von Varianten (denn wir müßten wenigstens die zweyte Romanze ganz abschreiben), auf den berichtigten Abdruck beyder in der oben angeführten Londoner Ausgabe der Depping'schen Sammlung (Tom. II, p. 204 — 208).

In der Abtheilung III (Poesía lírica doctrinal y sagrada) ist von den beyden Gedichten, deren Verfasser Hrn. H. unbekannt geblieben sind, Nr. 6 von Fray Luis de Leon (s. dessen Obras, Madrid 1816. 8. Tom. VI, p. 123), und zu dem anderen, Nr. 16, bemerken wir, daß über dasselbe Thema zwey ältere Glossen, die eine von Juan Lopez de Ubeda (s. Böhl de Faber, Floresta, Tom. I, Nro. 41), und die andere von Paulino de la Estrella (ibid. I, Nro. 53), existiren.

In der Abtheilung IV (Poesía satírica) ist Nr. 4 fälschlich dem Góngora zugeschrieben; wenigstens konnten wir diese Romanze in keiner Ausgabe von dessen Gedichten finden, wohl aber steht sie unter den anonymen des »Romancero general« (von 1614), und nach diesem auch in Duran's Sammlung (Tom. I, p. 223), woraus wir nachstehende Verbesserungen dazu anmerken: nach v. 2 ist folgender Vers einzuschalten (sonst würden, wie hier, die assonirenden Verse 2 und 4 unmittelbar auf einander folgen): Tanto Azarque y tanto Adulce; — v. 21 — 22:

¡Hijas de Júpiter *sumo*,
Y de Memoria *su amada*,

v. 24: De cien mil *necios* mesadas; — v. 37: Los Ordoños, los Bermu*dos*; — v. 42 — 43 (hier sind die Verse versetzt, wie aus der Assonanz ersichtlich ist):

¡Tanto olvido y gloria *tanta!*
¿Ninguna pluma las vuela?
¿Ninguna Musa las *canta?*

v. 47: Que *la* tu deidad profanan; — v. 51: Y *á la temerosa osada* (wegen der Assonanz); — v. 57—58:

Por cuyos ojos *echan* agua
El niño Amor, y su madre,

v. 60: Manda que quien *no* traduzga.

Hingegen stehen in der Abtheilung VI (Poesía amatoria) einige Gedichte unter den anonymen, deren Verfasser bekannt geworden sind; bey anderen aber werden die Verfasser irrig angegeben. Unter den anonym (anónimos y géneros populares) angeführten finden wir von folgenden die Verfasser genannt: Nr. 15 ist vom Príncipe de Esquilache (Böhl de Faber Floresta III, Nro. 851); — Nr. 21 von Góngora (ibid.; I, Nro. 158); — Nr. 24 von Diego de Saldaña, einem portugiesischen Dichter aus dem 15. Jahrh. (ibid.; I, Nro. 168); — Nr. 25 von Juan Manuel, Camareyro moor des Königs Johann II. von Portugal, aus dem Ende des 15. Jh. (ibid.; I, Nro. 177); — Nr. 26 von dem Vizconde de Altamira, einem Dichter des 15. Jh. (ibid.; I, Nro. 179); — Nr. 27 von dem Comendador Escrivá, ebenfalls aus dem 15. Jh. (ibid.; I, Nro. 184); — Nr. 28 von Juan de Timoneda, aus dem 16. Jh. (ibid.; I, Nro. 187); — Nr. 29 von Hierónimo de Contreras, aus dem 16. Jh. (ibid.; I, Nro. 197); — Nr. 31 von Góngora (ibid.; I, Nro. 207); — Nr. 32 von Alonso de Alcaudete, einem Dichter des 17. Jh. (ibid.; I, Nro. 209); — Nr. 35 von Pedro de Padilla, st. 1595 (ibid.; I, Nro. 214); — Nr. 40 von Juan de la Encina, st. 1534 (ibid.; I, Nro. 236); — Nr. 41 von Alvaro Fernandez de Almeida, einem portugiesischen Dichter des 15. Jh. (ibid.; I, Nro. 237); — Nr. 43 von Camoens (ibid.; I, Nro. 243); — Nr. 44 vom Conde de Vimioso, einem portugiesischen Dichter des 15. Jh. (ibid.; I, Nro. 244); — Nr. 47 von Encina (ibid.; I, Nro. 250); Nr. 48 von Camoens (ibid.; I, Nro. 251); — Nr. 49 von Alonso de Santa María ó de Cartagena, st. 1456 (ibid.; I, Nro. 252); — Nr. 50 von Castillejo (ibid.; I, Nro. 253); — Nr. 54 von Saa de Miranda (ibid.; I, Nro. 263); — Nr. 56 von Carlos de Guevara, aus dem 15. Jh. (ibid.; I, Nro 267); — Nr. 57 aus dem bekannten dramatischen Roman »Celestina« (ibid.; I, Nro. 270); — Nr. 58—60 von Gil Vicente (ibid.; I, Nro. 271—273) *).

*) Wir haben oben bemerkt, daß und warum wir die Canciones im alten Styl von den Hofdichtern des 15. Jh., deren mehrere wir hier nachgewiesen haben, von den eigentlichen Volkslie-

Bey nachstehenden aber sind die Verfasser irrig angegeben: Nr. 66 ist nicht vom Príncipe de Esquilache, sondern von Pedro Soto de Rojas (s. dessen »Desengaño de amor en rimas,« Madrid 1623. 12. Fol. 38vo: »Todo se muda pero no de Fenix el pecho endurecido.« Cancion); — Nr. 74 (Romance corto) wird hier dem Góngora zugeschrieben; doch konnten wir diese Romanze in keiner der uns zugänglichen Ausgaben von dessen Werken finden; hingegen wird sie von Böhl de Faber (l. c. III, Nro. 859), Quintana (l. c. II, p. 232), Mendibil und Silvela (Biblioteca selecta de Lit. esp. Tom. III, p. 54) und Duran (l. c. III, p. 197) unter den anonymen aus dem »Romancero general« angeführt; — Nr. 77 endlich ist nicht von Meléndez, sondern von José Iglesias de la Casa (s. dessen »Poesías.« Paris 1821. 18. Tom. I, p. 84: Cantilena X).

Von den beyden in der Abtheilung VII als anonym angeführten Sonetten ist Nr. 20 von Baltasar de Alcázar (Böhl de Faber, l. c. II, Nro. 689), einem der launigsten Dichter Spaniens, von dem man aber nur so viel weiß, daß er zu Sevilla geboren wurde, aus einer angesehenen altadelichen Familie war, in der Mitte des 17. Jahrh. lebte, wahrscheinlich in Militärdienste trat, und die italienischen Feldzüge mitmachte, und zu Ronda sein Leben beschloß. Sein Geburts- und Sterbejahr sind unbekannt *). Nr. 27 ist von Quevedo (Böhl de Faber; l. c. III, Nro. 995).

Zu den biographisch-literarischen Notizen erlauben wir uns folgende berichtigende und ergänzende Bemerkungen:

Argensola, Bartolomé de, starb nicht 1633, sondern den 26. Februar 1631 (vgl. Capmany, Teatro de la Elo-

---

dern getrennt zusammengestellt gewünscht hätten; weniger läßt sich gegen die Vereinigung dieser mit den im Volkston gedichteten Liedern der hier namentlich aufgeführten Dichter einwenden (vielleicht ist auch dieß die Ursache, warum Hr. H. die Verfasser derselben zu nennen für unnöthig gehalten hat, da er doch offenbar aus derselben Quelle, Böhl de Faber's Floresta, schöpfte, auf die auch wir bey ihrer Namhaftmachung zunächst verwiesen haben?); dann aber hätte er auch eben sowohl die Nr. 72, 74 und 81 hier einreihen können?

*) S. J. J. Lopez de Sedano, Parnaso español; Tom. IX, p XLVI — XLVII. — Bouterwek's (Gesch. d. span. Poesie und Beredsamkeit, S. 423) Urtheil über diesen Dichter ist ganz schief; richtiger würdigte ihn Böhl de Faber (l. c. I, Erläut. S. 8), der von ihm sagt: »Die muthwillige und doch so milde Laune des Alcazar ist unvergleichlich.« Leider sind seine Werke nie zusammengedruckt worden, und größtentheils nur handschriftlich vorhanden.

cuencia española; Tom. IV, p. 364). Seine und seines Bruders, Lupercio, Gedichte bilden die ersten drey Bände der »Coleccion de D. Ramon Fernandez,« welche zum ersten Mal 1786 (nicht 1789), und in einer neuen Auflage i. J. 1804 erschienen sind.

Campománes, Pedro Rodriguez Conde de (geb. 1725); zu dem Verzeichnisse seiner gedruckten Werke kommen noch folgende hinzuzufügen: Antiguedad marítima de la república de Cartago (angehängt ist ein Commentar zu Hanno's Periplus). Madrid 1756. 8.; — Noticia geográfica del Reino de Portugal. Madrid 1762. 8.; — Tratado de la regalía de amortizacion. Precede en esta edicion un elogio del conde de Campomanes por D. Vicente González Arnao. Gerona 1821. 4.; — Tratado de la regalía de España, ó sea el derecho real de nombrar á los beneficios eclesiásticos de toda España y guarda de sus iglesias vacantes, con unas reflexiones históricas al Concordato de 1753. Lo publica del manuscrito original del autor D. Vicente Salvá. Paris 1830. 8.

Carvajal, Maestro Tomas José González; von dessen metrischer Psalmenübersetzung ist seitdem eine neue Ausgabe (Paris, Salvá. 1834. 32.) erschienen, so wie von dessen Uebersetzung der übrigen poetischen Bücher der h. Schrift (Los libros poéticos de la santa Biblia, traducidos en verso castellano por D. T. J. Gónzalez Carvajal. Paris, Salvá. 1833. 32.), welche die metrische Uebersetzung der großen Madrider Ausgabe mit prosaischer Uebersetzung und Commentar (1827—1830. 6 Vols. 8.) vollständig enthält.

Cervántes ging erst 1568 (nicht 1564) mit dem Cardinal Aquaviva nach Italien. Diente nicht unter den päpstlichen, sondern unter den spanisch-neapolitanischen Truppen unter dem Marques de Santa Cruz, die aber unter dem Oberbefehle des Marco Antonio Colonna standen. Wurde schon 1588 (nicht erst i. J. 1594) als »Comisario del proveedor general de las armadas y flotas de India« angestellt *). Eine Auswahl aus seinen Werken erschien u. d. T.: »Obras escogidas. Nueva edicion clásica, arreglada, corregida é ilustrada con notas históricas, gramaticales y críticas, por D. Agustin García de Arrieta. Paris, Fermin Didot, 1826. 10 Vols. en 18. (Esta coleccion comprende el D. *Quijote*, las *Novelas* y el *Teatro*, y forma parte de la Biblioteca de los clásicos esp. publicada

*) Diese Daten sind aus der trefflichen kritischen Biographie des Cervantes von D. Martin Fernandez de Navarrete (Madrid 1819) entnommen.

á costas del señor Ferrer).« Von demselben Arrieta und als Theil derselben Sammlung erschien: »Espíritu de Miguel de Cervántes, ó filosofía de este singular ingenio presentada en máximas sacadas de todas sus obras. Segunda edicion, corregida y considerablemente aumentada. Paris 1827. 18. — Vom Don Quijote erschien zu Paris i. J. 1827 eine sehr niedliche Miniatur-Ausgabe in 18.; und eine große Ausgabe mit einem ausführlichen, viel Neues enthaltenden Commentare von dem leider zu früh verstorbenen berühmten Sekretäre der k. span. Akademie der Geschichte, Don Diego Clemencin (Don Quijote, comentado por D. D. Clemencin. Madrid 1833. Parte I. 3 Vols. 4. Die Parte II., die er fast ganz druckfertig hinterlassen hat, ist unter der Presse). Von den »Novelas« erschien zu Paris i. J. 1825 ein neuer Abdruck in 2 Vols. 18.; und von »Persiles y Sigismunda« eine schöne Ausgabe zu Neu-York i. J. 1827. 2 Vols. gr. 8.

Cienfuegos, Nicasio Alvarez de (geb. zu Madrid den 14. Dez. 1764) wurde von den Franzosen 1809 als Geißel nach Frankreich mitgeschleppt, und starb zu Orthes zu Anfang Julys desselben Jahres (nicht 1807). Es ist nicht ganz richtig, ihn im Lyrischen vorzugsweise durch »Poeta anacreóntico« zu bezeichnen; denn er strebte, sich in diesem Fache besonders als philosophischer Dichter geltend zu machen, und zog sich dadurch den Vorwurf des »Filosofismo« zu. Zu seinen Tragödien ist »Pitaco« hinzuzufügen, wodurch er Mitglied der k. span. Akademie wurde. Auch hat er eine Komödie: »Las hermanas generosas« geschrieben. Die Pariser Ausgabe seiner »Poesías« enthält nur die lyrischen, die Madrider Ausgabe aber in zwey Bändchen die lyrischen und dramatischen.

Gracian, Baltasar, wurde zu Calatayud, einer Stadt im Königreich Aragon (nicht »Navarra«) geboren, und starb zu Tarazona i. J. 1658. Er war auch der erste europäische Dichter, der die Jahreszeiten in einem beschreibenden Gedicht u. d. T. »Selvas del año« besang.

Granada, Fr. Luis de; — die beste Ausgabe seiner Werke erschien zu Madrid i. J. 1800 in sechs Foliobänden.

Herrera, Fernando de, starb nicht zu Anfang des 16ten, sondern des 17. Jahrh. (vor dem J. 1619), und soll, da er ein sehr hohes Alter erreichte, zu Anfang des 16. Jahrh. geboren worden seyn.

Iglesias de la Casa, José (geboren zu Salamanca um das Jahr 1753), ist durch »Poeta anacreóntico« nicht ganz richtig charakterisirt, denn »toda su celebridad la debe á sus

epigramas y letrillas satiricas« sagt mit Recht Quintana (l. c., Tom. IV, p. 355; vgl. ebenda p. XLIV—XLV). Die beste und schönste Ausgabe seiner Gedichte mit seinem Porträt und acht Kupfern erschien zu Barcelona 1820. 2 Vols. 8.

Iriarte, Tomas de (geb. 1750), starb den 17. Sept. 1791 (nicht 1794). Seine sämmtlichen Werke erschienen nach seinem Tod in einer neuen, um zwey Bände vermehrten Ausgabe zu Madrid (1805. 8 Vols. 8.). Seine in und außer Spanien so oftmals aufgelegten »Fábulas literarias« sind so eben (November 1834) zu Paris (Pillet aìné, 18.) neuerdings abgedruckt worden.

Jovellanos, Gaspar Melchor de; — eine mit vielem Ungedruckten vermehrte Sammlung seiner poetischen und prosaischen Werke erscheint seit 1830 zu Madrid u. d. T.: »Coleccion de varias obras en prosa y verso, adicionada con algunas notas por D. R. M. C.« Bis jetzt sind, so viel wir wissen, 21 Hefte in Quart, wovon drey einen Band ausmachen, ausgegeben worden.

Leon, Fr. Luis de, nahm i. J. 1543 (nicht 1545) das Ordenskleid. Die beste Ausgabe seiner Werke erschien u. d. T.: »Obras, publicadas por el P. Merino. Madrid 1804—1816. 6 (nicht 46, wie hier offenbar durch einen Druckfehler steht) Vols. 8.

Lista, Alberto*), wurde den 15. Oktober 1775 in Triana, einer Vorstadt von Sevilla, geboren. Er stammt aus einer armen Familie, die sich durch den Betrieb einer Bandfabrik nur kümmerlich nährte; so daß er noch in den ersteren Jahren seiner Studien genöthigt war, nebenbey selbst darin zu arbeiten, um diese fortsetzen zu können. Er studirte Philosophie, Theologie und kanonisches Recht auf der Universität von Sevilla, und ist Baccalaureus in den beyden ersteren Fakultäten. Auch besuchte er die Vorlesungen über Mathematik auf der Lehranstalt der k. Gesellschaft der Landesfreunde (»Real Sociedad de amigos del Pais«) von Sevilla, worin er so bedeutende Fortschritte machte,

---

*) Die über ihn und weiter unten über Quintana hier gegebenen Notizen verdankt Ref. der gütigen Verwendung seines Freundes, Don Pedro Sainz de Baranda, Mitgliedes und Bibliothekars der k. Akademie der Geschichte zu Madrid. Da jene beyden Männer unstreitig die ausgezeichnetsten unter den lebenden Dichtern Spaniens sind, und ausführlichere Nachrichten von ihren Lebensumständen noch nirgends bekannt gemacht wurden, so glaubte Ref., durch die nachstehende vollständige Uebersetzung dieser autobiographischen Notizen den Freunden der spanischen Literatur einen Dienst zu erweisen.

daß er schon in seinem funfzehnten Jahre zum Professor dieser Wissenschaft an derselben Lehranstalt, und in seinem zwanzigsten an dem nautischen Collegium von San Telmo in derselben Stadt von dem König ernannt wurde. Im J. 1803 erhielt er die Kanzel der Philosophie an dem Collegium von San Isidoro zu Sevilla; 1806 die von der Gesellschaft der Landesfreunde gegründete der schönen Wissenschaften (humanidades), und 1807 wurde er zum Professor der Rhetorik und Poetik an der Universität von Sevilla ernannt. Diese eben nicht glänzende, aber mühsam und nur durch sich selbst errungene Versorgung verlor er wieder, als er im J. 1813, als Afrancesado, beym Abzug der französischen Heere nach Frankreich auswandern mußte. Doch durfte er 1817 in sein Vaterland zurückkehren, und erhielt im folgenden Jahre durch Concurs die von dem Consulate zu Bilbao errichtete Kanzel der Mathematik. 1820 begab er sich nach Madrid, wo ihm die Redaction der Zeitschriften »El Censor« und »El Imparcial« übertragen wurde; eben so redigirte er in den J. 1828 und 1830 die »Gazeta de Bayona« und die »Estafeta de San Sebastian.« Seit 1833 ist er dirigirender Redacteur der »Gaceta de Madrid.« Er ist Priester, Mitglied der Gesellschaft der Landesfreunde zu Sevilla, der dasigen Akademie der schönen Wissenschaften und der k. Akademien der Sprache und Geschichte zu Madrid. Folgende Werke sind von ihm bis jetzt im Drucke erschienen:

»Elogio del Conde de Floridablanca, mandado escribir por la Junta Central.«

»Poesias. Madrid 1822. 8. *).

»Tratado de matemáticas puras y mixtas« (fehlt noch das Lehrbuch der Mechanik, an dem er gegenwärtig arbeitet).

»Curso de historia universal« (nach Segur, bis jetzt sind davon 22 Bände in kl. Octav erschienen).

Die beyden letzteren schreibt Lista für ein Erziehungs-Institut, das er i. J. 1821 zu Madrid gründete. Als Dichter gebührt ihm unstreitig der erste Platz unter den neueren spanischen Lyrikern. »En quien,« sagte von ihm schon Meléndez, sein Vorbild, »veo renacida la musa del divino Herrera.«

Martinez de la Rosa, Francisco (Sohn eines reichen Tuchhändlers zu Granada, wo er den 10. März 1787 geboren wurde). Biographische Notizen über diesen jetziger Premier-

*) Von dieser Ausgabe seiner Gedichte erschien unlängst ein Abdruck zu Paris u. d. T.: »Poesias. Edicion ajustada á la de Madrid de 1822 y aumentada con una composicion del mismo autor (el Romance al Exmo. Sr. Duque de Frias en la muerte de su esposa).« Paris, Salvá, 1834. 18.

minister von Spanien finden sich auch in der »Allgemeinen Zeitung,« 1834, Beyl. Nr. 42—43. Die Pariser Ausgabe seiner »Obras literarias« hat bis jetzt fünf Bände. Von dem ersten Bande erschien 1834 zu Paris ein neuer, verbesserter Abdruck (2. edicion corregida). Früher war von ihm erschienen: »La Revolucion actual de España bosquejada.« Madrid 1814. 8. Seit seiner Rückkehr nach Spanien gab er heraus: »Los Zelos infundados, ó el marido en la chimenea, comedia en dos actos, y en verso« (mit großem Beyfall zu Cádiz, Madrid u. s. w. aufgeführt; eine andere Komödie: »Lo que puede un empleo,« ist eine seiner früheren Arbeiten, die er jedoch nicht in die Pariser Ausgabe aufnahm); — »Hernan Perez del Pulgar; Bosquejo histórico.« Madrid 1833; — »Poesías« (lyrische Gedichte). Madrid 1834. 8.

Meléndez Valdes, Juan, wurde zu Ribera del Fresno, im Bisthum Badajoz, Provinz Estremadura (nicht »Castilla la vieja«) geboren. Die letzte Ausgabe seiner Gedichte erschien u. s. T.: »Poesías, reimpresas de la edicion de Madrid de 1820 por D. Vicente Salvá. Edicion completa con el Prólogo y la Vida del autor, que faltan en casi todos los ejemplares de la de Madrid.« Paris 1832. 4 Vols. 12.

Melo, Francisco Manuel de, ist auch als Dichter nicht unbedeutend. Er ahmte seinen Freund Quevedo nach, und zeichnete sich vorzüglich durch seine moralischen Gedichte und Episteln aus (vgl. Quintana, l. c. Tom. I, p. LXVII—LXVIII, der auch mehrere Gedichte von ihm, aber bloß unter dem Namen »Francisco Manuel,« Tom. III, p. 350—368, aufgenommen hat. Die alten Ausgaben seiner poetischen Werke, die alle sehr selten sind, verzeichnet Dieze in seiner Uebersetzung des Velazquez, S. 254).

Mendoza, Diego Hurtado de (geb. zu Ende des Jahres 1503), starb nach Einigen zu Valladolid, nach Anderen zu Madrid im April 1575; so, abweichend von der gewöhnlichen Annahme (1574), finden wir es wenigstens angegeben in der kritischen Biographie desselben, die vor der neuesten Ausgabe seines berühmten Schelmenromanes steht: »La vida del *Lazarillo de Tormes*. Nueva edicion notablemente corregida é ilustrada (con la Vida del Pícaro, poema inédito atribuido tambien á Mendoza, y su Soneto á un devoto).« Paris 1827. 18. (Forma parte de la Biblioteca esp. del Sr. Ferrer). Eben so erschien eine neue Ausgabe von seiner: »Historia de la guerra de Granada..... Edicion hecha bajo la direccion de D. Vicente Salvá, de quien es el prólogo que precede á la obra.« Valencia 1830. 8.

Moncada Conde de Osona, Francisco (geb. den 29. Dez. 1586), stammte aus einem catalonischen (nicht aragonischen) Geschlechte. Seine »Historia de la expedicion de Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos« erschien zum ersten Male zu Barcelona 1623. 4. Die neueste und beste Ausgabe: Madrid 1805. 8.

Quintana, Manuel José, wurde zu Madrid den 11. April 1772 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in einer Schule der Residenz erhalten hatte, studirte er Philologie zu Córdoba, Rhetorik und Philosophie in dem Seminario conciliar*) zu Salamanca, und Kirchen- und Civilrecht auf der dasigen Universität. Zum Doctor beyder Rechte graduirt, trat er in das Advokaten-Collegium der Residenz. Er bekleidete dann nach einander die Stellen eines Fiskal-Agenten der Handels-Junta, Theater-Censors, General-Secretärs der Junta central, wirklichen Secretärs des Königs (Secretario del Rey con exercicio de decretos), und eines Secretärs im Departement der Auslegung fremder Sprachen (Secretario de la interpretacion de lenguas). Zur Zeit der ersten Cortes-Regierung wurde er zum stimmführenden Mitgliede der obersten Censur-Junta und der Studien-Reformirungs-Commission erwählt. Ueberhaupt nahm er an dem Befreyungskriege lebhaften Antheil, und wurde das officielle Organ der Insurgenten-Regierung, da er fast alle ihre Proclamationen und Manifeste schrieb, und durch patriotische Lieder zur Vertheidigung der National-Unabhängigkeit begeisterte (»Odas á España libre.« 1808). Während dieser Zeit hatte er sich auch als Dichter und Literator ausgezeichnet; denn von Jugend auf widmete er sich mit Eifer der Dichtkunst, Beredsamkeit und Geschichte, und hatte in der ersten Melendez, Estala und Cienfuegos zu Meistern. Auch leitete er als Redacteur die Zeitschrift »Variedades de ciencias, literatura y artes,« und gründete mit einigen gleichgesinnten Freunden das »Semanario patriótico,« eine Zeitschrift, die vorzüglich gegen die Napoleonische Herrschaft zu Felde zog. Nach der Restauration i. J. 1814 aber wurde er in eine Festung gesperrt, und erst nach dem Ausbruche der Revolution von 1820 wieder befreyt, in seine früheren Stellen als Secretär im Departement der Auslegung fremder Sprachen und Mitglied der obersten Censur-Junta wieder eingesetzt, und 1821 zum Präsidenten der neu errichteten Generaldirection der Studien ernannt. Doch als i. J. 1823 die Cortes-Constitution zum

*) D. i. eine Lehr- und Erziehungsanstalt nach den Vorschriften der tridentinischen Kirchenversammlung.

zweyten Mal abgeschafft wurde, verlor auch Quintana alle seine Stellen und allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten wieder. Er zog sich daher nach dem Stammsitze seiner väterlichen Familie (Cabeza del buey) in Estremadura zurück, und lebte dort in der Verborgenheit, bis er im September 1828 die Erlaubniß erhielt, nach Madrid zurückkehren zu dürfen, um seine Studien und literarischen Arbeiten fortsetzen zu können. Allein schon im folgenden Jahre wurde er zum stimmführenden Mitgliede der Junta des naturhistorischen Museums erwählt, im J. 1833 in seinen alten Posten eines Secretärs im Departement der Auslegung fremder Sprachen wieder eingesetzt, und endlich sogar zur Würde eines Prócer's des Reichs und eines der Secretäre der ersten Kammer erhoben. Auch ist er Mitglied der k. span. Akademie und der Akademie von San-Fernando *). Von seinen lyrischen Gedichten erschien die »cuarta edicion aumentada (con el célebre poema lírico-dramático del Panteon del Escorial) y corregida. Burdeos 1825. 18.« Von seinen »Vidas de Españoles célebres« wurde der erste Band i. J. 1827 zu Paris nachgedruckt; der zweyte Band erschien zu Madrid i. J. 1830 (enthaltend die Biographien des Balboa und Pizarro)

---

*) Er selbst schildert seine so wechselvollen Schicksale mit diesen schönen Worten, die als Probe seines prosaischen Styls hier stehen mögen (aus der Vorrede zum dritten Bande seiner »Vidas de Españoles célebres;« p. VIII—IX): ...»De esta variedad de casos y continuas alternativas, de bien en mal, y de mal en bien, no ha sido poca la parte que ha cabido al autor de la obra presente. Sacado por la fuerza de los acontecimientos de su estudio y lares domésticos, lisonjeado y exaltado excesivamente ahora, abatido y desairado despues, cayendo en una prision y procesado capitalmente, destinado á una larga detencion y por ventura inacabable, privado en ella de comunicaciones y hasta de su pluma, saliendo de alli, cuando menos lo esperaba, para subir y prosperar, y descendiendo luego para peligrar otra vez, de todo ha experimentado, y nada puede serle ya nuevo. No se crea por esto que lo alega aqui como mérito, y menos que lo presenta como queja. Pues ¿de quién me quejaria yo? ¿De los hombres? Estos en medio de mis mayores infortunios, con muy pocas excepciones, se han mostrado constantemente atentos, benévolos, y aun respetuosos conmigo. ¿De la fortuna? ¿Y qué prendas me tenia ella dadas para moderar en mi el rigor con que trataba á los demas? ¿No valian ellos tanto ó mas que yo? Las turbulencias politicas y morales son lo mismo que los grandes desórdenes fisicos, en que embravecidos los elementos, nadie está á cubierto de su furia.«

und der dritte ebenda i. J. 1833 (enthaltend die Lebensbeschreibungen des Alvaro de Luna und Fray Bartolomé de las Casas). Seiner übrigen Werke haben wir früher gedacht.

Reinoso (nicht Reinosa), Felix Josef, Priester und Mitglied der Akademie von Sevilla. Außer seinem epischen Gedichte: »La inocencia perdida de los primeros padres. Poema en dos cantos.« Madrid 1804. 8., ist noch folgendes Werk von ihm berühmt geworden: »Examen sobre los delitos de infidencia« (vom politischen Treubruch). Reinoso gehört zu den Afrancesados und Gegnern der Konstitution von 1812.

Rojas Clemente, Simon (geb. den 27. Sept. 1777); eine ausführliche Biographie dieses Naturforschers von europäischem Ruf nebst einem Verzeichniß seiner gedruckten und ungedruckten Werke steht in der »Biblioteca Valenciana«..... por D. *Justo Pastor Fuster.* Valencia 1830. 4. Tom. II, p. 453 — 458.

Saavedra, Angel de, nun Duque de Rivas, Sekretär der Kammer der Próceres und einer ihrer ausgezeichnetsten Redner (biographische Notizen über ihn enthält die Allgemeine Zeitung, 1834, Nr. 227, Beyl. S. 907). Kurz vor seiner Rückkehr ins Vaterland gab er heraus: »El Moro expósito, ó Córdoba y Búrgos en el Siglo décimo. Leyenda en doce Romances. En un Apéndice se añaden la Florinda y algunas otras composiciones inéditas del mismo autor.« Paris, Salvá, 1834. 2 Vols. 8.

Santillana, Iñigo Lopez de Mendoza, Marques de (geboren zu Carrion de los Condes 1398, st. zu Guadalajara 1458). Wenn es von ihm hier heißt, er sey das Haupt jener »wahrhaft nationalen Dichterschule des funfzehnten Jahrhunderts« u. s. w., so können wir dieser Bezeichnung nicht beystimmen; denn einerseits bildete sich gerade diese, durch die Marqueses von Villena und Santillana unter Johann II. von Castilien eingeführte Hofpoesie (»que en nuestro vulgar *Gaya sciencia* llamamos«) ganz nach der späteren catalonisch-provenzalischen; andrerseits begannen schon der Marques von Santillana und einige seiner Freunde nach italienischen Mustern zu dichten (sie wurden deßhalb selbst von ihren Zeitgenossen »Dantistas« genannt), und bereiteten so die später dadurch bewirkte gänzliche Umgestaltung der castilianischen Kunstpoesie vor. Die ächte Nationalpoesie aber lebte nur mehr in den Volksdichtern fort, die von den vornehmen Hofdichtern mit Verachtung ignorirt wurden, wie aus Santillana's eigenem berühmten »Briefe über die castilianische Poesie« zu ersehen ist. Wenn sich

aber in den älteren eigentlichen Cancioneros (den Sammlungen der Hofpoesien *), im Gegensatze zu den Romanceros, den erst spät gesammelten Volksliedern; denn der sogenannte »Cancionero de Romances« ist ein eigentlicher Romancero, und wohl nur deßhalb so genannt worden, weil er der erste Versuch war, den Romanzen auch bey dem Lesepublikum aus den höhern Ständen Eingang zu verschaffen (auch einige ächte Volksromanzen finden, so wurden sie da nur aufgenommen, weil sie den Hofdichtern als Texte zu ihren Glossen dienten. Nur ausnahmsweise aber ließen sich diese herab, auch einmal in der Volksmanier zu tändeln, wie z. B. der Marques von Santillana selbst in seinen »Serranillas,« die aber nicht in die Cancioneros aufgenommen wurden. — Von den »Proverbios« des Marques de Santillana erschien eine neue Ausgabe: »Proverbios, y las Coplas de Jorge Manrique, todo con sus glosas.« Madrid, Villalpando, 1799. 12.

Torre, el Bachiller Francisco de la; — die unter diesem Namen von Quevedo (1631) zuerst herausgegebenen Gedichte galten nie für dessen Eigenthum, bis es dem D. Luis Velazquez einfiel, in der Einleitung zu dem von ihm veranstalteten Wiederabdruck derselben (1753) die Behauptung aufzustellen, Quevedo selbst sey ihr wahrer Verfasser, und habe sich unter diesem Namen verborgen. Erst seitdem verbreitete sich diese Meinung, und wurde selbst von Luzan angenommen. Allein neuere Kritiker, vorzüglich Quintana (l. c.; Tom. I, p. XXXI — XXXII), und Mendibil und Silvela (l. c.; Tom. III, p. LI — LII) haben durch äußere und noch mehr durch innere Gründe bewiesen, wie unwahrscheinlich diese Behauptung sey, und daß de la Torre in der That ein von Quevedo verschiedener, viel älterer Dichter sey, der wahrscheinlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts blühte.

Vega, Garcilaso de la; — die neueste und beste Ausgabe seiner Werke bildet einen Theil der oft angeführten »Biblioteca de clas. esp. del Sr. Ferrer«: Obras, ilustradas con notas. Paris 1828. 18.

---

*) Wie schon aus dem Titel der ältesten Ausgaben erhellt: »Cancionero general de los mas principales *Trobadores* de España.« »Trobador« heißt aber, nach des Marques de Santillana eigenem Sprachgebrauche, wie bey den Provenzalen, ein Kunst- oder Hofdichter, während er durch »Poeta« einen gelehrten Dichter bezeichnet (».... al qual yo no llamaria *decidor*, ó *trovador*, mas *poeta* etc. ....»); die Volksdichter aber nannte man »*Iuglares*« (»Infimos son aquellos que sin ningunt órden, regla, ni cuento, facen *estos romances é cantares*, de que la *gente baja é de servil condicion se alegra*«).

Vega Carpio, Lope Felix de, starb zu Madrid den 27. August 1635 (nicht 1633). Seine unter dem Namen »Tomé de Burguillos« herausgegebenen Gedichte erschienen ebenfalls in einer neuen, berichtigten Ausgabe als Theil der erst angeführten Sammlung von Ferrer *): Rimas. Paris 1828. 18.

Villanueva, Joaquin Lorenzo, geboren zu San Felipe, früher Játiva, in der Provinz Valencia um 1754. Vor seiner Auswanderung nach England war er Canonicus an der Kathedrale von Cuenca und »Calificadór del Santo Oficio de la Inquisicion.« Von seinen früheren, bis zum Jahre 1807 erschienenen, meist theologischen Werken findet man ein Verzeichniß, nebst einigen biographischen Notizen, in Fuster's »Biblioteca Valenciana;« Tom. II, p. 304—306. An seinem seit 1828 angekündigten spanischen Wörterbuche wird gegenwärtig zu Paris gedruckt: »Diccionario de la lengua castellana, comprensivo, no solo de los vocablos corrientes, sinó de los anticuados, de los provinciales de los Estados de ambos mundos en que se habla esta lengua, y de muchos de ciencias y artes; todos con su correspondencia latina. Compuesto por Don J. L. Villanueva, y adicionado por su editor, D. Vicente Salvá. In einem Quartbande.

Endlich wollen wir noch versuchen, zum vollständigeren Verständniß einiger jener Wörter und Stellen, die dem Hrn. Herausgeber dunkel blieben, und bey denen er im Wörterbuche durch »ein Fragezeichen seine Unsicherheit angedeutet hat,« auch etwas beyzutragen.

»Amigo, pie de, Fußschelle?« — In dem oben angeführten Kommentare Clemencin's zum Don Quijote (Tom. II, cap. 22, p. 206) findet sich darüber folgende Erklärung: »*Pie de amigo*, ó *guarda-amigo* era una horquilla que se ponia debajo de la barba á los reos, para que no pudiesen ocultar el rostro cuando los sacaban á azotar, ó á la vergüenza.«

»Bascuñanas, unsinniges, närrisches Geschwätz?« — Diese Erklärung wird bestätigt durch das, was der »Diccionario de la Académia« über das von derselben Wurzel (Vascuña) stammende Adjectivum gentilicium »*Vascuense*« sagt: »*met.* Lo que está tan confuso y oscuro que no se puede entender.«

»Caramba, ein Theil des weiblichen Kopfputzes?« — wahr-

*) Außer den hier und von Hrn. H. unter Melo und Solis angeführten Theilen dieser eben so eleganten als kritischen Sammlung spanischer Klassiker enthält sie noch: *Gil Polo*, La Diana enamorada. Paris 1828; und *Vélez de Guevara*, El Diablo cojuelo. Paris 1828.

scheinlich Ohrgehänge, wegen der Aehnlichkeit der Form mit »Carámbano« (Eiszapfen; fig. Nasentropfen; nennt man doch im Oesterreichischen Ohrgehänge von länglicher Form auch »Tropfen«).

»Cocar de marta, ein Gesicht schneiden, sich anstellen wie eine Betschwester?« — wir glauben eher: »grinsen wie ein Marder (Marta), was mit der Ableitung des Zeitwortes »cocar« (von der Onomatopöie: »coco,« das grinsende Geschrey der Affen u.s.w.) besser zusammenstimmt, und in diesem Sinne gebräuchlich gewesen zu seyn scheint, wie aus folgender Stelle aus Covarrúbias (Tesoro de la lengua castellana. Madrid 1674. Fol. s. v. cocar) erhellt: »*Cocar, y hacer cocos*, está tomado del *sonido que hace la mona* para espantar los muchachos, y ponerles miedo, porque no le hagan mal. *Cocalemarta.*« Auch bildet es so in der satyrischen Romanze (Poes. sat. Nro. 5) Quevedo's an der Stelle, die hier erklärt werden soll, einen besseren Gegensatz zu dem unmittelbar vorhergehenden Verse: »La que fué del *alba risa*« (die einst lächelte wie die Morgenröthe, grinst nun wie ein Marder).

»Chorizo?« auch die von Hrn. H. in dem Vorworte zum Wörterbuche nachgetragene Erklärung dieses in der Geschichte der Madrider Bühnen Epoche machenden Spott- und Parteynamens und seines Ursprungs ist nicht ganz richtig und genügend; da aber in den neueren, besonders dramatischen Schriftstellern häufig Anspielungen darauf vorkommen, so wollen wir aus M. G. de Villanueva Hugalde y Parra (Orígen, épocas y progresos del teatro español. Madrid 1802. 4. p. 314) die Stelle ganz hersetzen, die darüber und über das ebenda (Poes. sat. Nr. 10, S. 528) vorkommende, von Hrn. H. unerklärt gelassene »Polaco« die beste Auskunft gibt: »*Francisco Rubrel* (por otro nombre *Francho*) fué causa del apellido de *Chorizos*, que se dió en el año 1742 á *los individuos de la compañía*, de que era entonces autor Manuel Palomino, con motivo de ciertos chorizos (Bratwürste) que comia en un entremes; y habiéndose hallado una tarde sin ellos, hizo tales y tan graciosas exclamaciones contra el encargado de llevar los chorizos, que era el guardaropa de la compañía, y movió tanto la risa de los expectadores, que desde entonces se llamó de los *Chorizos.* Al mismo tiempo se refiere el orígen del nombre de los *Polacos* y su partido, ocasionado del afecto que siempre tuvo á esta compañía un Religioso Trinitario, llamado vulgarmente el *Padre Polaco*, que era tenido en la Corte por muy inteligente en el dificil arte de buenas composiciones dramáticas, y con particularidad en la ejecucion

de ellas, por lo cual era consultado de muchos sobre el mérito de piezas y actores.«

Und dazu aus Leandro Fernandez de Moratin (Obras, dadas á luz por la real Académia de la Historia. Madrid 1830—1831. 8. Tom. II, Part. I, p XXVIII): »Los *apasionados* de la compañía *del Principe* se llamaban *Chorizos*, y llevaban en el sombrero una cinta de color de oro: los de la compañía *de la Cruz Polacos*, con cinta en el sombrero de azul celeste: los que frecuentaban el teatro *de los Caños* tomaron el nombre de *Panduros*« (vgl. auch Bourgoing, neue Reise durch Spanien, deutsche Uebers. Bd. II, S. 79). Diese Partеygänger bildeten sich in Quadrillen, kamen einander öfters in die Haare, und lieferten förmliche Scharmützel.

»Damas de haz y enves?« Diese in dem satyrischen Sonette Góngora's auf die Residenz und den Hof von Madrid (Soneto 25) vorkommende Stelle wird wohl am besten durch die Auflösung des Wortspieles mit »Damas,« d. i. dá mas und mas dá (d. h. gib mehr, von vorne und rückwärts gelesen, »de haz y enves«) erklärt werden können. Diese Erklärung ist um so wahrscheinlicher, da auch Covarrubias (l. c. s. v. *Dama*), nach mehreren übergelehrten und weithergeholten Etymologien des Wortes »Dama,« gleichsam sich selbst parodirend, im Scherze noch folgende, wie einen bekannten Spaß, beyfügt: »Un mero romancista idiota me está tirando de la capa, á instancia de un galan necio, que en servicio de las damas había gastado su hacienda, que diga como *damas se dijeron de: dá mas*, porque por mucho que les den, siempre tienen que pedir.«

»Escupir al cielo, sehr wüthend seyn, vor Wuth schäumen?« — eigentlich so unvernünftig und tollkühn handeln, als wenn man den Himmel selbst anspucken wollte. Covarrubias (l. c. s. v. Escupir) gibt folgende Erklärung dieser Redensart: »Escupir al cielo, es querer oponerse á quien sin ninguna proporcion puede mas, que cuanto pretendiere hacer, ó decir, ha de llover sobre él, como él que escupe al cielo, que todo se le vuelve á la cara.«

»Juez de Holandas, bestechlicher Richter?« — Aus der Stelle (Poes. sat. Nro. 9), in der dieser Ausdruck vorkömmt, möchten wir eher schließen, daß er einen saumseligen, nichtsthuenden Richter bedeute, und ihn dadurch zu erklären suchen, daß die spanische Regierung selbst nach dem Verluste Hollands noch Richter für diese ehemalige Provinz ernannte, die natürlich nichts zu thun hatten, wohl aber den Titel führten, also ganz eigentlich judices in partibus infidelium waren. Doch fehlt es uns an Beweisstellen für diese Erklärung.

Als sinnstörende Druckfehler des Wörterbuchs sind uns aufgestoßen: »Arcabuz, Muskeln,« lies: Muskete; — und: »*Par*, ser par nada, zu nichts brauchbar, gut, unnütz seyn;« soll unter Para stehen.

So sind denn auch wohl viele der von uns berichtigten Angaben, besonders in den Jahrzahlen, nur Druckfehler, die wir aber nichts destoweniger bemerken zu müssen geglaubt haben, in der Hoffnung, daß der verehrte Herr Herausgeber darin den Beweis sehen werde, mit welcher Aufmerksamkeit wir sein treffliches Lesebuch durchgearbeitet haben, und wie sehr es uns am Herzen lag, ein Musterwerk, wie das seinige, auch von den kleinsten Flecken nach besten Kräften reinigen zu helfen. Wer übrigens weiß, wie leicht bey einem Werke der Art Verstöße möglich, und welche Schwierigkeiten bey dem Drucke desselben zu überwinden sind, wird mit uns den Herrn Herausgeber nicht nur entschuldigen, sondern ihm die verdiente Anerkennung und den schuldigen Dank zollen, eingedenk des Horazischen: »Verum ubi plura nitent« etc., und recht sehr wünschen, daß durch Vermehrung und Unterstützung der Hispanophilen unter uns es ihm möglich werde, sein Vorhaben auszuführen, uns mit einem »vollständigen Handbuche der spanischen Literatur« zu beschenken, wozu er durch gründliche Kenntniß der Sprache, Literatur und politischen Geschichte, und, was mehr werth ist als todtes Wissen, durch lebendige Anschauung des Landes und Volkes vor allen unter uns am fähigsten ist.

Ferdinand Wolf.

Art. VI. Geschichte des osmanischen Reichs, großentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Neunter Band: Schlußrede und Uebersichten I — IX. Zehnter Band: Verzeichnisse, Hauptregister und Anhang, nebst dem Plane Constantinopels. Pesth, in Hartlebens Verlag, 1833 u 1835. 8.

Das lange und mühevolle Werk, welchem seit seinem Beginne die Leser dieser Blätter ihre freudige Theilnahme zugewendet, ist durch das Erscheinen des IX. und X. Bandes glücklich beschlossen, und ihm damit die Krone aufgesetzt worden. Einfach und wahr, wie es sonst geschehen (siehe diese Jahrb. Bd. 41, p. 95; Bd. 44, p. 216; Bd. 46, p. 120; Bd. 47, p. 85; Bd. 51, p. 155; Bd. 55, p. 108; Bd. 59, p. 157), mögen einige Worte Zeugniß ablegen von dem Inhalte beyder, von ihrem Werthe.

Die Schlußrede, XLVIII Seiten stark, gibt Rechenschaft, warum der Hr. Verf. die Geschichte nur bis zum Frieden von Kainardsche fortgeführt. Der hauptsächlichste Grund ist Mangel

des vollständigen Zusammenflusses aller nöthigen Quellen (später S. XVIII noch ersichtlicher und handgreiflich erwiesen in der Aufzählung der neuesten osmanischen Geschichtschreiber, von denen, troß aller Bemühungen, bisher nur die Hälfte aufgetrieben werden konnte), womit auch schon die Schwierigkeit ausgesprochen ist, die jeder findet, welcher die Geschichte seiner Zeit behandeln will, weßwegen große Historiker es vorgezogen, entferntere Zeiten zu beschreiben, wo sie der Quellen und des Stoffes mächtiger werden konnten. Selbst die bisher benutzten Archive boten nicht mehr die Ausbeute wie früher; denn die Republik Venedig sank immer mehr in Unbedeutenheit; Oesterreich beschränkte sich größtentheils auf Erhaltung des Friedens und auf freundschaftlichen Rath; und doch kann die Fortsetzung dieser Geschichte nur aus den osmanischen Quellen und aus den Archiven Rußlands allein geschöpft werden, da diese Macht »Stimmangeberin der diplomatischen Verhandlungen an der Pforte, Herbeyführerin von Krieg und Frieden, Schlichterin der wichtigsten Geschäfte des Reichs« seitdem geworden. Es sind klassische Worte, in die sich der Hr. Verf. besonders am Ende des Paragraphen: über Geist und Gehalt der osmanischen Geschichte, ergießt, und Ref. unterschreibt gern, weil er sich früher im gleichen Sinne ausgesprochen, ein Urtheil, das aus der lebendigsten Ueberzeugung hervorgequollen: »Das vorgesteckte Ziel war, eine ausführliche pragmatische Geschichte des osmanischen Reichs aus den vordem noch unbenützten Urquellen der Reichsgeschichten und diplomatischen Archive zu liefern, und dieses Ziel glaubt der Verfasser erreicht zu haben, wie vor ihm kein anderer Schreiber osmanischer Geschichte.« Eben so wichtig und wahr ist die folgende Bemerkung: »Vorzüglich liegen in dieser Geschichte alle bisher in dem Schleyer der Archive verhüllten diplomatischen Geheimnisse zu Tage. Die Quellen, aus welchen verläßliche Auskunft geschöpft werden konnte, flossen bisher nur äußerst sparsam; außer den gedruckten, aber sehr seltenen und außer England kaum bekannten Verhandlungen des englischen Botschafters S. W. Roe, außer den Geschichten des Carlowiczer Friedens von Humiecki, des Passarowiczer Friedens von Vendramino Bianchi, und der dreyfachen Geschichte des Belgrader Friedens von Laugier, Neipperg und Moser, außer den Reiseberichten einiger Botschafter und einiger von Ranke benützten venetianischen Relationen, waren alle diplomatischen Verhandlungen mit der Pforte bisher im heiligen Dunkel der Staatsarchive begraben geblieben. Diese Geschichte hat dieselben in ihrer Wesenheit zu Tage gefördert, und keine Gesandtschaft, in so weit nur irgend davon Kunde zu erhalten war, mit Stillschweigen übergangen.«

Der Hr. Verf. versäumt nicht, den Förderern und Gönnern dieses Werkes namentlich seinen Dank zu sagen. Es ist erfreulich zu bemerken, welche Männer ihn unterstützten; es darf daher im Gegentheile auch nicht befremden, wenn er hier und da auf nicht erwartete Theilnahmslosigkeit und unfreundliche Kälte gestoßen. Nach einigen Bemerkungen über Kritik, Antikritik und Autokritik folgen zwey Berichtigungen, nämlich: die Gemahlin Ibrahims, des Großwesirs und ersten Belagerers Wiens, sey keineswegs die Schwester Suleimans des Gesetzgebers gewesen; und zweytens, der seit hundert fünf und dreyßig Jahren im bürgerlichen Zeughause zu Wien als der Kopf Kara Mustafapascha's, des zweyten Belagerers dieser Stadt, aufbewahrte und hergezeigte Schädel ist der eines unbekannten türkischen Großen, aber nicht Kara Mustafapascha's, welcher zu Adrianopel, an der Moschee Söaridschepascha's, ruht.

Den Schluß machen Betrachtungen über die osmanische Geschichte und die Türkey, zu denen die vorhergehenden acht Bände reichlichen Stoff geliefert. Sie müssen bey der gedrängten Darstellung, die ihnen zu Theil geworden, selbst nachgelesen werden; nur eine derselben sey es erlaubt wegen ihrer Eindringlichkeit hier aufzuführen. »Die musterhafteste von allen osmanischen Staatseinrichtungen ist ganz gewiß die von S. Mohammed II. gegründete, von S. Suleiman I. vervollkommte Hierarchie der Ulema, dieser aristokratischen Innung des Lehrfaches und des Richteramtes, welche, eine Art von gesetzgebendem Körper, den Herrschaften der Truppen das Gleichgewicht, und selbst den Despotismus im Zaume hielt; kein Erbadel, aber eine Kammer des Verdienstadels der Wissenschaft des Gesetzes, eine Aristokratie von Gottes- und Rechtsgelehrten, von Richtern und Professoren, deren Stätigkeit hauptsächlich das Schiff des Staates aus so vielen Stürmen des Despotismus und der Anarchie, welche dasselbe zu verschlingen gedroht, gerettet. Die Professoren in der Türkey sind besser besoldet und höher geachtet als in Deutschland und in andern Ländern, England und Frankreich ausgenommen.« S. XLI. Vom Staate wendet sich zuletzt der Hr. Verf. zur Poesie der Nation, deren eigentlichen Werth er darein setzt, daß die Osmanen »zwar von keinem ursprünglichen und eigenthümlichen Genius, wie die Araber und Perser, beseelt sind, daß sie sich aber doch alle Schätze der geistigen Kultur dieser beyden Völker angeeignet, und sich in dieser Hinsicht, wie in so mancher andern, zu den Persern und Arabern verhalten, wie die Römer zu den Griechen.« Alle theilnehmenden Leser wird es daher gewiß freuen, das Versprechen hinnehmen zu können, daß »auf die Geschichte des osmanischen Reichs, als An-

hang, die Geschichte der osmanischen Dichtkunst folgen soll, als Seitenstück zur Geschichte der schönen Redekünste der Perser, über deren Werth sich Göthe im westöstlichen Diwan so vortheilhaft ausgesprochen; nur weit gründlicher und erschöpfender als jene, weil zur Geschichte der persischen Dichtkunst nur vier Werke, zu jener der osmanischen aber vier und zwanzig zu Gebote standen, weßhalb hier nicht, wie dort, bloß die Proben von zweyhundert, sondern von noch zweytausend Dichtern und Verskünstlern geliefert werden sollen.«

Die darauf folgenden Uebersichten enthalten:

I. S. 1—46. Die statistische Uebersicht aller Hof- und Staatsämter, sowohl der gerichtlichen als militärischen, nach den Eintheilungen des Serai, der Pforte des Großwesirs und des Defterdars, und der Gerichtsbarkeiten des Reichs, welche unerläßlich schien, damit die Leser die in dem Werke so häufig vorkommenden und ungewöhnlichen Benennungen der Würden und Aemter nach ihrem Wirkungskreise und ihrer Abstufung systematisch übersähen.

II. S. 47—144. Verzeichniß der Moscheen Constantinopels, ein gedrängter Auszug aus dem vortrefflichen Werke, dem Garten der Moscheen, von Hafis Husein Ben Elhadsch Ismail von Aiwanserai. Die Hauptstadt selbst hat innerhalb ihrer Mauern und der aufgezählten 28 Stadtthore 499 Moscheen, und da in den 43 andern Bezirken deren noch 378 aufgeführt werden, ergibt sich im Ganzen eine Summe von 877 Moscheen. Diese Angaben sind nicht bloß topographisch wichtig, sondern auch historisch bemerkenswerth wegen der Daten der Erbauung und der Namen der Erbauer. Vier und vierzig derselben waren ehedem christliche Kirchen.

III. S. 145—168. Verzeichniß der Medreseen, d. i. hohen Schulen (?) Constantinopels, 275 an der Zahl, nach chronologischer Ordnung ihrer Stiftung.

IV. S. 169—176. Verzeichniß der Bibliotheken Constantinopels, gleichfalls in chronologischer Ordnung nach den Jahren, in welchen sie gestiftet worden, oder ihre Stifter gestorben sind. Ueber die Zahl der Bücher, den Gehalt und die Eintheilung dieser Sammlungen ertheilen den abendländischen Bibliothekaren erwünschten Aufschluß die Worte: »Die meisten dieser Bibliotheken haben ein Paar tausend Bände; einige zählen deren dritthalbtausend; die Bücherzahl aller vierzig Bibliotheken dürfte nicht hunderttausend betragen. Die Eintheilung der Rubriken ist in den Katalogen, welche von sieben derselben vorliegen, bis auf eine oder zwey Rubriken, durchaus gleich, und ist dieselbe mit den Katalogen der übrigen Bibliotheken. Diese achtzehn

oder neunzehn Rubriken sind folgende: 1) Korans-Commentare (nur in der Bibliothek S. Abdulhamid's stehen die Korane oben an, in einer besondern Rubrik, in andern unter den Commentaren und bey einigen zu Ende); 2) Bücher über die Lesekunst (Ilm Kirajet) des Korans; 3) Bücher der Grundfesten der Ueberlieferung; 4) Ueberlieferungssammlungen; 5) Bücher der Grundfesten der Rechtsgelehrsamkeit; 6) praktische Rechtsgelehrsamkeit (Fikh); 7) Fetwa-Sammlungen; 8) Metaphysik und Dogmatik (Kelam und Akaid); 9) Mystik (Taßawuf); 10) geheime Wissenschaften (Chawaß) und Alchymie; 11) Arzneykunde; 12) Philosophie, Geometrie und Astronomie; 13) Arithmetik; 14) Rhetorik; 15) Grammatik und Syntax; 16) arabische und persische Lexikographie; 17) Philologie (Edebijat); 18) Geschichte und Legende (Tarich wes-seir); 19) Schriftmuster (Murakaat) oder Miscellen (Muteanewaa).« Es darf als ein rühmlicher Beweis, wie unermüdbar und glücklich der Hr. Verf. nach Quellen geforscht, nicht übergangen werden, daß die sieben Bibliotheken, deren Kataloge bekannt, nicht mehr als dreyßig, und wenn man die zu Constantinopel gedruckten geschichtlichen Werke abrechnet, nicht mehr als zwanzig über osmanische Geschichte, d. h. nur ein Zehntheil derer besitzen, welche er, um das vorliegende Werk zu schreiben, mittelst dreyßigjähriger Nachforschungen und des Aufwandes von mehr als tausend Ducaten zu einer in ihrer Art einzigen Sammlung vereinigt hat. Ganz natürlich schließt sich diesen Betrachtungen an:

V. S. 177 — 256. Verzeichniß von Hammer's handschriftlicher Sammlung zweyhundert orientalischer Werke über osmanische Geschichte. In verständig gewählten Abschnitten finden sich zusammengestellt: 1) Universalgeschichten, in denen die osmanische Dynastie oder die Statthalter Aegyptens aufgeführt sind; 2) allgemeine osmanische Geschichten; 3) Spezialgeschichten, wieder untergetheilt nach den Sultanen, deren Regierung sie erzählen; 4) Lebensbeschreibungen (der Sultane, Wesire, Reis Efendi, Kislaraga, Gesetzgelehrten und Scheiche, der Schönschreiber, der Dichter); 5) Kanunname, d. i. Sammlungen von Grundgesetzen des Reichs; 6) Sammlungen von Urkunden und Staatsschriften; 7) geographische Werke. Dabey muß mit aller Anerkennung hervorgehoben werden, daß ihr Inhalt sehr umständlich angegeben, und gewöhnlich das Urtheil über ihren relativen Werth beygefügt worden, was vorzüglich bey Werken, welche über die Gränzen dieser geschichtlichen Darstellung hinausgehen, allen Historikern und Bücherkundigen ein willkommenes Geschenk seyn wird. Noch angenehmer wird es seyn, zu erfahren, daß die k.k. Hofbibliothek in Wien diese einzige Sammlung osmanischer Geschichtsquellen um

den mit den Rechnungen der Commissionäre belegten Ankaufspreis an sich gebracht, und dadurch allen Forschern und Kennern der Ursprachen zugänglich gemacht habe.

VI. S. 257 — 276. Verzeichniß von zweyhundert vier und vierzig Dynastien aus der Universalgeschichte des Astronomen Mohammed und seines Uebersetzers Ahmed: allen Forschern morgenländischer Geschichten und allen Numismatikern höchst erfreulich, indem sie hiedurch wenigstens über die Quelle Kunde erhalten, in welcher die weitern Auskünfte über so viele bisher ganz und gar unbekannt gebliebene Herrschergeschlechter anzutreffen.

VII. S. 277 — 302. Verzeichniß der Capitulationen, Friedensschlüsse, Handlungsverträge und anderer Tractate des osmanischen Reiches von der Gründung desselben bis zum Frieden von Kainardsche i. J. 1774. Wie sorgfältig es ausgearbeitet worden, zeigt die Bemerkung, daß von den hier aufgeführten 366 Tractaten in den bisherigen Sammlungen dieser Art nicht mehr als ein und achtzig verzeichnet worden.

VIII. S. 303 — 334. Verzeichniß der Gesandtschaften funfzig europäischer, asiatischer und afrikanischer Mächte an die Pforte, und von dieser an dieselben, in alphabetischer Ordnung der Mächte. Dasselbe dient zugleich als Ergänzung des später folgenden Hauptregisters.

IX. S. 335 — 680. Verzeichniß von viertausend sechs und sechzig Staats- und Geschäftsschreiben, Diplomen und andern Urkunden, deren Originale entweder in den Archiven, oder deren Abschriften aus den Sammlungen (Inscha) benützt worden sind. Dieß die erste Aufzählung osmanischer Staatsacten, auf denen nach europäischen Ansichten jede Geschichte ruhen muß; allein es würde schwer halten, aus diesem verwirrenden Reichthum sich herauszufinden, wären sie nicht zweckmäßig chronologisch geordnet nach den Sultanen, in deren Zeiten sie ins Leben getreten.

X. S. 681 — 687. Verzeichniß von vierzig Titulaturen der osmanischen Staatskanzley, aus verschiedenen Kanunname und Inscha gesammelt.

Der zehnte Band beginnt in Nr. XI. S. 1 — 56 mit einer kalendarischen Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten der osmanischen Geschichte bis auf das Jahr 1774 nach den Tagen, an denen sie sich ereignet, um das seltsame Zusammentreffen bedeutender Ereignisse auf gewisse Tage desto deutlicher hervorzuheben.

XII. S. 57 — 336 und ein Nachtrag S. 377 — 388 geben das Verzeichniß der bisher in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Druckwerke, mit Ausnahme der zu Constantinopel gedruckten, welche schon unter den Quellen aufgeführt worden. Sie sind im Ganzen in chronologischer Ordnung aufgezählt:

allein es finden sich einige Ausnahmen, denn Otto Frisingensis, der wohl nur uneigentlich hieher gehört, kommt unter Nr. 122 nach Cromers und Dlugoß Geschichten von Polen vor, und Aeneas Sylvius unter Nr. 51—58 und wieder unter Nr. 2748. Oben ist bey Nr. V die gerechte Bemerkung gemacht worden, mit welch liebendem Fleiß, mit welch besonnener Kritik die zweyhundert orientalischen Handschriften in gewissen Abtheilungen zusammengestellt worden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß dieselbe theilnehmende Aufmerksamkeit den 3176 gedruckten Werken wäre zugewendet worden; ein künftiger Meusel hätte für seine Bibliotheca historica dann weniger Mühe und weniger Verdienst gefunden. Die »bibliographisch-kritische Uebersicht, welche der Hr. Verf. im Archive für 1823, 24, 25, 26 kund gemacht, wird daher durch die gegenwärtige Arbeit noch keineswegs überflüssig, weil in jener, wenn sie gleich weniger vollständig, die aufgeführten Werke kritisch gewürdigt werden, was in dieser nur selten geschehen. Jeder Geschichtsforscher, jeder Literaturfreund, welcher die Geschichte eines angränzenden Volkes oder eines bestimmten Zeitraumes genauer kennen lernen will, hätte es dankbar aufgenommen, wenn bey den unbrauchbaren Blättern bemerkt wäre, daß sie nichts taugen, und bey den ausgezeichneteren, worin ihr Werth bestehe: Urtheile, die sich dem Hrn. Verf. während seiner langen mühevollen Forschung freywillig und ungesucht anboten; und dann, welcher Zeitgewinn für Gegenwart und Zukunft! Ein einfaches, alphabetisches Verzeichniß der Autoren dieser 3176 Werke, welches beyläufig einen Druckbogen gefüllt, mit bloßer Angabe der Nummer, unter welcher jeder ausführlich zu finden, hätte dieses reiche Verzeichniß für den augenblicklichen, schnellen Gebrauch noch nutzbarer gemacht, und das Eintragen jener, die noch fehlen dürften, erleichtert.

XIII S. 337—376. Verzeichniß der in den acht Bänden dieser Geschichte vorkommenden türkischen Wörter, deren die wenigsten in den Wörterbüchern gehörig verdolmetscht, sehr viele darin gar nicht zu finden sind: eine Gabe, höchst willkommen jedem Verfasser von Fremdwörterbüchern und jedem denkenden Manne, welcher mit dem Klange den Begriff, mit der Prägung den wahren Werth erhalten will. Es läßt sich nicht zweifeln, daß dieser bescheidene Sprachschatz die gebührende Autorität auf die Rechtschreibung der angeführten Wörter in unserer Sprache ausüben wird; nur wäre es noch eine nützliche Zugabe gewesen, anzuzeigen, auf welche Sylbe des Wortes die Schwere unserer Aussprache fallen soll. Der Deutsche spricht Hárem; nur jene, welche den poetischen Compositionen des Hrn. Verf.'s nachscandirt, sprechen Harém. Campe hat in der zweyten Ausgabe

seines Verdeutschungswörterbuches auf jedes fremde und fremdartige Wort das Tonzeichen über jene Sylbe gesetzt, welche den Hauptton hat, um den Ungelehrten die richtige Aussprache zu erleichtern. Wie viele Ungelehrte der orientalischen Sprachen gibt es in Deutschland?

XIV. S. 389—640. Hauptregister der Namen und Sachen, mit Ausschluß der in den vorhergehenden Verzeichnissen besonders classificirten. Wer mit Werken von größerem Umfange sich wiederholt beschäftigen muß, wird wissen, wie erfreulich ihm immer auf dem Titelblatte die Nachricht cum indicibus locupletissimis gewesen, welche dem Gedächtnisse wie Meilenzeiger dem rüstigen Wanderer zu Hülfe kommen. Es ist zu bedauern, daß diese schöne alte Sitte allmälich in Vergessenheit zu kommen scheint, da sie vielmehr beyzubehalten und weiter auszubilden wäre, indem sie der täglich anwachsende Reichthum unserer Literatur immer nützlicher und nothwendiger macht. Man hält Leistungen solcher Art gewöhnlich für knechtisch, seit Chr. Fr. Liscov die fabrikmäßige Art, mit welcher sie gearbeitet werden, ins Lächerliche gezogen; allein wie Alles in der Welt, können auch sie mit Geist behandelt werden. Man lese z. B. die Artikel: Janitscharen, Janitscharenaufruhr, Renegaten, und gewiß, der neuen, fruchtbaren Ideen müssen mehr als eine nach deren Lectüre sich in jedem denkenden Kopfe erzeugen. Beynahe sechzehn Druckbogen nimmt dieses Register ein, und kein Mensch wird mit dem Hrn. Verf. rechten, daß er des Guten so viel gethan; im Gegentheil wird jeder mit Dank anerkennen, daß es mit so großem Fleiße gearbeitet worden.

XV. S. 641—648 gibt Rechenschaft über den dem letzten Bande beygefügten Plan Constantinopels. Diese Karte, groß und deutlich, ist zwar im Grundrisse keine neue, sondern die dem topographischen Werke »Constantinopolis und der Bosporos« beygegebene, nur mit dem Beysatze aller Viertel, sowohl der Stadt als der acht Vorstädte, welche bisher in keiner Topographie angeführt, und auf keiner Karte verzeichnet worden, und also eine höchst erfreuliche Zugabe für alle Reisende, welche sich in den Vierteln, Gassen und Moscheen Constantinopels orientiren wollen.

XVI. S. 649—680 liefert Gegenkritik und Selbstkritik über die Geschichte des osmanischen Reiches, und beschäftigt sich vorzüglich mit den Gegen- und Einreden, welche der erste Band aufregte, weil hier des philologischen Materials mehr vorkommt, als in den andern, und sich am leichtesten, aber auch zugleich am unfruchtbarsten, über die origines gentis hin- und herreden läßt. Es ist ein literarisches Turnier für Ernst und

Scherz, das Unterhaltung gewährt, weil mitunter die entgegengesetztesten Urtheile schroff neben einander aufgeführt, unwillkürlich zu einem leichten Lächeln nöthigen. So werfen die Einen dem Hrn. Verf. zu große Türkenliebe, die Andern zu großen Türkenhaß vor; den Einen schildert er die Osmanen zu gebildet, den Andern zu ungeschlacht: und beyde stützen sich auf dasselbe Buch, aus dem jeder sich selbst, nur vielleicht nicht den Verfasser gelesen. Einige Beurtheiler hatten gewünscht eine größere Ausführlichkeit über die ältere Geschichte der Türken und Turkmanen und ihre verschiedenen Dynastien in Turkistan und Karachatai, am Altai und in Kipdschak, in Persien, Syrien, Armenien und Kleinasien zu finden; um ihnen genug zu thun, folgt eine schätzbare systematische Uebersicht der Stämme der Türken, welche bisher weder von Deguignes, noch von Klaproth gegeben worden, und eine neue Kunde aus der bekannten ältesten Quelle der Geschichte türkischer Stämme, aus dem »Sammler der Erzählungen und dem Leuchtenden der Ueberlieferungen Dschemaleddin Mohammed Aufi's, einem Werke, welches beyläufig im eilften Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung verfaßt worden. Weiter reihet sich noch daran: ein bibliographischer Nachtrag zu den Quellen der osmanischen Geschichte; endlich S. 695 als Anhang die Uebersicht der wichtigsten, vom regierenden Sultan Mahmud getroffenen Staatseinrichtungen und Veränderungen nach sieben Abtheilungen, je nachdem sie 1) die Diwansämter, d. i. die des Ministeriums des Aeußeren, des Inneren und der Finanz; 2) die militärischen Aemter oder das Heer; 3) die Hofämter; 4) die Statthalterschaften mit den dazu gehörigen Woiwodschaften; 5) die Aemter des Gesetzes; 6) Münze und Maß; 7) das Festwesen und Ceremoniel betreffen.

Dieß der reiche Inhalt der zwey letzten Bände eines Werkes, welches in der osmanischen Geschichtschreibung eine neue Epoche begründet, und den Verf. lange überleben wird. Es erfreut und erhebt jeden Kräftigen, der auf den zurückgelegten langen, mühevollen Weg, den er Andern leicht und zugänglich gemacht, mit behaglicher Zufriedenheit sich umschauen kann, und Niemand wird daher den Hrn. Verf. verkennen, wenn er am Ende voll gerechten Selbstgefühls mit den Worten schließt: »Wie die Standbilder alter Herrscher die Zugänge altägyptischer Tempel und Palläste bilden, steht auf dem Stirnblatte dieses Werkes die Memnonsstatue, als das den Strahl des schönsten Sinnbildes der Wahrheit und Liebe wiedertönende Standbild. So sey denn auch dem (Gott sey Dank!) vollendeten Werke eine auf Aegypten sich beziehende Stelle des 22. Verses der XII. Sure des Korans zur Schlußvignette als Siegel aufgedrückt: »So ha-

ben wir den Joseph festgestellt im Lande Aegyptens, um ihn zu lehren die Auslegung der Begebenheiten und Sagen. Bey Gott! Er gewältigt sein Geschäft.«

Ja! jeder Billige wird bestimmt sagen: »»Er gewältigt sein Geschäft!««

Karl Veith.

Art. VII. Lehrbuch der Mechanik. Von J. P. Brewer. Drey Theile. Düsseldorf, bey J. E. Schaub. 1829—32.

Dieses Werk, dessen drey Theile zusammen 920 S. in 8. bilden, ist für den Unterricht in Gymnasien bestimmt. Wenn diese Bestimmung in der That als angemessen erscheinen soll, so setzt sie eine Vollendung der niederen Lehranstalten in jenen Gegenden voraus, von der uns in anderen Ländern noch kein Beyspiel vorgekommen ist. Aber selbst dann, wenn diese Voraussetzung, wie wir kaum zu hoffen wagen, richtig seyn sollte, erscheint uns ein so voluminöses Werk für eine Anstalt, wo junge Leute noch in so vielen andern Gegenständen Unterricht empfangen sollen, auch wenn sie die beste ihrer Art wäre, nicht angemessen. Wenn jeder Lehrer eines solchen Instituts seine Zöglinge, mögen sie auch noch so talentvoll seyn, mit ähnlichen drey Bänden, mögen sie auch noch so gut geschrieben seyn, zu beschenken vorhat, so kann ich die Kinder, mitten in ihrem Reichthume, nur als arme Wesen beklagen, denen in der Fülle von Weisheit, die von allen Seiten über sie einströmt, wohl kaum etwas anderes übrig bleibt, als in einer schleunigen Flucht Rettung vor der Fluth zu suchen, die sie unwiederbringlich mit sich fortzureißen droht.

Aber es wird wohl nicht so arg seyn, und die armen Kleinen werden, denke ich, schon recht gute Klassen erhalten, wenn sie nur eben ein oder den andern Abschnitt aus dem gelehrten Werke bey ihrem öffentlichen Examen treufleißig herzusagen wissen, und dann war es dem Verf., seiner obigen Erklärung ungeachtet, nicht sowohl um den eigentlichen Unterricht im Gymnasium, als um Unterricht überhaupt, um ein gutes und brauchbares Lehrbuch für alle jene zu thun, die Zeit und Lust und Kraft genug in sich fühlen, mit der Wissenschaft, die hier abgehandelt werden soll, näher bekannt zu werden.

Aus diesem Standpunkte erscheint nun diese Schrift allerdings in einem ganz anderen Lichte. Um aber zuerst den Inhalt derselben etwas näher zu betrachten, so enthält der erste Theil die Statik der festen Körper, wo die Lehre vom Parallelogramm der Kräfte, von dem Gleichgewichte der fest oder durch biegsame

Schnüre verbundenen Körper, von den vorzüglichsten Maschinen, und dann die Theorie der Reibung und der Wage abgehandelt werden. Der zweyte Theil enthält die Bewegung der festen Körper, und zwar, nach den gewöhnlichen Vorbereitungen zu dieser Lehre, die Bewegung der frey fallenden und schief geworfenen Körper, das Allgemeine von den Centralkräften und der Schwere, die Theorie des Pendels, die Lehre von der drehenden Bewegung und von dem Stoße der Körper. Der dritte Theil endlich enthält die Hydrostatik, Aerostatik und die Hydraulik. Was der Verf. unter den drey letzten Benennungen hier versteht, geht näher aus dem Inhaltsverzeichnisse der acht Abschnitte dieses letzten und stärksten Theiles hervor. Der erste und zweyte Abschnitt handelt von dem Drucke der Flüssigkeiten, der dritte von der Ausdehnung der Körper durch die Wärme, der vierte von den Dämpfen und dem Hygrometer, der fünfte von dem Druck der Flüssigkeiten auf die in sie eingetauchten Körper und von dem specifischen Gewichte, der sechste von den Höhenmessungen durch das Barometer, und die beyden letzten endlich von dem Ausflusse des Wassers aus Gefäßen und dem Seitendrucke und dem Stoße des fließenden Wassers und der Luft.

Man sieht schon aus dieser Aufzählung, daß hier nicht an einen erschöpfenden oder auch nur an einen mehr umfassenden Vortrag der Mechanik, sondern mehr an eine isolirte Behandlung einzelner Abtheilungen derselben gedacht worden. In der That sind mehrere wichtige Gegenstände kaum berührt, aber dafür auch wieder mehrere andere, die eben so gut nur kurz hätten berührt werden können, mit großer Redseligkeit abgehandelt worden.

Der Verfasser glaubt, daß unter allen Zweigen der Naturlehre die Mechanik allein mit der Evidenz und Strenge behandelt worden ist, die man in der reinen Mathematik antrifft. Allein die Optik wird sich eines ähnlichen Vorzugs nicht begeben wollen, und wenn die Mechanik ihn mit der Optik theilt, so kömmt das großentheils daher, weil man auf beyde Wissenschaften die sogenannte höhere Analysis anwenden konnte, was aber der Verf. in seinem Werke nicht gethan hat. Die Mechanik konnte sich einer wissenschaftlichen Gestalt nicht rühmen, ehe d'Alembert und Lagrange ihre Entdeckungen auf sie angewendet haben. Allein von diesen Entdeckungen findet man hier keine Spur, und kann sie auch nicht finden, da der Verf. alle mit der höheren Analyse zusammengehörenden Betrachtungen sonderbarer Weise von seinem Plane ganz ausgeschlossen hat. Er behauptet ferner, daß die Mechanik aus der Naturlehre nur solche Sätze entlehne, die zu den am meisten begründeten Wahrheiten gehören,

und wogegen gar kein vernünftiger Zweifel erhoben werden kann, und daß daher diese Wissenschaft vorzüglich zum Unterrichte in den Gymnasien geeignet sey. Allein obschon wir nicht gemeint sind, jene Sätze, gegen welche der Verf. gar keine vernünftige oder unvernünftige Zweifel zulassen will, hier auf die Kapelle zu bringen, so scheint es denn doch, als ob ihre Unbestreitbarkeit noch lange nicht so wohl begründet wäre, als es dem Verf. bedünkt. Von dieser Seite ist es nicht, daß sich die Mechanik als Mittel zum ersten Unterrichte oder als Disciplin des Verstandes empfiehlt. Nicht die unerschütterliche Festigkeit ihrer Grundsätze, sondern die Consequenz der Deduction ihrer Folgesätze aus jenen Grundsätzen empfiehlt sie, so wie überhaupt die ganze Mathematik, zu diesem Zwecke, und diese Consequenz hat wieder ihren Grund darin, daß die gegenwärtige Behandlung der Mechanik eine analytische, oder wenn man lieber will, eine rein geometrische geworden ist. Wo man es einmal dahin gebracht hat, daß man, statt sich leeren, hohlen Discussionen zu überlassen, messen, wägen und vor allem rechnen kann, da hat die Consequenz unserer Schlüsse gewonnenes Spiel. Wenn einmal unsere Philosophen, Psychologen und Metaphysiker auch bis dahin gekommen seyn werden, dann wird es um ihre sogenannten Wissenschaften ganz anders stehen, als dieß wohl heut zu Tage der Fall ist, und wahrscheinlich auch noch lange seyn wird. Was aber jene Grundsätze, jene ersten Principien der Mechanik betrifft, so ist es besser, die Wahrheit derselben auf gut Glück hin zu glauben, als sie für unumstößlich bewiesen und gegen alle Zweifel vollkommen gesichert auszugeben. Die letzten Gründe der Wissenschaften, selbst die der Mathematik nicht ausgenommen, sind metaphysischer Natur, und über Dinge dieser Art soll man vernünftiger Weise nicht streiten, aus der einfachen Ursache, weil man nichts für und nichts gegen sie beweisen wird, daß man des Streites Ende absehen könnte. Die Mechanik geht von dem bekannten Satze aus, den man etwas sonderbarer Weise das Princip der Trägheit genannt hat. Nach diesem Princip soll jeder ruhende Körper, so lange keine äußere Kraft auf ihn wirkt, in Ruhe bleiben. Dieß möchte noch hingehen, aber das Gesagte ist nur der erste Theil des Satzes, dessen zweyter sagt, daß ein einmal in Bewegung begriffener Körper, wenn weiter keine Kraft auf ihn wirkt, sich immerfort gleichförmig und in einer geraden Linie bewegen muß. Dieselbe Mechanik geht ferner von dem Princip aus, daß jede Aenderung einer statt habenden Bewegung durch irgend eine Kraft dieser sie erzeugenden Kraft proportional seyn muß, daß ferner bey jeder solchen Kraftäußerung zwischen zwey Körpern die Wirkung des

einen immer der Gegenwirkung des anderen proportional ist u. s. w. Sie nimmt an, daß die Körper ohne die Wirkung einer äußeren Kraft sich nicht bewegen, und doch sollen sie sich derselben Annahme gemäß, wenn sie nur einmal in Bewegung sind, auch ohne alle äußere Kraft in dieser Bewegung erhalten. Was ist ferner das Ding, das wir in dieser Wissenschaft bey jedem zehnten Worte mit dem Namen Kraft nennen hören, das auf die Masse der Körper wirken, und zugleich wieder aus dieser Masse entspringen soll. Was sollen wir, bestimmt und deutlich, bey diesem Worte Masse denken? Wie verhält es sich eigentlich mit den integrirenden Theilen derselben, mit den Moleculen oder Atomen, aus welchen jene Massen bestehen sollen? Ist das, was wir Kraft und Bewegung nennen, ein diesen Massen eigenthümliches oder bloß adhärirendes Wesen, oder ist es selbst nichts Körperliches mehr, und vielleicht bloß analog mit der, uns eben so wenig bekannten Kraft, die, nur anders modificirt, auch die eigentliche Ursache des organischen Lebens, des Lebens der Pflanzen und Thiere, die Ursache des Wachsthums und der Gährung, und am Ende selbst den eigenthümlichen Grund aller unserer geistigen Operationen bildet? — Von allen diesen Dingen wissen wir nichts, und wie viel mag noch zurück seyn von dem, was wir nicht einmal in solche Fragen bringen können, weil uns unsere Sinne, unser Verstand und selbst unsere Phantasie nichts mehr davon vorzustellen vermag. — Und doch soll, mit unserm Verf., alles so fest und unbezweifelt stehen, und eben diese Festigkeit soll alle jene Dinge als ganz geeignet für den ersten Unterricht empfehlen! Credat Judaeus Apella. So wenig können wir darin mit ihm übereinstimmen, daß wir auch das Meiste von dem, was er noch weiter in verschiedenen Stellen seines Buches daraus ableitet, nicht, sondern vielmehr gerade das Gegentheil davon anzunehmen uns gezwungen fühlen.

Aber mag es doch am Ende mit diesen Dingen stehen wie es will, wenn es nur mit dem Buche selbst gut steht. — Eine gründliche und vollständige Anleitung zu dieser Wissenschaft will der Verf. seinen Lesern geben. Denn alle anderen Anleitungen, sagt er selbst, geben ohne Ausnahme entweder zu wenig oder zu viel. Die eigentlich klassischen Werke von Euler, Laplace, Lagrange u. f, so wie die vollständigeren Lehrbücher von Poisson, Kästner u. f. bedienen sich alle der Differential- und Integralrechnung, und seyen daher den meisten Lesern unzugänglich, und die andern, für Anfänger bestimmten Schriften seyen wieder viel zu arm an Inhalt, da sie nebst einigen einfachen Lehren eine Menge von Sätzen bloß historisch angeführt enthielten, von welchen es heiße, daß sie sich nur durch Infinitesimalrechnung er-

weisen lassen. — Uns ist von den besseren Lehrbüchern der Mechanik für Anfänger, und diese können doch nur gemeint seyn, keines bekannt, auf welches dieser Vorwurf paßte. Welche Zusammenstellung ferner von Poisson und Kästner, von denen der eine nicht werth ist, dem andern auch nur die Schuhriemen aufzulösen! Und nun gar das Verdict der Infinitesimalrechnung! Obschon diese Rechnung, sagt der Verf., von unschätzbarem Werthe für das Fortschreiten der Wissenschaft ist, so kann man, bey einer geschickten Auswahl und Anwendung, doch auch ohne sie schon Vieles leisten. Wahrhaftig, und diese Geschicklichkeit, ohne sie so Vieles zu leisten, traut er sich selbst zu? Und wie Vieles hat er denn o h n e s i e, wie Vieles endlich, etwa an irgend einem andern Orte, d u r c h s i e g e l e i s t e t?

Er fordert, gewiß sehr bescheiden, nur einige Kenntniß der Geometrie, der ebenen Trigonometrie und der gewöhnlichen (?) Buchstabenrechnung, und setzt gleich darauf noch bescheidener hinzu, daß auch die andern Leser, die schon viel mehr wissen, doch recht wohl thun würden, sein Buch zu kaufen, und die Mechanik zuerst aus ihm oder einem andern Buche (aber aus welchem?) zu erlernen.

Warum hat er denn aber die höhere Analysis, die doch so ganz eigentlich hieher gehört, von seinem Buche ganz ausgeschlossen? — Weil, sagt er, bey der Anwendung derselben die Entwicklung und Ausführung der Rechnung so gewaltig fortreißt, daß der Leser über dem Rechnen den Gegenstand selbst vergißt. So so! Arme Analysis und noch ärmere Leser! Und gewiß, setzt er beynahe mit einem Schwure hinzu: J e d e r, der es versucht, ohne einige Vorkenntnisse der Mechanik dieselbe aus dem Werke von Poisson oder einem ähnlichen zu erlernen, wird die Wahrheit dieser Behauptung durch die Erfahrung bestätigt finden. Was für ein abscheulicher Mensch, dieser Poisson, die Jugend so heillos zu verderben, daß ihnen am Ende vor lauter Rechnung der Kopf ganz wüst und drehend wird. Jeder wird es erfahren, der den Versuch mit diesem Unhold macht, und auch der Herr Verf. scheint es erfahren zu haben. Wie könnte er sonst so sprechen!

In der Statik, sagt er weiter, habe ich das Parallelogramm der Kräfte als obersten Lehrsatz aufgestellt. Denn Jeder, dem nicht alles philosophische Talent mangelt, muß fühlen, daß die gute Methode nothwendig diese Ordnung fordert. — Dem nicht alles philosophische Talent mangelt. Welch ein Trumpf! Und nicht e i n s e h e n, sondern f ü h l e n muß es jeder, der nicht ein von Gott verlassener Mensch seyn will. Das ist wahrlich sehr hart. Ref. hat sich noch nie mit seinem philosophischen Talente

gebrüstet, auch dazu keine Ursache gehabt. Hier aber, sollte man denken, müßte das mathematische Talent zu Rathe gezogen werden. Und auch auf dieses muß Ref. verzichten, denn er gesteht es offen, er habe die Wahrheit jener Behauptung noch nie gefühlt. Er weiß bloß, daß der Verfasser der Mécanique analytique es auch nicht gefühlt hat, denn sonst müßte er ja von diesem Princip ausgegangen seyn. Er ging aber nicht davon aus, wahrscheinlich weil es ihm auch an philosophischem Talente gefehlt hat. Und wer ist denn dieser Verfasser? — Je nun, die Leute sagen, er habe Lagrange geheißen, und sey eines der ersten Talente gewesen, das je gelebt habe, und von seiner Mécanique analytique sagen sie, daß es das erste Buch unter allen sey, die das vergangene Jahrhundert hervorgebracht habe, und daß es erst die künftigen Jahrhunderte ganz nach seinem wahren Werthe zu schätzen im Stande seyn werden. Aber die Leute, die guten Leute sagen gar viel. Nun ja, und die Autoren oft noch mehr, was sie besser ungesagt gelassen hätten.

Der Verf. meint ferner, daß jeder, der den Inhalt seines Werkes mit Sorgfalt durchgegangen hat, eine allgemeine Uebersicht über den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft erhalten werde. Allein wir besorgen, daß jeder, der sein Werk durchgegangen und sich damit völlig vertraut gemacht hat, wenn er die Werke von Lagrange, Laplace, Poisson u. A. öffnet, sich in eine ganz neue Welt versetzt sehen werde, wie es auch wohl nicht anders seyn kann, da der Verf. sich der Differential- und Integralrechnung absichtlich begeben hat. Daß man übrigens, wie er weiter versichert, finden werde, daß diese seine Schrift reicher an Inhalt sey, als Kästners höhere Mechanik, dafür kann er keinen Dank in Anspruch nehmen. Kästners höhere Mechanik war schon zur Zeit ihrer Erscheinung ein höchst mittelmäßiges Werk, und eigentlich eine bloße, sehr nachläßige Compilation aus Euler's Schriften. Allein seit mehr als einem halben Jahrhundert hat diese Wissenschaft Riesenschritte gemacht, und was d'Alembert, Lagrange, Laplace, Poisson, Monge u. A. seitdem entdeckt haben, davon ist weder in jenen, noch in dem gegenwärtigen Compendium irgend eine d e u t l i c h e Spur zu finden, weil sich alle diese Entdeckungen, allenfalls die von Monge in der Statik ausgenommen, ihrer Natur nach nur durch höhere Analyse gehörig wiedergeben lassen. Sein Beweis, daß jede Bewegung eines Körpers aus der progressiven und rotatorischen zusammengesetzt ist, mag immerhin recht gut seyn, allein daß er mit diesem Beweise auch »jenen berühmten Philosophen und Mathematiker zurecht gewiesen habe, der behauptete, der Mond drehe sich nicht um seine Achse, weil er uns immer dieselbe Seite zukehre,« dieß möchten

wir doch wohl bezweifeln. Was hier den Irrthum erzeugte, hängt ganz wo anders, wie schon Lichtenberg auf seine geniale Weise vor mehr als dreyßig Jahren gezeigt hat.

Dem ungeachtet enthält diese Schrift, wie Ref. gern anerkennt, mannigfaltige Beweise, daß es dem Verf. darum zu thun gewesen ist, seinen Gegenstand für Anfänger so klar und deutlich zu machen, als es ihm, bey seiner Entsagung der Hülfe der höheren Analysis möglich war. Einzelne Gegenstände sind mit besonderem Fleiße und, wie es scheint, mit einer Art von Vorliebe bearbeitet worden. Aber das Ganze ist, für einen ersten Unterricht, zu weit ausgedehnt, und der Vortrag ist nur zu oft durch Redseligkeit und zu ängstliches Bemühen nach Deutlichkeit undeutlich geworden. Daß die Wissenschaft dadurch nichts gewinnt, kann dem Verf. nicht zum Vorwurfe gereichen, da dieß nicht in seinem Plane lag, noch liegen konnte. Ob aber der öffentliche Unterricht in Gymnasien dadurch gefördert wird, wäre eine andere Frage. Der einzelne, stille Leser mag die Schrift in vielen, selbst in den meisten ihrer Theile mit Nutzen zur Hand nehmen, aber daraus folgt noch nicht, daß sie auch als Leitfaden zu Vorlesungen für Anfänger geeignet sey. Wenn daher der Verf. diese letzte Bestimmung seines Werkes, auf die er in seinen Vorreden zu den drey Bänden immer wieder zurückkömmt, weggelassen hätte, so würde seine Arbeit dadurch aus einem ganz anderen Standpuncte zu beurtheilen seyn, und sie würde, nach unserer Ansicht, wesentlich gewonnen haben.

Immer aber würde der Hauptmangel des Buches, auf den sich der Verf. doch so viel zu Gute zu thun scheint, in seiner ganzen Stärke bestehen, und dem Buche selbst den größten Theil des Werthes, den es sonst wohl hätte haben können, rauben. Wie konnte es ihm nur einfallen, eine nur einigermaßen umfassende höhere Mechanik zu schreiben, ohne dabey von der Differential- und Integralrechnung Gebrauch zu machen, ohne dabey auch nur die ersten Sätze dieser Rechnung vorauszusetzen. Sind denn diese beyden Arten von Rechnungen, so lange man bey ihren Elementen, bey ihren ersten und nothwendigsten Theoremen stehen bleibt, wirklich so schwer, als man gewöhnlich vorgibt? Einige wenige Blätter über Differentialrechnung, etwa nach Leibnitz's und Euler's Ansicht, gehörig vorgetragen, und eine kleine Tabelle von Integralien, von deren Richtigkeit sich jeder durch Differentiation überzeugen oder die man durch beygesetzte Citate aus anderen Werken finden kann — diese wenigen Blätter würden den Verf. in den Stand gesetzt haben, seine drey Bände auf einen einzigen zusammen zu ziehen, und in diesem einzigen, seiner Kürze ungeachtet, viel deutlicher zu seyn, als er es irgendwo

in seinen drey Bänden gewesen ist. Es ist doch wohl unter allen, welche diesen Gegenstand näher kennen, eine bereits längst ausgemachte Sache, daß man so viel von jenen Rechnungsarten, als zum Verständniß eines Compendiums dieser Gattung nöthig ist, jedem wohlgeordneten Talente in wenig Blättern mittheilen kann, und daß diese Blätter demungeachtet viel leichter zu verstehen seyn werden, als viele andere Theile der Algebra und Geometrie, die man doch bisher alle ohne Bedenken in die Unterrichtsschriften für die ersten Anfänger aufgenommen hat. Eine höhere Mechanik ohne höhere Analyse! Wie kommt es doch nur, daß gerade die deutschen Schriftsteller so viel Behagen an so ganz verkehrten Versuchen haben. Denn bey den anderen Nationen sind sie in der That so selten, als sie bey uns häufig sind. Selbst treffliche Köpfe unter uns haben sich von dieser Klippe nicht frey halten können. Bohnenberger, ohne Zweifel ein sehr talentvoller und erfindungsreicher Mann, hat uns mit einer höheren Astronomie beschenkt, in welcher er sogar die Lehre von der Präcession und von den Perturbationen der Planeten — ohne Differentialrechnung vorgetragen hat. Es ist ein sonst schon bekanntes Mittel, daß man einen Fehler absichtlich noch vergrößert, um sich recht deutlich zu überzeugen, daß man es in der That mit einem Fehler zu thun hat. Nun wohlan, warum ist noch keiner unter uns aufgestanden, der uns die Differentialrechnung selbst, ohne alle Differentiation, so bloß mit leeren, kahlen Worten vorzutragen unternommen hat. Warum hat man noch nicht eine Algebra ohne Buchstabenrechnung versucht! Es geht, es geht gewiß, und zwar noch viel leichter, als man die Lehre von den Störungen der himmlischen Körper ohne Differentialrechnung darstellen kann. Wenn man doch einmal den Versuch anstellen wollte, bloß um das Absurde aller ähnlichen Versuche in ihrer ganzen Blöße zu zeigen, und dann für immer davon weg zu bleiben. Wie so manches an sich gute und vortreffliche Buch ist schon auf diesem Wege zu Grunde gegangen. Wie so mancher Schriftsteller hat sich, auf diese Art, mit viel Zeit und Mühe, um Ehre und Reputation geschrieben. Man will, man kann ihn nicht mehr lesen, weil er seine Sache, eine vielleicht an sich sehr gute und preiswürdige Sache, gleich von vorn herein so ganz verkehrt angefangen hat. Infelix operis summa, quia ponere totum nescit.

H. W.

Art. VIII. Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik, oder dessen practische Philosophie. Aus den Quellen dargestellt von Dr. A. Kapp. Minden und Leipzig, bey Eßmann. 1833.

Nicht leicht wird man unter den vorzüglichern Schriftstellern der alten Griechen und Römer einen finden, der so, wie Plato, in seinen zahlreichen uns hinterlassenen Schriften sich über alle Gegenstände des menschlichen Wissens verbreitet, der alle Töne angeschlagen und alle Weisen versucht, und seine Ansichten über alle Dinge, die er in seinem Bereiche glaubte, mitgetheilt hätte. Da er aber die meisten dieser Aeußerungen, selbst über denselben Gegenstand, nicht systematisch, nicht einmal gesammelt, sondern nur gleichsam rhapsodistisch und wie sich eben die Gelegenheit dazu darbot, mitzutheilen pflegte, wozu ihm sein Lieblingsvortrag, die dialogische Form, in welcher er sich nur zu oft frey gehen und seinen lebhaften Geist in der Umgegend schwärmen ließ, gleichsam aufforderte, so sind diese seine Meinungen und Ansichten über dieselbe Sache beynahe immer in seinen Werken nur zerstreut anzutreffen, und wer z. B. seine Ideen von der Gymnastik, von der Musik, von der Geometrie oder von der Astronomie mit einiger Vollständigkeit kennen lernen will, der muß nicht bloß diesen oder jenen Dialog, diese oder jene isolirte Abhandlung, sondern alle seine sämmtlichen Schriften durchgehen, und die oft auf das Sonderbarste mit ganz andern Dingen verknüpften, hierher gehörenden Aeußerungen auswählen, und zu einem Ganzen sammeln. Selbst ein sogenannter Index, wäre er auch der vollständigste, wie ihn die Alten so oft von ihren fleißigen Commentatoren erhalten haben, würde hier nicht ausreichen, wie jeder, der die Eigenthümlichkeit seines Styls nur einigermaßen aus eigener Erfahrung kennt, nicht weiter bezweifeln wird. Nun mag es aber doch oft interessant und selbst nothwendig seyn, die Totaleinsicht eines Schriftstellers, besonders eines so ausgezeichneten, über einzelne wichtige Gegenstände kennen zu lernen, und dann kann es wohl nicht anders als willkommen seyn, wenn andere diese mühsame Arbeit des Sammelns und Ordnens schon für uns übernommen haben.

Einen solchen Zweck hat unser Verf. mit dem, was er, oder vielmehr was Plato Pädagogik im weitesten Sinne des Wortes nennt. Was der ehrwürdige Grieche über diesen ohne Zweifel hochwichtigen Gegenstand gedacht und in seinen zahlreichen Werken zerstreut uns hinterlassen hat, soll hier mit Eins unsern Blicken vorgeführt werden. Worin bestand die Erziehung bey den Alten, vorzüglich bey den Griechen? Wie wurde sie getrieben und wie hing sie mit dem Volks- und Staatsleben zu-

sammen? Welche Ansichten hatte insbesondere Plato von der bey seinem Volke bestehenden Erziehung? Welche Vorschläge machte er, die Fehler derselben zu verbessern? Welche Ideen hatte er überhaupt von der bestmöglichen Erziehung? — Diese und andere verwandte Fragen sollen hier beantwortet werden. Aber nicht so, wie dieß wohl schon von anderen geschehen ist, in einer fortlaufenden didactisch-historischen Abhandlung über die Erziehung der Griechen, wobey Plato's Ideen allenfalls vorzüglich benützt, aber mit den Ansichten anderer und mit denen des Verfassers verwebt erscheinen, wo der Leser das einem Jeden Eigenthümliche nicht mehr sondern kann, sondern so, daß man Plato selbst und ihn allein sprechen lasse, und daß alles andere, was etwa zur Erklärung jenes ursprünglichen Textes nöthig erscheinen möchte, in der Gestalt von Anmerkungen und Erläuterungen außer diesem Texte angeführt werden solle. Auf diese Weise ist die gegenwärtige Schrift neu und eigenthümlich, sowohl dem Inhalte als besonders der Form nach, und es ist wünschenswerth, daß es nicht zu lange allein in seiner Art dastehen bleibe, da uns ähnliche Bearbeitungen von Aristoteles, Plutarch, Cicero, Seneca und so vielen anderen classischen Schriftstellern der Alten, über einzelne von ihnen an verschiedenen Orten ihrer Werke berührten Gegenstände nicht anders als sehr willkommen seyn können, wenn sie, wie es hier mit Recht gefordert wird, mit dem des gewählten Autors würdigen Geiste durchgeführt werden. Wem muß es nicht im hohen Grade interessant seyn, die Stimme eines Mannes wie Plato über einen Gegenstand zu vernehmen, den jeder verständige Mann für innig verbunden mit dem Glücke des Einzelnen sowohl, als auch mit der wahren Wohlfahrt des Staates, und somit des ganzen menschlichen Geschlechtes hält.

Ein Unternehmen dieser Art, gehörig ausgeführt, hat aber seine besonderen Schwierigkeiten. Es handelt sich natürlich hier nicht um eine bloße Auszeichnung der einzelnen Stellen, in welchen Plato über die Erziehung spricht; auch genügt es nicht, diese Stellen einigermaßen in Ordnung zu bringen, so daß z. B. das, was über einzelne Theile der Pädagogik gesagt worden ist, von dem übrigen getrennt erscheine, so nothwendig übrigens diese Trennung und Unterabtheilung auch an sich selbst seyn mag. Diese Stellen jeder Abtheilung müssen vielmehr selbst in eine Art von innerer Verbindung gebracht, nicht bloß äußerlich an einander gereiht werden; Wiederholungen mußten vermieden, die ursprüngliche Gesprächsform umgebildet, der oft so ungleiche Styl geebnet, das Aechte in Plato's Schriften von dem Unächten getrennt, und dabey doch nie Sinn und Zusammenhang gestört, noch

die dem Autor eigenthümliche Darstellungsweise verrückt werden. Eine Arbeit dieser Art, die unser Verf. sehr bezeichnend eine musivische nennt, fordert viel Tact, Geschicklichkeit und Ausdauer. Unser Verf. hat sein Bestes gethan, und wir wollen es ihm Dank wissen. Auch in den Anmerkungen, die oft sehr reich ausgefallen sind, hat er alles geleistet, was der Leser zur Erläuterung des Textes billig wünschen mag, ohne Ueberladung und ohne mit bloßer Gelehrsamkeit zu prunken, was ihm so leicht hätte widerfahren können, da er, wie man an den meisten Stellen seines Werkes sieht, nicht nur mit seinem, sondern auch mit andern geistesverwandten Autoren des Alterthums innig bekannt ist.

Die bey einem Werke dieser Gattung sehr wesentliche Eintheilung des Ganzen ist eben so einfach, als dem reichhaltigen Stoffe, der hier zu bearbeiten war, angemessen. Plato selbst ging ihm hierin gleichsam vor, indem er nämlich seinen Gegenstand in vier Abtheilungen gebracht hatte. Die erste handelt von der Propädeutik oder von der Erziehung vor der Geburt; die zweyte von der Pädagogik oder von der Erziehung der Jugend; die dritte von der Andragogik oder von der Erziehung des männlichen Alters, und die vierte endlich von der Erziehung der Staatsbürger. Diese Eintheilung zerfällt wieder in mehrere Gliederungen, die der Sache selbst und dem Reichthume der hier zu ordnenden Gegenstände sehr angemessen scheinen.

Der Verf. hat seinem Werke noch die zweyte Aufschrift: Plato's practische Philosophie, gegeben, indem er dieses Wort wenigstens zum Theil in dem Sinne nahm, den es bey den Griechen hatte. Keine glückliche Wahl, da die historische Erläuterung eines Ausdrucks, mit welchem wir nun einmal einen ganz andern Sinn verbinden, wohl in die Einleitung, wo sie auch gefunden wird, aber nicht auf das Titelblatt gehört, wo sie, ohne alle Erklärung, offenbar falsche Nebenideen erregen muß. Nach Plato ist Erziehung die mit dem Kindesalter beginnende und bis zum späten Mannesalter fortgesetzte Leitung zur Tugend und zur tüchtigen Verwaltung seiner besonderen sowohl, als auch seiner geselligen Geschäfte als Privatmann und als Staatsbürger. Dies Wort umfing daher damals die gesammte Ethik und die Politik im engeren und ebenfalls antiken Sinne des Wortes, d. h. die Sittenlehre und die Lehre von dem Staatswohle, dasselbe ebenfalls als ethisches Gut betrachtet. Man sieht, daß auch aus diesem Standpuncte betrachtet die Erziehung bey den Griechen noch nicht die ganze practische Philosophie derselben umfing, und daß daher selbst in dieser Beziehung jene zweyte Aufschrift besser weggeblieben wäre.

Wir gehen nun zu der näheren Anzeige des Inhaltes dieses Werkes oder der Platonischen Ideen über Erziehung über, und heben unter diesen besonders diejenigen heraus, die sich von den Ansichten unserer Zeit über diesen Gegenstand mehr entfernen, oder sonst in mannigfaltiger Beziehung eine vorzügliche Berücksichtigung verdienen.

Die erste Abtheilung handelt von der Erziehung vor der Geburt. Hier fordert Plato, daß sich nur solche junge Leute verehelichen sollen, die in allen Beziehungen zu einander passen. Sie müssen sich demnach zuvor innig, und zwar von Jugend auf, kennen lernen. Dazu werden nun Spiele und Tänze, unter Aufsicht, vorgeschlagen, in welchen sie, da sie durch ihr jugendliches Alter dazu berechtigt sind, sich einander unverhüllt, so weit es Zucht und Ehrbarkeit erlauben, sehen lassen. Der feurige junge Mann suche ein Mädchen, deren Aeltern sanft sind, und umgekehrt, wodurch Ergänzung des beyderseitigen Characters entsteht. Keiner wähle daher das ihm gleiche Temperament, wenn er sich auch anfangs dazu hingezogen fühlt. Denn das muthige Element artet, mit gleichem verbunden, durch mehrere Generationen in Tollheit und das sanfte in Schwäche aus. Die Hebammen sind, nach Plato, die besten Freywerberinnen bey Ehen, weil sie wenigstens die Personen ihres eigenen Geschlechtes am besten kennen. Das beste Alter zum Heiraten ist bey dem Manne vom dreyßigsten bis fünf und funfzigsten und bey dem Weibe vom zwanzigsten bis vierzigsten Lebensjahre, weil beyde in dieser Periode körperlich und geistig am kräftigsten sind. Der Mann soll ferner bey seiner Wahl nicht zu sehr auf Reichthum Rücksicht nehmen, weil reiche Weiber gern übermüthig und arme Männer gern kriechend werden, was beydes der Natur zuwider ist (nach Lykurgs Gesetzen durften die Jungfrauen gar keine Mitgift erhalten). Wer übrigens zu der, von dem Gesetze festgesetzten Zeit noch nicht verheiratet ist, soll gestraft werden, weil er gegen ein Naturgesetz handelt, und dem Staate mit seinen Kräften nicht nützen will. Auch soll er an den Ehren, die dem Alter erwiesen werden, keinen Theil haben, und kein Jüngerer soll ihm freywillig gehorchen. Wenn aber ein Hagestolz einen Jüngern auf irgend eine Art unterjochen oder zu etwas zwingen will, so soll jeder andere befugt seyn, dem Letzteren beyzustehen (am Ohio in Nordamerika müssen noch jetzt die Hagestolzen eine eigene Abgabe entrichten, die zur Erziehung fremder Kinder verwendet wird).

In der zweyten Abtheilung, die Erziehung der Jugend, spricht er zuerst von der Erziehung der Kinder bis zum sechsten Jahre. — Die neugebornen Kinder, heißt es hier, sollen die

zwey ersten Jahre durch in Windeln eingewickelt, und von den Wärterinnen sehr oft ins Freye getragen werden. Das Wiegen in einem Siebe oder Schilde während des Schlafes des Kindes soll fleißig angewendet werden, der nöthigen Bewegung wegen, die ihm im Schlafe und im Wachen wohl thut. In den drey ersten Jahren muß man sie vor Schmerz und Schrecken jeder Art sorgfältig bewahren, und zeitlich an Entsagungen von Vergnügen gewöhnen. Vom dritten bis zum sechsten Jahre erlaube man ihnen viele Spiele, die sie sich am besten selbst erfinden. Beschimpfende oder höhnende Strafen müssen durchaus vermieden werden. Wenn man kann, richte man ihre Spiele der künftigen Bestimmung der Kinder gemäß ein, so daß z. B. der künftige Landwirth jetzt schon diese Rolle im Kleinen spiele, daß ihm die nöthigen, nur verjüngten Instrumente des Landbaues als Spielzeug gegeben werden, oder daß der künftige Baumeister schon jetzt mit der Bleywage umgehe, und mit Zirkel und Lineal Figuren spielend zeichne u. s. w. Ueberhaupt wird die Wichtigkeit der ersten Spiele der Jugend lange nicht gehörig beachtet. — Zu allem, was Sache der Gewohnheit ist, werde das Kind früh und eifrig geleitet, daß es z. B. Kälte und Nässe ertragen lerne. Bis ins fünfte Jahr soll es nicht mit Unterricht geplagt werden, aber dafür recht viel Bewegung machen. — Die Kinder jedes Stadtquartiers sollen täglich an bestimmten Orten, im Freyen oder in den Tempeln, zusammen kommen, beaufsichtigt von bestimmten Wärterinnen, welche letztere wieder von eigenen Bürgerfrauen überwacht werden. — Die Knaben vorzüglich werden schon früh gewöhnt, zu erzählen und kleine Reden zu halten, wo der Stoff zu diesen Vorträgen mit der größten Sorgfalt ausgewählt werden muß, weil die ersten Eindrücke auf die jugendlichen Seelen so ungemein wichtig sind. Hier verwirft Plato die Mythen aus den Gedichten Homers und Hesiods, gegen die er überhaupt gern zu Felde zieht, als gänzlich unzweckmäßig, da in diesen Mythen die Götter nicht ihrer Würde gemäß, ja sogar als solche Wesen dargestellt werden, deren Handlungen unsittlich sind, und daher vermieden werden müssen, so daß man die in jenen Büchern von den Göttern enthaltenen Erzählungen besser vor dem ganzen Volke zurückhalten, als sie ihm mittheilen sollte.

Mit dem siebenten Jahre werden die beyden Geschlechter getrennt, und beyde gehen nun zu der ihnen allein angemessenen Erziehungsart über. Die der Knaben theilt sich in Gymnastik und Musenkunst *) nebst aller Wissenschaft. Ihre Un-

*) Μουσικη και πασα φιλοσοφία; Beyde Worte, Musik und Philo-

terrichtsanstalten sind öffentlich, und Niemand kann davon befreyt werden, denn die Knaben gehören mehr dem Staate als den Aeltern an. Vom siebenten bis zum zehnten Jahre soll vorzüglich Gymnastik getrieben werden, obschon sie auch später, ja das ganze Leben durch dauert. Zuerst muß für den guten Zustand des Körpers gesorgt werden, weil ohne ihn der gute Zustand der Seele unmöglich ist. Diese Gymnastik besteht im Ringen und Tanzen. Zu jenem wird das Laufen, Werfen, der Faustkampf u. f., und zu diesem die Mimik, der äußere Anstand und die Gewandtheit des Körpers gezählt, so wie man auch die Taktik und die Jagd zu den gymnastischen Uebungen rechnet. Diese körperlichen Uebungen werden übrigens auch vorzüglich aus dem Grunde empfohlen, weil sie das beste und sicherste Mittel sind, den Geschlechtstrieb und seine unnatürlichen Neigungen zu unterdrücken. Gegen den Mißbrauch dieses Mittels hatten schon die Gesetze Solons zu sorgen für nothwendig erachtet. Da jener Trieb vorzüglich durch Einsamkeit und Finsterniß begünstigt wird, so durften die gymnastischen Schulen, wo die Schüler unverhüllt auftraten, nur am hellen Tage geöffnet werden, und der Erwachsene, der sie ohne Erlaubniß besuchte, wurde mit dem Tode bestraft. Wenn diese Gymnasien der Griechen, wie alles Gute, später ausarteten, so waren sie durch die ersten Jahrhunderte nach ihrer Entstehung sogar Schulen des sittlichen Gefühls, und übten so den kräftigsten Einfluß auf das hellenische Volk, das dieser Einrichtung vielleicht den größten Theil der Vorzüglichkeit verdankt, mit welcher es jetzt noch in der Geschichte glänzt.

Der andere Theil der Erziehung der Jugend oder die eigentliche geistige Bildung derselben zerfällt in mehrere Theile, die hier nach der Reihe durchgegangen werden. In der Sprachlehre soll vorzüglich auf die richtige Bedeutung und Stellung der Worte gesehen werden. Die Sprache ist als eine Art Musik zu behandeln. Ueber diesen Gegenstand wird hier sehr ins Einzelne gegangen. — So wie der Knabe lesen und schreiben gelernt

sophie, haben ihre frühere, viel weitere Bedeutung, verloren. Μουσικος hieß den Griechen der Mann, der sich mit, den Musen gewidmeten Künsten beschäftigt, also mit Rede-, Dicht-, Ton-, Malerkunst u. f.; auch war dieß die Benennung eines überhaupt gebildeten, feinen Mannes Was ist aber von alle dem in unserm »Musikant« geblieben? Φιλοσοφος hieß der Mann, der tiefere gelehrte Kenntnisse jeder Art besitzt, ein einsichtsvoller, kenntnißreicher, nüchtern verständiger Mann, der zu allen, vorzüglich zu den Staatsgeschäften, geschickt ist, während bey uns ein »Naturphilosoph« beynahe von allem das Gegentheil seyn muß, daher ein solches Ding auch von Lichtenberg als ein Wesen definirt worden ist, das eigentlich zu gar nichts gebraucht werden kann.

hat, werden ihm täglich die schönsten Stellen aus unsern besten Dichtern vorgelesen, die sie dann nachlesen und auswendig lernen. Dieß war Sitte und Vorschrift bey den Griechen, mit denen aber Plato, in dieser Beziehung, durchaus nicht übereinstimmt. Man weiß schon, daß er den Dichtern überhaupt nicht hold war, und daß er sie aus seiner (imaginären) Republik ganz verbannt wissen wollte. Er findet die Werke der Dichter einmal sehr gefährlich, besonders für die Jugend. Das Viele und Vielerley derselben sey der letztern schädlich; das Meiste von dem Inhalte dieser Dichtungen weder einer Erklärung, noch einer Erlernung würdig u. s. f. Aristoteles nahm dafür bekanntlich die Dichtkunst in Schutz, weil bloß durch sie wahre Bildung und Erwerbung höherer Kenntnisse möglich sey. Besonders ist Plato gegen das Theater eingenommen, und viele seiner dagegen eifernden Stellen erinnern lebhaft an den Brief J. J. Rousseau's gegen d'Alembert. Plato thut sich dabey viel darauf zu Gute, daß sein großer Lehrer Sokrates über diesen Punct nicht anders dachte. »Als ich,« läßt er diesen sagen, »zu den Dichtern ging, um vielleicht bey ihnen die so lang gesuchte Weisheit zu finden, fand »ich mich sehr getäuscht. Denn als ich sie über den Inhalt ihrer »besten Gedichte befragte, um dadurch etwas zu lernen, fand »ich, daß die meisten anderen über die Dinge, worüber diese »gedichtet hatten, besser zu sprechen wußten, als diese Dichter »selbst. So wurde mir klar, daß sie nicht durch Weis»heit, sondern nur durch Naturgabe zu Dichtern geworden seyen, »etwa wie die Wahrsager und Orakelsänger, die auch viel Schö»nes sagten, aber nichts von dem verständen, was sie sagten.« »Daß du so schön über Homeros sprechen kannst,« sagte Sokrates zu dem Rhapsoden Jon, »das wohnt dir keineswegs als Wissen»schaft, auch nicht als Kunst bey, sondern nur als eine Kraft, »die dich bewegt, wie den Magnet seine Kraft in Bewegung setzt. »Alle ächten Dichter sprechen nicht durch Kunst, sondern nur als »Begeisterte (oder Besessene [κατεχομενοι], wie man es ei»gentlich übersetzen muß). So wenig die, welche vom Wahnsinn »ergriffen zu tanzen anfangen, im vernünftigen Bewußtseyn »tanzen, so wenig dichten auch unsere Poeten mit Vernunft. »Sagen sie doch selbst, daß sie aus honigströmenden Quellen schö»pfen, und unter den Blumen der Wiesen und Gärten herum»flattern wie die Bienen, und daß sie uns so ihre Verse, wie »diese ihren Honig bringen. Und wahr sagen sie: denn so ein »Dichter ist ein gar leichtes und flatterhaftes Wesen, und nicht »eher vermögend zu dichten, bis er bewußtlos und seiner Ver»nunft baar geworden ist.« — Also mit der heiligen Dichtkunst steht es schlecht, wenn wir Plato und Sokrates glauben wollen.

Aber dafür, hoffen wir, doch desto besser mit den andern Künsten und Wissenschaften, die wahre und ernste Dinge treiben? — Auch darüber hatte Sokrates bekanntlich seine eigenen Ansichten. Wenn sie nicht unmittelbar auch nützliche Dinge sind, so verwirft er sie gleich der Dichtung, und will nichts mit ihnen zu schaffen haben. Und dieses Nützlich wird in dem engsten Sinne genommen: wir müssen für unser Wohlseyn, für unsere Zufriedenheit, selbst für unsere Küche und Keller etwas davon haben, und wenn dieß nicht ist, so lohne es auch nicht der Mühe, sich weiter damit zu befassen. Nach dieser Vorschrift, die in Plato's und Xenophon's Schriften wiederholt als die große Lehre des Sokrates eingeschärft wird, sieht es mit der künftigen Kultur der meisten unserer Wissenschaften sehr mißlich aus. Auf diese Weise muß es sich z. B. der größte Theil der Astronomie mit den meisten andern Naturwissenschaften gefallen lassen, in Gesellschaft mit der Poesie als unnütze Dinge das Land zu verlassen. Sokrates, dessen ganzes Bestreben allein auf das practisch Nützliche ging, verwarf selbst in den mathematischen Wissenschaften alles als nutzlos und schädlich, was nicht unmittelbar bey den Geschäften des gemeinen Lebens mit Vortheil gebraucht werden kann. »Er befahl deßhalb auch, die Astronomie« (wie Xenophon in seinen Memor. Socr. IV. Cap. erzählt) »nur »so weit zu erlernen, daß man die Theile des Tages und der »Nacht, der Monate und des Jahres kennen möge, um auf »Reisen und bey andern Geschäften sich darnach zu richten, und »soviel (setzt er sehr naiv hinzu) läßt sich allenfalls schon von den »Jägern und Schiffern erlernen. Aber in diesen Dingen so weit »zu gehen, daß man die himmlischen Körper und alle ihre Bewegungen kennen lerne, daß man ihre Entfernung von der Erde, »die Zeit ihres Umlaufs, die Ursachen ihrer Entstehung aufsuche »u. dgl., davor warnte er seine Zuhörer auf das Eindringendste, »weil er davon durchaus keinen Nutzen sehen könne, und weil »derjenige, der solche Sachen erforschen will, auf so viele andere, »wichtigere und nützlichere Unternehmungen durchaus Verzicht »thun müsse. Er fand es demnach höchst tadelnswerth, sich in »die unnützen Untersuchungen einzulassen, durch welche Mittel »alle jene Veränderungen am Himmel hervorgebracht werden. »Denn diese Dinge, sagte er, werden dem Menschen doch immer »ein Geheimniß bleiben, und den Göttern selbst kann es nicht »anders als unangenehm seyn, wenn wir dasjenige zu entdecken »suchen, was sie so sorgfältig vor uns zu verbergen sich bemühten.« — Welche Vorstellungen eines sonst so großen Mannes von der Gottheit, und welche Rathschläge, die er auf diese Vorstellungen baut! Wenn die Nachwelt dieselben getreu befolgt hätte, wo

wären wir jetzt? Die Geringschätzung aller Wissenschaft und endlich eine allgemeine Barbarey würden ihre Folge gewesen seyn. Zu diesem Extreme wurde Sokrates ohne Zweifel durch die Sophisten seiner Zeit verleitet, die es recht eigentlich darauf anlegten, ihre Schüler mit ganz inhaltsleeren und völlig nutzlosen Discussionen um ihre Zeit zu bringen. Die edle Entrüstung, in welche ihn dieser Mißbrauch der geistigen Kraft des Menschen versetzte, trieb ihn zu weit, und auch er, so weit er auch über seine Zeit hervorragte, mußte ihr sein Opfer bringen. In seinem gerechten Unmuthe ergriff er selbst die Geißel, um diese Verkäufer einer schlechten Waare aus den Tempeln zu jagen, aber er bedachte nicht, daß er durch das hinter ihm offen gelassene Thor einer noch größeren Barbarey den freyen Zutritt gestattete.

Sein Johannes, sein liebster und treuester Jünger, Xenophon, scheint, aus einem Ueberreste von hingebender Achtung vielleicht, diese Ansicht ganz in sich aufgenommen zu haben. Indem er die Verbannung seines großen Zeitgenossen Anaxagoras erzählt, der ebenfalls in der Kenntniß des gestirnten Himmels weiter gehen wollte, als es dem souveränen Pöbel Athens zu gefallen geruhte, der sich, um sich wegen seiner thörichten Wuth zu trösten, damit entschuldigte, daß er den verfolgten Weisen für wahnwitzig erklärte, ergreift Xenophon diese Gelegenheit, seinen Lesern alles Ernstes zu rathen, sich von diesem Beyspiele warnen zu lassen, »und ja nicht zu sehr der Astronomie nachzuhängen, um nicht Gefahr zu laufen, so wie Anaxagoras den Verstand zu verlieren.« — Nicht so Plato, dessen Geist das Reich der Ideen, das er selbst so sehr bereicherte, zu sehr liebte, als daß er selbst einem Sokrates auch nur den kleinsten Theil desselben hätte abtreten können. Es würde unangemessen seyn, hier über den großen und weit verbreiteten Einfluß zu sprechen, welchen sein Genie und sein Ruhm über fast alle Zweige des menschlichen Wissens zu verbreiten gesucht hat. Man rühmt an ihm auch seine tiefen Kenntnisse der Mathematik und der Astronomie. Aus den uns von ihm zurückgebliebenen Werken wenigstens geht dieß nicht hervor, obschon er in der That bey vielen Gelegenheiten die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit dieser beyden Wissenschaften mit Vorliebe und mit wahrhaft rednerischer Kunst anzupreisen gesucht hat. Allein auch Er mußte, wie jeder Erdensohn, dem Zeitgeiste sein Opfer bringen, wenn gleich auf eine andere, ja selbst entgegengesetzte Art, als sein großer Lehrer. Mit aller Achtung, auf die er die gegründetsten Ansprüche hat, muß man doch gestehen, daß er seinem Hange zu bloßen Ideen zu sehr nachgegeben, und sich zu oft auf der Gränze der Ideologie aufgehalten habe. Zu seiner Zeit gehörte das, was wir jetzt Natur-

wissenschaft nennen, in das Gebiet der Philosophie oder besser der Metaphysik, und wenn das, was Er Astronomie nannte, unsere einzige Himmelskunde geblieben wäre, so würden wir davon eben so wenig wissen, als er und alle seine Zeitgenossen davon wußten, so viel und so gelehrt sie auch darüber schwatzen konnten. Die wahre Astronomie entstand unter den Griechen erst drey Jahrhunderte später in der Alexandrinischen Schule, wo man zuerst anfing, die Natur durch Beobachtungen zu befragen, und so den einzigen Weg zu betreten, auf welchem sie sich ihre Geheimnisse ablocken läßt. Zu Plato's Zeiten aber war die Astronomie, so wie es die Metaphysik noch jetzt ist, ein Aggregat von Hypothesen über den Ursprung und den Zweck des Weltalls, über die Endlichkeit oder Unendlichkeit der Materie, über das primitive Chaos, über den Grundstoff aller Dinge, über die Weltseele, über das νους und απειρον, das λογος und ατομον, das το ον und μη το ον, und was dergleichen vortreffliche Spitzfindigkeiten mehr seyn mochten; und diese Dinge sind es, die Er in Schutz nimmt, und mit allen Kräften zu cultiviren empfiehlt, während er die auf wirkliche Beobachtungen gegründete Astronomie als eine Nebensache, mit der sich bloß kleinere Geister beschäftigen mögen, verwirft. »Die »wahren Astronomen,« schließt er, »rechne ich daher allerdings »zu den weisen Männern, aber nicht die, welche, wie He»siod (?) und alle anderen seines Gleichen, και παντας τυς τοιυτυς ναςρονομυντες *) diese Wissenschaft treiben, indem sie den Auf»und Untergang der Gestirne und dergleichen beobachten, sondern »diejenigen, welche die acht Kreise des Himmels und die Ordnung »der sieben Planeten und die große Harmonie des Weltalls er»forschen, was allein dem Geiste des von den Göttern erleuchte»ten Menschen würdig und angemessen ist.« — Daß aber dieser Vorschlag, wenn er genau befolgt worden wäre, zu demselben Ziele geführt hätte, wie der oben erwähnte, obschon ihm gerade entgegengesetzte, von Sokrates, ist für sich klar.

Uebrigens ist diese Ideologie, oder, da das Wort in unseren Zeiten durch den zu häufigen Gebrauch eines sehr bekannten Mannes gleichsam eine neue Bedeutung erhalten hat, diese Ideenlehre, das unserem Schriftsteller Eigenthümliche, seine Welt, in der er sich frey und mit Wohlgefallen bewegt, und von der unser Verf. S. 125 einen kurzen, deutlichen Abriß

*) »Und alle diese Astronomikaster,« wahrscheinlich ein von Plato zuerst gebrauchter Spottname, wie wir Physikaster in ähnlichem Sinne statt Physiker oder Naturforscher, und Musikaster statt Musiker oder Tonsetzer sagen könnten.

gibt. Um nämlich die Wahrheit zu erforschen, muß man sich, nach Plato, aus der Welt der sinnlichen Erscheinungen zu jener der Ideen erheben, welche letztere allein die ewig wahren und beständigen Gattungsbegriffe für die, einem immerwährenden Wechsel unterworfenen sinnlichen Gegenstände sind. Diese Ideen sind es, die den sinnlichen Gegenständen ihre verschiedene Natur ertheilen. Die sinnliche Welt steht mit der ideellen im Gegensatze, weil Ideen nicht Erscheinungen und umgekehrt seyn können; beyde stehen aber wieder mit einander im Zusammenhange, weil die sinnlichen Erscheinungen den ewigen Ideen nur nachgebildet sind, und daher auch einen Theil an der Existenz von diesen haben, aber nur einen sehr geringen Theil, so daß die Ideen immer als die vollkommenen Muster, die äußeren Erscheinungen aber nur als sehr unvollkommene Abbilder von jenen zu betrachten sind. Daher entspringt denn unsere Kenntniß der Wahrheit nicht von der Thätigkeit der täuschenden Sinne, nicht von der zwischen reinem Wissen und Nichtwissen liegenden bloß subjectiven Erkenntniß, sondern allein von den Ideen. Diese Ideen hat aber der menschliche Geist, als des Göttlichen theilhaftig, schon früher, vor der Geburt des Menschen, angeschaut, und mit ihnen die Erkenntniß aller Dinge in sich aufgenommen, später aber, als er in den irdischen Leib eingegangen, unter dem Einfluß desselben nach und nach wieder verloren. Und er kann sie nicht anders wieder gewinnen, als indem er lernt, von dem Unendlichvielfachen durch die Vernunft wieder zu dem absoluten Einheitsbegriff aufzusteigen, und dann von diesem, durch die Begriffe, wieder zu dem Vielfachen herabzugehen, d. h. zu abstrahiren und zu analysiren. Da dieß aber nur die Dialectik, als die höchste Disciplin der Philosophie, lehren kann, so ist auch der Philosoph nur allein im Stande, die absolute Wahrheit zu erkennen, während alle übrigen nur der von den Sinnen abhängigen, ungewissen und bloß subjectiven Erkenntniß theilhaftig werden. — Diese Conceptionen, nur weiter ausgesponnen, legten in den ersten Zeiten des Christenthums den Grund zu der sogenannten platonischen Philosophie, die aber Plato selbst schwerlich wieder als die seine erkannt haben würde. Mehrere Jahrhunderte später wurden sie die Basis der scholastischen Philosophie, und durch eine eigene Reversion und Neutralisation, die der Weise von Königsberg mit ihr vornahm, wurde sie endlich auch die Folie unserer neueren, und nun, dem Himmel sey es gedankt, auch schon wieder ihrem Untergange sich nähernden Naturphilosophie.

Interessant ist noch, was Plato über die Erziehung des andern Geschlechts sagt. Wir haben bereits oben gesehen, daß er

vom Anfange des siebenten Jahres beyde Geschlechter getrennt wissen will. Obschon, heißt es dann weiter, das männliche Geschlecht nach der Götter Willen vorzüglicher ist als das weibliche, obschon das erste den Staat, das andere nur das Hauswesen leiten soll, so müssen doch die armen Frauen auch wenigstens einige Erziehung erhalten. Diese soll zuerst in den gymnastischen Uebungen bestehen, die ihnen so nöthig ist, als den Männern, damit sie ihren Körper gesund und stark erhalten. Das Weitere ihrer Erziehung hängt von dem Berufe ab, den wir ihnen in der Gesellschaft zuweisen. Bey den Thraciern müssen sie das Feld bauen und Schafe und Ziegen hüten. In Athen aber müssen sie auf ihrer Stube eingeschlossen ewig Wolle spinnen. In Lacedämon besorgen sie das Hauswesen, die Geldverwaltung, die erste Erziehung der Kinder, wobey sie aber von Kriegsübungen ganz ausgeschlossen werden. Diese Ausschließung ist aber tadelnswerth, denn welche Schande wäre es für sie und für uns, wenn sie bey dem Anrücken des Feindes, statt mit uns die Waffen zu ergreifen, feige in die Tempel fliehen und sich da verstecken möchten, furchtsamer als die Hühner und die Gänse, die sich gegen die stärksten Thiere für ihre Jungen zur Wehre setzen und ihr Leben wagen. Soll denn dieses ganze Geschlecht, das uns unsere Krieger und Helden zu geben bestimmt ist, in dem Rufe stehen, an Herz und Muth jedem, auch dem feigsten Thiere nachzustehen? — Man sieht schon aus diesem Eingange, daß in Plato's Republik die Weiber auch Soldaten seyn und mit kämpfen helfen müssen. Als ein großer Staatsökonom behauptet er, daß bey seiner Einrichtung das Land um die Hälfte mehr Einkünfte, Erzeugnisse und Soldaten erhalten werde. Er muß aber doch einiges Bedenken bey seinem Vorschlage gefühlt haben, da er versichert, daß er den Spott der Witzlinge nicht fürchte, indem er hier nicht nur das Mögliche, sondern das Beste verordne, was in einem Staate angewendet werden kann. Belächeln und bespotten, meint er, könne man alles. Hat man es doch sonst auch lächerlich gefunden, daß sich die Männer bey den öffentlichen Spielen entkleiden, und nun wir dieß gewöhnt sind, lacht Niemand mehr darüber. Denn nur das Schlechte ist lächerlich, und der verdient selbst belacht zu werden, der etwas Gutes lächerlich machen will u. s. w. Man sieht, der gute Alte ist von seinen Einfällen so leicht nicht abzubringen. Mögen sich daher, fährt er fort, die Weiber immerhin unter den Männern unverhüllt zeigen und sich mit ihnen üben, und zwar nicht nur die jüngeren, sondern auch die alten, wie wir denn auch die alten Männer schon längst ohne Bekleidung jene Uebungen mitmachen zu sehen gewohnt sind. Jene werden dafür, indem sie sich ihrer Kleidung

begeben, statt ihrem Mantel die Tugend überwerfen (αρετην αντι ἱματιων αμφιεσονται), denn es bleibe nun einmal dabey, daß nur das Nützliche schön, daß nur das Schädliche häßlich sey. — Unser Verf. stimmt diesen Vorschlägen vollkommen bey, und scheint sich schon der Zeit zu freuen, wo sie in Ausführung gebracht werden. Daß aber dann so zugerichtete Frauen auch mit ins Feld und vor den Feind rücken müssen, versteht sich wohl von selbst, obschon Plato (vom Staate Lib. V) ihnen erlaubt, in der Schlachtordnung hintenan zu stehen, um dadurch den Feinden die meiste Furcht zu machen, was uns, wir gestehen es, nicht ganz verständlich ist. Zum Ersatze dafür läßt Plato den Frauen auch den offenen Zugang zu den Hörsälen seiner Philosophen, und überhaupt zu allen Orten, wo es ihnen hinzugehen beliebt, und wohin die Männer zu gehen pflegen. Denn nur auf diese Weise, sagt er, wird ihre Bestimmung, die, so wie die männliche, eine rein menschliche ist, ganz erfüllt, wenn sie zugleich mit ihren Männern ins Feld und auf die See ziehen, auf den Acker und zur Jagd gehen, ganz eben so, schließt er endlich, nicht ohne eine besondere, rein griechische Galanterie, ganz eben so, wie wir dieß bey den Hunden und bey allen anderen Thieren sehen.

Wir schließen hier die nähere Anzeige des Inhalts, da das Erwähnte genügen wird, den Leser auf das Ganze aufmerksam zu machen, und sich eine Vorstellung von dem Reichthume und der Ungewöhnlichkeit des Werkes zu entwerfen. Die Bearbeitung des Stoffes durch unsern Verf. ist bereits oben in ihren wesentlichsten Zügen angeführt worden. Hier sey es uns nur noch erlaubt, einige Bemerkungen über dieselbe nachzutragen, die vielleicht bey einer zweyten Auflage der Schrift Berücksichtigung finden können. Zuerst scheint es uns, als wäre in das Werk bedeutend mehr aufgenommen worden, als dem ausgesprochenen Zwecke gemäß ist: das Buch gibt mehr, als es geben soll. Da dieser Fehler, wenn er einer ist, mit jedem Tage seltener wird, so könnte man ihn allerdings hingehen lassen. Doch wirkt er störend auf den Genuß des Lesers. Wir wollen hier Plato's Ansichten von der Erziehung kennen lernen, nicht aber auch zugleich noch eine Menge anderer Dinge, die damit in keiner unmittelbaren Beziehung stehen. Es kann vielleicht wünschenswerth, ja selbst nothwendig seyn, die allgemeinen philosophischen Ansichten, die Ideenlehre u. dgl. des Verfassers zu kennen, um das, was er von der Erziehung sagt, vollkommen zu verstehen. Allein dann würde dieß besser in einer Art von Einleitung, von Prodromus geschehen seyn, während jetzt diese Dinge mit den andern gemischt sind, und die bey so reichem Stoffe immer müh-

same Sonderung dem Leser überlassen wird. Selbst in demjenigen, was die Erziehung unmittelbar betrifft, ist gar manches eingemischt, was besser weggeblieben oder in eine Note unter den Text verwiesen worden wäre. So gehört das Meiste von dem, was S. 67 bis 76 über die Grammatik gesagt wird, mehr in eine der gegenwärtigen ähnliche Schrift, aus welcher man Plato's Ansicht über diesen Gegenstand kennen lernen soll. Auch sind die angeführten Stellen zu speciell und nach Plato's Sitte mit einer Umständlichkeit vorgetragen, die sich leicht auf ihren zehnten Theil reduziren ließe, ohne dem eigentlichen Inhalte desselben den geringsten Eintrag zu thun, eine Bemerkung, die auch noch viele andere Stellen trifft. Bey Werken dieser Art ist Uebersicht des Ganzen eine Hauptsache, und diese wird durch die Aufnahme so vieler fremdartigen Materialien, die als eben so viele Zwischenstücke erscheinen, nur erschwert.

Die Noten, welche unser Verf. unter dem Texte gibt, enthalten viel Schätzenswerthes und an mehreren Stellen selbst Nothwendiges zur Verständniß des oben Gesagten. Aber wenigstens eben so oft ist dieß nicht der Fall, endlich sind sie häufig viel zu lang für ihren Inhalt. Auch dieß trägt zur Zerstreuung des Lesers nicht wenig bey. Die Noten über die Wichtigkeit der Musik, diese als Mittel zur Erziehung betrachtet, füllen mehr als zwölf enggedruckte Seiten, und die einzige Note über den Nachtheil der Dichtkunst dehnt sich auf neun solche Seiten aus. Besonders gern scheint sich die Redseligkeit des Epitomators in einem breiten Strome zu ergießen, wenn er auf seinem Wege einem unserer Naturphilosophen begegnet, denen er überhaupt mehr nachhängt, als man es in einer solchen Schrift und von einem sonst so nüchternen Manne erwarten sollte. Wir können immerhin unserm guten Alten seine Ansichten über die süßlichen Dichter lassen, die er als gemeinschädlich aus seiner phantastischen Republik verbannt. Wir wollen diese Republik selbst als eine Art von Gedicht ansehen, das der Meister schön und consequent durchgeführt hat. Aber nun dieß Gedicht zur Geschichte oder gar zum Gesetze erheben, wäre es auch nur wieder in einer ideellen Welt, das ist vielleicht mehr, als der Meister selbst gewollt hat. Allein unser Verf. ist damit noch nicht einmal zufrieden. Er wünscht in seinem conciliatorischen Geiste die Ansicht der Alten mit der der Neueren zu verbinden, und sieht dazu kein anderes Mittel, als »Poesie und Philosophie für gänzlich Eins« zu erklären, in der Hoffnung, daß die Philosophie, die Plato so sehr in Schutz nahm, nun auch, unter ihrer Firma, die Poesie wieder mit ins Land schwärzen helfen werde. Steht dieser Satz einmal fest, sagt der Verf., und man sieht,

er zweifelt nicht, daß es so sey, so muß fortan jedem, der die Wissenschaft pflegt und in sich ausbildet, auch möglich seyn, darüber ein Gedicht zu machen, und wenn bisher die Dichter bey allen Völkern eine eigene Klasse von Gebildeten ausgemacht haben, so wird einmal eine Zeit kommen, wo jeder Philosoph eo ipso, weil er Philosoph ist, auch zugleich Dichter seyn wird. Dieß erinnert an eine Parallele in Lessings Diatriben mit Pastor Götz in Hamburg. Dieser Zelote hatte sich aufgehalten, daß einer seiner untergeordneten Pastoren, der sonst als ein guter Prediger bekannt war, ein Lustspiel geschrieben habe, was er für seinen Stand als entehrend betrachtete. »Darf ein Pastor,« schrie er in seinem heiligen Eifer, »auch Komödien schreiben?« — Warum nicht,« sagte Lessing, »wenn er kann.« »Also darf auch,« erwiederte Götz, »ein Komödienschreiber Predigten verfassen?« — »Und warum nicht,« sagte Lessing, »wenn er will.« — Wir überlassen es dem Leser, den Pastor in den Philosophen und den Dramaturgen in den Poeten oder auch umgekehrt zu verwandeln, wie es ihnen beliebt, da wir uns in solchen Dingen kein entscheidendes Urtheil anmaßen. Uns genügt, ihn auf jene sonderbare Paarung zweyer so heterogener Elemente aufmerksam gemacht zu haben, cocant ut tygribus angues. Wohl uns, daß wir noch nicht in die Zeit gefallen sind, die der Verf. mit prophetischem Geiste voraussagt, wo uns der Philosoph seine Kategorien, der Mediziner seine Rezepte und der Mathematiker sein Einmaleins in Versen auftischen wird. Haben wir nicht schon genug von schlechten Dichtern zu leiden? Sind ihrer nicht jetzt schon viel zu viel? Arme Nachkommen, wie wird es erst euch ergehen in einer Welt, wo alles, alles Dichter wird, und wo ihr selbst, von dem allgemeinen Taumel fortgerissen, Verse und nichts als Verse machen müßt, ihr möget nun dazu berufen seyn oder nicht. Entsetzliche Zeit, an die ich nicht ohne Schauder denken kann! — Und sie kommt gewiß, denn unser Verfasser, der uns mit dem nahen Einbruche derselben droht, unterstützt seine Vorherverkündigung durch die, wie er sagt, gleichlautende Aussage eines der größten Naturphilosophen, dessen unsterbliches Werk bereits i. J. 1819 zu Erlangen das Licht der Welt erblickt hat, und der da sagt: »Die Weltgeschichte hat vor ihrem Wendepuncte, dem Anfange unserer Zeitrechnung, den Character der Involution des »Geistes im Gemüthe und beyde in einer visionären und somnambulen Anschauungsweise der Welt gehabt, und sich, seit jener »Epoche und durch den Stifter derselben, in die Trennung des »Geistes von dem Gemüthe und in eine durch die isolirte Vollendung der Form bedingte freye Weltanschauung geworfen.« — Sollte dieser unverständliche, philosophisch-dithyrambische Gali-

mathias vielleicht schon der Anfang dieser allgemeinen Drehkrankheit seyn, und die oben prophezeyte Calamität schon in unseren Tagen über das arme Menschengeschlecht einbrechen? — Dann weh uns und dreymal weh unserer Nachkommenschaft, der es besser wäre, das Licht dieser Sonne nie erblickt, oder mit ihren glücklicheren Ahnen, gleich den Thieren des Waldes, in tiefen, diesen Rasenden unzugänglichen Schluchten gewohnt, und von Gras und Eicheln gelebt zu haben.

Littrow.

Art. IX. Geschichte des salzburgischen Benedictiner-Stiftes Michaelbeuern, von Michael Filz, Conventual desselben und d. Z. Professor der Philologie und allgemeinen Weltgeschichte an dem k. k. Lyceum zu Salzburg. Salzburg. Duyle. 1833.

Das genannte Werk gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten und interessantesten Erscheinungen, welche auf dem historischen Gebiete der Monarchie in den letztern Jahren zu Tage gefördert worden sind, und es wäre wahrlich unbegreiflich, warum desselben bisher noch in keinem inländischen Blatte einer ausführlichern Erwähnung geschehen ist, wenn nicht vielleicht der Titel des Buches diese Unterlassungssünde einigermaßen erklärbar machte. Von der Geschichte eines Klosters, und insbesondere des kleinen Michaelbeuern, erwartet man keine sonderlichen Aufschlüsse.

Indessen kann Referent versichern, daß der Leser in demselben ungleich mehr finden werde, als ihm etwa der Titel, welchen es an der Stirne trägt, zu verheißen scheint; daß es vielmehr ganz geeignet ist, die Geschichte des südlichen Deutschlands im früheren Mittelalter in manchen Partien aufzuhellen, und den Weg zu neuen, ergiebigen Forschungen anzubahnen.

Referent beschränkt sich in dieser Anzeige bloß allein auf das allgemein Wichtige — auf den ersten Theil — der genealogischen Forschungen allein gewidmet ist. In demselben werden viele schwierige Fragen: über die Abkunft und die Verwandtschaft der einflußreichsten und weithin verzweigten Geschlechter des südöstlichsten Deutschlands entweder mit hoher Wahrscheinlichkeit oder entschiedener Gewißheit beantwortet.

Herr Professor Filz, der gelehrten Welt durch eine frühere Schrift: Ueber das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des h. Rupert. Salzburg 1831, als ein gelehrter und scharfsinniger Forscher bekannt, hat sich hier die Aufgabe gestellt, die Abstammung der Grafen vom Chiem- und Salzburggau, dann der von Burghausen, Peilstein, Schala, Möring, endlich der von Plain und Hardeck rc. in allen ihren Aesten und Zweigen zu verfolgen,

und in ihren Anfängen und ihren Ausgängen zu zeigen. Wenn sich Ref. nicht gänzlich täuscht, so ist ihm dieses auf eine Weise gelungen, der die dankbarste Anerkennung aller Männer von Fach nicht versagt werden kann. Wenn es wahr ist, woran doch Niemand zweifelt, daß die großen und erlauchten Geschlechter die Stäbe bilden, an denen sich die Geschichte des frühern Mittelalters hinaufrankt, daß die Sicherstellung derselben auch der Geschichte selbst Festigkeit und Bestimmtheit gibt, endlich daß das genealogische Studium eines der mühsamsten genannt werden muß — so wird man das Bemühen des Herrn Verfassers zu würdigen im Stande seyn, welcher mit so ausgebreiteter Gelehrsamkeit und so gewissenhafter Benützung alles Vorhandenen seinen Zweck verfolgt, und mit so ruhiger Klarheit seine Resultate darstellt, in einer Sache, worin bisher nur Dunkelheit und Verwirrung herrschte. Seit Lazius befanden sich alle Genealogen auf ganz irrigem Wege. Die Nachfolger, immer auf dem Irrthume der Vorgänger fußend, befestigten nur das alte Vorurtheil und verwirrten den Knäuel immer mehr. Selbst in den neuesten Zeiten, als man zu einer ernstern quellenmäßigen Forschung zurückgekehrt war, haben zwar die vorzüglichsten Kenner und Gelehrte Bayerns und Oesterreichs wohl manches für die Sache geleistet, ohne jedoch der eigentlichen Lösung selbst näher gekommen zu seyn. Statt des Referenten, mögen die Worte eines Gelehrten angeführt werden, der die Geschichte des südlichen Deutschlands wie Wenige kennt, und sich selbst vielfältig mit sehr verwandten Untersuchungen beschäftigt hat. Ritter von Koch-Sternfeld schreibt im dritten Theile seiner Beyträge p. 155 in der Anmerkung:

»Dem Vernehmen nach bearbeitet Hr. Prof. Filz, Capitular »der Abtey Michaelbeuern, mit der Geschichte dieses merkwürdi-»gen Stiftes eine möglichst vollständige und geläuterte Uebersicht »der playn. und scheyrischen Dynastien, worüber zwar allerdings »schon sehr viel geschrieben, ausgeschrieben und combinirt worden »ist, weßwegen aber auch eine neue kritische Beleuchtung des so »schwer zu hebenden und zu läuternden Stoffes desto erwünschter »seyn muß« ꝛc. (Vgl. auch Kaiblinger in Hormayrs Taschenbuch 1829, p. 220.)

Es ist übrigens auch ganz billig, daß die vollständige Lösung und Aufklärung von Michaelbeuern ausgehe, weil daher auch der Jahrhundert alte Irrthum stammt, wie der Herr Verfasser S. 173 u. f. selbst bekennt.

Der eigentliche Knoten des Irrthums war die bisher als unbedingt wahr und unzweifelhaft geglaubte Annahme, jener Sigehard oder Syrus, Patriarch von Aquileja, welcher Michael-

beuern um 1072 soll gestiftet haben, sey einer des Geschlechtes der Grafen von Plain, und alle jene, welche sich mit ihm verwandt erweisen, als die v. Burghausen, Schala, dann Peilstein und Möring gehören der nämlichen Familie an. Indem man nun rückwärts hinauf den gewiesenen Pfad verfolgte, so gedieh man bis in die Zeiten Karl des Großen und seines Vaters Pipin hinauf, welcher letztere den Ahnherrn der Playn aus Francien nach Bayern verpflanzt haben soll.

Diese Meinung stand fest bey allen Forschern bis in die neuesten Tage herunter. Scholliner, Hormayr, Muchar, Koch-Sternfeld, Kaiblinger ɛc., wie sehr sie auch im Einzelnen von einander abwichen, hielten an derselben fest. Herr Prof. Filz sah sich indessen, in Folge seiner genauen und gewissenhaften Forschungen genöthigt, dieses ganze Gebäude umzustürzen; und es ist ihm auch in der That gelungen, und zwar mit siegenden Gründen, darzuthun, daß der sogenannte Stifter von Michaelbeuern, Patriarch Sieghard, einem ganz andern Stamme, als dem der Grafen von Plain, angehöre.

Der Herr Verfasser spricht sich über den Gang seiner Untersuchungen selbst in der Vorrede (p. VIII) folgendermaßen aus:

Ich fand den Anfang und das Ende eines in Oesterreich, Bayern, Salzburg und Kärnten gewaltigen Grafenstammes, aus dessen Mitte die Stifter und Wiederhersteller des Stiftes Michaelbeuern hervorgegangen sind, und welcher Stamm ein vollkommen selbstständiger und von allen andern gräflichen Stämmen unterschieden ist. Die letzten Zweige dieses Stammes führten mich zu den Stammhäuptern der Grafen von Burghausen und Schalah, so wie der von Peilstein und von Möring, deren Zweige so vollständig als möglich in chronologischer Ordnung und gemäß ihrer natürlichen Aufeinanderfolge dargestellt werden. Diese Forschungen mußten mich endlich auch auf den Stamm der so berühmten Grafen von Playn führen, und bedingten somit eine neue, schwere Aufgabe; nämlich auch den Ursprung dieses Stammes bis zu seinem gänzlichen Erlöschen nach allen Zweigen zu entwickeln und urkundlich zu erweisen.

Diese mühevollen Untersuchungen verschafften mir die Gewißheit, daß der Patriarch von Aquileja, Sighard, kein Graf von Plain gewesen; daß der Ursprung dieses gräflichen Stammes ganz anderswo zu suchen und zu finden sey, als wo die Genealogen ihn bisher gesucht hatten; nnd daß endlich die Grafen von Plain nicht den mindesten Antheil an der Stiftung und Erneuerung des Klosters Michaelbeuern haben ɛc.

Wir folgen nun dem Gange des Herrn Verfassers.

Um das Jahr 757 erbaute ein Graf Gunthar auf seinem eigenthümlichen Grunde zu Otting im Chiemgau ein Kloster zur Ehre des h. Stephan, und übergab es der Kirche zu Salzburg. Viele Edle der Umgebung auf beyden Seiten der Salzach wetteiferten mit dem Stifter, sich durch Vergabungen an dasselbe ein frommes Verdienst zu erwerben. Gunthar's Erben entzogen aber die Güter wieder der Bestimmung, welcher sie gewidmet worden waren. Auf die Klage der Kirche Salzburg kam man überein, das Kloster von Otting nach Michaelbeuern zu übersetzen, wo es mehr gesichert seyn möchte. Durch die Ungern verwüstet und verödet, fand es in dem salzburgischen Gau- und Pfalzgrafen Hartwig I. um 966 einen Erneuerer und Wiedererbauer. Um 1072 endlich gründeten der Patriarch Sighard neben dem schon bestehenden Mönchs- auch ein Frauenkloster, in welchem sich seine Mutter Pilhilde und seine Schwägerin Mathilde mit andern gleichgesinnten Frauen und Jungfrauen einem geistlichen Leben weihten.

Von S. 33—51 wird nun die Frage abgehandelt, welchem Stamme dieser Gau- und Pfalzgraf Hartwig angehöre. Nach vorläufiger kritischer Beleuchtung der Meinungen des Grafen du Buat, des Hermann Scholliner und des Freyherrn von Hormayr, welche in demselben einen Sohn des traungauischen Aribo I. erkennen wollten — wird mit vieler Wahrscheinlichkeit bewiesen, daß dieser Pfalzgraf keineswegs dem traungauischen Hause entsprossen, sondern daß er ein dritter, dem Kaiser und Reiche treu gebliebener Sohn des Bayerherzogs Arnulf I. oder des Bösen (Enkel des Helden Leupold) sey, welcher die östliche Mark so tapfer vertheidigte, und 907 in der unglücklichen Schlacht gegen die Ungern seinen Tod gefunden. Hartwigs einzige Tochter, Tocita, war vermählt an Engelbert II. aus dem Geschlechte der Grafen des Chiem- und Salzburg-Gaues, aus welcher Ehe die h. Hemma hervorging, — die Stifterin von Gurk, nach dem frühzeitigen Tode ihres Gemahls Wilhelm und der Ermordung ihrer zwey hoffnungsvollen Söhne Wilhelm und Hartwig durch die Knappen zu Zeltschach. Dankbar erwähnt Herr Professor Filz der Untersuchungen Muchar's über die Abstammung Hemmas, die er auch vielfältig benützte.

Die S. 48—49 eingefügte Stammtafel zeigt die Abstammung Hartwigs und Hemmas, sammt ihrem Verwandtschaftsverhältnisse zu den Grafen von Chiem- und Salzburg-Gau und zu den Mürzthalern in Kärnten.

Der Herr Verfasser behandelt nun von S. 51 an die Hauptfrage der ganzen Abhandlung und den eigentlichen Knoten des bisherigen Irrthums; welchem Hause Sieghard oder Sizo, der

urkundliche Vater des Patriarchen Sieghard von Aquileja, angehört habe?

Mit Recht beruft er sich zur Lösung derselben auf eine Stelle des Annalista Saxo, welcher, beynahe gleichzeitig, den Tod der Brüder Aribo und Botho beym Jahre 1002 und 1004 mit folgenden Worten meldet: **Hi duo fratres, Erbo scilicet et Botho paterno sanguine Norice gentis antiquissimam nobilitatem trahebant, illius famosi Erbonis posteri, quem in venatu a visonte bestia confossum vulgares adhuc cantilenae resonant,** — *Hartwici palatini comitis filii qui germanus fuit illius Friderici, qui Sighardum genuerat quem Ratisbonae peremptum jam dicimus.* Dieser Sieghard, dessen Ermordung alle Chroniken unter dem Jahre 1104 erwähnen, war unbezweifelt ein Graf von Burghausen und ein Neffe von väterlicher Seite des Patriarchen Sieghard, wie ebenfalls die kürzere Aufschreibung der Kirchweihe von Michaelbeuern ausdrücklich versichert. Es gehört also der Patriarch Sieghard dem Geschlechte der Grafen von Burghausen an. Des ermordeten Sieghard Vater und des Patriarchen Bruder war Friedrich Graf Tengelingen oder Tengling. Aus den angeführten Worten des Annalisten geht nun unwidersprechlich hervor, daß Hartwigs (nicht zu verwechseln mit dem Wiederhersteller Michaelbeuerns), Friedrichs und der beyden Sieghardе Ahnherr kein anderer sey, als jener Markgraf des Ostlandes Aribo, Bruder des im Jahre 907 im Kampfe gegen die Ungern gefallenen Leupold und des Markgrafen im Nordgau, Ernst.

Die bemerkte Stelle des Annalisten war auch den Vorgängern des Hrn. Prof. Filz, und insbesondere dem Freyherrn von Hormayr nicht entgangen. Mit dem Grafen du Buat, dem auch Hormayr und Muchar beystimmen, nimmt nun der Herr Verfasser nebst den zwey erwiesenen Söhnen Aribo's — Isangrin und Otacher — Ottokar, Oezi — noch einen dritten, Sigehard, an, aus dem Grunde, weil dieser gerade in jenen Theilen Bayerns, wo sein Vater und Oheim großen Einfluß geübt und Macht besessen hatten, in verschiedenen Amtshandlungen angetroffen wird. Eine Urkunde K. Ludwigs des Kindes vom 17. Dez. 908 ist Zeuge, daß er das Grafenamt im Salzburg-Gaue verwaltet habe. Zwischen den Jahren 923—935 erscheint in diesem Gaue Engelbert I. als Graf; Sieghard hingegen als Gaugraf in Carentanien um Friesach und im Gurkthale. Bekanntlich folgten regelmäßig die Söhne den Vätern im Amte nach, und es ist, dieses vorausgesetzt, Engelbert der Gaugraf im Salzburg-Gaue, welcher mit seinen Brüdern Sieghard und Norbert in den Salzburger Verhandlungen so oft zum Vorscheine kömmt, als der Sohn

Sieghards und der Enkel Aribo's anzunehmen. (Hierüber ist ganz besonders die vortreffliche Abhandlung Muchars im Archive für Geschichte und Geographie rc. 1828 zu vergleichen.)

In den Verhandlungen der Erzkirche Salzburg tritt um 970 wieder ein Engelbert als Gaugraf des Gurkthales thätig auf, in welchem Hr. Prof. Filz den Sohn des obigen Grafen Engelbert I. und Enkel Sieghards (I.) erkennt. Sein Vorgänger war Hartwig der Pfalzgraf, der muthmaßliche Schwiegervater Engelberts (II.).

Im Chiemgau weisen die Urkunden von 946 an einen Grafen Siegehard auf, welcher an die Stelle des statt Engelbert I. in den Salzburg-Gau übersetzten Grafen Regimbert getreten war. Daß aber dieser letztere Sieghard oder Sieghard II. ein Bruder Engelbert I., also Sohn Sieghard I. und Enkel Aribo's sey, beweisen zwey Tauschhandlungen mit dem Erzbischof Friedrich von Salzburg. Mit seiner Gemahlin Willa hatte er drey Söhne: Engelbert, Norbert und Pilgrim, gezeugt.

Dem Vater Sieghard (II.) folgte in der Grafschaft sein Sohn Engelbert (III.), den die Traditionen des Stiftes St. Peter in Salzburg als Gemahl der Adela und als Vater Sieghards (III.) nachweisen, was insbesondere hervorgeht aus einer Schenkung Adela's, in welcher sie zum Seelenheile ihres Gemahls Engelbert durch die Hand Sieghards, ihres Sohnes (im Jahre 1005), auf den Altar des h. Petrus einige Güter legt. Urkundlich steht fest, daß dieser nämliche Sieghard III., der Gemahl Pilhildens, der Vater Friedrichs von Tengling und des Patriarchen Sieghard von Aquileja ist.

Damit hat nun der Hr. Verfasser seinen Beweis geschlossen, daß Sieghard oder Sizo III., des Patriarchen und Friedrichs von Tengling Vater, in gerader Reihe abstamme vom Markgrafen Aribo, durch dessen Sohn Sieghard I., seinen Enkel Sieghard II., seinen Urenkel Engelbert III.; und daß die Grafen von Plain — da weder der Pfalzgraf Hartwig, noch auch der Patriarch Sieghard diesem Geschlechte angehören, keinen Antheil an der Gründung, Wiederherstellung oder Erweiterung des Klosters Michaelbeuern gehabt haben.

Referent nimmt keinen Anstand, zu behaupten, daß ihm letzteres vollständig und bis zur höchsten Evidenz erwiesen scheint; und er glaubt, daß in Zukunft es Niemand mehr einfallen könne, in der Sippschaft der Siegharde rc. Edle des plainischen Stammes finden zu wollen. Die Reihenfolge der Abstammung selbst, obgleich aus Mangel an Daten nicht mit derselben juridischen Sicherheit nachgewiesen, erhebt sich ohne Zweifel bis zu einem hohen Grade historischer Wahrscheinlichkeit. Vielleicht findet der

rege Eifer in Aufspürung alter Denkmäler auch noch in dieser Sache bisher noch unbekannte Nachrichten. Bis dahin wird wohl der Wahrscheinlichkeit dieser Abhandlung der Preis nicht streitig gemacht werden können.

Ob aber des Verfassers Meinung, welche in dem bekannten Markgrafen Siegfried in der Ostmark gegen die Ungern den genannten Grafen Sieghard III. erblickt, eben so richtig sey, obgleich ihm auch Koch-Sternfeld in seinen Beyträgen (Theil III, S. 115) beyzustimmen scheint — wagt Referent nicht zu entscheiden.

Zur Erläuterung und Veranschaulichung des bisher Bewiesenen dient die genealogische Tafel S. 73.

Von nun an, bis zum gänzlichen Erlöschen dieses Grafengeschlechtes, wandeln wir mit dem Hrn. Verfasser durchaus auf festem historischen Boden. Ehe er indessen die gefundenen Pfade weiter verfolgt, beschäftigt er sich noch einmal mit jenem Pfalzgrafen Hartwig II., dem Vater des Aribo und Botho, und mit Erzählung des Schicksals dieser zwey Brüder. Ein Bruder jenes Friedrich von Tengling war Pfalzgraf Hartwig, dessen Sohn Sieghard zu Regensburg 1104 getödtet wurde, sagt ausdrücklich der sächsische Annalist — also ein Sohn Sieghard III. und der Pilhilde. Wäre die Nachricht dieses Geschichtschreibers weniger bestimmt, und sein Ansehen weniger groß, so möchte man an der Wahrheit dieser Nachricht wohl allerdings zweifeln, daß Hartwig ein Sohn der Pilhilde gewesen, weil ihr Alter dadurch fast über die Grenzen eines gewöhnlichen Menschenalters ausgedehnt angenommen werden muß. Das Schicksal seiner mit der sächsischen Friderun erzeugten Söhne wird angedeutet von S. 77 an.

Der beyden noch übrigen Söhne Sieghard III., nämlich Friedrichs und Sieghards, wird öfter Erwähnung gethan, so daß über ihre Abstammung durchaus kein Zweifel seyn kann. Friedrichs Witwe, Mathilde (Koch-Sternfeld nennt sie die Tochter des Herzogs von Kärnten), trat mit ihrer Schwiegermutter Pilhilde in das von der letztern Sohn Sieghard eingeweihte Frauenkloster zu Michaelbeuern. Friedrich von Tengling hatte von seiner Gemahlin Mathilde drey Söhne: Sieghard, Friedrich und Heinrich. Sieghard nannte sich einen Grafen von Burghausen, und ist Stifter dieser Linie; Friedrich, Graf von Peilstein zugenannt, gründete die Linie Peilstein; Heinrich wurde, nachdem er den geistlichen Stand gewählt, Bischof von Freysing.

Dem dritten Bruder Hartwigs und Friedrichs von Tengling, dem Patriarchen Sieghard von Aquileja, widmet der Hr. Verfasser einen längern Abschnitt von S. 88 — 106. Sein Leben

und seine Wirksamkeit fiel in die verhängnißvollen Zeiten des großen Zerwürfnisses zwischen Papst und Kaiser, zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. Sein späteres Festhalten an Heinrich IV., welcher seine Anhänglichkeit durch Verleihung der Grafschaft Friaul und der Mark Krain belohnte, zog ihm schweren Tadel von Seite der Gegenparten zu. Das Daseyn eines vierten Bruders in Ellenhard, dem Bischofe von Pola, widerspricht Hr. Prof. Filz S. 106 aus guten Gründen.

Von S. 110 sqq. wird der Zweig der Grafen von Burghausen bis zu seinem Aussterben verfolgt. Sieghards Tod zu Regensburg 1004, wahrscheinlich auf Befehl Kaiser Heinrich IV. schändlich hingemordet S. 111. Seine Gemahlin war Itha, Tochter des Herzogs Dietrich von Lothringen und der Hadewig von Formbach (in zweyter Ehe mit Gebhard von Supplinburg verbunden) und Halbschwester K. Lothar II. Ihr Großvater Friedrich Graf von Formbach hatte die Nichte K. Heinrich III., Gertrud, entführt. Als er nach erlangter Verzeihung freudig nach Hause eilen wollte, fiel er unter den Dolchen lauernder Meuchelmörder. Die einzige Frucht dieser kurzen Ehe war Hadewig.

Sieghard's (I.) und Itha's Söhne, welche der Hr. Verfasser urkundlich nachweist, sind: Sieghard von Burghausen und Schalah Heinrich und Gebhard von Burghausen.

Sieghard gründete die Linie von Schalah, Gebhard pflanzte die von Burghausen fort. Jener erhielt die Tochter des Markgrafen Leopold III. oder des Schönen und Witwe Herzog Heinrichs von Kärnten, Sophie, zur Gemahlin. Dieser Graf Sieghard ist derselbe, welchen Enenkel nennt: Sighart der daß scharsach hiez. Seine Nachrichten indessen sind erwiesen unrichtig, wenn er behauptet: Marchgraf Leupolt von Osterreich der het zwo tochter derselb ladet her zu Osterreich von Pairn den Graven Chunrat den Ruhen (hirsutus bey Arnbeck) vnnd gab ihm der tochter ein vnd gab ihm zu der tochter Peilnstein vnnd alles daz darzu gehort beidiu leut vnd guet. Die ander tochter gab er dem Graven Sighart der daz scharsach hiez vnnd gab zu der tochter Schala vnnd alles daz darzu gehort beidiu leut vnd guet die gwunnen chint vnd eninchel die sturben an erben vnnd geviel daz aygen wider an daz lant. Mit ihren Söhnen Sieghard und Heinrich starb dieser Ast wieder aus um 1200.

Schon früher, um 1168, war auch der Mannesstamm von Burghausen mit Gebhard, dem Sohne Eberhard I. und der Sophia Gräfin von Grabenstatt, erloschen. Itha, seine Schwester, vermählt an Liutold von Plain, brachte die Stammgüter von

Burghausen in das Haus der Grafen von Plain. Zur Erläuterung des Gesagten dient die genealogische Tafel S. 147.

Es wurde schon im Vorhergehenden bemerkt, daß Friedrich, der Sohn Friedrichs von Tengling und Bruder Sieghards I. von Burghausen, die Linie der Grafen von Peilstein gegründet habe. — Die von Peilstein wurden später bisweilen auch die Hallgrafen genannt. Siehe Koch-Sternfeld's Beyträge, III. Th. 132 S.

S. 116 sqq. weiset der Hr. Verfasser nach, daß der Bischof Heinrich von Freysing wirklich ein Bruder Sieghards und Friedrichs sey. S. 119 sqq. gibt er Nachricht von dem Zuge der beyden Brüder Friedrich von Peilstein und des Bischofs Heinrich nach Böhmen, um dem Prätendenten Ulrich — dem Sohne ihrer Schwester Willibirg, zur böhmischen Krone zu verhelfen. Von diesem Ulrich findet sich eine Notiz in einem gleichzeitigen Nekrologe des Klosters St. Florian, die Referent zur Vervollständigung der Nachricht hier anführen will: ad nonas Febr. Hic agatur memoria ducis de poemia Udalrici et *uxoris eius Adelheidis* et *filii eius* Ladezlai et pincerne illius Pribroni et huius uxoris Bogazlawe et filii eius Zizetnine adhuc uiuorum.

Friedrich von Peilstein hinterließ einen einzigen Sohn, Konrad (hirsutus, der Rauhe). Mit seiner Gemahlin Euphemia, einer zweyten Tochter des Markgrafen Leopold III. von Oesterreich, zeugte er folgende Kinder: Friedrich II., Siegfried I., Konrad II., und die an den Stifter von Waldhausen und Baumgartenberg, den edlen Otto von Machland, vermählte Tochter Jeuta. Von diesen starb Friedrich II. kinderlos.

Siegfried des Ersten Söhne: Friedrich III. und Siegfried II., nannten sich Grafen von Möring, Meren oder Morn, mit welchen dieser Zweig auch ausstarb.

Konrad II. gewann mit seiner Gemahlin Adula drey Söhne: Friedrich IV., Siegfried III. und Konrad III. Nur Siegfried III. hinterließ einen Sohn, Friedrich V., welcher aber schon um 1208 kinderlos starb, und das einst so weitverbreitete und mächtige Geschlecht der Grafen des Chiem- und Salzburg-Gaues, welches sich durch Sieghard III. und dessen Söhne Sieghard I. von Burghausen und Friedrich I. von Peilstein fortgepflanzt hatte, erlosch mit ihm. Die Witwe Siegfried III., Euphemia, verkaufte nach dem Hinscheiden ihres Sohnes ihre außerhalb Oesterreich gelegenen Güter an Herzog Ludwig von Bayern, und zog sich nach Oesterreich zurück. Ihren Streit mit dem Kloster Waldhausen wegen der Zehente zu Simonfelden, welche die Peilstei-

nerin Jeuta, Otto's von Machland Gemahlin, dem Gotteshause Waldhausen geschenkt hatte, ihre Bannung und Versöhnung, behandelt Pfarrer Kurz in seinen Beyträgen IV. S. 450 u. f.

Zum Schlusse ist auch hier S. 170 eine genealogische Tabelle beygegeben, und wie S. 149 ein alphabetisches Verzeichniß der Ministerialen der Grafen von Burghausen und Schala, so 171 ein solches der Grafen von Peilstein und Möring angefügt.

Im folgenden Abschnitte behandelt Hr. Prof. Filz die Genealogie der Grafen von Plain gemäß seinem in der Vorrede gemachten Versprechen: den Ursprung dieses Stammes bis zu seinem gänzlichen Erlöschen nach allen seinen Zweigen zu entwickeln und urkundlich zu erweisen. Nach kurzer Wiederholung der Resultate der vorausgegangenen Untersuchung wird gezeigt, daß das Geschlecht der Grafen von Plain mit jener Familie, welcher Michaelbeuern seine Wiederherstellung und Erweiterung verdankt, durchaus nichts gemein habe. Erst durch die Vermählung der Erbtochter Jta von Burghausen an Liutold von Plain trat dieser an die Stelle der Grafen von Burghausen, und nach dem Aussterben der Linie Peilstein und Möring auch als Vögte von Michaelbeuern ein.

Auch das Verdienst, Antheil an der Stiftung des Chorherrnstiftes Reichersberg genommen zu haben, spricht der Hr. Verfasser den Grafen von Plain gänzlich ab, oder daß der urkundliche Stifter desselben Wernher und sein Sohn Gebhard dieses Geschlechtes gewesen seyen; — vielmehr neigt er sich zu der Meinung, beyde möchten wohl eher der Familie der Scheyern angehören.

Woher stammen denn also die Grafen von Plain wirklich ab? Die unbezweifelte Stiftung dieses Geschlechtes ist Högelwerd. Seine Gründung fällt in die letzten Jahre der Regierung des Erzbischofs Konrad I. von Salzburg zwischen 1144—47, und zwar durch Liutold I. Grafen von Plain. Damit stimmt auch Koch-Sternfeld überein (Beyträge III. S. 136 u. f.).

Der Hr. Verfasser prüft S. 188 u. f. die Meinungen der frühern Genealogen und Geschichtschreiber in Betreff der Abstammung dieses Liutold, und zeigt den Ungrund der Nachrichten bey dem alles lösenden Lazius, welchem auch Kleimayrn in seiner Juvavia zum Theil gefolgt, Wißgrill, Ritter v. Lang (auch noch neulich in seinen bayer. Grafschaften S. 101), kurz alle bis in die neuesten Zeiten herunter. Dann trägt Hr. Prof. Filz von S. 192 u. f. die Resultate seiner mühsamen, besonnenen Forschungen vor, welche in der That ein Muster der Gründlichkeit, Genauigkeit und Klarheit genannt werden müssen, und unsers

Dafürhaltens so befriedigend ausgefallen sind, daß man in der Hauptsache die Acten wirklich als geschlossen ansehen kann.

Zuerst wird erwiesen, daß der Stifter von Högelwerd dieselbe Person sey mit dem in den österreichischen Urkunden vorkommenden Liutoldus comes de Pleyen oder Plaigen. Sein urkundlich erwiesener Vater ist der in den Urkunden von Klosterneuburg genannte Graf Werigand — derselbe, welcher als Weriand oder Wariant mit seinen Brüdern Poppo Starkhand und Ulrich, im Zerwürfnisse zwischen Papst und Kaiser, den Erzbischof Thiemo von Salzburg gefangen nahm, und so übel behandelte. Dieser Brüder Abstammung von Wilhelm I., Grafen von Weimar, wird nun nach dem Vorgange Schölliners umständlich nachgewiesen (siehe auch des Benedictiners von Seitenstetten, Joseph Schaukegel, Specilegium p. 174 sqq., wo alles hieher Bezügliche gesammelt). Wilhelm I. Sohn, Wilhelm II., Markgraf in Thüringen, von Kaiser Heinrich III. dem Könige Andreas von Ungern gegen seinen Bruder und Nebenbuhler zu Hülfe geschickt, ließ sich voreilig, ohne erst den Böhmenherzog erwartet zu haben, in ein Treffen ein, und wurde nach außerordentlichen Proben der entschlossensten Tapferkeit, der Menge erliegend, gefangen genommen.

Der Sohn Bela's, Geisa, achtete indessen die Tapferkeit seines Feindes so hoch, daß er ihn mit seinem Vater aussöhnte, welcher ihm sogar seine Tochter Jopada (Sophia) zur Ehe versprach.

Als er eben im Begriffe war, die erkämpfte Braut abzuholen, starb er plötzlich. An seine Stelle als Bräutigam trat der Sohn seines Bruders Poppo, Ulrich, Markgraf in Kärnten.

Aus dieser Ehe gingen die oben genannten drey Brüder hervor. Poppo Starkhand folgte seinem Vater in der Verwaltung der Mark. Als die Sponheimer in Kärnten die Oberhand gewannen, verloren die Brüder, ihre Feinde und Gegner, sehr an Macht und Ansehen. Der Kaiser entschädigte wahrscheinlich den Grafen Werigand dafür mit Gütern im Salzburg-Gau.

Bey diesem Anlasse erwähnt der Hr. Verfasser eines anderen Grafengeschlechtes, welches von dieser Zeit an sehr oft in Urkunden und Verhandlungen erscheint, und das man bisher durchgängig als einen Zweig der Grafen von Plain angesehen hatte — die Grafen von Lebenau oder Liebenau. Siegfried Graf von Lebenau, welcher zuerst im Salzburg-Gau auftritt, kam um dieselbe Zeit mit Werigand aus Kärnten, gehört aber keineswegs dem Geschlechte Werigands, sondern dem seiner Gegner an, S. 195.

Die Söhne des Grafen Liutold I., Liutold II., der Gemahl der Erbtochter Jtha von Burghausen, und Heinrich I., der sich von Mittersill nannte, und mit Agnes, einer Tochter Otto's von Wittelsbach, vermählt war — waren die schrecklichen Vollzieher der Rachebefehle K. Friedrichs I. gegen den Erzbischof Konrad von Salzburg. Erst der nahende Tod brachte sie zur Reue über das Verderben und die Greuel, womit sie das Land und insbesondere die Stadt Salzburg heimgesucht hatten.

Der dritte Sohn, Liutold I., nannte sich Graf von Sulzau (Koch-Sternfeld Beyträge III. S. 105 u. f.).

Graf Liutold II. hatte vier Söhne: Liutold III., Gebhard, Bischof von Paßau, Leopold Graf von Hardeck, und Heinrich, Abt zu Kremsmünster. Liutold III. nannte sich der erste Graf von Plain und Hardeck. Er zog mit Herzog Leopold VII. von Oesterreich ins heilige Land, kämpfte vor Damiette, und starb auf seiner Rückreise zu Treviso an einer Wunde, welche er im Sturme auf diese Stadt erhalten hatte, 1219, ohne Erben zu hinterlassen, wie auch sein Bruder Leopold von Hardeck. Da auch Heinrichs I. von Mittersill drey Söhne: Konrad II., Otto I. und Heinrich III., ohne Nachkommen starben, so war nur noch der Zweig von Sulzau übrig, in dem sich das Geschlecht der Grafen von Plain fortpflanzte.

Konrad von Sulzau, Liutold's (II.) und Heinrich's (I.), der Verwüster Salzburgs, dritter Bruder, hinterließ zwey Söhne: Liutold IV. und Konrad III., Grafen von Plain und Hardeck. Liutold IV. starb 1249 zu Hohenau bey Wasserburg ebenfalls unbeerbt, Konrad III. hingegen hatte zwey hoffnungsvolle Söhne, Otto II. und Konrad IV.

Beyde, dem Böhmenkönige Ottokar ihre Dienste weihend, fielen an dem nämlichen Tage, Männer voll Thatkraft und Muth, auf deren Häupter sich noch alle Strahlen des einst so blühenden und glanzvollen Geschlechtes sammeln zu wollen schienen, in einem Hinterhalte bey Statz im Kampfe gegen die Ungern nach tapferer Gegenwehr am 26. Juny 1160 .. in morte praedictorum comitum ipso die deperiit successio illius nobilissimae progeniei de Plain, quia sine heredibus decesserunt, fügt Veit Arenpeck hinzu. Zum Schluß ist noch eine genealogische Tafel über die Abstammung der Grafen aus dem Hause Plain S. 279 beygesetzt, und ein alphabetisches Verzeichniß ihrer Ministerialen.

Herr Professor Filz hatte bey jedem einzelnen Namen alle die Urkunden angegeben und nachgewiesen, in welchen er entweder selbst handelnd oder als Zeuge erscheint. Da ihm aber die

zwey jüngsten Bände der Monumenta boica noch nicht zu Gebot standen, so dürfte es nicht unerwünscht seyn, hier zur Vervollständigung auch noch jene Diplome rc. angemerkt zu finden, welche dem Referenten aus denselben oder auch anderweitig noch bekannt sind.

Ita, relicta Sigihardi comitis per manum filii sui Heinrici tradit predium apud Ranuoldispach monasterio Gotwic. Mon. boic. XXIX. Gotweig Salbuch f. 63.

Gebehardus comes de Hohenekke tradit predium in honinsdorf monasterio Gotwic. Gestis *Heinricus de scala.* l. c. f. 62.

Heinricus Frisingensis ecclesiae episcopus tradit hereditaria potestate.. dimidium mansum apud Ramuoldisbach. l. c. f. 63.

1137 s. d. Heinrich Jasomirgott bestätigt ein Geschäft wegen Klein-Mariazell, welches zu Tuln bey der Zusammenkunft der Fürsten zur Aussöhnung der Brüder Adalbert und Leopold (Leopold IV. Söhnen) geschlossen wurde, und wovon Dietrich von Formbach, Comes *Chunradus de Pilstein* und Comes *Leutoldus de pleyn* etc. Zeugen gewesen. Hormayrs Taschenbuch 1828. p. 197.

Traditio Oudalrici de Gossisheim in presentia domini Reginmari pataviensis episcopi. Testis: *Chovnradus comes de Pilstein.* Gotweig Salbuch. f. 62.

Liupoldus comes de Blagen tradit Gotwicensibus 2 beneficia et 2 veneas. l. c. f. 63.

Sigihardus de Schalah et Gebhardus frater *eius de purchusin. Chuonradus de Pilstein. Liutoldus de plein* tradiciones testes. l. c. f. 64.

1147 mense Augusto. Dedicatio ecclesiae parochialis in Werde ad petitionem Reinmari ministerialis Comitum *Heinrici et Sigehardis de Schala,* qui et testes occurrunt. Mon. boic. XXIX. P. II. f. 215.

1148. 26. Decembris Dat. Cremsmuenster. Bischof Reginbert von Paßau vereinigt die Pfarrkirche Schöndorf mit der St. Aegidi-Spitalkirche zu Vöcklabruck. Erster Zeuge: Fridericus comes de Pilestein. Original zu St. Florian.

Konrad, Bischof von Paßau, erklärt, daß Hartwig von Hagenau seine Güter rc. der Kirche von Paßau auf den Fall abgetreten habe, wenn er ohne Erben sterben sollte. Zeugen waren unter andern: Comes *Covnradus de Bilesteine,* cum duobus filiis suis.. Comes *Luitoldus de Bleine.* l. c. f. 260.

Dietricus frater Gebehardi comitis pro remedio anime eiusdem germani sui tradit quaedam bona. Testes: *Heinricus et frater eius Sigihardus* filii *Sigihardi* comitis etc. l. c. 63. im Göttweig. Salbuche.

1155 aput domum ypolitum. Tausch zwischen Bischof Konrad von Paßau und dem Abte von Klein-Mariazell. Zeugen: *Albertus et frater eius Gebhardus de Playn* (?). l. c. XXVIII. P. II. 231.

1160 am 27. August. Dat. ad S. Hippolytum. Tauschvertrag des Bischofs Konrad von Paßau mit dem Grafen *Chunrado de Pilstein* et cum duobus filiis suis *Sigefrido* et *Chunrado* wegen der Pfarre St. Leonhard. Zeugen: *Heinricus et frater eius Sigehardus de Schalah.* Livtoldus comes et filii eius. *Leutoldus de Pleigen* etc. l. c. fol. 240.

1161. Concambium inter fratres Kotwigensis monasterii et Otgarium marchionem de stiri. Testes: Heinricus duae et marchio. Sigefridus comes de liubenowe. *Liutoldus comes et filius eius Liupoldus.*

1181 Urkunde von Kremsmünster, 1. März. Im Originale heißt es (unter den Zeugen): »Comes Luppoldus de pleye et eius frater. Comes conradus de bilstein.«... Cofer Filz p. 191, der darnach zu verbessern ist.

1186. Wichmannus Archiepiscopus Magdeburgensis confert *Conrado de Bilstein* et successoribus advocatiam bonorum Sidanstedensium ultra fluvium Ibise. Schaukegel Specilegium f. 342.

1211 am 1. Februar Dat. Pataviae. *Gebehardus comes*.. canonici. Zeuge in einer Urkunde des Bischofs Manegold von Paßau. Mon. boic. XXVIII. P. II. f. 138. Cod. Patav. II.

1213 am 21. May. Dat. Norembercc. K. Otto IV. Bestätigungsbrief der Landgerichtsfreyheit des Klosters St. Florian. Zeuge: Leutoldus Comes de Playen. Das Original im Archive zu St. Florian.

1215 am 14. März. Dat. Ratisbone. In einer gleichen Bestätigung wieder Liutoldus comes de plaien als Zeuge. l. c.

1221 am 28. July. Dat. Patav. Bischof Gebhard verleiht dem Kloster Niedernburg mehrere Güter. M. b. XXX. Cod. Patav. VI. f. 283.

1222 am 6. July. Dat. in Pomerio apud Chirhlingen. Bischof Gebhard's Verschreibung für Herzog Leopold VII. für Schulden, mit welchen sein Vorfahrer Ulrich im Rückstande geblieben. l. c. f. 337.

1222 am 14. July. Dat. Patav. Bischof Gebhard bestätigt die Freyheiten der Bürger zu Efferding wegen der Mauth zu Paßau. l. c. f. 338.

1222 Dat. Crems. Vergleich zwischen Bischof Gebhard und Ortlieb von Winchel. Zeuge: *Chunradus de playen.* M. boic. XXVIII. P. II. f. 298.

1223 am 27. August. Dat. Pataviae. Eine Tauschbestätigung des Bischofs Gebhard zwischen dem Grafen Konrad von Wasserburg und Eberhard von Johansdorf, Pfarrer zu Osterberg. l. c. P. I. Cod. Patav. II. f. 143.

1223 am 13. November. Dat. Wienne. Bischof Gebhard versetzt den Zehent in villa Schmidahe Heinrich dem Taugewourfel. l. c. XXX. Cod. Patav. VI. f. 340.

1224 am 27. Jänner. Dat. Pataviae. Bischof Gebhard schenkt der untern Insel beym Kloster der h. Maria zu Paßau einige Burgrechte. l. c. XXVIII. P. II. f. 302.

1226 am 20. Sept. Dat. apud Viennam. Schiedspruch des Bischofs Gebhard zwischen dem Pfarrer Heinrich von Wien und dem Kloster St. Peter wegen der Kapelle zu Dornbach. Noviss. Chronic. ad. S. Petrum. f. 260.

1226 s. d. Dat. Windberge. Vergleich zwischen Bischof Gebhard und dem Pfalzgrafen Rapoto wegen des Schlosses Rotenburg. Schiedsmänner waren Heinrich Graf von Ortenburg und Conrad Graf von Plain. M. B. XXVIII. P. II. f. 315 coll. 317 coll. XXX. Cod. Pat. VI. f. 341.

1227 am 22. October. Dat. Pataviae. Bischof Gebhard stiftet seinem Blutsverwandten, dem Bischof Heinrich (von Frontenhausen) von Regensburg, einen Jahrtag zu Niedernburg mit einem Weingarten zu Königsstätten. l. c. XXX. Cod. Pat. VI. f. 254.

1229 am 7. Dezember. Dat. Crems. Der Abt und Prior von Zwettl erklären als Bevollmächtigte des Papstes die vom Bischofe Gebhard über mehrere Domherren, Prälaten rc. ausgesprochene Excommunication ungültig und nichtig. l. c. f. 344.

1231 am 18. September. Dat. Patav. Privilegium des Bischofs Gebhard, worin er den Tuchmachern von Paßau auf ewige Zeiten die Strafe der Schupphe erläßt. l. c. XXIX. P. II. f. 73.

1242 am 22. July. Dat. Patav. Heinrich Graf von Ortenburg entsagt dem Gerichte und der Advocatie über des Bischofs von Paßau Güter zu Straßwalchen und Mansee in

Steinakirchen. Zeuge: *Chunradus Comes de Hardekke.* l. c. XXVIII. P. II. f. 347.

1243 am 15. July. Dat. Greze. Herzog Friedrich II. erklärt sich, mit dem Bischof Rüdiger von Paßau gereinigt und versöhnt zu seyn. Zeuge: *Comes Chunradus de Hardecke.* l. c. XXX. Cod. Patav. VI. f. 359.

1257 am 9. May. Bestätigungsbrief K. Ottokars für Lilienfeld. Zeuge: *Otto Comes de Hardekke.* Hanthaler. Fasti Campil. coll. Rencens. dipl. geneal. II. f. 12.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXIX.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830.

Von Wilhelm Freyherrn von Pflügl, k. k. Hofrath.

(Fortsetzung.)

Beginn der diplomatischen Verhandlungen. — Beschränkung unserer Freyheit.

14. October. Schon gestern hatten die Delegaten den Dolmetsch zum Minister Ben Dris gesendet, um ihm eine Höflichkeit zu erweisen, und durch ihn dem Sultan für die unterwegs erhaltenen Ehrenbezeugungen und den Empfang in der Residenz zu danken. Leider erfuhren sie bey dieser Gelegenheit, daß der Minister Ben Gelun, welcher ihnen aus den früheren Verhandlungen als ein rechtlicher, verläßlicher Mann persönlich bekannt war, noch immer durch Krankheit in Fez zurückgehalten, schwerlich während des Aufenthaltes der Mission in Mequinez erscheinen dürfte. Sie waren daher gezwungen, sich in jeder Beziehung an Ben Dris zu wenden: ein widriger Umstand, da diesem habsüchtigen, verschlagenen Manne die früheren Unterhandlungen mit Oesterreich ganz fremd waren. — Der Escortecommandant bedeutete uns, daß wir der Landessitte gemäß unsere Wohnung nicht verlassen dürften, bevor wir die erste Audienz vom Sultan erhielten. So waren wir denn als Gefangene behandelt, und auf den innern Raum unsers Pallastes beschränkt. Selbst unsere Blicke, seit lange durch unermessene Fernsichten über Land und Meer verwöhnt, theilten die drückende Gefangenschaft; denn die maurische Bauart, welche das Innere eines Hauses durch den Abgang der Fenster und die hohen Ringmauern von der Außenwelt absperrt, gestattet keine Aussicht, als jene gegen den Himmel. So sahen wir in unserer Wohnung nichts von der Stadt, als den Obertheil eines über die Mauern ragenden Minarets; Abdulmelik gestattete uns nicht einmal, auf die Terrasse zu steigen, da wir eine seiner Landsmänninnen, vielleicht gar ohne Haik, erblicken könnten. Alle Einwendungen, Zusicherungen und selbst Drohungen blieben fruchtlos: er setzte ihnen lügenhafte, aber feste Einwürfe entgegen, welche sich gewöhnlich auf erheuchelte Sorgfalt für unsere Sicherheit gründeten.

Habsucht und Eigensinn des Escortecommandanten. — Der Taschenspieler.

15. October. Das Benehmen Abdulmelik's war, seit wir Tanger verließen, beynahe unleidlich geworden. Je mehr wir uns von

jener Stadt entfernten, je abhängiger wir daher von ihm wurden, einen desto entschiedeneren Ton nahm er gegen uns an, um so ungescheuter sprach er seine unersättliche Habgier aus. Vollends in Mequinez, kühn gemacht durch die Gunst des Sultans, die Verbindung mit dem Minister, quält er uns durch eigensinniges Benehmen und die unbescheidensten Forderungen. Für den geringsten Dienst, den seine Officiere oder Soldaten uns leisten, spricht er namhafte Summen an, und seine Habsucht unter kleinlichem Stolze verbergend, setzt er hinzu: nur für seine Leute fordere er Geschenke; er selbst, ein reicher Mann, bedürfe gar nichts von uns. So forderte er heute mit Ungestüm für seine Mannschaft ein Geschenk wegen unserer glücklichen Ankunft in Mequinez. Wirklich haben in neuerer Zeit fremde Consuln bey dem Eintritte in die Hauptstadt unter dem Namen Waschgeld (damit die Escortesoldaten bey der Audienz reinlich erscheinen könnten) Geld unter selbe vertheilt. Da aber Abdulmelik einen Piaster pr. Kopf für unsere angeblich aus 300 Mann bestehende Escorte begehrte, wiesen die Delegaten seine überspannte, und nach einer derben Lüge berechnete Forderung mit Festigkeit zurück, und er bekam nichts. Bey dieser Gelegenheit, so wie auch bey andern Anlässen, machten sie die Einwendung geltend, daß in dem Verzeichnisse der im Jahre 1805 von dem k. k. Delegaten bey seiner Sendung nach Mequinez gemachten Geschenke das angesprochene Waschgeld nicht vorkomme, und daß die gegenwärtige Mission den strengsten Befehl habe, sich an das erwähnte Verzeichniß zu halten. — Schon von Gibraltar war uns ein Taschenspieler aus Italien gefolgt, welcher die Gelegenheit benützen wollte, sicher ins Hoflager des Sultans zu gelangen, und sich Hoffnung machte, seine Künste vor Sr. Hoheit und den Genossen des Reiches zu zeigen. Er zählte auf eine reichliche Ernte an Geschenken. Den ersten Versuch machte er heute vor dem Escortecommandanten. Selber fiel wenigstens in einer Beziehung glänzend aus, denn, wie wir erwartet hatten, erfüllten seine Spiele die Anwesenden mit dem ungemessensten Erstaunen; einige liefen sogar aus Furcht, behext zu werden, davon. Uebler sah es mit der Belohnung aus, denn Abdulmelik, eben so geizig als habsüchtig, entließ den armen Künstler mit einem höchst unbedeutenden Geschenke. — Um 9 Uhr früh zeigte das Thermometer 16°; später regnete es anhaltend.

Vorbereitung der Geschenke zur Audienz. — Jagdlust des Sultans.

16. October. Um außer Ben Dris und Ben Gelun auch den dritten Minister des Sultans, Muchtar, uns geneigt zu machen, wurde heute unser Dolmetsch zu ihm gesendet, und meldete ihm die Complimente der Delegaten. — Diese waren beschäftigt, die Geschenke für den Sultan vorzubereiten, welche in Koffer gelegt werden müssen, deren Zahl und Zierlichkeit den günstigen Eindruck vermehren hilft. Die Delegaten hatten zwölf große, zwölf von mittlerer Größe und zwölf kleine in Cadix machen lassen, welche zwar gut ausfielen, aber außerordentlich theuer waren. — Das Wetter hatte sich aufgeheitert; das Thermometer zeigte früh 16°, Mittags 19°, Abends nach acht Uhr 15°. — Der Sultan ritt heute, von der Jagd zurückkehrend, an unserm Hause vorüber, und wir bedauerten, nicht von der Terrasse herab den Zug sehen zu können, welchen die Freudenschüsse seines Gefolges schon aus weiter Ferne verkündeten. Muley Abd Errahman ist ein großer Liebhaber der Jagd, und hält eine bedeutende Zahl von Windhunden und Falken zu diesem Zwecke.

Während der Jagd bleibt er immer zu Pferde, und das Wild wird ihm zugetrieben. Repphühner, Wildänten und anders Geflügel, dann Hasen sind die gewöhnliche Beute der Jäger um Mequinez. — Heute traf der Pascha von Fez mit einigen hundert Reitern und vielen Officieren ein, um bey der Audienz zu paradiren.

Correspondenz mit Europa. — Besuch unsers Arztes bey dem Bruder des Sultans. — Geiz und Armuth.

17. October. Die Correspondenz wird so sicher durch die Fußboten nach Tanger gebracht, und die Verbindung dieses Platzes mit Europa ist so geregelt, daß wir den Tag bestimmen können, an welchem unsere Briefe in den verschiedenen Puncten dieses Welttheils eintreffen. Unter solchen Bedingungen schreibt man gerne und viel; und so benützten wir auch die heutige Muße der Gefangenschaft, um unsern Freunden in Wien, Petersburg und Lissabon Nachrichten aus dem Innern Africa's zu senden. — Der Dolmetsch bespricht mit Ben Dris die Vorbereitungen zur Audienz, welche übermorgen Statt finden, und ungewöhnlich glänzend ausfallen soll. — Unser Arzt, Dr. Rossi, wurde heute zu Muley Mamon, dem Bruder des Sultans, gerufen, der im Pallaste desselben wohnt, und bey einem Alter von ungefähr 36 Jahren durch Trunkenheit und Ausschweifungen beynahe ganz blodsinnig, an einem Fußübel leidend, den ganzen Tag unthätig auf dem Sopha liegt. Wie gewöhnlich wurde Dr. Rossi für den Fall, daß er Linderung verschaffe, mit Verheißungen überschüttet; wie gewöhnlich später mit einem Kistchen Thee und einem Dejeuner=Service aus Zinn abgefertigt. Ja, als er das Zimmer des Prinzen verließ, versuchte sogar ein an der Thür stehender Knabe ihm einen goldenen Ring vom Finger zu ziehen. — Täglich erhalten wir neue Beweise des Geizes und der Armuth dieses Volkes. Die Marokkaner rechnen unter sich nach Blanquillo's, und haben selten ein Paar Unzen im Vermögen; ihre Forderungen an Fremde aber berechnen sie nach Piastern. Die vielen Besuche, welche unser Arzt selbst bey den vornehmsten Eingebornen macht, bringen ihm nicht nur nichts ein, sondern kosten ihm noch, da er den begleitenden Soldaten Geschenke machen muß. Ueberdieß reicht er den Patienten die Arzneyen gratis aus unserer Feldapotheke. Es hätte uns unter diesen Verhältnissen kaum befremdet, wenn wir die Ehre, den Bruder Sr. Hoheit durch unsern Arzt behandeln zu lassen, mit einem bedeutenden Geschenke hätten bezahlen sollen.

Geschenke des Sultans. — Die Garnison von Mequinez. — Verschiebung der Audienz.

18. October. Der Sultan schickte uns Trauben aus seinen Gärten, und Repphühner, die er selbst geschossen hatte: ehrenvolle, aber theure Geschenke, denn sie kamen einzeln an, und da sie immer von einem sogenannten Freunde seiner Hoheit (einem Günstlinge) gebracht wurden, so mußten wir sie mit Piastern erwiedern. — Wir erfuhren einige Details über die Garnison von Mequinez, welche wir nun bald sehen sollen. Außer den Boaharen (der schwarzen Garde) liegen hier noch die in Krieger umgewandelten Landleute aus den Bezirken Zirara (زرارة) und El=Schabanat (الشبانات), eine Tagreise von Marokko, in der Richtung gegen Mogodor. Diese Bezirke hatten sich vor einiger Zeit gegen den Sultan empört, und die Bezahlung der Steuern verweigert:

eine Erscheinung, welche nicht ungewöhnlich ist. Ihre Scheichs bezogen ein verschanztes Lager in der Gegend von Sania Scharadi (زاويه شارادي) wo sie der Sultan durch sieben Tage belagerte. Längeren Widerstand als unmöglich erkennend, flohen die Anführer; aber ihre Leute, 3000 an der Zahl, wurden zu Gefangenen gemacht, anfangs als solche behandelt, später jedoch in ein Infanteriecorps vereinigt, welches vom Sultan Kleidung und Waffen, dann 40 Unzen ($2^2/_3$ Piaster) monatlichen Sold pr. Kopf, aber keine Ländereyen erhält, und hier, von andern zahlreichen Truppen umgeben, leichter beobachtet und bewacht wird.

19. October. Die auf heute festgesetzte Audienz fand wegen ungünstiger, regnerischer Witterung nicht Statt. Wir ließen den Sultan um die Bestimmung eines andern Tages bitten, da die Geschenke während des Zuges durch den Regen verdorben werden könnten. Um 10 Uhr früh erschien ein Gardeofficier mit der Nachricht, daß Seine Hoheit, um uns die Unbequemlichkeit des Zuges bey schlechtem Wetter zu ersparen, uns morgen empfangen würde. Mit dieser feinen Wendung schien der Sultan jede Erwähnung der Geschenke zu vermeiden, und wich dem Anscheine einer Begierde nach denselben mit vornehmer Gleichgültigkeit aus. — Kaid Tibi Ludini, der Eigenthümer des von uns bewohnten Hauses, besuchte uns heute.

Die Audienz. — Pallast des Sultans.

20. October. Endlich brach der Tag an, der uns das Glück bringen sollte, das Antlitz des Sultans zu schauen, seine mächtige Stimme zu vernehmen, von dem Glanze des ihn umgebenden Hofstaates und Prunkes geblendet zu werden. Auch heute schien uns der Himmel nicht zu begünstigen, und früh morgens regnete es; als aber die Stunde des Empfanges nahte, heiterte sich der Horizont auf. Obwohl gewöhnlich die fremden Gesandtschaften sich selbst mit Reitpferden zu ihrem Zuge versehen, so schickte uns doch der Sultan zur besondern Auszeichnung zwanzig Pferde, von welchen die für die k. k. Delegaten bestimmten schöne Sättel und Zäume hatten. Um $9^1/_2$ Uhr Vormittags brachen wir aus unserer Wohnung in folgender Ordnung auf: einige Reiter von der Escorte trieben das zudringliche Volk zurück, um einer Abtheilung Marine-Infanterie mit einem Officier und der Musikbande den Weg zu bahnen, welche den Zug eröffneten. Hierauf ritt der die Stelle eines Gesandtschaftssecretärs versehende Herr von Liehmann, das Schreiben Sr. k. k. Majestät an den Sultan auf einem rothsammtnen, reichverbrämten Kissen tragend; die beyden Delegaten, dann der Escortecommandant und der Dolmetsch, die Gesandtschaftscavaliere und Marine-Officiere, und die Herren Schousboe; endlich 27 Soldaten aus der Escorte, welche einzeln die Geschenke für den Sultan trugen. Wir ritten eine Viertelstunde durch schmutzige, winklige Gassen, an verfallenem Gemäuer vorüber. Schöne Bauwerke bemerkten wir nicht, außer einigen zum Pferdetränken bestimmten steinernen Brunnen und mehreren Moscheen, welche überhaupt die einzigen Bauwerke sind, die in Marokko symmetrisch und mit Geschmack ausgeführt, und gut erhalten werden. Das Volk schien eben nicht außerordentlich begierig, uns zu sehen: ein Umstand, der sich aus dessen natürlicher Regungslosigkeit oder dadurch erklären läßt, daß bereits mehrere europäische Missionen hier waren. Endlich erreichten wir den mit Boaharen und Zuschauern gefüllten Platz El Hedin, der zur Musterung der Truppen und Auszahlung des Soldes verwendet wird, und dessen eine Seite

die Ringmauern des Pallastes bildet. Zehn Schiffskapitäne, den Admiral Marokko's, Britel, in der Mitte, waren hier aufgestellt, in reicher, geschmackvoller Kleidung, nach algierischer Art, nämlich mit weiten, unten spitzig zulaufenden Tuchbeinkleidern, Kaftans mit einer darüber angezogenen verbrämten Jacke, reichen seidenen Binden um den Leib und rothen Tuchkäppchen auf dem Haupte. Unter dem Vortritte derselben kamen wir durch das Thor (Bab) Mansor el Aläch (des Renegaten Mansor) in einen tiefen, an beyden Seiten mit Bänken und Hallen für die Wache versehenen Thorweg. Die daran schließenden Mauern sind die Gränzen des Pallastes, welcher im Arabischen Kaßaba oder Dar Machsen (Haus der Regierung) heißt. Aus diesem Thorwege durch eine zweyte Pforte (Bab Lala Anda, von einem Heiligen so benannt) reitend, kamen wir in einen großen, aber unregelmäßigen und nicht gepflasterten Hof, der den Namen Kubbei hajatins (die Häuschen der Schneider) führt. In einem Ecke desselben rechts sind die Magazine für die Flinten, Sättel und für die Kleidung der Soldaten. Ueber die den Platz umgebende hohe Mauer ragt ein grünes Dach und einige Thürme mit metallenen Kuppeln hervor, die zu dem Grabe des Sultans Muley Ismael gehören. Die Größe des Hofes läßt sich leicht beurtheilen, da an dessen Seiten über zweytausend Mann aufgestellt waren, nämlich uns gegenüber Ludaja zu Fuß; rechts und links Infanterie und Cavallerie der Boaharen in drey Gliedern. Die Schiffskapitäne stellten sich rechts von uns, und vor einer Reihe von ungefähr hundert Kanonieren und Seesoldaten auf, welche der Sultan aus Rabat hatte kommen lassen, und hinter welchen Boaharen standen. In der Mitte des Hofes waren wir von den Pferden gestiegen, und erwarteten einige Minuten lang die Ankunft des Sultans. Endlich öffneten sich die Flügel des Thores Bab Muley Ismael, welches uns zur Linken an der Seite des erwähnten Grabmals lag, und aus demselben traten ungefähr 80 Ewlad ul Harar (Söhne der Weißen), jene Hofbediente, welche die Waffen des Sultans in Ordnung halten, und bey Audienzen den Pöbel, mit ledernen Riemen versehen, abwehren; sie konnen wie eine besondere Leibwache des Sultans angesehen werden. Hinter ihnen wurden sechs Handpferde Sr. Hoheit aus dem Thore geführt: ziemlich schöne und reich angeschirrte Thiere, denen zwey Neger mit Lanzen (Mul ol mizrak) und der Sonnenschirmträger des Sultans (Mul emdal) folgten. Der große Sonnenschirm (das vorzüglichste Zeichen der hohen Würde seines Herrn), welchen er zusammengefaltet trug, ist von rothem Sammt. Unmittelbar hinter ihnen erschien auf einem stattlichen Schimmel der Sultan selbst in der gewöhnlichen Tracht eines wohlhabenden Marokkaners, ohne Waffen, Geschmeide oder andern vorstechenden Prunk. Durch einen seiner Officiere richtete er an die aufgestellten Truppen den Gruß: »Gott stehe euch bey,« welchen jener zuerst rechts gewendet ausrief, dann gegen die linke Seite wiederholte, und welcher beyde Male von den Soldaten mit den Worten: »Gott segne die Tage unsers Gebieters,« beantwortet wurde. Hinter dem Sultane wurde eine zweyrädrige grüne Kalesche, von europäischer Arbeit, von einem Maulthiere geführt, deren er sich bisweilen auf Reisen oder Jagden bey brennender Hitze bedient, und die heute zur Vermehrung des Pompes dienen sollte. Einige Officiere und Hofbediente, nebst einer zweyten Abtheilung der Ewlad ul harar, schlossen den Zug, welcher sich im Hofe vertheilte, während der Sultan langsam gegen uns ritt, und endlich zwischen den beyden Lanzenträgern wenige Schritte von uns anhielt, während der Sonnenschirmträger hinter ihm stehen blieb.

Nun richtete Se. Hoheit persönlich an den neben uns stehenden Escorte-commandanten die Frage, welche von uns die Delegaten seyen. Nachdem dieser den Major Bandiera und den Legationsrath von Pflügl vorgestellt hatte, winkte ihnen der Sultan, vorzutreten, und sprach zu dem Dolmetsch, der vor Ehrfurcht niedergedonnert zwischen den beyden Delegaten mehr auf dem Gesichte als auf den Knien lag: »Sage diesen Herren, sie seyen willkommen.« Dieser erwiederte: »Gott segne das Leben meines Gebieters.« Der Sultan fuhr fort: »Sage ihnen, daß ihr Volk in großem Ansehen bey mir steht, weil ihr Käsar (Kaiser) ein großer Freund des Propheten ist, und der Gründer des österreichischen Herrscherstammes an den Propheten selbst geschrieben hat.« Der Dolmetsch erwiederte; »Diese Herren segnen die Stunde, welche ihnen die Ehre schenkt, das erhabene Antlitz Eurer Hoheit zu schauen. Sie sind von ihrem mächtigen Beherrscher gesendet, Eurer Hoheit zur Besteigung des glorreichen Thrones von Marokko Glück zu wünschen, und für die Ewigkeit jenen Frieden zu erneuern, der zu den Zeiten Eurer Hoheit Vorfahren mit Oesterreich bestand.« Hierauf sprach der Sultan: alle Gegenstände der Sendung würden beygelegt werden; er willige vorhinein in alle Puncte derselben, und mit Gottes Hülfe werde künftig immer Friede und Eintracht zwischen Marokko und Oesterreich, wie zur Zeit seiner Ahnen, herrschen. Endlich frug der Sultan nach dem Schreiben Sr. k. k. Majestät: Hr. von Liehmann trat mit selbem vor, und der Sultan befahl dem Minister Ben Dris, der mit seinem Collegen Muchtar und einigen andern Großen in der Nähe stand, es zu übernehmen. Sein Pferd umwendend, trug er dem Minister auf, uns den Pallast und die Gärten zu zeigen, und nach einigen bäumenden Bewegungen und Sprüngen des muthigen Rosses, wobey er sich als ein fester, geübter Reiter bewies, ritt er langsam in das Thor Bab Muley Ismael zurück, dessen Pforten sich sogleich schlossen. — Muley Abd Errahman (مولاي عبد الرحمن) dürfte 38 bis 40 Jahre alt seyn, und man kann ihn einen schönen Mann nennen. Er ist groß, wohlbeleibt, von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, mit feurigen schwarzen Augen, angenehmen Zügen und einem dichten schwarzen Bart, der das halbe Gesicht bedeckt. Er ist ein Sohn Muley Hischem's, Bruders des letzten Sultans Muley Suleiman, und besaß, da letzterer selbst Söhne hatte, keinen Anspruch auf die Thronfolge. Er war zuerst Krämer in Mequinez, dann Mauthdirector und später Gouverneur von Mogodor und von Fez, als ihn sein Oheim, Muley Suleiman, der sein Ende nahe fühlte, durch zwey Proclamationen (eine an die Einwohner von Fez, die andere an die ganze Nation gerichtet) zu seinem Nachfolger ernannte. Abd Errahman gelangte sogar noch während Muley Suleiman's Leben zur Regierung, welche ihm dieser im Jahre 1822 abtrat, und bald darauf starb. Zwey Beweggründe sollen Letzteren zu dieser Handlungsweise bestimmt haben: die Unfähigkeit seiner eigenen Kinder und ein, seinem ältern Bruder Hischem gegebenes Versprechen. Dieser hatte nämlich nähere Rechte auf den Thron, als Suleiman, war aber dem Trunke ergeben, und unfähig zu regieren. Die beyden Brüder, anfänglich in feindlicher Stellung gegen einander, verglichen sich: Hischem entsagte seinen Rechten, und zog sich zurück; Suleiman versprach dagegen, dessen Sohn Abd Errahman wie seinen eigenen anzusehen, ein Versprechen, welches er treu und im ausgedehntesten Sinne des Wortes erfüllte. Bey seinem Regierungsantritte benachrichtigte Abd Errahman das Consularcorps in Tanger von seiner Thronbe-

steigung, und versicherte demselben in einem Circularschreiben die Bereitwilligkeit, die bestehenden Tractate zu beobachten. Ein sonderbarer Zufall, der sich bey derselben Gelegenheit ereignete, verdient bemerkt zu werden. Der Name des neuen Beherrschers wird in den Straßen von den gewöhnlichen Ausrufern, Leuten aus dem niedrigsten Stande, verkündet. So begab es sich, daß Muley Abd Errahman in Tanger, als Sultan von Marokko, von einem Menschen proclamirt wurde, dem wegen früherer Diebstähle beyde Hände abgehauen waren. — Von allen Seiten wünschte man uns Glück zu dem ungemein wohlwollenden Empfange des Sultans; man wies darauf hin, daß er noch bey keiner Audienz so viel gesprochen habe; daß ihm kein Europäer je so nahe gekommen sey, als die Delegaten; kurz wir erhielten die Ueberzeugung, daß der Sultan uns wirklich auf eine ausgezeichnete Weise aufgenommen habe. Die für seine Hoheit bestimmten Geschenke (bestehend aus einem großen Spiegel, silbernen Candelabern, einem Wasch= und Gießbecken von Vermeil, Tuch von verschiedener Qualität, Seidenzeugen, Brocats, Sammt, Porzellan= und Krystall=Servicen, Pendeluhren von vergoldetem Bronze, Leinwand, Zucker, Kaffee, Thee, Chocolade und Confitüren) wurden an Ben Dris ausgeliefert, sammt dem doppelten Verzeichnisse über den Inhalt der Koffer und den Schlüsseln zu selben. Nachdem dieses Geschäft beendigt war, schritten wir zu der uns bewilligten Besichtigung des Pallastes. Ben Dris und der Mauthdirector geleiteten uns durch das Thor Muley Ismael, an Muley Mamon's Wohnung vorüber, durch mehrere Thorwege, Höfe und Gänge ohne Ordnung und Reinlichkeit, und ohne ein vollkommen gut erhaltenes Gebäude zu berühren. Endlich gelangten wir über eine Treppe in eine offene Gallerie, welche längs der Rückwand der Gemächer des Sultans hinläuft, während die andere Seite derselben gegen die Gärten sieht. Aus einem dieser Gemächer hörten wir die Töne einer Drehorgel, welche deutsche Tänze spielte. Ben Dris behauptete keck, dieses Instrument sey von einem Marokkaner erfunden und gebaut. Nach der Länge der übrigens in gutem Zustande befindlichen Mauern zu urtheilen, dürften die Wohnzimmer des Sultans keinen großen Raum einnehmen. Einen sehr angenehmen Anblick boten die Gärten, in die wir nun kamen. Sie waren groß und sehr sorgfältig, wahrscheinlich von spanischen Renegaten, unterhalten, mit Küchengewächsen und Bäumen besetzt, unter denen wir Cypressen, Oel=, Nuß=, Mandel=, Birn=, Aepfel= und Granatbäume bemerkten. Zu mehreren Pavillons mit Sophas führten bedeckte Rebengänge; vor diesen Ruhepuncten ertönte das Geplätscher rieselnder Springbrunnen, welche, in marmorne Becken fallend, labende Kühle verbreiteten. Auch reiche Blumenpracht fehlte, der vorgerückten Jahreszeit trotzend, nicht: Levkoien, Jasmine, Lavendel, Geranien und Lilien prangten noch im vollen Blüthenschmuck. In diesen Gärten sieht man, daß der Besitzer nicht ohne Geschmack und Empfänglichkeit für Naturschönheiten ist. Als wir an einem mit der Wohnung des Sultans zusammenhängenden Gebäude vorübergingen, bemerkten wir ein Dutzend weißer und schwarzer Weiber, die unter ihrer Verhüllung aus feurigen Augen neugierige Blicke nach uns sendeten. Bald darauf schloß sich eine dicke Mulattin an unsere Gesellschaft, und begleitete uns bey dem Spaziergange in den Gärten. Sie heißt Hadscha Ayasha, und ist Aufseherin (Harifa) im Harem des Sultans, der ihr sehr gewogen scheint, und den sie auch gewöhnlich auf Reisen begleitet, um die Weiber zu bewachen, welche das Glück haben, dem Sultan zu folgen. Letzterer hatte sie uns zugeschickt, um vom Hrn.

Friedrich Schousboe, dessen Geschicklichkeit im Zeichnen ihm bekannt war, ihr Bildniß entwerfen zu lassen. Um dieser wichtigen Person ein Vergnügen zu gewähren, ließen wir einige von unsern Leuten einen Walzer tanzen, was ihr viel Spaß zu machen schien. Das Gespräch mit unsern marokkanischen Begleitern beschränkte sich übrigens auf Complimente über unsern Empfang beym Sultan, und sie wiederholten oft die lügenhafte Versicherung, daß kein Europäer vor uns den Pallast Sr. Hoheit betreten habe; dann daß alles, was wir heute bereits gesehen und noch sehen würden, kaum der vierte Theil dieses unermeßlich großen Gebäudes sey. Aus dem ersten Garten kamen wir in einen andern, welchen eigentlich Muley Mamon zu benützen scheint. Wir besuchten ihn dort; er empfing uns in einem Pavillon auf einem Sopha liegend, sehr freundlich lächelnd, war aber kaum im Stande, einige deutliche Worte hervorzubringen. Die Delegaten ließen sich auf seine Einladung neben dem Sopha in Lehnstühlen nieder; er sprach mit der größten Unterwürfigkeit vom Sultan, seinem Bruder, und äußerte dann den Wunsch, die Marine-Soldaten, welche uns begleiteten, exerciren zu sehen. Doch fand er, als wir diesen Wunsch befriedigten, wenig Gefallen an ihren Uebungen; nur der Tambour schien seine Aufmerksamkeit zu erregen: er ließ ihn ganz nahe kommen, und horchte behaglich auf sein lärmendes Gerassel. Auch mit unserm Arzte unterhielt er sich, und trug ihm auf, öfters zu kommen. Aus den Gärten gelangten wir in den Hof, wo ungefähr zwanzig Pferde des Sultans (höchst mittelmäßige Thiere, mit Ausnahme einiger weniger) mit den Vorderfüßen an Pflöcke angebunden standen. In diesem Hofe bemerkten wir ein abgesondertes Gebäude, in welches ein großes, mit Eisengittern versehenes Thor führt, und vor welchem sich eine Wache befindet; dort soll des Sultans Schatz aufbewahrt seyn. Durch ein Thor, Bab Sania genannt, erreichten wir die gleichnamige, noch innerhalb des Pallastgebietes liegende Fläche, wo wir Truppen von den Bezirken Zirara und Schabanat, sämmtlich mit Flinten bewaffnete Infanterie, aufgestellt fanden. Da der gemeine marokkanische Soldat in Gegenwart eines Officiers, und noch weniger in jener des Sultans, die Kapuze des Sulham's nicht über den Kopf herabziehen darf, so hatten auch diese Infanteristen sie zurückgeschlagen, so daß man die rothen Käppchen sah, — ein Gebrauch, welcher auf dem Marsche es leicht macht, die meistens ganz gleich gekleideten Officiere und Gemeinen zu unterscheiden. In dem ledernen Gürtel, welcher die Patronen trägt, hatte jeder dieser Soldaten ein farbiges Schnupftuch gesteckt. Von der Fläche Sania gelangten wir durch ein Thor auf ein großes Feld, wo einige Strauße herumliefen, und des Sultans Stuten weideten. In der Mitte desselben sind ziemlich gut gehaltene Ställe für die Hengste. Nun endlich verließen wir, durch das letzte Thor reitend, das Pallastgebiet, welches mit seinen weiten Höfen, Gärten, Gebäuden und Feldern wohl eine halbe Meile im Umkreise haben, und einen bedeutenden Theil des Flächenraums der ganzen Stadt einnehmen dürfte. Wir ritten eine gute Strecke weit längs den Umfangsmauern der Stadt, welche hier sehr hoch, und zum Theil selbst neu erbaut, oder wenigstens frisch ausgebessert schienen; Geschütz war aber auf denselben nirgends sichtbar. Endlich kamen wir durch dasselbe Thor, durch welches wir in Mequinez eingezogen waren, und welches Bab Berdahin (des Eselsattelmachers Pforte) heißt, in unsere Wohnung, begleitet von einigen hundert Marokkanern, welche hinter und neben uns lärmend und ihre Flinten abfeuernd herzogen. Es war drey Uhr; jeder von uns fühlte sich herzlich

froh, das mühsame Tagewerk überstanden zu haben, und eilte, seine Beobachtungen zu Papier zu bringen.

Spaziergänge in der Stadt. — Besuch bey dem Minister Ben Dris. — Die Geschenke für die Audienz.

21. October. Wir säumen nicht, von unserer, nach achttägiger Gefangenschaft wieder erlangten Freyheit Gebrauch zu machen, und uns durch fleißige Spaziergänge und Ritte von Mequinez so genaue Kenntniß als möglich zu verschaffen. Das herrliche Wetter (16—20° Wärme vom frühen Morgen bis spät Abends) begünstigt uns; aber die vielen Rücksichten, welche ein Europäer hier zu beobachten hat, erschweren die anziehende Beschäftigung. Bald nähert er sich zu sehr einer Moschee; dann ziehen Weiber durch die Straße, denen man ausweichen soll; bald liegt ein Heiliger im Wege, und daß mit ihnen nicht zu scherzen sey, wissen wir noch von Tanger aus. Einzeln auszugehen dürfen wir unter diesem ungestümen, rohen Pöbel kaum wagen, und würden einer Beleidigung und den daraus entspringenden Folgen kaum entgehen; ist die Gesellschaft groß, so erwacht der leicht regbare Argwohn des Volkes, und man schließt alle Hausthüren bey unserer Annäherung. Wir beobachten folglich während unserer Streifereyen durch die Stadt die größte Sorgfalt, und verdanken ihr hauptsächlich die Vermeidung jeder unangenehmen Begegnuug. — Mequinez umfaßt innerhalb seiner Ringmauern ein Labyrinth von krummen Gassen und unregelmäßigen Plätzen. Die Häuser sind von gewöhnlicher Landesbauart, aber höher als jene in Tanger, und einige haben kleine Löcher wie Schießscharten in den Außenwänden; eigentliche Fenster sind auch hier unbekannt. Eines der mächtigsten Gebäude ist die große Moschee (Sama Kebir) in der Nähe des Pallastes des Sultans und der Residenz des Paschas von Mequinez. Straßenbeleuchtung und Pflaster fehlen, wie natürlich, ganz, doch wird dieser Mangel nicht sonderlich fühlbar, da sich die Einwohner Abends zeitlich in ihre Wohnungen zurückziehen, das Klima und der Boden trocken sind, und letzterer selbst bey anhaltendem Regen die Feuchtigkeit leicht aufsaugt. — Die Delegaten machten heute ihren ersten Besuch bey dem Minister Ben Dris, da die Etiquette dieß nicht vor der Audienz gestattete. Sie fanden ihn in dem vom Mauthdirector bewohnten Häuschen neben seinem Freunde Sidy Bias auf dem Boden sitzend, und man bot ihnen statt der Stühle einen mit Teppichen bedeckten Reisekoffer zum Sitze an. Der Minister ist ein schöner Mann mit weißer Gesichtsfarbe, europäischen Zügen und scharfem Blicke, der List und Falschheit verräth. Die Delegaten begannen über ihre Geschäfte zu sprechen; Ben Dris lehnte aber eine Conferenz mit der Entschuldigung ab, es sey Landessitte, beym ersten Besuche die Gäste zu bewillkommen, ohne sich in ernste Gegenstände einzulassen. Seine Fragen an die Delegaten verriethen gesunden Verstand, aber auch eine kaum glaubliche Unwissenheit. So erkundigte er sich, ob Oesterreich in der Mitte Europas, oder an seinen Küsten liege; ob es an England gränze; wie der Krieg der Russen (Muscovit) gegen die Türken ausgegangen sey, und ob letztere beym Frieden Land abtreten oder Contribution zahlen mußten. Nicht verlegen um Complimente bemerkte er, daß man aus dem Briefe unsers erhabenen Monarchen (von welchem er bereits früher durch den Hrn. Consul Schousboe eine Uebersetzung erhalten hatte), so wie aus der Wahl der Delegaten, sogleich den durchdringenden Verstand Sr. k. k. Majestät erkenne. Nach diesem Eingange wurde Thee servirt, und ein auf algierische Weise

gekleideter Marokkaner, der Buffo des Herrn Ministers, brachte einige Witze an, welche seinem sonst sehr ernsten Gebieter ein heiteres Lächeln entlockten. Ben Dris ließ die Gelegenheit, für seinen Vortheil wenigstens indirecte zu sorgen, nicht ungenützt vorüber, und empfahl den Delegaten angelegentlich seinen Freund Bias, als einen vortrefflichen, ihnen ganz ergebenen, vom Sultan sehr geschätzten Mann: ein Lob, welches den leicht verständlichen Wunsch ausdrückte, die Delegaten möchten den Hrn. Mauthdirector mit reichen Gaben bedenken. Die Unterredung geschah, wie gewöhnlich, durch das Organ des Dolmetsch, welcher beym Eintritt in das Haus die Pantoffeln an der Thürschwelle gelassen hatte, und auf den Knien lag. Man kann leicht denken, wie viel auf die Geschicklichkeit, Sprachkunde und Redlichkeit des Dolmetsches ankömmt. Ihm muß es überlassen bleiben, die Forderungen an die marokkanische Regierung in angemessene Ausdrücke einzukleiden; er muß den Character des Ministers kennen, zur rechten Zeit zu schmeicheln, zu scherzen, zu drohen wissen. Am besten spielt er seine Rolle, wenn er das Gespräch mit scherzhaften Gleichnissen würzt, oder sich ein Mittel verschafft, den Minister allein zu sprechen, und dessen Habsucht unter dem Schleyer der Verschwiegenheit zu reizen weiß. Denn jede Gefälligkeit muß hier baar bezahlt, jede noch so gerechte Forderung mit Geschenken unterstützt werden; und in einer fremden Gesandtschaft sieht der Marokkaner himmlisches Manna, von dem jeder so viel als möglich zu genießen strebt. — Schon heute begannen die ungemein lästigen Verhandlungen über die wegen der gestrigen Audienz zu leistenden Geschenke. Ein Verzeichniß von nicht weniger als 2060 Personen, welche hierauf Anspruch machten, wurde den Delegaten überreicht, von diesen aber mit Festigkeit auf 137 beschränkt, wobey die Minister Ben Dris und Muchtar, dann der Mauthdirector von Tanger durch besonders ansehnliche Beschenkung gewonnen wurden, um durch ihre Mitwirkung erwünschten Erfolg zu erzielen. Ben Dris erhielt eine goldene Schlaguhr mit Kette und Petschaft, eine Schale von brillantirtem Glase, zwey Stück Sammt, eben so viel Damast, sechs Abschnitte feines Tuch, vier Stück feinen und fünf Stück ordinären Musselin, drey Stück feine Leinwand; einen Theeservice von Porzellan, neun Hüte Zucker, zehn Pfund Thee und ein Kistchen Chocolade. Muchtar bekam eine silberne Uhr, eine goldene Dose, ein Stück Sammt, zwey Stücke Seidenzeug, drey Abschnitte feines Tuch, ein Stück weißes Tuch zu Sulham, zwey Stück feine Leinwand, zwey Stück feinen und zwey Stück ordinären Musselin, etwas Zucker und Thee. Sidy Bias endlich erhielt einen goldenen emaillirten Ring, eine silberne Uhr, ein Stück Sammt, zwey Stück Seidenzeug, drey Abschnitte feines und ein Stück weißes Tuch zu Kaftan und Sulham, ein Stück ordinäres Tuch, zwey Stück feiner Leinwand, vier Stück Musselin, dann Thee und Zucker. Jedem wurden die Geschenke, in Seiden- und Wollentücher gewickelt, in einem Koffer zugesandt. Auch Hadsch Embarik war nicht vergessen worden: er bekam für sich und seine 37 Untergebene 200 Piaster. Eben so erhielten der Pascha von Mequinez und die Audienz-Anmelder u. a. m Geschenke; unter die bey der Audienz beschäftigt gewesenen Hofbedienten wurden 800 Piaster vertheilt. Dem Director der Audienz (Kaid el Meschuar), den Thorhütern des Pallastes und den Gärtnern des Sultans wurden gleichfalls gegen 800 Piaster gereicht. Die Vertheilung selbst überließen wir dem Minister, denn wenn gleich überzeugt, daß er einen Theil für sich behalten würde, banden wir ihn hiedurch an das einmal Bestimmte, und fanden einen er-

wünschten Ausweg, alle einzelnen ungestümen Forderungen an ihn zu weisen. Gleich nach der Audienz hatte der Sultan den Delegaten vier Pferde als Geschenk gesendet: zwey derselben waren mittelmäßig zu nennen; die andern aber lahm, einäugig und vom Sattel gedrückt. Sie wurden an Trensen von gewirkter Seide und mit wollenen, mit Seide durchschossenen Decken herbeygeführt; die Stallleute Sr. Hoheit brachten für jedes Pferd einen Habersack von buntem, geschlitzten Schafwollenzeuge mit. Abends schickte der Sultan seine Musik zu unserer Unterhaltung; vier Juden mit Mandoline, Geige, Tamburin. Sie sangen lärmende Lieder; das bekannte Marlborough s'en va en guerre und God save the King blieben nicht aus; endlich übten die gelehrigen Musiker unter unserer Leitung auch die jedem Oesterreicher so theure Melodie: »Gott erhalte Franz den Kaiser,« ein, und spielten sie bald mit Fertigkeit.

Geschenke des Sultans für Seine Majestät den Kaiser. — Der Bazar. — Bevölkerung von Mequinez und jene des ganzen Landes.

21. October. Heute schickte der Sultan für Se. Majestät den Kaiser zwey Strauße, acht Hengste und fünf Gazellen. Die Strauße waren von ausgezeichneter Größe, die Pferde aber durchaus mittelmäßig oder schlecht, übrigens von fettem Aussehen, da sie lange in gutem Futter gestanden waren, ohne geritten zu werden. Der Sultan verschenkt öfters Pferde; es ist das gewöhnliche Gegenpräsent für fremde Souveraine; aber die Wahl fällt immer schlecht aus: wahrscheinlich wird der Sultan von den Dienern, welche er damit beauftragt, betrogen. Die Gazellen waren muntere, nette Thierchen, welche aber bereits durch die Rohheit der Führer gelitten hatten. Muchtar stellte durch einen seiner Diener an die Delegaten eine Bitte, die man von Seite eines Ministers, selbst in Marokko, nicht erwarten konnte: er ließ sie nämlich um ein Paar baumwollene Strümpfe ersuchen. — Wir besahen den Bazar, welcher beträchtlich ist, denn alle Kaufläden sind in einem und demselben Stadttheile vereinigt; und nach den verschiedenen Waaren in Reihen geordnet: in der ersten findet man Eßwaaren, in einer andern Seidenzeuge, die dritte enthält Sättel, Riemzeug u. dgl. Viele Läden sind ganz mit Pantoffeln und Stiefeln aus Corduan, mit oder ohne Gold- und Seidenstickereyen, gefüllt. Wir kauften ein Paar gelbe, hohe, zierlich gestickte Stiefel um 3½ Piaster; ein Paar einfache Pantoffel um ½, gestickte um 1 Piaster. Die Verkäufer liegen oder sitzen hinter ihren Waarenvorräthen in kleinen Hütten, welche Abends geschlossen werden, und den Trödelmarktbuden in Wien einigermaßen gleichen. Wir fanden schöne Haik und Sulham, so wie zierliche Seidenzeuge aus Fez, wo solche Waaren in der besten Qualität erzeugt werden, während Mequinez die vorzüglichsten Sättel, Zäume u dgl. liefert. Man bot uns Haik um 6—10 Piaster, Sulham um 4—8 Piaster, seidene Umhängtücher um 1 Piaster das Stück. Einige Buden waren mit schlechten europäischen Kurzwaaren (Quincaillerie) gefüllt, und neben den Kaufladen wurden verschiedene Waaren, Häute, Getreide u. s. f., versteigert. Die Lebensmittel sind äußerst wohlfeil: das Pfund Rindfleisch kostet nur ⅞ kr. C. M. — Der Besuch des Marktes bot uns Stoff zu interessanten Betrachtungen über die zum Theil sehr scharf abstechenden Nationalphysiognomien der Einwohner dieser Residenz. Unter den Kaufleuten, besonders den wohlhabenden, welche auf die Erhaltung des reinen

Geblütes von Stamm zu Stamm sorgfältig sehen, bemerkten wir schöne Leute von Mittelgröße, weißer, wenig mit Roth gefärbter Gesichtsfarbe und regelmäßigen Zügen, wenn gleich Spuren einer weichlichen, entnervenden Lebensweise sichtbar waren. Dagegen bot die Masse des gemeinen Volkes, wie in Tanger, alle Abstufungen von Weiß und Schwarz, und die sanftesten Uebergänge von Gesichtsbildungen. Der aus dem Innern Afrikas kommende Neger hat eine glänzend schwarze Farbe, krauses, wolliges Haar, aufgeworfene Lippen und eine stumpfe Nase, während die Farbe des hier gebornen Negerkindes schon lichter ist, seine Gesichtsbildung schon die scharfen Stammzüge verliert. So wechseln die Physiognomien vielfach, ohne je ganz den Grundcharakter der Abkunft zu verläugnen. Die Negerinnen lassen sich hier sehr wenig außer dem Hause blicken, gehen aber dann mit unbedecktem Gesichte. Auch die weißen Weiber ziehen nicht, wie in Tanger, den Haik über den Kopf zusammen, sondern binden ein weißes Tuch über die untere Hälfte des Gesichtes, welches, Stirn und Augen frey lassend, die Nase platt drückt. — Längs den Stadtmauern, welche sich von dem Thore, durch welches man in das Judenquartier gelangt, zum Thor Bab Berdahin hinziehen, sind die Werkstätten der Maulthier- und Esel-Sattelmacher, viele Schmiede, Schuster, und Obsthändler. Dort wird auch Fleisch mit stinkendem Oele bestrichen, über einem Roste an Holzstäbchen gespießt gebraten und verkauft. Straßen und Plätze sind mit Faulenzern angefüllt, die den ganzen Tag in stumpfsinnigem Dahinbrüten auf der Erde liegen. Wir sahen in Mequinez keinen einzigen Europäer; die Anzahl der Juden, welche in einem getrennten Quartiere wohnen, beträgt bey 800; die ganze Bevölkerung aber schlugen wir nach eingezogenen Erkundigungen, den von uns gesehenen Versammlungen und nach der Lebhaftigkeit der Stadt, auf 50- 60,000 Menschen an. — Die gemischte Bevölkerung von Mequinez ist ein Bild von jener des ganzen Landes. Marokko's Einwohner lassen sich in drey Klassen theilen: 1) die Breber, wilde Volksstämme, welche man, wie oben erwähnt, für die Reste der ersten Bewohner des Landes hält; sie leben im Gebirge in einer zu der übrigen Bevölkerung beynahe feindlichen Stellung, und reden eine eigene, der Schriftzeichen entbehrende Sprache; 2) die Nachkommen der einst nach Marokko eingewanderten Araber, welche ihre reine Abkunft ohne Vermischung erhalten haben; 3) endlich die Mauren, die aus der Vermischung der Araber mit Brebern entstanden sind. Die Araber und Mauren sprechen und schreiben in arabischer Sprache, oder vielmehr, wie wir schon bemerkt haben, in einem Dialecte dieser Sprache, welcher von der echt arabischen so verschieden ist, daß z. B. ein Aegyptier einen Marokkaner mit Mühe verstehen würde. Die Wahl der Wohnplätze bezeichnet diese drey Klassen: denn während der Breber in den Schluchten des Gebirges sein gemauertes Haus bewohnt, setzt der Araber im flachen Lande unter dem Zelte die mitgebrachte Sitte des Nomadisirens fort; — der Maure endlich zieht die Geselligkeit der Städte vor. Zu diesen verschiedenen Völkerstämmen kommen noch die als Sclaven oder Soldaten im Lande befindlichen Neger aus dem Innern Afrikas; dann die verachteten Juden. Volkszählungen finden in Marokko nicht Statt, und könnten auch bey der nomadischen Lebensart eines großen Theils der Landleute keinen allgemeinen Erfolg haben. Daß Marokko an und für sich, besonders im Vergleiche gegen frühere Zeiten, schlecht bevölkert, daß gegenwärtig die Volkszahl, die man kaum auf vier und eine halbe Million anschlagen darf, stationär, wo nicht im Abnehmen ist, haben alle in dieser

Beziehung gemachten Beobachtungen bestätigt. Bey den Juden zeigen die verfallenen großen Quartiere mehrerer Städte, einst durchaus bewohnt, jetzt verödet, deutlich von dieser Abnahme. Da übrigens bey ihnen Geburts- und Sterbelisten eingeführt sind, läßt sich die Zahl der in den Städten wohnenden Israeliten annäherungsweise bestimmen, und dürfte folgende seyn:

In Tanger	700
Tetuan	3000
Mequinez	800
Fez	2500
Marokko	2000
Rabat	1000
Mogodor	1100
Alcassar	300
Azila	200
Larasch	250
Azamor	240
Zusammen	12090

Besuch bey Muley Mamon. — Conferenzen. — Neues Geschenk des Sultans.

23. October. Wir besuchten Muley Mamon im Pallaste. Vor der Thüre standen einige Soldaten; ein Offizier meldete uns, und führte uns durch einen Gang in den Garten, wo der Prinz auf einem Feldbette ausgestreckt lag. Die Unterredung war kurz und ohne Interesse. Die Marokkaner bezeugen ihm übrigens, ungeachtet seiner Unfähigkeit, als dem Bruder ihres Beherrschers große Achtung. Beym Herausgehen begegneten wir dem Scherif Muley el Agasy, der die besondere Gewogenheit des Sultans besitzt, und stets um ihn ist. Auch er überhäufte uns mit Höflichkeiten, und versicherte, keinen Fürsten schätze Se. Hoheit mehr, als unsern Souverain, den Mächtigsten aller Könige, das Haupt der Christenheit. Nach solchen Complimenten konnten die Delegaten nicht umhin, auch dieser wichtigen Person Geschenke zu übersenden, welche zugleich mit den für Muley Mamon bestimmten überbracht wurden. Letzterer wurde übrigens in dieser Hinsicht wie der Minister Muchtar bedacht. — Die Delegaten waren heute abermals bey Ben Dris. Während der Conferenz erschien ein Scherif, welcher zugleich die Rolle eines Santons spielt. Der Minister und der Mauthdirector verließen sogleich ehrerbietig ihre Sitze, und küßten die Hand des heiligen Mannes. Die Delegaten beklagten sich unter andern, daß man ihnen zwey ganz unbrauchbare Pferde als Geschenk des Sultans zugesendet habe, der wahrscheinlich bey der Absicht, ein seiner Würde angemessenes Geschenk zu geben, hintergangen worden. Ben Dris versprach die Pferde austauschen zu lassen; und in der That wurden bald darauf zwey andere in unsern Pallast geführt, die aber noch schlechter als die ersteren waren, und daher von den Delegaten zurückgesendet wurden. Endlich kamen nach einer Stunde zwey etwas bessere, aber dennoch immer werthlose Thiere, und da die zuerst geschickten nicht zurückgenommen wurden, so hatte jeder Delegat drey Pferde, die er gerne gegen ein einziges gutes vertauscht hätte. Auch schickte der Sultan heute für Se. Majestät den Kaiser in einem Käfige einen Panther, der aus den Wäldern von Mamora kam. Die Gaben, welche man bey solchen Gelegenheiten an die

Ueberbringer und Begleiter der Geschenke zu spenden gezwungen ist, betragen beynahe immer den vollen Werth dieser Gegenstände. — Abends genoß der Taschenspieler die Ehre, seine Kunst vor dem Minister Ben Dris zu zeigen, der ihn großmüthig mit vier Piastern belohnte.

Das Judenquartier. — Spazierritt um die Stadt. — Unverschämte Habsucht.

24. October. Das Quartier der Juden ist groß, luftig und ziemlich rein; übrigens ein Labyrinth von Straßen. Am Thore desselben steht ein Araber als Pförtner, der dasselbe zu gewissen Stunden öffnet und schließt, und mit einigen Soldaten die polizeyliche Aufsicht besorgt. Die Juden beschäftigen sich mit Kleinhandel und der Geschäftsvermittlung zwischen den Kaufleuten. Viele treiben Handwerke, und finden ihren Erwerb als Goldschmiede, Schneider, Schuster u. dgl., oder arbeiten in der Münze. Andere erzeugen Wein, den sie an ihre Glaubensgenossen und heimlich an die Muselmänner verkaufen; wir selbst kauften mehrere Eimer für unsere Mannschaft. Der Wein ist, wie natürlich, schlechter und theurer als der spanische. — In kirchlicher Beziehung unterstehen die Juden hier, wie in Tanger, einem Rabbiner, in weltlicher ihren selbstgewählten Sabio's, welche meistens einige Studien gemacht haben, und deren Würde sich oft in einer Familie forterbt. In der ziemlich geräumigen Synagoge fanden wir einige Unterpriester. Die Juden zahlen hier, wie in den übrigen Städten, einen jährlichen Tribut. Ihre Häuser sind kleiner aber freundlicher, als jene der Marokkaner, und oft mit einem Stockwerke versehen, von deren Terrassen sich herrliche Aussichten uber Mequinez und seine Umgebungen eröffnen. Durch die Straßen dieses Stadttheils ziehend, wurden wir überall von den neugierig herbeystürzenden Bewohnern mit einem freundlichen »Buenos dias« begrüßt, und oft in die Häuser geladen, wo man uns Branntwein, Nüsse und anderes Obst anbot. Auch zu vielen Kranken wurden wir gerufen, da man jedem Europäer einige medicinische Kenntnisse zumuthet. Augenübel sind bey den Mädchen und Weibern häufig, da sie den gefährlichen Gebrauch des Spießglanzpulvers als Schminke für die Augen den Marokkanerinnen nachahmen. Wenige Juden sprechen hier spanisch; auch das Hebräische ist nur den Rabbinern bekannt. Wir sahen Kinder von 10 — 11 Jahren, welche schon verheiratet waren; einige unter den Israeliten hatten mehrere Weiber. In den Buden der Goldarbeiter sahen wir nur wenig neue Erzeugnisse: meistens Ringe, Dolchscheiden, Amuletbüchschen, Ohrgehänge und Schminkfläschchen von zierlich ciselirtem Silber, welche die Marokkaner zur Zeit der Hungersnoth im Jahre 1827 verkaufen mußten, und welche nun wieder feilgeboten wurden. Von den hiesigen Juden erfuhren wir manche Nachrichten über das Leben ihrer Glaubensgenossen in den übrigen Theilen des Reiches. So groß auch die Zahl der einst aus Spanien nach Afrika und besonders nach Marokko geflüchteten Juden war, so hat sie doch, wie bereits erwähnt wurde, unter dem Drucke der Regierung sehr abgenommen. Wir haben mehr als einmal Gelegenheit gehabt, die erniedrigenden Beschränkungen zu berühren, welche sie rücksichtlich ihrer Wohnungen, Tracht u. s. w. erleiden; dazu kommt noch der Verbot des Grundbesitzes und die ewigen Neckereyen des fanatischen Pöbels, der den Juden mißhandelt, wohl wissend, daß kein Gesetz und kein Richter das arme Volk begünstigt. Nur der erfinderische Geist und die Industrie desselben, welche es jene Beschäftigungen wählen lehren, zu denen der Maure aus Indolenz oder

Ungeschicklichkeit nicht taugt, machen es im Lande unentbehrlich, und gewähren ihm dürftigen Schutz. Viele jüdische Familien endlich, welchen der empörende Druck zu arg wurde, haben die Städte verlassen, und in den Schluchten des Atlas, umgeben von den wildesten Volksstämmen, mehr Sicherheit gefunden, als innerhalb der Mauern ihrer Stadtquartiere. Das Beyspiel der ersten Ansiedler hat viele Andere gelockt, und schon blühen auf den Höhen und in den Thälern jenes Gebirges mehrere Judendörfer, deren Bewohner glücklicher und sicherer leben, als ihre unter den mißgünstigen Mauren lebenden Glaubensgenossen.

25. October. Wir brauchten anderthalb Stunden, um die Stadt im Schritte zu umreiten. Sie soll funfzehn Thore und fünf und zwanzig Moscheen haben; doch konnten wir uns von der Richtigkeit dieser Angaben nicht überzeugen. Die nächste Umgebung bilden bebaute Felder; die Fernsicht gegen die Gebirge von Sarhon ist sehr reizend. An manchen Stellen sind die Umfassungsmauern doppelt, und die zwischen ihnen liegenden Zwinger mit Getreide bebaut. Da aber die Mauern ohne Wallgänge sind, bieten sie weder zur Aufstellung von Soldaten, noch weniger von Geschütz Raum. Uebrigens genügt diese Befestigung gegen alle Feinde, welche die Stadt zu besorgen haben dürfte, nämlich aufrührische Truppen oder Bauern, denen eine solche Mauer, da sie kein Geschütz haben, ein unübersteigliches Hinderniß bleibt. Unfern vom Pallaste des Sultans bemerkten wir einen Platz, der an zwey Seiten von einer gemauerten offenen Gallerie begränzt, zur Aufstellung der Garde bey Regenwetter dient. — Ein merkwürdiges Beyspiel unverschämter Habsucht gab eine Forderung der Harems-Aufseherin an Hrn. Friedrich Schousboe, der ihr Porträt für den Sultan gezeichnet hatte. Sie behauptete dadurch beleidigt zu seyn, da ihre Religion die Abbildung lebender Wesen verbiete, und begehrte ein Geschenk als Ersatz. Diese Erscheinungen sind gewöhnlich hier zu Lande: der Dienst, den man einem Marokkaner erweist, findet keinen Dank, nicht einmal in Worten; ja man soll noch für die Ehre zahlen, mit einem Mogrebi (rechtgläubigen Abendländer) in Berührung gekommen zu seyn.

Auslieferung des Tractates. — Proben marokkanischer Bildung. — Geschichte der jetzt herrschenden Dynastie. — Geschenk an die Juden.

26. October. Die Regenzeit naht, und ereilt sie uns auf der Reise, so ist alles zu fürchten; unser Rückweg, den wir schneller als die Herreise zu machen wünschen, kann sehr verzögert werden; es droht uns dann die Gefahr, an den Ufern irgend eines ausgetretenen Flusses wochenlang unter dem dürftigen Schutze unserer Zelte die Möglichkeit des Uebersetzens abwarten zu müssen. Die Delegaten drangen daher in Ben Driss, ungeachtet das Wetter bis jetzt noch anhaltend schön ist, und das Thermometer immer zwischen 16 und 19° steht, ihnen das arabische, vom Sultan gesiegelte Exemplar des Friedenstractates gegen das österreichische auszuliefern. Der Minister entschuldigte sich lange mit der Zierlichkeit und Sorgfalt, die beym Abschreiben solcher Actenstücke verwendet werden; heute endlich überreichte er ihnen sowohl den Tractat, als das Antwortschreiben Sr. Hoheit an Se. Majestät den Kaiser, nachdem er und Sidy Bias das der ersten Urkunde beygedrückte Siegel des Sultans ehrfurchtsvoll geküßt hatten. Gleichfalls übergab er ihnen die nöthige Anweisung an den Gouverneur von Tanger, um die für Se. Majestät als Geschenk des Sultans bestimmten acht Pferde und jene der Delegaten

ausführen zu dürfen, so wie auch eine zweyte für ein paar Kamehle, welche Fürst Vidoni aus Afrika nach Italien kommen zu lassen gedenkt. — Bey der merkwürdigen Unwissenheit der marokkanischen Staatsbeamten konnte es uns kaum befremden, daß im Tractate das Datum der Ausfertigung ganz vergessen, die Einleitung desselben aber im schwülstigen Style verfaßt, und ganz ohne Zusammenhang und Sinn war; daß der Titel unsers Souverains: Käsar von Wien und Oberhaupt des deutschen Reichs, lautete, und das Schreiben des Sultans an Se. Majestät den Kaiser vollends ohne alle Aufschrift war. Diese groben Versehen fanden ein würdiges Gegenstück an der Gelehrsamkeit, welche Sidy Bias heute vor den Delegaten auskramte, und in welcher die geschichtlichen Kenntnisse des guten Mautdirektors eine höchst possierliche Rolle spielten. Er theilte ihnen nämlich folgenden, angeblich aus einer alten marokkanischen Chronik geschöpften Beytrag zur Kunde unserer vaterländischen Geschichte mit: »Zur Zeit, als der große Prophet Mohammed auf der Erde erschien, stritten in Oesterreich zwey Prätendenten um die Krone, Namens Cäsar und Kesarà. An beyde schrieb der Prophet; Cäsar empfing den heiligen Brief voll Achtung, und beantwortete ihn ehrerbietig. Kesarà hingegen wies das Schreiben mit Schimpf und Spott zurück, wurde dafür von Gott gestraft, und unterlag seinem gläubigeren und glücklicheren Nebenbuhler.« Auf diese Sage scheint auch die Anrede des Sultans in der Antrittsaudienz angespielt zu haben. — Mit dieser großen Unwissenheit in der Geschichte fremder Länder bilden die ziemlich zusammenhängenden Nachrichten, welche wir über Marokko's Geschichte, besonders in neuerer Zeit, besitzen, einen erfreulichen Contrast. Erst seit dem siebzehnten Jahrhundert erbt sich die Herrschaft über Marokko in jener Familie fort, die heute den Thron dieses Reiches besitzt. Sie stammt von dem Scherif Muley Aly ab, einem in der Stadt Yambo bey Medina gebornen Nachkommen des Propheten Mohammed. Die Art, wie dieser Scherif zur Regierung des großen Reiches gelangte, ist wahrhaft denkwürdig. In den ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts war die maurische Provinz Tafilet durch mehrjährigen Mißwachs in furchtbare Noth gerathen. Viele ihrer Bewohner pilgerten gläubig nach Mekka, um Hülfe zu erflehen; und da sie von der ungemeinen Frömmigkeit und dem heiligen Wandel des Scherifs Muley Aly hörten, bewogen sie ihn, mit ihnen in ihre Heimat zu ziehen, das unglückliche Land zu beherrschen, und durch seine Tugenden die Noth, unter welcher es schmachtete, segnend zu bannen. Muley Aly folgte ihren Bitten, seine Ankunft im Lande begleitete die Rückkehr einer gesegneten Ernte; überdieß führte er eine zweckmäßige Kultur des Bodens ein, und bald erblühte in seinem Königreiche Tafilet ein Wohlstand, den die gläubigen Bewohner des Landes nur durch ihres Herrschers segenvolle Frömmigkeit zu erklären wußten. Ihren Nachbarn blieb dieser Wechsel nicht unbekannt. Neidisch sahen die Bewohner der andern marokkanischen Provinzen, die mehrjähriger Mißwachs drückte und entmuthigte, auf Tafilets Emporblühen. Ueberzeugt, daß Muley Aly auch zu ihrer Rettung gesendet sey, gebeugt unter den Leiden einer gräulichen Anarchie, welche seit dem Aussterben des vorigen Regentenstammes (der saadischen Scherifen) ihre Noth vermehrte, unterwarfen sie sich dem Könige von Tafilet, der nun alle heutigen marokkanischen Provinzen unter seinem Zepter vereinigt sah. Er verwaltete das Reich durch Statthalter, von seiner Residenz Tafilet aus, und starb 1658. Seine Nachkommen regieren noch heute unter dem Namen der Alydischen Scherifen, und folgten

auf dem Throne (nach Dombay, der in historischer Beziehung die ausführlichste und verläßlichste Quelle für diese Dynastie bleibt) in nachstehender Ordnung:

Muley Mohammed, Sohn Muley Aly's, gestorben 1664.
Muley Reschid, gleichfalls, gestorben 1672.
Muley Ismael, gleichfalls, gestorben 1727.
Muley Ahmed Deheby, Sohn des Letzteren.
Muley Abdul Melik, Bruder des vorigen, gestorben 1729.
Muley Ahmed Deheby, zum zweyten Male, gestorben 1729.
Muley Abdullah, Sohn Muley Ismaels, abgesetzt.
Muley Aly, gleichfalls, abgesetzt 1736.
Muley Abdullah, zum zweyten Male, abgesetzt.
Muley Mohammed, abgesetzt.
Muley Abdullah, zum dritten Male, abgesetzt.
Muley Mohammed, zum zweyten Male, abgesetzt.
Muley Zin, sogleich abgesetzt.
Muley Abdullah, zum vierten Male, abgesetzt 1740.
Muley Mostady, Sohn Muley Ismaels, abgesetzt.
Muley Abdullah, zum fünften und sechsten Male, gestorben 1757.
Sidy Mohammed, Sohn des vorigen, gestorben 1790.
Muley Jezid, Sohn des vorigen, gestorben 1792.
Muley Soleiman, Bruder des vorigen, gestorben 1822.
Muley Abd Errahman, Neffe des vorigen, regiert seit Nov. 1822.

27. October. Täglich läßt sich der Sultan bey den Delegaten durch den Dolmetsch erkundigen, ob sie zufrieden seyen, ob ihnen nichts fehle, und er ihnen nichts angenehmes erweisen könne. — Da die Mannschaft der im Jahre 1828 von den Marokkanern gekaperten Handelsbrigg il Veloce auf Befehl des Sultans von Rabat nach Mequinez geführt worden war, und hier bey den Juden einquartiert, unter denselben eine menschenfreundliche Behandlung erfahren hatte, so schickten die Delegaten dem Vorsteher der Gemeinde, im Namen Sr. k. k. Majestät, ein Geschenk an Tuch, Leinwand, Zucker und Geld, mit dem Auftrage, diese Gaben unter die Eigenthümer jener Häuser zu vertheilen, in welche unsere unglücklichen Landsleute aufgenommen worden waren. — Unser wiederholt ausgesprochener Wunsch, über Fez nach Tanger zurückzukehren, um die interessanteste, wohlhabendste und civilisirteste Stadt des Landes kennen zu lernen, wurde von dem Sultan, ohne dessen Wissen und Willen wir unser Vorhaben nicht ausführen konnten, in höflichen aber bestimmten Ausdrücken abgewiesen. Besorgniß für unsere Gesundheit wegen der nahen Regenzeit, und daß unser Monarch es übel nehmen dürfte, wenn wir die Ueberbringung eines so wichtigen Friedenstractates durch eine Lustreise verzögerten, boten den Vorwand zu dieser abschlägigen Antwort. Ihr eigentlicher Grund dürfte in der Furcht des Sultans gelegen haben, daß wir uns längere Zeit in Fez aufhalten, und dem Lande noch mehr Auslagen machen würden. Unser Anerbieten, dort auf eigene Kosten zu leben, schien Sr. Hoheit unvereinbar mit seiner Würde. Uebrigens waren auch jene, die der Sultan vielleicht in dieser Angelegenheit zu Rathe gezogen hatte, entweder gleichgültig in der Sache, wie z. B. Ben Dris, oder unserm Wunsche geradezu entgegen, wie der Escorte-Commandant, welchem schon nach den Geschenken lüstete, die er bey der Rückkehr nach Tanger zu erwarten hatte. Wir mußten also darauf verzichten, Fez zu sehen, obschon es kaum 24 Stunden von hier liegt, so

daß man, Nachmittags von Mequinez abreisend, und unter einem Zelte übernachtend, am andern Tage zeitig dort eintrifft, und gute Reiter, die mit dem frühesten Morgen aufbrechen, sogar am Abend desselben Tages Fez erreichen. — Heute erhielt unser Dolmetsch vom Sultan ein Maulthier zum Geschenk.

Das Siegel des Sultans. — Sein Hofstaat und Privatleben. — Seine Audienzen und Reisen.

28. October. Wir ließen uns von dem Talb das dem Tractate beygedruckte Siegel des Sultans, welches stets auch seine Unterschrift vertritt, entziffern. In der Mitte dieses runden Siegels stehen die Worte: »Abd Errahman Ben Hischem« (Sohn des Hischem), am Rande ober der Mittelschrift: »Jener, der sich an den Propheten hält, ist gerettet, selbst wenn er auf den in seinem Lager ruhenden Löwen stößt;« unter der Mittelschrift: »Jener, der auf sich selbst vertraut, o gute, edelgeborne Leute, wird von Gott vor jeder Strafe bewahrt.« Dieses größere Siegel wird nur sehr wichtigen Acten, um ihnen besonderes Ansehen zu verleihen, beygedrückt; ein kleineres soll der Sultan auf einem Ringe tragen. — Früher, als der Hofstaat noch glänzender und die Hofbedienten zahlreicher waren, hatten die Sultane von Marokko stets einen Siegelbewahrer. Muley Soleiman aber liebte den großen Aufwand nicht, und entließ viele unnütze Dienerschaft: unter andern hob er auch die Stelle des Siegelbewahrers auf, und nahm das Reichssiegel in eigene Verwahrung. Der jetzige Sultan beobachtet denselben Gebrauch, und vertraut es nur bisweilen einem der Minister. — Die noch bestehenden vorzüglichsten Hofämter sind folgende: der Mul a tei (Meister des Thees), welcher dieses Getränke für den Sultan bereitet, und Se. Hoheit mit selbem bedient; da er am häufigsten Zutritt bey Hofe hat, so übt er einen gewissen Einfluß aus. Der Mul a Ferasch (Meister des Bettes) besorgt das Bett und alle Dienste im Schlafgemache. Dann gibt es auch einen Meister des Regenschirms, der Garderobe, der Kissen, des Wassers, Zeltes, Säbels, der Flinten des Sultans, deren Bestimmung ihre Namen andeuten. — So wie der Charakter des Sultans nach allen Nachrichten gutmüthig und friedfertig ist, und ihm nur Mangel an ausgezeichneten Geistesfähigkeiten, dann übergroße Lenkbarkeit durch Günstlinge vorgeworfen werden, so erscheint er auch in seinem Privatleben einfach und ohne Aufwand. Rücksichtlich der Kleidung hatten wir Gelegenheit, uns persönlich hievon zu überzeugen; auch seine Tafel ist, wie wir hören, nicht reicher besetzt, als die eines jeden vornehmen Marokkaners, nur dürfte sein Cuscusu etwas mehr Hühner und fetteres Hammelfleisch enthalten. Er speist gewöhnlich allein oder mit einem seiner Weiber, und läßt sich bey Tische von Negerinnen bedienen. So oft er ein Weib nimmt, stellt er Feste an, und fordert nicht nur kein Heiratsgut von der Braut, sondern beschenkt überdieß ihre Verwandten: ein merkwürdiger Abstand von manchen Ländern im Oriente, wo eine solche Ehre den Aeltern der Braut theuer zu stehen kommt. Muley Abd Errahman schont nicht nur, sondern theilt auch den religiösen Fanatismus seines Volkes; darin liegt die Hauptursache, warum die Civilisation in Marokko, ungeachtet der Nähe von Europa, keine Fortschritte macht. Er beobachtet sehr genau die vorgeschriebenen Ceremonien, und reitet oft nach einer in der Nähe des Pallastes liegenden Moschee, oder betet zu Hause mit einem Talb. Oeffentliche Audienzen finden nicht Statt, und wer mit dem Sultan sprechen will, schlägt nach seinem Stande verschiedene Wege

ein. Große des Reichs bitten durch einen Minister um Gehör, und es wird ihnen sonach die Stunde des Empfangs bestimmt. Geringere wenden sich an einen Offizier oder Soldaten der Leibgarde oder der Emlad ul harar, besonders an solche, welche beym Sultan in Gunst stehen. Wie natürlich, müssen sie die auf diese Art erwirkte Audienz dem Protector bezahlen. Wer vor den Sultan gelassen wird, fällt beym Eintritte auf die Kniee, küßt die Erde, und steht dann wieder auf. Der Sultan befiehlt ihm, sich zu nähern, worauf der Bittsteller vortritt, und stehend oder auf ein Knie gebeugt seine Sache vorträgt. Hat er sich über etwas zu beschweren, so beginnt er mit den Worten: »Ich klage zu dir und zu Gott.« Der Sultan, welcher alle Leute duzt, antwortet: Malek (was hast du zu sagen?). Wird aber jemand zum Sultan gerufen, so ist sein Eintrittsgruß: »Gott segne das Leben meines Gebieters.« Auch am Ende der Audienz tritt ein Unterschied für jene ein, die als Bittsteller, dann solche, welche im Auftrage seiner Hoheit erscheinen. Mit dem Gruße: »Gott verlängere dein Leben,« und nach einer Kniebeugung entfernen sich die ersteren, während die letzteren mit einer bloßen Verbeugung des Hauptes abtreten. Jeder der beym Sultan etwas zu bitten hat, vom Gouverneur einer Provinz bis zum halbnackten Bauer herab, bringt ihm ein Geschenk: der Reiche ein Pferd, einen Sclaven, eine Flinte; der Arme schleicht demüthig mit einem Korbe voll Eyer u. dgl. heran. Mancher sucht Gehör zu erlangen, wann der Sultan in die Moschee oder auf die Jagd reitet. Er schreyt, sobald er ihn erblickt, laut um Gerechtigkeit, wird aber gewöhnlich von den Garden zurückgetrieben; bisweilen läßt sich jedoch ein solcher Bittsteller nicht abschrecken, und bewegt durch seinen Lärm den Sultan, still zu halten, und ihm Gehör zu gewähren. — Auf Reisen begleiten den Sultan ungefähr tausend Mann seiner schwarzen Garde, der Mul a Ferasch, der Mul a tei, der Mul Stormia (welcher die runden Armkissen Sr. Hoheit) und der Mul-el ma (der das Trinkwasser besorgt), einige Minister, Gouverneure und Weiber. Er reiset auf dieselbe Art wie wir, reitet nämlich auf einem Maulthiere, und schläft in einem großen Zelte mit mehreren Abtheilungen, welches von jenen seiner Begleiter und Garden umgeben ist.

Regierungsform; Staatsverwaltung und Staatseinkünfte.

29. October. Unser Aufenthalt im Lande hatte nun lange genug gedauert, und unsere Aufmerksamkeit hatte uns genügende Gelegenheit verschafft, einige Blicke in die merkwürdige, von den Formen europäischer Systeme so ganz abweichende, und, man dürfte beynahe sagen, planlose Verwaltung dieses großen Reiches zu werfen. Die Regierungsform Marokko's ist, bey der Individualität der Herrscher, längst in vollendeten Despotismus ausgeartet. Der Wille des Sultans ist einzige Richtschnur, allgemeines Gesetz; und wenn er gleich bisweilen einen Talb oder einen der Ulema um Rath fragt, bindet er sich dennoch nicht daran; noch weniger gibt es geistliche oder weltliche Collegien, zu deren Berathung er verpflichtet wäre; eine Eintheilung der Geschäfte in Departements ist völlig unbekannt. Die Minister, deren Wirksamkeit im Berichterstatten und Einholen der Befehle des Sultans besteht, welche sie dann weiter ertheilen, beziehen keinen Gehalt, sondern erhalten von ihrem Herrscher nur Geschenke und einige Ländereyen. Die natürliche Folge davon ist Verkäuflichkeit des Rechtes und Unsicherheit des Eigenthums. Gesuche werden gewöhnlich den Ministern übergeben, die geringfügigen

Gegenstände von diesen entschieden, wichtigere dem Sultan vorgetragen. Die Gouverneure der Provinzen, wovon manche als Auszeichnung den Titel Pascha führen, ohne dieserwegen Anspruch auf größere Macht machen zu können, sind dort die obersten Verwaltungsbehörden, die, vom Sultan selbst ernannt, sich nur in wichtigen Fällen an ihn wenden, die politische und militärische Administration leiten, daher die Aufsicht über die Eintreibung der Steuern, über die Polizey, Märkte und Straßen (wenn man anders die Fußpfade und Reitsteige so nennen darf), dann den Befehl der Truppen führen, und die in ihrem Bezirke befindlichen Befestigungen überwachen. Ungeachtet ihrer geringen Besoldung werden sie gewöhnlich reich; aber dann zieht auch oft der Sultan ihr Vermögen ein, und genießt auf diesem Umwege die Bedrückungen seines Volkes. — Privilegirte Stände oder eigentlichen Adel gibt es in Marokko nicht. Nur hohe Stellen und die Gunst des Herrschers verleihen einer Familie Ansehen, und dieses dauert nur so lange als dessen Veranlassung. Ueber die Thronfolge des Reiches bestehen keine gesetzlichen Bestimmungen. Meistens wählt der regierende Sultan einen seiner Söhne zum Nachfolger, und läßt ihn als solchen ausrufen, wenn er die Annäherung des Todes fühlt. Aber dann handelt es sich erst darum, ob ihn das Volk und besonders die Garden anerkennen wollen. Daher wird der Tod eines Sultans, besonders in den Provinzen, möglichst geheim gehalten, bis der Nachfolger die Zügel der Regierung ergriffen, und sich in seiner neuen Stellung gesichert hat, damit in der Zwischenzeit Unruhen vermieden werden. Muley Abd Errahman's Absicht in Beziehung auf die Wahl eines Nachfolgers ist unbekannt und die argwöhnischen Marokkaner sprechen so ungern über die Familienverhältnisse ihres Beherrschers, daß uns in dieser Hinsicht die Einholung verläßlicher Daten ganz unmöglich wurde. — Auf beynahe gleiche Schwierigkeiten stießen wir bey unserm Forschen über die Staatseinkünfte Marokko's. Selbst höhere Beamte konnten uns nicht einmal über einzelne Provinzen oder Bezirke Aufschluß geben; um das Gesammtwesen des Staatsertrages kümmern sie sich entweder nicht, oder wagen nicht Erkundigungen einzuziehen. Ueberhaupt beobachten die vornehmeren Marokkaner über derley Gegenstände gegen den Fremden ein tiefes Schweigen, oder geben ihm falsche Daten an. Das gemeine Volk hat zu wenig Gedächtniß, Größensinn und Umsicht, als daß sich von ihm eine reichere Ausbeute erwarten ließe, ist überdieß argwöhnisch und lügenhaft, und würde selbst bey gutem Willen durch den often Wechsel der abgeforderten Steuern verwirrte Antworten geben. Die nachstehende Darstellung der marokkanischen Staatseinkünfte und ihres Verrechnungswesens dürfte demnach, ungeachtet der auf ihre Eruirung verwendeten Sorgfalt, nur eine approximative Richtigkeit haben. Die Einkünfte des Sultans bestehen:

1) Aus dem Zehnten von der Ernte und vom Viehe, der gewöhnlich nach dem Marktpreise des Ortes, wo er erhoben wird, in Geld reluirt, oft aber auch ganz oder theilweise in natura abgefordert wird;

2) aus dem Erträgnisse der Mauten in den Seestädten;

3) dem Tribute der Juden (Kesiat);

4) aus dem Tribute, welchen Dänemark und Schweden jährlich an Marokko unter dem diplomatischen Titel eines Geschenkes zahlen, der aber unter den Marokkanern auch als Kesiat bezeichnet wird;

5) aus den Geldstrafen, welche den Provinzen oder Districten wegen Steuerrückständen auferlegt werden;

6) aus den Güterconfiscationen;

7) den auf Rechnung des Sultans bebauten Ländereyen, welche von den Landleuten der Umgegend bearbeitet werden;

8) den Prisen der Kaperschiffe;

9) aus dem Goldstaubhandel mit dem inneren Afrika.

Was vorerst den Zehent betrifft, so wird er auf folgende Weise bestimmt: Die Scheichs beobachten die Hoffnung der Ernte in ihren Districten, und berichten dem respectiven Gouverneur, ob sie gut, mittelmäßig oder schlecht ausfallen dürfte; der Gouverneur erstattet hievon die Meldung nach Hof. Der Sultan bestimmt dann, ob der Zehent in Geld oder in natura und in welchem Betrage einzuheben sey, und nach geendigter Ernte folgt die Eintreibung. Ausnahmsweise ist in einigen Provinzen, wo das Erträgniß der Ernte durch die Erfahrung vieler Jahre bekannt ist, die Ablösungssumme im Vorhinein festgesetzt. So soll die Provinz Garbia jährlich 8000 Piaster, eben so viel die Provinz Beni Haschem zahlen. Die Sorge der Gouverneure ist es, diese Summen unter die Contribuenten einzutheilen, und von ihnen einzutreiben. Der Maßstab, welchen die Gouverneure und Scheichs hiebey beobachten, ist die Zahl der Paar Ochsen, mit welchen der Landmann seine Gründe bearbeitet. Von Kameelen, Rindvieh, Maulthieren, Eseln wird das Zehent-Aequivalent nach Stücken mit ungefähr 25 kr. C. M. bemessen; vom Kleinvieh (Schafen, Ziegen) mit 3 fl. C. M. pr. Hundert. Diese Taxe (im Arabischen Isga genannt) ist jedoch nach den verschiedenen Provinzen und ihrem größeren oder kleineren Reichthume an Herden veränderlich. Bey eintretendem Mißwachse, Ueberschwemmung u. dgl. sendet die nothleidende Provinz eine Deputation mit einem Zeugnisse des Gouverneurs über die Wahrheit ihrer Angabe an den Sultan, um Steuernachlaß zu erflehen, und der Zehent wird dann bisweilen ganz oder theilweise, auf ein oder selbst mehrere Jahre nachgesehen, in einigen Fällen sogar eine Unterstützung an Getreide bewilligt. Von Pferden wird weder in natura, noch auf Geld reluirter Zehent entrichtet. Uebrigens ist der Zehent die einzige directe Steuer des Grundertrages; der Grund selbst, die Häuser u. s. f. unterliegen keiner Abgabe.

Ueber das Zollwesen werden im Anhange, in dem Artikel über die Handelsverhältnisse, ausführliche Andeutungen folgen, und es genüge hier zu bemerken, daß sich der Gesammtertrag der Hafenmauten in Marokko jährlich auf 206,000 Piaster (432,600 fl. C. M.) belaufen dürfte.

Der Judentribut in den vorzüglichsten Städten des Reiches beträgt jährlich 7853⅓ Piaster (15,492 fl. C. M.), und ist auf die einzelnen Gemeinden vertheilt, wie folgt:

Tanger	666⅔	Piaster.
Tetuan	1666⅔	»
Mequinez	666⅔	»
Fez	1000	»
Marokko	1000	»
Rabat	1000	»
Mogodor	1333⅓	»
Alcassar	133⅓	»
Azila	66⅔	»
Larasch	186⅔	»
Azamor	133⅓	»

Der Tribut der in andern marokkanischen Städten lebenden Juden ist wegen ihrer geringen Zahl unerheblich. — Zwar sollte nach dem Gesetze

jeder Israelit, sobald er funfzehn Jahre alt und erwerbsfähig ist, jährlich 6¹/₅ Piaster Kopfsteuer bezahlen; aber um Neckereyen, öftere Volkszählungen und die immer wechselnden Bemessungen zu vermeiden, sind in den Städten runde Summen als Steuerquantum der Gemeinde festgesetzt worden, welches in neuerer Zeit auf die Vorstellung der Contribuenten von dem Sultan hie und da gemildert, und z. B. in Tanger von 1000 Piaster auf 1000 Ducados herabgesetzt wurde.

Früher zahlten mehrere europäische Mächte Tribut an Marokko; gegenwärtig nur noch Dänemark und Schweden, ersteres 25,000 Piaster, letzteres 20,000 jährlich.

Provinzen, welche die Entrichtung der Abgaben verweigern, oder mit deren Bezahlung im Rückstande bleiben, werden auf gleiche Weise, wie jede andere empörte, behandelt. Der Sultan sendet eine Abtheilung seiner Garden gegen sie, oder trägt dem Gouverneur einer nahen Provinz auf, die Bezwingung zu übernehmen; wozu sich das Landvolk in der Hoffnung der Beute gern verwenden läßt. Der widerspänstige District wird ganz geplündert und verwüstet, und es ist daher leicht denkbar, daß derley Executionen weder für den Augenblick, noch weniger aber in der Folge dem Staatsschatze einen Ersatz für die verweigerten Steuern bieten, wenn gleich das Vermögen der wohlhabenden Einwohner für den Sultan eingezogen, und oft zur Strafe dem verwüsteten Bezirke auf mehrere Jahre doppelte Steuer auferlegt wird.

Die Confiscationen sind eine andere Quelle der Einkünfte des Sultans, und werden bey Sterbfällen der öffentlichen Beamten, oder auch schon während ihres Lebens gegen ihre Habe verhängt, wenn sich Klagen oder auch nur Verdacht gegen ihre Redlichkeit erheben.

Die auf Rechnung des Sultans bebauten Ländereyen dürfen kaum eigentlich eine stehende Einnahme genannt werden, da ihre Erzeugnisse in Magazinen oder Erdgruben aufgehäuft, für den Fall der Noth dienen. Doch werden die entbehrlichen Ueberschüsse in besonders fruchtbaren Jahren für Rechnung des Sultans verkauft.

Auch die Caperprisen sind beynahe nicht mehr in Anschlag zu bringen, und dürften bald ganz aus der Liste der Staatseinkünfte gestrichen werden.

Den Goldstaubhandel zieht die Regierung mehr und mehr an sich, und gewinnt dabey ungemein, denn der Sultan läßt sich 10 Prozent Einfuhrzoll zahlen, kauft dann das Gold den Privaten um einen willkürlichen Preis ab, und läßt Münzen (die Bendoky) daraus schlagen, wobey er abermals 15 Prozent gewinnt.

Alle diese Einkünfte mögen jährlich zwey, höchstens zwey eine halbe Millionen Gulden C. M. betragen: eine für die Größe und Fruchtbarkeit des Landes eben nicht bedeutende Summe. Dagegen sind auch die Ausgaben der Regierung im Verhältnisse mit andern Staaten weit geringer. Die größte Auslage verursacht die Erhaltung der Garden. Die Hofbeamten kosten wenig, da sie entweder Ländereyen statt der Besoldung bekommen, oder sich selbst durch ihre Bestechlichkeit durchbringen. Einige Aemter, wie z. B. die Administration des Privateigenthums des Sultans, sind mit Antheilen an der Ernte der Sr. Hoheit gehörigen Grundstücke besoldet; die Gouverneure beziehen monatlich 25 — 40 Ducados, die Amin (Steuer= und Mautheinnehmer) täglich einen Ducado. — Das Verrechnungswesen ist einfach und ungeregelt, wie es sich erwarten läßt. Da kein eigenes Finanzcollegium besteht, so liegt dasselbe dem ersten Minister ob, der in seinen Ausweisen das Staatsvermögen vom Privat=

eigenthum seines Herrn trennt. In jeder großen Stadt ist ein Amin lumana (Obereinnehmer), der die Steuern der Stadtbewohner einhebt; dann eine Casse, welche unter der Gegensperre des Amins und des Gouverneurs steht, und in welcher die Steuern der Stadt und des Landvolkes, so wie auch in den Seestädten die Zollerträgnisse aufbewahrt bleiben. Auch in kleineren Städten besorgt ein Amin die Einhebung, auf dem flachen Lande dagegen der Scheich des Bezirkes, welcher die gesammelten Abgaben an den Gouverneur einliefert. Die Gouverneure legen dem Sultan Rechnung über die eingegangenen Steuern; eben so verfährt der Mauthdirector in den Seestädten hinsichtlich der eingegangenen Zölle. Die Gelder bleiben in den Cassen, bis der Sultan darüber verfügt. Der Scheich el Fellacha (Intendant des Privatvermögens oder Schatzmeister des Sultans) wacht über die Bebauung der Grundstücke, über die Herden, Pferde und alles andere Eigenthum des Sultans. — Würden Industrie und Handel von der Regierung ermuntert, und wäre die Sicherheit des Eigenthums weniger gefährdet, so könnten die Einkünfte des Landes bedeutend steigen, während sie gegenwärtig abnehmen.

Die zweyte Audienz. — Wiederholte Geschenke.

30. October. Unser Aufenthalt beginnt beschwerlich zu werden. Wir leiden alle mehr oder weniger an Husten und andern Folgen der in der feuchten, kühlen Wohnung unvermeidlichen Verkältungen, da die Sonne nie recht in unsere Zimmer dringt, sondern nur den mittleren Raum derselben bescheint und erwärmt. — Heute genossen wir die wahrhaft auszeichnende Ehre einer zweyten Audienz beym Sultan; er empfängt in der Regel die europäischen Gesandtschaften nur einmal. Obwohl die Audienz keine öffentliche war, durften wir dennoch vor Sr. Hoheit nicht ohne Geschenke erscheinen; die Delegaten ließen daher einige Koffer mit Tuchresten, Zucker und Thee halb füllen, und dem Zuge nachtragen, welcher dießmal ohne Gepränge zu Fuß nach dem Pallaste ging. Eine Abtheilung Marine-Infanterie marschirte voraus; der Sultan hatte den Wunsch geäußert, sie exerciren zu sehen. Wir schlugen denselben Weg ein, wie bey der ersten Audienz, fanden aber nirgends außerhalb des Pallastes Truppen aufgestellt. An Muley Mamons Wohnung vorüber, kamen wir zwischen hohen Mauern, wo gegen hundert Boaharen in zwey Reihen standen, zu einem Thorwege und dann in einen kleinen Saal. Dort erwarteten uns einige marokkanische Offiziere und die Minister Ben Dris und Muchtar. Letzterer ist ein schöner, stattlicher Mann von ungefähr 38 Jahren. In ihrer Begleitung setzten wir den Weg nach jener offenen Gallerie fort, an deren linken Seite des Sultans Wohnzimmer, rechts die Gärten hinlaufen. Vor einer zierlich gearbeiteten Thüre bedeutete man uns Halt zu machen, und zu warten, bis sich Se. Hoheit zu unserem Empfange vorbereitet hatte. Endlich traten wir auf ein gegebenes Zeichen in einen schönen Hof, welcher mit neu geweißten Mauern umgeben war, deren Gesimse gemalte Blumengewinde verzierten. In zwey Seiten dieses Viereckes, rechts und links vom Eingange in den Hof, waren Nischen angebracht, zu welchen große, schön gearbeitete Flügelthüren führten, und deren Boden, so wie der Hof selbst, mit dem gewöhnlichen Steingutgetäfel ausgelegt war. In der Mitte des Hofes ergoß ein Springbrunnen seinen plätschernden Strahl in ein Marmorbecken. Wir erblickten sogleich in der Nische rechts den Sultan, und wurden demselben durch vorausgehende Hofbediente gemeldet. Er ließ

die Mission näher treten; die beyden Delegaten stellten sich zwischen die Flügelthüren der Nische, die Marinesoldaten formirten sich weiter rückwärts in Reihe und Glied. Zwischen den beyden Delegaten kniete der Dolmetsch barfüßig. Der Sultan saß auf einem hohen Bette, dessen Kissen mit gelbem Seidenzeuge überzogen waren, mit gekreuzten unbekleideten Füßen; in der einen Hand hielt er einen Rosenkranz, während die andere auf der Fußsohle ruhte; den rechten Arm stützte er auf einen runden Polster. Seine Haltung war ruhig und würdevoll. Der Betthimmel war mit roth und weiß gestreiften Vorhängen versehen, die an den eisernen Stäben hingen. In der Nische befand sich nur noch Hadsch el Agasy, der sich demüthig in einem Winkel hielt; neben ihm lag eine gewöhnliche Matratze mit einem leinenen Tuche bedeckt. Der Sultan eröffnete das Gespräch mit der Versicherung, er habe in allen Büchern gelesen, daß die Oesterreicher von jeher der Moslemine beste Freunde waren, deßhalb schätze er uns über alle andern Nationen; Friede und Eintracht würden stets zwischen beyden Staaten herrschen. Die Delegaten äußerten im Namen ihres Hofes gleiche Gesinnungen, und sprachen ihren Dank aus für die prunkvolle gastfreundliche Aufnahme im Hoflager Sr. Hoheit. Der Sultan antwortete mit dem Gegencomplimente, daß alle Ehren, welche der Mission widerfuhren, noch nicht der Größe und Macht unsers Souveräns und den persönlichen Verdiensten der Delegaten entsprechen. Hierauf wünschte er die Uebungen unserer Manschaft zu sehen, welche sogleich begannen, und welche er mit großer und beyfälliger Aufmerksamkeit beobachtete. Wir wurden entlassen, und streiften nach der Audienz noch in der Stadt herum, aufgemuntert durch das angenehme Wetter. Einige Stunden später überschickte der Sultan als Geschenk für Se. Majestät den Kaiser und wahrscheinlich als Erwiederung der heute überreichten Kleinigkeiten eine rothsammtene, mit Gold gestickte Tischdecke, zwey ähnliche Kissenüberzüge und zehn Haik von gewürfeltem Seidenzeuge, deren Enden mit Gold durchwirkt waren Auch ein jeder der Delegaten erhielt ein Paar derley Haik. Diese Geschenke wurden uns in denselben Koffern zugesendet, welche der dänische Consul vor einigen Jahren mit den Geschenken seines Hofes gefüllt dem Sultane überreicht hatte.

Abschiedsbesuch bey Ben Dris. — Wichtiges Resultat der Mission. — Verunglückter Plan auf die Steinschriften von Sarhon.

31. October. Die Delegaten machten die Abschiedsvisite bey dem Minister Ben Dris, welcher ihnen einen mit dem großen Siegel versehenen offenen Befehl des Sultans an den Gouverneur von Tanger einhändigte, der die Anerkennung des dänischen Consuls als Agenten für Oesterreich in Marokko enthielt, und ihn ermächtigte, unsere Flagge neben der dänischen auf dem Consulatshause aufzuziehen. Dieß war ein denkwürdiges, wichtiges Resultat der Verhandlungen der Delegaten, indem somit dem österreichischen Staate die bedeutenden Kosten der Erbauung eines Consulargebäudes, und zudem die wenigstens auf 10,000 fl. C. M. jährlich anzuschlagende Erhaltung eines eigenen Agentie=Personales erspart wurden. Selbes war in politischer Beziehung nicht weniger bedeutend, als in finanzieller, da im Falle eintretender Mißhelligkeiten Marokko keine österreichischen Geißel haben wird, und folglich unser Hof in seinen Beschlüssen um so freyer zu Werke gehen kann. Es dient endlich zum schlagenden Belege, daß die Achtung der marokkanischen Re=

gierung für Oesterreich keine leere Form, kein eitles Compliment war, denn alle bisher von andern Höfen in dieser Beziehung gemachten Schritte sind fruchtlos geblieben, indem der Sultan unabänderlich darauf bestand, daß jede mit Marokko verkehrende Macht dort ihren eigenen Consul halte. Stolz und Eigennutz bestimmen ihn hiezu; überdieß fürchtet er, daß bey der vereinten Geschäftsbesorgung zweyer Staaten durch einen und denselben Agenten, Marokko, im Falle eines Streites mit einem dieser Länder, auch das andere gegen sich haben würde. Ein zweyter Gegenstand des Abschiedsbesuches war der Wunsch der Delegaten, auf der Rückreise über Sarhon die beyden Steine mit den römischen Inschriften mitnehmen zu dürfen. Wie gering auch der archäologische Werth dieser verstümmelten Denkmäler seyn mochte, konnten wir dennoch hoffen, daß ein Ueberbleibsel römischer Herrschaft aus diesem Theile der Welt, und bey einem so merkwürdigen Anlasse entdeckt, einen erwünschten Beytrag für die reiche Sammlung der k. k. Hofburg in Wien bilden würde. Abschlägige Antwort durften wir nicht befürchten. Ben Dris begriff nicht, welchen Werth Bausteine für uns haben konnten, hatte nie von Römern gehört, und erkundigte sich unbefangen, ob Sarhon des römischen Reiches Hauptstadt gewesen? Aber dem anwesenden Escortecommandanten fiel unglücklicher Weise ein, daß zwischen und um die Ruinen einige Santonsgräber liegen, und daher christliche Hände nichts von diesen heiligen Plätzen fortschaffen dürften. Somit zerschlug sich die Ausführung unsers Planes. — Abends schickte Ben Dris den Delegaten eine verfaulte Straußenhaut: ein Geschenk, das des Gebers würdig war, und als Andenken seinen Zweck vollkommen erfüllte. — Wir beschäftigten uns mit den Vorbereitungen zur Abreise. Der Sultan bewies noch fortdauernd die günstigsten Gesinnungen, und sandte uns wieder die zur Reise nöthigen Maulthiere unter Hadsch Embariks Leitung, obwohl nach der Landessitte die von dem Hoflager rückkehrenden Missionen selbst für ihren Transport zu sorgen haben. Aber die Minister und Höflinge, bey denen jede Hoffnung auf neue Erpressungen verschwunden ist, sind unserer satt; sie legen der Abreise nichts in den Weg, sie zeigen aber Lauheit und Widerwillen in der Ausführung der Befehle Sr. Hoheit. Manche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten erheben sich, die wir mit Geduld ertragen, gestärkt durch den Gedanken: es geht dem gebildeten Europa, der theuren Heimat zu!

Aufbruch von Mequinez. — Schwieriger Transport der Menagerie und andere Beschwerden der Reise. — Dar Bubtuk.

1. November. Mit welch sehnsüchtiger Ungeduld sahen wir dem Anbruche des Morgens entgegen! Er erschien, und bey seinen ersten Strahlen begann auch unsere Thätigkeit, um die auf heute festgesetzte Abreise möglichst schnell antreten zu können. Aber Hindernisse und Schwierigkeiten häuften sich; denn obschon unsere Caravane durch die in Mequinez vertheilten Geschenke weit weniger Gepäck als auf der Herreise hatte, so trat dagegen der lästige Transport der vom Sultan für Se. k. k. Majestät bestimmten Menagerie ein. Die Pferde waren so wild, daß sie nur einzeln und mit großer Behutsamkeit geführt werden konnten. Der Panther wurde in seinem Käfige von zwey Maulthieren auf Stangen getragen; zu seiner Wartung hatten wir in Mequinez einen Juden gemiethet, der mit dem bösen Thiere umzugehen wußte. Auch für die Gazellen hatten wir einen Käfig machen lassen, der uns hoch zu stehen

kam, und dabey so schlecht verfertigt war, daß er noch vor der Abreise zusammenbrach. Wir waren daher gezwungen, die Thierchen von Hadsch Embarik's Leuten einzeln auf den Armen tragen zu lassen. In Körben, deren jeder eine Gazelle beherbergt hätte, zu zwey und zwey auf Maulthiere gelegt, hätte man sie weit besser fortbringen können. Die Strauße, in Netze gehüllt, und an einander gebunden, mußten es sich gefallen lassen, vor ihrem Treiber herzuwandern. — Um halb zwey Uhr erst, bey drückender Hitze, und unter dem Lärmen des zusammengelaufenen Pöbels, traten wir die Reise an, mit Gefühlen, welche jenen der Befreyung aus einer langwierigen Gefangenschaft glichen. Der Beginn unsers Marsches bot uns Gelegenheit, diesen Theil der Umgegend von Mequinez noch einmal zu sehen, besonders die buschigen Abhänge der Höhen, auf welchen die Stadt liegt, und links von unserm Wege den Lauf des Uad Uislen durch blumige Wiesen. Näher an Sarhon erblickten wir im Gebirge einzelne Dörfer um Grabstätten mehrerer Santons gereiht. Sie sind von Verbrechern oder Unterdrückten erbaut, denen die Religion hier ein Asyl bot. Um 5½ Uhr Abends trafen wir auf demselben Lagerplatze ein, auf welchem wir während der Hinreise unsere Zelte aufgeschlagen hatten. Schon heute gab es Schwierigkeiten wegen der Lebensmittel. Zwar hatte der Pascha von Mequinez uns versichern lassen, daß er dem Gouverneur von Sarhon den Befehl ertheilt habe, die Lebensmittel wie beym ersten Durchzuge zu liefern. Dieser Befehl war aber nicht abgegangen, und erst nach wiederholtem Hin- und Herschicken mehrerer Soldaten der Escorte bekamen wir einige Schafe. Die Nacht war empfindlich kalt: unser Schlaf wurde häufig durch das Gebrüll des Panthers und das Wiehern der Pferde unterbrochen.

2. November. Wir brachen um 9½ Uhr auf, und nahmen einen kürzeren, aber weit schlechteren Weg, als das erste Mal. Er war bald steinig, bald mit dürren Disteln bedeckt. Rechts lagen die Gebirge Silfat, in welchen Breber wohnen, so wie am Fuße des links von unserer Richtung sich erhebenden Gebirges Gervan im gleichnamigen Bezirke. Unsere Reise führte heute zwischen näher und ferner liegenden Dörfern durch die Bezirke Ulud Ensir, Dachisa und Duimnae. Wir setzten über den Human, dann über den Bach Ain Kibrits (Schwefelquelle) und das Flüßchen Scherham, welches Salz mit sich führt, das sich in Krystallen am Ufer angeschossen zeigte. Unser Lager schlugen wir heute in der Ebene Ushad Tuila auf, am linken Ufer des Sbu, und eine Meile rechts von dem Lagerplatze der ersten Reise. Kaid Beschir, welcher hier befiehlt, hat seine Residenz rechts von unserm Lager, und nur eine halbe Meile davon entfernt. Im Ganzen dürfte der heutige Marsch wohl sechs Meilen betragen. Die Umgegend war sicher, da wir von den im Passe Babiuka und in den nahen Gebirgen früher wohnenden Brebern nun nichts mehr zu fürchten hatten. Der Sultan hatte sie nämlich während unsers Aufenthaltes in Mequinez völlig aus ihren Wohnungen verjagen, und die bereits erwähnten Landleute aus den Bezirken Zizara und Schabanat dahin versetzen lassen. Letztere hatten dem Sultane vorgestellt, sie seyen wegen ihrer Empörung noch immer von den Einwohnern von Mequinez gehaßt und verfolgt, und baten um die Bewilligung zur Rückkehr in ihre Heimat. Se. Hoheit fanden es nicht für gut, dieser Bitte zu willfahren, erlaubten aber ihnen mit ihren Weibern aus Mequinez zu ziehen, und den verlassenen District der Breber zu besetzen, welchen sie nun sammt ihrer Freyheit erlangt haben. Solche Wanderungen und

Umsiedlungen finden oft Statt, und sind, da sie die Liebe zum Boden nicht wurzeln lassen, gefährliche Feinde der Landeskultur.

3. November. Um dieselbe Stunde wie gestern brachen wir auf, und zogen in der Ebene Ushad Tuila fort, über den Sbu, welcher hier sehr niedere Ufer hat, in einer öden, nackten Gegend, deren Boden sparsam mit Disteln besäet ist, und wo das Auge nur auf einigen grün bewachsenen Inseln des Flusses erquickende Ruhepuncte findet. Durch die hügelige Ebene Buschmala in der Provinz Garb kamen wir an das Ufer des schnell fließenden Uarga. Noch eine Meile weiter ritten wir neben einem großen, unvollendeten Gebäude vorüber, Dar Bubtuk genannt, das seiner Anlage nach ein vollkommenes, von Eckthürmen flankirtes Quadrat werden sollte. Aber der Erbauer, Bubtuk, Gouverneur der Provinz Garb unter Sidy Mohammeds Regierung, verlor seine Stelle vor der Beendigung des Gebäudes, welches nun den widrigen Anblick einer, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge voraneilenden Zerstörung bietet. Nach einem weiteren Marsche von anderthalb Meilen erreichten wir den Lagerplatz in dem Bezirke Sfian, am rechten Ufer des Flüßchens Erdar, das sich nahe von dem früheren Lager in den Uarga ergießt, und mit diesem vereinigt in den Sbu fällt. So nahmen wir auf der Rückreise einen ganz andern Weg, und der frühere bleibt immer links in der Entfernung einiger Meilen. — Die Hitze war drückend: noch um 3½ Uhr bey der Ankunft im Lager 20°. Mit den Lebensmitteln, welche nur sparsam und nie zur rechten Zeit ins Lager geliefert werden, müssen wir sorglich haushalten. Immer widriger wird uns Land und Volk; immer lebhafter steigt die Sehnsucht nach Europa.

Lager beym Hause des Portugiesen — Gewaltsame Fouragerequisition und ihre Folgen. — Alcassar. — Ben Gelun's Geschenk.

4. November. Beynahe noch einförmiger, als die vorige Tagreise, war der heutige Marsch, immer durch öde, baumlose Ebenen, in welchen kein Duar, keine seltene Pflanze, kein unbekanntes Thier des Reisenden Aufmerksamkeit von den Beschwerden und der Langweile des Tages abzieht. Nachdem wir durch einige salzige Bäche und die Ebenen Schemahas und Pesrati geritten waren, machten wir Halt in der Nähe eines verfallenen Hauses, welches von einem Portugiesen erbaut, bey den Arabern das Haus des Portugiesen heißt, und in dessen Nähe einige Hügel und bebaute Felder geringen Wechsel in die einförmige Gegend bringen. Obschon nach einer kalten Nacht das Thermometer bey unserm Aufbruche um 7½ Uhr nur 9° gezeigt hatte, war die Atmosphäre später dennoch durch die glühenden Sonnenstrahlen drückend heiß geworden. — Da kein Stroh für unsere Maulthiere gebracht wurde, schickte Hadsch Embarik einige seiner Leute aus, um es von den rings um das Lager stehenden Schobern zu nehmen. Die Bauern zeigten keine Lust, sich ihr Eigenthum entreißen zu lassen, und empfingen die auf eine solche Kühnheit nicht gefaßten Fouragiere mit einem Steinregen. Selbst einige Flintenschüsse fielen. Hadsch Embarik meldete den Vorfall dem Escortecommandanten. Dieser winkte seinen Soldaten mit der Hand, und in einem Augenblicke waren ungefähr funfzig von ihnen im Sattel, sprengten rechts und links in die Felder hinaus, umzingelten die kühnen Empörer, begrüßten sie mit Kolbenstößen, und führten fünf derselben an Stricken um den Hals ins Lager. Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Hadsch Embarik, der sich mit einem dicken Prügel bewaffnet hatte.

Die Unglücklichen wurden auf den Boden geworfen, Embarik schlug, den Prügel mit beyden Händen schwingend, auf ihre Köpfe, Rücken und Füße los, und als endlich diese ausgehungerten halbnackten Jammergestalten, furchtbar entstellt durch das über ihre gelbbraune Haut herabströmende Blut, und kaum fähig sich aufrecht zu erhalten, im Lager ankamen, staunten wir, sie nach einer solchen Behandlung noch am Leben zu finden. Man führte sie gebunden in ein Zelt der Escorte, und bewachte sie dort. Nun erscholl von den benachbarten Hügeln das Jammergeschrey der Weiber und Verwandten der armen Gefangenen. Auch wir legten bey Abdulmelik unser Vorwort für sie ein, und er entließ sie, nachdem er gedroht hatte, sie zum Gouverneur der Provinz zu schicken, damit sie dort für den frechen Angriff auf des Sultans Diener noch einmal gestraft würden.

5. November. Wir passirten die Ebene und den Fluß Emda, welchen wir auf der ersten Reise links gelassen hatten. Das Land wird fruchtbarer: hie und da entdeckt man Spuren von künstlicher Bewässerung. Bald erreichten wir das Sumpfgebiet Ma el bared und die große Ebene Kudia Muley Ismael. Wir blieben heute im Bezirke Cholud, setzten über den Lucos an derselben Stelle wie das erste Mal, und lagerten eine Viertelmeile links von Alcassar, in der Ebene des Sidy Burahnem (Name eines Heiligen). Der Gouverneur der Stadt, welcher uns eine Meile weit entgegengeritten war, schickte den Delegaten vier Ochsen zum Geschenke, welche uns, der jeden Tag wiederkehrenden Anstände mit den Lebensmitteln wegen, sehr erwünscht kamen. Auch erhielten die Delegaten heute von dem Minister Ben Gelun zwey Maulthiere und ein verbindliches Schreiben aus Fez, wohin sie ihm von Mequinez aus die Geschenke der Mission gesendet hatten. Den Brief und die Maulthiere hatte der Minister einem vertrauten Neger übergeben, der in Begleitung einiger Soldaten unserm Zuge nacheilte, und uns hier einholte. Die südwestlich von uns hinter Schilfgebüschen und hohen Palmen liegende Stadt bot einen angenehmen Anblick, welchen aber gegen Abend ein dichter Nebel verhüllte. Die Delegaten sandten einige Boten nach Alcassar, um einen Austausch ihrer vom Sultan erhaltenen Pferde gegen bessere zu versuchen. Alle Nachforschungen waren fruchtlos, denn die Güte der Pferde nimmt der Küste zu immer mehr ab.

Brücke von Embassen. — Besuch eines Duars. — Briefe aus der Heimat. — Schlechtes Nachtlager.

6. November. Um 7½ Uhr stiegen wir zu Pferde bey empfindlicher Kälte, so wie sie überhaupt schon täglich Abends eintrat. Die Beschwerde der Bewegung auf den Maulthieren und die rohe Behandlung der Träger hatten unsere zarten Gazellen bis auf zwey dahingerafft, und auch für diese hegten wir gegründete Besorgnisse. Die kaiserlichen Pferde hingegen, der Panther und die Strauße ertrugen die Beschwerden der Reise sehr gut, und waren im besten Zustande. — Wir durchzogen die Ebene und das Flüßchen Embassen, das sich hier in zwey Arme theilt, und eine bey 30 Klafter breite Insel bildet. Ueber beyde Arme führen steinerne, wahrscheinlich von den Römern erbaute Brücken, welche noch ziemlich wohlerhalten sind. Dann passirten wir den Miets, und noch immer in der genannten Ebene fortwandernd, betraten wir den Wald von Raizana, setzten über den gleichnamigen Bach, und bezogen ein Lager, beynahe an derselben Stelle, wie das erste Mal. Abends gingen einige von uns unter dem Vorwande zu jagen nach einem Duar,

welchen die männlichen Bewohner, um unsern Durchzug zu sehen, verlassen hatten. Die Weiber kamen nachläßig in zerrissene Haik gewickelt aus dem niedern Zelte mit unbedecktem Gesichte hervor, legten bald alle Furcht ab, und waren sehr gesprächig. Ringe, Ohrgehänge und andere Kleinigkeiten, welche wir vertheilten, erregten große Freude, aber keine nur entfernt einem Danke ähnliche Aeußerung. Die Escorte-Soldaten reiten nie in das Innere eines Dorfes, wo ihr Erscheinen die Eifersucht der Männer aufregen, und die dem Mohammedaner eigene Decenz, welche den Anblick eines fremden Weibes verbietet, verletzen würde. — Wir erhielten heute durch einen Fußboten, welcher Tanger erst gestern verlassen hatte, Briefe aus Wien und Venedig vom 5. October. — Der Pascha von Larasch schickte den Delegaten zwey Ochsen als Geschenk ins Lager.

7. November. Zwey Stunden lang ritten wir in dem Districte Sahel, der, wie schon erwähnt, unter dem Pascha von Larasch steht. Dann traten wir in den zum Gouvernement Tanger gehörigen Bezirk Fahs el rehem, zogen über sandige Flächen, das Flüßchen Agascha und die Ebene Hat ul Garbia (Sonntag von Garbia) genannt, wo eben Wochenmarkt gehalten, und Vieh, Getreide, Obst u. dgl. aus der umliegenden Gegend zum Verkaufe gebracht wurde. Um zwey Uhr erreichten wir den Lagerplatz in der Ebene Suinia (der Brunnen). Der Sohn des Gouverneurs von Tanger, von seinem Vater abgesandt um uns zu begrüßen, erwartete uns hier. Gegen Abend erhob sich ein heftiger Regen mit starkem Winde, der die Zelte umzuwerfen drohte, und mehrere Pflöcke aus der Erde riß; das Wasser drang in das Innere der Zelte, so daß wir unsere Betten und Effecten kaum zu schützen vermochten. Unsere mißliche Lage während dieser peinlichen Nacht erweckte in uns ernstliches Nachdenken über die gränzenlosen Schwierigkeiten, die wir bey früher eingetretenem Regenwetter gefunden hätten, in dem von zahlreichen Flüssen und Bächen durchschnittenen Lande. Wir priesen uns nun glücklich, daß der Sultan uns in Mequinez empfangen hatte, nachdem wir früher bedauern zu müssen glaubten, daß er uns zu diesem Behufe nicht nach dem entfernten Marokko lud, wie manch andere europäische Gesandtschaft. Wie peinlich und langwierig wäre erst dann die Rückreise geworden!

Letzte beschwerliche Tagreise bis Tanger. — Empfang und Abschied daselbst. — Rückkehr nach Europa.

8. bis 17. November. Wir drangen in Abdulmelik, einen doppelten Marsch zu machen, um Tanger noch heute zu erreichen. Um 7 Uhr brachen wir bey fortwährendem Regenwetter auf. Der Marsch war beschwerlicher als je, denn Menschen und Thiere sanken bey jedem Schritte in den schlammigen Boden ein. Mehrere Maulthiere stürzten, und mußten dann von neuem beladen werden. Oft waren wir gezwungen, von den Pferden zu steigen, und selbe die schlüpfrigen, jähen Abhänge hinab am Zügel zu leiten. Wir waren ganz durchnäßt; aber die Nähe von Tanger verlieh uns neue Kräfte. Wir ritten durch die Flüßchen Mistral el hescheff und Holsch, über den Berg Deraklan (auch Akwal el humara, der röthliche Abhang, genannt) und durch das Flüßchen Daraklan. Anderthalb Stunden später durchritten wir den Mehaher, und zogen über die Anhöhe Aintalia, den Lagerplatz der ersten Reise rechts lassend. Durch die Ebene und das Dorf Metlak el diab (Fuchsmeute)

dann dem Dorfe Baharain vorbeywandernd, erreichten wir die Ebene Soanni. Von hier erblickten wir Tanger, und brachen einstimmig in den lautesten Jubel aus. Auf allen Thürmen und Batterien wehte die marokkanische Flagge, von den Häusern der Consuln grüßten uns jene ihrer Nation. Wir strengten die letzten Kräfte unserer ermüdeten Thiere an, um schneller vorwärts zu kommen, und bald erreichten wir die Stelle, wo uns der Gouverneur von Tanger, umgeben von Offizieren, Truppen und Musik, erwartete, um die Mission bey ihrer Rückkunft zu empfangen. Auch die fremden Consuln erwiesen uns die Ehre, uns in Uniform entgegen zu reiten: ihr Willkommen zeigte von Herzlichkeit, und wir waren innigst gerührt, wenn gleich etwas verlegen über unsern schmutzigen Anzug. Die Caravane gewährte keinen imposanten Anblick, und mochte nicht unpassend einem flüchtigen, versprengten Armeetroße verglichen werden, der im ungünstigsten Wetter, von Angst getrieben, und den Weg nicht wählend, den Pforten einer schützenden Festung zueilt. Das Castell von Tanger grüßte die k. k. Gesandtschaft mit 21 Kanonenschüssen. Der herkömmlichen Etikette folgend, ließen wir die aus Mequinez mitgebrachte Menagerie in Eile aufputzen, und die Pferde mit ihren schönen Decken belegen, und an den seidenen Zügeln einzeln in die Stadt führen. Ueber der Häusermasse von Tanger im Mittelpuncte der Landschaft sahen wir die Flaggen der Fregatte Medea und der Gabarre Abbondanza: ein entzückender Anblick, der unsere Brust mit den freudigsten Empfindungen schwellte, denn am Borde dieser Schiffe sollten wir ja, alle Beschwerden und Gefahren vergessend, dem theuren Vaterlande zueilen! — Die ersten Tage nach unserer Ankunft waren der nothwendigen, schwer verdienten Ruhe, der Freude des Wiedersehens so vieler theilnehmender Freunde und den Vorbereitungen zur Abreise gewidmet. — Am 13. November fand die feyerliche Aufziehung der k. k. Flagge auf dem königlich dänischen Consulatshause Statt. Ein und zwanzig Kanonenschüsse von den Wällen der Festung donnernd, und vom Borde unserer Kriegsschiffe beantwortet, verkündeten das freudige Ereigniß; während die sämmtlichen Consuln durch gleichzeitiges Aufziehen ihrer Flaggen die freundschaftlichen Verhältnisse ihrer Regierungen mit dem k. k. Hofe und ihre persönliche Achtung für Hrn. Schousboe feyerlich bestätigten. — Unsere Geschäfte in Tanger waren ganz geeignet, die letzten Stunden unsers Aufenthaltes zu verbittern, den Abschied von Marokko selbst aber wahrlich zu erleichtern. Es bedurfte zeitraubender Verhandlungen und unerschütterlicher Festigkeit, um die überspannten Forderungen des Gouverneurs und Ben Abo Abdulmeliks für sich und seine Leute herabzustimmen. Hadsch Embarik und eine Schaar unverschämter Kaid, die Stadtwachen und andere Soldaten mußten gleichfalls befriedigt werden. Endlich war auch diese lästige Arbeit beendigt; wir sagten den Marokkanern freudig ein Lebewohl auf immer *), und nahmen dankbar gerührt den herzlichsten

*) Um den Eindruck zu schildern, den die Reise im Ganzen auf uns gemacht hat, entlehnen wir hier am Schlusse unsers Tagebuches die Worte, mit welchen Baron Mayendorff die Beschreibung seiner Reise nach Bukhara endigt. Gleiche Ursache und Wirkung bestimmten das Urtheil der österreichischen Pilgrimme im nördlichen Afrika und des russischen Wanderers, der aus dem mittleren Asien zurückkehrt: »Ce voyage a satisfait ma curiosité sans me laisser aucune impression agréable, sans qu'il m'en soit resté aucun souvenir consolant. Jamais je n'ai vu parmi les Boukhares un visage animé par la douce gaieté; jamais je n'ai été témoin d'un trait de désintéressement, d'une bonne action.«

Abschied von den Consuln und ihren Familien. Alle frohen Stunden, die wir auf afrikanischem Boden genossen, hatten wir in ihrer Mitte verlebt. Erfüllt von der innigsten Sehnsucht nach der theuren Heimat, welche durch lange Zeit aufgefaßte fremdartige Eindrücke noch vermehrt hatten, begaben wir uns am 17. November an Bord unserer Schiffe, und segelten nach Gibraltar.

(Der Schluß folgt.)

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

B. Persische Werke.

165.

تاریخ گزیده

d. i. die auserwählte Geschichte, von Hamdollah B. Ebibekr B. Hamdollah Mestufi, d. i. dem Kammerpräsidenten von Kaswin, ein großer Folioband von 374 Blättern, verfaßt ums J. d. H. 730 (1327), eines der besten universalhistorischen Werke des Morgenlandes, in welchem sich viele, sonst nirgends anzutreffende Angaben befinden, von vielumfassendem, reichhaltigen Inhalte, wie die folgende Anzeige ausweist, in sechs Hauptstücke eingetheilt, deren jedes in Abschnitte, und einige von diesen in Zweige oder Reden untergetheilt sind, einer Eröffnerin und einer Schließerin, d. i. einer Einleitung und Schlußrede. Die Einleitung handelt von der Schöpfung. Das erste Hauptstück von den Propheten vor Mohammed, in zwey Abschnitten: a) Von den Propheten, Gesetzgebern; b) von den andern Propheten. 2) Von den Weisen und solchen, welche, ohne Propheten zu seyn, sich die Wahrheit und die Religion zu befördern bestrebt haben. Zweytes Hauptstück: Von den Padischahen vor Mohammed, in vier Abschnitten: 1) Von den Pischdadiern, eilf Könige durch 2450 Jahre; 2) von den Kejanen, zehn Könige durch 734 Jahre; 3) von den zerstreuten Königen (Moluki tawaif), acht und zwanzig Könige durch 318 Jahre; 4) von den Sasanen oder Chosroen, ein und dreyßig Könige durch 527 Jahre. Drittes Hauptstück: Von dem Schlußsteine der Propheten, dem Geliebten des Herrn der Welten, Mohammed dem Auserwählten, seinen Gefährten und Nachfolgern, in einer Vorrede und sechs Abschnitten Die Vorrede von seiner reinen Abstammung und den mit ihm verwandten arabischen Stämmen. 1) Von seinen Frohnkämpfen, seinen Gemahlinnen, Schreibern, Oheimen, Tanten, Freygelassenen und seiner Verlassenschaft; 2) von den Chalifen Raschidin, deren Chalifat vom 3. Rebiulewwel d. J. 11 bis auf den 3. Rebiulewwel 41; 3) von den zwölf Imamen, deren Imamat vom 4. Ssafer 49 bis in Ramasan d. J. 264 durch 215 Jahre 7 Monate gedauert; 4) von den Gefährten, Jüngern und Nachfolgern der Propheten; 5) von den Fürsten der Beni Ommeje vom

3. Rebiulewwel 41 bis 13. Rebiulewwel 132, vierzehn Fürsten durch 91 Jahre; 6) von den Chalifen des Hauses Abbas, vom 13. Rebiulewwel 132 bis zum 6. Ssafer 656, 37 Fürsten durch 523 Jahre 2 Monate 23 Tage. Viertes Hauptstuck: Von den Fürsten zur Zeit des Islams, in zwölf Abschnitten. 1) Von den Fürsten der Beni Leis Ssofar in Iran v. J. 253 bis 287 drey Fürsten durch 35 Jahre; 2) von den Fürsten des Hauses Saman in Iran, vom halben Rebiulewwel 287 bis 5. Silkide 389 neun Fürsten durch 300 ein halbes Jahr; 3) von den Ghasnewiden v. J. 390 bis 545 vierzehn Fürsten durch 155 Jahre in Iran, Ghasan und Hindostan. Von den Fürsten des Hauses Ghur v. J. 545 bis 609 fünf Fürsten durch 64 Jahre. 5) Von den Fürsten des Hauses Buje, vom Silkide 321 bis 448, siebzehn Fürsten durch 127 Jahre. 6) Von den Fürsten der Seldschuken, in drey Zweigen: a) Die Seldschuken in Iran, v. J. 429 bis zum Rebiulewwel 590, vierzehn Fürsten durch 561 Jahre; b) In Kerman, vom J. 433 bis 583, eilf Fürsten durch 150 Jahre; c) in Rum (Kleinasien), v. J. 480 bis 699, vierzehn Fürsten durch 220 Jahre. 7) von den Chuaresmschahen, vom J. 491 bis zum Schewwal 628, neun Fürsten durch 128 Jahre. 8) Von den Atabegen, in zwey Zweigen: a) in Diarbekr und Syrien v. J. 481 bis 601 neun Fürsten durch 120 Jahre; b) in Fars die Salghiren v. J. 543 bis 663, eilf Fürsten durch 120 Jahre. 9) Von den Ismailiten, in zwey Reden: a) von den Ismailiten in Maghrib und Aegypten v. J. 299 bis 556, vierzehn Fürsten durch 260 Jahre; b) in Iran v. J. 483 bis im Schewwal 654, acht Fürsten durch 671 Jahre. 10) Von den Sultanen Karachatais v. J. 621 bis 706, neun Fürsten durch 86 Jahre. 11) die Atabege Loristan's, in zwey Zweigen: a) die Atabege Groß-Loristan's v. J. 550 bis 730, sieben Fursten durch 180 Jahre; b) die Atabege Klein-Loristan's v. J. 580 bis 730, funfzehn Fürsten durch 150 Jahre. 12) Von den Fürsten der Mongolen in Iran v. J. 599 bis 730, dreyzehn Fürsten durch 131 Jahre. Fünftes Hauptstück: Von den Imamen der Sunna, den Lesern, den Scheichen, den Gesetzgelehrten, in sechs Abschnitten: 1) Von den Imamen Modschtehidin, d. i. den für den wahren Glauben Kämpfenden. 2) Von den Lesern des Korans. 3) Von den Ueberlieferern. 4) Von den Scheichen. 5) Von den Gesetzgelehrten. 6) Von den Dichtern. Sechstes Hauptstück: Von der paradiesesgleichen Stadt Kaswin, welche der Geburtsort des Verfassers, in acht Abschnitten: 1) Von den Kunden und Ueberlieferungen, welche über Kaswin vorhanden. 2) Von dem Ursprunge des Namens der Stadt. 3) Von den Gebäuden. 4) Von der Eroberung und Bekehrung der Einwohner zum Islam. 5) Von den Canälen, Flüssen, Moscheen, Gräbern. 6) Von den Gefährten des Propheten, von den Imamen, Chalifen, Scheichen, Gesetzgelehrten, Padischahen, Wesiren, Sultanen und Emiren, die dahin gekommen. 7) Von den Befehlshabern und Statthaltern. 8) Von den Stämmen und Großen, die nach Kaswin gekommen. Schlußrede: Berichtigung über die Abstammung von Propheten, Fürsten Weisen und Anderen. Die Handschrift geschrieben i. J. 964 (1556). Dieses vortreffliche universalhistorische Werk sowohl, als das noch schätzbarere folgende historische Compendium sind beyde durch die gütige Vermittlung meines Freundes, des k. k. Gesandtschaftsdolmetsches, Hrn. Ritter v. Raab, bey dem Bücherverkaufe der Bibliothek des sultanischen Leibarztes Behdschet Efendi erstanden worden.

166.

روضة اولى الالباب فى معرفة تاريخ و الانساب

d. i. der Garten der Männer von Genie in der Kenntniß der Geschichte und Genealogie, von Fachreddin Benakiti oder Fenakiti, dem gelehrten Dichter und Geschichtschreiber, welcher unter der Regierung Sultan Abu Said's, des neunten Fürsten der mongolischen Herrscher in Iran (s. Geschichte der persischen Redekünste S. 241). Ein Quartband von 176 Blättern, höchst netter, correcter, alter Neschischrift, nach allem Anscheine wenigstens 300 bis 400 Jahre alt, nur das letzte Blatt von neuerer Hand ergänzt. Ein großer Schatz morgenländischer Geschichte. Der größte Werth desselben besteht darin, daß es einen gedrängten Auszug aus dem in Europa noch ganz unbekannten zweyten Theile des Sammlers der Geschichten des großen Geschichtschreibers Reschideddin enthält. Nach der beliebten tatarischen Neunzahl in neun Abtheilungen abgetheilt.

Erste Abtheilung: Von den Genealogien der Propheten von Adam bis Abraham, in zwey Klassen, zusammen zwanzig, welche durch 4838 Jahre lebten. 1) Von Adam, Eva und ihren Kindern bis Noe, zehn Personen, die durch 2360, nach Andern durch 2592 Jahre lebten. 2) Von Sem bis Abraham, zehn Personen, deren Leben 2478 Jahre. Zweyte Abtheilung: Von den Königen Persiens, den berühmtesten Propheten und Weisen ihrer Zeit, von Kejumers bis Jesdedschird, in vier Klassen: 1) Pischdadier, 2) Keianen, 3) Moluk et-tawaif, 4) Sasanen, 68 Könige durch 4322 Jahre. Dritte Abtheilung: Von dem Stamme des Herrn der Apostel und Schlußsteines der Propheten, Mohammeds des Auserwählten, und seinen Nachfolgern, den Chalifen bis auf Mosteaaßim, den letzten der Chalifen aus dem Hause der Abbas, in drey Klassen: 1) die Chalifen Raschidin, 2) die Chalifen des Hauses Ommeje, 3) die Chalifen des Hauses Abbas, zusammen 57 durch 656 Jahre. Vierte Abtheilung: Von den Sultanen und Königen, die gleichzeitig mit den Chalifen des Hauses Abbas in Iran geherrscht, in sieben Klassen: 1) Ssofar, 2) die des Hauses Saman, 3) die Fürsten des Hauses Buje, 4) die von Ghasna, 5) die Seldschuken, 6) die Chuaresmschahe, und 7) die Ismailiten in Kuhistan, zusammen 69 Personen, von dem Auftritte Jakub's, des Sohnes Leis, bis zum Ende des letzten Fürsten der Assassinen, 400 Jahre. Fünfte Abtheilung: Die Geschichte der Juden, ihrer Propheten und Könige, von Moses bis zum letzten, von Nabuchodonosor in die Gefangenschaft geführten Könige, drey Klassen: 1) Moses und die Richter und Saul, 2) die Familie Davids, 3) die Könige von Jeroboam angefangen bis Jedekias, zusammen 59 durch 941 und ein halbes Jahr. Sechste Abtheilung: Die Geschichte der Christen und Franken, der Kaiser und Päpste, welche die Chalifen des Messias (Chulefai Mesih) von Jesus bis auf die Zeit der Verfassung dieser Geschichte, d. i. das Jahr 717 d. H. (1317), durch 1337 Jahre. 1) Kunde von Armenien, Frankenland, den Meeren, Küsten und Inseln desselben, und den Kaisern, welche es beherrscht, in drey Abschnitten: a) von den Gränzen Armeniens, den Städten und Flecken desselben; b) vom Lande der Franken, den Meeren, Küsten und Inseln desselben; c) von den römischen Königen und Kaisern, von Romulus angefangen. 2) Von den Glaubenslehren der Christen in Betreff des Messias, und von den

Päpsten, welche die Chalifen desselben, in drey Abschnitten: a) Von den Glaubenslehren der Christen in Betreff des Messias; b) von den Stufen und der Rangordnung der christlichen Herrscher; c) von der Geburt des Messias und der Abstammung Marias. Siebente Abtheilung: Geschichte der Juden, Beschreibung ihres Landes und ihrer Fürsten bis auf Sultan Alaeddin, in zwey Klassen, 23 Fürsten in 200 Jahren, in drey Hauptstücken: 1) Von der Rechnung ihrer Aeren, Perioden, ihrer Geographie und Ländereintheilung, in vier Abschnitten: a) Von den Aeren und Cyclen, dem Kalb und Dschuk; b) von dem Maße der Erde; c) von den sieben Climaten; d) von der indischen Eintheilung der Erde. 2) Von der Geburt Schakimuni's, seinem Leben, seiner Gesetzgebung und den verschiedenen Umwandlungen, der Metamorphose (Mesch, Mesch, Fesch und Resch), in vier Abschnitten: a) Von den indischen Propheten; b) von der Geburt Schakimuni's; c) von seinem Leben; d) von seinem Tode. 3) Von der Geschichte der indischen Fürsten, in zwey Classen, nämlich Inder und Moslimen, 23 Fürsten durch 1200 Jahre: a) Indische Fürsten zehn durch 900 Jahre; b) moslimische dreyzehn durch 300 Jahre. Achte Abtheilung: Von der Geschichte Chatai's (Chinas), von dem ersten Fürsten derselben Niku bis auf den letzten, durch Dschengischan vom Throne gestürzten Altanchan, 36 Dynastien, zusammen 305 Fürsten, nach dem Wahne der Chinesen durch 42,875 Jahre, in zwey Hauptstücken: 1) Vom Lande China, der Rechnung ihrer Cyclen, Jahre und ihrer Glaubenslehre, in einer Vorrede und zwey Abschnitten: a) Von der chinesischen Geschichte, in drey Cyclen; b) von den Ländern China's, seinen Bewohnern und Aemtern. 2) Die 36 Dynastien nach ihrer Dauer. Neunte Abtheilung: Die Geschichte der Mongolen und der Abstammung Dschengischan's, seinen Eroberungen, seinen Söhnen und den vier Ulusen aus einem einzigen Stamme bis zur Zeit des Verfassers, 36 Fürsten durch 120 Jahre, nach vier Völkern (Ulusen), welche in Erzählungen untergetheilt sind: Erstes Volk: Von Dschengischan und dem Uluse Ogotai's. 1) Von Dschengischan; 2) von den ihm gleichzeitigen Königen, Chalifen, Sultanen und Chakanen; 3) Fortsetzung und Vollendung der Geschichte Dschengischans; 4) von den Königen, Chakanen, Chalifen und Sultanen, welche dem Ende der Regierung Dschengischan's gleichzeitig; 5) von Ogotai, dem Sohne Dschengischan's; 6) von den ihm gleichzeitigen Chalifen, Sultanen, Königen und Atabegen; 7) von Kujukchan, dem Enkel Dschengischan's; 8) von den ihm gleichzeitigen Chalifen, Sultanen, Königen und Atabegen. Zweytes Volk: Der Ulus Dschudschi's. Drittes Volk: Der Ulus Dschagatai's. Viertes Volk: Der Ulus Tuluichan's: 1) Erzählung von Munkachan, dem Sohne Tuluichan's; 2) Erscheinung Monguchan's im Lager Dschengischan's und Gericht der Prinzen; 3) Geschichte der mit Mongu gleichzeitigen Chalifen, Sultane, Könige und Atabege; 4) Erzählung von Kubilai Kaan; 5) von den ihm gleichzeitigen Sultanen, Königen und Atabegen; 5) Erzählung von Timur Kaan, dem Enkel Kubilai's; 6) von Holakuchan, dem Sohne Tuluichan's; 7) der Zug Holakuchan's gegen Persien und seine Thronbesteigung; 8) von Abakachan, dem Sohne Tuluichan's; 9) von der Ankunft Borrakchan's in Chorasan, der sich mit dem Heere Abakachan's schlägt; 10) von dem Zuge Abakachan's gegen Bondokar, den Sultan Aegyptens; 11) vom Tode Abakachan's; 12) von der Regierung Nigudar's, des Sohnes Holakuchan's, seinen Frauen und Töchtern; 13) von der Regierung Arghun Chans,

des Sohnes Abakachan's, seinen Frauen und Töchtern; 14) Bulad Tschingsank bringt das Jerligh des Kaan's; 15) Regierung Kentschatuchan's, des Sohnes Abakachan's, seiner Frauen und Söhne; 16) Empörung Baidu's zu Bagdad; 17) von der Regierung Ghasanchan's, des Sohnes Arghun's, seinen Frauen und Söhnen; 18) von der Bekehrung desselben zum Islam; 19) von dem Widerstande Baidu's und seiner Hinrichtung; 20) von der Thronbesteigung Ghasanchan's; 21) von Newruf und seiner Hinrichtung; 22) vom Zuge Ghasan's gegen Syrien; 23) Installirung Chodscha Seadeddin's und Züchtigung seiner Neider; 24) Tod Ghasan Chan's; 25) von der Regierung Sultan Mohammed Oldschatiu Chan's, seinen Frauen und Söhnen; 26) von dem Zuge Sultan Mohammed's gegen Aserbeidschan; 27) Erzählung vom Sultane, welcher die Erhabenheit der Welt und der Religion, Ebu Ssaid Chan; 28) von dem Auszuge Sultan Ebu Said's aus Chorasan nach Irak. Schluß und Vollendung der Geschichte i. J. 718 (1318).

167.

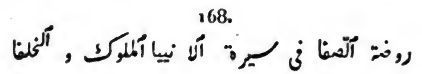
جهان آراي

d. i. der Weltschmuck des Richters Ahmed B. Mohammed, beygenannt El-Ghaffari, verfaßt i. J. d. H. 972 (1564). Ghaffari ist der Verfasser von zwey höchst geschätzten und höchst schätzenswerthen universalhistorischen Compendien, dem größeren hier vorliegenden und dem kleineren, welches den Titel Nigaristan, d. i. der Gemäldesaal, führt. Das letzte befindet sich auf mehreren europäischen Bibliotheken, und ist noch jüngst aus der Graf Rzewuskischen Sammlung in die der orientalischen Akademie übergegangen. Das vorliegende, welches sich außer den Bibliotheken Constantinopels noch auf keiner andern europäischen befindet, ist bey weitem das größere und gehaltvollere von beyden. Das Nigaristan enthält wenig mehr als die Aufzählung der Herrscher einiger Dynastien, während der Weltschmuck ein kleines universalhistorisches Werk ist, worin die verschiedenen Dynastien mit ihren Zweigen in ein System gebracht, und mit größerer Ausführlichkeit als im Gemäldesaal behandelt sind. Das Nigaristan Ghaffari's ist nicht zu verwechseln mit einem anderen persischen, denselben Titel führenden Werke, nämlich mit dem Nigaristan Kemal Paschasade's, welches, dem Bostan und Gülistan Saadi's nachgeahmt, nur Anecdoten mit eingemischten Versen erzählt. Eben so wenig ist das Dschihanara mit dem Aalemara zu vermengen, wiewohl dieses wie jenes Weltschmuck heißt, indem Aalem das arabische, wie Dschihan das persische Wort für Welt. Das Aalemara ist eine neuere Specialgeschichte der Regierung Sultans Abbas des Großen. Die Eintheilung des folgenden Werkes in Abschriften, Blätter, Zeilen, Worte, Buchstaben hat die große Weltgeschichte Munedschim Paschi's nachgeahmt. Das Ganze zerfällt zuerst in zwey sehr ungleichartige Theile, welche Nuscha, d. i. Abschriften oder Handschriften, heißen, deren erste in Schriftverse und Texte, die zweyte in zwey Blätter abgetheilt ist, welche die Geschichte vor und nach Mohammed enthalten. Das erste Blatt zerfällt nur in zwey, das zweyte in zwanzig Seiten, welche zusammen die alte und neue Geschichte der Araber, Perser und Türken bilden. Die Einleitung (Unwan, eigentlich Titel) zerfällt in zwey Buchstaben, deren

erster von der Zeit und ihrer Beschaffenheit, der zweyte von dem wahren Sinne des Prophetenthumes handelt. Die erste Handschrift, d. i. der erste Theil des Werkes, zerfällt in zwey Schriftverse (Ajet), deren erster von den Propheten überhaupt, der zweyte von dem Siegelringe der Propheten, nämlich von Mohammed handelt. Die Unterabtheilung des ersten Schriftverses besteht aus zwey Texten (Naß), der erste von dem Prophetenthume überhaupt, der zweyte von den zwölf Imamen. Die zweyte Handschrift, welche sich mit den Sultanen im Gegensatze der Propheten beschäftigt, zerfällt in zwey Blätter. Erstes Blatt (Ssahifa): Von den vorislamitischen Dynastien, hat zwey Seiten (Ssafha). I Von den altpersischen Königen, in vier Zeilen (Satr): 1) Von den Paschdadiern; 2) von den Kejanen; 3) von den zerstreuten Königen der Völker, in zwey Buchstaben (Harf) untergetheilt: a) von den Aschkanen, b) von den Aschghanen; 4) von den Samaniden. II. Von den nicht persischen Sultanen, in sechs Zeilen: 1) Von den Königen Babylons; 2) von den syrischen Königen; 3) von den griechischen Königen; 4) von den jemenischen Königen, in zwey Buchstaben abgetheilt: a) die Tobaa, b) die Perser; 5) von den Königen der Beni Ghasan; 6) von den Chakanen der Türken. Zweytes Blatt: Von den Königen im Islam, in zwanzig Seiten. I. Von den Beni Ommeje, in zwey Buchstaben: 1) Die Chalifen der Beni Ommeje in Syrien und Irak; 2) in Andalus und Maghrib (Spanien und Mauritanien). II. Von den Beni Abbas, in zwey Zeilen: 1) Von den Beni Abbas in Bagdad; 2) der Zweig derselben in Aegypten. Die den Chalifen der Beni Abbas gleichzeitigen Dynastien werden dann unter fünf Buchstaben aufgeführt: a) Die Beni Tahir in Chorasan; b) die Beni Aghleb zu Afrika; c) die Beni Tulun in Aegypten; d) die Beni Achschid eben da; e) die Beni Hamdan in Syrien. III. Von den Seiden (Abkömmlingen des Propheten), in sechs Zeilen: 1) Die Könige Seide in Andalus; 2) in Jemen; 3) die Scherife Mekka's; 4) die Ismailiten Aegyptens, d. i. die Fatimiten, in zwey Buchstaben: a) die Ssanhadschije: b) die Homairije (Assassinen); 5) die Seide in Gilan und Masenderan, in drey Buchstaben: a) die Beni Sejad, b) die Beni Buje, c) die Beni Kakuje; 6) die Seide Moschaschaa. IV. Von den Königen der Beni Leis. V. Von den Samaniden, in vier Zeilen: 1) Die Alptekine; 2) Sebektegine; 3) die Beni Feriaun; 4) die Beni Elias. VI. Von den Seldschuken, in vier Zeilen: 1) In Persien; 2) in Rum; 3) in Syrien; 4) in Kerman; dann die Zweige derselben in vier Worten: a) die Chuaresmschahe; b) die Toghatekine in Syrien; c) die Aserbege in Aserbeidschan; d) die Atabege, in zwey Buchstaben zerfallend; α) die Atabege in Fars, β) die Schubankiare, e) die Atabege Syriens, f) die Atabege Moßuls, g) die Moejedije; dann abermals vier Worte: a) die Danischmende, b) die Nachkömmlinge Alp Arslans, c) die Selikije; d) die Menkutschekije. VII. Von der Familie Ejub, in zwey Zeilen: 1) Die Ejubiden in Syrien und Aegypten; 2) in Jemen sammt den Tscherkessen, Sclaven der Familie Ejub's. VIII. Von den Königen Ghur's, in zwey Zeilen: 1) Die Sultane von Ghur und Ghasnin; 2) die Könige von Bamian, in zwey Buchstaben: a) die Sclaven Sultan Schehabeddin's; b) die Könige Kurt. IX. Von den Königen Maghrib's, in vier Zeilen: 1) Die Beni Lahm; 2) die Molsemin oder Morabitin; 3) die Muwahhidin; 4) die Beni Merin. X. Von den arabischen Emiren, in drey Zeilen: 1) Die Beni Kelab; 2) die Beni Okail; 3) die Beni Esed. XI. Von den römischen Kaisern. XII. Von den Beherrschern Turkistans,

in zwey Zeilen: 1) Die Chakane der Türken; 2) die Karachatajen. XIII. Von den Kurden und Loren, in zwey Zeilen: 1) Von den Kurden, in zwey Buchstaben zerfallend: a) die Statthalter Diarbekers aus der Familie Merdan Kadir Abbas, b) die Befehlshaber Dinur's; 2) in zwey Buchstaben: a) die Beherrscher Groß=Loristans, b) die Beherrscher Klein=Loristans. XIV. Von den Königen Taberistan's und Masenderan's, in zwey Zeilen: 1) Die Könige Masenderan's, welche Bajendije genannt werden, in drey Zweigen, deren erster zwölf, der zweyte sieben, der dritte acht Herrscher enthält; 2) die Herrscher der Familien Rustemdar und Kiawpare, in zwey Buchstaben: a) die Väter und Kinder Kiawpare's, b) die Badusian. XV. Von den umliegenden Königen, in vier Zeilen: 1) Die von Lar; 2) die von Hormus; 3) die von Schirwan; 4) die von Karaman. XVI. Von den mongolischen Sultanen, in vier Zeilen: 1) Das Haus Ogotai's; 2) Tschagatai's; 3) Dschudschi's, in zwey Buchstaben zerfallend: a) die Sultane der blauen Horde, b) die der weißen Horde, die letzten in zwey Zweigen: α) die Sultane in Transoxana, β) die in Chuaresm; 4) das Haus Tuli's, in zwey Worten: a) die Kaane, b) die Ilchane Rums, die letzten in sechs Buchstaben: α) die Ilchane, β) die Tschobane, γ) die Toghatimure, δ) die Serbedare, ε) die Indschu, ζ) die Familie Mosaffer. XVII. Die Gurgane, d. i. die Timuriden, in einer Vorrede und vier Zeilen: die Vorrede oder Einleitung handelt von Timur: 1) Die Söhne Miranschah's; 2) die Söhne Schahroch's; 3) die Söhne Omer Scheichs; 4) die Söhne Schirchan's und die Afghanen. XVIII. Die Osmanen. XIX. Die Karakojunlü. XX Die Akkojunlü. Diese kleine Weltgeschichte umfaßt also eine Centurie von Dynastien, und enthält viele, in anderen Geschichtswerken nicht anzutreffende Angaben, besonders sind die mongolischen Herrscher bis zur Zeit des Verfassers in musterhafter Vollständigkeit aufgeführt. Dieselben zerfallen also erstens in die der vier Uluse: 1) Ogotai's, 2) Tschagatai's, 3) Dschudschi's und 4) Tuli's. Die ersten beyden haben keine Unterabtheilung, wohl aber die beyden andern, nämlich aus dem Hause Dchudschi's stammen die Herrscher der 5) blauen und 6) weißen Horde, welche nach einander auf dem Throne Kiptschak's gesessen. Aus der letzten stammen 7) die Scheibane in Chorasan und 8) die in Chuaresm und 9) unmittelbar von Dschudschi die mongolischen Herrscher in Turan oder Sibirien. Das Haus Tuli's zerfällt dann in die 10) chinesische und 11) persische Dynastie, und aus dem Ruine der letzten gehen 12) die Ilchane, 13) Tschobane, 14) die Indschu, 15) die Toghatimure; so wie aus dem Ruine der großen Horde 16) die Chane von Ghasan, 17) Astrachan und 18) die der Krim hervor. Die von Ghaffari den Mongolen untergereihten Serbedare und Mosaffer sind keine Mongolen gewesen. Werden hiezu noch die von Ghaffari mit Stillschweigen übergangenen mongolischen Chane in Kiamul und die Noghai gerechnet, so beträgt die Zahl der mongolischen Uluse zwanzig.

168.



d. i. der Garten der Reinigkeit in der Lebensbeschreibung der Propheten, Könige und Chalifen, von Mo=

hammed Ben Chuawendschah, welcher gleichzeitig mit dem großen und gelehrten Wesire Husein Beikara's, Emir Alischir, demselben zu Herat sein Werk in sieben Theilen, einer Einleitung und Schlußrede zueignete. Die Vorrede handelt von dem Wesen, Zwecke und Nutzen der Geschichte. Das erste Buch von der Schöpfung, den Propheten und den altpersischen Königen; 2) die Lebensgeschichte des Propheten und der vier ersten Chalifen, seiner Nachfolger; 3) die Geschichte der Chalifen des Hauses Ommeije und Abbas; 4) von den der letzten Dynastie gleichzeitigen Herrschern und Dynastien; 5) von der Erscheinung Dschengischans, seinen Eroberungen und Kindern; 6) von der Erscheinung Timur's, seinen Kindern und ihrem Zustande; 7) von der Regierung Sultan Husein Baikara's. Schluß: Von verschiedenen Erzählungen und den Naturwundern des bewohnten Theiles der Erde. Dieses größte und wichtigste universalhistorische Werk der Perser befindet sich auf keiner europäischen Bibliothek (ein Paar Constantinopolitaner ausgenommen) vollständig, selbst bey dem schönen Exemplare der k. k. Hofbibliothek fehlt der siebente Theil und der Schluß. Die hier vorliegenden, aus der Sammlung der Graf Rzewuskischen Handschriften gekauften, sind der vierte und fünfte folgenden Inhalts nach den Ueberschriften der Abschnitte. Vierter Band, 450 Blätter Großfolio, geschrieben i. J. 1066 (1655). 1) Die Geschichte der Dynastie der Beni Tahir, deren Stifter Tahir Sul Jemi-nein; 2) Regierung Talha's B. Tahir's; 3) Abdallah's B. Tahir's; 4) Tahir's B. Abdallah's; 5) Geschichte der Dynastie der Beni Leis, deren Gründer Jakub; 6) Jakub schlägt sich mit Mowaffik, dem Bruder des Chalifen; 7) Regierung des Amru Leis; 8) schlägt sich mit Ismail Ben Ahmed Samani, dem er unterliegt; 9) Regierung Tahir's, des Sohnes Mohammed's, des Sohnes von Amru Leis; 10) Feldzug von Sistan wider Ahmed Ismail; 11) Regierung Chalef J Ahmed's; 12) Was zwischen Chalef Ahmed und Naßireddin Sebektegin vorgefallen; 13) von der Abstammung der Samaniden aus Behram Tschobin; 14) Regierung Ismail's, des Sohnes Ahmed Samani's; 15) Ahmed, des Sohnes Ismail Samani's; 16) Thronbesteigung Nefrin Ahmed's; 17) Widerstand Manßur Ishak Samani's, erhoben wider Emir Said Naßr Ben Ahmed; 18) Emir Said Naßr B. Ahmed kömmt nach Rei; 19) Regierung Nuh's, des Sohnes Naßr, des Sohnes Ahmed Ismail Samani's; 20) Widerstand Ebu Ali B. Mohammed's, erhoben wider Emir Nuh B. Naßr B. Ahmed Samani; 21) Tod Nuh's; 22) Regierung Manßur's B. Nuh's B Naßr B. Ahmed; 23) Regierung Emir Nuh's II. B. Manßur B. Nuh I.; 24) Ankunft Ebul Abbas Hosameddewlet's zu Dschordschan; 25) Tod Abul Husein Simdschur's, dessen Dienst sein Sohn Ali erhält; 26) Kara Chan zieht von Bochara aus, Nuh Manßur zieht in sein Land zurück, verständigt sich mit Emir Naßireddin Sebektekin; 27) Regierung Manßurs II., des Sohnes Nuh's; 28) Raik's gewaltthätiges Benehmen, Abdolmelik B. Nuh besteigt den Thron; 29) Aufstand Montaßir Ebu Ibrahim Ismail B. Nuh Samani's, und von dem, was zwischen ihm und Ilik Chan und Naßr B. Naßireddin vorgefallen; 30) Zustand und Lage Kabus Weschmgir's, des großen Fürsten der Beni Dilem; 31) Regierung Minotschehr's, des Sohnes Kabus Weschmgir's; 32) Erwähnung Dara's, des Sohnes Kabus Weschmgir's; 33) von dem Zustande Naßireddin Sebektekin's, des

Gründers der Dynastie der Ghasnewi; 34) Eroberung von Bost und Sieg i. J. 367 (977), von welchem Jahre der Beginn der Dynastie gerechnet wird; 35) Naßireddin Sebektekin's Krieg wider indische Befehlshaber; 36) Regierung Ismails, des Sohnes Sebektegings, und was zwischen ihm und seinem Bruder Seifeddewlet Mahmud vorgefallen; 37) Regierung Seifeddewlet Mahmud's; 38) indischer Feldzug desselben; 39) Ilik Chan widersetzt sich dem S. Mahmud; 40) S. Mahmud bricht von Ghasna auf; 41) Schlacht von Nareis; 42) Zustand Ilik Chans und Taghai Chans nach der Niederlage des ersten; 43) von den Scharen (Czaren) Ghardschistans; 44) Eroberungen Mahmuds im äußersten Frieden; 45) Verfall des Reiches Chuaresmschahs; 46) Eroberung von Mehre und Kanudsch; 47) Zug S. Mahmuds gegen Sumenat; 48) Rückkehr S. Mahmuds nach Gasnin und Tod desselben allda; 49) Eroberung Emir Naßr's, des Sohnes Naßireddin's; 50) Regierung Mohammed's, des Sohnes S. Mahmud Sebektegin's; 51) Regierung Mesud's, des Sohnes Mahmud Sebektegin's; 52) Toghrul tödtet undankbar die meisten Kinder Mahmud's; 53) Regierung Ferruchsad's, des Sohnes Mahmud's; 54) Regierung Ibrahim's, des Sohnes Mesud's; 55) Tod des S. Ibrahim's, des Sohnes Mesud's, dem sein Sohn Mesud II. folgt; 56) Regierung Hestanschah's, des Sohnes Mesud's II.; 57) Regierung Behramschah's, des Sohnes Mesud's II.; 58) Regierung Chosrewschah's B. Behramschah's B. Mesud's; 59) Erwähnung Chosrew Melik B. Firus-schah's, des letzten der Ghasnewiden; 60) die Dynastie der Beni Buje; 61) Regierung Amadeddewlet Ali B. Buje's; 62) Regierung Rokneddin B. Buje's; 63) Regierung Moiseddewlet Ahmed B. Buje's; 64) Regierung Adhadeddewlet, des Sohnes Rokneddewlet's; 65) Zug Adhadeddewlet's gegen Bagdad; 67) Regierung Moejeddewlet's, des Sohnes Rokneddewlet's; 68) Regierung Fachreddewlet's, des Sohnes Rokneddewlet's; 69) Regierung Scherefeddewlet's, des Sohnes Adhadeddewlet's; 70) Regierung Ssimßameddewlet's, des Sohnes Adhadeddewlet's; 71) Regierung Behaeddewlet's, des Sohnes Adhadeddewlet's; 72) Regierung Medscheddewlet's, des Sohnes Rokneddewlet's; 73) Regierung Sultaneddewlet's, des Sohnes Behaeddewlet's; 74) Regierung Ebu Ali Scherefeddewlet's, des Sohnes Behaeddewlet's; 75) Regierung Ebu Kalendscher, des Sohnes Sultaneddewlet's; 76) Regierung Dschelaleddin B. Mohammed B. Behaeddewlet's; 77) Regierung Kawameddewlet's, des Sohnes Behaeddewlet's; 78) Regierung Chosrews Firus, des Sohnes Abukelendschar's; 79) Erwähnung Ebn Said Pulad Sutun's, des letzten der Dynastie; 80) Eroberung Ebu Ali Keichosrew's, des Sohnes Kalandschar's (sechzehn Regierungen, von denen Deguignes nur die letzten 11 aufführt); 81) Dynastie der Ismaeliten in Moghrub und Aegypten; 82) das Chalifat Kaim Biemrillah's; 83) Manßur Allah's; 84) Moiseddinillah's; 85) Asisbillah's; 86) Hakim Biemrillah's; 87) Sahir lidinillah's; 88) Naßrbillah's; 89) Mosteaalibillah's; 90) Amir bi ahkamallah's; 91) Hafis lidinillah's; 92) Sahirbillah's; 93) Faiſ bi naßrillah's: 94) Aadhid lidinillah's; 95) Hasan Ssabah und von seinen Zuständen; 96) Usurpation desselben; 97) die Bewohner von Alamut unterliegen der Drängerschaft Hasan Ssabah's; 98) Be-

gebenheiten nach dem durch die Assassinen begangenen Morde Nisamolmülk's und dem Tode Melikschah's, und Eroberung des Schlosses Girdkuh; 99) Belagerung Rudbar's und Niederlage der Heers; 100) Herrschaft Kiabusurg Omid's; 101) Mohammed's, dessen Sohnes; 102) Hasan's, des Sohnes des Vorhergehenden; 103) Glauben der Gottlosen an denselben; 104) Herrschaft Mohammed B. Hasan B. Mohammed B. Kiabusurg Omid's; 105) Dschelaleddin Hasan's, des Sohnes Mohammed B. Hasan's; 106) Dschelaleddin, beygenannt der neue Musulman, bricht gegen Aserbeidschan auf; 117) Herrschaft Amadeddin Mohammed's, des Sohnes Dschelaleddin's; 118) Herrschaft Rokneddin Chorschah's, des Sohnes Alaeddin Mohammed's; 119) Verfall der Herrschaft Chorschah's und Verwüstung der Schlösser; 120) Zustand der Kinder und Angehörigen Chorschah's, nachdem er sich zu Mengu Kaan begeben; 121) Dynastie der Seldschuken, vom Tode Mikail's, und wie seine Kinder von ihren Gegnern bewahrt geblieben; 122) von dem, was sich zwischen Chuaresm und den Seldschuken begeben, und Aufbruch derselben gegen Nisa und Abiwerd; 123) Begtusun zieht wider die Seldschuken zu Felde, wird von ihnen geschlagen, und Chuaresmschah läßt sich herbey, den Frieden mit ihnen zu schließen; 124) die Seldschuken kommen nach Nischabur, Ertoghrul besteigt den Thron, und schlägt Münze, sein Bruder Dschagharbeg zieht nach Merw; 125) Herrschaft Alp Arslan's, des Sohnes Dschagharbeg's; 126) Alparslan zieht nach Merw und Chuaresm; 127) Zustand des Endes Alpaulan's; 128) Herrschaft Dschelaleddin Moiseddewlet Melikschah's, des Sohnes Alpalarsa's; 129) Sultan Melikschah wird wegen Nisamulmülks getadelt, und stirbt zu Bagdad; 130) Erwähnung der Geburt Nisamolmülk's Ibn Ali Hasan, Ibn Ali Ishak's; 131) Sultan Melikschah wird böse auf Nisamolmülk, der ermordet wird; 132) Herrschaft S. Berkjarok's; 133) Erzählung der Vorfälle, welche sich nach der Rückkehr Berkjarok's begaben; 134) Herrschaft S. Mohammed's, des Sohnes Melikschah's; 135) Ahmed Abdol-melik Attasch bemächtigt sich Firuskuh's, und Verderben vieler Einwohner Isfahan's; 136) Herrschaft des Sultans der Sultane Sandschar Melikschah's; 137) Sultan Sandschar zieht nach Transoxana, schlägt sich mit den Kara Chatajern, wird geschlagen und kehrt nach Chorasan zurück; 138) S. Sandschar wird von den Ghusen gefangen, und Ende dieser Weltherrscher; 139) Herrschaft Mahmud's, des Sohnes Mohammeds, des Sohnes Melikschahs; 140) Herrschaft S. Toghrul's, des Sohnes Mohammed Melikschahs; 141) Herrschaft Mesud B. Mohammed B. Melikschah's; 142) Erzählung von der Empörung des Abbas, des Statthalters von Rei; 143) Erwähnung einiger Begebenheiten, die sich nach Zerstreuung der Feinde zugetragen; 144) Schlacht Busabe's mit S. Mesud, und glücklicher Ausgang; 145) Herrschaft Melikschah's, des Sohnes Mahmud's B. Mohammed B. Melikschah's; 146) Herrschaft Mohammed's, des Sohnes Mahmud B. Mohammed B. Melikschah; 147) Erwähnung Suleimanschah's und seiner Ankunft bey S. Mohammed; 148) Herrschaft Suleimanschah's, des Sohnes Mohammed B. Melikschah's; 149) Herrschaft Aulan B. Toghrul's B. Mohammed B. S. Melikschah's; 150) Rückkehr Melik Arslan's und Verwüstung der Schlösser der Ismailiten; 151) Herrschaft Toghrul's, des Sohnes Arslan B. Mohammed B. Melikschah's;

152) Widerstand Ghasal Arslan's, und einige Begebenheiten jener Zeit; 153) Erwähnung des zweyten Zweiges der Seldschuken, der in Kerman geherrscht; 154) Erwähnung des dritten Zweiges der Seldschuken, die in Kleinasien geherrscht; 155) von der Usurpation der Chuaresmier und ihrer Herrschaft; 156) Erwähnung Kotbeddin Mohammed Nuschtegin's; 157) Itsis Chuaresmschah's; 158) Erwähnung Il Arslan Itsis Ghasi Chuan's; 159) Erwähnung Sultanschah's, des Sohnes Ilarslan's; 160) Erwähnung des an Moejed, dem Befehlshaber Nischabur's, begangenem gewaltsamen Tode und Flucht Sultanschahs; 161) der Sultan zieht wider die Kara Chatajer, Itelmisch Chan bringt im Heer auf, und wendet sich von den Gränzen Chuaresm's nach Chorasan; 162) Eroberung von Schadbach und Thronbesteigung Tekesch Chan's; 163) Zug Tekesch Chans nach Irak und einige Vorfälle; 164) Widerstand Sandscharschah's, des Sohnes Toghanschah's, und seine Gefangenschaft; Tekeschchan zieht zum zweyten Male nach Irak; 165) Sultan Mohammed besteigt den Thron Chuaresm's unter göttlicher Begünstigung; 166) Uebergang einiger der Mamluken Sultanschahs an Chuaresmschah; 167) Chuaresmschah zieht nach Mawerainnehr, und besiegt die Kara Chatajer; 168) der Sultan Chuaresms zieht zum zweyten Male mit einem Heere nach Turkistan; 169) Widerstand Chermil's, und guter Ausgang dieser Sache; 170) Ursachen der Bewilderung zwischen Chnaresmschah und dem Chalifen Naßir lidinillah; 171) Anlaß des Zuges Dschengischans in der Absicht, die Länder des Sultans zu verheeren, und Rückkehr des Schahs von Irak und Lorestan; 172) Rückkehr Chuaresmschahs nach Samarkand, Zerstreuung seiner zahlreichen Heere und Ereigniß wunderbarer Begebenheiten; 173) Zustand S. Rokneddin's; 174) S. Ghajaseddin's; 175) von den Zuständen des Sultans und seinen Thaten; 176) Widerstand, welchen Seifeddin Aghrak dem S. Dschelaleddin entgegengesetzt, Aufbruch des letzten, Uebergang über den Indus und Besetzung einiger indischer Länder; 177) S. Dschelaleddin nimmt von einigen Ländern Indostan's Besitz, und kehrt nach zweyjährigem Aufenthalt nach Arran und Kerman zurück; 178) der Sultan wendet sich nach Schiras, Ißfahan, Tebris erschlägt sich; 179) Sultan Dschelaleddin wendet sich nach Gurdschistan, Verrath des Heeres, sein Schicksal allda, Kultur seines Reichs; 180) Sultan Dschelaleddin führt zum zweyten Male ein Heer nach Gurdschistan; 181) Sultan Dschelaleddin schlägt sich mit den Befehlshabern Rum's, und Untergang seines Glückes bald hernach; 182) von den Sultanen Kara Chatai's; 183) Erwähnung S. Rokneddin Chodscha Borrak Chan's; 184) Erwähnung Kotbeddin Mohammed Sultan, des Sohnes .Rokneddin's; 185) Erwähnung der Ißmeteddin Kotlogh Turkian und Hedschadsch Sultans, des Sohnes Kotbeddin's; 186) Erwähnung Sultan Dschelaleddin's Sijurgütmisch Kotbeddin, Sohnes Mohammed Sultan's; 187) Erwähnung Ssafeweteddin der Fürstin, Tochter Kotbeddin Mohammed Sultans; 188) Erwähnung Mosafereddin Mohammed's, Sohnes Hedschadsch Kotbeddin Mohammed's, des Sohnes von Kara Chatai's; 189) Erwähnung Kotbeddin Schah Dschihan's B. Mosafireddin Mohammed B. Hedschadsch B. Kotbeddin Mohammed Sultan's; 190) Melik Naßireddin's Bekehrung zum Islam; 191) die Dynastie Mosaffir; 192) die Erziehung Emir Mohammed's; 193) Emir Mobariseddin Mohammed Mosaffir begibt sich

ins Lager Sultan Ebu Said Behadir's, und kehrt daraus zurück; 194) Scheich Ibn Ishak, der Sohn Emir Mahmud's, wendet sich zum Fürsten der Indschu nach Merw, und kömmt mit Emir Mobariseddin Mosaffir Mohammed zusammen; 195) Emir Mohammed Mosaffir zieht in der Begleitung Emir Husein's nach Schiraf, und begibt sich von da nach Kerman: 196) die Ghuriden bemächtigen sich Kerman's; 197) Eroberung der Festung und Schlacht Emir Mosaffir's mit Arabern, die ihm feindlich; 198) Emir Husein wird von Mobariseddin Mohammed gekränkt, er trennt sich von Fars, dessen Herrschaft auf Scheich Emir Ebu Ishak übergeht; 199) das Heer der Widersacher nähert sich Maijin, Melik Eschref begehrt Hülfe vom Emir Mobariseddin Mohammed Mosaffir, und Eintritt Mewlana Schemseddin's in dessen Dienste; 200) Scheich Ebu Ishak zieht das erste Mal nach Kerman; 201) Thaten Scheich Ebu Ishak's, nachdem er jenen verdienten Wesir hingerichtet; 202) Zustand der Hesare, Dscherman und Afghan, von denen Emir Mobariseddin Mohammed geschlagen wird; 203) Erwähnung der Verletzung der Treue und der Verträge; 204) Weiterer Zustand der Afghanen und Dschermanen, deren einige vertilgt werden; Emir Mobariseddin Mohammed Mosaffir zieht nach Germsir, um die andern auszurotten; 205) Emir Ebu Ishak zieht zum zweyten Male mit Emir Schah Ebu Ishak, dem Fürsten der Indschu, nach Jesd, kehrt nach Schiraf zurück, sendet ein Heer, den Emir Mohammed zu bekriegen, und schlägt die Friedensstörer in die Flucht; 206) Mobariseddin Mohammed führt ein Heer nach Schiraf; 207) Eroberung von Schiraf, des Emir Ebu Ishak Flucht, und Emir Mohammed Mosaffir unterwirft sich Irak und Fars; 208) Regierung Schah Schodschaa's, und von dem, was zwischen ihm und dem Scheich Ebu Ishak vorgefallen; 209) Schah Schodschaa erobert Schiraf zum zweyten Male; 210) Regierung Mobariseddin Mohammed Mosaffir's und Eroberung Ißfahan's; 211) Eroberung der Landschaft Schobankiare durch Kotbeddin Mohammed; 212) Gefangennehmung des Scheichs bey Ißfahan's Eroberung und Ende derselben; 213) Empörung der Dschermanen und Afghanen, Emir Mohammed zieht nach Ißfahan, wendet sich von da nach Aserbeidschan, und kehrt als Sieger von Tebris und Diarbekr nach Ißfahan zurück; 214) Emir Mobareseddin Mosaffir, Schah Schodschaa und Schah Mahmud werden mitsammen gefangen; 215) Erwähnung Emir Mobariseddin Mosaffir's bis zu dessen Tode; 216) Herrschaft Dschelaleddin Schah Schodschaa's; 217) Schah Jahja erregt Unruhe, und Erwähnung dessen, was sich zwischen ihm und Schah Schodschaa begeben; 218) das Heer Bagdads kömmt zu Kotbeddin Schah Mahmud, und Erzählung einiger Vorfälle, die sich zu Bagdad zugetragen; 219) Melik Mahmud zieht nach Kerman, dessen Einwohner sich empören; 220) Schah Schodschaa führt ein Heer nach Germsir, dessen Einwohner sich ihm unterwerfen; 221) Schah Schodschaa wendet sich nach dem Throne Suleiman's (Persepolis), und nachdem er sich lange mit Schah Mahmud geschlagen, nach Ißfahan; 222) Schah Schodschaa und Schah Mahmud senden Gesandte mit dem Begehren, daß sich Sultan Oweis, der Sohn Scheich Oweis, des Sohnes Hasans Ilkans, von der Regierung zurückziehe, und Rückkehr der Gesandten mit Erfolg; 223) Streit zwischen Schah Schodschaa und Schah Mahmud; 224) Empörung des Pehliwan Bed Ben Toghanschah in Kerman, Ende dieses Unglücklichen; Tod Sultan Oweis und Schah Mahmud's, Zug Schah Scho-

schan's nach Ißfahan und von da nach Aserbeidschan, das er erobert; 226) Rückkehr Schah Schodschaa's nach Schiras, er sendet ein Heer zur Belagerung der Rumian (Türken), und begibt sich zur Majestät (Timur); 227) Schah Husein, der jüngere Bruder Schah Jahja's, kommt nach Schiras, Schah Schodschaa begibt sich nach Sultania, und Stillung der von Tarik Abul erregten Unruhen; 228) Einige Vorfälle nach der Eroberung; 229) Sultan Schobla wird geblendet, Schah Schodschaa zieht nach Sultania und von da nach Loristan und Schuster; 230) Schah Schodschaa schreibt einen Brief an den Herrscher der Zeit (Timur); 231) Einige der preiswürdigen Eigenschaften Schah Schodschaa's; 232) von seinen Denkmalen; 233) Herrschaft des Glaubenskämpen Seinol=aabidin; 234) Schah Jahja zieht nach Ißfahan und von da nach Schiras; 235) Herrschaft Sultan Ahmed's in Kerman; 236) Sultan Seinol=aabidin befreyt den Afghanen Sijurghutmich aus dem Gefängnisse; 237) Schah Jahja sendet den Sultan Ebu Jesid als Statthalter nach Ebrkuh; 238) Widerstand Schah Johjas gegen Sultan Seinol=aabidin und Böses, das Emir Gajaseddin gewirkt; 239) Herrschaft und Grausamkeit Schah Jahja's zu Ißfahan, dessen Einwohner sich zu seiner Vertreibung vereinen, und eine Botschaft nach Fars an Seinol=aabidin senden, den sie begehren; 240) Sultan Ebu Jesid begibt sich nach Kerman, von wo, durch Sultan Ahmed vertrieben, er sich nach Jesd begab; 241) Sultan Seinol=aabidin wird von Schah Manßur gefangen; 242) Schlacht zwischen Schah Jahja und Schah Ahmed, von denen dieser die Oberhand behält; 243) Sultan Seinol=aabidin aus dem Gefängnisse befreyt, schlägt den Schah Manßur und verstärkt sich; 244) S. Seinol=aabidin zieht nach Rei, wird von Musa gefangen, zu Schah Manßur gesendet und geblendet; 245) Timur zieht zur Eroberung Irak's aus. Heere folgen auf einander von Mawereinneher nach Irak und Schuster, und Ende der Dynastie Mosaffir; 246) von den Atabegen und ihren Verhältnissen; 247) Erwähnung Amadeddin Sengi Ibn Aksankor's; 248) Melik Nureddin Mahmud B. Iseddin Sengi's; 249) Regierung desselben; 250) Seifeddin Ghasi Kotbeddin bringt seinen Bruder Nureddin Mohammed in Vorschein; 251) Erwähnung Seifeddin Ghasi B. Kotbeddin Amadeddin Sengi's; 252) Erwähnung Asededdin Mesud's; 253) Erwähnung des Atabegen Nureddin Ibn Arslanschah; 254) Erwähnung Melik Arslanschah Iseddin Mesud's, des Sohnes Nureddin Arslanschah's; 255) von den Atabegen Aserbeidschan's, welche die Ildigisen heißen; 256) Erwähnung Melik Arslanschah Iseddin Mesud B. Nureddin Arslanschah's; 257) Erwähnung des Atabegen Kisil Arslan's, des Sohnes des Atabegen Ildigis; 258) des Atabegen Ebubekr, Sohnes des Atabegen Mohammed; 259) von den Atabegen in Fars; 260) Erwähnung des Atabegen Mosaffireddin Sankor Mewdud Ben Aksankor; 261) des Atabegs Mosaffireddin Ben Sengi; 262) des Atabegen Mosaffireddin Thekle, Sohns des Atabegen Sengi; 263) des Atabegen Mosaffireddin B. Aksankor Ebu Schodschaa Saad Sengi; 264) des Atabegen Mosaffireddin Ebu Schodschaa Saad Sengi; 265) des Atabegen Mosaffireddin Kokogh Chan Ebubekr B. Atabeg Saad; 266) des Atabegen Mohammed, des Sohnes des Atabegen Ebubekr B. Sengi; 267) Mohammed Schah's, des Sohnes Sankorschah's Ben Atabeg Saad Sengi; 268) des Atabegen Seldschukschah B.

Atabeg Sankorschah; 269) der Frau Ins, Tochter Saad's B. Atabeg Saad Sengi; 270) Aufstand des Richters Scherefeddin Ibrahim; 171) die Atabegen Lors; 272) Erwähnung des Atabegen Noßreteddin Hesara's; 273) des Atabegen Tekle, des Sohnes Hesarasp's; 274) des Atabegen Jusuf Schemseddin Alp Arghun; 275) des Atabegen Efrasiab B. Jusufschah; 276) des Atabegen Nußreteddin Ahmed B. Atabeg Schemseddin Alp Arghun; 277) des Atabegen Rokneddin Jusufschah's; 278) des Atabegen Mosaffireddin Efrasat; 279) von der Dynastie der Könige Ghur's; 280) Erwähnung Sultans Adhadeddin Dschihansuf; 281) Seifeddin Mohammed's; 282) Herrschaft Ghajaßeddin Ebulfeth Mohammed B. Selim's; 283) Herrschaft Schehabeddin's; 284) Erwähnung Mahmud's, des Sohnes Ghajaseddin Mohammed Selim's; 285) Sam B. Ghajaßeddin Mahmud B. Ghajaßeddin Mohammed; 286) Itsis, des Sohnes Alaeddin Dschihansuf; 287) Dynastie der Könige von Bamian, der erste Melik Fachreddin Mesud; 288) Erwähnung Schemseddin Mohammed B. Mesud's; 289) Zustand des Königs Mohammed Ali; 290) Dynastie der Sclaven der Herrscher Ghur's; 291) Erwähnung des Tadscheddin Jildus; 292) Kotbeddin Ipek's; 293) Aramschah's, des Sohnes Kotbeddin Ipek's; 294) Melik's Naßireddin Kaimadsch; 295) die Könige von Choldsch; 296) Erwähnung Mohammed Schiran's; 297) Alaeddin's Merdan Choldsch; 298) Hosameddin Aus Choldsch; 299) S. Schemseddin Jtilmisch; 300) S. Firusschah B. Jtilmisch; 301) die Sultanin Radhijet, die Tochter Schemseddin Jtilmisch; 302) die Herrschaft Moiseddin Behramschah's, des Sohnes Schemseddin Jtilmisch; 303) Dschelaleddin Mesud's und S. Rokneddin Firusschah's; 304) Naßireddin Mohammed's und Sultans Schemseddin Jtilmisch; 305) Malaische Herrscher von Nimrus; 306) Erwähnung Tahir's B. Mohammed; 307) Melik Tadscheddin's Ebulfadhl; 308) Melik Schemseddin Mohammed; 309) Melik Tadscheddin's Harb; 310) Schehabeddin's Mahmud Harb, 321) von den Königen Kort's; 312) Erwähnung Rokneddin's, der den König Schemseddin auferzogen; 313) Melik Schemseddin Mohammed's, des Sohnes Ebibekr Kort's, und dessen Erscheinen vor Abaka Chan; 314) Herrschaft Rokneddin's, des Sohnes Melik Schemseddin zu Herat; 315) Melik Moiseddin, des Sohnes Melik Schemseddin Kort's; 316) Erwähnung des Kanzelredners von Fuschendsch; 317) Erwähnung Melik Ghajaßeddin's, des Sohnes Schemseddin's; 318) Schemseddin Mohammed's, des Sohnes Ghajaseddin Mohammed's; 319) Herrschaft Hafis Mohammed's, des Sohnes Melik Ghajaßeddin's; 320) Erwähnung Melik Mosaffireddin Husein's B. Melik Ghajaßeddin's; 321) Schlacht König Moiseddin Husein's mit dem Emir Wedschiheddin Mesud; dieser wird erschlagen, und jener von Mesud dem Serbedaren besiegt; 322) Schlacht Melik Moiseddin Husein's mit den Emiren des Stammes Erlat und den Ereignissen, die dann zu Herat Statt gefunden; 323) Schlacht Melik Moiseddin's mit Mohammed Chodscha Abiwerdi und Jtilmischbeg, die er tödtet; 324) Tod Melik Moiseddin Husein Kort's; 325) Zustand Melik Ghajaßeddin's, und Widerstand seines Bruders Mohammed Bekr; 326) Me-

lik Ghajaßeddin führt ein Heer wider Chodscha Ali; 327) Briefwechsel Timur's mit Melik Ghajaßeddin, und Pir Mohammed's Erhebung auf den Thron i. J. 778 (1376).

Dieser Band enthält also die Geschichte von 25 Dynastien, nämlich 1) die der Beni Tahir, 2) Saman, 3) der von Ghasna, 4) Dilem, 5) des Hauses Buje, 6) der Ismailiten (Fatimiten) in Aegypten, 7) der Ismailiten in Irak (Assassinen), 8) der Seldschuken Persiens, 9) Kermans, 10) Rums, 11) der Chuaresmschahe, 12) der Herrscher Kara Chatai's, 13) des Hauses Mosaffir, 14) der Atabege Irak's, 15) Aserbeidschan's, 16) Fars, 17) Loristans, 18) der Könige Ghur's, 19) Bamians, 20) der Mamluken Ghur's, 21) der Könige von Choldsch, 22) der Könige von Nimrus, 23) der Könige von Kort. Der vorhergehende dritte Band enthält die Geschichte der vier ersten Chalifen, dann die der Chalifen aus den Häusern Ommeijeh und Abbas. Von diesen 25 Dynastien sind bisher erst drey im Texte und Uebersetzung herausgegeben worden, die Geschichte der Taheriden von Jenisch, die der Sameniden und Ghasnewiden von Wilken. Aus dem gegebenen Inhaltsverzeichnisse erhellt, welch reicher historischer Stoff noch zu Tage zu fördern, und daß von allen den Dynastien keine ausführlicher behandelt worden, als die der Beni Mosaffir.

Fünfter Band: 1) Die Erwähnung Jafet's, des Sohnes Noah's, des Türkenvaters; 2) Erwähnung Türk's, des Sohnes Jafet's, und seiner Brüder umständlich; 3) Ilindsche Chan's; 4) Dib Bekuis; 5) Kujuk Chan's; 6) Ilindsche Chan's II.; 7) die Dynastie der Tataren, 8) Erwähnung Tatarchan's; 9) Bukachan's, 10) Ilindsche Chan's; 11) Ili Chan's; 12) Tuster Chan's; 13) Ordu Chan's; 14) Baidu Chan's; 15) Sundsch Chan's; 16) Dynastie der Mongolen; 17) Erwähnung Kara Chan's; 18) Oghus Chan's; 19) von den Benennungen einiger von dem Geschlechte Oghus Chan's entsprossener türkischer Stämme; 20) Oghus Chan kehrt von seinem syrischen Feldzuge gegen Westen zurück; 21) Erwähnung Gun Chan's; 22) Ai Chan's; 23) Jildus Chan's; 24) Mengli Chan's; 25) Schukr oder Scheker Chan's; 26) Il Chan's; 27) Kajat und Dirligin's Auszug von Erkene Kun; 28) Erwähnung Alanko's und ihrer drey Söhne, deren letzter Busendschir; 29) Alanko's Geschichte; 30) Erwähnung Busendschir's; 31) Erwähnung Buka Chan's; 32) Tomenchan's und seiner Söhne; 33) Baisankoe Chan's; 34) Tomene Chan's; 35) Traum Kadschul Behadir's; 36) Ilindschik Chan's; 37) Kuwile Chan's; 38) Bertan Behadir's; 39) Jesuka Behadir's; 40) Geburt Dschengischan's i. J. 549 (1154); 41) Dschengischan's kurze Geschichte bis zu seiner Thronbesteigung; 42) Ursache der Widerspenstigkeit Dschengischan's gegen Owangchan oder Ungchan, welchen Dschengis besiegt; 43) Gesandtenwechsel zwischen Owangchan und Dschengischan, Schlachten zwischen beyden und Ende Owangchan's und seines Sohnes Sengun; 44) Thronbesteigung Dschengischan's, der sich Land und Stämme (Il und Ulus) unterwirft; 45) Kampf zwischen Tabanikchan und Dschengischan; 46) Dschengischan's Krieg mit Tuktabegi, dem Herrn der Tekrit; 47) Kurultai, auf welchem Temudschin den Namen Dschengischan annimmt; 48) Feldzug Dschengischan's wider die Uiraten i. J. 604 (1207); 49) Dschengischan zieht gegen China; 50) Frieden Dschengischan's mit dem Beherrscher von China, und Ende

Altailhans; 51) die Frauen und Beyschläferinnen Dschengischans; 52) Erwähnung einiger der Einrichtungen Dschengischans und seines unter dem Namen Jasa berühmten Gesetzes; 53) Erwähnung der Sultane Kara Chatai's, welche insgemein Gurchane heißen; 54) Usurpation Kuschlik Chans in Karachatai; 55) Dschengis sendet den Dschebe Nujan, um den Kuschlik Chan abzuwehren; 56) Erzählung von der Botschaft Dschengischans an Chuaresmschah, und Begebenheiten, die zwischen Sultan Mohammed und Balwadsch vorgefallen; 57) der Chalife Naßir sendet einen Gesandten nach Mogolistan, und reizt den Dschengischan wider die Länder des Islams auf; 58) Ursachen der Erschütterung der Macht Chuaresmschahs, und Dschengischans Zug wider die Länder des Islams; 59) Dschengischan wendet sich nach Bochara, und ernennt seine Söhne und die Nuwianen mit Aufträgen nach allen Seiten; 60) Schlacht der Prinzen Ogotai und Dschaghatai mit dem Statthalter von Otrar, die sie verlieren; 61) Erzählung von Dschudschichan, der auf Befehl Dschengischans sich nach Dschind wandte; 62) Eroberung von Fenakit (Benakit) und Chodschend, und Zustand Timur Melik's; 63) Dschengischan sendet den Dschess Nujan und Subedai Behadir nach Chorasan, um den Sultan Mohammed Chuaresmschah zu verfolgen; 64) Vorfall von Chuaresm; 65) Dschengischan wendet sich nach Nachscheb, Termid und Balch; 66) Tuli Chan wendet sich nach Chorasan, und erobert Merw Schahdschan; 67) Vorfall von Herat; 68) Dschengischan beräth mit seinen Söhnen und mit den Nuwianen die Rückkehr nach Mogolistan; 69) Dschengischan kehrt in seinen ursprünglichen Jurt zurück; 70) was zwischen Dschengischan, seinen Söhnen und den Nujanen vorgefallen, er empfiehlt sie dem Karadschar Chan; 71) Erwähnung Dschudschi's, des ältesten Sohnes Dschengischans, welchen Batu nachfolgt; 72) Erwähnung Dschaghatai's, des Sohnes Dschengischans; 73) Regierung Ogotai's, des Sohnes Dschengischans; 74) Aufbruch Ogotais gegen China; 75) er sendet die Prinzen, seine Söhne, zur Eroberung von Ländern, lebt im Vergnügen, und baut Herat wieder auf; 76) Kuriltai und Tod des Ogotai; 77) einige seiner Thaten und Worte; 78) Erwähnung Tulichans, des Sohnes Dschengischans; 79) Erwähnung Turakina Chatun's; 80) Thronbesteigung Kujukchans, welcher den Christen vor den Moslimen den Vorzug gibt; 81) Herrschaft Mengkukaan's, des Sohnes Tulis, des Sohnes Dschengischans; 82) Ränke und Complotte einiger Prinzen wider Mengkukaan i. J. 643 (1245); 83) Rückkehr der von Mengkukaan entlassenen Prinzen, und einige seiner Thaten; 84) Erwähnung Scherefeddin Chuaresmi's, welcher das Unheil des Islams; 85) Mengkukaan und Holugukaan wenden ihre Gunst den Beamten zu, und Kubelakaan sendet Heere nach Osten und Westen; 86) Mengkukaan zieht nach China, wo er stirbt; 87) Regierung Kubilakaan's, des Sohnes Tuli's; 88) Widerstand Alghui's, und einige seiner Thaten; 89) Erzählung vom Prinzen Kaidu und Ende der Herrschaft Alghai's; 90) Arikbuka kömmt ins Lager Kubilai's, und Ende dieses unwissenden Prinzen; 91) Kuriltai uubilai's, und einige Begebenheiten dieser Zeit i. J. 662 (1263); 92) Thronbesteigung Timur Kaan's B. Dschimkim's B. Kubilai's B. Kuli's B. Dschengischan; 93) Widerstand Dewa's, des Sohnes Borrak's, wider Timurkaan; 94) Schlacht der Emire Timurkaan's mit Kurden und Dewen i. J. 700 (1300); 95) Tod Timurkaan's, und einige Proben seiner Huld und

Großmuth; 96) Erwähnung der Chane von Kipdschak in gedrängter Kürze; 97) Erwähnung der Nachkommen Dschengischans, welche in Turan herrschten; 98) Erwähnung von Holakuchan, dem Sohne Tulis, und seines Zuges nach Iran; 99) Erwähnung der Cultur Bagdads, der Aufnahme und des Verfalls des Chalifats; 100) die Schätze Bagdads und des Schlosses werden nach dem Schlosse Derjadsche (am See von Meragha) bey Selmas gebracht, Könige und Sultane kommen von allen Seiten, ihre Huldigung dem Throne darzubringen; 101) Ausgabe der ilchanischen Tafeln zur Zeit der Regierung Holaku Chans; 102) Zug Holaku Chans nach Syrien, und Eroberung dieses Landes; 103) Ankunft des Prinzen Jaschmut zu Miafarakein, gewaltsamer Tod des Königs Kiamil und Verheerung dessen Landes; 104) Jaschmut wendet sich nach Mardin, und Eroberung dieses Schlosses; 105) Tod Bedreddin Lulu's und Ende seines Sohnes Ssalih; 106) Schlacht Ketbuka Nujan's; 107) Ursachen des Zwistes zwischen Holakuchan und Borka und ihrer Burger, deren Satzungen Dschengischan verdorben hat, Bürgerkrieg; 108) von einigen Vorfällen, die sich zu Ende der Regierung des Ilchun (Holaka's) ereigneten, und dessen Tod i. J. 663 (1664); 109) Abakakaan begibt sich in das Lager des Ilchans, und Belehrung bey seiner Thronbesteigung durch ein Schreiben Naßireddin's von Tus; 110) Verwaltung der Länder unter Abaka Chan; 111) Lob und Thaten Chodscha Schemseddin's des Wesirs und seines Bruders Alaeddin; 112) Tuktai zieht nach Iran, um Blut der Verwandten zu rächen, und wird geschlagen; 113) Regierung Borrak's, des Enkels Dschaghatai's, und dessen Streit mit dem Enkel Ogotai's; 114) Mesudbeg kommt zum Abakakaan als Gesandter i. J. 666 (1267); 115) Rüstung Borrak's in der Lust, Chorasan zu erobern; 116) Schlacht Tschinoghul's, des Sohnes Holaku's, und einige andere Begebenheiten; 117) Abaka Chan's Zug nach Chorasan, und Sieg über Borrak Aghlan erfochten; 118) Borrak's Islam und Ende; 119) Streit der Söhne Borrak's mit Kaidu, und Verwüstung Bochara's, wohin Schemseddin und Akbeg kommen; 120) Schlacht der Aegypter mit den Mongolen i. J. 665 (1266); 121) Medschdolmülk von Jesd gewinnt an Ansehen, und Schemseddin's, der Isbahur der Dwars, Credit nimmt ab; 122) Tod Abaka Chan's; 123) Regierung Ahmed Chan's und Macht Medschdolmülk's; 124) der Sultan sendet den Scheich Abderrahman als Gesandten nach Aegypten, Ursachen der Bewilderung zwischen dem Sultan und Erghun, und einige andere Vorfälle dieser Zeit; 125) Widerstand Nigudar Oghul's wider Sultan Ahmed i. J. 682 (1283); 126) Widerspenstigkeit Arghun's und Ende S. Ahmed's; 127) Thronbesteigung Arghunchan's, des Sohnes Abaka's i. J. 683 (1284); 128) Schicksal Schemseddin's, des Inhabers des Diwans, und seines Bruders; 129) Zustand Seaadeddewlet's des Juden und dessen Glück durch das Geschick; 130) Einiges von den Zuständen Buka's und von seinem gewaltsamen Tode; 131) Tod Arghun's, Hinrichtung Seaadeddin's des Juden i. J. 698 (1298); 132) Regierung Kendschatuchan's, des Sohnes Abakuchan's, i. J. 690 (1291); 133) Einführung des Papiergeldes; 134) Ende der Zustände Kendschatuchan's; 135) Thronbesteigung Baiduchan's; 136) Einiges vom Lobe Emirs Newrus, welcher sich bestrebt, den Islam in Schwung zu bringen, i. J. 676 (1279); 137) Prinz Ghasan wendet sich nach Rei, seine Emire begehren den Baidu Aghul, und dessen Antwort; 138) Ghasan zieht zum zwey-

ten Male nach Irak, und besteigt den Thron; 139) Borrak stimmt in die Feindschaft wider Newrus; 140) Aufbruch der kaiserlichen Fahnen nach Hamadan i. J. 696 (1296), und Ermordung des Newrus; 141) S. Ghasan sendet seinen Bruder Mohammed Chodabende nach Herat i. J. 698 (1298); 142) einige Ereignisse nach dem Tode von Newrus und der Regierung S. Ghasan's; 143) die Wesirschaft Chodscha Reschid's; 144) S. Ghasan ordnet die Herrschaft, und sendet seine Gesandten nach Aegypten; 145) Ghasanchan führt zum zweyten Male ein Heer nach Syrien; 146) Tod S. Mahmud Ghasan's i. J. 703 (1304); 147) Einige Begebenheiten, die während des Sultans Krankheit und hernach in Chorasan vorfielen; 148) Thronbesteigung S. Mohammed Chodabende's i. J. 703 (1304); 149) etwas von der Heftigkeit und Macht Naßireddin's, des Sultans von Aegypten; 150) von den Königen Aegyptens; 151) Hinrichtung Chodscha Seaadeddin's und einer großen Menge seiner Anhänger, Chodscha Ali Schah Dschilan wird dem Reiche in der Wesirschaft beygegeben; 152) Mohammed Chodabende sendet Emire und Nuwiane nach Gilan, und die siegreichen Fahnen folgen denselben; 153) Oldschatiu Sultan sendet den Emir Danischmend Behadir nach Herat, wo er ins größte Unglück verfällt; 154) Budschai belagert die Stadt Herat auf Chotabende's Befehl; 155) Ende der Zustände Melik Naßir's und Aufbruch des Sultans des Islams nach Rahbetesch-Scham; 156) die Prinzen Kesek und Meisur nebst einigen andern kommen nach Chorasan, Budschai wird getödtet; 157) die Verwaltung Chorasan's wird dem Prinzen Abu Said Behadir übertragen; 158) Bewilderune, die zwischen den Prinzen Kopek und Meisur vorgefallen; 159) Tod Oldschatiu Sultan's und Ende seiner Regierung i. J. 716 (1316); 160) Thronbesteigung S. Abusaid's zu Sultania; 161) Widerstand Meisur's und gewaltsamer Tod des Emirs der Gränzwache; 162) Widersetzlichkeit der Wesire und Hinrichtung Chodscha Reschidedin's (des großen Geschichtschreibers) i. J. 718 (1318); 163) Ereigniß einiger Inseln, welche den Sultan betrüben; 164) Verweisung Chorasan's und Aufruhr des verführten Prinzen Meisur; 165) Meisur führt ein Heer nach Sistan, kehrt nach Germsir zurück, und zieht von da nach Chorasan i. J. 718 (1319); 166) Empörung der Emire S. Ebusaid's wegen der Uebermacht Emir Tschoban's; 167) Schlacht zwischen Ebu Said und den empörten Emiren; 168) Emir Husein zieht nach Chorasan; 169) Ende desselben und Zustand des Prinzen Meisur; 170) verschiedene Begebenheiten der Regierung S. Ebu Said's; 171) der Sultan ändert seine Gesinnung gegen Tschoban, der sich nach Chorasan begibt; 172) Hinrichtung Emir Dimischk Chodscha's, der Sultan beschickt die Emire Chorasan's wegen Abtreibung Tschoban's und dessen Anhanges; 173) die Wesirschaft wird dem Chodscha Ghajaseddin Mohammed übertragen; 174) Emir Tschoban sieht seine gefährliche Lage ein, der Wesir Ssain, beygenannt Melik Nußreteddin, wird getödtet; 175) Emir Tschoban bricht mit feindlichen Gesinnungen wider den Sultan auf; 176) Emir Tschoban's Niederlage; 177) Hinrichtung Emir Tschoban's und Zug des Gleißners, d. i. Melik Ghajaseddin Kort's, nach Irak; 178) Erwähnung der Kinder Emir Tschoban's und deren Ende; 179) Tyranney Turitaghai's in Chorasan; 180) verschiedene Vorfälle des Jahres 732 (1331); 181) Tod S. Ebu Said's i. J. 736 (1335); 182) Regierung Arpa Kiauk

Chan's; 183) Musa Chan und Emir Ali führen ein Heer wider Musa, welches mit Said Ghajaßeddin Mohammed gefangen wird i. J. 736 (1336); 184) Aufstand Mohammed Chan's und des Nuwian Emir Husein; 185) Regierung Togha Timur Chan's, der ein Heer nach Irak und Aserbeidschan führt; 186) Emir Scheich Hasan steht auf, sammelt die Familie Tschoban's, und schlägt sich mit Emir Scheich Hasan dem Nujianen; 187) Togha Timur Chan zieht nach Irak, von wo er beschämt zurückkehrt; 188) Regierung Suleiman Chan's und einige Vorfälle während selber; 189) Band der Eintracht zwischen Jaghi Besti, dem Sohn Emir Tschitan's, und Melik Eschref; 190) Erwähnung Scheich Hasan's und seiner Hinrichtung; 191) Melik Eschref und Jaghi Besti kehren aus Fars zurück; 192) Herrschaft Melik Eschref's, des Sohnes von Timurtarich, des Sohnes Tschoban's; 193) Melik Eschref zieht mit einem Heere nach Ißfahan, und Zustand des Wesirs Chodscha Abdolhaji; 194) Dschanibeg zieht nach Aserbeidschan, und Ende der Herrschaft Melik Eschref's; 195) Tod Emir Scheich Hasan's, Oweis besteigt den Thron und führt ein Heer nach Tebris; 196) Tod Sultan Oweis und Thronbesteigung seines Sohnes S. Husein's; 197) Begebenheiten nach dessen Thronbesteigung; 198) Husein's Aufbruch nach Bagdad und Widerstand Aadil Oka's; 199) Sultan Husein's gewaltsamer Tod und Thronbesteigung S. Ahmed's i. J. 784 (1382); 200) Erwähnung Toghatimur's und seines gewaltsamen Todes; 201) Emir Weli bemächtigt sich Astrabad's; 202) Aufstand Seid Kawameddin's in Masenderan; 203) von dem Aufstande und der Aufnahme der Serbedare und ihrer überwältigenden Macht in Chorasan; 204) Erwähnung Scheich Chalife's, Erscheinung Scheich Hasan's, Emir Arghun Schah sendet ihn nach Schloß Jafer; 205) Scheich Harun Dschusi kömmt aus dem Schlosse Jafer los; 206) Tod Emir Wedschiheddin Mesud's; 207) Regierung Emir Schemseddin Fasllullah's; 208) Regierung Schemseddin Ali's; 209) Herrschaft Chodscha Ahmed Keradi's; 210) Herrschaft Chodscha Schereddin Keradi's; 211) Herrschaft Haider Kaßab's; 212) Herrschaft Emir Lutfallah's, des Sohnes Emir Mesud's; 213) Herrschaft Pehliwan Hasan's; 214) Herrschaft Chodscha Ali Moejed's, mit Uebereinstimmung des Dewr ul Asis.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde.

Dieser Gegenstand ist seit Marcus Hansiz von mehreren Geschichtsforschern behandelt worden, worunter die vorzüglichsten, die ich kenne, sind: Professor Veit Anton Winter in seinen Vorarbeiten zur Beleuchtung der österreichischen und bayerischen Kirchengeschichte; — der Florianer Chorherr Franz Kurz in seinen Merkwürdigern Schicksalen der Stadt Lorch, der Gränzfestung Ennsburg und des alten Klosters St. Florian; — Freyherr von Hormayr in seiner Ge-

schichte Wiens; und Prof. Albert Muchar im zweyten Theile seines Norikums unter drn Römern.

Freyherr von Hormayr folgte hinsichtlich der Geschichte von Lorch den Ansichten und Behauptungen des Marcus Hansiz, ohne sich in besondere kritische Untersuchungen einzulassen. Die Resultate der Forschungen der andern genannten Gelehrten sind sehr ungleich ausgefallen, je nach dem größern oder geringern Einfluß der Autorität des Hansiz auf ihre Urtheile und Ansichten. Obwohl sich alle drey in Verwerfung der Acten des h. Maximilian, des Bischofs von Lorch und Martyrers, in ihrer bisher bekannten Form vereinigen, und nur den Constantius, den Zeitgenossen des h. Severin, als den ersten historisch gewissen Bischof von Lorch erkennen; unterscheiden sie sich doch wieder hinsichtlich des Alters der Metropolitanwürde Lorchs sehr auffallend. Winter nimmt sie schon im dritten Jahrhundert als ausgemacht an; Muchar erkennt aus wichtigen Gründen den Bischof von Lorch, Theodor, welcher um das Jahr 504 von dem Papste Symmachus das Pallium erhalten hat, als den ersten Erzbischof und Metropoliten jener Kirche; Kurz hingegen bezweifelt aus nicht minder wichtigen Gründen die Echtheit der Bulle des Papstes Symmachus, und folglich auch die Metropolitanwürde der Kirche Lorch.

So verdienstvoll auch die Forschungen dieser Gelehrten sind und bleiben, so ist doch durch dieselben das Alter der Metropolitanwürde Lorchs nicht entschieden, nicht zur historischen Gewißheit erhoben. Diese zu erringen versuchte der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung, in welcher er sich abermals genöthigt sieht, als entschiedener Gegner des Marcus Hansiz aufzutreten, welcher, wie die Geschichte der Kirche Salzburg, so noch weit mehr die Geschichte der Kirchen Lorch und Paßau auf einem ganz falschen Grunde gebaut hat, und dadurch zum Steine des Anstoßes geworden ist, der allen Forschern, die sich auf seine Auctorität verließen, zum Falle, aber noch keinem zur Auferstehung gedient hat.

I. Grundlage des Hansiz, nämlich die ersten und zuverlässigsten Nachrichten von dem Alter, der Würde und Größe der Metropolitankirche Lorch (Germ. Sacr. Part. I. pag. 7).

»Viel,« sagt Hansiz, »ist von der Kirche Lorch durch Schrift und Tradition bekannt geworden, aber mit Fabeln gemischt, welche die Unwissenheit der Vorzeit gebar Laßt uns einmal sehen, was an der Sache ist, was durch allgemeine Uebereinstimmung bewährt, und so beschaffen ist, daß man sich darauf fußen kann. Daher wollen wir, mit einstweiliger Beseitigung der jüngern Dokumente, Chroniken, Verzeichnisse und Conjecturen, auf die Hauptsache selbst sehen, das ist, auf echte und uralte Monumente, welche gleichsam die Grundlage ausmachen, auf welcher das Gebäude der ganzen Geschichte stehen soll, und worauf sich menschliche Treue, — sie ist heilig und ihr Mißbrauch Frevel, — ohne Verdacht eines Betrugs, sicher verlassen kann. Es sind zwar dergleichen Monumente nur wenige, dem ungeachtet wollen wir sie hier zusammen aufstellen, gleichsam vor die Fronte des Gebäudes.«

»Das erste Monument ist der Brief des Papstes Symmachus an Theodor, Bischof von Lorch. Symmachus bestieg den apostolischen Stuhl im Jahre 498 und regierte bis zum Jahre 514. In welchem

Jahre seines Pontificats er diesen Brief geschrieben, ist nicht bekannt; daß er ihn aber geschrieben, hat meines Wissens noch niemand bezweifelt. Den größern Theil desselben hat Anton Pagi in seiner Kritik über die Annalen des Baronius angeführt, ohne dagegen etwas einzuwenden. Den nämlichen Brief haben die Päpste als echt erkannt, besonders Benedict VII., welcher sich in seiner Bulle vom Jahre 974 für den Erzbischof von Lorch, Piligrim, ausdrücklich darauf bezieht. Das zweyte Monument der Kirche Lorch ist das Leben des h. Severin von Eugippius, seinem Schüler, beschrieben; es macht uns mit Constantius bekannt, welcher zur Zeit des h. Severin Bischof zu Lorch gewesen. Das dritte ist eine Stelle aus dem Leben des h. Antonius von Lirin, der ein Neffe des Bischofs Constantius gewesen, geschrieben von Ennodius, dem gleichzeitigen Bischof von Pavia, worin dem vorgenannten Constantius ein schönes Zeugniß gegeben wird. Das vierte sind die Acten des h. Maximilian, Bischofs von Lorch und Martyrers, von welchen zwar die Urschrift nicht mehr vorhanden ist, wohl aber Commentare und Abschriften, welche ohne Zweifel aus den ältesten Dokumenten geschöpft und bestätigt sind: durch die uralte Verehrung desselben in der Kirche Paßau; durch den h. Rupert, welcher ihm zu Ehren Kirchen weihte; durch die einstimmige Aussage der Martyrologien und anderer liturgischen Bücher; daß also fürwahr Niemanden beyfallen kann, an dem h. Maximilian oder an seiner bischöflichen Würde zu Lorch zu zweifeln. Das fünfte Monument endlich sind Notizen und uralte Schriften, auf welche sich schon im neunten und zehnten Jahrhundert die Päpste in ihren Bullen für die Metropole Lorch beriefen: so Eugen II. im Jahre 825; Agapitus II. 946; Benedict VII. 974.«

»Diese sind die Monumente,« sagt Hansiz, »welche allgemein angenommen und unbezweifelt sind; andere fanden wir nicht, ungeachtet unserer emsigen Durchforschung aller Ueberbleibsel der Kirche Lorch.«

Diese letztere Versicherung ist eine Wahrheit, die sich noch in der neuesten Zeit bestätigt, in welcher die königlich bayerische Akademie der Wissenschaften den ganzen bischöflich paßauischen Urkundenschatz in den vier Theilen des XXVIII. und XXIX. Bandes der Monumentorum Boicorum (Monachii 1829 — 1831) herausgegeben hat. In dieser wichtigen Sammlung fand ich zum Behufe der Geschichte von Lorch keine andern Monumente, als jene zwey, welche Hansiz an der ersten und vierten Stelle nennt; nämlich eine ziemlich späte Abschrift der Bulle des Papstes Symmachus und eine Notitia de antiquissimo Statu Ecclesiae Laureacensis, mit einem Verzeichnisse der Bischöfe von Lorch und Paßau.

Diese Notiz ist die nämliche, welche unter den Schriften des Bernardus Noricus gefunden wird, und die Adrian Rauch im zweyten Theile seiner Scriptorum rerum Austriacarum, pag. 331 Nro. III und pag. 339 Nro. V herausgegeben hat. Eben so ist diese Notiz gar nichts anders, als der 21., 22., 23. und 24. Absatz aus dem Commentar zu den Acten des h. Maximilian, wie sie bey Hieron. Pez im ersten Theile seiner Scriptorum rerum austriacarum pag 22 zu finden sind. Um meinen Lesern alle Mühe des Nachschlagens zu ersparen, fügte ich dieser Abhandlung einen kleinen diplomatischen Anhang bey, in welchem die Acten des h. Maximilian unter Nro I, jene Notitia aber unter Nro. IX zu lesen sind.

Ich untersuche nun die von Hansiz angeführten Monumente hinsichtlich ihrer Beweiskraft, jedoch, dem Gange meiner Abhandlung

gemäß, nicht nach der Ordnung, welche ihnen Hansiz in Ansehung ihrer Wichtigkeit gegeben, sondern nur nach ihrer Zeitfolge, und so beginne ich mit den Acten des h. Maximilian.

II. Die Acten des h. Maximilian.

»Zwey Momente,« sagt Hansiz (pag. 30, Cap. V), »sind von dem h. Maximilian unbezweifelt: seine bischöfliche Würde zu Lorch und sein Martyrertod zu Cilly. Beydes ist bestätigt durch echte Verzeichnisse der Martyrer, durch die Kirchen, welche zu dessen Ehren schon von dem h. Rupert und nach dessen Zeit geweiht worden sind; durch seine Reliquien, welche in der Kathedralkirche zu Paßau bewahrt und verehrt werden; endlich auch durch einige Denkmale zu Cilly, wo man noch den Platz seiner Enthauptung und Beerdigung zeigt. Ob man ihn Bischof oder Erzbischof nennen soll, lasse ich dahingestellt seyn; denn der Titel Erzbischof kam erst später empor. Metropolit war er gewiß, nämlich Bischof in der Hauptstadt des Norikums, im nämlichen Verhältnisse, wie seine Nachfolger, bey welchen wohl Niemand ihre erzbischöfliche Würde und den Gebrauch des Palliums bezweifelt.«

Hansiz beruft sich zuerst auf echte Martyrologien, wenn er sie doch auch nur genannt hätte! — In keinem der alten Martyrologien bey den Bollandisten und Heinrich Canisius fand ich den h. Maximilian, Bischof und Martyrer. Das Nämliche hat auch Prof. Winter bekannt. Was können jüngere Martyrologien gegen das allgemeine Schweigen der alten beweisen?

Die Kirchen, welche zu Ehren des h. Maximilian schon vor dem h. Rupert und nach dessen Zeit geweiht worden, bezeugen zwar die uralte Verehrung dieses Heiligen, die ich nicht bestreite, aber sie beweisen nicht, daß Maximilian Bischof zu Lorch gewesen, und zu Cilly enthauptet worden ist. Die salzburgischen Dokumente, auf welche sich der Legendist beruft, sprechen nur von einem h. Maximilian, ohne ihm den Titel Bischof oder Martyrer zu geben [1]), und jene Urkunde des Königs Karlmann für sein Stift Altötting nennt ihn nicht anders als Confessor Christi [2]). Wenn der h. Maximilian Bischof zu Lorch gewesen, und dieser Sitz von Vivilo, dem letzten Bischof daselbst (wie verlauten will), nach Paßau übertragen wurde, warum findet sich durch das ganze achte und neunte Jahrhundert keine Spur einer öffentlichen Verehrung dieses Heiligen daselbst? — Erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts in einer Urkunde des Kaisers Otto II. dd. Bamberg den 30. Sept. 985 für den Bischof Piligrim von Paßau geschieht die erste Erwähnung des h Maximilian: »ubi Sanctus Valentinus et Maximilianus confessores Christi corpore requiescunt« [3]). Wie endlich, daß in den Lebensmomenten des h. Maximilian, wie sie in der Paßauer Legende vorkommen, gar so auffallende Gleichheit (den Episcopat Maximilians ausgenommen) mit den Lebensmomenten des h. Pelagius, Martyrers von Aemona, herrscht, die ich dem diplomatischen Anhange unter Nro. II beygefügt habe, zum beyderseitigen Vergleiche?

Zwar sind auch diese Acten des h. Pelagius nicht authentisch, wie schon der Archidiakon von Krain, Joh. Ludwig Schönleben, und

---

1) Juvavia II. S. 29. 31.

2) Hundii Metrop. Salisburg. Tom. III. p. 41.

3) Mon. Boic. Vol. XXVIII. Part. I. p. 243. Nro. 161.

auch der Hagiograph selbst bekannt hat [1]). Schon die Duplicität der Person dieses Martyrers, für welche doch nur einerley Acten vorhanden sind, macht alles zweifelhaft. Die Reliquien des einen Martyrers Pelagius wurden mehrere Jahrhunderte in der Kathedralkirche zu Laibach, wie Ferdinand Ughellus in seiner Italia Sacra Tom. V. col. 219 versichert, aufbewahrt und verehrt, bis sie endlich unter dem Papste Urban V. (1378—1389) nach Genua überbracht worden sind. Der Leib des andern Pelagius wird in der Kathedralkirche zu Constanz am Bodensee aufbewahrt und verehrt. Mag es sich nun mit diesem doppelten Pelagius wie immer verhalten, der Name dieses Martyrers wird schon in dem Martyrologium rythmicum des Mönches Wandelbert von Prüm, eben so in dem des Notkerus von St. Gallen und in den sehr alten des Klosters Reichenau genannt. Die Lebensmomente des h. Maximilian sind ganz aus denen des h. Pelagius entnommen, und auf dem Drahtzuge der biblischen Rhetorik von den Paßauer Legendisten in die Länge gezogen worden. Wer diese Behauptung zu kühn findet, der folge mir noch in den folgenden Abschnitt.

III. Die Acten des h. Florian, Martyrers zu Lorch.

Der Kaiser Diokletian, aufgereizt von dem Caesar Gallerius, ließ zu Nikomedia den 23. Febr 303 den Befehl ergehen, »daß alle Kirchen der Christen niedergerissen, und ihre heiligen Bücher verbrannt werden sollen; die Vornehmen, welche dem Christenthume nicht entsagen, sollen ihre Ehrenstellen, der gemeine Mann seine Freyheit verlieren.« Am folgenden Tage erschien ein zweyter kaiserlicher Befehl: »Jeder Christ soll seine Amts- oder Dienstesstelle verlieren, und an Leib und Gut gestraft werden ohne Unterschied [2]). In den ersten Tagen des Monats May ward dieser Befehl auch im ganzen Norikum vollzogen. Die Acten, welche Hieron. Pez (Part. I. p. 36) und die Bollandisten am 4. März bekannt gemacht haben, und welche auch in dem diplomatischen Anhange dieser Abhandlung unter Nro. III zu lesen sind, nennen den römischen Tribun Florianus und noch vierzig Christen, die des Glaubens wegen zu Lorch hingerichtet worden sind. Diese Acten, kurz und einfach, sind für den Zweck dieser Abhandlung von der größten Wichtigkeit, daher sie auch an dieser Stelle genauer gewürdigt zu werden verdienen.

»In den Tagen der römischen Kaiser Diokletianus und Maximia»nus erhob sich eine Verfolgung gegen die Christen, welche verschiedene »Martern und selbst den Tod gerne erduldeten, um der Verheißung Jesu »Christi theilhaftig zu werden. Als nun der Befehl der gotteslästernden »Fürsten nach Norikum gekommen war, wo der Präses Aquilinus sein »Amt verwaltete, begab sich dieser sogleich nach dem Castrum Lorch, und »begann strenge Nachforschung um die Christen, von welchen er nicht »weniger als vierzig zusammenfangen, einkerkern und auf verschiedene »Weise martern ließ. Freudig folgte deren Bekenntniß der selige Flo»rianus; denn sobald er vernahm, was zu Lorch geschehen, sprach er »zu den Seinigen: Ich muß nach Lorch gehen, und daselbst für den »Namen Christi leiden. Als er nun dahin und zu seinen Kriegsgefähr»ten gekommen war, von welchen er hörte, daß sie Christen aufsuchen, »damit sie den Göttern opfern, sprach er: Was sucht ihr lange? Auch »ich bin ein Christ, gehet und meldet dem Präses, Florian sey da.

1) Acta Sanctorum. Mensis Maji Tomus VI. p. 151.

2) Euseb. Hist. L. 8. c. 2. Lactant. l. c. 13.

»Jener befahl ihm, auf der Stelle den Göttern Weihrauch zu streuen, »und als er ihn nicht dazu bewegen konnte ließ er ihn mit knotigen »Stöcken schlagen. Vergebens; Florian blieb fest bey seiner Weige»rung. Darauf wurden ihm die Schulterblätter mit spitzigen Eisen ge»brochen; auch dieses litt Florian standhaft und mit Freude um Christi »willen. Endlich befahl der beschämte Präses, ihn auf die Ennsbrücke »zu führen, und mit einem an den Hals gebundenen Steine in den Fluß »hinunter zu stürzen. Als Florian dieses Endurtheil vernommen, »ging er fröhlich und jubelnd zum Tode, in der festen Hoffnung, daß er »durch denselben eingehe in das ewige Leben.«

Die Authenticität dieser Acten, den Hauptmomenten nach bis zu Florians Tode, ist nicht nur von allen ältern, sondern auch von den Gelehrten unserer Tage, welche diesen Gegenstand in Untersuchung nahmen, von Winter, Kurz und Muchar anerkannt. Von dem h. Florian zeugen alle Martyrerverzeichnisse, von jenem des h. Hieronymus angefangen Für ihn zeugt eine zur Kirche des h. Stephan zu Paßau von dem Priester Reginolf in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts gemachte Schenkung: »In ea vero die manentibus Otkario vocato episcopo unacum fidelibus suis in loco nuncupante ad *Puoche* ubi pretiosus martyr Florianus corpore requiescit« *).

Hansiz hat der Leidensgeschichte des h. Florian ein eigenes Kapitel gewidmet (VII p. 41), aber absichtlich unterlassen, sie als das erste, älteste und wichtigste Monument der Geschichte Lorchs, wie sie wohl verdient hätte, anzuführen; denn gerade diese Acten sind es, welche seinen mühsam aufgeführten Bau zertrümmern.

Den 4 May des Jahres 303 fand Aquilinus, der Präses des Norikums, in dem Castrum Lorch (nicht der Sitz des Präses, nicht Hauptstadt des Norikums, sondern wegen seiner militärischen Wichtigkeit ein befestigtes Lager an dem, seit den Zeiten des Augustus wohlbefestigten und wohlbewachten Donau-Limes), nach strenger Nachforschung nicht weniger als vierzig Christen, zu welchen sich noch der wackere Tribun Florianus freywillig gesellte. Manchen mag diese Zahl unbedeutend erscheinen, aber dem Auctor der Legende schien sie nicht so; denn er sagt ausdrücklich, daß nicht weniger als vierzig Christen ergriffen worden sind. Dieses beweiset, meines Erachtens, augenscheinlich, daß das Christenthum in dem Castrum Lorch bey weitem noch nicht so alt war, als man sich bisher vorgestellt hat. Wer kann glauben, daß daselbst die christliche Religion schon vor mehr als zwey Jahrhunderten durch die heiligen Apostel und Evangelisten Marcus und Lucas, oder durch des erstern Schüler Hermagoras, oder durch dieses letztern Jünger Syrus und Evretius gegründet worden sey, wo man zu Anfang des vierten Jahrhunderts nach strenger Nachforschung vierzig Christen gefunden, worunter wahrlich kein Bischof, kein Priester, kein Diakon, ja gar kein Geistlicher genannt wird; und wo nach dem Verhältniß des Ortes und der Zahl der Christen noch kein Bischof vorhanden seyn konnte. In dem befestigten und scharf bewachten Castrum Lorch, an dem, von den gegenüber wohnenden Barbaren und Reichsfeinden stets bedrohten, stets beunruhigten Donau-Limes, noch dazu in den Zeiten, in welchen das Christenthum durchaus noch keiner öffentlichen Duldung genoß, ist es wahrlich zu wundern, daß in jenem schrecklichen Verfolgungsjahre 303 nicht weniger als vierzig Christen, frey-

*) Mon. Boic. Vol. XXVIII. Part. II. p. 35. Nro. 38.

lich erst nach strenger Nachforschung, gefunden worden sind. Was ist nun glaubwürdiger, dieses, was die authentischen Acten des h. Florian, den Zeit= und Ortsverhältnissen getreu, erzählen? oder was uns der betrügerische Paßauer Legendist aufdringen will, daß die Kirche Lorch schon von den Aposteln als Metropole begründet worden, und daß der h. Maximilian schon 45 Jahre vor dem Opfertode des h. Florian Metropolitan=Bischof zu Lorch gewesen?

IV. Das Christenthum ist nicht von Lorch aus nach Pannonien verbreitet worden, daher konnte Lorch niemals die Metropole oder Mutterkirche von Pannonien seyn.

Zur nämlichen Zeit, in der nämlichen von Diokletian befohlenen Christenverfolgung, in welcher zu Lorch mit dem römischen Krieger Florian noch vierzig Christen gemartert und getödtet worden sind, bestanden in Pannonien an der Drave und Save schon größere Christengemeinden mit Bischöfen an ihrer Spitze. So zu Petovium der durch seine Gottesgelehrtheit berühmte, selbst von dem h. Hieronymus belobte Bischof Victorin; zu Siscia der h Quirinus, zu Sirmium der h. Irenäus. »Gegen St. Victorins Bischofswürde und Martyrtod kann gar nichts eingewendet werden« sagt Prof Muchar *). Das bestimmte Zeugniß des dem Zeitalter Victorins so nahen und in aller Geschichte so umfassend und gründlich bewanderten h. Hieronymus wird durch die eben so bestimmten Aussagen Cassiodors und der Martyrologien des Ado und Usuards, welche Victorins Leiden in die diokletian. Verfolgung und auf den zweyten November setzen, mächtig unterstützt. Der gelehrte und scharfsinnige Kritiker Tillemont stimmt dieser Meinung bey.«

Eben so wenig läßt sich gegen die Acten des h. Quirinus einwenden, welche Prof. Muchar ihrem ganzen Inhalte nach anführt. Aus diesen Geschichtsquellen ist von dem h. Quirinus Folgendes gewiß: Er war Bischof zu Siscia in Pannonien Als solcher wurde er in der Diokletianischen Verfolgung ergriffen, und da er von dem Glauben an Jesum Christum nicht ablassen, und die kaiserlichen Befehle, den Göttern zu opfern, nicht erfüllen wollte, nach Sabaria geführt, und daselbst von dem Präses Amantius zum Tode verurtheilt. Er wurde mit einem großen Steine am Halse in die Sabaris, heute der Gränzfluß bey Steinamanger, gestürzt, den 4. July des Jahres 303. Hinsichtlich des h. Irenäus, Bischofs zu Sirmium, beruft sich Hansiz (p. 22) auf das Menologium graecum, welches aussagt, daß Irenäus in der Diokletianischen Verfolgung den 23. August, auf Befehl des Präses Probus, mit dem Schwerte hingerichtet worden sey. Wie könnte man also glauben, daß die größern und ansehnlichern Kirchengemeinden zu Petovium, Siscia und Sirmium von der damals noch so kleinen Christengemeinde zu Lorch entstanden, und daß diese Kirche die Mutter oder Metropole von jenen gewesen?

Auch der geschichtliche Gang der ursprünglichen Verbreitung des Christenthums widerspricht der Behauptung, daß das Evangelium von Lorch nach Pannonien verbreitet worden. Die Acten der Apostel (Cap. XVI — XIX) berichten, daß der h. Paulus mit seinem Schüler Sylas von Troas in Kleinasien nach Samothrake überschiffte, von wo

*) Norikum unter den Römern, Thl II. S. 116.

er, das Evangelium predigend, nach Philippi in Macedonien, nach Thessalonich, nach Athen in Achaja und nach Korinth gekommen sey. Einen andern seiner Schüler, den getreuen Titus, hatte er zu gleichem Zwecke nach Dalmatien und dann nach Kreta gesendet [1]. Der h. Dionysius, Bischof zu Korinth im Anfange des zweyten Jahrhunderts, bezeugt in einem Briefe an die Römer, daß der h. Apostel Petrus zu Korinth gepredigt, und daß der h. Paulus den Areopagiten Dionysius zum Bischof von Athen ordinirt habe [2]. Hesychius, Bischof zu Salona in Dalmatien im Anfange des fünften Jahrhunderts, bezeugt aus den Tabellen der Kirche Sirmium, daß Andronikus, ein Schüler des h. Paulus, der erste Bischof daselbst gewesen, so wie Domnus, ein Schüler des h. Petrus, der erste Bischof zu Salona in Dalmatien [3]. Da ferners der nämliche Hesychius versichert, daß der h. Petrus mit seinem unzertrennlichen Schüler Clemens die Provinzen Thracien, Macedonien, Mösien, Epirus, Pannonien, Dalmatien, ja ganz Illyrien, überall das Evangelium verkündend, durchwandert habe; da Hieronymus und Gregorius von Nyssa das nämliche von dem Apostel Paulus bezeugen, so darf man zuversichtlich annehmen, daß an der ganzen dalmatischen Meeresküste und in den obgenannten Provinzen, so wie in den größten und bedeutendsten Städten derselben, schon im ersten Jahrhundert von den Aposteln und ihren Schülern die göttliche Lehre verkündigt, zahlreiche Christengemeinden gewonnen, und denselben allenthalben Bischöfe, Priester und andere Lehrer vorgesetzt worden sind. Das ist der wahre Anfang, die wahre Begründung der christlichen Religion und Kirche in den illyrischen Landestheilen, wie ihn die Apostelgeschichte und die Zeugnisse der Kirchenväter darstellen. Daher finden wir in den Unterschriften der ältesten Concilien-Acten, zu Nicäa im Jahre 325, zu Sardika im Jahre 347, zu Ephesus 431 und zu Chalcedon 451, so viele Bischöfe von Dacien, Thracien, Macedonien, Achaja, Epirus und Dalmatien, während von Pannonien höchstens einer, aus dem Norikum aber gar keiner erscheint. Es ist auch ganz der Natur der Sache gemäß, daß sich die Apostel und ihre Schüler den im beständigen Kriegszustande befindlichen kleinen und wohlbewachten Colonialstädten an der obern Donau nicht genähert, sondern nur in den größten Städten des östlichen Illyriens und Dalmatiens den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut haben, in der festen Zuversicht, daß er sich allmälich auch in die obern nördlichen Gegenden verbreiten werde.

V. Weder im Anfange des vierten Jahrhunderts, noch in dem ganzen Laufe desselben bis zu Ende zeigt sich eine bischöfliche, noch weniger eine Metropolitan-Kirche zu Lorch.

Sobald die christliche Religion und Kirche von dem Kaiser Constantin dem Großen Friede und Sicherheit erhalten hatte, entwickelte sich schnell die Organisation des Kirchenwesens zu einer bestimmten Form, und die bischöflichen Sitze, deren nun immer mehrere entstanden, folgten im Allgemeinen dem Range der Städte nach der Civilordnung. Alle Kirchenstatistiker nehmen daher die damals bestandene Ländereintheilung als Grundlage der kirchlichen Diöcesan-Eintheilung

1) II. Br. Timoth. Cap. IV. an Titus Cap. V.

2) Euseb. Hist. II. 25. III. 41.

3) Farlati Illyricum Sacrum, Tom. I. p. 249. 256.

an, so daß in den Städten, wo der höchste Civil-Senat mit dem Statthalter oder Präfect war, auch der bischöfliche Hauptsitz, in den kleinern Städten aber, die einen untergeordneten Magistrat hatten, ein bischöflicher Sitz errichtet wurde. Daher ward unter dem genannten Kaiser die Mutter der Städte Sirmium, so wie nach der Civilordnung die Hauptstadt West-Illyriens und der beständige Sitz des Statthalters, also auch nach der kirchlichen Ordnung der Sitz des Metropolitan-Bischofs und des apostolischen Vicars. Nur im Norikum und in den pannonischen Landestheilen längs dem obern Donau-Limes treffen wir, obgleich das Christenthum schon allenthalben Eingang und Bestand gefunden hatte, in dem ganzen vierten Jahrhundert keine Spur von einer solchen hierarchischen Einrichtung, welcher der beständige Kriegszustand, die politische Unbedeutendheit der dasigen Colonial-Städte und das militärische Uebergewicht in denselben durchaus hinderlich seyn mußten.

Selbst Hansiz gesteht (p. 9), daß er in der Geschichte der alten Kirchenversammlungen, welche doch im vierten und fünften Jahrhundert so oft gehalten wurden, und aus deren Unterschriften man die Namen der Bischöfe und ihrer Kirchen von der ganzen christlichen Welt kennen lernen kann, durchaus keinen Bischof von Lorch gefunden habe. »Doch dieses,« sagt er weiter, »ist von keiner großen Bedeutung. Es ist nicht bey Lorch allein der Fall, sondern bey mehreren andern Kirchen (die er aber nicht nennt), daß ihr Andenken in dem Strudel der Zeit untergesunken ist; daher auch von den Acten und Unterschriften der Concilien nur Weniges, und dieses verstümmelt und verdorben, auf uns gekommen, was uns besonders von unserm Norikum und Pannonien nicht wundern darf, da diese Provinzen öfters als alle andern von den Barbaren durchstürmt und verwüstet worden sind. Da war der Donau-Limes des römischen Reiches, da die Schwelle, welche von den Markomannen, Quaden, Hunnen, Gothen, Gepiden, Rugiern, Herulern, Alemannen, Longobarden, Avaren und Slaven unter- und nacheinander so oft durchbrochen und verheert worden ist. In diesen Provinzen wurden die blühendsten Städte bis auf die letzte Spur vertilgt, mit ihnen alle Kirchen und alle Spuren menschlicher Cultur. Kein Wunder also das tiefe Stillschweigen von der Metropolitankirche Lorch und ihren Bischöfen! Kein Wunder, daß man weder den Anfang, noch das Zunehmen oder die Ausbreitung dieser Kirche kennt!«

Meines Erachtens hat diese Entschuldigung mehr Schein als Gehalt der Wahrheit. Wo begannen die Völkerstürme früher, wo dauerten sie länger, wo wütheten sie schrecklicher, als in Dacien, Thracien, Macedonien und Achaja? — Demungeachtet hat die Geschichte die Namen so vieler Kirchen und Bischöfe jener Provinzen bewahrt und gerettet, daß die Kirchenstatistiker aus den ersten fünf Jahrhunderten von Dacien 16, von Thracien 34, von Macedonien und Achaja 82, zusammen 132 bischöfliche Sitze aufzählen können. Wie, daß sich das Stillschweigen von der Metropole Lorch durch alle ersten vier Jahrhunderte, durch alle Schriften so vieler Kirchen- und Profan-Geschichtschreiber, durch alle Schriften so vieler Kirchenväter, durch alle Acten so vieler Kirchenversammlungen, durch alle Acten so vieler Heiligen erstreckt? — Wie, daß sogar kein Bischof von Lorch weder durch Gelehrsamkeit, noch durch Heiligkeit des Wandels, weder durch Standhaftigkeit in Vertheidigung des wahren Glaubens, noch durch Abfall von demselben und Anhänglichkeit an den Arianismus in dem Laufe des ganzen vierten Jahrhunderts bemerkenswerth geworden ist?

Zwar meinten einige Gelehrte, in der Aufschrift des Briefes, welchen die Synode zu Sardika vom Jahre 347 an die Alexandrinische Kirche schrieb, die Bischöfe Norikums ausdrücklich bemerkt gefunden zu haben, weil sie sagt: »Sancta Synodus per gratiam Dei Sardicae congregata, ex urbe Roma, ex Hispania, Galliis, Italia, Africa, Sardinia, Pannoniis, Mysiis, Dacia, Norico etc.« Allein, in dem unmittelbar darauf folgenden Schreiben der nämlichen Synode ad universas ecclesias, in welchem in der Aufschrift noch um 15 Provinzen mehr genannt werden, ist Norikum ganz ausgelassen, also wahrscheinlich nur durch einen Verstoß in das erste Schreiben gekommen [1]). Wie gesagt, in keinem der im vierten Jahrhundert gehaltenen Concilien und Synoden, zu Nicäa 325, zu Sardika 347, zu Mailand 347, 355, zu Sirmium 357, zu Rimini 359, zu Rom 349, 351, 358, 378 etc., findet sich eine Unterschrift, oder eine Stimme, oder eine Erwähnung von einem Bischofe von Lorch, oder überhaupt von einem Bischofe des Norikums. Im Jahre 381 den 3. September begann unter dem Vorsitze des h. Ambrosius, Metropoliten und apostolischen Vicar von Mailand, die Synode von Aquileja gegen die beyden arianischen Bischöfe Palladius und Secundianus und gegen den arianischen Priester Attalus. Die Namen aller Bischöfe und Priester, welche dieser Synode beygewohnt haben, sind, ungeachtet der darauf erfolgten Völkerstürme, gerettet worden [2]). Aber auch unter diesen sucht man den Namen eines Bischofs von Lorch oder überhaupt aus dem Norikum vergebens. In einer so nahen Versammlung, der es um die Ruhe und Einigkeit besonders der pannonischen Kirche zu thun war, kein Bischof von Lorch weder in Person, noch durch Abgeordnete! Ist auch kein Wunder; denn noch am Ende des vierten Jahrhunderts erscheint Lorch in der Notitia dignitatum utriusque imperii nur als Sitz des Befehlshabers der zweyten Legion, des Commandanten der Donau-Flotille und einer Schildfabrik.

VI. St. Severin, Schutzengel des unglücklichen Norikums. Constantius erster historisch gewisser Bischof von Lorch.

Mit dem fünften Jahrhundert begann die Völkerfluth, welche sich unter beständigen Plünderungen und Verwüstungen durch das Norikum nach Italien und die andern Provinzen des oströmischen Reiches fortwälzte. Nach dem Abzuge der Westgothen und ihrer Verbundenen aus Pannonien und Norikum breiteten sich die Hunnen in diesen Provinzen aus, deren König Attila, wahrhaft eine Geißel Gottes, bis zum Jahre 441 in Dacien, Mösien und Pannonien siebenzig Städte in den Schutt warf, darunter auch Sirmium, West-Illyriens große und reiche Hauptstadt, und Hansiz zweifelt nicht (p. 55), daß auch Lorch dieses nämliche Loos getroffen, was sich aber durch die nächstfolgende Zeit nicht bestätigt. Als Attila um das Jahr 453 im Blute erstickt war, nachdem er stets gedürstet, machten sich seine Söhne, verlassen von des Vaters Geist, die Herrschaft streitig. Diesen Bruderzwist benützten die bisher den Hunnen unterworfenen Völker zu ihrer Befreyung. Ardarich, der Gepiden König, im Bunde mit dem ostgothischen Fürsten Walamir und dessen Brüdern, griff zu den Waffen. An Netads Ufern fiel Ellak,

1) Harduin. Concil. Tom. I. col. 651 et 661.

2) L. c. Tom. I. col. 834, et Bern. de Rubeis Monum. Eccl. Aquilej. cap. IX. col 81.

der erstgeborne Sohn Attila's, mit 30,000 Hunnen im Kampfe gegen die Gepiden und ihre Bundesgenossen. Seine Brüder Dengezik und Irnak flüchteten sich mit ihren übrig gebliebenen Haufen an die Küste des Pontus. Mitten durch diese feuerflackernde blutige Wildniß, durch all diesen Gräuel der Verwüstung, kam von den Ländern des Aufganges St. Severin, der Mann Gottes, in rauhem Bußkleide, nackten Fußes, den Stab in seiner Hand, das Psalmbuch an seinem Gürtel, unversehrt und ungekränkt in das Ufer-Norikum, wo er durch seinen beynahe dreyßigjährigen Aufenthalt, vom Jahre 453 oder 454 bis an seinen Tod den 8. Jänner 482, der Schutzgeist des ganzen Norikums, der Retter der Bedrängten, der Vater der Armen, der Lehrer und Führer aller Wahrheit suchenden geworden ist. Eugippius, sein trefflicher Schüler, hat das heilige Leben und wohlthätige Wirken dieses Engel Gottes, zwar nicht in chronologischer Ordnung, aber mit Wahrheit und liebevoller Treue geschrieben, die zuverläßigste Quellenschrift für die damalige Geschichte Norikums, das einzige Licht in jener schrecklichen Finsterniß, auch von Hansiz als zweytes Monument der Kirche Lorch genannt. Wie sie den jammervollen Zustand des gesammten, von den raubsüchtigen Horden der Alemannen, Thüringer, Schyren, Heruler, Rugier und Gothen durchschwärmten und geplünderten Norikums und Pannoniens beschreibt, eben so zeigt sie uns den fast überall in seiner Reinheit erhaltenen Zustand der christlichen Religion durch das ganze Norikum bis in das zweyte Rhätien, wo der h. Severin noch überall Versammlungshäuser der Christen und Kirchen mit Priestern, Diakonen und andern Geistlichen, sogar auch gottgeweihte Jungfrauen getroffen hatte. Diesen Zustand der christlichen Religion aufrecht zu erhalten und zu befördern, befließ er sich aus allen Kräften; daher sein Schmerz und sein Eifer, wenn er, wie zu Cuculis, heidnische oder andere abergläubische Gebräuche entdeckte (cap. 12). Unter ihm, und gewiß auch nur auf seinen Betrieb, wählte die Christengemeinde zu Tiburnia, der Hauptstadt des Norikums, den Priester Paulinus, einen Freund und Verehrer Severins (cap. 23), und die zu Lorch den Priester Constantius zu ihrem Bischof, da der h. Severin diese ihm angebotene Würde ausgeschlagen hatte (cap. 10). Als aber auch diese Gemeinde zu Lorch mit der Zeit von den Barbaren öfters angegriffen, sich nicht länger erwehren zu können schien, und der Rügenkönig Feletheus Anstalten traf, alle zu Lorch versammelten Flüchtlinge aus den obern Städten, sammt den Einwohnern jener Stadt, von da hinweg zu führen, und im Rügenlande zu vertheilen, trat der h. Severin in das Mittel; verhinderte durch seine ernstlichen Vorstellungen die gewaltsame Abführung des gesammten Volkes, bewirkte aber dessen freywillige Auswanderung in das Rugenland (cap 30), wo es nach feyerlicher Uebereinkunft mit dem König Feletheus nach Faviana und in die übrigen rugischen Städte und Flecken vertheilt ward, wobey kaum bezweifelt werden darf, daß Constantius, der Bischof von Lorch, mit einem Theile seiner Gemeinde Faviana zu seinem damaligen Sitze werde bekommen haben, wo er nicht nur den Tod seines Freundes, des h. Severin (im J. 482), sondern auch den zweymaligen Heereszug des Königs von Italien, Odoacer, in das Rugenland (im J. 487 und 488), die Zerstörung des Rugenreiches und die darauf erfolgte allgemeine Auswanderung aller italischen Colonisten aus dem Norikum, ja selbst noch den Beginn des grausamen Vertilgungskampfes zwischen Odoacer und Theodorich, König der Ostgothen, erleben mußte. Dieses bezeugen zwey merkwürdige Stellen

in dem Leben des h. Antonius von Lirin, eines Neffen des Bischofs Constantius, welches der gleichzeitige Bischof von Pavia, Ennodius, beschrieben hat: »Qui (Antonius) ne Sancti instituta propositi per parentum blandimenta frangeret, annorum ferme octo genitoris tutela nudatus est: mox tamen ad illustrissimum virum *Severinum* ignara fuci aetas evolavit; qui, dum eum mulceret osculis, futura in puero bona quasi transacta relegebat. — — — Sed postquam beatus vir humanis rebus exemtus est; *Constantii* Antistitis ea tempestate florentissimi junctus obsequiis, gloriosis operibus vitae rudimenta dedicavit, qui eum inter exceptores ecclesiasticos coelestem militiam jussit ordiri: erat enim venerabilis sacerdos *Antonii* nostri patruus. — — — Sed jam peccatorum consummatio Pannoniis minabatur excidium. Nam succisa radice substantiae regionis illius status in pronum deflexerat. Per incursus enim variarum gentium quotidiana gladiorum seges messem nobilitatis absciderat, et foecundas humani generis terras in populante desolabat. Jam *Franci*, *Heruli*, *Saxones* multiplices crudelitatum species belluarum more peragebant, quae nationum diversitas superstitiosis mancipata culturis deos suos humana credebat caede mulceri, nec unquam propitia se habere numina, nisi cum ea aequalium cruore placassent. Quoscunque religiosi titulus declarabat officii, hos quasi seniores hostias immolabant; aestimantes, quod piorum jugulis divinitatis cessaret indignatio. *Inter has temporum procellas Constantius pontifex*, ne quid in mundo haberet subsidii, terra hostibus deputata, *humana lege liberatus est*« *).

Selbst Hansiz bekennt, daß der hier erzählte Einfall der Franken, Heruler und Sachsen erst bey dem Ausbruche des Krieges zwischen Odoacer und Theodorich im Jahre 490 sich ereignete, und daß jene Völker mit dem König von Italien, Odoacer, im Bunde waren, daher sie auf sein Geheiß nach Pannonien und Norikum einfielen. Diese Stelle des Ennodius ist dem Hansiz das dritte Monument der Geschichte von Lorch. Daß er aber (p. 83) den Constantius einen mit dem Pallium gezierten Erzbischof und Metropoliten von Pannonien nennt, dazu hat ihm weder die Legende von dem h. Severin, noch obige Stelle des Ennodius die mindeste Veranlassung gegeben. Ein pannonischer Bischof ist Constantius durch seine Versetzung nach Faviana allerdings geworden, aber kein Metropolit, kein mit dem Pallium gezierter Erzbischof von Pannonien.

VII. Ob Theodor der Nachfolger des Constantius in dessen bischöflicher Würde zu Lorch geworden?

Den Paßauer Verzeichnissen zu Folge gibt Hansiz (cap. XVI. p. 84) dem verstorbenen Bischof Constantius einen Theodor zum unmittelbaren Nachfolger, den nämlichen, welcher um das Jahr 504 von dem Papste Symmachus das Pallium mit dem Auftrage erhalten haben soll, dasselbe nach der Gewohnheit seiner Vorfahren zu tragen; bey welcher Gelegenheit Hansiz nicht umhin kann, jene Bulle des Papstes Symmachus, sein erstes und vornehmstes Monument der Kirche Lorch, neuerdings nach ihrem ganzen Inhalte anzuführen. Hernach wirft er die Frage auf: Wo denn Theodor während jenes zwey-

*) Maxima Bibliotheca veterum Patrum. Tom. IX. p. 393.

fachen Heereszuges des Odoacer in das Rugenland gewesen? Ob er auch mit den Uebrigen ausgewandert sey? — Es scheint so, meint Hansiz; denn der Comes Pierius zwang Alles zur Auswanderung. Wozu sollte auch der Hirt ohne Heerde zurückgeblieben seyn? — Jedoch, ich glaube nicht, folgert Hansiz weiter, daß das Ufernorikum gar so sehr entvölkert worden; denn was wäre es nöthig gewesen, bald darauf einen Erzbischof daselbst anzustellen, wenn keine christlichen Gemeinden vorhanden gewesen wären? — Eugippius sagt auch nur, daß Pierius alle Römer zur Auswanderung gezwungen habe, nicht aber auch die andern Einwohner. Es ist gewiß, daß eine Menge Italiener in diesen Provinzen gelebt hatten, so zwar, daß sich auch die Eingebornen an ihre Sprache gewöhnten. Sie wohnten vorzüglich in den Städten, und da Odoacer beschlossen hatte, diese zu zerstören, so ergibt sich offenbar, daß die Menschenleere nur die zerstörten Städte betroffen habe. Selbst die Weissagung des h. Severin nennt ja nur die Städte: »Haec oppida nunc frequentata cultoribus in solitudinem redigentur« etc. Theodor mag nun zurückgekehrt oder wenigstens nachher angestellt worden seyn, da Theodorich, König von Italien, auch über Norikum und Pannonien herrschte, und die zerstörten Städte wieder aufbaute; denn Cassiodor in seiner Chronik setzt dieses unter die besondern ruhmvollen Thaten jenes Königs; »Sub felici (Theodorici) imperio plurimae renovantur urbes; munitissima castella conduntur; consurgunt magna palatia; magnis operibus antiqua miracula superantur.«

Gleichen Sinnes mit Hansiz schreibt der Freyherr von Hormayr in seiner Geschichte Wiens *): »Gleich Odoacer betrachtete sich auch Theodorich als den Erben der vormaligen abendländischen Kaiser. Ihm gehorchte Alles, von Sicilien bis an den Genfer-See und bis tief nach Pannonien. Ihm gehorchten Norikum und die beyden Rhätien, welchen er einen Herzog gab. Publicistische, strategische und politische Rücksichten vom größten Gewichte (?) mußten ihn mahnen, die Donaugränze wieder herzustellen. Man hat Amts-Instructionen, Briefe und Befehle von ihm, an Servatus, den Herzog beyder Rhätien, an die Provincialen und Curialen von Suavia, an alle in Pannonien wohnenden Barbaren und Römer, an die Provincialen des Norikums, an den Grafen Colosseus, Präfecten des sirmischen Pannoniens, an Epiphanius, Consularen der Provinz Dalmatien. Es läßt sich kaum zweifeln, unter so vielen andern gesunkenen und verwüsteten, durch ihn wieder hergestellten Sitzen der Eingebornen und Sammelpuncten römischer Gränzbeobachtung und Vertheidigung, habe Theodorich auch Lorch und Windobona wieder erhoben. Des erstern Bischof Constantius folgte bald seinem h. Lehrer Severin in die Welt des Friedens nach. Auf ihn kam Theodor in der Metropolitanwürde dieser (wie Papst Symmachus ausspricht) von den Aposteln selber gegründeten Kirche. Mamertin, der römische Tribun, den einst Severin mit Wenigen ausgesendet, streifende Barbarenhorden zu zersprengen, und ihnen Gefangene und Beute wieder abzunehmen, wurde Faviana's Bischof, das hiermit wohl seiner Festungswerke beraubt, gesunken und entvölkert, aber weder von den Quaden, noch von Attila, noch von Alemannen oder Herulern zerstört und ausgeödet seyn konnte.«

Aus diesem Raisonnement geht nichts anders hervor, als daß

*) II. Thl. 1. Heft. S. 10.

Theodorich von publicistischen, strategischen und politischen Rücksichten vom größten Gewichte gemahnt worden ist, Lorch und Faviana wieder herzustellen, damit Theodor, der Nachfolger des Constantius und Mamertin, einstmaliger Tribun (welcher nur durch eine übel angebrachte und mißverstandene Randglosse in einigen Handschriften der Severinischen Legende Bischof geworden), so bald als möglich ihre bischöflichen Sitze erhielten; und so wie Freyherr von Hormayr, aus Rücksicht für diese Bischöfe, an keine Zerstörung der Städte im Norikum und Pannonien, sondern nur an eine Demolirung der Festungswerke derselben glaubt, so sucht Hansiz, um für den neu angestellten Erzbischof von Lorch, Theodor, eine angemessene Christengemeinde zu erübrigen und einen anständigen bischöflichen Sitz zu haben, die Auswanderung aller italischen Colonisten so sehr als möglich zu vermindern, und aus Cassiodor zu beweisen, daß Theodorich alle zerstörten Städte im Norikum und Pannonien in zauberischer Geschwindigkeit wieder hergestellt habe. Wenn man so in der Geschichte verfährt, so muß alle Wahrheit daraus verschwinden! — In dem 34 Kapitel von Severins Legende sagt dieser sterbende Greis zu seinen trauernden Mönchen! »Wisset ihr Brüder! So wie die Kinder Israels aus dem Lande Aegypten befreyt worden sind, eben so müssen alle Völker dieses Landes von der ungerechten Herrschaft der Barbaren befreyt werden; denn alle aus diesen Städten mit ihrer Habe und Gut abziehenden Leute werden ohne alles Hinderniß in das Land der Römer gelangen. Erinnert euch aber des Gebotes des Patriarchen Joseph, dessen ich kranker Mann euch durch ein gleiches gedenkend machen will: Der Herr wird euch heimsuchen, und ihr werdet meine Gebeine mit euch von hinnen nehmen, nicht mir, sondern euch zum Frommen. Denn diese jetzt so bevölkerten Ortschaften (loca, nicht oppida) werden in eine so schreckliche Wüste verwandelt werden, daß die Feinde, im Wahne, noch etwas Gold zu finden, selbst die Gräber der Todten aufreißen werden« — Eugippius, der die Skizzen zu dem Leben Severins um das Jahr 510, eher später als früher, entworfen, fügt unmittelbar hinzu: »Die Wahrheit dieser Weissagung haben die gegenwärtigen Ereignisse bewiesen, cuius vaticinii veritatem eventus rerum praesentium comprobavit. Der erste Theil dieser Weissagung kam bey Odoacers zweyter Heeressendung in das Rugenland (im J. 488) in Erfüllung. Die von ihm befohlene Auswanderung nennt Eugippius selbst eine allgemeine, ut dum generalis populi transmigratio provenisset etc., und wenn diese Auswanderung auch nur alle italischen Colonisten und hauptsächlich die Städte betraf, so war sie für das Ufernorikum fühlbar und schrecklich genug; denn die italischen Colonisten machten mit dem römischen Militär den bey weitem größten Theil der Einwohner in allen Städten und Flecken aus, da nach der römischen Politik die eingebornen Noriker gewiß so viel möglich von dem Donau-Limes entfernt und versetzt worden sind. Diese Oede wurde noch fürchterlicher, als auch der zweyte Theil von Severins Weissagung in Erfüllung ging; da nämlich jener blutige Vertilgungskampf zwischen Odoacer und Theodorich im Jahre 490 ausgebrochen war, und wie Ennodius berichtet, der Sünden Vollmaß den Untergang über Pannonien und das angränzende Norikum herbeyführte; da die Franken, Heruler und Sachsen in jene unbewehrten und menschenleeren Landestheile einbrachen. Werden wohl diese Barbaren, multiplices crudelitatum species belluarum more peragentes, die noch stehenden Wohnungen der Lebenden verschont haben, wenn sie aus Golddurst selbst

die Gräber der Todten aufrissen? — Und wenn Eugippius noch im Jahre 510 versichert: cuius vaticinii veritatem eventus rerum praesentium comprobavit, so erkennen wir hierin die lange Dauer dieses Gräuels der Verwüstung, welche uns schlechterdings nicht gestattet, an eine Nachfolge des oben erwähnten Theodors in der bischöflichen Würde von Lorch zu denken, wohl aber an einen lange dauernden Verfall aller sittlichen, religiösen, und sogar aller Landescultur. Von einer Wiederherstellung der Städte und Castelle am Donau=Limes durch den Ostgothen=König Theodorich findet sich nirgends eine Spur, und selbst Freyherr von Hormayr konnte in jenen Amts=Instructionen, Briefen und Befehlen Theodorichs, welche Cassiodor gesammelt, nichts anders auffinden, als daß dieser König seinem Präfect Faustus die sorgfältige Verpflegung der Gränzsoldaten — nicht am Donau=Limes — sondern in den engen Gebirgsschlünden bey Füßen am Lech befohlen; daß er — nicht Lorch und Faviana wieder hergestellt, sondern — das altgallische Trident erweitert und befestigt, auf dem nahe an der Etsch frey emporstrebenden Felsblock eine starke Citadelle erhoben (Verruca); eine neue Stadt im Tridentinischen angelegt, und das Brenta=Thal durch die Burg Alsuca geschirmt habe. Lauter Anstalten zur Beschützung seines Augapfels Italien. In Betreff Norikums findet sich weiter nichts anders, als die Erlaubniß, daß die armen Noriker ihr kleines Vieh gegen größeres bey den Alemannen vertauschen dürfen.

Aber die Bulle des Papstes Symmachus an Theodor, Erzbischof von Lorch und Pannonien? — Diese trägt den Stämpel der Falschheit und Verwerflichkeit an Stirne und Brust, im Titel und im ganzen Inhalt. Aber Hansiz hat sie als echt erkannt, und sie als das erste wichtigste Monument der Kirche Lorch an die Schwelle ihrer Geschichte gestellt? — Seine eigenen Gedanken über diese Bulle hat Hansiz nicht ausgesprochen, sondern nur die Urtheile Anderer. »Er wisse Niemand,« so sagt er, »welcher gezweifelt, daß Papst Symmachus diese Urkunde wirklich gegeben habe.« Dieses konnte Hansiz zu seiner Zeit, vor mehr als hundert Jahren, wohl noch mit allem Grunde sagen; denn vor seiner Zeit hatte noch kein Schriftsteller die Geschichte von Lorch kritisch behandelt. Sein zweyter Grund ist: »Daß selbst Pagi, das Licht der Kritiker, nichts gegen diese Bulle eingewendet habe.« — Als Pagi einen Theil dieser Urkunde anführte *), war er weder berufen, noch in Muße, sie kritisch zu untersuchen, sondern in andere Gedanken so vertieft, daß er seinen Verstoß im Schreiben nicht bemerkte Er sagt: »Harum Symmachi litterarum mentionem facit Agapitus II. in epistola ad Gerhardum Laureacens. Ecclesiae Archiepiscopum, qui eius privilegia renovari petierat.« Nicht Agapitus II., sondern Benedict VII. ist es, welcher in seinem Briefe für den Bischof Piligrim von Paßau im Jahre 947 der Bulle des Symmachus an Theodor von Lorch ausdrücklich erwähnt. Darauf setzt Pagi hinzu: »Has litteras plures Scriptores ab Agapito Papa II. qui seculo decimo floruit (hier hatte er sagen wollen: ab Agapito I. qui Seculo VI. floruit) scriptas esse existimarunt, indeque Gerardum, qui eas obtinuit, post Theodorum Ecclesiae Laureacensi praefuisse tradidere, sicque Laureacens. Archiepiscoporum Seriem susdeque verterunt.« Wenn übrigens Pagi von der Echtheit der Bulle des Symmachus überzeugt gewesen wäre, wie hätte er bey dem Jahre 737 schreiben können;

*) In critica Baronii. Tom. VI. col. 1122. Num. V.

»Primus episcopus Ecclesiae Pataviensis *ordinarius* fuit *Vivilus*, quare episcopi, quos Hundius aliique ante Vivilum memorant, *regionarii* tantum fuere.« So auch von den nächsten Nachfolgern des Vivilo: »Isti omnes erant *episcopi ordinarii*, metropolitano tamen titulo non gaudebant, *nec ante Arnonem Salzburgensem qu squam in Bajoaria fuit hac dignitate ornatus*.« — Den dritten Grund für die Echtheit der besagten Bulle nimmt Hansiz von den Päpsten, indem er sagt: »Den nämlichen Brief haben die Päpste als echt erkannt, besonders Benedict VII., welcher sich in seiner Bulle vom Jahre 974 ausdrücklich darauf bezieht.« Jene Pallien-Verleihungen für die Bischöfe von Paßau, Urolf, Gerhard und Piligrim, werde ich in ihrer Zeitfolge ihrem ganzen Inhalte nach anführen und beleuchten, so wie auch meine Meinung hierüber mit gehöriger Begründung ohne Hehl und Rückhalt aussprechen.

Baronius in seinen kirchlichen Annalen Tom. VI führt drey Briefe des Papstes Symmachus an; eben so viele Harduin in seiner Conciliensammlung Tom. II. Johann Dominik Mansi in seiner Concilien-Sammlung Tom. VIII, col. 208 gibt deren 12 in folgender Ordnung: 1) Ad Aeonium Arelatensem Episcopum. 2) Ad eundem. 3) Ad Liberium Patricium. 4) Ad Laurentium Mediolanensem Ep. 5) Ad Caesarium Arelat. Episcopum. 6) Apologetica adversus Anastasii Imp. libellum. 7) Ad Episcopos Confessores Afros 8) Ad Orientales. 9) Ad Episcopos Galliae. 10) Ad Caesarium Episcopum Arelat. 11) Ad Theodorum Laureacensem. 12) Ad Avitum Episcopum Viennensem. Es gilt auch von diesen Briefen, was der Sammler bey denen des Papstes Gelasius col. 125 dem Leser zu bemerken gibt: »Ego illa omnia vel fere omnia hic sub uno veluti conspectu exhibere aggressus sum; non quod omnia sinceros esse Gelasii foetus existimem; sed eodem plane consilio, quo et caeteri ante me conciliorum collectores minus etiam sincera, sed quae ab aliis sincera habita sunt, danda esse judicarunt.« Auch hat Mansi die Bulle an Theodor von Lorch nicht etwa aus dem päpstlichen Archive oder aus schon ältern Sammlungen des Isidor, Dionysius oder Gratianus, sondern eben so wie Pagius, ex appendice ad Chronicon Reichersbergense, und ex Metropoli Salisburg. Hundii bekommen.

In dieser Sammlung macht uns der Brief an Theodor von Lorch den auffallendsten und schreyendsten Unterschied von den übrigen Briefen des Symmachus in der Titulatur, so wie in der ganzen Schreibart.

Die Titulatur des Symmachus an den Metropoliten von Arles, so wie an andere Bischöfe, ist die nämliche höchst einfache, welche alle echten Briefe und Dekrete seiner Vorgänger ausweisen, nämlich: Dilectissimo fratri Aeonis (Caesaris) Symmachus. Im Contexte gebraucht er: Dilectio oder Caritas tua. Am Ende des Schreibens folgt gewöhnlich der fromme Wunsch: Dominus te incolumen custodiat frater carissime, und das Datum, welches den Monatstag und die Namen der Consuln enthält. Aber wie ganz anders, wie fremdartig und ungewöhnlich ist die Titulatur in dem Briefe an Theodor von Lorch: »Symmachus Sanctae apostolicae sedis gratia Dei Episcopus Reverentissimo et sanctissimo fratri Theodoro Laureacensis Ecclesiae Archiepiscopo. Es ist wohl wahr, daß man dergleichen ungewöhnliche und auffallende Titulaturen auch in andern Briefen früherer Päpste antrifft, aber nur bey solchen, welche falsch und erdichtet sind. Die Antwort des Papstes Felix II. (355—358) auf die Zuschrift der Bischöfe Aegyptens lautet in

der Titulatur: Reverendissimis atque dilectissimis fratribus. — — Felix almae Romanae Urbis et universalis ecclesiae Episcopus. Allein, sowohl dieses Antwortschreiben, als auch die Zuschrift der ägyptischen Bischöfe an diesen Papst werden von dem Herausgeber als Suppositicia erklärt [1]). Eben so auch das Antwortschreiben des Papstes Damasus († 384) an Stephan, Erzbischof von Mauritanien, worin folgende Titulatur: »Damasus servus servorum Dei atque per gratiam eius Episcopus Sanctae catholicae Ecclesiae urbis Romae Stephano Archiepiscopo Concilii Mauritaniae. Bey diesem Briefe steht die Randbemerkung des Herausgebers: Falsa atque adulterina epistola Stephani ut et rescriptum Damasi [2]). Durch sorgfältige Nachforschung und Vergleichung der in den anerkannt echten Briefen und Dekreten der Päpste vom vierten bis in das neunte Jahrhundert gewöhnlichen Titulatur habe ich mir die Ueberzeugung gewonnen, daß der Zusatz: per Gratiam Dei oder Gratia Dei, in den Briefen der Päpste des fünften und sechsten Jahrhunderts immer nur in falschen Actenstücken erscheine, und daß die Titulatur an einen Metropoliten: Reverendissimo ac Sanctissimo fratri, vor Gregorius I. (590—604) in keinem echten Briefe der Päpste vorkomme.

Eben so ist auch die Schreibart in der Bulle an Theodor von Lorch auffallend von der in den andern Briefen des Symmachus unterschieden. Dieser hatte sich meistens des damaligen Diakonus der römischen Kirche und nachmaligen Bischofs von Pavia, Ennodius, als seines Geheimschreibers bedient, und wer sich mit der Schreibart dieses Bischofs in dessen Briefen, Lobreden und Legenden im IX. Bande der Maxima Bibliotheca veterum Patrum vertraut gemacht hat, wird sie in den Briefen des Papstes Symmachus getreu wieder finden. Sie ist wesentlich von der Schreibart des Briefes an Theodor von Lorch verschieden, welche längere Perioden und überhaupt einen andern Bau und eine andere Ordnung der Sätze zeigt.

Aber noch weit mehr ist es der Inhalt dieses Briefes, der seine Falschheit überzeugend beweiset. Aus der treuen und wahren Geschichte Lorchs ist gewiß: 1) daß diese Kirche nicht von den Aposteln gestiftet worden; 2) daß sie niemals die Metropole von Pannonien gewesen und niemals hat seyn können; 3) daß sich durch das ganze vierte Jahrhundert, ja bis auf den Bischof Constantius, diese Kirche niemals als ein bischöflicher Sitz erwiesen; 4) daß dieser durchaus kein mit dem Pallium gezierter Erzbischof und Metropolit von Pannonien gewesen, noch gemäß seinen unglücklichen Zeitverhältnissen habe seyn können; 5) daß das Ufernorikum mit dem angränzenden Pannonien, wie der h. Severin vorhergesagt hat, durch den allgemeinen Auszug aller italischen Colonisten entvölkert, und durch die nachfolgenden lange dauernden Vertilgungskämpfe zwischen Odoaker und Theodorich in eine mit Blut und Schutt angefüllte Wüste verändert worden ist, so zwar, daß Theodor unmöglich der unmittelbare Nachfolger des Constantius, und noch weniger ein mit dem Pallium gezierter Erzbischof und Metropolit von Pannonien hat werden können. Vergleicht man nun diese erwiesenen Thatsachen mit dem Inhalte der Bulle des Symmachus an Theodor von Lorch im diplomatischen Anhange Nro. V, so ergibt sich die Falschheit dieser Bulle augenscheinlich.

---

1) Concil. Harduin. Tom. I. col. 749.

2) L. c. Tom. I. col. 763.

VIII. Zeitalter des h. Rupert. Erchanfried und sein Nachfolger Otgar, Regionar=Bischöfe in Ostbayern.

Nach dem sogenannten Erzbischof Theodor von Lorch schweigen die Paßauer Verzeichnisse fast bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts. An die Stelle der noch in den Tagen der h. Severin so furchtbaren Alemannen, deren Macht der Frankenkönig Chlodwig an jenem einzigen Tage von Zulpich (Tolbiacum) im Jahre 496 für immer gebrochen, traten gar bald die Bajoarier. Die neuern Geschichtsforscher wollen zwar dieses Volk erst im Augenblicke des völligen Unterganges des Ostgothenreiches in Italien im Jahre 553 unter einem Herzog Garibald hervortretend finden, jedoch die ältesten einheimischen Chroniken deuten alle über vierzig Jahre weiter zurück, und schon der fränkisch-austrasische König Theodorich († 543) hat, so wie den Alemannen, auch den Bajoariern Gesetze gegeben, oder wenigstens den Entwurf hiezu gemacht; denn der Prolog dieser fränkischen Gesetzgebung sagt bestimmt: »Theodoricus Rex Francorum, cum esset Catalaunis, elegit viros sapientes, qui in regno suo legibus antiquis eruditi erant. Ipso dictante jussit conscribere legem *Alamannoram* et *Bajoariorum* unicuique genti, quae in eius potestate erat, secundum consuetudinem suam, addidit, quae addenda erant et improvisa et incomposita resecavit, et quae erant secundum consuetudinem paganorum mutavit secundum legem Christianorum.« Weil aber die Alemannen und der größte Theil der Bajoarier mit ihrem Herzoge noch zu hartnäckig dem altgewohnten Götzendienste anhingen, und lange alle bessere Belehrung von christlichen Lehrern verschmähten, fährt der Prolog also fort: »Et quicquid *Theodoricus* Rex propter vetustissimam paganorum consuetudinem emendare non potuit, post haec *Hildebertus* Rex (575 — 596) inchoavit corrigere.« Bey den Alemannen durch den h. Abt Columban und seine Schüler Gallus und Magnus; bey den Bojoariern mit noch glücklicherm Erfolge durch den h. Rupert. Dieser war, wie seine älteste und einfachste, eben darum auch glaubwürdigste Lebensbeschreibung *) aussagt, ein erlauchter Sprößling des fränkischen Königsgeschlechtes und im zweyten Jahre der Regierung des austrasischen Königs Childebert II., das ist im Jahre 576, Bischof zu Worms. Von da durch gottlose Menschen vertrieben, kam er auf Einladung des Herzogs von Bayern Theodo nach Regensburg, wo er um das Jahr 580 diesen Fürsten mit vielen seiner Edlen und Freyen von dem Heidenthume zu dem christlichen Glauben bekehrte und taufte. Darauf fuhr er mit Erlaubniß des Herzogs auf der Donau hinunter, und kam, überall lehrend und predigend, bis an die Gränzen von Unterpannonien. Auf seiner Rückkehr besuchte er die Stadt Lorch, welche nach ausgetobten Völkerstürmen unter der ruhigen fränkisch=bajoarischen Oberherrschaft sich wieder allmälich aus dem Schutte erhoben und bevölkert hatte. Daselbst gab St. Rupert vielen Kranken und Preßhaften durch sein Gebet und mit Gottes Beystand ihre Gesundheit wieder. Um das Jahr 582 gründete er unter den Ruinen der von den Herulern zerstörten Stadt Juvavo seine bischöfliche Kirche, und von dieser Zeit an noch 40 Jahre hindurch arbeitete der Mann Gottes mit seinen Gefährten und Schülern rastlos an der Bekehrung des gesammten Volkes der Bajoarier durch Pflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion,

*) Juvavia II. S. 7.

bis Gott diesen wahren Apostel Bayerns zu sich rief den 27. März des Jahres 623. Die Reise, welche der h. Rupert bis an die Gränzen Unterpannoniens gemacht, blieb nicht ohne wohlthätige Folgen für das Ufer-Norikum; denn bald darauf ward daselbst die Ausbreitung und Erhaltung der christlichen Religion durch Landbischöfe besorgt, von welchen Erchenfried einer gewesen, der dieses Amt, wie Schritovin rechnet, vom Jahre 600 bis 624 verwaltete. Der älteste Traditions-Codex der Kirche Paßau gibt von ihm Zeugniß, so wie auch, daß er schon Vorgänger in dieser Würde gehabt habe. »Manifestum est et salubre, juxta Dei sententiam, dicentis: Date elimosinam et omnia munda sunt vobis, quidquid ad loca Sanctorum condonemus, ei sine dubio qui in coelo est porrigemus Hec igitur ego *Sigiricus* presbyter mente pertractans pro remedio animae meae et mercede futura cum Christo renovavi traditionem meam, quam olim factam habueram, ad S. Stephanum *anteriorum episcoporum temporibus. Erchanfrido* vocato episcopo praesente, et donavi de proprietate mea mancipia VII. et dimidietatem terrae meae in loco nuncupante Herigisinga. Domum vero meam extra hanc traditionem dereliqui. Item ad Truna donavi quicquid ibi visus sum habuisse etc. Actum ad S. Stephanum feria II. die XI. Kal. Sept. Scripsi autem ego Plidolfus ad vicem Ellenhardi diaconi feliciter in domino die Kal. Sept.« [1]).

Diese Urkunde gehört in den Anfang des siebenten Jahrhunderts; denn wie die Herausgeber bemerkten, fielen der Montag und der 22. August in den Jahren 600, 606, 617 und 623 zusammen. Daß Ehrenfried nur ein wandernder oder Regionar-Bischof gewesen, geht aus folgender Tradition hervor: »Traditio quam *Koza* fecit quamvis jam dudum antea scilicet traditio *Kozun* ad S. Stephanum per notitiam testimoniorum et confirmationem epistolarum esset comprobatum attamen illa praefata Koza venit ad patavia civitate *quando Erchanfridus vocatus episcopus cum suis fidelibus ibidem fuisset* et renovavit omnem traditionem in loco nuncupante Sulzipach.« [2]).

Da Erchenfried, laut der vorigen Tradition, schon Vorgänger gehabt hat, welche wahrscheinlich nicht durch den Tod beseitigt worden, sondern eine andere Bestimmung erhalten hatten, und da das Wirken dieser Regionar-Bischöfe offenbar in die Zeit des h. Rupert, des Apostels der Bayern von 580 bis 623, fällt, so erklärt sich wohl die Klage des Bischofs Ingenuin von Säben und seiner Mitbischöfe an den Kaiser Mauritius vom Jahre 591 auf eine ganz natürliche Art: »Sed quia Galliarum Archiepiscopi vicini sunt, ad ipsorum sine dubio ordinationem accurrent, et dissolvetur Metropolitana Aquilejensis Ecclesia sub vestro imperio constituta« [3]). Daß die ersten Bischöfe zu Worms die Metropolitanwürde hatten, behaupteten schon die Chronisten Albert von Stade und Siegfried von Meissen; selbst auch der berühmte Le Cointe (Annal. Eccles.) behauptet, daß unter König Chlodwig I. der Bischof von Worms, Chrotold, einer der Vorfahrer des h. Rupert, der Metropolit der Bischöfe dieß- und jenseits des Rheins gewesen sey. In dieser Hinsicht konnte Ingenuin auch den h. Rupert einen gallischen Erzbischof nennen.

---

1) Mon. Boic. Vol. XXVIII. Parte II. pag. 39.

2) L. c. p. 63

3) Resch Annal. Sabiom. Part. II. p. 409.

Dem Erchenfried folgte als Regionar-Bischof Otgar, wie folgende Tradition beweiset: »Igitur enim ego *Reginolf* per misericordiam Dei coepi cogitare pro remedium animae meae seu pro absolutione delictorum meorum, ut in aliquantulum de peccatis meis in die judicii minuere dignetur. Quapropter trado et transfundo haereditatem meam ad praefato basilicae in loco nuncupante *Alpunesfeld* in pago *Trungovvae*. Hoc est cum domo cum curte cum orreo — — — — In ea vero die manentibus *Otkario* vocato episcopo unacum fidelibus suis in loco nuncupante ad *puoche*, ubi pretiosus martyr Florianus corpore requiescit ut ipso praefato presbytero a nobis humiliter rogante praestare ei quasdam causas a S. Stephano una ad Ostherigon, alia ad Tegerinpah. In ea vero ratione e contra. Suam traditionem ipse renovavit, quia antea coram *Erchanfrido* vocato episcopo similiter fecit« [1]).

Von Lorch findet sich in diesem ältesten Traditions-Codex der Kirche des h. Stephan zu Paßau keine Nachricht, außer dem Bruchstücke einer Tradition, gemäß welcher ein gewisser Otric, glaublich noch unter Erchenfried, an eine Kirche des h. Laurentius von seinem Eigenthume in Rottgau eine Schenkung gemacht hat wenn anders unter dieser Kirche jene von Lorch verstanden werden muß [2]).

Während man sich hier urkundlich überzeugt, daß seit der Zeit des h. Rupert Landbischöfe das Religions- und Kirchenwesen im Ufer Norikum besorgen, zeigen die Paßauer Verzeichnisse bey dem Jahre 615 einen Erzbischof zu Lorch, Vilo den Römer; bey dem Jahre 660 einen Erzbischof Bruno, welcher nach Otgars Abgange zugleich auch die Kirche Paßau besorgte, und dem im Jahre 699 der Erzbischof Theodor II. in der Regierung beyder Kirchen folgte. Eitles Blendwerk, das uns nicht mehr täuschen kann! — Wie hätte der h. Rupert Landbischöfe in das Ufer-Norikum abordnen können, wenn zu Lorch ein Erzbischof gewesen wäre? — Wie hätte ein Erzbischof zu Lorch geduldet, daß Landbischöfe bey Lorch in dem Kloster und in der Kirche des h. Florian sich aufhalten, Geschenke aus dem Traungau an die Kirche nach Paßau empfangen und bestätigen? — Ja eben diese Schenkungen der beyden Priester Sigirich und Reginolf zeigen nicht undeutlich, daß die Kirche des h. Stephan zu Paßau schon gleichsam der Hauptsitz jener Bischöfe gewesen, und daß sie an Ansehen die übrigen bereits übertroffen habe.

IX. Lorch von den Avaren zerstört. Vivilo Bischof zu Paßau.

Die Nachwirkung des h. Rupert hatte mit dem Tode seines noch von ihm selbst geweihten Nachfolgers, des Bischofs Vitalis, aufgehört, daher auch in dem mehrgenannten ältesten Traditions-Codex von Paßau weder mehr ein Regionar-Bischof, noch auch eine Schenkung vorkommt bis auf die Zeit des Bischofs Vivilo im Jahre 738. Während zu Juvavo der Abt Anfologus des h. Rupert bischöfliche Kirche und Stiftung mit Mühe aufrecht erhielt, verfielen allmälich die ohne leitende Hand gelassenen Religionsanstalten in Bayern, und das noch hie und da wuchernde Unkraut des Heidenthumes hob sich mit neuer Kraft. Da sendete Gott im Jahre 649 einen von seiner Liebe entzün-

1) Mon Boic. Vol. XXVIII. Part. II. p. 35.

2) L. c. p. 12.

deten Mann, den h. Bischof Emmeram, nach Bayern, welcher von Regensburg gerades Weges in das Land der Avaren hinunterziehen wollte, um diesem Raubvolke die Lehre Jesu Christi zu verkündigen, und entweder mittels derselben die Unmenschlichkeit dieses Volkes zu zähmen, und gläubige Herzen für die ewige Wahrheit zu gewinnen, oder für diese zu sterben. Aber der Herzog von Bayern, Theodo, höchst wahrscheinlich ein Sohn Theodeberts und Enkel jenes Theodo, den der h. Rupert zu dem christlichen Glauben bekehrt und getauft hatte, hoch erfreut über die Ankunft dieses eifrigen Lehrers der Wahrheit, sprach zu ihm: »Er sey zwar weit entfernt, sich einem so heiligen Vorhaben zu widersetzen, nur könne er ihm nicht verhehlen, daß es unmöglich sey, über die beyderseitigen Gränzen der Bayern und Avaren an der Enns vorzudringen, wegen dem schon mehrere Jahre anhaltenden Kriege zwischen beyden Völkern, so daß jene Gränzen um die Enns von den Menschen gänzlich verlassen, und die vormals blühendsten Ortschaften jetzt ein Aufenthalt reißender Thiere seyen. Er ermahne und bitte daher den hochverehrten Bischof, lieber bey ihm und seinem Volke in Bayern zu bleiben, wo so Viele des Unterrichts in der christlichen Religion bedürften, und ihn mit Rührung und Dank annehmen werden, während nach aller Wahrscheinlichkeit die wilden Avaren solchen Unterricht trotzig verschmähen, und mit gewohnter Grausamkeit vergelten dürften« *). Durch diese Vorstellungen und durch andere, von den aufrichtigen Bitten des Herzogs begleitete Anträge ward St. Emmeram in Bayern zurückgehalten, wo er drey Jahre hindurch sich rastlos bestrebte, durch Predigten und Unterricht in der christlichen Religion den Götzendienst aller Orten, wo er neuerdings Wurzel gefaßt oder von Alters her noch obwaltete, auszurotten; aber im Jahre 652 durch ein schreckliches Mißverständniß zu Helfendorf ermordet wurde. Sein Leben und sein apostolisches Wirken in Bayern, so wie sein martervolles Ende hat Aribo, der vierte Bischof von Freysing (764 — 782), beschrieben, und die angeführte Stelle von der Verwustung Lorchs und der beyderseitigen Gränze an der Enns ist aus dieser Legende entnommen.

Aber gegen diese nämliche Stelle hat ein sehr berühmter kritischer Geschichtforscher, P. Hermann Scholliner, mehrere Einwendungen vorgebracht. »Erstens,« sagt er, »lebte Aribo um 112 Jahre später als Emmeram, und konnte daher kein Zeuge der von ihm erzählten Begebenheiten seyn. Zweytens führt Aribo keine gleichzeitigen Schriften oder Zeugnisse als Belege an, und hat also seine Legende nur aus seinen Erinnerungen und nach der Volkssage geschrieben. Drittens, wer hat jemals in einem einheimischen oder auswärtigen Chronisten von einem Kriege des Herzogs Theodo mit den Avaren und von einer gänzlichen Verwüstung der Gränzen um die Enns gelesen? — Viertens, auch unsere heutigen vorzüglichsten Forscher, ich nenne nur Lory und Mederer, fanden von jenem Kriege Theodo's mit den Avaren keine Spur. Fünftens, selbst die fränkischen Chroniken des siebenten Jahrhunderts wissen nichts von diesem Kriege. Aimoinus berichtet, daß die Slaven und Wenden, welche den Avaren unterworfen waren, mit Hülfe des Franken Samo, den sie zu ihrem Könige wählten, das avarische Zwingjoch zerbrochen, sich in Freyheit gesetzt, und diese, so lange Samo lebte, siegreich gegen die Avaren behauptet haben. Wie hätten also die von den Slaven besiegten Avaren

*) Heinr. Canisii, Tom. III. Part. I. p. 95 et seqq.

noch die Bayern bekriegen können? — Aber wie hätte dieser Kriegstumult nicht zu den Ohren der Franken dringen, und sie zum Beystand der Bayern bewegen sollen? — Sechstens, der nämliche fränkische Chronist erzählt, daß sich die Bayern unter den Schutz des mächtigen Frankenkönigs Dagobert I. begeben haben, und wer soll glauben, daß ihnen dieser den versprochenen Beystand nicht geleistet hätte? — Siebentens, Georg Pray, welcher die Annalen der Hunnen und Avaren geschrieben, erwähnt zwar der Angriffe der Avaren im J. 649 gegen Bayern, aber er beruft sich zum Belege dieser Nachricht einzig nur auf Hansiz; dieser auf den Regensburger Mönch Arnold von Vohburg, und dieser auf die Legende des Bischofs Aribo von dem h. Emmeram.«

Ich antworte dagegen: Aribo hat die Legende des h. Emmeram, so wie auch jene des h. Corbinian, ersten Bischofs von Freysing, zwar in dem befangenen Geiste jener Zeit, übrigens nur in der frommen Absicht geschrieben, um durch die handschriftliche Verbreitung derselben allseitige Erbauung, und nebst der Ehre Gottes, auch die seiner Auserwählten zu befördern; eben so auch, um den Predigern für die Fest= und Erinnerungstage der genannten Heiligen durch seine Legenden Stoff an die Hand zu geben. Darf man bey diesem Zwecke voraussetzen, daß er diese Legenden nur aus schwankenden Erinnerungen, und nach unsichern Volkssagen geschrieben habe? — Und wer erlaubt uns dieses von jedem Geschichtschreiber zu sagen, der keine gleichzeitigen Quellen und Zeugen anführt? Wie wenige Geschichtschreiber älterer Zeiten pflegen die Quellen anzuführen, aus welchen sie geschöpft haben, und wie Unrecht würden wir thun, sie deßwegen alle zu verwerfen? — Auch der Bischof Aribo, der nur etwas über hundert Jahre nach dem h. Emmeram lebte, konnte und mußte noch sichere und höchst glaubwürdige Zeugnisse und Materialien vor sich gehabt haben, wie hätte er sonst dem Herzoge Theodo eine Nationalbegebenheit in den Mund legen können, die damals nicht noch offenkundig gewesen wäre? — Daß einheimische bayerische Chronisten keine Erwähnung von dem Kriege des Herzogs Theodo mit den Avaren machen, darf uns gar nicht wundern, eben diesen haben wir die dichte Unwissenheit hinsichtlich der Aufeinanderfolge der ältesten Agilolfingerherzoge und deren Thaten zuzuschreiben. — Daß die neuern vorzüglichen bayerischen Geschichtforscher Mederer und Lory nichts von dem Kriege Theodo's mit den Avaren gefunden haben, kann ich nicht zugeben; denn es ist gewiß, daß beyde den nämlichen Herzog Theodo, den Zeitgenossen des h. Emmeram, gar wohl in die Reihe der agilolfingischen Herzoge setzen, und zwar in die Jahre zwischen 640 und 680. Mit welchem Rechte, da weder die fränkischen Chronisten, noch der Longobarden=Geschichtschreiber Paulus Diakonus von diesem Herzoge von Bayern die mindeste Erwähnung machen? — Sie nahmen hierin die einzige Quelle, die ältesten Legendisten Bayerns, den Bischof Aribo in seiner Lebensbeschreibung des h. Emmeram, als giltigen Bürgen an. Gut; wo sie aber den Herzog Theodo, Emmeram's Zeitgenossen, gefunden haben, da mußten sie auch seinen Krieg mit den Avaren finden. Sie hätten gewiß auch noch einen ältern Theodo, den Zeitgenossen des h. Rupert, finden können, wenn es nicht ihre felsenfeste Anhänglichkeit an Hansiz gehindert hätte. Die fränkischen Chronisten des siebenten Jahrhunderts sind in der Geschichte ihres eigenen Vaterlandes mangelhaft genug; wie soll man von ihnen erwarten, daß sie Thaten auswärtiger Fürsten und Völker

erzählen? — Daß die Slaven unter ihrem König Samo sich von der Oberherrschaft der Avaren befreyt haben, ist eben so bekannt, als daß sie deßwegen noch keineswegs die Oberherren der Avaren geworden, welche in ihren festen pannonischen Ringen noch furchtbar geblieben sind. Aber eben der Umstand, daß ihre Macht durch den Abfall so vieler Völker, der Slaven, der Bulgaren und Chrovaten, und durch den Verlust in mehreren Schlachten bedeutend geschwächt worden; eben der Umstand, daß sie im Südost durch die Macht der Bulgaren, Chrovaten und Serblier; gegen Westen durch die windischen Slaven; gegen Norden von den Böhmen und Marahanen beschränkt waren, macht es höchst wahrscheinlich, daß sie ihrer Raubbegierde zu Folge von Zeit zu Zeit Anfälle und Ausbrüche gegen Bayern versucht, und daß sich diese, obgleich von dem in Sinneslust versunkenen König der Franken, Dagobert, im Stiche gelassen, glücklich gegen sie an den Gränzen um die Enns erwehrt haben.

Es ist endlich nur zu gewiß, daß Schollinerdiesen Angriff auf die Glaubwürdigkeit des ältesten Legendisten Bayerns nicht so zuversichtlich würde gewagt haben, ohne einen Rückhalt, den er für unüberwindlich hielt. Dieser ist erstens die Reise des h. Rupert, nach der Berechnung des Hansiz geschehen im Jahre 696, auf welcher er, aus Pannonien zurückkehrend, Lorch besuchte, welches somit damals noch nicht zerstört war, wie die Legende Aribo's von dem h. Emmeram glauben machen will. Zweytens die Stelle einer Urkunde des Kaisers Arnulf vom Jahre 898 für den Bischof Wiching von Paßau, welche bezeugt, daß Lorch erst um das Jahr 736 unter dem Bischof Vivilo, der sich von da nach Paßau geflüchtet hat, zerstört worden sey.

Bekanntlich hat Hansiz die Ankunft des h. Rupert in Bayern um 116 Jahre später gesetzt, als die Salzburger Dokumente ausweisen. Nach seinem Systeme ist der h. Rupert im J. 696 unter dem austrasischen König Childebert III. nach Bayern gekommen, und hat also in diesem und im nächstfolgenden Jahre seine Reise bis nach Unterpannonien gemacht. Im Jahre 716 hat er seinen bischöflichen Sitz zu Salzburg gegründet, wo er auch im Jahre 718 gestorben ist.

Daß aber dieses chronologische System durchaus falsch und irrig sey, habe ich in meiner Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Bayern, so wie in einer wesentlich verbesserten, obgleich kürzer gefaßten Umarbeitung derselben, welche im letzten Bande dieser Jahrbücher 1833 erschien, so augenscheinlich als möglich bewiesen, wodurch dann auch Schollinerserster Rückhalt: die Reise des h. Rupert nach Pannonien und sein Besuch der Stadt Lorch im Jahre 696, aufgehoben und zerstört worden ist. Daß auch sein zweyter Rückhalt, die Aussage der Urkunde des Kaisers Arnulf, nichts weniger als zuverläßig sey, wird sich im Folgenden erweisen.

Nach dem Tode des h. Emmeram verfiel das Religions- und Kirchenwesen, und mit ihm die Sittlichkeit des Volkes neuerdings, da, wie Arnold von Vohburg, ein Schriftsteller des eilften Jahrhunderts von St Emmeram zu Regensburg, berichtet *), nicht nur kein Bischof im ganzen Lande vorhanden war, sondern sich auch Irrlehrer, falsche Bischöfe und Priester von allen Seiten in dasselbe eingeschlichen hatten. In dieser Verwirrung und Trostlosigkeit entschloß sich endlich der dama-

*) Heinr. Canisii Lect. Tom. III. Part. I. p. 105.

lige Herzog von Bayern, gleichfalls des Namens Theodo, im Anfange des Jahres 716 nach Rom zu reisen, um den damaligen Papst Gregor II. um kräftige Einschreitung gegen das überhandnehmende Uebel des Irrglaubens unter seinem Volke und um Anstellung eines oder mehrerer rechtgläubiger Bischöfe zu bitten. Sogleich sendete Gregor II. zu diesem Zwecke eigene Legaten nach Bayern, den Bischof Martinianus, den Priester Gregor und den Subdiakon Dorotheus. Die ihnen mitgegebene schriftliche Instruction, welche Hansiz (Tom. I. p. 110) herausgegeben, lautet im dritten und vierten Absatze:

III. »Ut consideratis locorum spatiis, juxta gubernationem unius cuiusque Ducis *) Episcopia disponatis et diocesane subjacentia singulis sedibus terminetis. Et si tres aut quatuor, vel majoris numeri visae fuerint constitui sedes, reservato praecipue sedis loco pro Archiepiscopo resedendo adhibito trium episcoporum conventu, probabiles fide ac boni testimonii, et eruditos sana doctrina viros ordinetis Antistites ex Auctoritate beati Petri Apostoli; et nostra subsequentis vigoris tradita dispensatione locis eos traditis collocantes.«

IV. »Ut praeviso propter archiepiscopum loco, si talem reperire potueritis virum, qui possit doctrinis salutiferis et operum exemplis instruere sibi subditos sacerdotes ac regere clerum, ac plebem, et amplificare congrue creditas oves, aut datis litteris vestris eum ad nos dirigatis, aut vobiscum venire faciatis. Si certe talem invenire non poteritis, hoc aut per vos aut per vestras litteras innotescatis, quatenus de hac Sancta praemissa sede praevidentes, utilem cum Dei auxilio dirigamus.«

Wie sehr wird durch dieses ächte und kostbare Dokument der bayerischen Kirchengeschichte sowohl das chronologische System des Hansiz, gemäß welchem der h. Rupert erst zwey Jahre nach dem Auftritte dieser Legaten in Bayern, nämlich im Jahre 718, gestorben wäre, — und eben so auch das betrügerische Paßauer Verzeichniß der Lorcher Bischöfe, welches vom Jahre 699 bis 722 noch einen Erzbischof von Lorch, Theodor II., aufweiset, beschämt! — Die päpstlichen Legaten fanden in ganz Bayern wedrr einen Erzbischof, noch einen hiezu fähigen Mann. Für die schon lange verwaisten ältesten bischöflichen Sitze Salzburg und Regensburg ordinirten sie, für jenen den Flobargisus, für diesen den Wicterpus als Bischof. Zwar ist dieses keineswegs urkundlich gewiß; allein da die Dokumente dieser beyden Kirchen im Anfange des achten Jahrhunderts wirklich diese Bischöfe aufweisen, so kann man nicht umhin, ihre Anstellung für eine Folge jener päpstlichen Legation zu halten.

Als im Jahre 732 der Gründer der Kirche Freysing, der h. Corbinian, und nach wenigen Jahren, um 736, auch der Salzburger Bischof Flobargis gestorben war, verwendete sich der Bayern Herzog Hugbert bey dem apostolischen Stuhle dahin, daß der Abgang zweyer Bischöfe wenigstens wieder durch Einen ersetzt würde, und Papst Gregor III. sendete den von ihm selbst geweihten Vivilo nach Bayern, welcher keineswegs das längst zerstörte Lorch, sondern das schon seit einiger Zeit hiezu vorbereitete Paßau zu seinem bischöflichen Sitze erhielt. Im Jahre 738, im ersten der Regierung des Herzogs von Bayern

*) Herzog Theodo hatte schon vor mehreren Jahren sein Land mit seinen Söhnen Theodebert, Grimoald und Theodoald getheilt.

Otilo, weihte Vivilo zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria eine Kirche, wie eine Aufschreibung hievon in dem ältesten Traditions-Codex von Paßau bezeugt [1]). Im Jahre 739 ordnete der h. Bonifacius als päpstlicher Legat in Deutschland das Religions- und Kirchenwesen in Bayern, nachdem Papst Gregor III. in einem eigenen Schreiben an die Bischöfe Alemanniens und Bayerns dieselben ermahnt hatte, seinen Legaten mit Ehrfurcht und Liebe zu empfangen, und ihm in allen seinen Anordnungen hülfreiche Hand zu leisten [2]). Mit Beystimmung des Herzogs Otilo von Bayern theilte der h. Bonifacius das ganze Herzogthum in vier Bisthümer, über welche er drey neue Bischöfe setzte, den vierten, schon bestehenden aber, nämlich den Vivilo zu Paßau, in seinem Sitze bestätigte. Salzburg erhielt den Johannes, Regensburg den Gaubald, Freysing den Ehrenbert zu seinem Bischof, welche Anordnung Papst Gregor III. noch im nämlichen Jahre lobte und bestätigte [3]).

X. Arno, Bischof von Salzburg, erster Erzbischof von Bayern.

Hansiz, welcher das Leben dieses Kirchenhirten mit diplomatischer Meisterschaft beschrieben [4]), nennt ihn einen der berühmtesten Männer seines Zeitalters, dem, um seine Tugend und Gewandtheit in Kirchen- und Staatsgeschäften zu zeigen, es weder an Gelegenheit noch an Glück gebrach. Zuerst der Bayerherzog Thassilo, dann Karl der Große und die Päpste Hadrian I und Leo III vertrauten ihm die wichtigsten Geschäfte, worin er solche Einsicht, richtigen Tact und Thätigkeit bewiesen, daß er wohl würdig schien, über Größeres gesetzt zu werden. Alcuin, Karls des Großen Freund und Lehrer, trug gegen Arno die zärtlichste Liebe und Freundschaft bis an seinen Tod. In dem Feldlager zu Enns auf Karls Kriegszuge gegen die Avaren (791), in der Synode zu Regensburg (792), gewiß auch in jener zu Frankfurt (794) stand Arno dem großen König stets zur Seite. In vielen öffentlichen Gerichten entschied er als dessen Gesandter die Streitsachen nach Recht und Billigkeit. Sechsmal wurde er mit den wichtigsten Aufträgen nach Rom gesendet, in den Jahren 787, 797, 799, 800, 803 und 805, und von den Gränzen Unterpannoniens bis in jene ewige Stadt und von Kärnthen bis Aachen und Paderborn werden wenige Städte seyn, wo ihn sein Geschäftsleben nicht hingeführt, so zwar, daß ihn Alcuin in einem seiner Briefe den raschen Adler nennt, der über die Alpen fliegt: »Aquilae per alpes volanti, per campos currenti, per urbes ambulanti, humilis terrigena salutem!«

Als Pipin, der tapfere Sohn Karls des Großen, nach Erstürmung der Avarenringe (796) dieses Raubvolk über die Theiß geworfen, übertrug er die kirchlichen Angelegenheiten der neueroberten Provinz um den Neusiedler-See, dieß- und jenseits der Raab, bis hinunter, wo die Drave in die Donau mündet, dem Bischof Arno, welche Uebertragung der Vater Karl bey seiner Anwesenheit zu Salzburg im Octo-

1) Mon. Boic. Vol. XXVIII. Part. II. p. 53.

2) »Dilectissimis nobis Episcopis in provincia Bagoariae et Alemanniae constitutis, Wigoni, Luidoni, Rudolto et Vivilo.« — Epist. S. Bonifacii, a Stephano Alex. Würdtwein. Moguntiaci 1789, p. 97.

3) L. c. p. 99.

4) Germ. Sac. Part. II. p. 97.

ber des Jahres 803 in Gegenwart vieler seiner Großen für immer bestätigte [1]). Hansiz äußert sich hierüber (p. 104) auf folgende Weise: »Arno wußte, daß Pannonien einst zur Metropole Lorch gehört habe. Der damalige Bischof von Paßau, Walderich, wird nach Vertreibung der Avaren nicht versäumt haben, die alten Rechtsansprüche der Kirche Lorch auf Pannonien, dessen sie 200 Jahre lang von den Barbaren beraubt war, zu erneuern. Die Sache selbst nöthigt uns, dieses zu glauben, und die Streitigkeiten, welche bald darauf mit Arno entstanden sind, setzen es außer allen Zweifel.« — Wie schnell wir Menschen unsere Urtheile ändern! — Kurz zuvor, wie Hansiz selbst urkundlich zeigt, führt Arno als königlicher Gesandter den Vorsitz bey mehreren öffentlichen Gerichten, um jedem sein Recht zu verschaffen; — und jetzt erscheint der nämliche Arno als ein Mann, der dem Bischof von Paßau die Diöcese Pannonien, wider alles Recht, wissentlich und hinter dessen Rücken entzieht. — Wo wären aber die Rechte der Kirche Paßau auf Pannonien herzuleiten, da Lorch, wie erwiesen ist, niemals die Metropole von Pannonien gewesen und niemals hat seyn können? — Jedoch Walderich, glaubt Hansiz, hat seine Rechte nicht so leicht aufgegeben, was die bald darauf mit Arno entstandenen Streitigkeiten außer Zweifel setzen — Wo sind die Acten dieser Streitigkeiten? — Weder das Paßauer, noch das Salzburger Archiv kann die mindeste Spur hievon aufweisen.

Im Jahre 797 wurde Arno von seinem König Karl den Großen mit wichtigen Aufträgen nach Rom gesendet, von wo er, wie aus den sehnsuchtsvollen Briefen Alcuins [2]) hervorgeht, erst im folgenden Jahre 798 zurückkehrte, und zwar von Leo III. mit der erzbischöflichen Würde und mit dem Pallium geziert.

Die alten, in ihrer Verkehrtheit und Leidenschaftlichkeit sich stets gleichen Paßauer Verzeichnisse bemerken erst bey dem Jahre 805: »Post hunc Urolfum Archiepiscopum (Laureacensem) arn Juvavensis episcopus per trufas et bufas a leone papa cecato pallium pataviensibus subripuit [3]).

Dagegen bezeugt erstens der Brief des Papstes Leo III. an Karl den Großen vom Jahre 798 [4]), daß Arno bey seiner Anwesenheit zu Rom nicht selbst, oder durch ein von dem König mitgebrachtes Empfehlungsschreiben, um die erzbischöfliche Würde und um das Pallium angehalten, sondern daß dieses ohne sein Wissen und Zuthun geschehen ist, durch eine eigene Gesandtschaft des Königs, an deren Spitze Fardulf, Abt des Klosters St. Denys zu Paris, gestanden.

Zweytens, es bezeugt die Bulle des nämlichen Papstes an die Bischöfe Bayerns vom nämlichen Jahre, daß sie selbst bey ihm um einen Erzbischof angehalten haben [5]). Hundius, der diese Bulle zuerst bekannt gemacht, hatte eine Abschrift bekommen, welche in der Aufschrift eine spätere Interpolation und die Auslassung des Namens Adalwin ausweiset: »Dilectissimis nobis Alim ecclesiae Sabionensis *(qui*

1) Juvavia II. S. 13.

2) Hansiz II. p. 105.

3) Diplom. Anhang Nro. 9.

4) Juvavia II. S. 52.

5) L. c. S. 51.

nunc Brixinensis) seu Attoni ecclesiae Frisingiae, ac simul *(Adalwino)* ecclesiae Reginensis nec non Waltrico ecclesiae Pataviensis et Simberto ecclesiae Niwenburgensis provinciae bajoariorum Episcopis, Leo Servus Servorum Dei« [1]).

Hansiz, dem diese Corruption und besonders jener Simbert, Bischof von Neuburg, viel zu schaffen machte, erkannte doch am Ende selbst, daß sich gegen den Inhalt dieser Bulle nicht das Mindeste einwenden lasse, und daß es mit jenem Simbert doch seine Richtigkeit habe. Der Verfasser der Nachrichten von Juvavia hat diese nämliche Bulle nach einem Exemplare des domkapitlischen Archives herausgegeben, worin die besagte Corruption, wie er S. 154, §. 163 versichert, nicht zu finden ist. Demungeachtet aber verweilen selbst unsere neuesten Geschichtsforscher doch lieber bey jener verdorbenen Abschrift, wie sie auch Hansiz herausgegeben, und ich bin nicht gesinnt, sie in ihren Betrachtungen und Folgerungen zu stören.

In einer dritten Bulle des nämlichen Papstes vom 20. April des nämlichen Jahres 798 werden dem Arno Belehrungen und Vorschriften ertheilt, wie er sich seiner erzbischöflichen Würde und des erhaltenen Palliums gemäß zu benehmen habe [2]).

Demungeachtet ist es eben so gewiß, und auch Hansiz behauptet es (p. 214), daß Arno bis in das Jahr 800 sich des erzbischöflichen Titels enthalten habe. In jener Tauschurkunde vom 11. April 799, in welcher Arno dem Abte Heinrich von Mondsee um einige andere Besitzungen die Kirche zu Straßwalchen gibt, wird Arno nicht Erzbischof, sondern nur Bischof genannt [3]). Auch Alcuin bedient sich in seinem Briefe an Arno vom Jahre 801, als dieser eben wieder von Rom zurückgekommen war, zum ersten Male der Aufschrift: »Sanctissimo Patri archiepiscopatus honore sublimato,« und Papst Leo III. befiehlt in einer neuen Bulle den nämlichen vorerwähnten Bischöfen von Bayern den 11. April 800, daß sie den Arno als ihren Erzbischof und seine Kirche zu Salzburg als ihren Metropolitansitz zu erkennen haben [4]).

Wenn an dieser zweyjährigen Verzögerung die Einsprache oder der Widerspruch des einen oder des andern Bischofs, besonders des Walderich zu Paßau, Ursache gewesen wäre, so würden gewiß davon in dem einen oder dem andern bischöflichen Archive, besonders aber in dem zu Paßau, Beweise davon hinterlegt worden seyn, die dem Hansiz kaum entgangen wären. Auch die übrigen gegen Salzburg gestimmten Geschichtschreiber, Meichelbeck von Freysing, Resch von Brixen, Zirngibl von Regensburg, geben hievon keine Spur. Es läßt sich also durchaus kein anderer Grund denken, als die Bescheidenheit des Arno selbst, welcher abwarten wollte, ob kein älterer Bischof in Bayern, als er, sich um die erzbischöfliche Würde bewerben wolle. Alim von Säben wird schon in einer Urkunde des Herzogs von Bayern, Thassilo, im Jahre 770 als Bischof jener Kirche genannt. Walderich war seit dem Jahre 774 Bischof zu Paßau; Atto seit dem Jahre 782 Bischof von Freysing, alle diese waren

---

1) Hansiz II. p. 106.

2) Juvavia II. S. 53.

3) L. c. S. 55.

4) L. c. S. 57.

ältere Bischöfe als Arno, der diese Würde erst im Jahre 785 erhalten. Simbert, der Bischof von Neuburg, war ein Schwestersohn des Königs Karl des Großen. Ich darf demnach mit Wahrheit behaupten, Arno ist auf Bitte und Begehren Karls des Großen, mit Beystimmung aller seiner Mitbischöfe in Bayern, Erzbischof von Salzburg und Metropolit von Bayern geworden, und zwar auf die rechtlichste Weise, mit allgemeiner Anerkennung seiner großen Verdienste, und wenn je eine Kirche Bayerns verdient hat, die Metropolite dieses Landes zu werden, so ist es die Kirche des h. Rupert zu Salzburg.

(Der Schluß folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Siebzigster Band.

1835.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des siebzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXX.

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1835.

Art. I. 1) Historia dos Soberanos Mohametanos das primeiras quatro dynastias, e de parte da quinta, que reinarão na Mauritania escripta em Arabe por Abu-Mohammed Assaleh, filho de Abdel-halim, natural de Granada, e traduzida, e annotada por Fr. Jozé de Santo Antonio Moura, Ex-General de congregação da Terceira Ordem da Penitencia, Cente jubilado, e interprete regio da lingoa arabica, official da secretaria de estado dos negocios estrangeiros, e socio da academia real das sciencias de Lisboa. Lisboa 1828. Quart, 454 S.

2) Geschichte Spaniens und Portugalls zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, von Dr. Joseph Aschbach, Professor in Frankfurt am Main, ordentlichem Mitgliede des thüringisch-sächsischen Vereines für Erforschung des vaterländischen Alterthums und correspondirendem Mitgliede der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freyburg im Breisgau. Frankfurt am Main 1833. I. Thl. Octav. 464 S.

3) Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne par *Louis Viardot*. Paris 1833. I. Thl. 311 S., II. Thl. 248 S. Octav.

4) Notizie storiche dei Saraceni Siciliani da Carmelo Martorana. Palermo 1832. IV Theile Octav.

5) Specchio geografico e statistico dell' impero di Marocco del cavaliere conte *Jacopo Gråberg* di Hemsö, già officiale consolare in quell' impero per le LL. M. M. Suezzese e Sarda, membro delle R. R. società asiatiche di Londra e di Parigi, socio corrispondente dell' i. r. accademia della Crusca ec. ec. ec. Genova 1835. Octav. 364 S.

Ein Portugiese, Franzose, Deutscher, Italiener und Schwede treten als Geschichtschreiber arabischer Dynastien, die drey ersten in Spanien und Maghrib, der vorletzte in Sicilien, der letzte in Maghrib auf. Wiewohl ihr Gegenstand nicht ganz derselbe, so können die fünf Körper dieser Geschichten doch leicht unter Ein Haupt gebracht werden, in so weit der Ursprung der arabischen Dynastien, deren Geschichte hier vorliegt, von Afrika ausgeht; abgesehen davon, daß die ersten moslimischen Eroberer Spaniens aus Afrika kamen, und daß die Heere, welche Spanien unterjochten, afrikanische waren, wiewohl die Herrscher selbst, nämlich die Beni Ommeije, aus Syrien stammten, so sind die beyden großen Dynastien der Morabitin und Mowahiddin, deren Namen von europäischen Geschichtschreibern

in Almoraviden und Almohaden verweichlicht werden, rein afrikanisch; deßgleichen die Beni Edris und Senate oder Seiriten, welche vor ihnen, und die Beni Merin, welche nach ihnen nur in Afrika herrschten, und endlich die Beni Aghleb und die Fatimiten, welche die arabischen Beherrscher Siciliens. Von allen diesen acht Dynastien geben die vorliegenden Werke (doch nicht in gleichem Verhältnisse) Kunde. Das französische überblickt nur flüchtig die arabischen Dynastien, welche Spanien beherrschten, und beschäftigt sich mehr mit den Sitten und der wissenschaftlichen Bildung der Araber. Der vorliegende erste Theil des deutschen Werkes enthält nur die Geschichte der Morabitin und Mowwahhiddin; des italienischen Augenmerk sind nur die Fürsten der Beni Aghleb und der Fatimiten und ihre Statthalter, welche in Sicilien herrschten; nur das portugiesische allein umfaßt die Geschichte der fünf Dynastien der Beni Idris, der Senate oder Seiriten, der Morabitin, Mowwahhidin und Beni Merin, welche von der Hälfte des achten bis in die Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts durch ein halbes Jahrtausend in Afrika geherrscht; dasselbe ist von den vorliegenden bey weitem das schätzbarste, indem es eine Uebersetzung einer der besten bisher bekannten Geschichten von Maghrib, nämlich des kleinen Kartas, welche Dombay im Auszuge ins Deutsche übersetzt hat [1]). Der Ausspruch des Freyherrn Silv. de Sacy [2]) läßt keinen Zweifel übrig, daß das von Dombay übersetzte Werk wirklich der kleine Kartas, dessen vollständiger Titel: Der vertraute, unterhaltende Gesellschafter und der Garten des Papiers in den Kunden der Könige Maghrib's und der Geschichte der Stadt Fes [3]). Sonderbar genug

[1]) Geschichte der mauritanischen Könige, von Franz von Dombay. Agram 1794. Heute schon selten.

[2]) Im fünften Bande des Magasin encyclopédique sagt Silv. de Sacy: L'ouvrage historique traduit par M. de Dombay est incontestablement celui que l'on connoit dans les états de Maroc sous le nom de petit Kartas. Je l'ai comparé avec un exemplaire manuscrit de la Bibliothèque nationale, et il ne peut rester aucun doute sur leur identité. Siehe Herbelot unter Carthas.

[3]) Von Ritter von Gråberg in seinem Précis de la littérature:

الانيس المطرب ، القرطاس فى اخبار ملوك المغرب ، وتاريخ مدينة فاس

historique du' Mogh'rib-el-Aksa. Lyon 1820, übersetzt den Titel nicht genau: Livre du Familier dans le jardin délicieux de feuilles.

stimmt der Name des Verfassers der Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris, welchen auch Herbelot unter Karthas Abu Zora, und Dombay Ebul-Hasan Ali Ben Abdallah Ebi Zeraa (Siraa) nennt, mit dem von Gråberg und Joze de Santo Antonio Moura, im obigen Werke angegebenen gar nicht überein. Gråberg nennt ihn Abu-Mohammed Abd-es-Salam Ben Abd-El-Hhalim El G'arnati, und Moura bemerkt (S. 5), daß Abd-es-Selam ein Schreibfehler für eß-ßalih sey; hierüber kann nur Hadschi Chalfa's bibliographisches Wörterbuch entscheiden, in welchem unter dem Titel Maghrib allein ein Dutzend mauritanischer Geschichten aufgeführt werden, von welchen weder Moura noch Gråberg etwas wissen, indem der letzte außer dem kleinen Kartas und Ibn Chaldun nur noch die Geschichte Merakeschi's und die der drey Städte Sus oder Tarudant, Ceuta und Fes kennt; die der letzten Stadt von Ibn Abi Dhera'a (Siraa) verfaßte Geschichte ist eine besondere, von der von Dombay übersetzten verschiedene, und befindet sich auf der k. k. Hofbibliothek. Da Hadschi Chalfa's Autorität in allen bibliographischen Fragen entscheidend ist, und noch überdieß in den beyden Handschriften des Kartas, die sowohl auf der königl. Bibliothek zu Paris, als die, aus welcher Dombay seine Uebersetzung verfaßte; der Verfasser Ali Ben Mohammed Ibn Siraa genannt wird, so waltet in den Angaben Gråberg's und Moura's, welche den Verfasser des Kartas Abu Mohammed Abdes Selam von Granada nennen, augenscheinlich ein Irrthum ob. Gråberg's précis de la littérature historique du Mogh'rib-el-Aksa bedarf einer gänzlichen Umarbeitung durch Vervollständigung der orientalischen Quellen *). Von einem halben Hundert

*) Die in Hadschi Chalfa aufgeführten Quellen der mauritanischen Geschichte sind: 1) Der große Kartas, d. i. die Weltgeschichte Ibn Siraa's, gest. i. J. d. H. 726 (1325); 2) der kleine Karta's, dessen vollständiger Titel oben angegeben ist; 3) El-Muadschib fi-achbari ehlil Maghrib, d. i. der sich in den Kunden des Westens Verwundernde, von Abdul Wahid Merakeschi, d. i. dem Marokkaner; 4) El Mehsib fi achbar il'-maghrib, d. i. der kleine Plauderer in den Kunden des Westens, von Nedschasi; 5) El Moghrib fi achbari ehlil-Maghrib, d. i. der sich in den Kunden der Bewohner Maghrib's fremd Findende, von Jesaa Ben Hasm, dem Andalusier; 6) El morkiss wel-mothrib fi achbari ehlil Maghrib, d. i. der Tanzende und sich in den Kunden der Bewohner Maghrib's Erlustigende, von Ebi Hasan Ali Ben Musa Ben Said, dem Andalusier, dem Geschichtschreiber, gest. i. J. d. H. 673 (1274); 7) El-moaarrib an siret ehlil-Maghrib, d. i. der in der Lebensbeschreibung der Bewohner Maghrib's durch Biegung der Endsylben Abändernde, nach der An-

der Geschichten Mauritaniens kennen wir bisher also nur den von Dombay und Moura übersetzten kleinen Kartas, welcher die Ge-

gabe Ibn Chalikan's, verfaßt zu Moßul i. J. 549 (1154): 8) Hedarol-kunajat fi udebai Maghrib, d. i. der Strom der Beynamen der Philologen Maghrib's, von Ibnol-Chatib Lisaneddin Mohammed von Cordova, gest. i. J. 779 (1377), dem berühmten Geschichtschreiber; 9) Mochtar tarichi Maghrib, d. i. das Auserwählte der Geschichte Maghrib's, von Ebi Tai Jahja Ben Hamide, gest. i. J. 630 (1332); 10) Tarich el Mowwahidin, d. i. die Geschichte der Mewwahidin, der Nachkommen Abdol Mumin's, von Ebil Hedschadsch Jusuf B. Omar aus Sevilla, und 11) von Ebiß-ßalt; 12) Ichtissarol-dscheman min achbar Muluk es-seman, d. i. Ausbund der Korallen in den Kunden der Könige der Zeit, von Imam-Eß-ßalih errebai Sidi Elhadsch Mohammed Esch-Schatebi (von Xativa), auf der kaiserl. Hofbibliothek; 13) Tarich Medinet Fes, d. i. die Geschichte der Stadt Fez, von Ebi Siraa, dem Verfasser des Kartas; 14) die derselben Stadt von Ibn Abdolkerim; 15) Ojunes sebte fi achbari Sebte, d. i. die Quellen der Zeit in den Kunden Sebte's (Ceuta's), von Ajadh Ben Musa, gest. i. J. d. H. 344 (956); 16) die Geschichte Telmesan's, von Ben Hedijet, und 17) von Ibnol Aßghar; 18) die Geschichte der Stadt Sus oder Tarudant, von Ibrahim Ben Seifschah, gest. i. J. d. H. 599 (1202); 19) Tarich Bedschajet, d. i. die Geschichte dieser Stadt unter dem Titel: Unwand ed-dirajet fit tarichi Bedschajet, d. i. Titel der Einsicht in der Geschichte Bedschajes; 20) Tarich Afrikije, d. i. die Geschichte Afrika's, von Ebi Mohammed Elmaliki; 21) Durretolfaika fi mehasinil Afarika, d. i. ausgesuchte Perle in den Lobsprüchen der Afrikaner, endlich vier Geschichten der Stadt Kairewan; 22) El-dschemu wel bejan fi tarichi Kairewan, d. i. die Sammlung und Erklärung in der Geschichte Kairewan's, von einem unbekannten Verfasser; 23) die Geschichte Kairewan's Ebi Ali Hasan Ben Reschik aus Kairewan, gest. i. J. d. H 463 (1070); 24) Tarichi ehli iman, d. i. die Geschichte der Gläubigen Kairewan's, Hadschi Chalfa läßt den Verfasser derselben ungenannt; 25) die Geschichte Kairewan's, von Ebi Abdallah Hosna, und 26) von Ibrahim Refik. Außerdem noch in Dombay's Vorrede: 27) Ben Kerdebus fi achbari muluk il Meschrik wel Maghrib wel Andelus, d. i. die Kunden von Ben Kerdebus über die Könige des Ostens und Westens und Andalus; 28) Ibn Besam's Geschichte der Könige von Fez; 29) Ibn Ghasi's Geschichte der Könige von Mekines; 30) Kitab et-taarif fi nesbi kabail ehli er-Rif, d. i. das Buch der Verständigung über die Abstammung der Stämme der Landschaft Rif; 31) Bernusi's Makbas (im Werke Moura's mehrmal angeführt); 32) die Geschichte Mauritaniens, von Ebu Abdallah el-Kiatib Ben Abdallah Mohammed; 33) die Chronik Abdallah Ismail's; 34) die Ebu Mohammed Abdulwahid Ben Ali Temim's aus Marokko; 35) Nudschaat errewad fi sikri Muluki Beni Abdilwad, d. i. die Geschichte der Dynastie Beni Abdilwad in Telmisan (Telemsan); 36) Futuhati Ifrikijet, d. i. die Geschichte Afrika's; endlich die berühmten Ge-

schichte der fünf Dynastien der Beni Idris, der Senate oder Seiviten, der Morabithen, der Mowwahidin und der Beni Merin enthält; die beyden mittleren sind in der europäischen Geschichte als Morawiden und Moahaden besonders durch ihre großen Herrscher Jusuf B. Taschfin und Abdol Mumin ziemlich bekannt, was mit den Beni Idris und den Beni Merin weniger der Fall. Ehe wir uns noch unter der Leitung der vorliegenden Werke in der Geschichte Maghrib's ein wenig umsehen, können wir nicht umhin, die falsche Vulgar-Aussprache zu rügen, vermög welcher der Maghrib noch immer nach dem Beyspiele der Franzosen als Moghreb verhunzt wird. Das Wörterbuch Kamus, das hierüber entscheidende Stimme hat, sagt ausdrücklich, das Wort sey auszusprechen wie Meschrik, folglich Meghrib oder Maghrib, und nicht Moghreb oder Moghrib, was eine ganz andere Form derselben Wurzel: einen sich über etwas Befremdenden bedeutet; beyde Wörter stehen sich in dem Titel des geschichtlichen Werkes Ebi Hasm's scharf einander gegenüber: El-Moghrib fi achbari ehlil Maghrib; das erste Wort heißt: der sich über etwas Befremdende, und das letzte heißt: der Westen: die Verwechslung des Moghrib und Maghrib ist um nichts besser, als die selbst noch in neuen Schriften nicht seltene des Iman (Glauben) mit Imam (Vorsteher beym Gebete), oder die in den frühen europäischen Türkenschriften häufig vorkommende Verstümmlung der Danischmende (Studenten) in Talismani, und die Verwechslung dieser mit Talismanen; ähnliches Loos der Verstümmlung haben die Morabithin als Marabuten und Marabous erfahren. Die Wurzel Rabath hat dieselbe Bedeutung von Arbeit, Mühe und Frohn, wie das slawische Robot. Rabatha heißt: er hat sein Pferd angebunden, hat dasselbe zum Kampf gerüstet und die Nachtwache gehalten; ein Mora-

schichten 37) Ibn Chaldun's; 38) Nuweiri's; die Reisebeschreibungen 39) Ibn Batuta's und 40) Ebu Mohammed El-Abderi's; 41) das von Moura als der Kartas Ibn Siraa's angegebene obige Werk, welches aber kein anderes, als das von Dombay (LXIV) unter Nr. 22 aufgeführte Werk Ebu Mohammed Ben Abdul Halim's aus Granada; 42) Noshetol bostan fi achbar es-seman we sikrol-wudschud li ma wakaa fil wudschud, d. i. die Ergötzung des Gartens in den Kunden der Zeit und die Erwähnung des Wirklichen, das in dem Daseyn vorgeht. Dieses Werk, welches der Verfasser des von Moura übersetzten (S. 141) als eine Quelle der Geschichte des noch nicht genug gekannten Stammes der Bergwata anführt, ist, wie die Note lehrt, sowohl von Moura als anderen bisher fruchtlos gesucht worden, auch kennt dasselbe Hadschi Chalfa nicht.

bith ist daher sowohl dem Worte als dem Sinne nach getreu übersetzt ein Robother im heiligen Kriege; die Rohrhütten, unter welchen solche Glaubenskämpen wohnten, hießen Rabatha, und galten in der Folge als gleichbedeutend mit Klause [1]) oder Kapelle, und die dieselben bewohnenden Klausner oder Einsiedler werden noch heute Morabithin oder von den Europäern Marabuten genannt.

Die Dynastie der Edarise, d. i. der Söhne des Idris, ist eine der frühesten des Islams, nämlich die fünfte, indem vor ihr nur die der Beni Ommeije in Syrien, die der Beni Dabuje in Taberistan, die der Beni Ommeije in Spanien und die der Beni Rustem in Afrika sich erhoben hatten; sie zählte nur fünf Herrscher, und dauerte v. J. d. H. 172 (788) bis 307 (916) durch hundert ein und dreyßig Jahre. Diese Angabe der chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's [2]) stimmt weder mit der in Deguignes (I. Bd. S. 359), noch mit der von Dombay und Moura übersetzten arabischen Geschichte überein, in welcher das Ende der Dynastie auf den Tag angesetzt wird, wo Hasan Ben Kenun i. J. d. H. 375 (986) ermordet ward. Wenn wir uns hierüber bey den zwey besten Universalgeschichten der Osmanen, nämlich in dem Nochbetet-tewarich Mohammed Efendi's (aus der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts) und in der des Munedschimbaschi, welcher zu Ende desselben Jahrhunderts schrieb, Raths erholen, so stimmen beyde mit Hadschi Chalfa aus dem guten Grunde überein, daß Hasan Ben Kasim (nicht Ben Kenun) nicht mehr unabhängig herrschte, sondern bloß als Statthalter der Fatimiten geduldet ward. Das Merkwürdigste von Idris, dem Sohne des Gründers der Dynastie, wäre, wenn derselbe wirklich, wie Deguignes angibt, ein Alter von hundert und zwanzig Jahren erreicht, und folglich, da die Zeit seiner Regierung einstimmig auf vierzig Mondenjahre angegeben wird, erst im achtzigsten Jahre den Thron bestiegen hätte. Nach dem Nochbet aber und Munedschimbaschi ward er sechs Monate nach dem Tode seines i. J. d. H. 174 (790) vergifteten Vaters geboren, und starb i. J. d. H. 214 (829), folglich nicht hundert zwanzig, sondern vierzig Monden- oder neun und dreyßig Sonnenjahre alt; hiemit stimmt die Angabe Bernusi's (bey Dombay I. Bd. S. 57), welcher demselben acht und dreyßig Jahre gibt, so ziemlich, aber die eben dort angeführte von drey und dreyßig Jahren keineswegs überein; in Moura (S. 50)

[1]) Edifican nella huma *rabata* (ermida, ou pequena mesquita) na qual permanecen servindo a Deos Altissimo. Moura, p. 132.

[2]) S. 161.

findet sich zu Ende eben desselben vierten Abschnittes kein Wort von Bernusi, und das Alter Edris II. ist weder auf drey und dreyßig, noch auf acht und dreyßig, sondern auf sechs und dreyßig Jahre angegeben. Aus dieser und verschiedenen anderen Stellen, worin Dombay's und Moura's Uebersetzung von einander abweichen, liegt augenscheinlich am Tage, daß, wiewohl das von Moura übersetzte Werk dieselbe Ordnung der Abschnitte, wie der Kartas von Ibn Siraa beybehalten, dasselbe doch ein von demselben zwar nicht viel, aber dennoch verschiedenes Werk eines anderen Verfassers ist. Idris II. ist der Erbauer von Fez, deren berühmteste Moschee die von Elkarowwin; eine ausführliche Beschreibung dieser Moschee und der berühmten Männer, welche dieselbe verherrlichten, gibt Moura im achten, neunten und zehnten Kapitel S. 55 bis 81. Diese drey Kapitel hat Dombay in ein einziges, das keine volle Seite füllt, zusammengezogen (I. Bd. S. 66), und dieses ist einer der interessantesten Theile des Werkes, welcher, wie schon Silv. de Sacy in der Anzeige von Dombay's Uebersetzung mit Recht bedauert hat, leider allzusehr abgekürzt worden ist [1]). Schon das vierte Kapitel, von der Erbauung der Stadt Fez, enthält vier Quartblätter mehr, als bey Dombay, nämlich Auszüge aus dem Kitabol-istibßar fi adschaibil amßar, d. i. das Buch der Beobachtung in den Wundern der Länder [2]). Die von Dombay unübersetzt gelassenen Bemerkungen über die Naturgeschichte der Stadt Fez sind eben nicht so bedeutend, als dieses des Freyh. Silv. de Sacy's Bemerkung vermuthen ließe; bedeutender sind für die Literargeschichte Notizen über die Gesetzgelehrten und Kanzelredner, welche an der Moschee Elkarowwin gelebt. Da das Werk Moura's so selten und so wenig bekannt, da selbst Aschbach, welchem sonst keine der zu Tage liegenden Quellen entgangen, davon keine Kunde gehabt, so glauben wir allen Geschichtsforschern durch die Hinweisung auf die vorzüglichsten der in Dombay's Uebersetzung mit

[1]) Nous désirerions qu'il eût moins abrégé certains détails qui peuvent bien ne pas amuser le grand nombre des lecteurs, mais qui intéresseroient plus que le sort d'une bataille, les personnes qui se consacrent à l'étude de la littérature orientale. Telle est la digression de notre auteur sur la religion de Burgavites. Tels sont encore des détails relatifs à l'histoire naturelle, à l'agriculture, aux productions de la nature ou de l'industrie qui se trouvent dans la description de Fez. Im Magasin encyclopédique 3me année. T. V.

[2]) Bey Hadschi Chalfa Kitabol emßar; Mesudi's Urtheil darüber in der Uebersicht der Quellen arabischer, persischer und türkischer Geographie in der Hertha III. Thl. S. 52.

Stillschweigen übergangenen Stellen einen wesentlichen Dienst zu leisten, und ziehen daher zuerst das Wesentlichste des achten, neunten und zehnten Kapitels aus, welche die Kunde über den Bau und den Zubau der Moschee, ihre berühmte Minaret und ihrer Chatibe bis ins Jahr 726 (1325), wo der Verfasser schrieb, enthalten [1]).

»Abu Kasim Ben Dschenun sagt in seiner Beschreibung der »Stadt Fez, daß die durch Fatime erbaute Moschee Karowi»jin [2]) aus vier Schiffen mit einer kleinen Clausur (claustro) »bestand; die Länge von Westen gegen Osten hundert funfzig »Spannen (palmos), und daß Fatime einen kleinen Thurm baute, »wo jetzt das kleine Gewölbe, dessen Spitze lanzenförmig (que »sica por cima da Anzá).« Ansa ist das gewöhnliche arabische Wort für eine Lanze, der portugiesische Uebersetzer hat aber den sonderbaren Gedanken, in der Note dieses Wort hier für das gleichnamige arabische Thier zu halten, das die Kamehlweiblein in ihren lebendigsten Theilen plagt [3]); es gehört doch eine absonderliche Gelehrsamkeit dazu, die Aehnlichkeit der Spitze eines Kuppeldaches, die wohl am natürlichsten einer Lanze oder dem Ende der Spitze eines Beiles gleichen mag, in diesen unbekannten Thierchen Quälgeistern der Kamehlmutter zu suchen. Das neunte Kapitel handelt von dem Thurme der Moschee Karowijin (so wie Dombay die Aussprache an Ort und Stelle hörte, und nicht Caruin, wie Moura schreibt, ist das Wort auszusprechen). »Als der Fürst Abul Abbas Ahmed (nicht »Ahamad) den Thurm der Moschee Karowijin zu bauen be»gann, bestimmte er, daß jede Seite des Thurmes sieben und »zwanzig Spannen, das ist, daß der ganze 108 [4]) Spannen im »Viereck haben solle. — Ueber dem gegen Mittag sich öffnenden »Thore stand die Inschrift: »Im Namen Gottes des Allmilden, »des Allbarmherzigen, sein ist die Herrschaft, er ist über alle »Dinge mächtig.« — »Der Bau begann Montags den 1. Redscheb »d. J. d. H. 344 [5]) (955), und wurde vollendet im Rebiulachir

---

[1]) Da Ibn Siraa, der Verfasser des Kartas, in diesem Jahre starb, so beweiset die obige Jahreszahl, daß er die Geschichte seiner Zeit bis ins Jahr seines Todes geschrieben, und daß sein Epitomator Abu Mohammed Abdes-Selam von Granada dieselbe nicht weiter geführt.

[2]) S. Dombay I. Bd. S. 69.

[3]) Animal, quod cubanti camelae a tergo irrumpit in vulvam necemque infert, item acumen securis. Golius.

[4]) Cento e vinte oito ist um 20 zu viel, was Moura nicht bemerkt hat.

[5]) Der 1. Redscheb d. J. 344 war der 21. October 955, der aber Sonntagsbuchstabe G ein Sonntag.

»des folgenden Jahres. Auf der einen Seite sind die Worte zu »lesen: »Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein »Gesandter; Gott sey ihm gnädig!« und auf der anderen: »O ihr »meine Diener, die ihr eure Seelen aussetzt, verzweifelt nicht »an der Barmherzigkeit Gottes, denn Er ist allmild, allbarm»herzig und allverzeihend.« Auf dem Gipfel dieses Thurmes, »welcher Almenara, d. i. die Laterne [1]), heißt, waren kleine »goldene Kugeln, aus deren Mitte sich das Schwert des Fürsten »Idris (II.), des Gründers der Stadt, erhob. »Die Ursache, »warum Fürst Ahmed, der Sohn Ebubekr's, der Sohn Moham»med's aus dem Stamme Senate, dieses Schwert dort aufsetzen »ließ, war, weil, als eben der Bau dieses Thurmes beendigt »wurde, Einige der Abkömmlinge des Idris mit der Forderung »erschienen, daß ihnen das Schwert des Idris zurückgestellt würde; »er fragte, ob sie ihm, um den Streit zu enden, das Schwert »nicht verkaufen wollten, und als sie fragten, zu welchem Zwecke, »sagte er, um dasselbe auf den Thurm zu erhöhen, worauf sie »ihm dasselbe freywillig überließen.«

Das Schwert des Idris, des Reichsgründers, auf dem Thurme der großen Moschee seiner Hauptstadt erhöht, war, wenn nicht eine erhabene, doch wenigstens hohe Hieroglyphe der Eroberung und des Sieges. Conde erwähnt dieser Schwertaufrichtung unter der Regierung Abderrahman Naßir's bey der Wiedererbauung der Moschee von Fez auf Vortrag des Statthalters [2]). »Dieser von Ahmed, dem Sohne Ebubekr's, »aus wohlgehauenen Quadern erbaute Thurm erhielt sich in die»sem Zustande bis ins Jahr 788.« Hier bemerkt Moura in einer Note mit Recht, daß dieses ein Schreibfehler, indem die Geschichte nicht weiter als bis ins Jahr 726 reicht, und Abu Jusuf, zu dessen Zeit dieses Statt fand, schon i. J. d. H. 685 starb; der Uebersetzer hätte aber den Fehler in die wahre Jahreszahl (684) leicht aus seinem eigenen Werke verbessern können, indem S. 406 der in diesem Jahre zu Fez gestifteten Schulen und anderer Einrichtungen erwähnt wird. In diesem Jahre wurde auf Vortrag des Chatib, d. i. des Kanzelredners und Imams der Moschee (Moura übersetzt diese beyden Wörter als orador und prelado), der Thurm neu geweißt und wieder hergestellt. »Ueber den Thurm »wurde zu gleicher Zeit eine Wohnung für den Gebetausrufer ge»baut, an welchem die Reihe [3]). Die Moschee von Karowijin

[1]) Minaret-Laterne, ganz so im Französischen: la lanterne d'une tour.

[2]) Gesch. der Herrschaft der Mauren in Spanien I. Thl. S. 441.

[3]) Muadden (Mursin) que est de quarto p. 59.

»erhielt sich in dem Zustande, in welchem sie Ahmed, der Sohn »Ebubekr's, hinterließ, bis zur Zeit Hischam's, wo Alman-»sur, der Sohn Abu Aamir's, der Statthalter von Fez, auf »der Moschee die Kuppel baute, eine Kuppel an der Stelle der »alten Laterne, und in der Höhe magische Figuren, welche früher »auf dem Dache der Nische standen, unter welchem der Imam »dem Gebete vorsteht; einige dieser Figuren waren alte Statuen, »andere zur Zeit verschiedener christlicher (Sekten) gearbeitet. »Die eine als Talisman wider die Ratzen, welche die Moschee »nicht verunreinigten, oder darin zu Grunde gingen, die andere »wider die Scorpionen [1]), welche ebenfalls gar nicht in die Mo-»schee kamen oder in den Kleidern der Betenden, ohne sie zu be-»schädigen, erstarben. — Außer diesen erwähnten Figuren stand »noch auf einem Fußgestelle von Erz ein Talisman wider die »Schlangen, deren keine in die Moschee kroch, oder sogleich darin »starb, die sich darin einfanden, waren nur gute Geister.«

Moura bemerkt hier in einer Note, daß der Aberglaube der portugiesischen Duendes (Poltergeister) von den Mauren geblieben, Recensent aber bemerkt hierüber, erstens, daß entweder Moura oder Conde die Stelle des Arabers falsch verstanden, denn bey diesem (I. S. 511 von Rutschmann's Uebersetzung) heißt es in der Stelle, wo von der Errichtung dieser Talismane in der Moschee von Fez gesprochen wird: »Alle diese Kenntnisse sind Gaben der Geister.« Zweytens, daß das Seitenstück zu diesem Schlangentalisman der Moschee von Fez die berühmte Schlange in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand, welche insgemein als die Schlange des Moses gedeutet wird, aber wohl anderen gnostischen Sinn hat.

»Der Vicekönig (Hadschib, d. i. Oberstkämmerer) Almo-»dafir Abdol Malik, Sohn Ben Almanßur Ben Abu »Aamir's, baute auch die Fontaine [2]) vor dem Thore Babul »Chafa der Moschee, wohin er das Wasser des Baches Hasans »leitete; in der Moschee selbst baute er die Kanzel von Ebenholz »mit der Inschrift« (welche sich bey Conde I. Bd. S. 412 befindet). Hierauf wird erzählt, wie unter der Regierung Jusuf's, des Sohnes Taschfin's, die Moschee, welche für die stets wachsende Menge der Einwohner nicht mehr geräumig genug, vergrößert ward, und wie nach dem Beyspiele, welches Omar Ben Chattab bey der Vergrößerung der Moschee Mekka's gegeben, die Häuser der gottverfluchten Juden, welche dieselben nicht ver-

---

[1]) Das portugiesische Wort Alacrao ist das arabische Al-akrab.

[2]) Chaferiz ist nur die Verstümmlung des arabischen Wortes Ssahridsch, die Cisterne.

kaufen wollten, mit Gewalt weggenommen worden. Der Bau begann bey dem Thore, das vormals das der Töpfer, heute das der Wachskerzenverkäufer heißt; im Inneren des Thores eine Alcove mit der Inschrift der Vollendung i. J. d. H. 528 (1132, nicht 1334). Bey der Grundlegung dieses Thores stieß man auf ein altes Gebäude, und als dasselbe zerstört, fand man darunter einen Quell mit Schildkröten, welcher überwölbt ward; i. J. d. H. 600 (1203) wurde das Thor erneuert durch Abu Haffs, Sohn des Emirolmuminin Jusuf Ben Abdol Mumin. Durch zwey Blätter geht die Geschichte der Verschönerung der Moschee mit den Namen der Baumeister und der Inschriften fort, dann (S. 67) über die Zahl der alten und neuen Säulen, zusammen zweyhundert zwey und siebzig. Die Zahl der Personen, welche nach der gegebenen Berechnung die sechzehn Schiffe der Moschee enthalten konnten, war nicht weniger als 13,568, mit denen aber, welche in den Seitengängen Platz finden konnten, nicht weniger als 22,700; die Zahl der Ziegeln der Moschee war 700,000; die Männer gingen durch funfzehn große Thore, die Weiber durch zwey kleine in die Moschee ein; der große Hangleuchter von Erz wog achtzehnthalb Centner, und brauchte allnächtlich über einen Centner Oehl; in den heiligen Nächten, wie in der sieben und zwanzigsten des Monats Ramasan, wurden über siebenhundert Lampen angezündet, welche vierthalb Centner Oehl fraßen; der große Hangleuchter wurde nur in dieser Nacht und in der ersten des Ramasan angezündet, später nur in der sieben und zwanzigsten allein. Der Schatz der Moschee wurde unter der Leitung des Gesetzgelehrten Abu Mohammed Jeschker (Jaxecar) erbaut; hier wurden sowohl die Einkünfte der Moschee als die hinterlegten Güter aufbewahrt; die große Fontaine diente zur Reinigung derer, welche kamen, ihr Gebet in der Moschee zu verrichten; funfzehn Gemächer dienten zur Reinigung mit Senkgruben von Marmor, in welche das Wasser mit Gewalt einströmte, und in der Mitte war ein großes Wasserbecken, in dessen Mitte ein Springbrunnen; das Dach dieser Reinigungsgemächer war eine herrliche Kuppel in Stukatur mit Lazurblau bemalt; der ganze Hof war mit Marmorquadern gepflastert. Das folgende (zehnte) Kapitel enthält die Namen der frommen und gelehrten Männer, welche an dieser Moschee als Prediger und Imame standen, die wir aber, da dieselben keine Schriftsteller sind, oder wenigstens ihrer Werke keine Erwähnung geschieht, hier mit Stillschweigen übergehen. Größeres Interesse, als diese Details des Baues der Moscheen von Karowijin und Andalus, hat die von Dombay zu sehr abgekürzte Stelle über die Sekte der Bergwaten oder Bergawaten, welcher Silv.

de Sacy in seiner Anzeige größere Ausführlichkeit gewünscht. Der Gründer dieser Sekte der Berber stammte von einer jüdischen Familie aus Bernata in Spanien ab, und trat i. J. 425 (1033) in der Provinz Temesna als Religionsstifter auf, er nannte sich den Befriediger der Gläubigen (den Messias), welcher schon im Koran verkündigt worden; er übertrug die Feste vom Monat Ramasan in das Monat Redscheb, und setzte den fünf Gebeten des Islams noch fünf hinzu, welche bey der Nacht verrichtet werden mußten. Bey ihrer Reinigung mußten die Bekenner seiner Lehre den Nabel und den Bauch waschen, das Gebet nur mit einer leichten Verbeugung des Kopfes, ohne sich während desselben niederzuwerfen, verrichten; wenn sie aßen oder tranken mußten sie sagen: Im Namen von Jakas, was vermuthlich heißen sollte: Im Namen des Wesens; von allen Früchten mußten sie Zehent geben; von ihren Weibern konnten sie sich nach Belieben scheiden und dieselben wieder nehmen; er verbot ihnen, die Köpfe von Thieren zu essen, oder einen Hahn auf die Tafel zu setzen, widrigenfalls sie gehalten waren, einem Sclaven die Freyheit zu geben; sie mußten den Speichel ihrer Beherrscher lecken, welche in ihre Hände spuckten, und damit die Kranken heilten. Den Koran theilte der Stifter in achtzig Kapitel ein, die er nach den Namen von Königen und Propheten nannte, als die Suren Noe, Jonas, Moses, Aaron, Pharao, das Repphuhn, die Heuschrecke, das Kamehl Harut und Marut, der Tag des Gerichts, die Weltwunder u. s. w. Endlich befahl er ihnen, sich nur nach unerlaubtem Beyschlafe zu reinigen. Der arabische Geschichtschreiber bezieht sich in Betreff des Näheren über die Bergwaten auf das oben unter den Quellen der arabischen Geschichte in Mauritanien aufgeführte Werk: Ergötzung des Gartens. Die Geschichte der Idresiten und der Senate lagen außer dem Bereiche des Werkes Aschbach's, welches aber die Geschichte der Morabitin und Mowwahhidin enthält, weil dieselben nicht nur in Mauritanien, sondern auch in Spanien herrschten. Die beyden ersten Dynastien der Edarise und Senate haben keinen ausgezeichneten großen Herrscher aufzuweisen, dafür aber die drey folgenden der Morabitin, der Mowwahhidin und der Beni Merin drey der ersten Größe, nämlich: Jusuf Ben Taschfin, Abdol Mumin und Abu Jusuf Jakub, ein wahrer Orionsgürtel arabischer Herrschergröße. Statt den Leser mit dem Detail der Kritiken in einem fort zu ermüden, glaubt Recensent besser zu thun, demselben die Lebensbilder dieser drey großen Fürsten in drey gedrängten, aus den vorliegenden und anderen orientalischen Geschichtsquellen ge-

schöpften Lebensbeschreibungen vorzuführen, und das, was hie und da über Irrthümer zu bemerken seyn dürfte, nur kurz in den Noten zu berühren.

I. Jusuf B. Taschfin, der große Herrscher der Morabithin.

Schon mehrmals ist des historischen Vorurtheils der Moslimin Erwähnung geschehen, daß mit dem Beginne jedes Jahrhunderts der große Mann geboren werde, welcher demselben seinen Namen an die Stirne prägt, und es bey den Stirnenhaaren der Unsterblichkeit zuführt. Wiewohl erst zwölf Jahrhunderte der Hidschret verflossen sind, so ist es den moslimischen Geschichtschreibern doch nicht möglich gewesen, für jedes Jahrhundert den eigentlichen großen Mann aufzufinden, welcher, im ersten Jahre desselben geboren, dasselbe beherrscht. In den letzten Jahrhunderten haben die Geschichtschreiber aus Ermanglung von großen Chalifen, Schahen und Sultanen, welche wie Alexander (deßhalb der Zweygehörnte beygenannt) das Jahrhundert wie einen Stier bey den Hörnern fassen, und dasselbe kämpfend bändigen, ihre Zuflucht zu Emiren, Wesiren oder gar Gelehrten genommen, deren Größe ihrer günstigen Geburt im ersten Jahre des Jahrhunderts entspricht. Ein Paar Beyspiele solchen Mangels und Ersatzes kommen in der osmanischen Reichsgeschichte vor. Den Reichsgründer Osman rechnen sie zwar insgemein unter die Zahl dieser großen Männer, aber mit vollkommenem Unrecht, weil mit dem Beginne des achten Jahrhunderts d. H. nicht das Leben Osmans, sondern nur das des von ihm gestifteten Reiches begann. Mit dem Beginne des zweyten Jahrtausends, d. i. des eilften Jahrhunderts d. H., waren die Erwartungen auf den großen Mann, den man um so größer erwartete, als er mit dem Beginn eines Jahrtausends geboren seyn sollte, in Persien durch den Regierungsantritt Schah Abba's des Großen zwar einigermaßen erfüllt, im osmanischen Reiche aber durch Aufruhr und die beginnende Zerrüttung des Reiches unter schwachen Sultanen bitter getäuscht [1]). Mit dem Beginne des folgenden zwölften Jahrhunderts d. H. wird in Ermanglung eines großen Herrschers der Großwesir Alipascha aufgestellt [2]), welcher i. J. 1100 (die Morgenländer zählen den Beginn des Jahrhunderts mit der Nulle, und also eigentlich mit dem letzten Jahre des verflossenen) dreymal die oberste Würde des Reiches auf nicht unrühmliche Weise füllte, und, selbst ein gelehrter Mann, die Gelehrten

---

[1]) Gesch. des osm. Reiches, IV. Bd. S. 201.

[2]) Derselben VIII. Band, S. 215.

sehr begünstigte. Für den Beginn des dreyzehnten Jahrhunderts hat den osmanischen Reichsgeschichtschreiber die Geburt S. Mahmud's (geb. 1200) aller Verlegenheit, den großen Mann seines Jahrhunderts zu finden, enthoben. Leichter ist diese Aufsuchung des großen Mannes und Herrschers seines Jahrhunderts für die früheren Jahrhunderte d. H., wiewohl auch darüber die Geschichtschreiber nicht einig, indem sie sich nicht genau an das Jahr der Geburt, sondern oft nur an den Beginn der Regierung halten, und es nicht einmal mit diesem genau nehmen *). Von allen aber mit dem Beginne eines Jahrhunderts gebornen großen Herrschern ist wohl keiner, bey welchem dieses günstige historische Vorurtheil so in Erfüllung gegangen, als bey Jusuf, dem Sohne Taschfin's; indem derselbe nicht nur mit dem Beginne des fünften Jahrhunderts d. H., i. J. 400, geboren ward, sondern auch das ganze Jahrhundert, durch dessen zweyte Hälfte er auf dem Throne gesessen, durchlebt, i. J. 500 im Alter von hundert Jahren gestorben ist; eine in der Weltgeschichte einzige Erscheinung.

Wenn selbst die Geschichte Mohammeds, des Stifters des Islams, vor seinem vierzigsten Jahre, wo er als Prophet auftrat, nur weniges von seinem früheren Leben, von seiner Jugend und den mit Chadidsche in glücklicher Ehe verlebten funfzehn Jahren meldet, so ist's kein Wunder, daß über die ersten funfzig Jahre Jusuf Taschfin's, der erst in der Mitte seines Jahrhunderts weltgeschichtlich auftaucht, so tiefes Stillschweigen in den Quellen mauritanischer und spanischer Geschichte. Sogar die Nachrichten über die Herrscher des Stammes Ssanhadsche und der Lemtunen, deren Herrschergröße erst Jusuf, der Sohn Taschfin's, gründete, fließen durch die erste Hälfte des Jahrhunderts, welches Jusuf durchlebte, höchst sparsam, und wiewohl insgemein Ebubekr, der Sohn Omar's, als der erste Herrscher der Dynastie der Molsemin oder Morabithin genannt wird, so ist doch eigentlich erst Jusuf, der Sohn Taschfin's, als der Gründer ihres Reiches zu betrachten. Hier also nur das Nothwendigste zur Erklärung des Stammverhältnisses der Ssanhadschr und Lemtunen und dann der Namen Molsemin und Morabithin, unter welchen diese Dynastie bekannt. Die Lemtunen, so genannt von ihrer einfachen Kleidung Lemt, Wüstenbewohner des westlichen Afrika's, leiteten ihren Ursprung von den Ssanhadsche her, einem arabischen Stamme, welcher sich der Verwandtschaft mit den Homeir, d. i. dem ältesten Königsgeschlechte des südlichen Arabiens, rühmte.

*) Gesch. d. osman. Reichs, I. Bd. S. 63.

Diese Abstammung bezweifelt schon Ibn Chaldun, der arabische Montesquieu, aus guten kritischen Gründen. Molsemin, d.i. die ihr Gesicht Verhüllenden, hießen die Lemtunen, weil sie bey Hochzeiten sich einer besonderen Art von Schleyer bedienten, oder weil Weiber mit bedecktem Gesichte an der Seite ihrer Männer fochten, um von denselben nicht unterschieden zu werden. Vieldeutiger als der Name Molsemin, d. i. die Verschleyerten, ist der der Morabithin, der frommen Klausner oder gränzbewachenden Männer oder der Robother im heiligen Kampfe, denn Morabith heißt der Klausner oder Einsiedler des Islams, und die Wurzel Rabatha heißt sowohl, er hat die Gränzwache gehalten, als, er hat im Dienste des Glaubens gekämpft oder gerobothet. Den Namen haben Europäer in den der Marabuten verstümmelt, und Modisten haben sogar die aus Afrika kommenden Straußfedern Marabous genannt. Jahja B. Ibrahim, der Emir der Lemtunen in den dreyßiger Jahren des fünften Jahrhunderts d. H., wendete sich auf seiner Rückkehr von der Wallfahrt nach Mekka zu Kairewan an einen eben so gelehrten als frommen Mann Ebu Amru, mit der Bitte, ihm einen Volkslehrer zu verschaffen, welcher bey seinem Volke, in welchem die Lehren des Islams fast verschollen waren, die Gebote desselben wieder auffrische. Ebu Amru verschaffte ihm einen seiner frömmsten und gottesgelehrtesten Schüler, Abdollah B. Jasin [1]), als Volksprediger. Dieser fand Anfangs nur wenig Eingang bey den Lemtunen, und erst, als er von sechs oder sieben Jüngern begleitet in die Wüste zog, um dort in einer Hütte (Rabitha) als Roboter im Dienste des Herrn (Morabith) zu leben, strömten Tausende zu ihm hinaus, und gelobten ihm als Morabithin die Befolgung seiner Lehren. Nun fühlte er sich stark genug, die verwandten Stämme mit dem Schwerte zur Annahme der Lehre des Islams in ihrer ersten Reinheit zu zwingen. An der Spitze von viertausend Morabithin bekehrte er die Stämme Dschedale und Lemtun, und als nach einem Jahre Jahja, der Sohn Ibrahim's, gestorben, setzte Abdollah B. Jasin ihnen Jahja, den Sohn Omar's, zum Emir, bey dem aber nur die weltliche Herrschaft, während die geistliche ganz in der Hand des Missionärs. Diese war aber so unumschränkt, und der Emir so folgsam, daß jener diesen eines Tages mit zwey Geißelhieben strafte, weil er in einer Schlacht sein Leben größeren Gefahren ausgesetzt, als es einem Feldherrn erlaubt [2]).

---

[1]) Nicht Jasim, wie Aschbach spanischen Quellen nachschreibt.

[2]) Dombay, Gesch. der mauritanischen Könige, S. 190.

Unter Abdollah's, des Sohnes Jasin's, geistlicher Oberleitung hatte Jahja, der Sohn Omar's, ganz Ssahra erobert, und folgte der Einladung des Chalifen und der Gesetzgelehrten von Sedschelmase Deraa, welche um die Reinigung ihres Landes und Volkes durch Einführung der neuen Lehre baten. Abdollah B. Jasin versammelte die Häupter der Morabithin, um sich mit ihnen zu berathen. Sie riefen ihm alle zu, auszuziehen wider Sedschelmesa, und die Herrschaft der Maghribi, d.i. der Westlichen oder Mauritianer, die es beherrschten. Eine glückliche Schlacht machte der Herrschaft der Maghribi über Sedschelmesa ein Ende, und da der Emir Jahja B. Omar in einem Treffen geblieben, setzte Abdallah den Bruder desselben, Ebu Bekr B. Omar, zum Emir der Morabithin ein. Ebu Bekr, ein frommer Mann, gab den Befehl des Vortrabs des unter Abdollah B. Jasin's Anführung zu immer neuen Siegen fortschreitenden Heeres seinem Vetter Jusuf, dem Sohne Taschfin's. Das Heer zog wider die Landschaften Sus und Dschesula, deren letzte Bewohner nicht ohne Wahrscheinlichkeit von den alten Gätulern abzustammen behaupten. Abdallah B. Jasin eroberte die Stadt Nissa, deren Einwohner, weil ihre Stadt am Meeresufer liegt, behaupten, daß bey ihnen Jonas ans Land geworfen worden, und nach dessen Wallfisch die benachbarte Landschaft Nun *) genannt ist. Zu Tarudant ward eine ketzerische Secte vertilgt. Abdallah, der Sohn Jasin's, noch immer der alle Morabithin belebende Geist, eroberte dann die Stadt am Atlas, und bekriegte in der Landschaft Temesna die ketzerische Secte der Berghwaten, deren sich für einen Propheten ausgebender Anführer aus dem in der Nähe von Sidonia gelegenen Schlosse Bernata. In einer blutigen Schlacht wurde Abdallah B. Jasin von Wunden bedeckt, an denen er den Geist aufgab, nachdem er den Häuptern des ihm gehorchenden Heeres noch einmal dem Emir Ebubekr zu gehorchen empfahl. An seinem Grabe zu Dscharisla ward eine Moschee erbaut. Ebubekr, der Sohn Omars, machte der Secte der Bergewaten ein Ende, vertheilte ihre Güter unter die Morabithin, und zog dann mit einem fürchterlichen Heere der Stämme Ssanhadsche, Dschesule, Moßamide wider das Gebiet des Stammes Senate, wider die Städte Fes und Mekines.

*) Sil nun ist der Name des Wallfisches im Koran, daher die Sura Nun, die LXVIIIste, die des Wallfisches oder auch des Tintenzeugs heißt, indem Nun auch der Name des bauchigen Tintenzeugs und des bauchigen Buchstaben N: ن.

Zu Agmat vermählte er sich mit Seineb, der schönen und klugen Tochter eines Kaufmanns aus Kairewan, so schön und klug, daß man sie die Zauberin nannte. Er war noch nicht drey Monate vermählt, als Nachricht von großen Unruhen und Verwirrungen in Ssahra einlief. Ebubekr beschloß selbst hinzugehen, aber indem er auszog, sagte er zu Seineb: »Ich ziehe in »den heiligen Kampf, in dem ich vielleicht als Martyr bleibe. »Du bist zu wohlbeleibt, um die Beschwerden desselben ertragen »zu können. Ich scheide mich von dir; heirate den Vetter Jusuf, den Sohn Taschfin's, meinen Statthalter in Mauri»tanien.« Ebubekr empfahl ihm die geschiedene Seineb zur Frau, und die Bezwingung der Moghrewi, Jefrun und Sewta in Mauritanien. Jusuf B. Taschfin, allgemein geachtet und geliebt ob seiner Tapferkeit, Großmuth, Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und heiteren geistreichen Gemüthsstimmung, vermählte sich zu Agmat mit Seineb, die ihm in allen seinen Geschäften mit weisem Rathe zur Seite stand. Sie nährte auch seine Pläne auf die Herrschaft, indem sie, den Character des ersten Gemahls wohl kennend, den zweyten versicherte, daß jener es nicht zum Blutvergießen kommen lassen werde. Als Ebubekr von Ssahra nach Hause kehrte, zog ihm der Vetter Jusuf zwar entgegen, aber von seinem Heere begleitet, und als er ihm begegnete, stieg er nicht vom Pferde ab. Ebubekr, hierüber betroffen, fragte, warum er von solchem Heere begleitet komme? Um denen zu widerstehen, die wider mich ziehen, war die Antwort. Und was tragen jene tausend beladenen Kamehle? fragte Ebubekr: Deine Schätze Emir, und die zu Deiner Rückreise nach Sofale nöthigen Lebensmittel. Ebubekr ergab sich in sein Schicksal; er stieg vom Pferde, setzte sich neben Jusuf auf einen Teppich, und übergab ihm die Regierung, ihm Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit in Versen des Korans anempfehlend. So ward Jusuf, der Sohn Taschfin's, in seinem drey und sechzigsten Jahre der Herr und Emir der Morabithin *).

Im drey und sechzigsten, in dem großen climakterischen Jahre, dessen Zahl das Product der Lebenszahl neun mit der Geschlechtszahl sieben, in welchem so viele große Männer, wie Mohammed, Cäsar und andere, ihr thatenreiches Leben geendet,

*) Dombay's Gesch. der maurit. Könige p. 115 und Joze de Santo Antonio Moura Historia dos Soberanos Mahometan. p. 145. Aschbach S. 71 irrig erst im J. 466 (1073). Doch das Nochbetettewarich setzt den Regierungsantritt Jusuf's ins Jahr 462. Die Angabe bey Condé ist ein offenbarer Schreibfehler, 455 statt 465, denn auf dem folgenden Blatte heißt es: im selben Jahre 455.

begann erst das Jusufs, des Sohnes Taschfin's, um noch sieben und dreyßig Jahre bis ans Ende des von ihm durchlebten Jahrhunderts zu währen. Wahlstaaten ausgenommen, wo das überreife Alter so oft den Vorzug erhält, um herrschlustigen Nebenbuhlern um den Thron so kürzere Anwartschaft zu gewähren, sind die Beyspiele von Thronbesteigung in diesem Alter selten; noch seltener aber die in solchem Alter angelegten und glücklich ausgeführten Herrscher- und Eroberungspläne. Unter so vielen Dogen und Päpsten, welche nach ihrem sechzigsten Jahre die Stühle des heiligen Marcus und Petrus bestiegen haben, sind der siebenzigjährige Gregor der VII. als eiserner Verfechter der Rechte des Papstthums und der neunzigjährige Dandolo als der Eroberer Constantinopels, die einzigen Beyspiele, deren Thatkraft würdige Seitenstücke zu der Jusufs, des Sohnes Taschfin's; in der morgenländischen Geschichte selbst aber dürfte, was den Anbeginn mustervoller Thaten und Werke erst im Greisenalter betrifft, dem Sohne Taschfin's, dem länderbeherrschenden Emir nur der geisterbeherrschende Dichter Saadi an die Seite zu setzen seyn, der in demselben Alter zu schreiben wie dieser zu herrschen begann, und eben so lang oder noch länger lebte. Beyde Erscheinungen, die eines Eroberers und die eines Dichters, welche erste im Greisenalter ihre Laufbahn beginnen und mit Ruhm durchrennen, gleich wunderbar, denn die Glut der Einbildungs- und Thatkraft ist die Begünstigung der Jugend, die Umsicht und kalte Berathung des Alters hemmt die Ausführung gefährlicher und weitaussehender Plane und den Aufschwung der Phantasie. Eine der außerordentlichsten Erscheinungen der Weltgeschichte ist also ganz gewiß Jusuf, der Sohn Taschfin's, der Eroberer, von seinem drey und sechzigsten bis in sein hundertstes Jahr. Von mittelmäßiger Statur, braun, hager, schwarzaugig, adlernasig, mit spärlichen Haaren und Kinn, aber mit so reichlicherem Haarwuchs an den Schläfen, von denen derselbe bis ans Ohrläppchen reichte, mit zusammengewachsenen Augenbrauen und krausen Haaren, war er tapfer, freygebig, großmüthig, beredt, und vor allem streng und mäßig. Er trug nie andere als wollene Kleider, seine Nahrung war nur Gerstenbrot, das Fleisch und die Milch des Kamehls. Durch ihn erscholl die Lehre des Islams von tausend Kanzeln und der Ruf zum Gebete von tausend Minareten; seine Herrschaft erstreckte sich in Europa von den Gränzen Cataloniens bis nach Santaren und Lisbon, und in Africa von Algier bis Tanger, und von da bis an den äußersten Westen nach Sus El-akßa, und im Süden bis an das goldene Gebirge im Lande der Schwarzen (Sudan). Er erhob nie andere Abgaben und Steuern, als das gesetzmäßige

Fünftel der Beute von den Moslimen und die Kopfsteuer von den Christen. Seine Verwaltung war gerecht, sein geselliger Umgang liebreich und leutselig; besonders achtete und ehrte er die Alime und Fakihe, d. i. die Gesetz- und Rechtsgelehrten, in deren Umgang und Berathung er sich wohlgefiel. Durch vier und zwanzig Jahre hatte er bereits als Emir der Morabithin Africa unterjocht, bis er Spanien als Eroberer überzog, und noch dreymal dahin zurückkehrte. Der Angabe einiger Schriftsteller, daß Jusuf schon bey seiner Thronbesteigung den nur dem Chalifen gebührenden Titel eines Emirol mumenin, d. i. Feste der Rechtgläubigen angenommen, widersprechen die glaubwürdigeren, welche die Annahme des Titels erst nach der Schlacht von Selaka angeben [1]). Damals prägte er die Münzen, auf deren Rückseite nebst Ort und Jahr der Prägung der Namen Abdallah's, des sieben und zwanzigsten Chalifen des Hauses Abbas; auf der Vorderseite der Text: »Die Entschuldigung »dessen, der einer anderen Religion folgt als dem Islam, wird »nicht angenommen werden, und er wird am jüngsten Tage unter »den Verworfenen seyn;« in der Mitte: »Es ist kein Gott als »Gott, und Mohammed sein Prophet; der Fürst der Rechtgläu»bigen, Jusuf, der Sohn Taschfin's.«

Im ersten Jahre seiner Thronbesteigung war Jusuf's erste Sorge die Erbauung einer Hauptstadt. Er kaufte von dem Stamme Moßamide den Grund, worauf heute die Stadt Marokko, und deren Bau er unter Zelten von Kamehlhaaren überwachte. Er baute auch ein kleines Schloß als Rüsthaus und eine Moschee; die Mauern der Stadt aber erst sein Sohn und Nachfolger. Aus Demuth machte er selbst den Mörtel an, und eine Wand der von ihm erbauten Moschee Katibin, d. i. die der Schreiber zu Marokko, führt den Namen der Mauer des Guten [2]), weil Jusuf dieselbe übertünchen half. Sie blieb die Residenz der Fürsten der beyden Dynastien der Morabithin und Mowwahidin, und ist noch heute die der regierenden Scherife. In Jahresfrist nach seines Vetters Thronentsagung theilte er sein 14,100 Mann starkes Heer in fünf Abtheilungen nach dem Beyspiele des Propheten, der mit fünfgeschwadertem Heere zur Eroberung von Chairbar ausgezogen. Er bildete ein besonderes Chor von Bogenschützen aus den Stämmen Ssanhadsche, Moßamide, Senate, Dschesule, die mit ihren Vorfah-

---

[1]) Condé S. 145, wo Amir Amuzlimin statt Emirol mumenin steht. Dombay I. 216.

[2]) Surulchair bey Dombay I. 219, bey Joze Moura p. 151 Sur algair.

ren, den Gätuliern, in der Sicherheit und Schnelligkeit des Pfeilwerfens wetteiferten; dann vollzog er seine Vermählung mit der schönen und klugen Seineb, deren Formen rund, deren Kopf viereckig, und die er seinem Vetter wie den Thron entrissen. Er genoß jene nicht so lang als diesen, denn er verlor sie schon zwey Jahre später durch den Tod [1]). Im folgenden Jahre eroberte er Fes, die Hauptstadt der Dynastie der Moghrawi (richtiger Maghribi), d. i. der Westlichen. Der Fürst von Mekines, Mehdi [2]) B. Jusuf, welcher huldigend dem Eroberer entgegenkam, ward in seiner Würde bestätigt, aber Temim, der Sohn Menaßir's [3]), der Maghriwi, tödtete ihn, und schickte den Kopf dem Herrscher von Ceuta, Soba, dem Berghwaten. Jusuf B. Taschfin ward davon in Kenntniß gesetzt; sein Heer schlug und tödtete den Usurpator in blutiger Schlacht; der an seiner Stelle den Oberbefehl der Senate übernommen, schlug aber die Morabithin an den Ufern des Wadisife mit großem Verluste [4]). Jusuf erhielt die unangenehme Nachricht vor den Mauern des Schlosses Hißnol-mehdi, welches neun volle Jahre belagert, dann erst mit Vertrag übergeben ward. Er ließ dort ein Belagerungscorps zurück, züchtigte den aufrührerischen Statthalter von Beni Moran, eroberte Waled Borga, hierauf das ganze Land Gomara von Araif bis Tanger, und lagerte sich zwey Jahre hierauf mit der ganzen Macht seines Heeres vor Fes, das zum zweyten Male erobert ward. Eine Scene des Mordes und Gräuels, indem alle Moghrewi niedergemetzelt wurden, von den aus Kairewan stammenden Einwohnern der Stadt allein mehr als dreytausend. Der zweyte Eroberer der Stadt ward auch ihr zweyter Erbauer durch Vergrößerung der Straßen und Plätze, Erbauung von Moscheen und Waarenlagern. Im folgenden Jahre erkannten ihn die Scheiche der Stämme Senate, Moßamide und Gowara ohne weiteres Blutvergießen für ihren Herrscher an. Er eroberte hierauf die Gebirge Gajaßa, Beni Mesud und Beni Rihan [6]) mit großem Gemetzel der Einwohner, und theilte dann sein großes westliches Reich in vier Statthalterschaften: Mekines, Fes, Sedschel-

---

[1]) Dombay I. 210.

[2]) Bey Dombay Mohdi, aber nach der allgemeinen Aussprache Mehdi.

[3]) Dombay 231, bey Joze Mora p. 152 Moanzor, bey Condé Mansor; das erste das rechte.

[4]) Condé p. 92.

[5]) Condé p. 93.

[6]) Dombay 223. Joze Mora p. 154. Condé p. 95.

mesa und Marokko; die letzte Statthalterschaft, welche auch die Stadt Agmat, die Landschaften Sis, Moßamida, Temela und Tedla begriff, vertraute er seinem Sohne [1]). Um diese Zeit begann Jusuf's Verbindung mit dem tapfern und geistreichen Herrscher von Sevilla, Moatemed B. Ibad, der ihn um Beystand wider Alfons von Castilien bat, welchen Jusuf nicht eher gewähren zu können glaubte, bis er nicht Herr von Ceuta und Tanger. Ibn Ibad leistete ihm Hülfe in Erwartung der gegenseitig zu leistenden. Soba der Berghwate, der achtzigjährige Beherrscher von Ceuta, beantwortete die Anfrage Jusuf's mit den Worten: »Bey Gott, so lange ich lebe, sollen die Pauken der Lemtunen vor Ceuta nicht erschallen!« Im Thale von Meni bey Tanger wurde geschlagen, Soba getödtet und Tanger eingenommen; zu Ceuta regierte aber noch Soba's Sohn. Auf ein zweytes Schreiben des Herrschers von Sevilla um Hülfe antwortete Jusuf, daß er nach Ceuta's Einnahme erscheinen werde, und als nach Ceuta's Fall Moatemed, der Herrscher von Sevilla, in eigener Person den Sohn Taschfin's durch seinen Besuch überraschte, entschloß sich dieser, nachdem er sich vorher den Besitz von Aldschesira gesichert, zum Uebergange mit einem Heere nach Andalus.

Im Monate Rebiulachir des vierhundert neun und sechzigsten Jahres d. H., d. i. Anfangs August d. J. 1086 schiffte der nun bald achtzigjährige Emir der Morabithin sein Heer zu Centa ein, nachdem er wegen der Regierung seiner africanischen Staaten während seiner Ueberfahrt die gehörigen Anstalten getroffen. Das Heer, dessen Stärke arabische Schriftsteller bis auf eine halbe Million vergrößern [2]), war vorausgegangen; er selbst schiffte sich mit zehntausend der edelsten Morabithin und sechstausend Negerleibwachen ein. Um diese schwarze Leibwache zu bilden, war er schon früher in Verbindungen mit Genua getreten, und die Sclavenhändler, welche ihm dieselben verkauften, versicherten ihn, daß diese Neger vormals Christen gewesen, aber durch Umgang mit den Berbern ihrer Religion im Laufe der Zeiten abtrünnig geworden. Für einen Theil dieser Neger tauschte er an der andalusischen Küste Knaben ein, die er im Islam und allen ritterlichen Waffenübungen unterrichten ließ, und von denen eine Schaar sammt zweytausend Negern immer in seinem Geleite war [3]). In dieser Bildung einer weißen und schwarzen Leibwache aus Andalusiern und Negern, den beyden Nachbarvölkern

---

[1]) Dombay 223. Condé 95. Joz Mora 154.

[2]) 445,000, Dombay I. Bd. p. 233.

[3]) Condé I. S. 87.

der äußersten nördlichen und südlichen Gränze seines Reiches scheint schon beym Antritte seiner Regierung der Keim großer Eroberungsplane gegen Norden und Süden gelegen zu haben, wenn es nicht bloße Nachahmung der Chalifen des Hauses Abbas, welche ebenfalls ihre Leibwache aus den gefährlichsten Nachbarstämmen ihrer äußersten nördlichen und östlichen Gränze, aus den Türken jenseits des Oxus und der caucasischen Päße gewählt, weil der Despotismus sich am liebsten fremder Söldlinge zu Handlangern bedient, welche den Interessen des Volkes und des Landes fremd, kein Höheres kennen als ihren Sold, und kein höheres Princip, als das des unbedingten, durch keine Rücksichten der Verwandtschaft mit dem Volke gefährdeten Gehorsams. Auf der Ueberfahrt von der afrikanischen Küste bestieg der Sohn Taschfin's das Verdeck seines Schiffes, breitete die Arme aus und betete: »O mein Gott! wenn meine Ueberfahrt »zum Heil des Islams, und Du weißt es am besten, o Herr! »so beruhige das Meer; wenn nicht, so rege es im wilden »Sturme auf!« Am Ufer der grünen Insel, d. i. Aldschesira, empfingen ihn die Emire und Alkaide Spaniens, an ihrer Seite sein Freund Moatemed, der Herr von Sevilla, welcher vom Pferde steigen und die Hand küssen wollte, was Jusuf verwehrte. Der Marsch ging hierauf nach Sevilla, wo acht Tage Rast gehalten, und die Maßregeln zur nöthigen Verpflegung und Anordnung des Heeres getroffen wurden. Von Sevilla ward in das Gebiet des Emirs von Badajos gezogen. Den Vortrab von zehntausend morabithischen Reitern befehligte Abu Suleiman Daud; ihnen folgten die Heerhaufen der spanischen Emire unter dem Befehle des von Sevilla. Das spanische Heer war von dem afrikanischen getrennt, welches unter Jusuf's eigener Anführung einen Marsch später folgte, so daß der Lagerplatz, welchen der Emir von Sevilla verließ, Jusuf's Nachtquartier war. König Alfonso VI. eilte von den Thoren Saragossa's, vor welchen er belagernd stand, mit einem Heere, dessen Stärke, ebenfalls übertrieben, auf hunderttausend Mann zu Fuß und achttausend zu Pferde, und außerdem noch auf dreyßigtausend Reiter seiner saracenischen Vasallen angegeben wird, dem Feind entgegen. Einige Meilen von Badajos, in der gebüschreichen Ebene, welche die Araber Solaka, die christlichen Schriftsteller Sacralias nennen, kam es zur ewig denkwürdigen Schlacht, welche das Schicksal Spaniens durch den Wechsel moslimischer Oberherrschaft entschied. Jusuf forderte von Alfonso in einem Schreiben Annahme des Islams, Tribut oder Schlacht. Alfonso antwortete durch den Ueberbringer: »Morgen sey Freytag, der Festtag der Moslimin; übermorgen Sabat, der Ruhetag der Juden, und überübermorgen

»Sonntag der Festtag der Christen; der Montag möge also zur »Schlacht bestimmt seyn.« Der Montag wurde bestimmt, aber Alfonso griff, um durch diese List den sicheren Feind so sicherer zu schlagen, am nächsten Morgen, welcher Freytag der 12. Redscheb oder der 23. October, an *). Alfonso hatte schon das Heer Moatemed's von Sevilla in die Flucht geschlagen, als Jusuf mit dem afrikanischen hervorbrach, und den Sieg in die schrecklichste Niederlage verwandelte. Die Zahl der gebliebenen und gefangenen Christen wird von dem arabischen Schriftsteller auf 180,000 übertrieben. Zwanzigtausend abgeschnittene Christenköpfe ließ Jusuf zu einer grausen Minaret aufschichten, von welcher das Gebet des Islams ausgerufen ward. Nach Sevilla, Cordova, Valencia, Saragossa, Mora soll er 50,000 Körper (in jede Stadt 10,000), 40,000 zur Vertheilung unter die afrikanischen Städte als Trophäen dieses Sieges gesendet haben, um überall durch Schädelpyramiden Denkmale dieses glänzenden Sieges zu setzen. Die Zahl mag übertrieben seyn, aber die Schädelpyramiden und die Sendung der abgeschnittenen Köpfe als Trophäen wiederholen sich häufig in den Geschichten asiatischer Eroberer, in denen Dscheugischan's, Timur's, Bajesid's und Murad's II., von denen der vorletzte die Köpfe der zu Nicopolis Erschlagenen bis nach Aegypten, dieser die in der Schlacht von Warna nach Brusa als Trophäen sandte.

Einige Tage nach dem Siege von Solaka, welcher mit Recht denen von Jermuk und Kadesia an die Seite gesetzt wird, durch welche die Moslimin Syrien und Persien unterjochten, erhielt Jusuf die Trauernachricht, daß sein Sohn Ebubekr zu Marokko gestorben. Er übergab den Oberbefehl der Heere in Spanien seinem Feldherrn Sia B. Ebibekr, und schiffte nach Marokko zurück, wo er ein Jahr lang verweilte, indessen sein Feldherr und der König von Sevilla spanische Städte eroberten. Jusuf verließ Marokko, um Al-maghrib zu durchreisen, sich von dem Zustande des Landes durch eigene Ansicht zu überzeugen und Gerechtigkeit handzuhaben. Hierauf ging er noch im selben Jahre nach Spanien über. Von dort aus lud er durch ein Rundschreiben alle spanischen Emire zur Belagerung der Festung Labit ein; aber nicht alle erschienen, und die, so erschienen, veruneinigte Zwist. Ibn Ibad, der

*) O author enganor-se sagt Joze de S. Antonio Moura p. 166 sehr mit Unrecht, denn da das Jahr d. H. 479 am 18. April 1086 begann, müßte der 12. Redscheb der 6te!! November seyn; es ist aber der 23. October (siehe Sonntagsbuchstabe D) richtig ein Freytag.

Emir von Sevilla, beklagte sich bey Jusuf über Ben Abdolasis, den Emir von Murcia, welchen Jusuf dem Kläger in Ketten übergab. Hierauf nahmen die Truppen von Murcia Reißaus. König Alfons VI., hievon benachrichtigt, eilte mit seinem Heere herbey, um Labit zu entsetzen, und der Sohn Taschfin's kehrte zum zweyten Male nach Afrika zurück. Zwey Jahre hernach kehrte der Sohn Taschfin's zum dritten Male nach Spanien zurück, nicht von spanischen Emiren gerufen, noch um ihnen wider die Christen beyzustehen, sondern wider die Emire ergrimmt zur Ausführung seiner weitaussehenden Plane, zur Unterjochung ihrer Reiche unter die Herrschaft der Morabithin. Er bemächtigte sich durch List nach zweymonatlicher Belagerung Granada's, und sandte den Emir Abdallah B. Balkin B. Badis gefangen nach Marokko [1]); gleiches Schicksal traf den Bruder desselben, Temim B. Balkin, den Statthalter von Malacca. Die Gesandten der Emire von Sevilla und Badajos wurden mit Geringschätzung empfangen. Als der Emir von Sevilla, Ben Ibad, das Loos des Emirs von Granada und seines Bruders erfuhr, fürchtete er mit Recht für sein eigenes, und bittere, von beyden Seiten geführte Reden waren die Vorläufer [2]) erbitterten Kampfes. Jusuf kehrte zum dritten Male nach Ceuta zurück, um von dort aus seine Heere in Spanien, welche die Emire bekriegten, zu verstärken. Sia B. Ebibekr zog gegen Sevilla, dessen Thore ihm der Emir Ibn Ibad schloß; ein anderes, von Abdallah B. Dschiagh angeführtes Heer dagegen vor Cordova, um dort den Sohn des Emirs von Sevilla zu bekriegen; und wider einen zweyten Sohn und Statthalter desselben im Lande Ronda zog der Lemtune Karur. Eine andere, von Bati befehligte Heeresabtheilung eroberte Jaen, und verband sich nun mit dem von Cordova zurückgeschlagenen Heere Karur's. Cordova ergab sich gegen Sicherung des Lebens und Eigenthums der Bewohner; nichts desto weniger wurden viele ermordet, darunter der Sohn Ben Ibad's, der tapfere Naßir el-feth, d. i. der Helfer der Eroberung; gleiches Schicksal traf seinen andern Sohn, Jesd Radila, den Statthalter von Ronda. Der Emir von Sevilla wandte sich in der höchsten Noth an den Feind, wider den er zuerst die Hülfe Jusuf's herbeygerufen, an König Alfons, welcher unter dem Befehle des Grafen von Gomez ein Hülfsheer sandte, dieses aber

---

[1]) Aschbach setzt diese Begebenheiten noch in die Zeit des zweyten Aufenthaltes Jusuf's in Spanien, während sie erst in die Zeit seines dritten Aufenthaltes fallen.

[2]) Dombay I. S. 250.

wurde geschlagen, und Sevilla übergab sich unter Verbürgung von Treue, Glauben und Schutz, von Sicherung des Lebens und Eigenthums, dem Feldherrn Jusuf's, Sir B. Boka, Sonntag den 7. September 1091. Der unglückliche Fürst Ibn Ibad Moatemed mit seinen vier Söhnen und ihren Frauen und Töchtern wurden nach Ceuta übergeführt. Die Zierde des Harems war die Gemahlin Ibn Ibad's, Seidet Kubra, d. i. die große Frau, deren Namen die Inschrift einer Moschee als die Erbauerin derselben nennt [1]). Das Loos Moatemed's, des Sohnes Ibad's, des Herrschers von Sevilla, eines der tapfersten und gebildetsten Herrscher, deren die spanische Geschichte erwähnt, gab als einer der traurigsten Beweise der Vergänglichkeit von Herrschergröße Dichtern elegischen Stoff. Ibn Ibad war selbst Dichter, und belohnte die seines Hofes königlich. Als er in der Schlacht von Salaka durch seinen Astrologen die Stellung der Gestirne beobachten ließ, und von diesem die Auskunft, daß der Augenblick zum Angriff günstig, erhalten, sandte er diese Kunde dem Sohne Taschfin's durch folgenden, im eigentlichsten Sinne des Wortes aus dem Stegreif gedichteten Vierverss:

Durch deine Schwerter sendet Gott
Dem Christenland Ruin,
Die Sterne an dem Himmel künden
Den Sieg der Moslimin.

Die Vorhersagungen seiner Astrologen hatten ihn auf den unglücklichen Ausgang des letzten Kampfes vorbereitet, und wenige Tage vor dem Falle Sevilla's vernahm er im Traume aus dem Munde eines seiner Söhne die folgenden Verse:

Einst trug des Glückes Talisman
Uns fort auf sternenheller Bahn,
Verkündend uns're Namen laut;
Nun schweigt die Zeit, beseufzend bloß,
Daß der Ruin des Ruhmes Loos.

Es schwindet wie des Tages Zeit
Der Erde Glanz und Herrlichkeit,
Und Größe schwindet wie ein Traum;
Dein Volk ist eine Vögelschaar,
Die sich verstecket vor dem Aar [2]).

Einer der berühmtesten Dichter Spaniens war sein Wesir, der gelehrte Ibn Seidun. Als Ibn Ibad gefangen von Sevilla nach Ceuta geführt ward, überreichte ihm noch ein Araber, Abul Hasan Hasuri, Verse zu seinem Lobe; wiewohl die-

[1]) Condé I. 173.

[2]) Eben da, 160.

selben sich an poetischem Gehalte den Ibn Seidun's nicht vergleichen konnten, gab ihm der unglückliche Fürst doch sechs und dreyßig Goldstücke, welche seine letzte Habe. Zu Agmat wurde Ibn Ibad in einen Thurm geworfen, wo das Unglück seiner Familie seine Leiden durch ihre Gegenwart noch erhöhte. Seine geliebte Sidet Kubra starb bald darauf. Ibn Lebana erzählt, daß, als am Opferfeste Einige den unglücklichen Emir im Gefängnisse besuchten, sie ihn von seinen Töchtern umgeben fanden, welche aber in armseligen Kleidern und barfuß. Als die Besuchenden bey diesem Anblick aus Schmerz verstummten, ließ Ibn Ibad seinen Schmerzen in einer rührenden Elegie freyen Lauf. Seine Söhne lebten dürftig in Afrika. Einer derselben wurde am selben Tage ermordet, wo er einen seiner Söhne mit einem Gedichte an den Vater abgesendet, um denselben über sein unglückliches Schicksal zu trösten. Ibn Ibad starb nach vierjähriger Gefangenschaft; seine Regierung hatte drey und zwanzig, seine Dynastie drey und sechzig Jahre gedauert. Die harte Behandlung dieses edlen Fürsten und tapferen Verfechters des Islams ist ein Flecken des Ruhmes Jusuf's, welcher, während seine Feldherrn Spanien seiner Herrschaft unterwarfen, zu Ceuta die große Moschee erbaute, und den Thürmen solche Höhe gab, daß von ihnen die Aussicht Land und Meer weit beherrschte. Er verschönerte die Stadt mit einer vielröhrigen Fontaine, und führte den Damm am untern Hafen auf *).

In dem kurzen Zeitraume von anderthalb Jahren hatten die Morabithin fünf spanische Königreiche ihrer Botmäßigkeit unterworfen: das von Sevilla, Granada, Almeira, Murcia und Jaen. Hierauf befahl Jusuf seinem Feldherrn Daud B. Aistos gegen Denia und Xativa zu ziehen, deren Emire sich mit den Christen und ihrem berühmten Feldherrn Rodericus Diaz, beygenannt der Cid, und Campeador von Bibar, vereinigt hatten. Die ritterlichen Thaten des Cid sind aus der spanischen Geschichte und Romanze zur Genüge bekannt, aber keiner seiner Biographen hat noch bemerkt, daß der ihm von den Arabern beygelegte Ehrenname Sid-el-battal, d. i. der Herr, der Kämpe, nur eine Wiederholung des Ehrennamens ist, welchen der erste Cid trug, welcher dritthalb Jahrhunderte früher in dem Heere Moslema's, des Sohnes und Feldherrn Abdolmelik's Kleinasien durchstreift, und vor den Thoren Constantinopels seinen Tod gefunden hatte. Die Heldenthaten der beyden Cide, des östlichen und westlichen, gehören mehr dem Romane als der Geschichte an. Spanische Romanzen und türkische Ro-

*) Conde 168.

mane wetteifern im Preise der Heldenthaten des asiatischen und andalusischen Cides und ihrer Heldenthaten vor Constantinopel und Valencia [1]). Im selben Jahre, wo der Cid im Besitze von Valencia starb, dessen Eroberung keine königliche, sondern die eines Ritters war, fiel Jerusalem unter den Waffen der vereinten christlichen Ritter. Erst nach des Cid's Tod öffnete Valencia die Thore den morabithischen Heeren. Diese waren im Besitze des westlichen Spaniens, aber das östliche beherrschte noch von Saragossa aus Abu Dschaafer aus dem erlauchten Geschlechte der Ibn Hud, ein mächtiger, menschenfreundlicher, allgemein geachteter Fürst, welcher den Herrscher der Morabithin schonte und von ihm verschont ward. Er sandte durch seinen Sohn freundschaftliches Schreiben an Jusuf, den Sohn Taschfin's, worin er sagte, daß seine Staaten die Mauer zwischen den Besitzungen Jusuf's und denen der Glaubensfeinde. Das Schreiben war mit einem Geschenke von 350 Pfunden gediegenen Silbers begleitet. Jusuf nahm das Geschenk an, ließ aber das Silber ausprägen, und am Tage des Opferfestes in der großen Moschee zu Cordova unter das Volk vertheilen [2]). Das Schreiben Abu Dschaafer's ward mit gleichem freundschaftlichen erwiedert [3]), und das Bündniß durch thätige Hülfe besiegelt, welche Jusuf dem Fürsten Saragossa's wider die Christen leistete, die sich der Städte Fraga und Barbastos bemächtigt hatten. Zu Ende des Feldzugs kehrte Abudschaafer Mostain mit der Beute von fünftausend christlichen Jungfrauen, tausend Rüstungen und anderen Schätzen nach Saragossa zurück, und sandte einen Theil der Beute an die Herrscher der Morabithin. Sir B. Bekr setzte die Eroberungen ihrer Waffen in Algarbe fort, und stand belagernd vor Badalejos, wo Omar B. Mohammed El-Eftas herrschte. Nach mörderischer Schlacht (8. März 1094) ward die Stadt erobert, und der unglückliche Emir mit seinen beyden Söhnen auf ausdrücklichen Befehl durch Lanzenstiche getödtet. Dieser Mord des Emirs von Badalejos befleckt den Ruhm des Sohnes Taschfin's nicht weniger, als die Mißhandlung des unglücklichen Ibn Ibad von Sevilla, und die Elegie des Wesirs des ermordeten Königs, des gelehrten Ibn Abdun, verherrlicht das Andenken des Sängers und des Besungenen [4]),

---

1) Hadschi Chalfa i. J. 122. Catalogus Cod. O. O. Bibl. Nro. 170, und zu Paris in sieben Handschriften: 317, 318, 338, 339, 340, 341, 342.

2) Condé I. S. 180.

3) Eben da, S. 181.

4) Eben da, S. 184.

wie das Andenken Ibn Ibad's durch die Kaßidet seines gelehrten Wesirs Ibn Seidun verherrlicht ward. Ibn Abdun, der Wesir am Hofe von Badalejos, und Ibn Seidun, der Wesir am Hofe von Sevilla, wetteiferten um den Vorrang der Dichtkunst, und beyder Namen mit einigen ihrer Gedichte sind ehrenvoll bis auf uns gekommen. Sir B. Ebibekr, der Feldherr Jusuf's in Spanien, dehnte seine Eroberungen nicht nur zu Land, sondern auch zu Meer aus, indem er die balearischen Inseln eroberte. Während der Eroberung derselben hatte sich der Cid Valencia's bemächtigt, nach seinem Tode aber erschien Sir B. Ebibekr mit einem großen Heere von Mauren, Lemtunen und Moßamiden vor denselben, und unterwarf dieselben wieder der morabithischen Herrschaft [1]), denn Abdolmelik Abu Merwan regierte dort nur als Statthalter der Morabithin.

In seinem sieben und neunzigsten Jahre ging Jusuf, der Sohn Taschfin's, zum vierten Male nach Spanien, um die Herrschaft der Morabithin, welcher er dort vor siebzehn Jahren durch seinen ersten Uebergang die Thore geöffnet, zu befestigen. Er war von seinen beyden Söhnen Abu Tair Temim und Abul-Hasan Ali begleitet. Der letzte, der jüngere, übertraf den älteren bey weitem an Geist und Character; von ihm sagte ein andalusischer Dichter seiner Zeit:

Zwar ist Ali der Zahl der Jahre nach der letzte,
Doch hebt zum Erstgebornen ihn der hohe Muth;
Er theilt den Rang des Rings, indem der meist geschätzte
Vor anderen nur auf dem kleinen Finger ruht.

Jusuf durchzog mit seinen Söhnen Spanien, sich an der herrlichen Lage des Landes und seinen Naturschönheiten ergötzend, und verglich es mit einem Adler, dessen Schnabel Calatrava, die Brust Jaen, der rechte Flügel Algarbien, d. i. der westliche, und der linke Flügel Esch-scherkije, d. i. der östliche Theil. Nachdem er seine neueroberten Staaten durchreist, berief Jusuf die Scheiche und Keide der Morabithin zusammen, um von ihnen die Huldigung für seinen jüngern Sohn als Thronfolger zu erhalten. Dieselbe hatte mit großer Festlichkeit Statt. Von allen Seiten strömten Abgesandte mit Geschenken zusammen. Die Goldbarren, welche ein Enkel des Emirs von Saragossa gebracht, ließ Jusuf ausprägen, und am Tage des Opferfestes in der Moschee von Cordova unter das Volk austheilen [2]). Die Urkunde der Huldigung ward von allen Scheichen und Kaiden unterzeichnet [3]). Nachdem diese wichtige Angelegenheit in Ord-

[1]) Condé, S. 191.

[2]) Condé, S. 193. Hed nibar soll Id nibar (Festtag) heißen.

[3]) Die Urkunde bey Condé, S. 194.

nung gebracht, kehrte Jusuf nach Ceuta zurück. Auf seiner Durchreise durch Limeria ließ er den dortigen Juden den Befehl verkünden, daß sie sich zum Islam bekehren müßten, denn in einem alten Buche habe er gefunden, daß die Juden sich zur Zeit des Propheten für ihre Nachkommen zur Annahme des Islams verbindlich gemacht hätten, wenn mit dem Beginne des sechsten Jahrhunderts d. H. ihr Messias nicht erschienen wäre. Die Juden bewirkten durch Geldsummen beym Wesir Abdollah B. Ali die Zurücknahme des Befehls aus so besserem Grunde, als noch vier Jahre zum Beginne des sechsten Jahrhunderts fehlten. Das Jahr, in welchem die Juden das angeblich in ihrem Namen von ihren Urvätern gemachte Versprechen der Annahme des Islams erfüllen sollten, war das Todesjahr Jusuf's, der im fünfhunderten Jahre nach der Hidschret starb. Noch auf seinem Sterbelager äußerte er den feurigsten Wunsch, das Reich des Islams weiter auszubreiten. Er starb Ende Moharrems, d. i. Ende Septembers d. J. 1006, und ward zu Marokko in seinem Pallaste bestattet. Daß er nach der Schlacht von Salaka bey der Annahme des Titels eines Fürsten der Rechtgläubigen dem Chalifen von Bagdad durch die Prägung seines Namens auf der Rückseite gehuldigt, ist schon oben bemerkt worden [1]). Dem Nachfolger desselben, Mostadher billah, hatte Jusuf durch Gesandte und Geschenke gehuldigt, und von demselben Ehrenkleid und Diplom auf die Herrschaft des Westens erhalten [2]). Durch die Länge seiner Regierung, welche ein halbes Jahrhundert, und seines Lebens, welches ein ganzes Jahrhundert füllt, durch seine Eroberungen in Afrika, durch den Bau Marokko's und die Verschönerung von Mekines und Ceuta, durch seine Vereinigung aller morabithischen Stämme zur Ausbreitung des Islams im Lande jenseits des Meeres, durch die Gründung der Herrschaft der Morabithin in Spanien ist Jusuf, der Sohn Taschfin's,

---

[1]) Da die beyden glaubwürdigsten Quellen der Geschichte der Marabithin bey Condé p. 145 und bey Dombay p. 216 einstimmig sagen, daß Jusuf den Titel Emirol-mumenin erst nach der Schlacht von Zalacca angenommen, so ist kein Grund vorhanden, dieses, wie Aschbach S. 94 thut, zu bezweifeln. Ganz irrig ist die in die Zeit seines Ueberganges nach Spanien gesetzte Nachricht von der Anerkennung des Chalifen Mostaktir; erstens gibt es keinen Chalifen dieses Namens, und zweytens bestieg der Chalife Mostasher (der hier gemeint ist) erst i. J. 489 den Thron.

[2]) Bagdade Chalifei Mostasher billah Abbasije nedaja we adam gönderub saltaneti Gharb itschun gendüden chilaat u menschwer almischidi. Nohbetet-temarich.

einer der größten und merkwürdigsten Herrscher des Islams. Die Herrschaft der Morabithin dauerte, wie die der Beni Ommeje in Syrien, nur neunzig Jahre, von denen die größere Hälfte die rühmliche Regierung des Sohnes Taschfin's füllt. Die seiner drey Nachfolger dauerte nur vierzig Jahre, und unter seinem Urenkel erlag die Dynastie der Morabithin der aufsteigenden Größe des Herrscherhauses der Mowwahidin. Die Robother des Glaubens wurden durch die Einheitsbekenner verdrängt.

(Der Schluß folgt.)

Art. II. Gothicae versionis epistolarum Divi Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani regiis typis 1834.

Der treffliche Herausgeber hat uns dießmal reichlicher bedacht, und 64 Quartseiten des bloßen gothischen Textes, ohne die lästige Zugabe der griechischen oder einer lateinischen Uebersetzung, werfen kostbaren Gewinn ab für das deutsche Sprachstudium. Ich folge, indem ich ihn hervorzuheben suche, den einzelnen Blättern, vom Anfang bis zu Ende.

Röm. 6, 23. Das erste Wort *thô mikiluna*, *τὰ ὀψώνια*, ist anstößig, ein Neutrum mikilun klingt seltsam, und wie soll die bloße Ableitung *-un* in mikil den Sinn von stipendium bringen? Ich lese *mikillâuna*. lâun schien dem Gothen zu wenig, zu unbestimmt, er fügte mikil hinzu, um etwa auszudrücken, der ganze, endliche Lohn, oder das, was die Franzosen haute paye nennen; dem Schreiber kann *la* nach l leicht ausgefallen seyn, wenn kein Raum für die erblichenen Buchstaben da ist. Hat die Zusammensetzung *mikillâun* auch noch Bedenken, so dürfte vielleicht *mizdlâun* oder *militlâun* vorzuschlagen seyn? ich möchte die Hs. ansehen. 7, 2 *ufvaira qvêns*, *ὕπανδρος γυνή*, wie ufaithis *ἔνοχος* gebildet? Die Trennung uf vaira wäre dem sub viro der Vulg. gemäß. 7, 6 *svaei skalkinôma*, ita ut serviamus, wieder nach der Vulg., und abweichend von der griech. Construction *ὥστε δουλεύειν ἡμᾶς*. 7, 7 *nih vitôth qvêth*, man erwartet *qvêthi*, denn qvêth für qvath läßt sich aus frêt allein nicht beweisen. 7, 8. 7. 11 *lêv niman*, *ἀφορμὴν λαβεῖν*, wie *lêv giban*, *ἀφορμὴν διδοῦναι* II Cor. 5, 12, aus welchen Accusativen, und aus dem Dat. *du lêva*, *εἰς ἀφορμὴν* Gal. 5, 13 immer noch nicht erhellt, ob der Nom. lêvs oder lêv lautet. Ahd. lâo, lâwes? 7, 8 *fravaúrhts vas navis*, navis steht fehlerhaft für *náus* Luc.

7, 12, 15, d. h. das Substantiv; adjectivisch kann es nicht genommen werden. 7, 9. *simlê*, *ποτέ*, der adverbial stehende Gen. Pl. eines Subst. siml, das gleichviel mit áiv (aevum) gewesen seyn muß; ahd. wird der Gen. Sing. *simbles*, oder auch der Dat. Pl. *simblum* gesetzt. Das verwandte lat. *semper* ist wie nuper, parumper u. a. gebildet. 7, 18. 20 und 8, 9 *báuith* *οἰκεῖ* von *bauan* I Cor. 9, 12. 13. Eph. 3, 17 fordert ein reduplicierendes Prät. *báibáu*? oder lieber *báibô*, und unterscheidet sich von *báuán*, *báuáida* aedificare, aus welchem das Subst. báuáins. 7, 18 *ataigith mis* Druck- oder Lesefehler für *atligith*. 7, 22 *gavizneigs ïm*, *συνήδομαι*, Vulg. condelector, eine auffallende Anwendung des Adj. gavizneigs, das eigentlich manens, existens bedeuten sollte. 7, 22 thamma *ïnnunin* mann, Ephes. 3, 16 thana *ïnnunan* mannan, unerhörte, ja unglaubliche Formen; es wird, wenn mich nicht alles triegt, da N und M in gothischer Schrift leicht verwechselt werden, selbst in den erbleichten Handschriften stehen *ïnnumin*, *ïnnuman*, und *innuma* (intimus, interior) findet sich mit aftuma, aúhuma, hinduma (Gramm. 3, 628) auf einer Linie. 7, 24 *váinans* *ταλαίπωρος*; sollte nicht zu lesen seyn *váinags*? Die Züge von *N* und *Γ* liegen einander wieder nahe, und der letztern Form entspräche ahd. *wénac*, nhd. w e n i g. Freylich hätten dann die Gothen neben qváinôn (flere) ein gleichbedeutiges váinôn besessen, oder die Gramm. 2, 290 vorgetragene Ableitung wäre aufzugeben. 8, 36 *lamba slaúhtáis*, *πρόβατα σφαγῆς*, warum slaúhts für slahts? von der Wurzel slahan. 8, 37 *jiukam* (vincimus), Prät. jiukáida, doch gab es auch ein *jiukan*, *jáuk* (Gramm. 2, 740), woher *juk* (jugum), ahd. *joh*, vielleicht auch unser j a u c h z e n (Siegesgeschrey erheben), ahd. *jûchizan*, *jûwizan*. 9, 2 *frastisibja*, was Eph. 1, 5 durch *sunivê gadêds* ausgedrückt wird, beydemal ist weder *υἱοθεσία* noch adoptio knechtisch verdeutscht, *frastisibja* ist Kindverwandtschaft, *sunivê gadêds* Söhnemachung. 9, 15 würde ich ergänzen *thanei bleithja*, nicht gableithja, weil vorausgeht thanei *arma*, gegenüber dem das griech. Fut. ausdrückenden gaarma und gableithja; diese Anwendung der Partikel *ga* scheint beachtenswerth. 9, 19 abgesehen von dem Mißgriff, *μέμφεται* oder *μέμφονται* durch das passive fáiada oder fáianda zu übersetzen, ist fáian ein merkwürdiges Wort; wie láian, láilô, váian, váivô, mag es im Prät. *fáifô* reduplicieren. Schwebt aber irgend ein Zweifel über dem beginnenden F, so läßt sich vielleicht ein L herauslesen? láia darf *λοιδορέω* und *μέμφομαι* ausdrücken, und scheint dem ersten griech. Wort buchstäblich verwandt. 9, 20. 21. Man möchte *gadikis* *πλάσμα*, *diga* *πλάσσω* und *dáigs* *φύραμα* (11, 16) auf eine regelrechte Ablautsform

zurückführen, folglich die beyden ersten schreiben *gadigis* und *deiga*; das ahd. Verbum wäre tiku, teik, tikum. gadigis wäre wie agis, hatis, baris geformt. 9, 21 *thahó* πηλος, ahd. *dahâ*, noch mhd. daz vaz der dahen (Docen Misc. 1, 32). 9, 33 *hallus* πέτρα, man sieht noch nicht, ob Masc. oder Fem.? das altn. *hella* ist weiblich. 10, 9 *urráisi* unmöglich richtig; man lese *urráisida*, weil *da* in dautháim folgte, unterblieb es. 10, 11. *ni áuk ïst gaskáideins ïudáiáus jah krékós*, οὐ γάρ ἐστι διαστολὴ Ἰουδαίου τε και Ἕλληνος, man lese *krékis*, denn *krékós* ist Nom. Pl. (I Cor. 1, 22). Daß Ulfilas für Ἕλλην *Kreks* gebraucht, nöthigt noch nicht zur Annahme, er habe nach der lat. Vulg. gearbeitet, die ihm *Graecus* darbot. Ohne Zweifel nannten die Gothen längst ihre byzantinischen Nachbarn *Krékós*, wie schon aus der Lautverschiebung folgt, es war ein unter ihnen lebender Ausdruck, kein gelehrt übersetzter. Das *ae* ist wie ein griech. η genommen, wofür gothisch überall ê geschrieben wird; außerdem hätte Graecus, Γραικός, goth. Kráiks gegeben, wie Iudaeus, Ἰουδαῖος, Iudáius oder Matthaeus, Ματθαῖος, Mattháius. Auch der ahd. Dialect verschiebt consequent den Laut, und sagt *Chrieh* (Otfried Kriah), woraus wiederum mhd. *Kriech* wurde; zuletzt haben wir pedantisch das G hergestellt, inwendig das *ie*, und im Auslaut das *ch* behalten. 10, 15 *skáuneis* (pulcher), ahd. *scóni*, nhd. schön, allem Vermuthen nach von dem Stamme skiuna, skáun. 10, 18 *drunjus*, φθόγγος, ein Wort, das wie stubjus, vaddjus, assavjus im ganzen Sing. i einschaltet, ohne Zweifel auch im Dat. und Acc. Plur., den Nom. Pl. aber wahrscheinlich dem Nom. Sing. gleichlautend bilden würde. Der Stamm driuna, dráun? wovon unser dröhnen. 11, 1 *afskáuf*, vom bisher unaufgefundenen *skiuba* (trudo) skáuf. 11, 16 *ufarskafts*, ἀπαρχή, ein merkwürdiger Ausdruck, vielleicht noch aus dem Opfergebrauch der heidnischen Gothen herrührend. Den Griechen war die ἀπαρχή der Beginn des Opfers, das in die Flamme geworfene Stirnhaar des Opferthiers; wörtlich hat hier Ulfilas nicht übersetzen wollen, so wenig als Luther, der diese Delibation durch Anbruch verdeutschte. *gaskafts* ist sonst κτίσις, Erschaffung, *skapan* könnte aber einen besondern Bezug auf das Opfer gehabt haben, etwa wie das lat. *facere*. 11, 17. 19 *ïntrusgja*, ἐγκεντρίζω, pfropfe, setzt *trisga*, *trasg* voraus, dessen Part. praet. *trusgans* 11, 24 erscheint, und das die Bedeutung des lat. sero, serui gehabt haben muß. 11, 17 *thizái vaúrtsa* klingt doppelt seltsam, man erwartete *vaúrtái*, aber auch 18 kommt vor *thó vaúrts* statt *vaúrt*. 11, 17 *smairthra* Dat. von *smairthr* (pinguedo), ahd. smerdar? 11, 18 *bairaith*, Schreibfehler für *bairith*. 11, 25 *dáubei*, πώρωσις,

Ulfilas nahm eine Verhärtung der Ohren an; hätte er das coecitas der Vulg. berücksichtigt, so stände *blindei*. Das folgende *sumata* drückt aus *ἀπὸ μέρους*, und gehört zu Gramm. 3, 100; darnach läßt sich auch ein goth. allata im Sinne des ahd. allaz (continuo) erwarten. 11, 26 *allái Israël ganisand*, *πᾶς Ἰσραὴλ σωθήσεται*, es sollte heißen Israêlis oder Israêlê, wie thái thiudô. 12, 8 *allsvérei*, simplicitas? aber auch benignitas stimmt nicht recht zu der Bedeutung, die ein von svêrs (honoratus) abgeleitetes Subst. haben könnte. Ohne Zweifel entgehen uns aber noch ältere, andere Bedeutungen dieses Adj. 10, 12 *bróthra lubó*, *φιλαδελφία*, *lubó*, das ahd. *lupâ* Diut. 1, 154. 12, 1 *vulandans*, ferventes, vermuthlich von *vula*, *vuläida*. Notker im Mart. Capella 143 hat ein *walón*, das gleichfalls fervere scheint. Ein starkes vila, val, vèlum, vulan muß im Spiel seyn, aus welchem auch das agſ. velm (fervor) herfließt. 12, 6 *hnáivs ταπεινός*, ein schönes, aus hneiva stammendes Adj.; ich kenne weder ein ahd. hneic, noch ein agſ. hnàh. *ïnahs*, *φρόνιμος*, wichtig für die Urbedeutung der Partikel ïn. 13, 4 *thana hairau*, f. *hairu*; solche Schreibfehler geben einen Maßstab für die 11, 17 angemerkten. 13, 7 *skuldó*, die schwache Neutralform im Sing., das Schuldige, obgleich Text und Vulg. den Plur. des Subst. haben. 13, 8 *usfullide*, l. *usfullida*. 13, 9 *faihugeirónjáis ἐπιθυμήσεις*, und das aus Coloſſ. 3, 1 (vielmehr 3, 5) angeführte *faihugeiróni*, *ἐπιθυμίαν*, erregt mehr als eine Betrachtung. Schon das ist seltsam, daß beydemal *faihu* vorgesetzt wird, da in *ἐπιθυμέω* und concupisco nur die allgemeine Begier, nicht gerade die nach Geld und Gut, liegt; allerdings wird diese gemeint, und der Gothe drückt sich bestimmter aus als sein Urtext. Aber Tit. 1, 11 gebrauchte er *faihugairnei* (Fem.) für turpe lucrum, woraus mit Sicherheit ein Adj. *faihugairns* gefolgert werden darf, das dem agſ. feohgeorn, altn. fêgiarn der Form nach vollkommen entspricht. Jenes Subst. *faihugeiróni* hat nun, wenn gleichen oder ähnlichen Sinn mit *faihugairnei*, völlig davon abweichende Formen, in der Wurzel den Laut *ei*, nicht ai = i, und die Ableitung *óni*. *geiróni* (cupido) ist ein Neutrum; und gebildet wie *laúhmóni*, oder wie das Masc. *sipóneis*. Wie aus siponeis ein Verbum *sipónja*, stammt aus geirôni *geirónja* (concupisco). Uebersetzt man das ins ahd., so ergibt sich *kiruoni* und *kiruonu*, oder kirôni, kirônu, wenn das in den Windnamen haftende ô gelten soll; indessen finde ich auch ein altſ. *gisuistruoniun* Hêl. 38, 1 (Dat. Plur.), was goth. gasvistrônjam seyn würde. Nun aber nöthigt das Verhältniß zwischen *gairns* und *geiróni* zur Annahme eines Stammes *geira*, *gáir*, *gairum*, *gairans* (= ahd. kiru, kêr, kërum, këran),

von welchem das II Cor. 12, 7 am Rand beygeschriebene *gáiru* (stimulus) herrührt. Die Bedeutung von geira könnte seyn stimulor, sinnlich genommen, während jenes geirônja abstract steht. Hiernach zerfallen die in der Grammatik aufgestellten Stämme 511 und 576ᵇ; ein goth. gáis = gaesum (Gramm. 1, 91) unterliegt großem Zweifel. An sich dürfte jenes gáiru auch gaíru seyn, allein es gibt kein ahd. kër (jaculum), nur ein kêr, und darum entscheide ich mich für gáiru. 13, 11 *thata theihs*, *καιρός*, und I Theſſ. 5, 1 *theihsa*, *καιρούς*, ein Neutrum gebildet wie veihs (vicus) oder wie vahs (cera), sahs (culter), wenn ich die beyden letzten aus dem ahd. folgern darf. Das Wort ist ganz neu, und allen übrigen Mundarten abgehend; etwa wäre unſer Deichſel (temo), ahd. *dihsil*, agſ. *thixl* verwandt? Die Bedeutungen liegen nicht so weit von einander. *καιρός* ist das rechte Maß, temo die Stange, an der sich der Wagen dreht. In meiner Mythologie cap. 20 mehr darüber. 13, 13 *dragkameim*, *μέθαις*, vom Sing. *dragkamei*, *μέθη*, der goth. Ausdruck für Rausch, und wieder eine bisher unerhörte Form. Ahd. gibt es Maſc. auf *-amo*, keine Fem. auf *-ami*. 14, 3 *frakuni* f. *frakunni*. 14, 4 *gastôthanan*, *στῆσαι*, für *gastôthjan* weiß ich nicht zu rechtfertigen, und noch weniger das I Cor. 4, 11 erscheinende *ungastôthanái*, *ἀστατοῦντες*, da der Ablaut ô keinem Infin. und keinem Partic. der starken Form eigen seyn kann. Das letztere Wort sollte lauten *ungastandanái*; aber freylich hat sich ein goth. Part. Prät. *standáns*, das die ahd. Analogie verlangt, bisher noch nicht aufweisen lassen, wir dürfen darum die Anomalie *stôthans* nicht voreilig ablehnen, aus welcher nur kein neuer Inf. stôthanan begreiflich wird. 15, 13 äußert der Herausgeber seinen Zweifel an der Ableitung von *lubáins* aus *láubjan*. Beyde Formen vereinigen sich durch Annahme eines Stammes *liuba*, *láuf*, *lubum*. 16, 23 *vairdus*, hospes; dem ahd. *wirt* muß folglich ein früheres *wirtu* vorausgegangen seyn.

Den merkwürdigen Schluß: »*du Rumônim ustáuh*,« ad Romanos explicit (vielmehr explicuit), nutze ich für eine Abschweifung über die Geschichte des Namens *Roma*. Das lateinische Wort selbst hatte langen Wurzelvocal: *Rôma*, auch die Griechen sprachen aus *Ῥώμη*, wahrscheinlich nicht ohne Anspielung auf *ῥώμη*, Macht, Stärke. Bekanntlich war *Roma* kein echt latinischer Name, ein tyrrhenischer, pelasgischer (Niebuhr 1, 318); neben dem langen ô in *Rôma*, *Rômulus* steht kurzes e in *Remus*, *Remulus*, und beyde Formen liegen zu einander in naher Beziehung. Die Gothen, wie wir nun lernen, sagten und schrieben *Ruma*; wüßten wir nur, ob mit kurzem oder langem *u*? eigentlich berechtigt nichts ausgemacht dazu, überhaupt

irgend ein langes *ú* in goth. Sprache anzunehmen, die ahd. Analogie ist dafür nicht bündig. Das Ablautsystem hat gar keines û vonnöthen, und in ahd. Sprache entwickelt es sich da nur aus Verdickung des *iu*; eine solche im Goth. zu behaupten, wäre man etwa Matth. 6, 6 genöthigt, wenn hier der Cod. Arg. wirklich galukands liest, d. h. galûkands, dem ahd. lûhhan entsprechend; da aber Junius fehlerhaft galaukands gibt, könnte im Cod. galiukands stehen? Wie dem sey, es ist erweislich, daß öfter aus goth. *u* ein ahd. *ú* wurde. Ich wäre geneigt, so lange bis andere Gründe überwiegen, goth. *Ruma*, und nicht *Rúma*, zu vermuthen. Die Gothen hatten dieses Wort, gleich dem *Kréks*, volksmäßig in ihrer Sprache gehandhabt, nicht nach grammatischer Schärfe aus der Fremde entlehnt, darum auch o in u gewandelt. In Namen, die Ulfilas selbst übersetzt, drückt er *ω* durch ô (Lôd, Môsês), *o* durch aú (Nikaúdêmus, Saúdaúmjam) aus, und wäre nicht längst Ruma gebräuchlich gewesen, hätte er sicher Rôma geschrieben. So gut die Gothen hier *u* vorzogen, durften sie auch die organische Länge des Vocals aufheben. Nicht anders findet sich ein ahd. *Ruma* gl. Hrab. 974ᵃ, Otfr. I. 11, 2 und samanunga *rumiskiu*, ecclesia romana bey Kero 32ᵇ, wiederum nach althergebrachter Aussprache, obgleich die Geistlichkeit überall in lat. Büchern das *o* vor Augen hatte. Diut. 1, 241 bietet eine Glosse zu Italia dar: »lancparta daz sint *rumare*«; eben so steht im friesischen Asegabuch 13 *Rume* und im altſ. Hêliand 2, 15. 18. 156, 14 *Rumuburg*, im agſ. travellers song (138 Kemble) *Rumvalum* (Romanis). In der That aber zeigen auch ahd. Denkmäler *ú*, Notker im Boethius schreibt 24. 25: »taz *rúmiska* hêrote,« und: »dia *rúmiskun* selbwaltigi;« in einer Glosse bey Hoffmann 57, 22 wird sandalia ausgedrückt »*rumiscun* scuoha;« in einer andern 14, 10 »*romscuoha*,« d. i. »calceamenta secundum romanum usum,« wie es im Capitulare III. a. 789, 8 (Baluz. 1, 243) heißt. Solche *ú* und *iu* des zehnten Jahrh. zwingen noch nicht, ein kurzvocalisches Ruma und rumisk des neunten oder achten aufzugeben, um so weniger, da Notker selbst »ze *Romo*« Cap. 54 und »vona *Romo*« Boeth. 28, mit kurzem o, schreibt. Ist aber bey O. I. 1, 59 zu circumflectieren *Rómâni*? und Hêl. 2, 13 *Rómâno* liudi? Für die kurzen Vocale zeugt schon die altfranzösische Aussprache; überall reimen die Dichter *Rome*: home (Méon 2, 329. 3, 159. 289. 4, 436), ja sie schreiben sogar *Romme*: homme (Méon 2, 337. 401. 3, 378): somme (1, 124), auch Corneille reimt *Rome*: homme, nomme, und, was mehr gilt, bis auf heute wird in Frankreich das geschriebene Rome ausgesprochen *Romme*. Méon 1, 231 finde ich *Roume*: houme, d. i.

Rume: hume. Unsere mhd. Dichter hingegen haben sich wieder zu dem langen Vocal verstanden. *Rôme* Wh. 103, 13: frône Maria 190; patrône, Fundgr. 190; vgl. Rômære Wh. 91, 30. Wir wollen aber den Blick noch erweitern. Jenes gothische »du *Rumónim*« erinnert an die »gromata *Rymionams*« der litthauischen Bibel, und den litth. Namen *Rymas* für Rom. Ich will nicht verschweigen, daß die Natur des litth. *y* mehr einen langen Vocal als einen kurzen verkündigt, gewissermaßen î, obgleich Mielke *y* von i unterscheidet. Alle slavischen Sprachen nennen die berühmte Stadt *Rim*, mit Uebergang des ô in î, wie aus Ancona die Dalmatiner *Jakin*, aus Scardôna die Croaten *Skradin*, aus dem ungr. Balaton die Serben *Balatin* machen. Poln. *Rzym*, böhm. Rjm, überall männlich, gleich dem litth. *Rymas*. Dem lat. Appellativ *Romanus* entspricht das goth. *Rumóns*, poln. *Rzymianin*, böhm. Rjmēnin, litth. *Rymionas*. Die Finnen aber sagen Ruomi. Gleich dem slavischen langen Vocal ist endlich auch in dem morgenländischen *Rûm*, womit, seit Verlegung des oströmischen Reichs nach Byzanz, insgemein Griechenland, Thracien, selbst Kleinasien bezeichnet wird, ein langer û-Laut; *Rûmi* heißt im Orient der Bewohner dieser Gegenden, das alte Rom und ganz Italien aber *Rûmiah*. Daher, wie man weiß, die neugriechische Sprache ῥωμαϊκή; mit besserem Fug die Vulgarsprache in Graubünden *Rumons;* die Abkömmlinge der Römer in Dacien nennen sich *Rumanje* oder *Rumunje*, wahrscheinlich mit û. Die Geschichte des Vocals in Roma könnte nach allen diesen Daten folgenden Gang genommen haben: aus dem ô = *oo* entwickelte sich *ú*, aus dem *ú* aber auf der einen Seite *i* (wie aus *u* häufig *i*), auf der anderen verkürztes *u* und daraus *o*. Gleichförmiger wäre, auch den Gothen û beyzumessen, wohin aber dann mit dem notkerschen und französischen o? des kurzen e in Remus zu geschweigen. Aber man braucht bey einem Namen, der sich schnell durch die Völker verbreitete, nicht ängstlich den Gesetzen der Analogie zu folgen, die der regelmäßige Sprachverkehr zwischen ihnen ergibt: es genügt zu beobachten, was sich wirklich hier und dort einführte.

Ich schreite fort zu dem ersten Corintherbrief. Hier wird 1, 16 ἐβάπτισα δὲ καὶ τὸν Στεφανᾶ οἶκον (Vulg. baptizavi et Stephanae domum) übertragen: ik dáupida áuk jaththans Staifanáus *gadáukans*. οἶκος sonst durch gards, οἰκία durch razn; dem Gothen mochte in unserer Stelle die Metonymie anstößig scheinen, er hob sie auf, den Begriff Hausgenosse konnte er aber weder aus gards (das mehr Haus im Sinne von Hof bezeichnet), noch aus razn (denn garazna bedeutet vicinus), noch aus hus (was er nie einfach, nur in der Zusammensetzung

gudhus verwendet) herleiten. Damit ist jedoch das seltsame Wort *gadáuka* noch nicht im geringsten erklärt. Der Herausgeber vergleicht *daúhts* epulum, so daß gadáuka commensalis ausdrücken würde; Maßmann vermuthet gadaúra, und unleugbar liegen sich K und R zum Verwechseln nah; warum sollte aber hier der Begriff Thüre (daúrô) den von Haus vertreten? 1, 20 *sôkareis* inquisitor setzt ein Subst. *sôka* (inquisitio), wie láisareis láisa, voraus, und entspringt nicht aus sôkja (quaero) láisja (doceo), weil sonst stehen würde sôkjareis, láisjareis; die Subst. sôka, láisa kommen von den starken Stämmen saka und leisa. Der ahd. Dialect geht aber weiter, und bildet auch aus Verbis solche männliche Subst. 4, 5 *hvakjizummah* ἑκάστῳ f. *hvarjizummah*, hier ist K für R nicht verlesen, sondern verdruckt, aber auch nach dieser Herstellung bleibt die Form äußerst befremdlich. Der Nom. lautet hvarjizuh, der Gen. eben so, wie kann dieses -iz mit in den Dativ eindringen? Der Schreiber muß erst hvarjizuh haben schreiben, und es hernach in hvarjammuh ändern wollen, das izu ist aus Versehen stehen geblieben? sollte man glauben; 7, 17 kehrt aber *hvarjizumméli* nochmals wieder, obgleich die richtige organische Form Röm. 12, 3. Luc. 4, 40 vorkommt. Also wird in der goth. Sprache selbst schon die Neigung zu solchen Mißverständnissen und Irrungen, die in späteren Mundarten häufiger begegnen, nicht abzuleugnen seyn, und der Fehler hilft uns in der Grammatik andere Räthsel lösen; ich ziehe daraus eine willkommene Bestätigung meiner Ansicht über die seltsame Bildung des ahd. Demonstrativs deser, hic (Gramm. 3, 27). 4, 6 *ufblesans* inflatus ist scharf genommen nicht das nhd. aufgeblasen, sondern sufflatus, von uf, sub. 4, 9 *dáuthubljans* ἐπιθανατίους, ein höchst willkommenes Beyspiel der goth. Form einer seltenen Ableitung, die ich Gramm. 3, 431 berühre. Das Adj. setzt ein Subst. *dáuthubli* voraus, das völlig dem altn. *daudifli* gleicht, ahd. aber *tôdupli* lauten würde. Nun läßt sich ein goth. *thriskubli* (limen, area) *innubli* (viscus, Eingeweide) ohne weiteres erwarten. Von der Ableitung *-ubni* ist dieses *-ubli* genau zu scheiden. 4, 9 *fairveitl* θέατρον, wäre ahd. farwizal, das aber fehlt. 5, 7 *unbeistjódái*, ἄζυμοι, von beistjôn, säuern. Da aber in beist ζύμη kein i der Ableitung steckt, so muß noch ein anderes Subst., etwa beistja ζύμωσις, zur Erklärung des Verbums angenommen werden. 5, 8 *balvavései* κακία, = *balvaveisei*, so daß das Adj. *balvaveis* ganz dem altn. bölvis entspricht, ahd. palowisi. Das goth. Wort von visan herzuleiten wäre unanalog. 5, 9 *ni blandáith*, ne misceatis. Da blandáith der von dem prohibitiven *ni* geforderte Conjunctiv ist, im Indic. also blandith stehen würde, so hindert

mich nichts, *blandan*, welches 5, 11 vorkommt, für ein reduplicierendes Verbum zu nehmen, und ihm ein Prät. *bláibland* zu geben. Das folgt auch aus dem ahd. plantan, pliant. 5, 11 *vilvs*, raptor, merkwürdig, weil Luc. 18, 11 der schwachformige Pl. vilvans raptores, im Nom. 7, 5 *uhteigs*, assiduus, vacans. Stände *uhtveigs*, so ließe ich mir die Ableitung von uhtvô eher gefallen, es könnte dann matutinus, nocturnus bedeuten, der früh auf oder bey Nacht arbeitsam ist. Dazu folgt 16, 12 *uhteig* (so ist wohl zu lesen für uhtiug? es gibt keine Ableitung -iug) im Sinn von vacuum, wo matutinum nicht paßt. Allein beyde, *uhtuô* und *uhteigs* können aus derselben Wurzel fließen. Die altn. Sprache zeigt uns ein Adv. *ótt*, crebro, verschieden von opt, saepe; so würde sich auch ein goth. Adj. *uhts* creber, oder ein Subst. *uhts* assiduitas annehmen lassen, wovon *uhteigs* gebildet ist. Ganz gelegen vergleicht der Herausgeber das Adj. *biuhts* solitus und das Subst. biuhti mos, consuetudo, und ich bin geneigt, hier eine Zusammensetzung mit der Partikel *bi* einzuräumen, und meine bisherige Erklärung aus der Wurzel *biugan* (Gramm. 2, 23) fahren zu lassen, die den Buchstaben besser als dem Sinne nach besteht; es scheint gezwungen, den Begriff von Sitte und Gewohnheit aus dem von biegen zu folgern. 7, 5 *ungahôbáins* ἀκρασία, Unmäßigkeit, fordert ein Verbum *hôba*, hôbáida modum teneo, vgl. das altn. *hóf*, modus. 7, 9 *ïntundnan*, uri, gebildet wie andbundnan, usgutnan, distaúrnan, und nahverwandt mit *ïntandjan* (incendere), das Verbum tinda, tand, tundum unbezweifelbar. 7, 10 *liugômhafts* γεγαμηκώς, ein merkwürdiger Fall uneigentlicher Zusammensetzung eines Adj. mit dem Dat. Pl. Subst., und Gramm. 2, 622 einzutragen, sa liugômhafta vergleichbar dem altn. inn hugomstôri. Zugleich lernen wir, daß ein Fem. *liuga* γάμος (schwerlich liugô) bestand. Wie viel gefüger gewesen wäre ein goth. Part. Praet., hätte es sich ausdrücken lassen! 7, 13 *áig* statt des sonstigen *áih* Joh. 6, 47. 10, 16; auf den Plur. áigum vorbereitend. 7, 18. 19. *faúrafilli* praeputium, Dat. faúrafillja. 7, 21 *ni karôs*, ne cures, von karôn. 8, 13 *ni matja mimz*, οὐ μὴ φάγω κρέα, ein in deutscher Zunge unerhörtes Wort, zugleich glänzender Beweis, daß Ulfilas nach griechischem Text übersetzte. Für die griech. Wörter κρέας und σάρξ hat die lateinische Sprache nur das einzige *caro*; σάρξ gibt der Gothe in vielen Stellen beständig durch *leik*. *leik* und σάρξ drücken mehr den Gegensatz zu Geist, den Körper (σῶμα) aus, *mimz* und κρέας die sinnliche Fleischspeise. In unserem Text hätte die lateinische Version nur ein manduco *carnem* gehabt, und es würde nach ihr im Goth. stehen: ni matja leik.

Das ganze N. T. bietet außer I Cor. 8, 13 *κρέας* nur noch Röm. 14, 21 dar, und wir waren nahe daran, die goth. Uebersetzung davon zu erlangen, unsere Bruchstücke hören gerade 14, 20 auf, sicher stand dort wiederum »ni matjan *mimz*.« Gleich dem goth. *leik* und *mimz* verhalten sich die ahd. Ausdrücke *lih* und *fleisc*. *Mimz* aber ist ein uraltes Wort, das die Verwandtschaft unserer Sprache mit den indischen, litthauischen, slavischen und andern bestätigt altpreuß. *mensas*, litth. *miesa*, lett. *meesa*, slav. *mjaso*, *meso*, poln. mięso, Dim. miąsko, selbst armenisch *mis*, im Sanskrit aber *mams*, *maṅs* (Bopps Gloss. p. 134ᵇ, das a mit Anusvâra). Zunächst liegt der goth. die preuß. und indische Form, das indische Wort hat noch die Zigeuner- und Gaunersprache in ihrem *mas* behalten. 9, 2 *sigljó σφραγίς*, aus dem lat. sigillum, mit gewöhnlicher Verschiebung des Genus. 9, 6 *áinzu* f. *áinzuh μόνος*. 9, 6 *habós* belegt die schon Gramm. 1, 850 vermuthete Dualform. 9, 7 *miluks* im Acc. Sg. ist befremdlich, und entw. verschrieben für *miluk* oder ein anomaler Acc. Pl., wie brusts. Ein Neutrum miluks, mit dem Gen. miluksis wäre das unwahrscheinlichste 9, 9 *ni faúrmuljáis aúhsáu*, *οὐ φιμώσεις βοῦν*, faúrmuljan, das Maul verbinden; *aúhsus* statt des aus Luc. 14, 19 bekannten *aúhsa*, das zum ahd. ohso stimmt, da kaum der Gen. Pl. aúhsnê auf einen Sg. *aúhsns* führt, sondern aúhsnê wie *abnê* (11, 13) zu nehmen ist. *thriskaidai* fehlerhaft für *thriskandin*. 9, 21 wird *ἄνομος* durch *vitódaláus* und *vitódisláus* übertragen. vitôdis ist der Gen., vitôda nicht der Dativ, sondern vitôdaláus eigentlich componiert. 9, 21. 22 *gageiggan* zweymal mit doppeltem G, vorher 19. 20 mit einfachem. 9, 27 *leik mein vlizja*, *ὑπωπιάζω μου τὸ σῶμα*, vlizjan zusammenhängend mit vlits, wie das griech. Verbum mit *ὤψ*, die Wurzel ist vleita, vláit, und die Wandlung des T in Z erfolgt wie bey andavleizn *πρόσωπον* 14, 25 (das nicht für vleitsn steht), gerade so wandelt auch D und Th sich in Z, anabuzus von anabiuda. 10, 19 wird *εἰδωλόθυτον* gegeben *galiugam saljida*, und das Verbum folgt im Sing. sijái. Was ist saljida? kein Part. praet. von saljan; dieses würde salida lauten, und woher käme das Femininum? ich weiß nicht anders zu rathen, als daß saljida in *saljada* verbessert werde, der Gothe löste das griech. Wort auf in den Begriff quod idolis immolatur; hernach V. 28 verfährt er beynahe eben so, nur daß er das Praet. *gasulith ïst* statt *saljada* gebraucht. 10, 22 *ïnaljanôm παραζηλοῦμεν*, aemulamur; da 13, 4 das einfache *aljanóth ζηλοῖ* im Lateinischen gleichfalls aemulatur lautet, so folgt wiederum, daß der Gothe griechischen Text vor sich hatte, und genauer nachzubilden strebte, als es die Vulg. that. 10, 23 *binah ἔξεστι* und gleich darauf *binaúht ïst* für das näm-

liche griech. Wort; merkwürdige Formen, an welchen ich mich schon bey Beurtheilung des zweyten Specimens p. 190 versucht habe. Das dort aufgestellte Paradigma berichtige ich nunmehr so:

Praes.	binah	binaht	binah
	binaúhum	binaúhuth	binaúhun
Praet.	binaúhta	binaúhtês	binaúhta
	binaúhtêdum	binaúhtêduth	binaúhtêdun.

Hierzu nöthigt das Partic. *binaúhts*, licitus. Das Wort verwandelt im Pl. sein A in U (wie man, skal, munum, skulum), U aber geht vor H in AU über. Hiernach muß auch dem ahd. *pinah*, *kinah* der Plur. *pinuhum*, *kinuhum* gegeben werden, Praet. *pinuhta*, *kinuhta*. *mag* behält sein A auch im Pl. *magum*, ahd. scheint man aber zwischen mac, magum und mac, mugum. Aus dem präteritivischen A in binah, ganah hat sich hernach (wie in mehreren analogen Fällen) ein präsentisches *ganaha* mit dem Ablaut *ganóh* gebildet. In demselben Vers 10, 23 verdient nun auch das gleich anomale längst erwartete goth. *dáug* valet, expedit, das den Pl. *dugun*, und ein Praet. *daúhta* (nicht dáuhta) fordert. 10, 25 *at skiljam*, ἐν μακέλλῳ, in macello. Im Goth. ein Dat. Pl. Masc.? also sicher ein sehr gangbares Wort. Ich halte *skiljans* für cancelli, was man auch Schrannen, eingeschlossene, gehegte Bänke nennt (Fleischbänke, Gerichtsbänke), die auf öffentlichen Plätzen angebracht waren, von skiljan, separare, sejungere; derselben Wurzel gehört skalja, tegula. Das Genus und die Declination unsicher, es könnte auch ein Neutr. skili, Pl. skilja seyn. 10, 25 *andhruskan* ἀνακρίνειν, explorare, die Vulg. interrogare, gleich darauf steht (10, 27) *andsitan* für dasselbe griech. Wort. *andsitan* bedeutet aber auffahren; ich möchte glauben, daß der Uebersetzer den Sinn des griech. Ausdrucks verfehlt, und unrechte gothische dafür gebraucht habe. *andhruskan*, andhruskáida scheint ruere, unser r a u s c h e n, mhd. rûschen, ahd. *hrûscên?* agſ. ist *hryscian* stridere, *hrysc* impetus, vgl. engl. *rush.* Von Fragen, Forschen liegt nichts in allen diesen, auch sind die Ausleger nicht einig über den Sinn von ἀνακρίνω in unserer Stelle. Hernach v. 24 wird ἀνακρίνεται übersetzt *ussókjada*, 2, 14 und 9, 13 können wir nicht vergleichen, auch nicht Luc. 23, 14. 10, 26 (und 8, 10. Röm. 9, 1) wird συνείδησις gegeben *mithvissei*; 10, 27 *gahugds*; 10, 28. 29 *thuhtus*, dieß letzte ist uns das wichtigste, und von thugkjan abgeleitet, nur seltsam, daß 10, 28 der Acc. thuhtu statt des Gen. *thuhtáus* gesetzt steht. 10, 29 findet sich zweymal der richtige Accusativ, das κρίνεται ὑπὸ ἄλλης συνειδήσεως ist jedoch übertragen: stójada

thairh *ungaláubjandins* thuhtu, d. h. τοῦ ἀπίστου. 11,2 *hazjuththan* f. hazja uththan. 11,3 *abné* maritorum, von *aba*, wie aúhsnê von aúhsa, statt die vollen Formen abanê, aúhsanê. 11,5 *biskabans*, tonsus, von *skaba, sköf*; es folgt *skabáidáu*, tondeatur. 11,6 *agl* αἰσχρόν, also ein Adj. *agls, agla, aglata*; bisher war nur das Subst. *agló* bekannt im Sinn von molestia, aerumna. Man möchte wissen, ob hinter *agl ïst* der bloße Inf. folgen könne, oder ein *du* nöthig sey? d. h. ob *dukapillón* oder *kapillón* κείρασθαι ausdrücke? Der Herausgeber erinnert mit Recht an das *discapillare* unserer alten Volksrechte, den Gothen war durch die lat. Sprache das Wort zugeführt worden. Zwischen κείρασθαι und ξυρᾶσθαι ist schwer zu unterscheiden, die Vulg. hat tonderi und decalvari, Ulfilas schwankend *skaban* und *kapillón*. 11,25 *qvitands* Druckfehler f. *qvithands*. 11,29 *drigrith* Druckfehler f. *drigkith*. 12,22 *thugkand* f. *thugkjand*. 13,1 *klismóklis móandei*, κύμβαλον ἀλαλάζον, so theilt der Herausgeber die goth. Worte ab, verführt durch die ganz unpassende Vergleichung des englischen *moan*, das dem angeblichen gothischen Verbo »ad amussim« entsprechen soll. Da aber die Engländer das infinitivische *an* überall wegfallen lassen, ergibt sich leicht, daß ihr moan aus dem agſ. mænan, gemænan (plangere) entspringt, folglich in gothische Laute übersetzt máinjan heißen würde. Man lese mithin *klismó klismóandei*, wodurch freylich noch wenig für die Deutung dieser Wörter gewonnen ist. Daß das Subst. nothwendig mit dem ó schließt, ergibt das weibliche Genus im Particip auf *-andei*; auf *-is* geht kein goth. Fem. aus, schon deßhalb war klismóklis unzulässig. Cymbalum hieß also *klismó*, Gen. *klismóns*, wie *psalmó* (psalmus) *psalmóns*. Dieses *psalmó* gleicht genau, auch es ist dem Gothen aus der Fremde zugekommen, wie wahrscheinlich der Name des Instruments; was man wissen möchte ist, ob ein ähnliches Verbum *psalmóan* gebildet werden konnte? Die Bildung von *klismóan* ist darin sehr eigenthümlich, daß sie die g a n z e Substantivform in sich aufnimmt, während z. B. von sigljó (sigillum) ein sigljan (sigillare) entspringt. Warum nicht von klismó ein transitives klismjan, ein intransitives klisman (klismáida)? oder klismón (klismóda). Ich würde unbedenklich vorziehen: *klismó klismandei (klismóndei)*, und vielleicht ist *klismóandei* nichts als verschrieben? Aus welcher Sprache nun die Gothen klismó entlehnten, von woher ihnen das Instrument zugeführt wurde? das muß künftigen Entdeckungen vorbehalten bleiben. Weder die finnischen, noch die slavischen und lettischen Sprachen bieten etwas ähnliches dar. Lampe, de cymbalis veterum, der eine Menge griechischer und lateinischer Benennungen bey-

bringt, hat darunter nichts dergleichen. Einheimisch gothisch scheint das Wort auch nicht, obgleich ich darüber nicht absprechen mag. 13, 4 *usbeisneigs* μακρόθυμος, patiens, ausharrend, von *beidan* (exspectare), aus dem ein Subst. *beizns*, *beisns*, wie aus biudan buzns, aus vleitan vleizn herfließt. 13, 4 *flâutjan*, perperam agere, ein *fliuta*, *flâut* voraussetzend, das nichts anders ist, als das ahd. fliuzu, flôz; *flâutjan* bedeutet eigentlich etwas fließen machen, abstract etwas verschwenden, vernichten? Hier haben wir wieder ein goth. FL (wie in flêkan), dessen Unterschied von THL (wie in thlaíhan, thliuhan u. s. w.) noch nicht gehörig erörtert ist; beyden steht ein ahd. VL oder FL gegenüber, ihre Verschiedenheit wird nicht mehr gefühlt, auch in den übrigen Dialecten nicht. Aehnlich verhalten sich FR und THR, nur daß ihnen auch ahd. FR und DR entspricht. Es ist sehr beachtenswerth, daß unsere Sprache im Anlaut kein L unmittelbar hinter Lingualen leidet, jenes goth. THL abgerechnet, ein goth. TL, DL hat sich noch nicht gezeigt. Hochdeutsch ist kein TL, DL, ZL möglich. Die Slaven lieben DL und TL, die Griechen *ΘΛ* und *ΤΛ*, haben aber kein *ΔΛ*. Einige bayerische Gegenden sprechen TL aus, unorganisch für GL, KL (Schmeller §. 475). In- und auslautend ist goth. TL und THL unbedenklich, z. B. sitls, fairveitl, mathl, nêthla, ahd. wird aber A eingeschoben: sezal, madal, nâdala; eines goth. DL entsinne ich mich auch in solchem Falle nicht. 13, 9 *suman*, der schwache Acc. Masc. adverbial gesetzt, in der Bedeutung von ἐκ μέρους, Eph. 2, 3 und sonst für ποτέ. *runnum*, Druckf. für *kunnum*. 13, 11 *niuklahs* νήπιος, wozu man Eph. 4, 14 *niuklahsâi* νήπιοι nehmen muß, weil daraus erhellt, daß das S zum Wort, nicht zur Flexion gehört; oder ist *niuklahsâi* Fehler für *niuklahâi*, da doch Luc. 10, 21 wirklich *niuklahâim* νηπίοις und in Maßmanns homil. 49, 10 *niuklahei* pusillanimitas steht? man müßte denn in beyden letzten Stellen ein S einschalten, und dafür scheint das altn. nyklakinn (recens natus), das ich schon anderwärts mit Recht in die Vergleichung gezogen habe, zu sprechen, weil sich die Verwandlung des K in H erst aus der engeren Verbindung mit S erklärt, man vgl. z. B. agf. vic und goth. veihs (veihsis). Auf diesem Wege finden wir auch die Wurzel. *klekia út* heißt altn. ausbrüten, *klaka*, *klók* aber wie ein brütendes Huhn schreyen, glocire, wovon unser Kluke, Gluke, gallina glociens; *nýklakinn*, *niuklahs* ist also neu ausgebrütet, und ein goth. Verbum *klaka*, *klók* (glocio, foveo) anzunehmen, aus welchem kein *klahs*, *klahis*, nur *klahs*, *klahsis* entspringen kann. Zugleich erhellt, daß wir nhd. nicht Glucke

schreiben sollen, sondern Klucke. 13, 11 *barniskeins aflagida*, κατήργηκα τὰ τοῦ νηπίου, es fehlt hier kein *thó*, vielmehr *barniskeins* ist Acc. Pl. von *barniskei* (puerilitas), welches Fem. vom Neutr. *barniski* (pueritia) zu unterscheiden ist. Der Gothe übersetzt hier nicht wörtlich, sondern τὰ τοῦ νηπίου durch das Subst. 13, 12 *thairh skuggvan* δι᾽ ἐσόπτρου; die ahd. Form wäre scunko, die ags. scunga. Stände statt skuggva skugqva, so würde ich das ahd. scinho, ags. scanca (crus, tibia) dazu halten, und vermuthen, der Uebersetzer habe das griech. Wort für ein Sehrohr genommen. Merkwürdig stimmt das altn. *skyggja* (speculum) und *skuggsia* (speculum), doch mehr noch in Schreibung als Aussprache, da das nord. GG nicht wie NG lautet. *skuggi* ist umbra (ahd. scuwo), da der Schatten, wie der Spiegel, ein Bild wirft, so erklärt sich der Uebergang der Bedeutung. 14, 22 *bandva* σημεῖον, verschieden von *bandvó* σύσσημον. 14, 25 *thó analáugnjóna* τὰ κρυπτά, wie wohllautend ist diese goth. Form des schwachen Plur. Neutr. 15, 2 *in hvó sáuthó*, τίνι λόγῳ, qua ratione; das Subst. steht im Gen. Pl. Fem., der von dem Acc. Sing. des Pronomens abhängt, allein *sáutha* (ratio) ist schwer zu begreifen: es führt den Buchstaben nach auf den Stamm siutha (coquo). Das ags. sôth (verus) kann nichts mit jener Form gemein haben, denn ihm entspricht ein altn. sannr, was goth. *sanths* wäre. Dürfte man *santhó* emendiren? dann müßte sich immer noch erst nachweisen lassen, wie *santha* den Begriff von ratio erhalten könne? Der Stellen sind nicht allzuviel, aus denen bestimmt hervorginge, wie Ulfilas die verschiedenen Bedeutungen des griech. Wortes λόγος auffaßte. Marc. 11, 29. Luc. 4, 36 gibt ers durch *vaúrd*, wo auch die Vulg. *verbum* hat. Luc. 16, 2. Röm. 14, 12 durch *ruthjó*, gleich dem *ratio* der Vulgata. Matth. 5, 32 durch fairina, entsprechend dem *causa* der Vulg. Aus solchen Einstimmungen möchte man folgern, der Gothe, obschon griech. Text übertragend, habe zugleich eine lat. Version (ich sage noch nicht welche) benutzt? Daß er es dann mit Vorsicht that und selbstständiger Auswahl, lehrt eben unsere Stelle, deren lat. ratio nicht durch das goth. *rathjó*, sondern durch einen andern, leider erst einmal erschienenen Ausdruck gegeben wird.

15, 4 *ganavistróths vas*, ἐτάφη. Sonst drückt er θάπτω aus durch *usfilha*, das dem lat. *sepelio* ganz nahe steht (filha = pelio). Das Verbum *ganavistró*, funero, ich bestatte, entspringt aus einem Subst. *navistr* (reconditorium mortuorum), welches seinerseits aus *náus* (mortuus) gebildet wurde, vgl. *hulistr*, *avistr*. 15, 6 *fifhundamtaihuntévjam*, πεντακοσίοις,

eine ausgeschriebene Zahl, und höchst willkommen für Aufklärungen des noch nicht hinreichend enthüllten goth. Zahlsystems. Ich will einiges hier darüber mittheilen, zum Theil noch Muthmaßungen. Das griech. Wort wäre ohne Zweifel durch das bloße *fif* oder *fimfhundam* vollständig übersetzt, denn auch Luc. 7, 41 lesen wir *fimfhunda, πενταχόσια.* Gleichwohl ist *taihuntévjam* keine aus dem Rand einer andern Hs. eingeschwärzte Glosse, wie es scheinen könnte, wenn man es etwa für gleichviel mit *taihuntéhund*, was centum bedeutet, halten wollte. Man muß wissen, die Gothen setzen ihre Decaden bis zu LX (einschließlich) zusammen mit dem männlichen Subst. *tigus*, Pl. *tigjus*, von da an aber mit einem andern Subst. *téhund*, welches Neutrum ist, und stets im Sing. steht. Also XX *tvåitigjus*, XXX *threistigjus*, XL *fidvōrtigjus*, L *fimftigjus*, LX *sáchstigjus* (wofür freylich noch ausdrücklicher Beleg Noth thut); hingegen LXX *sibuntéhund*, LXXX *ahtáutéhund*, XC *niuntéhund* und nun weiter C *taihuntéhund*, CX *áinliftéhund*, CXX *tvaliftéhund*; beyde letztere, noch unbelegbare, folgere ich hoffentlich richtig, in dem ganzen Verhältniß ist die Einwirkung der Duodecimalrechnung nicht zu verkennen. Die agſ. Zählung reicht eine entscheidende Analogie an Hand. Auch die Angelsachsen zählten XX *tventig*, XXX *thrittig*, XL *feovertig*, L *fiftig*, LX *sixtig*; aber von da an LXX *hundseofontig*, LXXX *hundeahtatig*, XC *hundnigontig*, C *hunteontig*, CX *hundendlufontig*, CXX *hundtvelftig*; von 60 bis 120 tritt eine andere Zählweise ein. Ich möchte wetten, daß ältere agſ. Denkmäler von 60—120 statt des Suffixes *tig* ein anderes zeigen würden. Wie hätten nun die Sachsen 500 ausgedrückt? ich denke *fifhundteontig*, und hier hätten wir das goth. *fimfhundataihuntévja* (Nom.), im Dat. *fimfhundamtaihuntévjam.* Nach dem Decimalsystem sagten die Gothen für C *hund*, für D *fimfhunda*, und auch die Angelsachsen durften, nach ihm, zählen C *hund*, D *fifhund.* Aber die duodecimalen Formen? dem goth. duodecimalen *sibuntéhund* LXX steht ein agſ. *hundseofontig* zur Seite, jenes suffigiert hund, dieses präfigiert hund, mit gleicher Absicht. Ich habe bisher an das altn. *tegund* (species) gedacht, oder *téhund* für einerley oder wenig verschieden gehalten von *taihund*, weil Luc. 8, 8 *taihuntaihundfalths*, centuplex steht oder stehen soll, was aber in *taihuntéhundfalths* zu bessern wäre. Unsere Stelle gewährt ein goth. präfigiertes hund, und das verändert die ganze Ansicht. Sobald hund vornen steht, erscheint hinten nicht *té*, sondern *tévja.* Ist also *téhund* zusammengezogen aus *téohund?* Wir kennen *téo* jetzt auch sonst. Das Fem. *tévs* oder *téva*, Dat. *tévái*, bedeutet τάγμα, ordo, I Cor. 15, 23 *tévjan*

ordinare II Cor. 8, 19. In *tév* liegt also nicht unmittelbar der Begriff einer Zahl, sondern nur der einer Reihe, erst durch die Beygabe von *hund* hebt sich die Bedeutung der Decas hervor. Die Angelsachsen präfigierten *hund* schon von LXX an, die Gothen wahrscheinlich erst von CC an (tvahundataihuntêvja?). Welcher weiteren Erläuterungen auch diese Zählungsweise noch bedürfe, so viel ist mir jetzt schon sicher, daß auch die frühsten ahd. Sprachdenkmäler sie befolgen. Man drückte die Decaden XX bis LX durch suffigiertes *zuc* (oder *zic*), von LXX an durch suffigiertes *zó* aus, zählte demnach XX *zuénzuc*, XXX *drízuc*, XL *fiòrzuc*, L *fimfzuc*, LX *sehszuc* (auch dafür wünsche ich eine belegende Stelle, die Monumenta theotisca waren nah daran, uns Auskunft zu schaffen); LXX *sibunzó*, LXXX *ahtuzó*, XC *niunzó*, C *zehanzó*, dieß *zó* entspricht dem goth. *tév* oder dem *té* in *téhund*; warum aber die Alamannen und Bayern *hunt* wegließen, weiß ich nicht. Bald drang auch bey ihnen, wie bey den Angelsachsen das tig, das zuc (oder zic) in die Zahlen von LXX an, *sibunzic* u. s. w. Vielleicht galt im sechsten Jahrh. auch noch ein ahd. *zehanzóhunt* für C?

15, 9 *smalista* minimus, wie 15, 19 *armóstái* pauperrimi Beyspiele der goth. Steigerungsformen für Gramm. 3, 567. 568. 15, 10 *halka* κενή, ein bisher unerhörtes Adj., das aber auch wohl andern deutschen Dialecten bekannt war; so scheint ein agſ. *healc* zu folgen aus hylca amfractus, sinus bey Lye, in sofern darin der Begriff von Höhlung, Aushöhlung liegt. 15, 12 *usstass dáuthaim*, syntactisch merkwürdig für ἀνάστασις νεκρῶν, der Gothe construiert zu dem Subst. den Dativ des Adj., weil in dem Subst. noch die Partikel *us* steckt, man löse nur auf in: stass us dáuthaim, und wird sich in die goth. Construction finden. 15, 15 *biththangitanda*, der Herausgeber bemerkt mit Recht = bigitanda than. Die späteren Dialecte haben diese Trennbarkeit der Partikeln verscherzt. 15, 32 *diuzam* brutis (ahd. *tiorum*), dies Wort ist nun längst vollkommen gesichert. 15, 32 *hvó mis bótó*, τί μοι τὸ ὄφελος; *bótó* ist Gen. Pl. von *bóta*, Nutzen, Vortheil. 15, 33 *riurjand*, corrumpunt, die vom Herausgeber immer noch behauptete Verwandtschaft des goth. Adj. *riurs* corruptibilis, mit dem ahd. *hruoran* movere, ist sicher ohne allen Grund; denn zugegeben, daß in seltenen Fällen die Anlaute R und HR neben einander bestehen (das goth. ïdreiga ist darum noch nicht das ahd. hriuwa), so erscheint in riurjan und hruoran (goth. hrórjan?) ein wesentlich verschiedener Vocal und eine wesentlich abweichende Bedeutung. Ich möchte dem goth. Adj. das lat. *rarus* vergleichen, tenuis, dünn, schwach, gebrechlich. 15, 34 *usskavjan* ἐκνήφειν, in der Vulg.

evigilare, das griech. Wort ist stärker als das lateinische, und bedeutet eigentlich seinen Rausch ausschlafen, nüchtern werden. Hätte Ulfilas evigilare ausdrücken wollen, so stand ihm *usvakan* zu Gebot, er gebraucht aber ein Transitivum *usskavjith ïzvis,* und schon dieses Pronomens wegen denke ich nicht an das ahd. *scouwôn*, das mehr intransitiv ist. Will man also nicht einen Schreibfehler annehmen für *usvakjith ïzvis* (excitate vos), was mir aber verwegen scheint wegen des doppelten S; ist *usskavjan sik* richtig, so muß in Geduld die weitere Aufklärung dieses Wortes abgewartet, und vorerst die Bedeutung des griech. Verbums darin festgehalten werden. Könnte es mit *skévjan* (ire) Marc. 2, 23 verwandt seyn? 15, 52 *suns in brahva áugins*, ἐν ἀτόμω, ἐν ῥιπῇ ὀφθαλμοῦ, im Augenblick, eine bekannte sprichwörtliche Redensart, von der ich anderwärts eine Menge Beyspiele gesammelt habe. *brahv* (vermuthlich Neutrum, wiewohl auch *brahvs*, Masc., möglich wäre) bezeichnet die ῥιπή, den Schwung, Blick, Blitz des Auges, und deutet auf ein starkes Verbum *braihva, brahv, brêhvum* (wie saihva, sahv, sêhvum) mit der Bedeutung luceo, splendeo. Das wäre denn das mhd., bisher noch nicht vollständig erklärte *brëhen* (lucere) Gramm. 1, 938, zu dem auch das ahd. Part. Praet. *prëhan* (Gramm. 2, 1017) gehört, und das Subst. praht (splendor). Es fragt sich also gar sehr, ob die ahd. Formen *përaht, përht* und *praht, prëht* (alle bedeuten lucidus) auf bloßer Versetzung beruhen, da sich schon ein goth. *bairhts* und *braihvts, brahvts* zur Seite stehen können; mögen sie verwandt seyn, man wird wohl thun, sie besonders aufzufassen. Aber der Herausgeber fehlt, wenn er das ahd. Fem. *prâwa* (cilium) mit dem goth. *brahv* vergleicht, das widerstrebt schon dem Sinn; *prâwa* den Buchstaben nach fordert ein goth. *bréva.* 15, 52 *thuthaúrn*, tuba, von thiuta, tháut, ahd. diuzu, dôz, sono, strepo, ahd. also duzhorn, und man darf ein goth. Subst. thuts, sonitus, voraussetzen, wie ein ahd. duz besteht. 15, 54 *undivanei*, ἀθανασία, von divans θνητός, Part. Praet. von diva, dáu (morior). 15, 55 *gazds* stimulus, ahd. kart. *sigis* victoria, ein Neutr. wie agis, also im Gen. sigizis, woneben ein Masc. sigus, Gen. sigáus denkbar wäre; mit jenem zusammengesetzt sind sigisláun (praemium victoris) und der noch dauernde Eigenname Sigismund. Willkommen ist der den Nom. bestätigende Voc. *Holja.* 15, 58 *tulgjái*, firmi, ἑδραῖοι, bisher war nur das Verbum tulgjan firmare bekannt, nicht das Adj. 16, 18 und *paintékustên*, ἕως τῆς πεντηκοστῆς, der Gothe hat natürlich kein deutsches Wort für das christliche Fest, er setzt zu seiner Präp. *und* den griech. Acc. πεντηκοστήν. 16, 12 *unagans* imperterritus ist Part. Praet des alten aga, ôg, von dem

das anomale ôg, ôhta herkommt, das gleichfalls ein Part. Praet. ôhts zeugen dürfte, so daß unôhts jenem unagans gleichbedeutig seyn würde. Eben so ließe sich ein Part. Praes. *agands* neben *ôgands* annehmen, 16, 13 *vairaleikô táujáith*, ἀνδρίζεσθε, wie in der Vulg. viriliter agite. Die Adverbialform wie bey samaleikô (similiter) und lathaleikô (libenter) und sicher bey allen mit leiks zusammengesetzten Adjectiven. 16, 17 *vaninassus* ὑστέρημα, ein Verbum vaninôn (egere) voraussetzend. 16, 19 *Akvila* für Ἀκύλας, auch die Vulg. *Aquila*; warum aber schreibt der Gothe KV in zwey Buchstaben, da er für QV ein einfaches goth. Zeichen hat? unterschied sich KV von QV in der Aussprache? oder weil ihm ein griech. K vor Augen schwebt? *ïngardjô*, domestica. 16, 20 *frijôns*, Gen. frijônáis, φίλημα, der Kuß.

Ephes. 1, 5. *faúragaráiróth* praedestinavit, reduplicatives Prät. von faúragarêdan, praedestinare. Ulf. löst das Part. προορίσας gleich der Vulg. auf, aber nicht nach ihr, die noch ein Relativum *qui* voraussendet. Wahrscheinlich beginnt der goth. fünfte Vers mit in friathvái. *sunivê gadêds* υἱοθεσία, wiederum nach dem Griechischen, denn die Vulgata hat adoptio filiorum. 1, 10 *hláuts gasatidái vêsum* ἐκληρώθημεν, das Nomen im Sing. bey dem Verb. im Plur., wie wir noch heute sagen: wir waren ein Loos gesetzt, oder wir waren das Spiel der Winde (nicht die Spiele). 2, 3 *usmêtum* ἀνεστράφημεν, Vulg. conversati sumus, wie hernach 2, 12 *usmêtis* πολιτείας, 4, 22 *usmêta*, ἀναστροφῇ, wo die Vulg. beydemal conversatio. Solche Stellen lassen muthmaßen, daß die lat. Uebersetzung hin und wieder zu Rathe gezogen wurde, wenn auch der griech. Text zum Grund liegt. Ahd. kein armizu, irmizu im Sinn des goth. usmita (conversor), noch weniger ein Subst. urmàz? 2, 12 *gasteis gaháitê tráusteis*, daß hier der Gothe nicht las ξένοι τῶν διαθηκῶν τῆς ἐπαγγελίας, vielmehr τῶν ἐπαγγελιῶν τῆς διαθήκης, bemerkt der Herausgeber, *tráusteis* also bedeutet διαθήκης, der Nom. wird allem Vermuthen nach lauten *tráusti*, wenn es ein Neutrum, oder *tráusteis*, wenn es ein Masc. ist, denn Neutra sowohl als Masc. zweyter Dec. können, wenn die vorhergehende Sylbe lang ist, den Gen. Sing. auf *eis* statt *jis* bilden. Für den neutralen Fall zeugen *andbahteis* Luc. 1, 23, *gavairtheis* Eph. 4, 11 und II Cor. 13, 11. Ein Nom. tráustei, andbahtei, gavairthei folgt daraus nicht, dieser kann nur lauten *tráusti*, *andbahti*, *gavairthi*, so wenig als der Acc. Sing. Masc. jemals lauten kann hairdei, laisarei, sondern lediglich hairdi, láisari. Der Grund ist, weil EI aus JI = II entspringt, nicht aus dem einfachen I, und bloß im Gen. tritt ein I der Flexion dem der Ableitung hinzu. Der Herausgeber meint ferner, der Gen. *hváitei*

Joh. 12, 24 fordere einen neutralen Nom., weil die zweyte männliche Decl. nur Subst. lebendiger Bedeutung, nicht leblose Dinge befasse. Dagegen wird sich manches einwenden lassen, z. B. fruma Jiuleis, aber gesetzt das Neutrum sey hier ausgemacht, so würde sein Nom. *hváiti* heißen, nicht hváitei. Ein goth. Neutrum mit dem Nom. auf *ei* ist undenkbar. Uebrigens war das altfränkische *trust* ein Fem., weil es heißt: in truste (foedere) dominica esse, und stände in unserer Stelle *traustáis*, so wäre auch ein goth. Fem. *tráusts* statthaft. 2, 16 *bans*, ἀμφοτέρους, eine schon Gramm. 1, 765 richtig gefolgerte Form. 2, 21 bemerkenswerth, aber richtig, die doppelte Partikel in *gagatilóda*, συναρμολογουμένη, vgl. 4, 16. 3, 8 *thamma undarleijin*, τῷ ἐλαχιστοτέρῳ, er hätte können sagen minnizin oder minnistin, wie auch die Vulg. minimo gibt; sa *undarleija* ist weder Comparativ noch Superlativ, überhaupt ein seltsames Wort, das den Begriff der Wenigkeit vornehmlich in der vorstehenden Partikel undar enthalten mag, so daß es mehr infimus als minimus aussagt? Wie wenn zu lesen wäre *undarlégja*, Dat. undarlégjin, der unten liegende ahd. *untarlágo*? 3, 16 *ïnnunan* habe ich oben Röm. 7, 22 aus *ïnnuman* zu deuten gesucht; auch II Cor. 4, 16 steht inzwischen sa *ïnnuna* und sa *utana*. 4, 2 *usbeisns* μακροθυμία von usbeidan, wie busns von biudan. 4, 3 und 13 *áinamunditha*, ἑνότης, mit Compositionsvocal, während sonst áinfalths (nicht áinafalths) steht. 4, 8 *ushunth hunth* ᾐχμαλώτευσεν αἰχμαλωσίαν, das ist doch wohl verschrieben für *ushanth hunth*? oder gäbe einen unerwartet frühen Beleg zu unserm b e d u n g für b e d a n g. 4, 9 *ïn undarnistó airtháis*, εἰς τὰ κατώτερα μέρη τῆς γῆς, Vulg. in inferiores partes terrae, Ulf. läßt μέρη weg, und setzt bloß die schwache Form des neutralen Adjectivs. Das auffallendste ist aber hier die Superlativbildung: wie neben hindar ein hindumists sollte man neben undar ein *undumists* erwarten, oder wenigstens *undaròsts*? jenes *undarnists* widerstrebt aller Analogie. 4, 13 *usvagidái jah usvalugidai in hvamméh láisenáis liuteis manné*, eine böse Stelle, die unmöglich den griech. Worten κλυδωνιζόμενοι καὶ περιφερόμενοι παντὶ ἀνέμῳ τῆς διδασκαλίας, ἐν τῇ κυβείᾳ τῶν ἀνθρώπων, oder der Vulg. fluctuantes, et circumferamur omni vento doctrinae in nequitia hominum, entspricht. Der Herausgeber suppliert *lufláu*, ich würde vorziehen *vinda*, da sonst vinds ἄνεμος (Matth. 11, 7), *luftus* ἀήρ (Eph. 2, 2) bedeutet, auch könnte man *hvamméh vindé* vorschlagen, da jenes Pronomen gern den Gen. Pl. bey sich hat; womit aber noch nicht genug geholfen ist. *usvalugidái* περιφερόμενοι klingt sonderbar, ein Adj. valugs ist bisher unerhört, annehmlicher schiene *usvalvidái?*

Nun aber kann *liuteis* nicht recht seyn, es sollte heißen *in liutein*, und das vor hvammêh entbehrliche *in* gehört hierher. Jene Worte lauteten demnach: usvagidái jah usvalvidái vindê hvammêh láiseinais, in liutein mannê? wodurch ich freylich wider usvalugidái nicht entscheiden will. Wollte man *liuteis* rechtfertigen, so müßte es Nom. Pl. Masc. seyn, von einem bisher unbekannten *liuts*? und Ulf. hätte übersetzt simulatores hominum statt in simulatione? Allein auch bey den unmittelbar folgenden Worten muß der Schreiber geträumt haben, *ἐν πανουργίᾳ πρὸς τὴν μεθοδείαν τῆς πλάνης*, in astutia ad circumventionem erroris soll auf gothisch heißen: *in filudeiseinái listeigó us vandjái airzeins*. Die beyden ersten Worte gut, aber das Adverb. *listeigó* (callide) scheint ganz das nämliche zu wiederholen, und ist vielleicht aus einer Glosse in den Text gerathen; *us vandjái* übersetzt also *πρὸς τὴν μεθοδείαν*, gibt es ein Fem. *vandja* dieser Bedeutung? *airzei* ist error, Gen. airzeins. 4, 16 *gagahartith thairh allós gavissins andstaldis, καὶ συμβιβαζόμενον διὰ πάσης ἁφῆς τῆς ἐπιχορηγίας*, et connexum per omnem juncturam subministrationis. *gagahartith* soll in der Mitte erblichen seyn, warum sagt der Herausgeber nicht geradezu, welche Buchstaben deutlich, welche undeutlich scheinen? Im Eingang des Wortes steckt die Copula *jah*, hernach lese ich *gahaftith*, nhd. g e h e f t e t, denn gahartith ist nichts. Statt des Sing. *ἁφή* setzt der Gothe einen Plur., sein gavissins ist Acc. Pl. Fem. von *gaviss* (junctura), Gen. gavissáis, und stammt von *vithan*, *gavithan* jungere; wie von *qvithan* (dicere), *qviss* (Gramm. 3, 516). *andstaldis* ist Gen. eines Masc. *andstalds*, *ἐπιχορηγία*, kaum eines Neutr. *andstald*. 4, 17 *in usvissja hugis*, *ἐν ματαιότητι τοῦ νοός*, in vanitate sensus, dies Neutrum *usvissi* leitet sich von usvitan (desipere), das SS hat also hier anderen Ursprung als in gaviss? oder läßt sich auch ein usvithan (resolvere?) darthun. 4, 18 *unviti ἄγνοια*, Gen. unvitjis. 4, 27 die Formen *hléfi* (furatus sit) und *hlifái* (furetur) gewähren volle Sicherheit eines ablautenden Verbums *hlifa* (furor), *hlaf* (furatus sum), *hléfum* (furati sumus), das dem gr. *κλεπτῶ* nahverwandt, aber ursprünglicher ist, weil dieses schon ein T der Ableitung in sich aufnahm, welches die goth. Sprache erst in dem Subst. *hliftus κλέπτης* zur Schau trägt. 4, 31 *hrópi κραυγή*, clamor wäre Neutrum, hingegen *hrópei*, was der andere Cod. darbietet, Fem. 5, 2 *du dáunái vôthjái*, *εἰς ὀσμὴν εὐωδίας*, Bestätigung meiner Muthmaßung über *vôthi* II Cor. 2, 15. 5, 4 *saldra εὐτραπελία*, scurrilitas, hängt sicher nicht zusammen mit salt (sal). In der altnord. Sprache findet sich ein Verbum *saldra*, sieben, sichten, zerstreuen. Uebrigens weiß man auch noch nicht, ob *saldra* Nom.

Sg. Fem. oder Nom. Pl. Neutr. 5, 5 *allu hôrs* πᾶς πόρνος, scheint verschrieben für *alls* hôrs. 5, 5 *thatei ïst galiugagudê skalkinassáus*, Ulf. las also nicht ὅς ἐστιν εἰδωλολάτρης, sondern ὅ ἐστι, wie auch der lachmannische Text gewährt und das *quod* der Vulg. bestätigt. Diese übersetzt das letzte Wort durch servitus, als stände εἰδωλολατρεία. Unser Herausgeber will auch im Goth. skalkinass*us* lesen; wie wenn der Gothe durch den Genitiv bey *ïst* ausdrücken wollte: was zum Götzendienst gehört, ein Theil desselben ist? 5, 22 *abnam* viris, wieder ein wichtiges Beyspiel für die auch dem Dativ Pl. ursprünglich zustehende Endung NAM statt AM. Bisher hatte man bloß die entsprechenden Formen vatnam und namnam von neutralen Wörtern. 5, 26 *thvahla* λουτρῷ, von *thvahl*, ahd. *duahal*. 5, 27 *máilê*, Gen. Pl. des Neutr. *máil*, ahd. *meil*, agſ. *mâl* (nicht mal) ῥυτίς, ruga; der Herausg. mengt damit das ahd. mâl, mahal, macula, agſ. mæl. 6, 9 *viljahalthei* προσωποληψία, frey übertragen; das goth. Wort gehört zu halths vergens, inclinatus, *viljahalths* ist, wer sich seiner persönlichen Neigung überläßt, davon das Fem. viljahalthei. Mit haldan (pascere, tenere) hat das Wort nichts zu schaffen, vielleicht aber mit *hulths* (benignus, favens). Der verlorne Stamm wäre *hiltha*, *halth*, *hulthum*. 6, 11 *sarvam* armis, 13 *sarva* arma, von dem Sing. *sarv*, Waffenrüstung, ahd. saro, Gen. sarawes. 6, 12 *brakja*, πάλη, lucta, allerdings von brika, frango. 6, 14 *ufgaúrdanái hupins ïzvarós*, ganz die griechische Construction περιζωσάμενοι τὴν ὀσφὺν ὑμῶν und noch näher der Vulg. succincti lumbos vestros. Wir erfahren am Schluß dieses Briefs noch verschiedene bisher unbekannte Benennungen, die zu Krieg und Waffen gehören. *gapáidódai brunjôn*, ἐνδυσάμενοι τὸν θώρακα, induti loricam; *páida* ist indusium, *gapáidôths* indutus, *brunjô* lorica, ahd. *prunnâ* für pruniâ, agſ. *byrne*, altn. *brynja*. 6, 16 *skildu* clypeum, der Nom. also *skildus*, folglich das ahd. scilt früherhin *sciltu*. *arhvaznôs*, τὰ βέλη, also βέλος *arhvazna* Fem., ein wie *hláivazna* gebildetes Wort, die Ableitungsbuchstaben weggenommen, bleibt *hláiv* und *arhv*; da nun schon *hláiv* sepulcrum ausdrückt, wird auch schon *arhv* oder *arhvs*, oder *arhvus*, telum bedeuten dürfen, von den abgeleiteten Wörtern scheinen gerade die Pluralformen beliebt. *arhv* ist das altn. *ör*, Gen. örvar Fem., agſ. *earv* (so vermuthlich), engl. arrow. Wäre ein Uebergang der Begriffe Pfeil und Bogen statthaft, so ließe sich das lat. *arcus* vergleichen; haben wir doch aus dem lat. geworfenen pilum einen geschossenen Pfeil, und jenes arhv mit dem slavischen strela, ahd. strâla vertauscht. Uebrigens mag es solcher goth. Bildungen auf AZNA noch manche andere geben, und ich halte die ahd. auf

ANSA für ein versetztes ASNA, d.h. alansa (subula) segansa (falx) scheinen mir Gothische alazna, sigazna? An ein Verbum arhvatan, das der Herausg. muthmaßt, glaube ich nicht. 6, 16 *funisks* igneus, bisher noch nicht vorgekommen; aber *this unsêleins* τοῦ πονηροῦ, nequissimi, fällt auf, man erwartete this *unsêljins*, wie der Dat. thamma unsêljin Matth. 5, 39. Joh. 17, 15 gelesen wird. Warum sollte aber nach langem Vocal nicht auch *unsêljins* in *unsêleins* übergehen können, wie lêkeis aus lêkjis entspringt? 6, 17 *hilms*, galea; *mêkeis* ensis, Acc. mêki. 16, 18 διὰ πάσης προσευχῆς καὶ δεήσεως setzt der Gothe wieder in den Plur. *thairh allós aiktrónins jah bidós*, obschon auch die Vulg. hat: per omnem orationem (nicht preces) et obsecrationem. Das Fem. *aihtróns* ist von dem Verbo *aihtró* gezeugt, welches man bisher nur im Sinn von προσαιτέω kannte (Marc. 10, 46. Luc. 18, 35. Joh. 9, 8), hier aber auch für προσεύχομαι antrifft; die Begriffe beten und betteln stehen einander nahe. Dies seltsame Wort ist in keiner andern deutschen Sprache (ahd. wäre es ehtarôn), und erinnert an das gr. ἱκετεύω (von ἵκω, ἱκάνω), weil der Flehende naht, hinzutritt. 6, 19 *munthis meinâis*, Schreibfehler für meinis. 6, 20 *in kunavêdôm*, ἐν ἁλύσει, Vulg. in catena. Die entsprechenden ahd. und agſ. Wörter stehen Gramm. 2, 464, haben aber in der zweyten Hälfte der Composition den Vocal i; doch da die Wurzel wahrscheinlich *vitha* (jungo, ligo) ist, so kommt im Ablaut *vath*, *vêdum* hervor, und der eine Dialect kann mit dem Laut, der andere mit dem Ablaut bilden. Auch ist das goth. *kunavêda* oder *kunavêdô* Fem., das ahd. *chunawiti* wahrscheinlich Neutr.

Dieß ist alles, was ich bey einmaliger Durchsicht eines so wichtigen, lehrreichen Sprachdenkmals, mitten in andern Arbeiten begriffen, auszuzeichnen und anzumerken habe. Sehnsüchtig erwarten wir die Bekanntmachung alles übrigen, was noch die Mailänder Handschriften bergen; ihre Entdeckung hat eine neue Epoche in der Geschichte unserer Sprache bewirkt. Castigliones Name wird ihr unvergänglich seyn. Schon lange ist es mein Entschluß, sobald die letzten Blätter dieser Palimpsesten erschienen seyn werden, dem Publicum eine vollständige Ausgabe des gesammten goth. Sprachvorrathes in lateinischen Typen vorzulegen: der Werth der ersten Ausgaben kann dadurch nicht geschmälert werden.

Jac. Grimm.

Art. III. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von J. B. von Bucholtz. Vierter Band. Wien 1833, bey Carl Schaumburg und Compagnie. S. 1 — 538. Fünf Beylagen, S. 539 — 659.

Die in den vorigen drey Bänden nach ihrem Ursprunge und nach ihrer Entwicklung umständlich geschilderten, weitgreifenden religiösen und politischen Spaltungen dauerten fort. Das Haus Habsburg, und besonders die deutsche Linie desselben, sah sich in die Mitte derselben gestellt. Zunächst, als die wichtigste, jene, welche unter den Reichsfürsten auf der Grundlage des Religionsstreites bestand. Hiervon zu unterscheiden war die der politischen Opposition im Reiche aus Machteifersucht gegen Oesterreich. — Außerdem bestand die Trennung in Ungern, aufs engste verbunden mit der von den Türken drohenden Gefahr. Frankreichs unruhiges Trachten nach politischem Uebergewicht gefährdete immer aufs neue den schwer erreichten Frieden. Der Religionsstreit selbst, welcher allen politischen Trennungen so vielfache Nahrung gab, hatte sich in voller Stärke entwickelt und feste Form erlangt. Er schien durch eine Kirchenversammlung gemildert oder beschränkt, obwohl nicht mehr geheilt werden zu können, und der mehrmalige Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich kommt vorzüglich als Hinderniß dieser und damit eng verknüpfter großer Maßregeln in Betracht. — Der gegenwärtige vierte Band zeigt nunmehr, wie durch eine die Macht der Thatsachen beachtende und beharrliche Friedensliebe, für alle jene Entzweyungen eine Grundlage des Vergleichs gewonnen wurde, welche durch spätere Begebenheiten (Kampf oder Verhandlung) zwar modifizirt, aber dem Wesen nach nicht mehr umgestürzt worden ist. — Nachdem der gelehrte Hr. Verf. auf einige über die beyden ersten Bände in öffentlichen Beurtheilungen gemachten Bemerkungen geantwortet hat, p. IV — XVIII, begreift seine weitere Darstellung folgendes Wesentliche.

Erster Abschnitt: Grundlage des Religionsfriedens in Deutschland, p. 1 — 51. Die nach dem Augsburger Reichstage zu Schmalkalden abermals versammelten protestirenden Fürsten stellten am 31. Dez. 1530 an den Kaiser die schriftliche Bitte: »daß dem Fiskal untersagt werde, auf den Abschied in Sachen des Glaubens wider sie zu procediren, wogegen sie in andern Reichsangelegenheiten mit Widerstand des Erbfeindes und sonst sich dermaßen halten wollten, daß sie nicht als die letzten befunden würden.« Zur gleichen Zeit ließen sich der Churfürst Albrecht von Mainz und der Churfürst Ludwig von der Pfalz als Vermittler zwischen dem Kaiser und den Protestirenden antragen. Die

zu diesem Zwecke Abgeordneten, Graf Ludwig zu Stollberg und Wolf von Assenstein, wurden vom Kaiser wohlgefällig aufgenommen! und auf die einrathende Antwort des Churfürsten von der Pfalz, Heidelberg 25. Juny, auf die Frage des Kaisers, wurde die Sistirung aller Prozesse gegen die Protestirenden als der erste förmliche Akt des Religionsfriedens im Reiche bewilligt, und der Inhibitions-Befehl an den Reichsfiskal, Brüssel 8. July 1531, erlassen, »aus dem Augsburger Reichsschluß des Artikels der Religion halber bis zum nächsten Reichstag nicht zu procediren. Die Instruction der hierauf 10. July vom Kaiser zur Kenntnißsetzung an den Pfalzgrafen gesendeten Grafen Wilhelm v. Nassau und Wilhelm v. Novenaer lautete vorzüglich dahin: »als viel die Substanzialien und wesentlichen Stücke und Artikel des h. Glaubens, als von dem h. Sakrament und anderen werde, könne, noch wolle der Kaiser nicht willigen, dulden, noch zusehen, daß deßhalb etwas abgethan, dagegen fürgenommen oder gehandelt werde, es sey in was Weg das wolle.« Daß man auch in andern Puncten trachten solle, die Protestirenden wieder zum alten Gehorsam und zur Haltung der heil. Kirche zu bringen und zu vergleichen, daß diese ihre Hände abthun sollen, die geistlichen Güter zu ihrem eigenen und sondern Nutzen zu wenden; sondern zulassen sollten, sie nach ihrer jeglichen Fundation zu Gottesdienst, Unterhalt der Geistlichkeit, zu Almosen und milden Mitteln zu verwenden; und daß ihre Einziehung und Vorenthaltung gar nicht leidlich, noch durch rechte Gründe oder Billigkeit entschuldigungsbar sey; daß die Protestirenden in ihren Landen, Städten oder Flecken bey und in der alten Ordnung der h. Kirche leiden und dulden sollen alle diejenigen, die dem nachfolgen wollen; daß sie wider die Zwinglischen und Widertäufer standhaft bleiben; überhaupt, daß man mehr, als sie bisher hätten eingehen wollen, zu erhalten trachten sollte. Die persönliche Antwort des Churfürsten von Sachsen, »bey dem zu Augsburg schriftlich übergebenen Bekenntnisse bis an das Lebensende beharren, beym Reichstage erscheinen zu wollen, aber der Artikel des Glaubens wegen mit seinen Gelehrten und insonderheit mit dem Dr. Martinus an der Seite, und daß die Vermischung der übrigen Sachsen betreffenden Angelegenheiten mit den Sachen des Glaubens die Ungnade des Kaisers voraus schon anzeigten,« ließ wenig von der Zusammenkunft der vermittelnden Churfürsten mit den Protestirenden hoffen, soferne der äußere Friede von irgend einer Beschränkung der getrennten Glaubenslehre abhängig gemacht werden sollte. Wirklich konnte man sich auf dem Tage zu Schmalkalden zu nichts vereinigen, 19. Aug. 1531. Nur zeigten sich die Protestirenden bereit, Tagsatzungen zur Begründung eines gemeinsamen Friedens, unabhängig von

der Erörterung der streitigen Glaubensartikel zu halten. Hierauf hatte zwischen dem magdeburgischen Kanzler und dem sächsischen Kanzler Bruck im Dez. 1531 zu Billenfeld eine Unterredung Statt, worin die Grundlage für die Verhandlungen des künftigen Jahres und somit für den deutschen Religionsfrieden überhaupt gelegt wurde. Die Vermittler ließen dann durch eigene Abgeordnete an Kaiser und an den König Ferdinand ernstlich und in Furcht immer größerer Verwirrung vorstellen: »daß nur drey Beruhigungswege wären, Krieg und Widerstand, endlicher Vertrag und Hinlegung der Sachen, friedlicher Stillstand. Krieg widerriethen sie ernstlich wegen der trefflichen Rüstung und dem Muth der Protestirenden, wogegen die des alten Glaubens und besonders die Geistlichkeit jetzt zur Zeit eben nicht sehr geschickt und gerüstet, also die Gegner in großem Vortheil auch dadurch wären, weil sie die Gunst des gemeinen Mannes hätten und eingewurzelt wären. Vergleich könne ohne Beyziehung des Papstes und dessen Mitstimmung nicht geschehen; was jedoch die Sache zu sehr verzögere, und den Kaiser in die Lage dränge, in so einem Vergleich nichts zu bewilligen oder zuzugeben, das wider den christlichen Glauben, dessen Religion und Ordnung wäre. Sie hielten den dritten Weg für den besten, auf Stillstand zu handeln, nämlich daß Sachsen, Hessen und ihre Mitverwandten bey ihrem Glauben und Lehre in dem Stande, wie der jetzo stünde, bis zu einem künftigen Concilio, vor dessen Erörterung die Sache billig gehöre, gelassen, und davon nicht gedrungen würden, doch also, daß alle Theile mittler Zeit mit Schreiben, Drucken, Predigen und anderem keine Neuerung vornehmen, und sonderlich einander mit Schriften und Worten hinfüro schmählich anzutasten sich gänzlich enthalten sollten; — daß ferner ein Theil den andern des Seinen nicht entsetzen, sondern dabey ruhig und unverhindert bleiben lassen, auch des andern Theils Unterthanen nicht an sich ziehen, oder sie wider ihre Obern zu vertheidigen annehmen, sondern daß sich jeder Theil dem Landfrieden gemäß gegen den andern freundlich, friedlich und nachbarlich halten, und in der That keiner den andern, um was Sachen das seyn möchte, angreifen solle. Zur Vermeidung aller Unruhen möge von beyden Parteyen zugesehen und nicht verboten werden, das heil. Sakrament unter einer oder beyderley Gestalt nach eines jeden Gelegenheit zu empfahen. Zugleich wäre der Kaiser zu bitten und zu erinnern, die förderlichste Ausschreibung des Conciliums zu bewirken.« Am 5. Jänner 1532 erklärte sich der Kaiser für die Annahme des dritten Weges, des Stillstandes nämlich in der angetragenen Art, und zugleich das Vorhaben, nach Speyer zu ziehen, weil er den Aufschub des Reichstages aus überwiegenden Gründen nicht für thunlich halte.

Denn K. Ferdinand, i. J. 1531 vergeblich des Kaisers Ankunft zum Reichstage in Deutschland erwartend, hatte sich brieflich unumwunden ausgesprochen, daß, wenn der Kaiser nicht nach Deutschland käme, so würde es um den Glauben daselbst gethan, und gegen die Türken kein Mittel zum Widerstand, und die Mühe wegen der römischen Königswahl verloren seyn. Da man eine neuerliche Inhibition der Processe erwirkt hatte, so wurde Sachsen und Hessen zur persönlichen Zusammenkunft nach Schweinfurth auf den 1. April 1532 geladen; wo sich diese, nebst den vermittelnden Churfürsten Wolfgang von Anhalt, Albrecht von Mansfeld, und die Gesandten des Landgrafen Philipps, auch Herzog Franz von Lüneburg, des Markgrafen Georg von Brandenburg und der protestirenden Reichsstädte einfanden. Ueber die aus der kaiserlichen Instruction als Anfang und Grundlage der Versammlung vorgetragenen Artikel: »daß es bey der zu Augsburg übergebenen Confession ohne weitere Aenderung in der Religion verbleiben, Niemand die Unterthanen zum Religionsabfalle verleiten und die Abfallenden nicht in Schutz nehmen, kein Theil in des andern Land und Gebiet predigen oder predigen lassen, in Predigen einander nicht beschimpfen, auch andere Schmähschriften nicht ausgehen lassen, der Jurisdictionen, Ceremonien und geistlichen Güter halber über das bereits geschehene nichts weiter vorgenommen werden, wirkliche Freundschaft bis zum und während das Concilium gehalten, thätige Ausführung des Reichsschlusses wegen der Türkenhülfe beobachtet, und fest gegen die Widertäufer gehalten werden solle: — kam man endlich nach langen mündlichen und schriftlichen Erörterungen auf einen Ausschuß überein, in welchem der Religionsfrieden abgesondert von allen andern Gegenständen mündlich verhandelt werden sollte. Wenn man bedenkt, in wie wichtigen Stücken man noch von einander abwich, in welchen auch die spätern so tief greifenden Differenzen über die Grenzen des Religionsfriedens schon im Keime lagen, und welche katholischer Seits die Abwehr eines weitern Umsichgreifens der Spaltung über den Stand der Dinge, wie er schon gegeben war, protestirender Seits aber die möglichste Ausbreitung der Lehre bezielten; wenn man ferner erwägt, wie eng auch gerade damals die Frage vom Religionsfrieden mit der politischen Opposition verbunden war, und wie vieles den Ausbruch des Krieges befürchten ließ: so wird man die practische Wichtigkeit dieser vermittelnden Verhandlung anerkennen müssen. Luther widersetzte sich einer Beschränkung des Religionsfriedens auf die gegenwärtigen Anhänger seiner Lehre damals nicht, zufrieden, daß sie, von politischer Macht unterstützt, sich gegen das Ansehen des Kaisers und gegen den Reichsschluß behauptet hatte; sich so

behaupten war Entwaffnung des Reichsgesetzes, wenigstens auf lange Zeit hin. Diese Stellung konnte zur Ausbreitung der neuen Lehre durch Schrift und Predigt benützt werden; wie konnte folgerecht andern Reichsständen versagt werden, weltlichen Fürsten wenigstens, was jetzt Sachsen, Hessen und den übrigen zugestanden werden mußte? Sah also Luther mehr Vortheil für seine Sache beym Frieden; oder war Abneigung gegen das politische Bündniß mit den Zwinglianern der vorzügliche Grund; oder wünschte er selbst bey gewonnener Hauptsache gemeinsamen Widerstand gegen die Türken? Er beförderte damals den Frieden durch gemäßigtere Rathschläge bey Chursachsen in der besagten Beziehung. In der heftigsten Weise widersetzten sich aber solcher Beschränkung die Theologen des Landgrafen, Kraft, Schnepf, Lennig und auch Urbanus Rhegius. Philipp selbst fühlte die Sache der Kirchentrennung als eine ungestüm einreißende und angreifende, und wollte ein Recht der unbedingten Ausbreitung ausdrücklich anerkannt haben. Unter den von dem bezeichneten Ausschusse zu verhandelnden Differenzpunkten war wohl von höchster Wichtigkeit: daß anderen Reichsständen die reine Lehre anzunehmen, den katholischen Unterthanen der neuen Lehre wegen auszuwandern freygelassen, daß kein Unterthan katholischer Stände wegen des Augsburger Bekenntnisses gestraft werden solle: — tief eingreifende Forderungen, welche weit über die Erhaltung des Status quo und den Standpunkt der Vermittler hinausgingen! Nachdem man sich zu einem neuen Zusammentritt zu Nürnberg auf den 12. Juny verglichen, und die vermittelnden Churfürsten über den Lauf der Verhandlung berichtet und empfohlen hatten: »als ein hochverständiger Kaiser zu Herzen zu fassen, was Weiterung, Aufruhr, Vergießung christlichen Bluts und unüberwindliche Zerstörung deutscher Nation zu besorgen sey, wenn kein Stillstand erfolge, und bereits neue Conferenz zu Regensburg Statt haben«: so wurde nach den von dem Kaiser den vermittelnden Churfürsten in Nürnberg ertheilten neuen Weisungen vom 7. Juny und 1. July der Abschied mit den Artikeln gemeinen Friedens vom 25. Juny 1535 verfaßt, mit der erweiterten kaiserl. Versicherung, daß alle Reichsverfügungen in Sachen den Glauben belangend, so durch den kaiserl. Fiskal und Andere wider die Protestirenden jetzt angefangen wären, eingestellt werden sollten, bis zum Concilium. Dieser Friede sicherte die äußere Ruhe im Reich, und begründete eine wenigstens einstweilige Toleranz gegen die Anhänger der augsburgischen Confession, ließ aber die Grenzen dieser Toleranz in den früher erwähnten streitigen Punkten schwebend. Namentlich wurde darin künftigen Anhängern der neuen Lehre keine ausdrückliche Sicherheit gegeben,

worüber zwischen Sachsen und Hessen neue streitige Diskussion fortwährte.

Zweyter Abschnitt: Begründung des Waffenstillstandes in Ungern auf der Grundlage des getheilten Besitzes, p. 55—90 (mit kleiner Schrift gedruckt). Die glorreiche Vertheidigung Wiens und Suleimans Rückzug hatte keinen entscheidenden Erfolg über das Heer der Türken, viel weniger die Sicherstellung von Oesterreich und Ungern gegen die baldige Rückkehr des osmanischen Feindes verbürgt. Durch einige glückliche Waffenthaten der Feldherrn Hardeck, Katzianer, Seredi, Rupert Herberstein, Bebek und Petri, durch das mit Papst und Venedig zu Bologna 23. Dez. 1529 geschlossene Bündniß, und durch die Excommunication des Johannes Zapolya hatte sich jedoch Ferdinands Ansehen und Macht ziemlich gehoben; ungeachtet Zapolya vom Sultan feyerlich zum König von Ungern in Ofen erklärt, ihm als sein Schützling off- und defensiv Schutz zugeschworen, und der Venetianer Gritti als Hauptrathgeber zurückgelassen worden war. Nachdem der tapfere Vertheidiger Wiens, Niklas Salm, militärischer Oberbefehlshaber in Ungern, auf Ferdinands Befehl Gran vergeblich belagert hatte, legte der Erzbischof von Gran, Paul Varday, dem Kanzler Ferdinands 25. Jänner 1530 Entschuldigungsgründe seines bisherigen Betragens vor, und that Vorschläge zur endlichen Ausgleichung, daß das Reich unter zwey Königen erhalten werden möge; welche als erste Hauptweisung auf die spätere Art der Ausgleichung angesehen werden mögen. König Ferdinand hatte inzwischen immer gegen den Kaiser seine Ansicht über die östlichen Verhältnisse dahin geäußert, mit den Türken jetzt Waffenstillstand zu schließen, gegen welchen übrigens die Reichshülfe auf den bevorstehenden Reichstag mit allem Ernste aufgemahnt werden sollte, da dessen Rückkehr zu erwarten wäre. Einen dem Kaiser und dem Reiche nachtheiligen Frieden werde er nie schließen, auch keinen Stillstand auf die Bedingung, daß Ferdinand keinem andern christlichen Fürsten Beystand wider den Sultan leisten sollte; denn eher, als ihm Passage zu gestatten, wolle er lieber sterben, als das bewilligen. Der Kaiser, um der Friedensgründung im Reiche ungetheilte Anstrengung widmen zu können, willigte in den Waffenstillstand. Ferdinand sandte im May 1531 eine Botschaft an den Sultan, um Eintracht zu schließen und zu befestigen, die erst im Februar 1531 wiederkehrte. Dagegen waren des Johannes Gegenbemühungen wirksamer, weil sie mit den eigenen Eroberungsabsichten des Sultans übereinstimmender waren. Ungern ward inzwischen von den Generälen Ferdinands den eigenen Kämpfen der Parteyen überlassen, zugleich aber alles vermieden, was die Türken zu einem neuen Heerzuge

aufreizen könnte. Johannes aber seinerseits hielt für sicherer, durch türkische Hülfe sich gegen Ferdinand und dessen mächtigen Anhänger in Vortheil zu setzen, und sich durch die Türken furchtbar zu machen. Ferdinand entgegen zeigte die offene Geneigtheit, sich mit seinem Gegner zu vertragen, zum Beweise um wie viel er das allgemeine Wohl dem eigenen Vortheile vorziehe, je einleuchtender und gewisser sein Recht auf die Krone Ungerns sey. Aus diesem Grunde nahm er die einleitende Verhandlung Anfangs des Jahres 1530 für einen Friedensversuch zwischen sich und K. Sigismund von Polen, durch den Herzog Georg von Sachsen, und zwischen Sigmund und Johannes, den Abschluß der Präliminarpuncte von Krakau, die anfänglich zu Breslau gepflogene, dann nach Posen verlegte Verhandlung im Dezember 1530, und den auf Ein Jahr vom 13. Dez. 1530 bis dahin 1531 sammt allen Bedingungen zwischen ihm und Johannes geschlossenen Waffenstillstand an, und beschickte den Convent zu Posen zur endlichen Ausgleichung. Dahin hatte der König von Polen die Bischöfe von Posen und Plock, Christoph von Sydlawitz und vier andere vornehme Polen, König Ferdinand den Bischof von Breslau, Adalbert von Bernstein, Pflug von Rebenstein, Sigmund von Ditrichstein, Sigmund von Herberstein und Beatus Widmann, Johannes endlich den Lasky, Verböcz, Franz Frangipani, den Bischof von Vesprim und seinen Magister Tavernicorum gesendet. Schon die Wahl der Abgeordneten bezeichnete diese Verhandlung als die neben der Religionshandlung zu Augsburg unstreitig wichtigste dieses Jahres in Europa. Man kam jedoch auf diesem Posener Convente zu keinem Beschluß. Denn die Gesandten des Johannes protestirten gleich Anfangs vor denen der vermittelnden Fürsten Namens ihrer Herren, daß derselbe Frieden und Bündniß mit den Türken bloß darum geschlossen habe, damit das Königreich Ungern unverletzt und frey der ungrischen Nation erhalten werde; und hiemit verbanden sie die Erklärung, sie wollten keinen Vertrag mit Ferdinand eingehen, mit irgend welcher Beleidigung der Türken: weil die Freundschaft mit den Türken Ungern vortheilhafter seyn würde, als die mit Ferdinand. Diese Verträge mit den Türken erlaubten ihm aber nicht, das Reich ganz oder zum Theil zu cediren; und Ungern mit Gewalt gegen die Türken zu vertheidigen, dazu sey weder er noch Ferdinand vermögend. — So bewies sich Johannes damals in Handlungen noch mehr als in Worten und Forderungen von patriotischer Friedensliebe entfernt. Den Pascha zu Semendria veranlaßte er durch einen eigenen Gesandten zum Anzuge und zur Verheerung Oesterreichs und Mährens, während Parteyenkrieg im Innern des Landes, in Oberungern und in Croatien als förmlicher Bürgerkrieg fortdauerte,

so daß die Lage der königl. Anhänger in Slavonien und Croatien im Jahre 1530 verzweiflungsvoll war. Die Türken, ihre Wuth vorzüglich gegen die Güter und Schlösser der Adeligen gerichtet, und ihre Grenze immer weiter vorrückend, hatten den Adel größtentheils auch zu ihren Anhängern und Verbündeten gemacht, und selbst bis nach Steyermark ihre Verwüstungen unter dem Pascha von Werboezenza vorzüglich von der Una herauf gethan, während den innern Krieg unterhielten Simon Erdödy, Bischof von Agram, dessen Bruder Peter Erdödy, Johann Tahy und ihre Anhänger, im beständigen Einverständnisse mit den nahen Paschen und mit Suleiman, welcher alles zur Secte des Woiwoden Johannes bringen, Agram und Warasdin erobern, und selbst das Königreich Slavonien ihm unterwerfen wollte, — gegen den königl. Generalkapitän Katzianer, gegen Ludwig Pekry, Peter Keglevich und die Barone Johannes Torquatus und Franz Bathyan, bis endlich ein dreymonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen worden war. Noch während der Verhandlung zu Posen, als K. Ferdinand erfuhr, daß die Bemühungen um Stillstand mit den Türken fruchtlos waren, und daß Johannes selbst den Einbruch eines türkischen Heeres abermals veranlaßt hatte, und auch noch zu Posen die Absicht zeigte, ihn wo möglich ganz aus dem Besitze von Ungern zu drängen, ließ er, aufgefordert vorzüglich durch die Darstellung der Lage der Länder vom croatischen Ban, Franz Bathyan, zur Besetzung Ofens einen durch die widrigsten Ereignisse vereitelten Heerzug unter Anführung Rogendorfs thun. Endlich vereinigte man sich, durch Johannes selbst aufgefordert, zu einem dreymonatlichen, dann zu Wisegrad 17. May 1531 zu einem einjährigen Waffenstillstand. Ueber alle Vorfälle in Ungern zwischen Johannes und K. Ferdinand gibt das ausführliche Schreiben des Bruders, Franz Frangipani, ernannten Erzbischofs von Koloсza, an seinen Ordensgenossen Bernardinus da Sorio zu Rom im Hause des Cardinals von Santa Croce, Ofen 17. August 1532, vollständigen Aufschluß mit einer leichtfertigen seltsamen Entschuldigung des Verhältnisses mit den Türken und seiner eigenen Theinahme daran, p. 75 — 80. Die damaligen Verhältnisse und Gesinnungen zwischen Ferdinand und der türkischen Macht werden uns klar aus der den nach Constantinopel gesendeten Lamberg und Jurischitz, Innsbruck 17. May 1530 ertheilten Instruction p. 80 — 83; worin Ferdinand seine ernstliche Gesinnung zeigte, für seine Reiche und Unterthanen mit Suleiman auf Stillstand, gute Nachbarschaft und Frieden unterhandeln zu lassen, jedoch nicht auf die Bedingung der Abtretung Ungerns; weil (wenn auch Ferdinands klares Recht auf dies Land nicht bestände) doch die christlichen Mächte in keiner Weise zugeben würden, daß der Türke

Ungern inne hätte, wegen der daher drohenden beständigen Gefahr; auch würden sie es für einerley halten, ob der Türke selbst oder einer, der von ihm abhing, es regierte; und sie würden eben so Sorge tragen, daß jener vertrieben würde, welchen sie als Begünstiger der Türken kennten; — aus dem Gesandtschaftsberichte selbst, Krupa 2. Febr. 1531, p. 82—89, und aus der offiziellen Antwort aus Constantinopel 17. Nov. 1531, worin Suleiman zwar zum Frieden bereit sich zeigte, keineswegs aber auf Ferdinands Anträge eingehen wollte: »Ungern sey mit seinem Schwerte gewonnen, und sey sein, wie auch die Lande, welche Ferdinand in Deutschland besitze, ihm von Rechtswegen gehörten, weil er sie in eigener Person heimgesucht, und mit seinem Antlitz angeblickt habe. Er könne sein Ungern überlassen und günstig seyn, wem er wolle, und er habe es dem Johannes, weil er sich demüthig unterworfen, gegeben. Ungern sey sein, und wer darauf ein Recht zu haben behaupte, müsse es von ihm selbst begehren, und wer den Johannes deßhalb angreife, der thue nicht wider den Johannes, sondern wider ihn. Ferdinand begehre Freundschaft und Bruderschaft, aber man könne aus seinem Begehren nicht wahrnehmen, daß er wahre Freundschaft wolle.«

Dritter Abschnitt: Suleimans vierter Heereszug nach Ungern und sein Zurückweichen vor des Kaisers und Ferdinands versammelter Kriegsmacht. Längerer Waffenstillstand mit den Türken, und Fortsetzung eines mehrfach unterbrochenen Waffenstillstandes mit Johannes bis zum endlichen Frieden, p. 93—148. Nach Ablauf des oben gedachten, von Suleiman bestätigten, einjährigen Waffenstillstandes sah K. Ferdinand gar wohl vorher, daß der Türke seine Angriffe sicher erneuern werde. Durch eine zweyte wohl instruirte Gesandtschaft 5. November 1531 Insbruck (Lamberg und Graf Nogaroli) ließ daher Ferdinand, weil er Suleimans auf den Frühling des Jahres 1532 gewiß bestimmten Heereszug wußte, bey der Unmöglichkeit, eine hinlängliche gemeinsame Defension der christlichen Mächte, oder nur Deutschlands, zu bewirken, bey der tiefen religiösen und politischen Spaltung der Christenheit und des Reiches, und da Frankreich und alle Oppositionsmächte die Herrschaft der Türken in Ungern vielmehr begünstigten, als daß sie die Macht Suleimans ernstlich zu brechen helfen wollten, in Constantinopel auf jede Bedingung, nicht bloß auf Geldabfindung, sondern sogar, wenn es unvermeidlich wäre, gegen Abtretung beynahe des ganzen Ungerns an Zapolya auf dessen Lebenszeit, auf Verlängerung des Waffenstillstandes hinarbeiten. Suleiman ließ sich von dem schon begonnenen Zuge durch diese Gesandten nicht irre machen, und sendete sie mit einem hochfahrenden und mit einer neuen Wendung ausge-

statteten Schreiben, 15. Juny 1532, zurück. Ueber Belgrad herauf, durch ganz Ungern, ergoß nun Suleiman seine Reiterschaaren. Güns wurde belagert, und von dem durch seine türkische Gesandtschaft bekannten Jurischitz aufs rühmlichste vertheidigt, während unter Casim-Begh 15,000 Reiter Oesterreich bis an die Enns herauf verheerten, und Ferdinand zum Kaiser nach Straubing fliehen mußte, p. 93—103. Inzwischen waren bey Wien 90,000 Mann zu Fuß und 30,000 zu Pferd aus Ungern, Böhmen, Mähren, Spanien, Italien und aus dem Reiche vom Kaiser und König versammelt worden. Vergeblich erwartete man, sich mit Suleimans Heer auf den Ebenen zwischen Neustadt und Wien zu schlagen. Suleiman, nachdem er den größten Theil des Septembers hindurch sich vor Güns aufgehalten, zog sich nach einer erfolglosen Seitenbewegung nach Steyermark, und ohne Casem-Beghs Rückkehr zu erwarten, wieder durch Ungern hinab. Es ist wahrscheinlich, daß Suleiman nicht gerathen fand, mit einem schon durch kleinere Verluste und Krankheiten geschwächten Heere, in weit vorgerückter Jahreszeit und so weiter Entfernung von der Heimat eine ernste Schlacht mit dem wider sein Erwarten mächtigem Heere des Kaisers, von dessen Glück er eine große Meinung hegte, zu wagen. Vielleicht muß man überhaupt nicht denken, daß es ihm eben Ernst gewesen sey, mit dem Kaiser, wenn dieser mit gesammelter Macht ihm begegnete, über die oberste Herrschaft im mittleren Europa, sich in Kampf einzulassen, aber gern hätte er durch irgend einen glücklichen Erfolg das Ansehen des Kaisers verdunkelt, und seinen hochfahrenden Anmaßungen einen Schein von Wahrheit gegeben. Vielleicht hatte er gedacht, Wien mit Vortheil zum zweyten Male belagern zu können. Er rechnete hiebey ohne Zweifel auf die innern Trennungen Deutschlands, welche ihm aus den geheimen Verhandlungen Zapolyas und Anderer vollkommen bekannt seyn konnten. — Ein Nebenumstand war, daß man Neustadt nicht schien im Rücken lassen zu können, welches wohl befestigt und besetzt war: eine Belagerung aber versprach kein schnelles Resultat. Man suchte die Bewegung gegen Steyermark bey den Soldaten damit zu beschönigen, daß der Kaiser und Ferdinand nicht zugegen seyen, man müsse sie also im Innern Deutschlands suchen, was freylich eine überaus lächerliche Prahlerey war. Einige haben gemeint, Ibrahim habe den Feldzug selbst so eingerichtet, daß dem Kaiser und König Zeit geblieben sey, sich zu rüsten, weil er gewonnen gewesen. Er mußte doch aber dem Suleiman ohne Zweifel jedenfalls Gründe seiner Maßregeln angeben. Das Land, welches sie durchzogen, war fruchtbar, reich an Weiden, vom Kriege früher verschont. Als das Heer bis Güns gekommen, holte man Nachricht ein über die

Rüstungen in Oesterreich, und nahm wahr, daß ein rascher und gewisser Erfolg keineswegs bevorstehe. Die längere Bemühung um Güns war nun Ehrenhalber, der Zug durch Steyermark bloß eine scheinbare Bewegung und barbarischer Streifzug zur Beschönigung des Rückzuges. Daß aber kein Ort vom Ferdinand'schen Ungern behauptet wurde, könnte allerdings Folge einer Annahme der durch den Gesandten angetragenen Basis eines Waffenstillstandes gewesen seyn. — Nach Suleimans Abzuge wollte der Kaiser den Krieg nicht weiter fortsetzen, sondern er ging durch Italien nach Spanien weg, nachdem die eigenen kaiserl. und die Reichstruppen entlassen waren, auch die böhmischen und italienischen nicht weiter mehr nach Ungern ziehen und kämpfen wollten; ja die italienischen auf ihrem Wegzuge das Land ärger noch verheerten als die Türken. Ferdinands Unzufriedenheit und Schmerz über die Auflösung des Heeres, über die nicht geschehene Schlacht u.s.w. war sehr groß; weil er zuversichtlich hoffte, jetzt durch so große, vereinte Macht die Christenheit von dem Tyrannen (Suleiman) zu befreyen, und das ganze Königreich Ungern, Belgrad selbst nicht ausgenommen, wieder zu erobern. Der fast unblutige Triumph über Suleiman und die gesammelte Kriegsmacht des Kaisers und Königs hatten also für Ungern keinen entscheidenden Erfolg gehabt, und in den Stand der Verhandlungen mit den Türken sowohl als mit der Gegenparten in Ungern nichts wesentliches geändert. Doch zeigte auch die Pforte durch mehrere Jahre keine Neigung zu neuem Kriegszuge; und als Suleiman durch Gritti ankündigen ließ, daß er sich den Waffenstillstand mit Ferdinand auf der Grundlage des Besitzstandes gefallen lasse, wurde durch die Gesandten des K. Ferdinand, Hieronymus von Zara und Coradius Supper, Ende Februar 1533, Friede mit der Pforte geschlossen, welcher zwar nicht in Vertragspuncte gebracht, aber in Form gegenseitiger Friedensbefehle publicirt worden war; und welchen Frieden mit der festzusetzenden Grenze des Besitzstandes auszuführen, Gritti nach Ungern geschickt werden sollte. Da jedoch in diesen Frieden der Kaiser nicht einbegriffen war, so hielt Ferdinand den Stand der Dinge noch immer nicht völlig zuverlässig, um so weniger, da nach dem Berichte des florentinischen Consuls in Constantinopel, 12. October 1533, die Pforte eine große Seemacht zurüstete, was den Papst Clemens VII. veranlaßte, ernstlich bey der Pforte einen zehnjährigen Waffenstillstand mit der ganzen Christenheit unterhandeln zu lassen, p. 111 — 129. Mit Johannes ließ K. Ferdinand unmittelbar und abgesondert auf Frieden oder wenigstens auf Waffenstillstand unterhandeln. Ferdinand war bereit, mehr als das Billige zu thun, nur um zu einem guten Ende zu kommen. Man suchte die Vereinigung Un-

gerns durch die Verzichtleistung des Johannes, der jetzt nicht so unmittelbar auf türkischen Schutz fußen konnte, gegen freywillige Einräumung anderer Vortheile zu erlangen. Weil aber die Gegenparteу einer solchen Uebereinkunft sich immer aufs neue entzog, so wechselten noch durch fünf Jahre wiederholt geschlossene Waffenstillstände mit einzelnen Kriegshandlungen. Als in dieser Zeit (1535) der ergrimmte Sultan wegen der Ermordung seines Bevollmächtigten, Gritti, seinen Dolmetsch Jonas Begh nach Ungern gesendet hatte, ließ K. Ferdinand, die günstigen Umstände benützend, durch seinen Gesandten Nogaroli abermals auf einen Versuch unterhandeln, die Vereinigung des ganzen Ungern, welche von der Gegenparteу beharrlich vereitelt wurde, durch einen Vertrag mit den Türken zu erlangen. K. Ferdinands ganze bisherige Handlungsweise hatte zwar bey Suleiman die günstigste Stimmung hervorgebracht, und den Unterschied zwischen Ihm und Johannes klar gemacht: »Daß, da Ferdinand von den ältesten und glorreichsten Vorfahren erzeugt, in allen seinen Schritten und Dingen Größe des Gemüths zeige; Johannes dagegen, vom Staube emporgehoben, voll verkehrter Praktiken niedrig und gewissermaßen sinnlos sey.« Jedoch die Hoffnung, daß der Sultan durch friedliche Aeußerung und ein jährliches Ehrengeschenk ganz von Ungern abstehen, seine Hand von Johannes abziehen und die Wiedervereinigung unter Ferdinand zugeben möchte, ruhte auf keinem festen Grunde, — weil es vielmehr die Tendenz des türkischen Reichs war, wie es sich auch später zeigte, in Ungern noch mehr und mehr festen Fuß zu fassen. Insbesondere verschwand eine solche Aussicht durch die zu Constantinopel noch in demselben Jahre eingetretene Aenderung, daß nämlich Suleiman den in den letzten Zeiten friedlich gegen K. Ferdinand gesinnten Günstling und ersten Reichswesir Ibrahim Pascha absetzen und tödten ließ. Daß übrigens Ferdinand sich dazu herablassen mußte, auch durch Geld den Frieden bey den Barbaren zu erwirken, gereicht allerdings der christlichen Republik nicht zum Ruhme; es ist aber in jedem Falle etwas ganz anderes, als wenn andere Barbaren und Christen Geld geben, um zu Angriff, Aufruhr und Krieg zu reizen, p. 129—141. Johannes, aus Furcht vor dem Grimme des Sultans, zeigte sich auch jetzt geneigter zu fester Ausgleichung mit Ferdinand; er wußte den Papst und Ferdinands Kanzler, den Cardinal von Trient, für sich zu gewinnen, und es hatten mehrere Friedensunterhandlungen durch Broderich, Frangipani und Verböcz in Wien Statt, 1534 und 1535. Da jedoch Ferdinand anfänglich auf den wesentlichen Punct beharrte, die Abtretung der Krone, ohne welche er der Ehre willen keinen Vertrag machen noch schließen, aber sich zu guter Behandlung in den übri-

gen Stücken, mit Pension und mit Königstitel für Johannes, endlich sogar darauf sich verstehen wollte, dem Johannes ein gutes Stück des Königreichs mit 80,000 Dukaten jährlicher Einkünfte zu belassen, die Gegenparten aber zu keiner förmlichen Bewilligung zu bringen war, nur einen Frieden anbot, der verdächtig, ungewiß, gefahrvoll, ja nach dem Urtheile aller und der Bessern lächerlich und unehrbar war, und Johann im fortwährenden geheimen Verständnisse mit den Türken handelte: so konnte außer einem Waffenstillstande bis April im Jahre 1537 nichts weiters erzielt werden. Erst in jenem Jahre kam der Friede auf der Grundlage des getheilten Besitzes für die Lebenszeit des Johannes und der Reversion seines Antheiles an Ferdinand nach seinem Tode zu Stande.

Vierter Abschnitt: Politische Fürstenparteyung gegen K. Ferdinand, vornehmlich von Sachsen, Bayern und Hessen, und Herstellung des Friedens durch die Verträge von Cadan und Linz, p. 151 — 273. Die Machtvergrößerung der deutschen Linie des Hauses Habsburg, zumal durch Erlangung der böhmischen und ungrischen Königskrone, mußte nicht nur gegen die Verwicklungen, welche aus der Verbindung der Gegenparten in Ungern mit den Türken entstanden, im langwierigen Kampfe mit den Türken behauptet werden, sondern weckte auch die Eifersucht deutscher Fürsten in einer gefährlichen Art, weil sie Anlaß wurde, daß außer dem auf der Religionsspaltung sich stützenden Fürstenbündniß und Oppositionsmacht im Reiche, sich auch ein noch allgemeineres Fürstenbündniß bildete, welches ganz eigentlich wider die wachsende Macht Ferdinands gerichtet war, und durch welches Bayern, sonst der natürlichste Bundesgenosse des Kaisers und Oesterreichs in Vertheidigung der alten Kirche, auf eine Zeit lang sich mit den protestantischen Fürsten enge verband. Hierzu kam auch noch die Allianz mit Frankreich, welches die Macht Oesterreichs nicht besser lähmen zu können glaubte, als durch solche gegen dieselbe gerichtete Verbindungen in Deutschland selbst; sey es, daß diese auf getrennten Religionsglauben, oder auf politischer Eifersucht beruhten. Mit den Türken aber setzte sich dieses deutsche Fürstenbündniß durch Vermittlung des Zapolya in eine Verbindung, welche an den Allianzen des allerchristlichsten Königs mit dem Sultan ihr glänzendes Vorbild hatte. Während die protestantischen Stände zu Smalkalden mit Abschließung des Bündnisses beschäftigt waren, wodurch sie als Gegenmacht im Reiche sich constituirten 1535, ward durch den Landgrafen Philipp ein förmlicher Bund und Vertrag unter den protestirenden Ständen und mit Bayern gegen Ferdinands römische Königswahl zu Stande gebracht (Saalfeld 24. October 1531) aus dem Grunde:

»weil dergleichen Fall einer Administration der römischen Königswürde bey Lebzeiten des Kaisers im heiligen Reich nicht erhört, der goldenen Bulle und der Freyheit des Reichs zuwider seyn, und zur Verhütung von Empörung in der Christenheit und deutschen Nation abgewendet werden müsse,« — mit Beyziehung der Könige von Frankreich (von woher sogar Aufmunterung zur Protestation gegen die römische Königswahl Ferdinands und Unterstützungsanträge kamen) von England, Dänemark, der Herzoge von Geldern und Lothringen, der Schweiz, Venedig und den Reichsstädten, ja sogar mit besonderm Vertrage mit Johannes Zapolya, und als Folge mit Einbegreifung der türkischen Macht. Die Stände in Bayern suchte man insonderheit für dies Bündniß zu stimmen durch des Bundesgesandten Weissenfelders lebhafte Darstellung der feindlichen und gefährlichen Absicht des K. Ferdinands. Denn: »wollten sie des Königs Wahl anerkennen und nichts dagegen thun, so würde daraus folgen, daß die Churfürsten so oft und wie es ihnen gefällig wäre ihnen und andern Ständen einen Herrn geben würden, oder die Kaiser und Könige würden selbst mit Gewalt regieren wollen. Der Kaiser und seine Brüder wollten das deutsche Reich an sich und an ihre Nachkommen ziehen; was man von ihren Voraltern durch Bitten und Berathung erlangt habe, das würden sie nun nach wälschem Gebrauch durch Gebot haben wollen. Dadurch würden die goldene Bulle und andere Freyheiten verloren gehen, und das römische Reich werde dann an keinen andern Fürsten mehr kommen. Der Kaiser und sein Bruder hätten sich ja merken lassen, Deutschland gefalle ihnen wohl, wenn nicht so viele Könige darin wären.« Zum großen Zwecke wurden vom 1. Jänner 1532 Convente zu Lübeck, Frankfurt und Königsberg in Franken gehalten. Erst wurde der Bund mit Friedrich von Dänemark, und eben so ein förmlicher Allianzvertrag 29. May 1532 im Kloster Scheyern mit dem Frankenkönige geschlossen, der ausdrücklich foderte, man sollte an Oesterreich wegen des Herzogthums Würtenberg den Krieg erklären, und durch eigene Praktiken das den Kaiser ergebene pfälzische Haus unter sich entzweyen. Die Städte erklärten zwar im Convente zu Frankfurt keine Geneigtheit an dem Bunde gegen Ferdinand Theil zu nehmen. Auch Luther war nicht für den politischen Gegenbund, da er zu merken glaubte, daß die Herren von Bayern gern einbrocken wollten eine Suppe, die ein anderer sollte ausessen. Es lag jedoch so viel feindseliges und gehässiges gegen die österreichische Macht in allen diesen Verhandlungen und Bündnissen, daß in Verbindung mit der Religionsspaltung wahrhaft Gefahren genug offen und verborgen drohten, und zwar zur nämlichen Zeit, als Suleiman aller Friedensbemühungen Ferdinands ungeachtet

einen neuen furchtbaren Angriff begann, und den Kaiser zur Schlacht an Deutschlands Grenzen aufgefordert hatte. In dieser Lage mußte der Kaiser wünschen, jeden Anlaß zur Friedensstörung im Reiche zu vermeiden, und daraus erklärt sich natürlich seine ganze bisherige Handlungsweise. Gegen die kriegsbereiten Gesinnungen des Landgrafen bewies sich der Kaiser gegen H. Georg von Sachsen großmüthig, und K. Ferdinand gegen den bayerischen Herzog freundlich in allen Handlungen und Anträgen sowohl vor als nach der Türkengefahr. Man sieht, wie wesentlich friedliebend Ferdinand, und wie weit entfernt er war, gewaltsame Schritte im Reiche vorzunehmen. Von Seite der bayerischen Herzoge jedoch war die Annäherung wohl wenig aufrichtig: sie beharrten entschiedener als zuvor auf der vorgenommenen Opposition und dem gegen Ferdinand geschlossenen Bündnisse. — Nach dem Tage zu Koburg, 8. Febr. 1533, kam es an den Tag, daß durch französischen Rath und Einfluß der Plan hätte ausgeführt werden sollen, Ferdinand und Oesterreich förmlich zu bekriegen, Niederösterreich durch den Zapolya, durch die Bundestruppen Böhmen und Oberösterreich, Niederlande, Spanien und Italien durch Frankreich, Tyrol durch die Graubündtner anzugreifen, und zugleich auch Würtenberg wieder zu befreyen und aus Oesterreichs Hand zu reißen. Das war also die nothgedrungene Vorsicht, sich gegen Ferdinands angebliche befürchtete Zugriffe sicher zu stellen, und bey Land und Leuten zu bleiben, und die so oft vorgegebene lebenslängliche Treue und der Gehorsam gegen den Kaiser. Zu Anfang des Jahres 1534 wurde das zu Scheyern geschlossene Bündniß mit Frankreich erneuert, um die Freyheit der Deutschen zu vertheidigen und zu behaupten, worauf abermals eine Berathung zu Coburg folgte, p. 151 — 197. Mit diesem auf politischer Eifersucht beruhenden Bündnisse im Reich, welches in dem Widerspruche gegen die römische Königswahl Ferdinands und eine factische Erblichkeit der Kaiserwürde im Hause Oesterreich seinen Stützpunct hatte, trat die Reclamation des H. Ulrichs wegen Einverleibung Würtembergs mit den österreichischen Erblanden in eine natürliche und gefahrvolle Verbindung. Bayern, welches seither gegen H. Ulrich gewesen war, und an der Spitze des schwäbischen Bundes auch Hauptantheil an der Vertreibung desselben gehabt hatte, — fand es seiner jetzt gegen Ferdinand genommenen Stellung nach erwünscht, daß die Macht des Letztern durch Zurückgabe Würtembergs eine Verminderung erleide. Allein der Landgraf, Hessen und Brandenburg mißtrauten den Anträgen Bayerns; und so mußten der alte Herzog Ulrich und sein aus Oesterreich nach Bayern entflohener Sohn, Herzog Christoph, Wiedereinsetzung und alle Rechte auf ihr Land in Verbin-

dung mit Hessen, Frankreich, Bayern, mit dem schwäbischen Bunde und mit Zapolya zu erringen trachten 1533—1534. Die Verbindung der protestantischen Fürsten mit Frankreich und England und die wirklich erfolgte Auflösung des schwäbischen Bundes benützend, begann indessen der Landgraf, nach ernstlichen Rüstungen, den lange schon vorbereiteten Feldzug zur Restitution des selbstthätig theilnehmenden Herzog Ulrich und seines Sohnes Christoph mit dem bestimmten Vorgeben im Manifeste, bloß Würtemberg, dessen H. Ulrich ohne rechtliche Erkenntniß entsetzt worden war, für ihn und seinen Sohn wieder einzunehmen, keineswegs aber Ferdinands römische Wahl anzufechten, Empörung und Krieg im Reiche anzufangen oder die religiösen Sekten zu unterstützen; wogegen auch K. Ferdinand, selbst in Würtemberg, Gegenrüstung machte. Die Unterhandlungen auf dem, durch das auf der Wahlsache sich stützende Gegenbündniß im Reiche hervorgerufenen besonderen Churfürstentage zu Gelnhausen 1534 brachten es die Gesandten K. Ferdinands, Sigmund von Herberstein und Sigmund von Thalheim, wegen dem Krieg Philipps für Würtemberg zu keinem energischen Beschlusse; weßwegen die Eroberung Würtembergs durch Philipp und Ulrich sehr bald vollendet worden war; so, daß diese Kriegshandlung und thätliche Entscheidung die gefährlichste Erweiterung des Streites und große Erschütterung zur Folge haben konnte — was die Theologen (Melanchton) der Partey des Landgrafen gar wohl vorhersahen, und darum dem Landgrafen den Heerzug ernstlich abgerathen hatten. Auch K. Ferdinanden war es sehr angelegen, und keineswegs etwa bloß aus Mangel an bereiten Geld und Streitkräften, dem Ausbruch des Kriegs in deutscher Nation vorzubeugen; weßwegen er auch schon im Frühlinge 1534 vorbereitende Unterhandlungen durch H. Georg von Sachsen mit Chursachsen anknüpfen ließ, wodurch der Congreß zu Annaberg und Cadan zu Stande kam, zunächst bestimmt, Chursachsen von der Opposition abzubringen. Zu Cadan in Böhmen wurde endlich auch vom K. Ferdinand, dem Churfürsten von Mainz, Herzog Georg von Sachsen und dem Churfürsten Johann Friedrich der endliche Friedensvertrag Montag nach Johannes dem Täufer 1534 persönlich abgeschlossen und unterzeichnet. Sachsen und Hessen erkannten ihrerseits die römische Königswürde Ferdinands an, unter der Bedingung einiger Zusatzartikel zur goldenen Bulle, und K. Ferdinand gab seinerseits den Besitz von Würtemberg dem H. Ulrich und seinem Mannsstamme auf; welches aber H. Ulrich als ein österreichisches Afterlehen förmlich nehmen mußte, 1535 zu Wien, jedoch mit eigener Stimme und Stand im Reiche, unter Heimfälligkeit als Reichslehen an das Haus Oesterreich beym Aus-

sterben des würtembergischen Mannsstammes, und gegen die Bedingung, daß im würtembergischen Lande Jedermann ungeirrt bey seiner Religion belassen werde. Vergeblich war gegen diesen Friedensschluß die ernstliche Vorstellung des päpstlichen Gesandten Paul Vergerius an den K. Ferdinand, daß er dadurch lutherische Fürsten in seine Freundschaft wieder aufnehme. Auch der Kaiser verzieh dem Landgrafen und dem H. Ulrich alle bisherigen Schritte. — Der bleibende Besitz von Würtemberg war zwar für die Macht des Hauses Oesterreich besonders in Verbindung mit dem Elsaß der Lage wegen vom großen Werthe gewesen, und in Beziehung auf die Religionsangelegenheit würde derselbe nach Pfisters Bemerkung wohl bewirkt haben, daß die katholische Religion in Schwaben vorherrschend geblieben wäre. Allein wir sahen, wie wenig dieser Besitz ein endlich befestigter und unbestrittener war, und wieviel hinzukam, dessen politischen Werth zu vermindern. Standen gleich bestimmte Rechtstitel und die Schärfe des Landfriedensrechtes den Erwerbern zur Seite, so war doch die Entsetzung eines alten Fürstenhauses von seinem Stammlande eine Sache, wobey alle übrigen sich betheiligt finden konnten, um so mehr, da nicht alle Rechtsformen eingetreten waren, die nach der Natur der Sache bey so eingreifenden Prozessen wohl zur Anwendung kommen sollten, ehe ein bleibender neuer Besitzstand begründet werden konnte. Die Strenge grenzte hier an eine neue Verwirrung und Entzweyung hervorrufende Willkür; und die nämliche wohlthätige Macht, welche das ungezähmte Reichsglied bändigte, nämlich das Ansehen des Reichsoberhauptes in Verbindung mit dem friedensichernden Bunde, kam in einer Weise zur Anwendung, welche zu der ungünstigen Auslegung eines Mißbrauchs für den eigenen Nutzen einigen Anlaß gab. In jedem Falle waren dringende Billigkeitsforderungen zu befriedigen, gegen den alten Herzog durch eine stattliche Versorgung, die ihm auch immer angeboten worden, gegen H. Christoph wenigstens durch einen ansehnlichen und erblichen Besitz gegen den Grafen Georg ꝛc. Die Last des Kriegskostenersatzes ruhte ohnehin auf dem neuen Besitzer, und zur Vermehrung anderweiter Hülfsmittel diente das Land sehr wenig. Die Dazwischenkunft und Fürbitte der Fürsten wurde beharrlicher und unabweislicher. — Bedenkt man nun zugleich die damalige Lage des Reichs überhaupt, und wie weit es einerseits mit dem Religionsbündnisse und andererseits mit dem auf Eifersucht gegen die Macht des Hauses Oesterreich gegründeten gekommen war, so wird man um so mehr die Weisheit Ferdinands anerkennen, wenn er sich entschloß, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben, und durch Aufgebung eines nicht von allem Schein des Unrechts freyen, beschwerten und beharrlich ange-

fochtenen Besitzes den Frieden in Deutschland und die volle Sicherstellung seiner Nachfolger im Reiche zu erkaufen. Zwischen H. Ulrich jedoch und dem Bayerherzog dauerte der Streit fort, theils wegen von Seite Ulrichs übernommener Geldzahlung an Bayern, theils aus dem Grunde der Religionsspaltung, weil Bayern auf die Linie der Defension der Kirche gegen die protestirende Partey zurückgetreten war. Erst im Jahre 1541 gab man den Vermittlungsvorschlägen des Landgrafen Philipp Gehör, und am 9. Oct. 1531 wurde der Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Lauingen geschlossen, und diese täglich erhöhte Freundschaft zwischen beyden Fürstenhäusern, mit Hand und Mund in allen ihren Angelegenheiten für einen Mann zu stehen, wurde bey der Zusammenkunft zu Dillingen 22. Febr. 1543 noch mehr befestigt. Mittlerweile, nachdem am 24. April in Bayern der Vertrag war geschlossen worden, daß H. Albrecht einst der allein regierende Landesfürst in Bayern seyn sollte, wodurch die Erneuerung der dem Lande früher so vielfach sehr nachtheilig gewordenen Bruderzwiste und Theilung verhütet wurden, so wurden auch die seit acht Jahren unterbrochenen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Bayern und Oesterreich im Vertrage zu Linz 1. Sept. 1534 gleichfalls wieder hergestellt, über alles diese sich so nahe berührenden Staaten Betreffende sich vertragen, hinsichtlich der Religion wechselseitiger Rath und That sich versprochen, Ferdinand als römischer König anerkannt, und die Vermählung des einstigen Alleinregenten von Bayern, H. Alberts, mit einer Tochter Ferdinands (der Königin Maria oder einer andern) stipulirt, mit einem Vorbehalte hinsichtlich die Erbsverhältnisse, welcher noch etwas über 300 Jahre später, zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia unsterblichen Andenkens eine von den Waffen geworden ist, mit welchen man das Daseyn und die Größe der Macht, welche der Mittelpunkt und gleichsam die Grundfeste der öffentlichen Ordnung in Europa zu seyn scheint, zu erschüttern suchte. Jedoch war diese Herstellung der freundschaftlichen Verbindungen nicht so ganz und rein, daß nicht noch in der ersteren Zeit die bestandenen entgegengesetzten Verbindungen nachgewirkt hätten, p. 259—273.

Fünfter Abschnitt: Grundlegung des Trienter Conciliums, p. 277—414. Aus all dem bisher Erzählten erhellt, mit welcher Mühe und Opfern die erste Grundlage des politischen Friedens gewonnen wurde, im Verhältniß der Kaisermacht zu dem auf der getrennten Religion sowohl, als zu dem auf politischer Opposition beruhenden Fürstenbündniß, so wie ferner im Verhältniß zur Gegenmacht in Ungern und zum osmanischen Reiche. Früher war die Grundlage des Friedens im Verhältniß der österreichisch-spanischen Macht zu Frankreich genau gezeigt

worden. In der Folge wurde der Friedensstand in allen diesen Beziehungen noch drohend und zerrüttend genug gestört; aber mehr und weniger gravitirten die Verhältnisse nach allen Kämpfen durch mehr als anderthalb Jahrhunderte allemal wieder auf jene Grund- und Anfangspunkte der Vergleichung. — Der Religionszwist selbst, welcher einerseits dem entzweyten Europa zwar höhere Gegenstände des Streites und geistige Erhebung gab, im Vergleich mit den bloßen Fragen des materiellen Gleichgewichts oder der Eroberung und Herrschaft — andererseits aber auch die politische Befriedigung Deutschlands und darum Europas am meisten verhinderte, — dieser Zwist war durch die redlichen Bemühungen des Kaisers und seines Bruders, der Fürsten und Theologen zu Augsburg nicht versöhnt worden. Für das, was zur Sühnung des Religionszwistes erreicht wurde, von fruchtbaren Folgen, und für das, was unerreicht blieb, Hoffnung erweckend war es, was in dieser Beziehung an den Reichstagen zu Speyer und Regensburg 1540 und 1542 geschah, in welchem letzteren Jahre man sich endlich über den wichtigen Punkt, daß das Concilium und zwar zu Trient gehalten werden soll; vereinigte; weil die politischen Verhältnisse dagegen gar manche Hindernisse und hochwichtige Schwierigkeiten aufgethürmt hatten. Schon während dem Augsburger Reichstage erklärte sich der Papst nach dem Sinne des Cardinalcollegiums bereit, in der kürzesten Zeitfrist ein Concilium in einer Stadt in Italien zusammen zu rufen, jedoch auf die Bedingungen, daß der Kaiser es für nothwendig halte, und wenn die Protestirenden versprechen, und daß sie, abgehend von ihren Irrthümern, sich alsbald dahin wenden, um katholisch, und im Gehorsam der h. Mutterkirche und nach ihren Gebräuchen und Lehren zu leben, bis dahin, daß vom Concilium eine Abänderung möchte bestimmt werden, unter dessen Gehorsam und Entscheidung ganz und in allem sie sich unterwerfen müßten. Ungeachtet nun der Kaiser die Unmöglichkeit einsah, die Bedingung der einstweiligen Unterwerfung zu erlangen, da alle Vereinigungsversuche auf dem Reichstage ohne erwünschten Erfolg geblieben waren, — so forderte er doch fortwährend das Concilium vom Papste, der sich dagegen sträubte aus vorgeblicher Furcht vor den Protestirenden, daß sie, da sie die vorigen Concilien so vieler heiligen und gelehrten Väter verachten, es wohl eben so machen dürften mit dem, was künftig entschieden werden wird, und aus Furcht, daß nicht etwa die versammelten Prälaten mit den Lutheranern selbst am Ende Partey machen, sich als vollkommenes Tribunal über alle Reiche erklären, und über Papstthum und Kaiserthum erheben möchten. Indessen wurde Nov. 1531 doch in einem Breve an alle Fürsten, daß ein Concilium in einer gelegenen italienischen

Stadt Statt haben sollte, erklärt. Die bey der abermaligen Zusammenkunft des Papstes mit dem Kaiser zu Bologna beschlossenen Gesandten an die deutschen Fürsten mit dem Antrage zur Annahme und Beschickung des Conciliums unter den päpstlicher Seits für nöthig gehaltenen und auch festgesetzten acht Bedingungen, fanden nach der Versammlung zu Smalkalden von Seite der protestirenden Fürsten einstimmigen Widerspruch, welche erklärten, das Concilium beschicken zu wollen: jedoch mit Vorbehalt der Freyheit, die Entscheidungen desselben anzunehmen oder zu verwerfen, je nachdem sie dieselben für übereinstimmend oder im Widerspruch mit der Schrift befinden würden. Nach der Zusammenkunft des Papstes mit K. Franz I. zu Marseille, 2. Oct. 1533, schob er alle Ursache der Verzögerung des Conciliums auf den K. Franz selbst, und daß darum auch dessen Anhang und der König von England sich nicht dazu bequemen wollte. Der Ueberscharfsinn aber, womit Paul Sarpi seiner erfinderischen Feindseligkeit gegen den römischen Stuhl in der Sache des Conciliums Raum gibt, hat auch hier noch etwas ganz hinterlistiges aufgebracht; nämlich der Papst habe aus Mißtrauen gegen den Kaiser — wovon doch gerade damals sonst keine Spur vorliegt, durch den König Franz die Protestirenden zu bewegen gesucht, von der Forderung des Conciliums abzustehen, und sich einen andern Weg zur Beylegung des kirchlichen Zwiespalts gefallen zu lassen. Der König sollte ihnen dagegen im rechten Augenblick politisch mit aller Macht gegen den Kaiser beystehen. Es gehört Stirn dazu, im Widerspruch mit den feyerlichsten Erklärungen in der Seele eines Andern, das gerade Gegentheil derselben und die tiefste Unredlichkeit hinein zu dichten; Sarpi hat hier wie anderswo statt aus urkundlichen Belegen nur aus den Eingebungen des Parteygeistes geschöpft. — Wie wenig ernstlich und aufrichtig übrigens der König damals das Concilium befördern mochte, während er selbst auf neue Erweckung des Krieges sann, ist leicht zu ermessen. Einer Politik, welche selbst bewußt und planmäßig im beständigen Widerspruch mit den bindendsten Verträgen Zwietracht erweckte und nährte, damit nicht aus der Eintracht für die Macht des Kaiserhauses ein naturgemäßer Zuwachs entstehe, — welche auch mit den äußeren Feinden der Christenheit, zum damals offenkundigsten Nachtheil der christlichen Religion und mit Verläugnung von Ehre und Recht sich angriffsweise zu verbinden nicht Scheu trug; einer solchen Politik war es würdig, auch die Zwietracht in der Religion selbst lieber unterhalten und erweitert zu sehen, als daß durch die gesetzlichen Mittel zur gegenseitigen Annäherung jener Macht eine Befestigung erwachse, welche auf Frieden und Erhaltung beruhte. Nach dem Tode des Papst Clemens VII.,

27. Sept. 1534, folgte Alexander Farnese als Paul III. Der von ihm bestimmte Ort des Conciliums, Mantua, und überhaupt ein Concil, worauf der Papst den Vorsitz führen sollte, wurde von Frankreich und England verworfen; ja auch die protestirenden Bevollmächtigten erklärten sich gleicherweise dagegen, und sehr bestimmt jetzt ausgesprochen, wendeten sie auf die Glaubensbestimmung in der Kirche die Begriffe von menschlicher und freywillig-schiedsrichterlicher Gerichtsbarkeit an. Bey des Kaisers Aufenthalt in Rom nach seiner Zurückkunft von Tunis 5. April 1536 ward im päpstlichen Consistorium dennoch Mantua als Ort des Concils bestimmt, und 14. April die Neutralität des Papstes feyerlichst erklärt in dem neuen Kriege, welchen K. Franz durch Einbruch in Piemont begonnen hatte, und welcher namentlich das, durch den Tod des Sforza an den Kaiser heimfallende Mailand zum Gegenstande hatte. Vor dem Collegium der Cardinäle, dem Papste, den Gesandten von Frankreich und Venedig und vor vielen andern geistlichen und weltlichen Personen legte der Kaiser in einer weitläufigen, in kastilianischer Sprache gehaltenen Rede alle zwischen ihm und dem Könige von Frankreich und England früher und noch gegenwärtig schwebenden Verhältnisse — vorzüglich hinsichtlich Mailands, — dar, und worüber der Kaiser den Papst zum Schiedsrichter aufrief, zu entscheiden, wer Recht habe: er oder Franz; und wenn er, so rufe er wider den König die Hülfe Gottes des Allmächtigen, jene des Papstes und der ganzen Welt auf; worüber weitere mündliche Verhandlung mit dem Gesandten zu keinem Zwecke führte, p. 277—316. Ungeachtet des in Italien wieder ausgebrochenen Krieges ward die Bulle zur Einberufung des Conciliums auf den 23. May 1537 nach Mantua öffentlich bekannt gemacht 2. Juny 1536, und Gesandte wurden nach allen Theilen der Christenheit ausgesendet, und darunter der Niederländer Vorstius, Bischof von Aix, der von Rom angewiesen war, in allen nach dem Rath des königl. Kanzlers Ferdinands, des Cardinals von Trient und des Churfürsten von Brandenburg vorzugehen. Jedoch ohne alle günstige Folge bey den Protestirenden. Die zugleich auf Befehl des Churfürsten von Sachsen von Luther mit Beyziehung von Amsdorf, Agrikola und Spalatin verfaßten und von den versammelten Theologen gebilligten und unterzeichneten schmalkaldischen Artikel, von welchen der Churfürst sagte, daß sie dermaßen in Christo gegründet wären, daß auch die Höllenpforten nichts dawider vermöchten, viel weniger der Papst oder das demselben anhangende Concilium, und Melanchtons Tractat gegen den Primat des Papstes aus göttlichem Rechte — zeigten jetzt schon klar genug, wie gar geringe Neigung die Protestirenden hatten, auf das Concil

auch mit allen Garantien, sey es auch nur zur gemeinsamen Untersuchung und Erörterung der Glaubenspuncte, zu erscheinen. Wenn es ausgemacht, wenn es unfehlbar wahr, durch keine Untersuchung in ein besseres Licht zu bringen, durch keine Entscheidung mehr zu ändern war, daß die protestantischer Seits verneinten Lehren von dem täglichen Opfer, vom Priesterthume, von der verdienstlichen Mitwirkung, von der durch den Primat erhaltenen Einheit des Priesterthums, von der sakramentalen Ordnung ꝛc. gottlos seyen; warum sollte man sich mit Menschen hierüber in Erörterungen einlassen, welche mit dem, welcher ein teuflisches Bestreben repräsentirte (repraesentare ipsum diabolum), zur Aufrechthaltung gottloser Lehren durch Eide verbunden waren? Das Beharren bey der einmal ausgesprochenen Verwerfung dieser Lehren wurde unbedingt als Glaubensmuth und Standhaftigkeit angesehen. — Landgraf Philipp, welchem auch der Mehrtheil zustimmte, schlug endlich auch vor, das Concilium öffentlich auszuschlagen, und sich auf eine Erörterung durch unparteyische, von den Fürsten zu ernennende Männer zu berufen, oder auch ein Gegenconcil zu halten, wozu er Augsburg, Basel, Costnitz oder Straßburg in Antrag brachte. — Dieses öffentliche Ausschlagen eines vom Episcopat ausgehenden Conciliums bildet für die Geschichte der Kirchenspaltung und der Bestrebungen zu deren Beylegung und Versöhnung ein nicht minder wichtiges Moment, als es jener eilf Jahre früher durch Landgraf Philipp zu Speyer veranlaßte Beschluß, daß ein jeder Reichsstand die Religion so ordnen solle, wie er es glaube verantworten zu können, für die Entwicklung der neuen Lehren und Gottesdienste gewesen war. Im Geiste der schmalkaldischen Artikel und des Vorschlages des Landgrafen war daher auch die vom Churfürsten und Landgrafen im Namen der Protestirenden dem Vergerius gegebene Antwort abgefaßt. Hierauf wurde vorzüglich wegen der Bedenklichkeit des K. Franz, daß, so lange die zwey mächtigsten Beschützer der Christenheit, er und der Kaiser, im Kriege begriffen wären, und daher nicht zusammenwirken würden, also wegen des Hindernisses, so er selbst bewirkt hatte, ein ökumenisches Concil nicht wohl gehalten werden könne, das Concilium abermals auf unbestimmte Zeit prorogirt; während welcher Zeit sich auch Papst Paul III. alle Mühe gab, zwischen Kaiser und Franz den Frieden wieder herzustellen, mit beyden Monarchen, mit K. Karl bey Savona 18. May 1538, und mit Franz vor Nizza persönlich zusammenkam, und endlich einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen beyden vermittelte; wornach, nach dem Wunsche beyder Monarchen, noch ein weiterer Aufschub des Conciliums durch eine eigene Bulle verkündigt wurde, um wo möglich noch früher die Zwietracht

zwischen den deutschen Fürsten zu beseitigen, und die Anstrengung gegen die sich nun erhebenden Türken zu erhöhen. Von dieser Zeit an bis zum fünfjährigen Waffenstillstand mit den Türken kann man bemerken, daß Ferdinand und der Kaiser die politische Eintracht der deutschen Fürsten vor allen andern, ohne auf die Haltung des Concils in einer den Protestirenden unwillkommenen Art zu dringen, zu befördern suchten.

Die Fürstenparteyung im Reich auf dem Grunde der getrennten Lehre war durch den Nürnberger Religionsfrieden nur sehr unvollkommen beschwichtigt worden, die Prozesse am Kammergericht, worin sich übrigens nur der Conflict zwischen dem consequenten Weitergreifen der einen, und dem eben so folgerechten Behaupten des Besitzstandes auf Seiten der andern ausdrückte, nährten die Erbitterung; die Gefahr des Religionskrieges konnte gerade durch das Concilium, nachdem die Protestirenden es förmlich ausgeschlagen, wie es sich auch nachher bewährte, geweckt werden. Mit dem Religionskriege konnte der übelbeschwichtigte französische Krieg in neuem Ausbruch sich verbinden, und selbst die politische Opposition im Reich war nicht definitiv zu Frieden gebracht. Dazu kam nun die erneute Gefahr von den Türken, die seit Ibraims Tode wieder feindseligere, auf Angriff gerichtete Politik Suleimans, von Seiten Ferdinands das Bestreben nach kraftvollerer Abwehr auf der Grundlage des Friedens mit Johannes, und des großen Bündnisses mit dem Papst, dem Kaiser und Venedig; endlich nach des Gegenkönigs Tode die dringende Nothwehr gegen neue Invasionen, und die wiederholten Unfälle der deutschen Waffen. — Aus dem allen erklärt sich hinreichend, warum Ferdinand einstimmig mit dem Kaiser aufs Neue die Nothwendigkeit einsah, nichts unversucht zu lassen, um eine vorläufige Annäherung in den Religionsfragen selbst durch Colloquien und Conferenzen wo möglich zu erreichen. Das Concilium sollte dadurch so viel nur immer thunlich dem Gegentheile annehmlicher werden, und sollte der Weg der Gewalt zur Durchführung der Beschlüsse desselben noch angewendet werden, so schien ein künftiger Augenblick bey neuem Waffenstillstand mit den Türken und besser befestigten Frieden mit den Franzosen günstiger dazu. Zum vorläufigen Verständigungs- und Vereinigungsversuche im Reiche, Frieden mit Johannes Zapolya und Ferdinand herzustellen, zur Feststellung der kirchlichen Verhältnisse in Ungern und in Böhmen, endlich auch die Vereinigung der Lutherischen vorzüglich zur Kirche zu bewirken (da im katholischen Deutschland aus Mangel an katholischen Priestern bereits über 1500 Curatstellen unbesetzt waren), kam im July 1538 Oleander, der Verfasser des Wormser-Edictes, als päpstlicher Legat nach

Deutschland, zum Theil nach dem Wunsche des Kaisers; an dessen günstigem Erfolg eben wegen des Wormser Edictes K. Ferdinand sehr zweifelte. Durch die zu sehr verzögernde Antwort, und durch die Sendung des Erzbischofs von Lund als Generalorator zur Förderung der Religionssache in Deutschland, der als Vertrauter des Papstes, da er zwölf Jahre in Rom zugebracht hatte, galt, wurden die Gemüther immer mehr gereizt, die Eifersucht zwischen dem schmalkaldischen und dem katholischen Gegenbund stieg immer höher, worauf sich die Protestirenden in dieser Stimmung zu Frankfurt versammelten, und bis 19. April 1539 zu einer neuen Feststellung des Religionsfriedens mit dem päpstlichen Orator und Gesandten des Königs Ferdinand vorläufige Unterhandlung pflogen, und zum endlichen Austrag einen Tag, 1. August 1534, nach Nürnberg für beyde Theile festsetzten. Die hier festgestellten vorläufigen, den Religionsfrieden erweiternden Vertragspuncte und ein Religionscolloquium gefielen in Rom nicht, von woher man dem Kaiser rieth, die Macht der katholischen Ligue zu verstärken. Während nun der Kaiser den Papst versichern ließ, daß er die Vertragspuncte des Frankfurter Convents nicht ratificiren werde, zeigten die wegen der Türkenhülfe zu Worms versammelten katholischen Stände nicht den nöthigen Eifer. Bey der schriftlichen Berathung des Landgrafen Philipp darüber rieth dieser standhaft auf einen vollkommenen Religionsfrieden, welchen der Kaiser im Einverständnisse mit dem König Ferdinand geben solle. In der vertraulichen Verhandlung mit dem kaiserl. Orator Wessalius berührte zwar Philipp in der friedlichen Erklärung die eigentlich trennenden Dogmen (mit Ausnahme des Artikels vom Papste) nicht; doch leuchtete aus allen seinen Aeußerungen eine ziemlich kriegerische Stimmung durch und ein Mißtrauen gegen die Absichten des Kaisers, nur daß man protestantischer Seits sich ruhig halten, und selbst mit dem Kaiser vereinigen wollte, wenn er auch das katholische Deutschland in den angegebenen Punkten reformirte: »so man sähe, daß Ihrer Majestät gern die Güte und die Wahrheit suchten, und man zu solchem freundlichen Gespräche käme, ist sich viel Gutes zu verhoffen, so es aber allein die Meinung haben sollte, wie uns dieser Part furgemalet wird, daß Sr. Majestät viel Volks versammeln wollte und sagen: Das sollt ihr thun, wo nit: compelle eos intrare! — wird es warlich nicht gut werden; auch eher viel Leut ihr Laib, Gut und Blut darum lassen, so stehet der Sieg bey Gott; er gibt ihn dem, der ihm gefällt!« Nachdem auf die Aeußerungen des K. Franz und des K. Ferdinand, ja selbst der Cardinäle das Concilium abermals, Bulle 31. May 1540, prorogirt worden war, ward Alexander Farnese, Neffe des Papstes,

an die Höfe von Paris und Brüssel gesendet, um zwischen Kaiser und König einen definitiven Frieden zu negoziren auf die Basis einer Doppelheirat, des Herzogs von Orleans mit der Tochter oder Nichte des Kaisers, und des Kaisers mit der Tochter des Königs Franz, und mit der Investitur des Herzogs von Orleans in Mailand, dessen Abtretung zur Erhaltung des der ganzen Christenheit so höchst nothwendigen Friedens nothwendig sey; welche Basis natürlich mehr für Frankreich, als für den Kaiser günstig war. Auch K. Ferdinand war damals nach Niederland gekommen, und drang beym Kaiser auf eine Reichsversammlung in Speyer und auf ein Colloquium zwischen beyden Theilen zum Verständniß in der Religionsstreitigkeit; worein der Kaiser willigte. Ferdinand hielt die äußere Zufriedenstellung der Protestanten für unerläßlich für das künftige Concil, noch mehr aber für die dringendste Reichshülfe gegen die Türken in Ungern, deren Herrschaft seit dem Tode des Johannes durch unmittelbare Besitznahme von Ofen sich noch mehr befestigte, und die Verträge mit dem verstorbenen Gegenkönig ohne Erfüllung blieben. Es war ohne Zweifel so die feste Absicht der Monarchen, daß sie nur dann erst dem Concilium den nöthigen Nachdruck zu geben im Stande seyn würden, wenn sowohl gegen die Türken, als gegen die Franzosen und andern Nebenfeinde eine möglichst vortheilhafte und feste Grundlage des Friedens behauptet sey. Vergeblich waren die Gegenvorstellungen des wegen des Mißlingens seiner Sendung höchst betrübten Legaten, daß der Papst ein Colloquium mit den Protestanten verabscheue. Bey seiner Rückkunft in Rom, April 1540, rieth er der Curie, um vom Kaiser in Deutschland unabhängige Anhänger zu haben, aus eigener Bewegung mehrere deutsche Cardinäle zu creiren. Der Reichstag wurde auf Trinitatis 1540 nach Speyer ausgeschrieben, wegen einer pestartigen Krankheit aber zu Hagenau gehalten, und die zu Augsburg verlassene Handlung vorläufig wieder vorgenommen und beschlossen, daß in zwey Monaten ein Gespräch Statt finden solle. Ferdinand fand aber hier bey seinen Vettern, den Bayerherzogen und bey vielen andern eben nicht sehr großen Willen oder Verlangen, daß hier irgend ein guter Frieden oder Einigung gemacht werde, oder etwas anderes zu thun, als Krieg gegen die Verirrten zu beschließen, was jedoch nach seiner Meinung weder für die Sache Gottes gut, noch für den Kaiser und das Wohl des Reiches dienlich seyn würde, und welchen er nach allen Vermögen vermeiden wolle. Das Colloquium kam dann zu Worms im Dez. 1540 zu Stande. Die Verhandlungen jedoch, auf Befehl des Kaisers unterbrochen, dauerten nur bis 18. Jänner 1541. — Gründliche und friedliche Erörterungen, im bessern Geiste der Nation begründet, mußten

als das beste Mittel erscheinen, die Annäherung zu befördern, und selbst das Concilium fruchtbarer zu machen. Die Oeffentlichkeit aber mochte wohl diesem Zwecke nur nachtheilig seyn. In gelehrten Disputationen, in welchen man um die Palme des Rechtbehaltens ringt, offenbart sich nur, vermehrt sich vielleicht die schon vorhandene Zwietracht. Friedliche Conferenzen, wie die vor zehn Jahren zu Augsburg gehaltenen, konnten immer einigen Erfolg haben, mit reifer Vorbereitung von Seiten der Katholiken selbst, mit Geneigtheit, durch möglichste Verträglichkeit und leidenschaftloses Verfahren, und auch durch Nachgiebigkeit im Unwesentlichen eine der Glaubenserkenntniß günstige Gemüthsstimmung zu erlangen, in Verbindung mit ernstem Bemühen, den Hauptpunkt des Streites in sein volles Licht zu setzen, — konnte vielleicht unter unmittelbarer Theilnahme päpstlicher und dann auch kaiserlicher und königlicher Commissarien, auch damals noch mehreres und wesentlicheres, als zu Augsburg geschehen, gewonnen werden. Indeß konnte es auch jetzt nur nachtheilig seyn, daß diese Colloquien eine reichstagsmäßige und gleichsam staatsrechtliche Oeffentlichkeit erhielten, wodurch das Interesse der Parteyen und die von den Fürsten genommene Stellung eigenthümliche Hindernisse unbefangener Verständigung in den reinen Religionsfragen herbeyführten. Uebrigens hatte die Gesinnung bey den Protestanten in den vergangenen zehn Jahren noch sehr an Entschiedenheit gewonnen, so daß sie nur zu einer solchen Vergleichung geneigt waren, bey welcher ihnen die großen Verneinungen, welche den Grund der Sache ausmachten, und einige unbedingte Forderungen vorhinein gelassen, und also an der vorhandenen Entzweyung nichts wesentliches geändert werde. Ein ungünstiges Anzeichen für Verständigung lag schon darin, daß sie sich einer Vergleichung über einige Artikel zu Augsburg nicht erinnern wollten, und daß Landgraf Philipp z. B. äußerte, daß sie ihren Glauben seit dem Augsburger Reichstag jetzt besser verständen und weniger nachgeben würden.

Der Kaiser verlegte das Wormser Colloquium nach Regensburg, wohin er unfehlbar kommen wollte. Das Colloquium wurde dann auch aus Theologen, welche die Erörterungen führen (nämlich Pflug, Eck, Gropper, Melanchton, Bucer und Pistorius); Präsidenten, welche das Gehässige entfernt halten, Granvella und Pfalzgraf Friedrich, und Auditoren als Zuhörer und Zeugen, am 25. April 1541, zu Regensburg eröffnet, beschickt päpstlicher Seits vom Senator und Cardinal, dem ausgezeichneten Geschichtschreiber Contarino und eine vom Theologen Gropper auf des Kaisers Befehl (aber von Luther, Melanchton und Jonas im voraus schon verworfene) und in einem

solchen Geiste verfaßte Schrift, in welcher man jetzt auf dem Reichstage eine Verständigung zu vermitteln suchte, den Conferenzen zum Grunde gelegt. Das Resultat war, daß das vom Kaiser zur Grundlage bestimmte Buch, von den Colloquutoren von beyden Seiten mit Zusätzen versehen, dem Kaiser mit einer Namens der Colloquutoren gestellten und getrennten Schrift der Protestirenden überreicht wurde, woraus die Vergleichung, so wie sie Statt gefunden, und die wesentliche Trennung, welche übrig blieb, zu ersehen war. Der Churfürst Johann machte den Versuch, durch eine eigene Gesandtschaft Luthern zur Vereinigung zu stimmen. Jedoch er antwortete: »Es stehe in des Kaisers Vermögen nicht, mit den Protestirenden zu vertragen, weil es dem Gegentheil kein Ernst sey mit Gott und der Wahrheit (nämlich mit Luthers Sätzen) vertragen zu werden, sie wollten nur dem Kaiser eine Nase drehen.« Auch dem Legaten Contarini wurde das Resultat mitgetheilt, der sich jedoch überall die Zustimmung des Papstes vorbehielt. Er zeigte aber auf diesem wichtigen Reichstage ganz eine, seinem hohen Geiste, großen Gelehrsamkeit und edlem Charakter vollkommen würdige und glänzende Haltung. Nach Rom schrieb er 24. May 1541: »Kein besseres Mittel werde es gegen die Irrlehren geben, als Deutschland zu versehen mit Bischöfen, Predigern und Lehrern von wahrer Gelehrsamkeit und reinem Eifer, welche mit Worten und mit Werken lehrten, und welche denselben Ernst anwendeten, die Völker in der Wahrheit zu unterrichten, als den die Neuerer brauchten, den Irrthum einzuprägen. Hinsichtlich der Unterweisung der Jugend in Wissenschaften und Zucht sähe man ja doch, daß die Protestanten nichts unterlassen, sondern alles aufbieten, um in ihren Gymnasien gelehrte und berühmte Männer zu haben, durch deren Ruf die deutsche Jugend und besonders der deutsche Adel hingezogen werden zu ihren Gymnasien, woselbst sie zugleich mit der Wissenschaft auch die protestantische Lehre einsaugen, und selbst damit angesteckt, selbe nachher durch alle Theile Deutschlands auch andern mittheilen.« Durch solche durchgreifende, wahre Aeußerungen, lichtvolle Gedanken und edle Gefühle zeichnet sich seine Ermahnung an die Bischöfe und katholischen Reichsstände für zweckmäßige Reformen vorzüglich aus. — Wie man den beabsichtigten Zweck durch das Colloquium nicht erreicht sah, so wandte sich die Gesinnung auf Verstärkung der katholischen Ligue und auf das Concilium. Die heftigere Partey der Katholiken begehrte Krieg, den der Papst mit Geld zu unterstützen sich bereit erklärte, — durchaus abgeneigt einer theilweisen Toleranz in der Reichsreligion, weil der Glaube ein untheilbares Ganzes bilde. In Rom liebte man eine Proklamirung der Religion als

Reichsgesetz, wenn es nicht rein und ganz das kirchliche Dogma war, in keiner Weise. Bis jetzt war das Edict von Worms und Augsburg den Worten nach Reichsgesetz, und der Nürnberger Religionsfriede war eigentlich nur eine zugestandene Suspendirung der Wirkungen des Gesetzes bis zum Concil. Jetzt sollte im Reichsgesetze selbst eine Toleranz ausgesprochen werden, wenn auch nur theilweise, und auch nur bis zum Concil. Ein solches Interim liebte man in Rom nicht und konnte es nicht lieben, so lange man die politische Gesetzgebung sich nicht in ihrer wesentlichen Natur von den christlichen Geheimnissen trennbar dachte. Der Receß sagte nun, daß die vier verglichenen Artikel bestehen, darüber aber von den Protestirenden nichts geschrieben werden solle, — bis zum allgemeinen Concil oder zu einem Nationalconcil, oder zum nächsten in achtzehn Monaten wieder zu haltenden Reichstage. Das Edict von Augsburg bestehe fort, aber mit Suspendirung aller Prozesse in Religionssachen während der angegebenen Zeit. Die Protestanten wollten jedoch die Annahme der verglichenen Artikel nur mit verschiedenen Beschränkungen; sie erklärten sich gegen die vom Legaten gemachte Reformation der Bischöfe, wiederholten ihre Protestation gegen ein Concil, worin der Papst und die ihm Anhangenden Autorität hätten, und suchten die Gründe des Legaten gegen ein Nationalconcilium zu entkräften.— In der Verhandlung des Papstes mit dem Kaiser in Lucca war für die katholische Ligue, welche in Regensburg war erneuert worden (in Ausdrücken, die noch bestimmter als vorher den Zweck des Bündnisses auf Defension beschränkten), bestimmt worden, daß der Papst den vierten Theil der Kosten übernehmen sollte, die andern Theile aber Karl und Ferdinand. Gleich darauf erneuerten sich die Feindseligkeiten zwischen Kaiser und König Franz, wogegen alle Vorstellungen von Seite des Papstes fruchtlos waren; weil der König von Mailand nicht lassen wollte. Zum neuen Reichstag nach Speyer sendete der Papst den Moronus, zu welchem der K. Ferdinand Beschwerde führte über den K. von Frankreich, als welcher die Protestanten begünstige, die Türken anstifte, sich an Bischöfen vergreife; und während Oesterreich kaum einen oder den andern Cardinalshut vom Papste erlangen könne, habe Frankreich so viele Cardinäle, daß im Fall der Erledigung des päpstlichen Suhles die größte Gefahr sey, daß ein französischer Papst erwählt werde zum Verderben für die ganze Christenheit. Es soll endlich das Concil in Deutschland selbst nach dem Wunsche der Nation gehalten werden. — Der Reichstag zu Speyer wurde mit Februar 1542 begonnen. Indeß hatte der K. Franz, taub gegen die Ermahnungen des Papstes, gegen das Geschrey der christlichen Welt, wie man wohl sagen

darf, den Krieg aufs Neue begonnen, und durch seinen Gesandten, Anton Polinus, den Soleiman zu neuen Angriffen bewegen lassen. Seine Klage über des Königs Benehmen und über die ungerechte Partenlichkeit des Papstes in Rom, »wo man Brot um Neutralität esse« (nach des Papstes eigener Aeußerung), gab der Kaiser selbst Oeffentlichkeit, p. 316—393. Hinsichtlich besonderer characteristischer Einzelnheiten in Beziehung auf den so verderblichen Wiederausbruch der Feindseligkeiten von Seiten Frankreichs und der Einwirkung Ferdinands auf die Zeitbegebenheiten erhellt aus der vertraulichen Correspondenz K. Ferdinands mit Maria seiner Schwester: »Daß K. Ferdinand den größten Schmerz fühlte, daß der König von Frankreich die Aussicht auf Verwandlung des Waffenstillstandes in dauernden Frieden stets vereitle, durch Insolenz und Practiken Deutschland verwirre, und den Heereszug gegen die Türken stets verhindere; wie er jedoch von ihm nichts anders je erwarte, und daß derselbe immer darin verharren werde, so lange und so viel Böses zu thun, als er kann; daß Ferdinand das Anerbieten und die Ausführung einer Heirat der ältesten Tochter des Kaisers mit Abtretung Flanderns für den Sohn des Königs für die gänzliche Zerstörung und den Ruin der Häuser Oesterreich und Burgund, für die äußerste Gefahr der Person des Kaisers und des Prinzen seines Sohnes, und für die gänzliche Erhaltung Frankreichs angesehen habe; daß die Königin Maria immer ein scharfes Auge auf Frankreich gehalten auf das, was von dorther jederzeit zu befürchten; daß K. Franz lange schon den Krieg wirklich begonnen hätte, wenn es ihm nicht an Geld fehlte, daß ihn und seine Angelegenheiten die Maitresse, Demoiselle d'Estamse, beherrschte; daß der König selbst gesagt habe, wie er den neuen Reichstag durch die in beyden Religionsparteyen genährte Furcht vor einander verwirren wolle, p. 393—402. In der geheimen Zusammenkunft des kaiserlichen Abgeordneten zu Speyer, Naves, mit dem französischen Kanzler und Botschafter zu Speyer, Alanzon, zu Bar, im Juny 1540, und in ihren Unterhandlungen des Friedens, kam auch zur Sprache das Projekt der Protestirenden, welches eigentlich vom Landgrafen Philipp herrührte, zur Herstellung eines politischen Gleichgewichts in Italien, nämlich, daß Frankreich mit dem Kaiser und Reich gemeinschaftlich Italien mit dem Kirchenstaate erobern, daß Frankreich, Mailand und Piemont, der Kaiser aber Neapel und den ganzen Kirchenstaat in Besitz nehme, den H. v. Savoyen in Spanien zufrieden stellen, dem Papste aber ziemlichen Unterhalt geben, und Florenz und andere Städte wieder zu ihren Freyheiten als Reichsstädte erheben solle; daß in Sachen des Glaubens Vergleichung gemacht werden müsse,

weil man ohne Vergleichung der Religion nichts gegen die Türken ausrichte, und ohne Stürzung des Papstes zu seinem vorigen Stand die Häupter, Kaiser und Frankreich, nicht eins bleiben könnten, weil sie der Papst selbst uneins mache (gewiß ein unbilliges Urtheil zu einer Zeit, wo Paul III. seine Bemühungen für Frieden so unermüdet erneuerte!). Als Gründe zur Annahme und Ausführung dieses Projectes gab man an, es sey zu fürchten, daß wenn man sich in den achtzehn Monaten nach dem Rezeß von Regensburg nicht über die Religion vereinige, das übrige Deutschland die neue Religion und die zu Regensburg disputirten Artikel annehme, wie Worms, Speyer, Metz und andere Städte schon begonnen; — daß die Protestirenden sich überhaupt dann mit Frankreich verbinden, den Papst, den sie mehr haßten, als den Türken vertreiben, und daß der König von Frankreich alsdann ganz Italien behalten möchte. Die Churfürsten Pfalz, Brandenburg, Cöln, dann Würtemberg, Lüneburg, Sachsen, Moriz, Georg von Brandenburg, der Landgraf und mehrere würden Amen sagen zur Erroberung Italiens, und eben so alle Städte; — dann blieben übrig Mainz, Bayern und einige andere; diese würden nicht viel nützen.« — Verhandlungen und Anstalten von des Kaisers Seite zum wirklichen Feldzug gegen Frankreich. Der König führt den Krieg in den Niederlanden theils unmittelbar, theils durch den Herzog von Cleve; wo die Königin Maria bey den wirklichen Angriffen einen starken, männlichen Geist an den Tag legte, p. 402 — 414.

Sechster Abschnitt: Innere Verwaltung Böhmens, p. 417 — 538 (kleine Schrift). Die großen Angelegenheiten des Reiches, der Kampf um Ungern, die Anstrengungen des Krieges wider die Türken und Franzosen hielten Ferdinand nicht ab, sich mit vielem Ernste den böhmischen Geschäften zu widmen. Recht und Frieden, überall der nächste Gegenstand der königlichen Fürsorge, mußten es um so mehr in Böhmen seyn, weil in Folge der hussitischen und utraquistischen Unruhen für inneren Zwist der Parteyen eine um so größere Empfänglichkeit vorhanden, und bey der schwachen Regierung der letzten Könige das bürgerliche Recht und der Landfrieden nicht strenge gehandhabt worden waren. Als Ferdinand den Thron bestieg, war daher die Lage in Böhmen so, daß zwar Institutionen und Männer für größere Befestigung und Aufrechthaltung der Ordnung nicht fehlten; doch aber eine kräftige Hand erfordert wurde, um die noch vorhandenen Parteyungen in das Geleise rechtlicher Ausgleichung zu nöthigen; um die Keime eines geordneten Rechtszustandes zur volleren Entwicklung zu bringen, und friedliche Ordnung zu handhaben; — so wie andererseits das öffentliche Einkommen sicher zu stellen.

Alles dieses ließ König Ferdinand sich auf das ernstlichste angelegen seyn.

Schon seit geraumer Zeit waren in Böhmen zwey verschiedene Gesetzbücher, das Landrecht und Stadtrecht, gesammelt und im gesetzlichen Ansehen; neben den landesthümlichen Gewohnheiten hatte sich auch hier römisches Recht, besonders aber magdeburgisches Stadtrecht ausgebreitet. Die Justiz wurde von den Großen, die das Landrecht besetzt, mehrfach im oligarchischen Sinne zur größten Bedrückung der Geringen ausgeübt. Diesen willkürlichen und widerstrebenden Sinn der Großen, namentlich Löws von Rosenberg, wollte K. Ferdinand durch strengeres Handhaben der gleichen Gerechtigkeit für Arm und Reich strenge zügeln. Vom Jahre 1529 bis 1530 hielt er auf dem Landtage in Prag unter persönlichem Vorsitz durch zwey Monate die königliche Rechtspflege bis zur Entscheidung jeder Privatrechtssache, so daß sein Ansehen und seine Liebe beym Volke ungemein stieg, und er einige Große dahin brachte, ihre Entlassung freywillig und gezwungen zu nehmen. Der König selbst konnte durch einen Prokurator bey dem Landrechte belangt werden; und nicht selten kam Entscheidung zwischen dem Fiskus und einzelnen Parteyen vor. Auch an das eigene Gericht des Königs konnte appellirt werden, welche Appellationsverhandlungen in der Instruction, Augsburg 20. Jänner 1548, näher vorgeschrieben worden waren. Ein Hauptaugenmerk Ferdinands bildete die Behauptung des Landfriedens gegen den Unfug der gewaltthätigen Fehdereiterey und Wegelagerey, so daß das Reich Böhmen, Schlesien und Oberlausitz niemals beruhigter, die Straßen gesicherter gewesen waren, und daß sich die Reichsfürsten und Kaufleute dort überall sicherer geleitet zu seyn achteten, als im deutschen Reiche selbst. Auch die langwierigen Streitigkeiten zwischen Land und Städten in mehreren Theilen, zwischen Ritterschaft des egerschen Kreises und der Stadt Eger, in der Ober- und Niederlausitz, in den Fürstenthümern Schweidnitz, Jauer, zwischen den Herrn und der Ritterschaft des breslauischen, neumarkischen und nauplischen Kreises gegen die Stadthauptmannschaft zu Breslau entschied und beendigte K. Ferdinand, mit der bemerkenswerthen Sorgfalt, das königliche Obergericht in Schlesien nicht zum Nachtheil der Landrechte eintreten zu lassen, p. 417—433. Das Amt eines Schiedsrichters und Friedensstifters hatte Ferdinand gleich im Anfange seiner Regierung in der Prager Bürgerschaft zu üben, welche durch einen Privatstreit von theils politischer, theils religiöser Natur getheilt war. Der Religionszustand in Böhmen beruhte theils auf den Folgen des früheren hussitischen, durch die Basler Compactaten nicht durchaus und völlig geheilten Schismas,

nach welchen die beyden Riten sub una und sub utraque neben einander gesetzlich bestanden, und getrennte Kirchenverwaltungen hatten, jedoch dadurch in einen ungeregelten und unbestimmten Zustand gekommen waren, indem die Anhänger des Ritus sub utraque ungetrennt von Rom zu seyn behaupteten, und sich dabey auf jene Compactaten beriefen, Rom aber seit lange schon jene Compactaten nicht mehr als gültig anerkannte. Außerdem waren einzelne Reste früherer Secten (Pikarditen und Waldenser vorzüglich), welche als Fortsetzung mystischer Schwärmereyen des Mittelalters angesehen werden konnten, in Böhmen. Als nun die deutsche Kirchentrennung zum Ausbruche kam, und Böhmen von allen Seiten umwogte, fand die neue Lehre auch in Böhmen und in den dazu gehörigen Ländern zahlreiche Anhänger; zum Theil auch bildeten sich unter dieser Anregung ganz eigenthümliche Gestaltungen neuer Religionslehren aus. Mit den Utraquisten hatte Luther den äußeren Gebrauch des Kelchs gemein; welche rituelle Uebereinstimmung gleich Anfangs die Versuche veranlaßte, die Utraquisten in die Bewegung Luthers hineinzuziehen, was theilweise gelang, bald aber auch sehr kraftvollen Widerstand von Seiten der utraquistischen Rechtgläubigkeit, insbesondere in Prag selbst fand, bis K. Ferdinand bis zum Jahre 1531 alles, mit großer Strenge Gericht übend, beruhigte. — Von p. 435—455 werden alle diese religiös politischen Vorgänge vom J. 1446 bis 1531 nach den geringsten Details (größtentheils aus den Nachrichten Bartosch's) erzählt. — Die Denkart und die Ansichten, nach welchen K. Ferdinand sowohl in Böhmen als auch in seinen übrigen Ländern und Verhältnissen die Religionsangelegenheit behandelte, sind in seiner Antwort auf das äußerst freymüthige Schreiben des Jaroslaus von Pernstein 1539 auf das Bestimmteste ausgesprochen: »Hinsicht der Religion und des Glaubens wollte und wolle er nichts anders als die Ehre Gottes im Auge behalten; und im Königreiche Böhmen und im Markgrafenthum Mähren habe Niemand des Glaubens sub utraque wegen etwas von ihm erlitten, oder habe er etwas dawider unternommen. Die in diesem Glauben gebornen und erzogenen Böhmen schätze er nicht geringer als jene sub una, und er hegte und hege sie an seinem Hofe, halte sie aller Ehren in ihrem Vaterlande würdig, und habe noch nie einen Unterschied zwischen den Männern der einen und der andern Uebung gemacht. Andere Secten aber, wie die in Mähren, welche weder etwas von Gott noch von Sakramenten, noch der Auferstehung glauben, oder, daß Jeder nach Willkür glaube und lebe, könne er nicht dulden und gestatten. Da er aber als römischer König und Erzherzog von Oesterreich auch Andern verpflichtet sey, und ihnen

auch im Gegenstande der Religion und des Glaubens genügen müsse: so habe er Verordnung erlassen, daß in allen andern Provinzen und Herrschaften, oder an seinem Hofe, im Glauben nicht geneuert werden sollte; und obwohl er sey angegangen worden, in seinen Landen etwas in Betreff des Glaubens zu verordnen, so wollte er (ferne von einer Billigung der Mißbräuche, aber auch von Aenderungen nicht im Sinne und in Uebereinstimmung mit der Kirche) dieß nicht thun ohne Concilium. Und wenn seine eigenen Kinder oder sein Bruder (was Gott verhüte!) in Irrthum fielen, und vom rechten Glauben abwichen: so würde er solches verabscheuen; weil Christus sage: wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth!« — In Gemäßheit dieser Gesinnung war K. Ferdinand in Ansehung der Utraquisten in der Hauptsache, den Gebrauch des Kelchs nämlich betreffend, auf demselben Wege, den auch seine nächsten katholischen Vorgänger beobachtet hatten, nur daß die Frage dadurch eine um so größere Wichtigkeit erhielt, weil sie nicht mehr bloß in Bezug auf Böhmen, sondern in Bezug auf die Möglichkeit einer Uebereinkunft mit den deutschen Protestirenden zur Entscheidung kommen mußte. So gegen die Utraquisten mit Strenge und Sorgfalt katholisch, war der Wunsch, die Religionsfreyheit in Böhmen auf der Grundlage der Compactaten durch Zulassung des Kelches zu befestigen, ein Gegenstand seines bleibenden Bestrebens, welches in der damaligen Lage nur durch das Concilium erreicht werden konnte, so daß dieses Ziel auch die religiöse Befriedigung Böhmens in sich faßte. Diesen Gesinnungen gemäß bezeigte er auch seinen reinen Eifer für die Erhaltung der Kircheneinheit in den böhmischen Ländern durch seine vielfachen Edicte gegen die lutherischen Neuerungen, p. 455—469. Außer der Hinneigung in Böhmen und noch mehr in Schlesien zur deutschen Kirchentrennung in der Form der wittenbergischen Orthodoxie gab es mehrere getrennt Lehrende, welche nicht im objectiv festgehaltenen Dogma sowohl, als in subjectiver Glaubensanschauung und Glaubensgefühl die Wahrheit des Christenthums zu erreichen vorgaben. Aus dieser Richtung gehört sowohl die wichtigere Erscheinung Caspars von Schwenkfeld, eines Schlesiers aus der Gegend von Lüben und Rath des Herzogs von Liegnitz, welcher in einem sogenannten geistigen Verständniß eine dritte Partey zwischen dem Papst und Luther zu begründen suchte (p. 464—473), als die Secte der Wiedertäufer und die fortdauernde Secte der Pikarditen der Epoche Ferdinands an. Gegen Schwenkfeld und dessen sogenannt rein geistiges Verständniß schrieb Faber, nachher Bischof zu Wien, und stellte die eigenthümliche mit Allmacht wirksame und die Natur beherrschende Macht des Wortes entgegen.

Er predigte zugleich auch gegen die Wiedertäufer in Mähren, welche in regelloser Schwärmerey die Auflösung aller bestehenden Regierungen proclamirten, und ein afterchristliches Pöbelregiment im Sinne führten, und sie, wie die Pikarditen, im Verein mit K. Ferdinand und den Herzog Friedrich von Liegnitz hartnäckig zu unterdrücken strebte, p. 443—479.— Besondere staatsrechtliche Verhältnisse Schlesiens, und Streit mit den böhmischen Ständen wegen der Privilegien Königs Wladislaus 1448, und persönliche Gerichtssitzung Ferdinands zu Breslau im J. 1546, p. 479—484.— Verhältniß von Schweidnitz und Jauer, und Ansprüche und Pfandrecht des Markgrafen Georg von Brandenburg über Oppeln und Ratibor, und Ablösung desselben, p. 484—495. Pfandweise Statthalterschaft des H. v. Liegnitz über Glogau, und Ablösung derselben.— Erbvertrag der Herzoge von Liegnitz und Brandenburg; Streit darüber mit den böhmischen Ständen und Cassirung jenes Erbvertrags durch den K. Ferdinand, p. 494—497.— Hinsichtlich der Finanzen war es Ferdinands erste Maßregel, eine Kammer zur Verwaltung des königlichen Einkommens zu errichten; wozu eine eigene Kammerordnung gegeben, und der Kammer zur ersten Sorge und Pflicht war gemacht worden die Bezahlung der alten Schulden. Die Besoldung wurde vorzüglich im baren Gelde rectifizirt, auch Anleihungen bey Privatpersonen als Anticipationen auf Steuern oder auf den Ertrag der Krongüter und der Bergwerke gemacht, und des großen Geldbedürfnisses ungeachtet und des oft hülflosen Zustandes der Kammer die Rechte, Interessen, Verbindlichkeiten der Krone geschont und beobachtet. Jede neue Belastung der Domainen, welche Ferdinand möglichst schonte, erforderte, wie es scheint, die Zustimmung der Stände. Ungern nur entschloß sich Ferdinand jedesmal zur Verpfändung geistlicher Güter. Die Pönfälle, das Einziehen dem Staate verfallener Güter wurde strenge empfohlen, mehrere Staatsgüter zur Schuldentilgung verkauft, alle Geldverlegenheiten jedoch führten nie zu einer Totalverschleuderung des Staatsguts oder der königlichen Rechte, daß Ferdinand im Gegentheil auch bedacht war, aller Kriegsausgaben ungeachtet, die Staatsmacht auch durch Ankauf zu befestigen; und überall zeigte er die sorgfältigste Wachsamkeit, daß die Rechte des Fiskus nicht durch Saumseligkeit geschmälert wurden, p. 497—509. Auf den Reichthum des Landes in Bergwerken richtete K. Ferdinand eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Gleich mit seinem Regierungsantritte, Linz 25. März 1527, ordnete er eine allgemeine Commission zur Visitation aller Landesbergwerke, zu der bessern Erhebung ab, gab vorläufige Bergwerksordnung, Linz 24. April 1530, und machte wichtige Berg-

werksvergleichung mit den Ständen auf dem Landtage in der Fasten 1534, daß kein Grundherr der Gewinnung von Gold, Silber und andern Metallen hinderlich, und Holz zu den Gruben und Schachten umsonst, und sonst um ein ziemliches Geld dazu erlassen solle. Mit den wichtigen böhmischen Joachimsthaler Bergwerken, die schon seit dem Jahre 1439 in Besitz und in Verwaltung der Grafen von Schlick waren, und deren energischer Geist dort einige Ordnungen und Rechte eingeführt und hergehalten, pflog Ferdinand hinsichtlich des Silberverkaufs und der Münzung wichtige Unterhandlungen, bis durch den Prozeß des Grafen Hieronymus Schlick in Folge öffentlichen Rechtsausspruches diese Joachimsthaler Bergwerke vom 14. Aug. 1547 ganz in königliche Verwaltung gekommen sind. Deßgleichen that Ferdinand alles, um wieder in Flor zu bringen die Bergwerke zu Kuttenberg vom 29. März 1527, an deren Erzeugnissen und Verschleiß, nach den Augsburger Kaufleuten, auch die Handelshäuser in Nürnberg, Ebner, Dichtl, Baumgartner und der H. Ernst von Paßau den thätigsten Antheil hatten. Auch die andern Landesbergwerke auf Gold zu Eul, Karlsberg, Mißl, woran die Augsburger Kucklinger und Scholz durch Verschleiß, Maschinen und Schmelzkunst Antheil hatten, die Bergwerke auf den Gründen der Stifte Töpl und Plaß, die Bergantheile der Gewerken zu Budweis, die des Bohuslaus von Hassenstein auf Steinkohlen, die der Gewerken auf den Zinnbergwerken zu Schlackenwald und Schönfeld, die der Herrschaften Gargenstein und Rabenstein in Mähren, zu Deblin bey Brünn, und alle Bergwerke in Schlesien ermuthigte Ferdinand durch Begnadungen, Fristungen, Sendung tüchtiger Schmelzmeister, durch Privilegien an ausländische Gewerken auf Maschinen und vorzügliche bergmännische Geschicklichkeit, wie an die Grafen von Stolberg für ihre neu erfundenen Wasserkünste zur Erhebung der ersoffenen und wassernöthigen Zechen und Bergwerke, durch Verbote aller Gold-, Silber- und Zinnausfuhr, durch allgemeine Bergwerksfreyheit an die mährischen Stände im J. 1562, p. 509—521. Eben so sorgfältig lag es Ferdinanden an, eine ordentliche Münze in ganz Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz in Umlauf zu bringen und zu erhalten; daher seine Anordnungen in Hinsicht der Münzen zu Prag, Breslau, und der Verruf der Münze des Herzogs von Liegnitz, und die Privilegien an die Herren von Rosenberg, Herren zu Krumau, zu eigenen Münzgattungen, 8. Juny 1532. Den Handel betreffend regulirte Ferdinand das Umgeld in Thein zu Prag (wohin ehevor nach K. Karls IV. alter Ordnung alle Waaren zuerst gebracht und verzollt werden mußten, dann erst ins ganze Land verführt und verkauft werden durften).

Mit Vertheilung dieser Umgeldszahlung in alle Städte, wo die Waarenniederlagen wären; die bisherigen Zollbefreyungen der von Nürnberg und Pilsen, durch Aufhebung dieser Freyheit und durch die Besteuerung des fremden Kaufmanns in Schlesien, den Viehzoll in Böhmen und in Schlesien, den Handel mit Färberröthe (Waid) der Stadt Görlitz aus Thüringen her nach Schlesien und Mähren, durch wiederholte Mandate zur Beschützung der Straßen, besonders an jene, die deßwegen Zoll und Mauth nehmen, durch Verbot des Getreideausfuhrs, besonders aus der Lausitz, und des Salniters nach Nürnberg; durch Abstellung aller Ungebührlichkeit und Betrügerey im Handel und Wandel; durch Projecte für den vordernbergerischen Eisenhandel aus Steyermark nach Mähren und Böhmen; durch Aufrichtung einer Salzkammer in Böhmen, durch die Befestigung des Salzhandels von Hallstadt und Gmunden bis Linz und Mauthhausen auf dem Wasser, dann bis Budweis auf der Achse, von da auf der Moldau nach Moldau, Thein und Prag, wozu der Wasserstrom der Moldau eigens geräumt worden war 1550, p. 521 — 528. Die zwischen Polen und Schlesien bestehenden Irrungen betreffen meist Befehdungen und Friedensstörungen durch gegenseitige Unterthanen, Klagen der Schlesier über Handelsbedrückung, und besonders die im Verlaufe der oft erneuerten Unterhandlungen polnischer Seits aus Zwangsmaßregel angeordnete Sperrung der Straßen. Wegen der obwaltenden Fehde der Berken und Mischken wurde zwischen den Abgeordneten K. Ferdinands und K. Sigmunds nach mehreren Verhandlungen endlich 1535 dahin sich verglichen, daß man beyderseits die Fehdepersonen, Feinde und Beschädiger, oder aber rechtspflichtige und widerspenstige Unterthanen des einen und des andern Landes nicht dulden, geleiten, noch weniger den Seinen gestatten wollte, Solchen Fürschub, Rath, Hülfe und Behausung zu thun, sondern das Recht wider sie verhelfen und ergehen lassen wolle.« Jedoch K. Sigismund besiegelte diesen Vergleich nicht, schritt zur Sperrung der Straßen und verbot den polnischen Unterthanen, mit ihren Kaufmannsgütern und Handthierungen Schlesien und Ungern zu berühren, noch persönlich durchzuziehen. Vergeblich waren dagegen die Beschwerden von Seite K. Ferdinands und die Ausgleichungsanträge auf den Tagen zu Petrikau und zu Glogau 1544 und 1545. Gegen die Schleichwege der Kaufleute von Krakau, welche ihre Güter nach Breslau schickten, und die alte Heerstraße über Görlitz und Oschitz rc. zur Umgehung der böhmischen Zölle verließen, ließ Ferdinand strenges Mandat ergehen 24. Sept. 1545; worauf auch die Breslauer vorschlugen, wie vortheilhaft ein unmittelbarer Verkehr von Breslau mit der Zips und den ungrischen Bergstädten seyn

würde, wenn die Straßen sicher wären. Ferdinand beförderte die Anstalten, die Stadt Glogau vor der jährlichen Ueberschwemmung durch den Oderstrom zu verwahren, wodurch die Straße aus Polen in die Lausitz und Böhmen oft unterbrochen wurde; und er befolgte ernstlich den Plan, die Oder in Schlesien schiffreich zu machen, und durch einen neuen Canal (auf der Schlauben) mit der Spree und fort mit der Havel und Elbe in Verbindung zu setzen, worüber auch zwischen ihm und den Churfürsten von Brandenburg zum Bau des Canals zu Frankfurt 1558 Verabredung getroffen worden war. Auf die Beschwerden der Breslauer Kaufleute und anderer wegen der Zollerhöhung im Sunde intervenirte Ferdinand noch im J. 1563, p. 528 — 535. — Das Interesse, welches K. Ferdinand während aller Unruhen und Geschäfte seiner bewegten Regierung an Baukunst, Gartenanlagen und Verschönerungen nahm, bewährte sich vorzugsweise bey den Bauten am Schlosse und Schloßgarten zu Prag, wozu er italienische Baumeister Capella, Giovanni de Spacio, Paullo della Stella, Tscherte aus Wien, den Dr. Vennius aus den Niederlanden, den Maler Meister Peter Verabitscha, und den Steinmetzmeister Bonifazio und den Orgelbaumeister Friedrich Pfannmüller von Amberg herbeyrufen, neapolitanische und genuesische Sämereyen kommen ließ. Teichmeister aus Böhmen schickte er nach Oesterreich zur Regulirung der dortigen Teiche. Besondere Brunst- und Forstordnung machte er bekannt, und für seine Söhne war er besorgt, einen böhmischen Hofnarren aufzubringen, p. 535 — 538.

Erste Beylage: Ueber Ungerns Inneres von dem Versuch zur Wiedereroberung Ofens bis zum Rückzuge des Suleiman, 1530, 1532. Die Verhandlungen zwischen den Abgeordneten Ferdinands und Johannes zu Wissegrad (Blintenburg) im Jänner 1531 und den daselbst geschlossenen Waffenstillstand. — Ferdinand möge nicht zu viel vertrauen auf die höchst ungewissen Hülfen oder allgemeinen Expeditionen christlicher Fürsten. Diese Hoffnung, sagte des Johannes Abgeordneter, hat uns seither verderbt, und in diesen beklagenswerthen Zustand gebracht. Die Pforte mißtraue Ferdinands Absichten, weil er zu gleicher Zeit nach Posen Gesandte geschickt habe und auch an die Pforte um Frieden und Stillstand. Durch den Angriff auf Ofen sey er gleichsam der schlafenden Natter auf den Schwanz getreten. Wäre Ofen genommen und von den Türken wieder erobert worden, so würden diese Gegenden nie wieder in die Hände der Christen gekommen seyn, denn eher würden die Türken alles zerstören, als zugeben, daß die Deutschen in Ungern herrschten. Vergeblich wurde auch dahin unterhandelt, daß beyde Theile

alles, was sie dermalen in Ungern besitzen, bis zur Entscheidung zu neutralen Händen stellen sollten. — Der verrätherische Anschlag zu Gran, die Festung gleich nach Ablauf des Stillstandes der Gegenparten zu übergeben. — Vermittlung eines einjährigen Waffenstillstandes zu Constantinopel und weitere Conferenzen zu Wissegrad im May 1531, Ungern betreffend. Als man darüber, daß das Königreich vereinigt und nur einem König unterworfen seyn solle, nicht gleich werden konnte, weil der Türke Ferdinanden keineswegs zu einem König von Ungern leiden noch dulden werde« —: so trug man auf getheilten Besitz an. Verhandlungen des König Ferdinand mit den ungrischen Abgeordneten zu Prag, die öffentlichen Angelegenheiten Ungerns betreffend, und Forderungen der Truppenverminderung daselbst, der Abschaffung schlechter Münze und der Errichtung einer eigenen Hofkammer. Herbersteins Sendung nach Polen und Verhandlungen zwischen ihm und den Abgeordneten des Johannes zu Krems im October 1531. Man hatte jetzt den Gedanken aufgegeben, durch eine Vermählung mit der Tochter Ferdinands die Sache des Johannes sicher zu stellen, und suchte das nämliche durch eine Vermählung mit einer Tochter des Königs von Polen zu erreichen. Vergebliche Bestimmung des Kaisers, den Zwist wegen dem ungrischen Thron auf einen Tag zu Paßau auszutragen. Vielfache Zusammenkünfte vieler Großen der Nation, nach Privatvortheilen wechselnde Anhänger der einen wie der andern Partey, um die Lage des Landes in einem von beyden Fürsten unabhängigen Sinn zu berathen: »daß, wenn keiner von beyden, Ferdinand und Johannes, gehörig gerüstet sey, sie zu vertheidigen, und dem Reiche Genüge zu leisten, sie sich nothgedrungen eines andern versehen, und dem Türken auf gewisse Bedingungen sich untergeben müßten. Alle Ungern würden zwar unter Ferdinand, als unter einem christlichen Fürsten, zu leben vorziehen, wenn sie offenbar eine genügende Vertheidigung sähen, sonst aber auf andere Mittel kommen müssen, um unter Johannes oder Gritti wenigstens einige Zeit in Ruhe zu leben. Die ungrischen Angelegenheiten neigen sich dahin, daß wenn Ungern nicht offenbare Defension der Christenheit bey Ferdinanden wahrnehme, die Ungern mit dem Türken zum Verderben der österreichischen und der andern christlichen Länder übereinstimmen, oder richtiger zu sagen, dessen immerwährende Sclaven seyn würden. Es sey bereits wahrlich höchste Zeit und Noth, da im Reiche Ungern alles in der größten Verwirrung, und von Faktionen, Mord und Raub voll ist.« — Seine eigene Ansicht, seine eigene Hoffnung drückte der K. Ferdinand selbst 1532 dahin aus: »daß wenn ich und der Kaiser mit guter und scheinbarer Wirksamkeit uns rüsten, um den Türken

Widerstand zu thun, alle Ungern sich auf unserer Seite vereinigen, und ich mein Königreich wieder erhalten werde, ohne erst große Hülfe von den andern Fürsten zu erwarten; wozu die Aussicht sehr geringe ist, zumal von denen, welche sich nennen der allerchristlichste, der Beschützer, und welche man mit Recht vielmehr Verderber der Christenheit nennen möchte wegen ihrer unredlichen Practiken.« Ungrische Gesandtschaft an den Reichstag zu Regensburg 1532, Bitte um kräftige Reichshülfe; freymüthige und nachdrückliche Beschwerden über ihre verhängnißvolle Lage; Schrift an den Kaiser selbst mit Darstellung, daß die Ansprüche Ferdinands auf Ungern das Reich zu größerer Anstrengung gegen die Türken nöthigen, und berichtigende Antwort des K. Ferdinand auf all dieses, p. 530—561.

Zweyte Beylage: Beschaffenheit der Türkenhülfe, p. 561—602. Hier werden die Anstrengungen K. Ferdinands, um im deutschen Reiche, in den österreichischen Erblanden, und in Böhmen mit den zugehörigen Ländern, während der ersten großen Heereszüge Suleimans wider Ungern und Oesterreich (J. 1526—1532) die nöthige Vertheidigungsmacht aufzubringen, und das Einzelne der deßhalb unermüdet fortgesetzten Verhandlungen mit ihren wirklichen Resultaten aus meist archivalischen Quellen, so viel es dem Verfasser thunlich war, zusammengestellt.

Dritte Beylage: Umtriebe des Herzogs Ulrich für Wiedererlangung Würtembergs bis zum Reichstage, p. 602—612. Vierte Beylage: Von dem Begriffe des kirchlichen Opfers. Weil es als integrirender Bestandtheil in die Geschichte K. Ferdinand I. und der Reformation wesentlich gehört, ausführlicher zu berichten, was geglaubt und was bestritten worden: so hat der Hr. Verf. den Begriff vom kirchlichen Opfer in einer eigenen Abhandlung umständlicher zu erörtern nothwendig erachtet; und daher die Idee des Opfers Christi, des Geheimnisses des Glaubens und des Grundes aller Religion, des gefallenen Menschengeschlechtes, mit der vollkommensten, sehr beredten, fein und scharf distinguirenden Gewandtheit eines katholischen Dogmatikers, nur oft zu mystisch und grüblerisch dargelegt, bis auf die mit diesem kirchlichen Opfer aufs wesentlichste und engste zusammenhängenden anderen Institute, p. 613—637.

Fünfte Beylage! Von dem Trennungsprincipe der Reformation und dessen heutiger Bedeutung, p. 637—659. In der Aufsuchung des eigentlichen trennenden Princips in der Reformation hat man von jeher verschiedene Gegensätze und Unterscheidungen bezeichnet. Man stellt äußere und innere Kirche, sichtbare und unsichtbare Kirche einander gegenüber; man sieht

auf der einen Seite Ueberlieferung, auf der andern die Schrift, auf der einen Glauben, auf der andern Forschen und Nachdenken; dort objectiv Gegebenes und Gemeinsames, hier Individuelles; auf der einen Seite Firirung, auf der andern Fortschritte, dort Autorität, hier Freyheit; dort Einheit, hier vielfache Entwicklung, dort monarchische, hier republikanische Form. Protestirender Seits begnügt man sich nur allzuleicht und oft mit der Entgegensetzung eines geläuterten Christenthums, der Worte Gottes gegen ein ungeläutertes, durch Menschensatzungen getrübtes; ohne klar zu machen, worin und worin nicht diese Trübung bestehe. Materieller Seits betreffen die Streitfragen die Lehre von dem Verhältniß des Einzelnen zur Erlösung (nämlich die Fragen von der Rechtfertigung, vom Glauben und Werken und von Gnade und Freyheit), manche Disciplinarpunkte, und zwar hauptsächlich den Laienkelch und die Priesterehe, — und endlich das Wesen der Kirche, als der Anstalt für Lehre und Gnade. — Der gelehrte Hr. Verf. zeigt nun, daß alle bezeichneten Gegensätze die Sache keineswegs erschöpfen, nur vielfachen Anlaß geben, einander Unrecht zu thun, die Unwissenheit zu nähren und den Streit zu verlängern; und das Materielle der Sache betreffend, bemüht er sich umständlich zu erörtern, daß in den ersten beyden Punkten der eigentliche Trennungsgrund nicht liege, und er entscheidet sich und beweist nachdrücklich, daß die Lehre vom Wesen der Kirche es eigentlich sey, worin die Entzweyung sich concentrire; hier liege die nicht aufzugebende Behauptung der Einen und die Verneinung der Andern; alle übrigen Gegensätze könnten nur von hieraus in ihrer wahren Bedeutung verstanden werden, und so lange hierin der Gegensatz fortdauere, sey jeder Versuch über Verständigung in andern Beziehungen fruchtlos für das Ganze; sobald aber in irgend einem Geiste dieser Gegensatz versöhnt sey, verschwänden die übrigen, oder erscheinen doch nur als nicht so wesentlich, als leichter versöhnbar und heilbar, p. 640—646. Nicht in den genannten Fragen und Doctrinen lag der wahre Grund der Spaltung; was man läugnete und angriff, war jener auf einer sakramentalen Darstellung der Menschheit Christi beruhende objectiv nothwendige und heilkräftige Charakter kirchlicher Handlungen. Man wollte zwar auch protestirender Seits Sakramente und heilige Handlungen, aber unabhängig von einer priesterlichen Kirche. Man wollte auch eine äußere Ordnung des Gottesdienstes, Beybehaltung der Sonn- und Festtage, Pfarrer, Bischöfe oder Superintendenten; aber alles dieses nur als menschliche Regelung, als Produkt des Gutbefindens aller Einzelnen oder der Mehrheit von ihnen, nicht als Ausfluß einer eigentlichen apostolischen und

prieſterlichen Binde- und Löſegewalt. Man wollte auch Recht- gläubigkeit und alſo Einheit der Lehre; aber man wollte dieſe ohne die Lehrautorität eines die Perſon Chriſti darſtellenden, die Einheit auch in äußerer Form kennbar machenden Prieſterthums. Das formelle Glaubensprincip, daß ein jeder ſelbſt darüber richten ſolle, was in der h. Schrift ſtehe, und daß nur das Dogma ſeyn ſolle, was in der Schrift ſtehe (alſo was ein jeder in der Schrift finde), wurde eigentlich im Sinne eines Ausſtoßens der Kirchenautorität geſagt, ermangelte als Glaubensnorm eines feſten innern Unterſcheidungsmerkmales des echten Sinnes der Bibel von irrigen Vorſtellungen, und hatte nicht die Kraft in ſich, als Princip ſich gegen ſchwärmeriſche und pietiſtiſche Ueberhebung, gegen Separatismus und gegen alle Geſtalten falſcher Myſtik, gegen Wiedertäufer, Independenten, Jakob Böhm, Schwedenborg, Spener, Frank, gegen mähriſche Brüder, St. Simoniſten u. ſ. w. einerſeits, und andererſeits gegen den läugnenden Rationalismus, gegen den ſogenannten reinen Denk- und Vernunftglauben eines Sozin, der Unitarier und deſſen unermeßliche Ausdehnung und faſt bloß deiſtiſche, die Grunddogmen des Chriſtenthums läugnende Richtung in unſeren Tagen geltend zu machen. Die innere Schutzloſigkeit des Proteſtantismus gegen den Rationalismus, in Verbindung mit dem rein ſubjectiven, ganz auf Gleichheit beruhenden Charakter der proteſtirenden Chriſtengemeinden gab nun auch dem Principe der Kirchenſpaltung jene Eigenſchaft, wodurch es vielen als die Miturſache, Uebergang, Vorſpiel der heutigen Doctrin der Gleichheit für alle politiſchen und politiſch-religiöſen Beziehungen, Revolutionen und Conſtitutionen auf dem Grunde der Gleichheit und bloßer Vernunftbegriffe erſcheint; welche Bedeutung des Trennungsprincips jedoch durch die genaueſte Verbindung mit der oben erwähnten inneren und myſtiſchen Seite erſt ihre wahre und vollſtändige Bedeutung für die gegenwärtigen Zeiten gewinnt. — Auf die Einwendungen, daß die Reformation nothwendig gewordener Ausbruch des ſittlichen Gefühls gegen die Verderbtheit der Geiſtlichen des funfzehnten Jahrhunderts geweſen, daß ſie die Entwicklung der Wiſſenſchaften und freyen Staatsformen ſehr befördert, daß das Criminalgeſetz des Mittelalters die Orthodoxie in Schutz genommen habe, wird im katholiſchen Sinne geantwortet, p. 655—656. Außer ihrer europäiſch univerſellen hat die Kirchenſpaltung auch noch eine nationaldeutſche Bedeutung. Vielfach und von allen Seiten iſt es beklagt worden, daß ſie die Einheit der deutſchen Nation ſo vielfach getrennt und gehindert hat. Ganz neuerlich iſt darauf aufmerkſam gemacht worden, daß in einer gewiſſen Epoche wenig gefehlt hätte, wenn man die Maſſen

betrachtet, daß ganz Deutschland sich in der protestantischen Ansicht, wenigstens in der Ausstoßung gewisser kirchlicher Lehren und Uebungen, die man Mißbräuche nannte, vereinigt hätte; wenn nämlich Maximilian II., Sohn und Nachfolger Ferdinands, in seiner anfänglichen Richtung beharrt wäre. Allein seitdem jene Grundfrage über das Wesen der Kirche in Streit gebracht war, konnte eine politische Einheit Deutschlands schlechterdings nicht anders mehr bestehen, als daß man sich über die Stellung vereinigte, worin sich die weltliche Macht, gegen die auf geistigem Gebiete zu vollziehende Wiederaussöhnung über diese Fragen, und zur Glaubensfreyheit überhaupt zu behaupten habe; wie solche Einheit in jener Toleranz, wie sie der Religionsfriede, später der westphälische Friede, und neuerlich die Bundesacte (obwohl in einer allerdings mangelhaften, und nicht nach gründlicher Idee durchgeführten Weise) feststellen, zum Theil auch ausgesprochen ist. — Hinsichtlich der Bedeutung des Trennungsprincips für die gegenwärtigen Zeiten scheint es, daß alle, welche dem Unglauben sowohl, als dem geistigen Hochmuth übersichtiger Schwärmerey und einem frechen neuen Heidenthume entgegen sind, wünschen müssen, daß dieses trennende Princip sich mildere. Es scheint dieß nicht minder der Wunsch aller deren achtungswürdigen Stimmen in der protestantischen Welt seyn zu müssen, welche (wie neuerlich Plank in seiner Schrift gethan) als Hoffnung aufstellen, daß unsere Zeit der reineren Harmonie der Erkenntniß und Gemüthskräfte, des Verstandes und Willens im Christenthume sich nähere. Wird das seyn können, wenn nicht die Art und Weise der Festigkeit, deren sich die Lehre erfreuen muß, wenn nicht die Art und Weise dessen, was der Mensch selbst zur Erlangung des Heiles thun soll, durch die Lösung jener großen Frage, welche nicht immer Trennungsprincip zu bleiben braucht, sondern auch die eigentlichen Elemente der Aussöhnung und Wiedervereinigung in sich selbst enthält, ins wahre Licht gebracht ist. Und die Freunde der Nationaleinheit? Wer würde eine bessere Stütze und Begründung derselben im Geistigen finden, als wenn man hoffen könnte, daß die dem Glauben nicht entfremdeten Denker des großen Vaterlandes in den Fragen von der Kirche, von dem Zeugnisse, der Fortpflanzung und Erhaltung des Glaubens einig, von hier aus, von dieser geheiligten Mitte aus, in welcher Christus selbst die Menschheit und Natur ergreifen und in Besitz nehmen wollte, die Resultate der sich mehr und mehr erweiternden Geschichte und Naturforschung immer umfassender beleuchten möchten, wenn auch so die Verhältnisse des Glaubens zum Staate mit Eintracht aller derer, welche den Glauben ehren (die wahre Freylassung der Gewissen von Seiten der Staatsmacht, mit dem mittelbaren Schutz des Heiligen und

der Ehrfurcht vor der Offenbarung verbindend), lichtvoll und mit ruhiger Vernunft geordnet werden möchten? Es wird also allen denen von großer Wichtigkeit seyn, denen der Schutz ehrwürdiger Wahrheit gegen die übermüthige Vernunft der Ichheit, oder gegen Schwärmerey und Naturvergötterung etwas gilt, allen, welchen die Harmonie der erkennenden und wollenden Seelenkräfte im Glauben, allen endlich, welchen der innere Frieden der Christen selbst, und auch die Begründung echter Nationaleinheit im freyen, geistigen Gebiete am Herzen liegt, daß jene Fragen, deren Behandlung und Verantwortung den Streit entweder verewigt oder heilt und söhnt, mit so ernster und bescheidener Wahrheitsliebe erforscht werde. Alle jedoch, wie immer sie denken, wie immer sie im Gemüthe hinsichtlich der obwaltenden grausen Entzweyung gestimmt seyn mögen, werden als historisches Resultat sich dennoch gefallen lassen müssen, daß in dem Kampfe um Ja und Nein jener ausgeführten Fragen thatsächlich die Hauptsache, die Summe, das Wesen jenes Streites lag und liegt; und daß jeder, welcher, umgehend diese Fragen, die Glaubensspaltung oder ihre Folgen schildert, das Dunstbild statt des Gegenstandes, den Rauch statt der Flamme zeichnet. N.

(Die Fortsetzung über den fünften Band folgt.)

Art. IV. 1) **Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst.** Eine mit der goldenen Medaille gekrönte Preisschrift, von Rafael Georg Kiesewetter zu Wien.

2) Mémoire etc. (sur le même sujet) par Mr. *F. J. Fétis*, Professeur de contre-point et d'harmonie au Conservatoire royal de Paris, auquel a été adjugée la médaille d'argent.

(Beyde Abhandlungen veranlaßt durch die, von der vierten Klasse des k niederländ. Instituts i. J. 1826 ausgeschriebene Frage: »Welche Verdienste haben sich die Niederländer, namentlich des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, im Fache der Tonkunst erworben? Und in wie weit können die niederländischen Tonkünstler dieser Zeit, welche sich nach Italien begaben, Einfluß auf die Musikschulen gehabt haben, welche kurz nachher dort entstanden sind?« Und beyde Schriften unter dem gemeinsamen Titel: Verhandelingen over de Vraag u. s. w. zu Amsterdam bey J. Müller u. Comp., 1829, gedruckt.

3) **Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung unserer heutigen Musik**, von R. G. Kiesewetter, k. k. Hofrathe. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1834.

Als die bey 1) genannte Abhandlung erschien, wußte Referent bereits, daß ihr die bey 3) angeführte nachfolgen würde,

und da beyde in mannigfaltiger Beziehung zu einander stehen, hielt er es für angemessener, die Leser mit beyden zugleich bekannt zu machen.

Herr Hofrath Kiesewetter war in früherer Zeit als einer der vorzüglichsten ausübenden Musikfreunde bekannt. Eine eben so umfangreiche als kräftige Baßstimme, verbunden mit gründlichem Studium der Musik, einer glücklichen Auffassungsgabe und vollkommener Kenntniß der italienischen Sprache, setzte denselben in den Stand, Gesangstücke aus den guten älteren Opern der Italiener — Rossini und seines Gleichen waren damals noch nicht im Schwunge — mit entschiedenem Erfolge vorzutragen. Daß er eben so sehr dem Vortrage deutscher classischer Musik gewachsen war, bewies er bey den großen Musikfesten, welche in den Jahren 1812 und 1813 in der k. k. Reitbahn Statt fanden, durch dabey übernommene Soloparte. Beyde Musikgattungen, die italienische und die deutsche nämlich, waren zu jener Zeit nicht so verschieden wie jetzt: wer im Gesange der Melodie und dem Texte gleiches Recht widerfahren ließ, und den Ausdruck, den beyde in diesem Vereine forderten, durch eigenes richtiges Gefühl zu finden wußte, war eben so geeignet für die eine wie für die andere. Als zunehmende Jahre, vielleicht auch der in die musikalischen Zirkel allmälich eingedrungene veränderte Geist, ihn von der practischen Musik abzogen, warf er sich mit Eifer auf das Studium der Compositionen älterer classischer Italiener, deren er gegenwärtig eine ausgezeichnete Sammlung besitzt, und der vorhandenen alten theoretischen Werke über Tonkunst, welch letzteres Studium ihn zu den zwey trefflichen Abhandlungen befähigte, welche hier angezeigt werden sollen.

1) Ref. kann wohl die Anzeige des ersten nicht besser einleiten, als mit den Worten der Einleitung des Autors. »Man wird von Jugend auf,« so beginnt er, »so sehr an die Vorstellung gewöhnt, alle Musik sey von Italien aus über Europa verbreitet worden, und die Italiener die Lehrer der übrigen Völker in dieser Kunst gewesen, daß man auf eine sonderbare Art überrascht wird, wenn man irgendwo zum ersten Male erfährt, daß es Niederländer waren, welche, zu einer Zeit, wo in Italien und in anderen Ländern kaum noch schwache Versuche einer Verbindung mehrerer Stimmen zu einem harmonischen Gesange gewagt wurden, mit Werken einer schon sehr hoch getriebenen contrapunctischen Kunst auftraten; bey den übrigen Nationen erst den Geschmack für die neue Kunst aufregten; dann durch Unterricht nicht minder als durch Muster die Lehrer derselben wurden, und wohl durch anderthalb Jahrhunderte an den Höfen und in den Capellen eben so geschätzt und gesucht waren,

als es in den uns näher liegenden Zeiten die Italiener nur immer gewesen sind.«

Man sieht hieraus, daß es sich um nichts Geringeres handelte, als um die Vernichtung eines durch Jahrhunderte bestandenen Vorurtheils, um die Aufklärung eines Irrthums, der sich seit so langer Zeit vom Vater auf den Sohn vererbte, und der einem großen Theile der Musikfreunde theuer geworden ist, besonders demjenigen, der, mit ausschließender Neigung für italienische Musik — gleich den Philhellenen, welche sich in den heutigen Griechen die Zeitgenossen des Pericles vorstellen — in den italienischen Componisten unserer Tage noch immer die Pergolese, die Jomelli, die Sachini, Piccini, Cimarosa, Paisiello, Salieri u. dgl., ehren zu müssen glauben. Zu einem so schweren Kampfe konnte man sich nur mit so tüchtigen Waffen hinlänglich gerüstet glauben, wie sie dem Hrn. Verfasser durch seine Belesenheit in theoretischen, und durch seine ausgebreitete Kenntniß in practischen musikalischen Werken zu Gebot standen, und es dürfte seiner Unpartenlichkeit ein schönes Zeugniß geben, daß er, der — wie seine reiche Musikaliensammlung und die von Zeit zu Zeit bey demselben Statt findenden Concerte alter Musik beweisen — für die Verdienste der Italiener um die Tonkunst von jeher eine besondere Vorliebe hegte und noch hegt, es unternommen hat, einen Nimbus zu zerstören, welcher diese Nation bis dahin, mit Unrecht, umgeben hatte.

Nachdem Hr. Hofr. K. die vorzüglichsten Geschichtwerke über Musik berührt, und gezeigt hat, daß weder Burney noch Hawkins den Niederländern in Beziehung auf ihre Verdienste um die Tonkunst Gerechtigkeit widerfahren ließen, ja selbst Forkel derselben nur vorübergehend im Allgemeinen erwähnte, stellt er sich selbst folgende vier Fragen, deren Lösung den Inhalt der vorliegenden Abhandlung bilden.

1) Welchen Antheil haben die Niederländer an der Erfindung, oder doch zunächst an der Ausbildung der Harmonie oder des sogenannten einfachen Contrapunktes genommen?

2) Kann den Niederländern die Erfindung des künstlichen oder von uns Neueren sogenannten doppelten Contrapunktes zugeschrieben werden?

3) Gebührt den Niederländern wirklich die Ehre, die ersten praktischen Lehrer des künstlichen Contrapunktes gewesen zu seyn? und

4) wo und auf welche Weise haben die Niederländer auf die Kunstbildung anderer Nationen, und insbesondere auf die in den verschiedenen Ländern entstandenen Kunstschulen Einfluß genommen?

1. Obschon der Umstand, daß der älteste bisher bekannte Schriftsteller über Harmonie (Hucbald, ein Mönch aus St. Amand in Flandern, im zehnten Jahrhundert) ein Niederländer war, dafür zu sprechen scheint, daß die Erfindung derselben dieser Nation zuzuschreiben sey, wagt der Hr. Verfasser doch nicht, es mit Sicherheit zu behaupten, weil öfters eine Sache früher schon erfunden war, als sie öffentlich zur Sprache gebracht wurde, und der glückliche Verbesserer einer Erfindung nicht selten für den Erfinder gehalten wird. So sehr dieser Satz durch die Kunstgeschichte bekräftigt wird, möchte hier doch die Wahrscheinlichkeit einige Beachtung verdienen, daß eine neue Erfindung doch eher in ihrer nächsten Umgebung, als aus der Ferne, bekannt, und einer näheren Beleuchtung unterzogen wird, daher — weil kein Schriftsteller irgend einer anderen Nation früher als Hucbald über Harmonie geschrieben hat — deren Erfindung, wenn auch nicht ihm selbst, doch einem seiner Landsleute zu verdanken seyn möchte. Hucbald's Accorde, eine fortgesetzte Folge von Quinten, zuweilen mit der Octave und Duodecime, würden freylich gebildeten Ohren jetziger Zeit unerträglich geschienen haben; indessen war es doch immer der erste Versuch einer gleichzeitigen Verbindung von Tönen, und verdient als solcher die größte Beachtung. Die Stimme, welche der Oberstimme (dem Cantus firmus) zur Begleitung gegeben wurde, nannte man Organum, vermuthlich durch die schon damals bekannten Orgeln veranlaßt.

Guido von Arezzo, im Anfange des eilften Jahrhunderts, änderte die Intervalle in der Art des Organisirens, und erlaubte noch einige andere, welche jedoch unserem Gehör eben so wenig zusagen könnten.

Die Schriftsteller des eilften, zwölften und zum Theil noch des dreyzehnten Jahrhunderts trugen nichts zur Entwicklung der Tonkunst bey, wußten noch nichts von der Note, deren Erfindung irrig dem Guido zugeschrieben worden, und ahnten selbst noch durchaus nichts von der Mensur in der Musik.

Franco von Cölln war der erste, der das Zeitmaß und die Dauer des Tones systematisch abgehandelt, und dafür Zeichen erfunden hat. Sollte er aber, nach den bisherigen Angaben, wirklich in den Jahren 1047 bis 1080 gelebt haben; so müßte man Guido, dessen Kenntnisse er so weit übertrifft, nach der Meinung des Verf.'s, um wenigstens hundert Jahre weiter hinaufrücken, da Franco in seinem, nunmehr bekannt gemachten Tractate: Musica et ars cantus mensurabilis, von dem Zeitmaße wie von einer Sache spricht, die schon von mehreren Schriftstellern vor ihm gekannt war.

Im dreyzehnten Jahrhundert findet sich die Lehre von der

Mensur und der Symphonie (was wir heute Harmonie nennen) schon weiter verbreitet. Der Hr. Verfasser führt aus den Autoren, welche sich damit beschäftigt, vorzüglich an, in England: Walther Odington und den ungenannten Verfasser einer, dem Venerabilis Beda (im siebenten Jahrhundert) irrig zugeschriebenen Abhandlung; in Frankreich Hieronymus de Moravia, Philipp von Vitry, und im vierzehnten Jahrhundert Johannes de Muris, welcher schon mehr Klarheit in dieses System gebracht, und die Lehre von den Consonanzen und Dissonanzen weiter ausgebildet hat; in Italien endlich Marchettus zu Padua, von welchem man einen werthvollen Tractat über die Mensuralmusik besitzt.

Die Theorie der Harmonie wurde im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte von mehreren Kunstverständigen theils mündlich, theils schriftlich weiter verbreitet. Der Verf. führt hier mehrere Schriftsteller aus Italien und den Niederlanden an, welche jedoch in der Kunstgeschichte nicht als Sterne erster Größe prangen, auch bloß Theoretiker waren, und, außer den, die Regeln erklärenden Beyspielen, keine andere geschriebene Musik hinterließen.

Sehr richtig ist der Schluß, daß, nachdem in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden schon an Meisterwerken des künstlichen Contrapunctes gearbeitet wurde, früher schon dort und anderwärts der einfache Contrapunct bedeutende Fortschritte gemacht haben müsse. In der That wird dieses auch durch Herrn Fétis, Herausgeber der Revue musicale, bestätigt, der so glücklich war, in der k. Bibliothek zu Paris alte Handschriften aus den Jahren 1282 bis 1287 zu entdecken, welche in französischen und italienischen zwey- und dreystimmigen Liedern bestehen, deren erstere von einem Trouvère, Namens Adam de la Hale, letztere aber von italienischen Autoren herrühren, deren Namen, Francesco Landino ausgenommen (welchen Hr. Hofr. K. mit Francesco Cieco für einen und denselben hält), den älteren Schriftstellern unbekannt geblieben sind.

In der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hatten sich in der musikalischen Theorie und Speculation bereits mehrere Franzosen, Engländer und Niederländer, vorzüglich aber diese, hervorgethan, aus welchen Joannes Tinctoris, Guilielmus Garnerius und Bernardus Hycart angeführt werden. Den berühmtesten Lehrer und Schriftsteller jener Periode aber besaß Italien in Franchinus Gafurius aus Lodi.

Wenn übrigens bis dahin die Harmonie im Gesange schon

ziemlich weit gebracht war, hatte sich das Orgelspiel nicht minder ausgebildet, wie man denn aus fernen Gegenden Europas nach Florenz reiste, um die dortigen Organisten zu hören, und Bernhard der Deutsche 1470 dem Manuale der Orgel das Pedal beyfügte.

II. Was die obengenannten Schriftsteller der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts begonnen, und einige Andere, wie Spataro und Pietro Aaron, fortgesetzt hatten, war der einfache Contrapunct, d. i. die Kunst, zu einer gegebenen Melodie (die man damals Tenor hieß), eine oder mehrere Stimmen in reiner Harmonie zu setzen. Der Hr. Verfasser erwähnt hier, daß man schon zu derselben Zeit jene künstlicheren Compositionsgattungen kannte und übte, welche unter dem Namen Canon und Fuge bekannt sind, und führt zur Bekräftigung dessen in einer Anmerkung die Definitionen an, welche Tinctoris bereits davon gegeben habe. Ref. gesteht, daß ihm die des Canon: »**Regula, voluntatem compositionis sub obscuritate quadam ostendens**,« nicht klar genug sey, um zu beurtheilen, ob der Schriftsteller wirklich dasjenige darunter verstanden haben könne, was uns heute Canon heißt; und daß ihm hingegen die Erklärung der Fuge: »**Identitas partium cantus quoad valorem,** ***nomen***, **formam, et interdum** *quoad locum notarum et pausarum* **suarum**,« vielmehr auf jene Compositionsgattung als auf die zu passen scheine, welche später unter dem Namen Fuge ausgebildet wurde; so, daß Tinctoris diese wohl schwerlich gekannt haben möchte, wie denn bey den, doch immer noch geringen Fortschritten jener Zeit in der höheren Composition auch wahrscheinlich ist.

Es ist in der vorliegenden Abhandlung nicht mit Bestimmtheit zu sehen, in welche Zeit der Anfang des, aus dem einfachen Contrapuncte sich entwickelten doppelten, von Hrn. Hofr. K. richtiger »künstlicher Contrapunct« genannt, sich entwickelt habe, nämlich die Kunst, die Stimmen so zu setzen, daß sie gegen einander verwechselt werden können, ohne die Reinheit der Harmonie zu stören; wohl aber wird durch Anführung anerkannter Autoritäten bewiesen, daß kein Schriftsteller damaliger und späterer Zeit einen älteren Contrapunctisten anzuführen vermochte als Ockeghem (Ockenheim), einen Niederländer. Zwar nimmt Tinctoris den Ursprung der »neuen Kunst« (des Contrapunctes) in England an, und nennt Dunstable als den ersten Meister in derselben, mit welchem zugleich in Frankreich Düfay und Binchois gelebt hätten. Da er aber gleich selbst beyfügt, daß die Engländer mit den »Neueren«: Ockenheim, Büsnois u. a, nicht mehr verglichen werden können; da ferner

Burney bekennt, daß er von den ältesten englischen Contrapunctisten (mit Einschluß von Dunstable) keine Proben habe ausfindig machen können, ausgenommen von J. Guinneth und Robert Davis, »deren Arbeiten er jedoch sehr roh und tief unter jenen eines Ockenheim, Bonadies (Godendach), Heinrich Isaac, Josquin (de Prés) u. a. gefunden habe; so zieht der Hr. Verfasser den Schluß, daß Ockenheim um so mehr als der größte Meister seiner Zeit, der Erfinder einer neuen Compositionsgattung, das Haupt der neuen (niederländischen) Schule und der Urheber einer neuen Aera in der Musik betrachtet werden dürfe, als keiner aus seinen Zeitgenossen, von welchen S. 17—21 mehrere genannt werden, zu gleichem Ruhme gelangt ist, und die berühmtesten Meister der nächsten Zeit, Agricola, Brumel, Loyset, Gaspard, Josquin, de la Rüe, ohne Zweifel seine Schüler waren.

III. In diesem Abschnitte wird zuerst beklagt, daß man über die Lebensumstände Ockenheim's, »des Stammvaters aller späteren auch auswärtigen Schulen,« so äußerst wenig wisse, ja nicht einmal den Ort und das Jahr seiner Geburt mit Gewißheit angeben könne, viel weniger wer sein Lehrer war, und was sonst noch von einem so hochwichtigen Manne zu erfahren wünschenswerth wäre. Daß die Stadt Bavay im Hennegau seine Vaterstadt gewesen sey, läßt sich nur aus unerwiesenen Daten vermuthen, und nur nach der Zeit, in welcher er zu wirken angefangen, kann man schließen, daß er zwischen 1420 und 1430 geboren sey. Daß er, gleich mehreren andern niederländischen Tonsetzern, einige Zeit in Italien gewesen, weiß man durch Arteaga, der jedoch weder den Ort noch die Dauer seines Aufenthalts angibt. Später soll er zu Tours in Frankreich gelebt haben; sein Todesjahr ist aber eben so unbekannt wie sein Geburtsjahr, und man weiß nur, daß er 1512 noch am Leben war. Von seinen, ohne Zweifel zahlreichen Schülern können nur diejenigen mit Gewißheit genannt werden, welche in zwey auf seinen Tod gedichteten Nänien vorkommen. Diese sind: Josquin, Brümel, Pierchon, Compére, Agricola, Verbonnet, Prioris und Gaspard. Die erste dieser Nänien, von Josquin componirt, bildet unter den musikalischen Beylagen eine der interessantesten Mittheilungen. Zu den Schülern Josquin's, der Ockenheim's vorzüglichster war, rechnet man mehrere der ausgezeichnetsten Componisten des sechzehnten Jahrhunderts, unter diesen besonders: Heinrich Isaac, einen Deutschen, in Italien Arrigo Tedesco genannt, Kapellmeister Kaisers Maximilian I.; Gombert, Kapellmeister Kaisers Carl V.; Jean Petit, zu Nürnberg; Jean Mou-

ton, Clement, Franzosen; Richafort, Arcadelt, Berghem und Adrian Willaert, Niederländer. Durch Petit, Isaac, Mouton und Willaert wurde die Kunst in Deutschland, Frankreich und Italien verbreitet. Durch diesen, von Ockenheim abgeleiteten Stammbaum, wenn man so sagen darf, ist erwiesen, daß aller Tonkunst Urquell in der niederländischen Schule zu suchen sey.

Nachdem der Hr. Verf. die Existenz einer, von Forkel gleichzeitig mit der niederländischen angenommenen französischen Schule, im eigentlichen Sinne dieses Wortes, bestritten und dargethan hat, daß die Meister, welche Forkel zu derselben rechnet, größtentheils Niederländer waren; meint er, daß unter jener Schule wohl nur die Gesammtheit der Musiker Frankreichs im funfzehnten Jahrhundert zu verstehen seyen, von welchen Tinctoris sagt, daß sie die Engländer übertroffen hätten, und unter denen Dûfay und Binchois am meisten hervorragen. Sollte jedoch wirklich solch eine Schule — von deren practischen Arbeiten nirgends etwas zu finden ist — bestanden haben; so ist aus der Thatsache, daß alle Meister, welche während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich geblüht haben, Niederländer oder in der niederländischen Schule gebildete Franzosen waren, hinreichend klar, daß sie noch im funfzehnten Jahrhundert wieder erloschen seyn müßte.

Hr. Hofr. K. schließt diesen Artikel mit der Bemerkung, daß die in der zuletzt erwähnten Periode gleichzeitig wirkenden, häufig in fremde Länder verschriebenen Niederländer und Franzosen, ihrer gemeinschaftlichen Sprache wegen, oft ohne Unterschied als Franzosen bezeichnet wurden, und daß selbst unterrichtete Schriftsteller (wovon mehrere angeführt werden) von einigen, damals noch nicht zu Frankreich gehörigen niederländischen Provinzen wie von Theilen Frankreichs sprechen, ohne zu bedenken, daß es bis auf die Zeit Ludwigs XIV., d. i. während der ganzen Dauer der niederländischen Künstlerperiode, noch keine französischen Niederlande gab; wogegen in vorliegender Abhandlung die Niederländer im collectiven Sinne der damaligen politischen Geographie, mithin im Gegensatze zu den Franzosen, in ihrer engeren Bedeutung verstanden seyen.

IV. Der Verfasser beginnt diesen Abschnitt mit einem Verzeichnisse der niederländischen Tonmeister von Ockenheim bis Orlando Lasso, d. i. von ungefähr 1540 bis an das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Dieses Verzeichniß enthält eine beträchtliche Zahl von Namen, welche weder in den Geschichten der Tonkunst, noch in Gerbers Lexicon, noch sonst bey bekannten Schriftstellern zu finden sind, und welche Hr. Hofr. K. theils

aus den Tractaten der Franchinus Gafurius, Pietro Aaron und Spataro, theils aus alten, zu Antwerpen, Löwen, Nürnberg und Venedig gedruckten Musikwerken, die meisten aber aus den, von der ersten Zeit des Notendrucks stammenden Ausgaben des Petrucci (des Erfinders der beweglichen musikalischen Typen) entnommen hat, aus dessen Officin — im Vorbeygehen gesagt — die kaiserl. Hofbibliothek, nebst mehreren anderen Werken, eines der seltensten, schon im Jahre 1503 gedrucktes besitzt *).

Das Verzeichniß fängt mit den Vorläufern der großen niederländischen Periode an, und trägt, wie billig, den Namen Hucbald von S. Aman an der Stirne. Unter den zahlreichen übrigen Namen dürften — außer den im Laufe dieser Anzeige schon vorgekommenen — die vorzüglichsten seyn: Obrecht, Joh. de Monte (von Mons), Goudimel, Hadrian Willaert, Arcadelt, Berghem, Clemens non Papa, Hollander, Orlandus Lassus und Phil. de Monte. Das Verzeichniß enthält jedoch nicht nur die niederländischen Meister der erwähnten Periode, sondern auch viele ihrer Schüler, die keine Niederländer waren, wie Ramis de Pareja, einen Spanier, Schüler des Joh. de Monte; Palestrina, Nanini (Stifter der röm. Schule), beyde Zöglinge Goudimel's; Costanzo Porta, Cyprian de Rore und Joh. Zarlino, alle drey Schüler Willaert's u. v. a.

Der Verf. nennt von den drey Zeitabschnitten, in welche dieses Verzeichniß eingetheilt ist, das erste das Zeitalter Josquin's (de Près). Sollte es nicht vielmehr das Zeitalter Ockeghem's heißen, nachdem dieser, wenn auch schon früher geboren, doch erst mit oder nach 1450 als Lehrer zu wirken angefangen hat, und von Hrn. Hofr. K. selbst nicht nur als das Haupt der niederländischen Schule, sondern als der Erfinder des künstlichen Contrapunctes dargestellt wird? — Aus seiner Schule, welcher »die ausgezeichnetsten Talente zuströmten,« ging ja Josquin hervor. Daß dieser, als der Ruf der neu erfundenen Kunst nach Italien drang, von dem Papste nach Rom eingeladen, bey dessen Kapelle angestellt wurde, und dort, nebst hoher Achtung, einen ausgebreiteten Wirkungskreis fand, den er auf das Ehrenvollste benützte, scheint dem Verdienste des Urvaters Ockenheim keinen Eintrag thun, und ihn nicht um die Ehre bringen zu können, der Zeit, in der er lebte — in sofern von Musik die

*) Canti C. N. cento cinquanta. Cum tabula ordine alphabetico. Impressum Venetiis per Oct. Petrutium Forosemp. 1503, die X. Febr. 4.

Rede ist — seinen Namen zu geben. — Den zweyten Zeitabschnitt benennt der Verf. nach Hadrian Willaert, dem berühmtesten musikalischen Praktiker und Gelehrten jener Epoche, und Stifter einer der angesehensten Kunstschulen Italiens. In seine Zeit fällt auch, wie schon beyher erwähnt worden, die so höchst wichtige Erfindung des Notendrucks mit beweglichen Typen durch Ottavio Petrucci, aus Fossombrone, der im J. 1513 von dem Papste ein für zwanzig Jahre gültiges Privilegium zur Ausübung seiner Kunst erhielt, welche, nach dem Erlöschen dieses Privilegiums, in Frankreich, Italien, Deutschland und den Niederlanden zum größten Vortheile der Kenntnisse und des Geschmackes in der Tonkunst eingeführt und vervollkommnet wurde.

Es folgen nun kurze biographische Notizen über die ausgezeichnetsten Tonkünstler derselben Zeit, als: Mouton, Willaert, Goudimel u. a.

Der dritte Zeitabschnitt prangt mit dem Namen des Orlando Lasso, und wird von dem Hrn. Verf. als die glänzendste Epoche der Niederländer bezeichnet; nicht nur wegen der großen Menge von Meistern, welche sie hervorgebracht, sondern auch wegen deren Verbreitung unter allen gebildeten Nationen und wegen der hohen Achtung, in welcher sie an den Höfen und in großen Städten gestanden haben. Hierher gehören Arcadelt, Cyprian de Rore (in Italien il Divino genannt), Crecquillon, Clemens non Papa u. v. a., deren Arbeiten noch heute den Kenner in Erstaunen setzen. Der größte aus Allen aber, Orlando de Lassus (wie seine Landsleute ihn nannten), sollte das goldene Zeitalter niederländischer Tonkunst beschließen. Zu Bergen (Mons) im Hennegau 1530 geboren, schon im zwanzigsten Lebensjahre Kapellmeister an der Kirche S. Giovanni Laterano in Rom, starb er, nach mehreren Reisen durch Frankreich, England und in seine Heimat, als Oberkapellmeister zu München im J. 1593. Wie wenig selbst Palestrina ihn verdunkeln konnte, und wie hoch er von den Italienern geehrt wurde, zeigt eine dort zu seinem Ruhme geprägte Medaille, welche folgenden Hexameter als Inschrift führt: Hic ille est Lassus lassum qui recreat orbem. — Neben ihm nennt Hr. Hofr. K. nur noch Philipp de Monte, Kapellmeister der beyden Kaiser Maximilian II. und Rudolph II.; und nachdem er bemerkte, daß Ockenheim den Reihen der niederländischen berühmten Tonsetzer eröffnet, Orlando ihn beschließt, geht er auf eine gedrängte Darstellung des gleichzeitigen Zustandes der Musik in andern Ländern über, und dadurch die Wirk-

samkeit und das Verdienst der Niederländer in noch helleres Licht zu stellen.

Nach dem Zeugnisse geachteter französischer Schriftsteller, eines Perault, La Borde u. a., soll man in der, der niederländischen Periode vorangegangenen Zeit bis auf Franz I. kaum gewußt haben, daß eine Musik in Frankreich existire. Diesem jedoch widerspricht die Thatsache, daß Josquin und Mouton Kapellmeister Ludwig's XII., Letzterer dann auch Franz I. waren. Im Mittelalter fing man an, dem Kirchengesange (plain chant) ernste Aufmerksamkeit zu schenken. Ein zwar nicht künstlicher, aber durch seinen naiven Ausdruck desto mehr eindringender Gesang wurde durch die Troubadours verbreitet, unter welchen Marcabrun und Ad. de la Hale besonders hervorragten. Der durch sie aufkeimende edlere Geschmack wurde aber bald durch die ihnen nachgefolgten Ménétriers wieder verdorben, und die eigentliche Wissenschaft der Musik blieb ausschließliches Eigenthum der Mönche. Johann de Muris ist der einzige Tonkünstler des vierzehnten Jahrhunderts, der einer besondern Erwähnung werth gehalten wird, und das Uebergewicht der Niederländer über die Franzosen und Italiener in jenem und dem folgenden funfzehnten Jahrhundert läßt sich schon daraus erklären, daß sie des Friedens und seiner Segnungen genossen, während in den beyden andern Ländern die Musen durch Kriegsgetümmel verscheucht waren.

Die Einwohner der Picardie scheinen von ihren Nachbarn, den burgundischen Niederländern, die »neue Kunst« zuerst erlernt zu haben, und der Verf. glaubt, daß Düfay und Binchois, welche Tinctoris als in dieser Kunst erfahrne Franzosen angibt, Picarden waren. Nachdem er noch viele, der musikalischen Welt unbekannte, und größtentheils nur in alten Sammlungen von Motetten und Liedern gefundene Namen französischer Componisten aus der Zeit von 1531 bis 1578 angeführt, und sich bereit erklärt hat, die in dem Verzeichnisse der Niederländer glänzenden Meister Goudimel und Claude le Jeune den Franzosen zu überlassen, da sie sich in diesem Lande sehr früh eingebürgert hatten, geht er zu den Spaniern über.

Schon König Alphons von Castilien (der Weise) soll im dreyzehnten Jahrhunderte an der Universität zu Salamanca eine Lehrkanzel für die Musik gestiftet haben, welche noch im sechzehnten Jahrhundert der gelehrte Franciscus Salinas einnahm. Barth. Ramis, Franchin's Gegner (funfzehntes Jahrh.), war öffentlicher Lehrer der Tonkunst zu Toledo; und die Thatsache, daß Spanien schon zu jener Zeit Sänger in die päpstliche Kapelle lieferte, beweist, daß der Gesang dort ge-

pflegt wurde: allein von Leistungen der Spanier im Contrapuncte zur Zeit als die Niederländer sich zuerst darin bekannt machten, hat der Hr. Verfasser nirgends eine Spur gefunden. Diejenigen, welche noch durch Compositionen oder Abhandlungen bekannt sind, gehören entweder, wie Pierre de la Rüe, Morales, Carpentras, zur niederländischen Schule, oder sind, wie Escobedo, Tom. Lud. da Vitoria und Diego Ortiz, den Römern beyzuzählen. Die Werke eines Priesters zu Cordova, Namens Ferd. de las Infantas, sind 1570 bis 1580 zu Venedig gedruckt; zu Toledo ist (1590) Dom. Marc. Duran bekannt geworden; Azpilcueta aber, ein Navarese († 1526), welchen Burney als Tonsetzer anführt, scheint dem Verf. unter die Schriftsteller zu gehören.

Aus Portugall kennt man nur einen vornehmen Staatsmann, Damianus a Goes, als Componisten, der im sechzehnten Jahrhunderte gelebt, und lange in den Niederlanden verweilt hatte.

Ueber die contrapunctischen Versuche in England während des funfzehnten Jahrhunderts ist schon oben gesprochen worden. Die Arbeiten der englischen Tonsetzer aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lassen sich, nach dem Geständnisse ihres Landsmannes Burney, nicht mit jenen der gleichzeitigen Niederländer vergleichen. Gegen das Ende jener Epoche erschienen Shepherd, Parsons, Bird, White u. a., deren Werke, zumal der letztgenannten, nach dem Urtheile des Hrn. Hofr. K., neben die besten ihrer Zeit gestellt werden können. Niederländische Meister sind im Laufe jener Periode nie nach England gezogen worden, und man legt dort einen besonderen Werth darauf, die zu selber Zeit auf der Insel zu Tag geförderte Musik weder den Niederländern noch den Italienern verdankt zu haben *).

Wenn von dem damaligen Zustande der Tonkunst in Deutsch-

*) Die kaiserl. Hofbibliothek besitzt eine sehr selten gewordene Sammlung englischer Kirchenmusik im Contrapuncte aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert unter dem Titel: Cathedral Music, being a collection in score of the most valuable and useful compositions for that service by the several English Masters of the last 200 Years; by the late Dr Will. Boice. London 1788 3 Vol. Fol — Die darin vorkommenden Tonsetzer sind: Henry VIII, — Christopher Tye, Dr. of M., — Will. Bird, — Will. Laws, — Henry Laws, durch Milton besungen, — Adr. Batten, — Math. Lock, — Pelham Humphrys, — Mich. Wise, — Rob. Creyghton, — Henry Purcell, durch Dryden verewigt, — John Goldwin, — Jerem. Clark, — Will. Croft, Dr. of M., — und Joh. Weldon; von welchen mehrere zugleich ausgezeichnete Organisten waren.

land die Rede ist, kann weder von den Minnesängern des eilften und zwölften Jahrhunderts, noch von der Zunft der späteren Meistersänger gesprochen werden. Der früheste deutsche Contrapunctist war Heinrich Isaac, Capellmeister Kaiser Maximilian I., welcher 1513 Paul Hofheimer an seinem Hofe hatte, der einer der größten Tonkünstler seiner Zeit, und zugleich unübertrefflich im Orgelspiel gewesen seyn soll. Als bemerkenswerth führt der Verf. an, daß in der trefflich bestellten Capelle jenes ritterlichen Monarchen kein einziger Niederländer vorkömmt, welche, und zwar in großer Anzahl, erst unter seinen Nachfolgern gefunden werden.

Von vorzüglichen Tonmeistern jener Zeit werden noch genannt; Ludwig Senfel, ein Schüler Isaac's; Adam von Fulda, jedoch nur als Theoretiker berühmt; und Stephan Mahu, von welchem Forkel in seiner Gesch. d. M. ein schön gearbeitetes fünfstimmiges Lied mittheilt, und Hr. Hofr. K. eine Lamentatio pro hebd. sacra von ausgezeichnetem Werthe aufgefunden hat. Aus der mittleren Periode der Niederländer wird nun eine bedeutende Menge deutscher Musiker genannt, von denen Verschiedenes in den damals zu Nürnberg, Augsburg und Lauingen erschienenen Sammlungen zu finden ist, das mit den besten Arbeiten der Niederländer auf eine Linie zu setzen ist; wie der Verf. aus eigener Ueberzeugung besonders von Benedictus, mit dem Beynamen Dux oder der Appenzeller, und von Joh. Walter bestätigen kann, dessen Mottete: Da pacem Domine (1540), er als ein großes Meisterstück des doppelten Contrapunctes erkennt. Noch liest man hier aus der Zeit von 1540 bis 1560 die Namen vieler deutschen Meister, aus welchen jedoch nur Sethus Calvisius (zugleich theoretischer Schriftsteller), Joh. Leo Hasler (Schüler des berühmten Gabrieli in Venedig), die Brüder Hieronymus und Michael Prätorius, und Jac. Gallus (Hänel) einer rühmlichen Erwähnung werth gehalten werden; wogegen in dem Verzeichnisse der Niederländer ungleich mehr derselben als Capellmeister an den Höfen Carl's V., Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolph's II. erscheinen. Aus dem hier Gesagten zieht der Verf. den Schluß, daß die Deutschen, gleich anderen Nationen, die ersten Vorbilder einer vorher nicht gekannten Compositionsgattung von den Niederländern erhielten; daß sie die ersten waren, welche sich auf dieselbe verlegten; und daß deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit hinreichten, auch ohne unmittelbaren Unterricht ihrer Vorgänger, bloß durch das Studium der empfangenen Muster, in Kurzem mehrere

Künstler hervorzubringen, welche es mit den niederländischen der zweyten Periode aufnehmen konnten.

Am meisten fruchtbringend, aber auch am meisten anerkannt, war der Einfluß und die unmittelbare Einwirkung der Niederländer auf Kenntnisse und Geschmack der Tonkunst in Italien. Zum Beweise dieser Behauptung führt der Hr. Verf. eine Stelle aus Arteaga's bekannter Abhandlung: Le rivoluzioni del teatro italiano, an, worin dieser wiederum eine Stelle aus Guicciardini's »Beschreibung der Niederlande« (Antwerpen 1567) citirt, in welcher die Niederländer als die wahren Meister der Musik gepriesen, alle vorzüglichen derselben genannt, und diejenigen besonders hervorgehoben werden, welche an italienischen Höfen mit Ruhm gedient, und auf den Geschmack in der Musik am entschiedensten gewirkt haben. Auch ein von Arteaga beygebrachtes Zeugniß des berühmten Muratori wird erwähnt, welches jedoch nur aussagt, daß Leonello d'Este, Herzog von Ferrara (1441), Sänger aus Frankreich kommen ließ. Wenn Hr. Hofr. K. seine S. 27 geäußerte Meinung gelten macht, daß hier unter Frankreich Flandern gemeint sey; so dürfte dieß doch immer nur auf einer Vermuthung, nicht auf einer Gewißheit beruhen, und die, wenn auch nicht Alleinherrschaft, doch Oberherrschaft im Gebiete der Musik, welche derselbe den Niederländern jener Zeit in Italien zuschreiben will, scheint die ebenfalls angeführte Aeußerung des Morigi, daß der Herzog von Mailand, Galeazzo Sforza (1470), dreyßig auserlesene Musiker hielt, »die alle Ausländer waren,« um so weniger zu bestätigen, als gleich darauf vorkömmt, daß »nicht bloß Niederländer und Franzosen, sondern auch Spanier in der päpstlichen Capelle sehr geschätzt waren.« — Vollkommen wird dagegen Jedermann dem Verf. beypflichten, daß das S. 61 u. f. mitgetheilte Räsonnement Burney's, womit er das Uebergewicht der Niederländer in Italien über die Tonkünstler anderer Nationen und die Italiener selbst bekämpfen will, allerdings wunderlich ist, und nicht beweiset, was dieser sonst achtungswürdige Geschichtschreiber der Tonkunst damit zu beweisen strebt; auch wird durch die aus jener Epoche auf uns gekommenen Versuche mehrstimmiger Musik Burney's Meinung am schlagendsten widerlegt, daß die Fremden nicht bloß in der Absicht, um zu lehren, sondern auch um zu lernen, nach Italien gekommen wären. Allein eben so gewiß ist es, daß es Burney nie in den Sinn gekommen seyn könne — wie ihm S. 65 Schuld gegeben wird — unter die lernenden Fremden einen Josquin zu zählen, als dessen eifriger Lobredner er (in seiner Geschichte der Tonkunst) selbst auftritt, und von welchem

sogar ein Römer sagte: Fù il lume maggiore di questa gran scienza, dal quale impararono tutti i Contrapuntisti, che vennero dopo di esso.

Sehr dankenswerth ist die nun folgende Berichtigung mehrerer Irrthümer Burney's, worunter auch der, daß er den Titel Maestro, welchen die Vorsteher der päpstlichen Capelle damals führten, im heutigen (wie wir wissen, arg mißbrauchten) Sinne dieses Wortes, nämlich für Componist nimmt, während in der Periode, welche der Aufnahme Palestrina's (1555) vorherging, unter sieben und siebzig Mitgliedern nur Ein italienischer Componist, Annibale Zoilo, vorkömmt; der Titel Maestro aber damals bloß den Leiter der päpstlichen Sänger bezeichnete.

Es folgen nun verschiedene Beweise aus alten Schriftstellern, als: Franchinus Gafurius, Pietro Aaron, Spataro u. a., daß man in Italien zur Zeit, als Josquin und mehrere andere Niederländer dort lebten und wirkten, den doppelten Contrapunct noch nicht kannte; daß die letztgenannten zwey italienischen Autoren (von 1491 bis 1531) zur Bestätigung ihrer Lehrsätze sich immer nur auf Niederländer bezogen; und daß es überhaupt damals nur noch wenige Componisten in Italien gab, die bloß im einfachen Contrapuncte, und zwar keineswegs fehlerfrey, arbeiteten, wie unter Anderem die, in der Officin des Petrucci in Venedig 1504 erschienenen, von sieben und zwanzig längst vergessenen Tonsetzern componirten »Frottole« (scherzhafte Lieder) bezeugen; auch wird für diese Meinung das Argument geltend gemacht, daß Petrucci, wenn er zur Zeit, als er die Werke der Niederländer herausgab, ähnliche in Italien zu finden gewußt hätte, er seine Officin eben so gern (und als Italiener wohl noch lieber) mit denselben beschäftigt haben würde, als mit jenen fremden. Endlich spricht für den früheren Aufschwung der Niederländer noch der Umstand, daß — wie schon oben erwähnt wurde — Palestrina und Nanini, die Stifter der röm. Schule, mit welchen die große italienische Periode beginnt, Schüler des Goudimel waren; daß, so wie die römische, auch die venetianische ältere Schule von einem Niederländer, Hadrian Willaert, abstamme; daß König Ferdinand von Arragonien, als er gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts eine öffentliche Musikschule zu Neapel errichtete, drey berühmte Männer aus den Niederlanden: Tinctoris, Garnerus und Hycaert, als Lehrer dazu berief; und daß einer der größten Tausendkünstler im Contrapuncte, Costanzo Porta, den Manche als den Gründer einer lombardischen Schule betrachten, ebenfalls ein Zögling Hadrian's gewesen ist.

Nachdem nun noch die ausgezeichnetsten Componisten des sechzehnten Jahrhunderts in der Lombardey, zu Florenz, Bologna und Neapel genannt worden, schreitet der Verf. zu der, aus dem Vorgehenden abzuziehenden Schlußfolgerung, daß die Italiener den künstlichen Contrapunct — theils mittels persönlichen Unterrichts, theils mittels der, durch Petrucci's Notendruck verbreiteten Werke derselben — durch die Niederländer kennen gelernt, und von diesen jene Musik übernahmen, welche sie »in den folgenden Jahrhunderten veredelt, verschönert, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit erhoben« haben.

Hr. Hofr. K. führt noch an, wie in dem Maße, als in späterer Zeit die Niederländer verschwanden, die Zahl der italienischen Tonsetzer zunahm, wie sie nun auch außerhalb der Heimat an den Höfen und in den großen Städten die Plätze einnahmen, welche ehedem durch niederländische Meister besetzt waren, und schließt seine werthvolle Abhandlung eben so schön als bündig mit der Betrachtung, daß — wenn auch, seit Erfindung der Oper, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Melodie zum vorherrschenden Elemente der Musik wurde, und Gesang und Ausdruck den Sieg über den, bis zur Pedanterey getriebenen Contrapunct erlangt haben, dennoch die Fertigkeit im Gebrauche der Harmonie, deren Verbindung mit der Melodie die Wirkung dieser so ungemein erhöht, aus den früher getriebenen Uebungen des Contrapunctes hervorging, und — da man die Ausbildung und Ueberlieferung dieser Kunst den Niederländern verdankt — hieraus sich von selbst darstelle, wie viel die Welt in Beziehung auf Musik ihnen schuldig sey.

Ein größerer und ein kleinerer, während des Druckes eingesendeter Anhang enthalten noch viele ungemein anziehende Notizen, in welche näher einzugehen der Raum dieser Blätter nicht gestattet. Referent beschränkt sich daher auf eine Inhaltsanzeige dieser schätzbaren Beygaben. Der erste Anhang (S. 81 — 104) umfaßt Nachrichten über Godendach (Bonadies), Loyset und Pierre de la Rüe, Benedictus, Josquin de Prés und Ottavio Petrucci, welche theils die Zeit, in der sie gelebt, näher bestimmen, theils ihr Wirken noch ausführlicher, als in der Abhandlung geschehen, darstellen, theils auch über die verschiedenen Namen, unter welchen oft ein und derselbe Meister bey den alten Schriftstellern vorkömmt, Aufschluß geben; ferners Aufsätze über die Spanier in der päpstlichen Capelle, über die Incunabeln des Notendruckes und über Kunstschulen in der Musik.

Der kleinere Nachtrag (S. 105 — 115) liefert eine wichtige Ergänzung und gewissermaßen Berichtigung der Preisschrift selbst,

»die Einführung des Figural-Gesangs und des Contrapunctes in der päpstlichen Capelle« betreffend, aus dem, während der Zeit, als Hr. Hofr. K. jene Schrift verfaßte, erschienenen vortrefflichen Werke des Vorstehers der päpstlichen Capelle, Abate Baini: Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giovanni Pierluigi da Palestrina. — Dieser Auszug ist so gedrängt, daß man ihn abschreiben müßte, um die Leser mit dessen Inhalt bekannt zu machen. Ref. muß sie daher auf die Schrift selbst verweisen, und führt hier nur an, daß der schon öfters genannte Düfay schon im Jahre 1380, nach der Rückkehr des Papstes Gregor XI. von Avignon (wohin Clemens V. 1305 den heil. Stuhl verlegt hatte) in der päpstlichen Capelle als Compositor vorkömmt, und von Baini als »der älteste und vorzüglichste Tonsetzer von Messen und Motteten nach dem Entstehen der Figural-Musik« erklärt wird. Hr. Hofr. K. selbst folgert hieraus und aus dem, was sonst noch über jenen merkwürdigen Mann in Baini's Werk gesagt wird, daß er »derjenige war, der die figurirte geschriebene Musik, d. i. den geregelten Contrapunct, in die päpstliche Capelle einführte. Von Düfay's Tode (1432) bis zu Palestrina (1555) nennt Baini zwar mehrere Niederländer in der päpstlichen Capelle, und aus diesen besonders (unter Sixtus IV.) Josquino del Prato, welcher jedoch »bald nach seiner Einverleibung die päpstliche Capelle verließ,« folglich nur kurze Zeit in Rom war; später: Giovanni Arcadelt, Carlo d'Argentil, Giovanni le Cont u. a.; allein die Zahl der, theils früher, theils gleichzeitig mit diesen Meistern genannten Spanier, Italiener und Franzosen ist eben so bedeutend, und wenn auch der Verfasser, im Eifer für die Lösung seiner Aufgabe, mehrere der letzteren den Niederländern zuschreiben möchte, so ist es doch meistens nur ein »muthmaßlich,« womit er diesen Gewinn zu erzielen versucht. Dem ungeachtet bleibt die Hauptsache immer so, wie Hr. Hofr. K. sie in seiner vortrefflichen Abhandlung mit eben so vieler Gelehrsamkeit als kritischem Scharfsinn darstellte, und er darf Baini selbst als Bürgen dafür citiren, welcher sagt: »Wie viel auch die Tonkunst seit ihrem Wiederaufleben in Italien den Bemühungen der Italiener zu verdanken haben mag; so muß doch eingestanden werden, daß die Oltramontaner, und zwar vorzüglich die Niederländer, nicht wenig dazu beygetragen haben, welche, sowohl der Zahl als der Tüchtigkeit nach, in Italien den Preis über die Spanier und Franzosen davongetragen haben.«

Es folgen nun auf nicht weniger als 72 Seiten musikalische

Beylagen »zur Darstellung der Entstehung und der Fortschritte des Gesanges mit mehreren Stimmen und der allmälichen Ausbildung des Contrapunctes.« Diese Beyspiele, wovon den ältesten immer eine Uebersetzung der damaligen Tonzeichen in die heutige Notenschrift beygesellt ist, umfassen den Zeitraum vom zehnten bis ins sechzehnte Jahrhundert, und zeigen, daß sie mit eben so viel Mühe aufgesucht als mit Umsicht ausgewählt worden.

2. Herr Fétis leitet seine Abhandlung, als echter Franzose, mit einem Complimente an die Societät ein, welche die Preisfrage gestellt hat. Er geht übrigens bis auf die Zeit vor Gregor den Großen hinauf, und führt einen Isidor von Sevilla an, der schon zwey Jahrhunderte früher als Hucbald eine klare Definition der Diaphonie gegeben habe. Es ist übrigens natürlich, daß Hr. Fétis bey der Behandlung des nämlichen Gegenstandes mit den Daten und Urtheilen des Hrn. Hofr. K. größtentheils zusammentrifft. Um daher nicht in fortwährende Wiederholungen zu fallen, wird Ref. bloß — wie hier oben schon geschehen ist — die auffallendsten Abweichungen dieser Schrift von der vorhergehenden anführen, wobey jedoch die Unparteylichkeit zu bemerken gebietet, daß Hr. F. sich häufig auf Manuskripte in der königl. Bibliothek zu Paris bezieht, die einem andern Schriftsteller nicht so leicht zugänglich seyn möchten, wie ihm.

Ueber die Zeit vom siebenten bis zum vierzehnten Jahrhundert geht er in der Einleitung auf nur 7 Seiten oberflächlich hin; als sehr merkwürdig aber darf ein Beyspiel zweystimmiger Harmonie aus dem dreyzehnten Jahrhundert nicht übergangen werden, welches sich S. 7 befindet, und auch dem gebildetsten Ohre zusagen würde. — Der erste Abschnitt begreift das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert. Da, wie der Verf. ganz richtig sagt, die Musik eine Wissenschaft und eine Kunst ist, folglich, wo von ihr die Rede seyn soll, immer von ihrer Theorie und ihrer Ausübung gesprochen werden muß; theilt er die Niederländer der erwähnten Epoche vorerst in Theoretiker und Practiker. Hier wird vor Allem Joannes Carthusius aus dem dreyzehnten Jahrhundert genannt, der einen sehr ausführlichen Tractat über den Cantus firmus, die Eintheilung des Monocords und über die Intervalle geschrieben hat. Es finden sich in diesem Werke, außer den Aufschlüssen über den Zustand der musikalischen Wissenschaft in einer Epoche, über die man bisher ganz im Dunkeln war, kostbare Nachweisungen über die Geschichte der Tonkunst im Mittelalter, und der Schlüssel zur Notation des Hucbald. Bey dem Uebergang ins funfzehnte Jahrhundert kommen, wie es nicht

anders seyn kann, dieselben Namen als ausgezeichnet vor, welche man aus der ersten Preisschrift hat kennen lernen; doch muß eine interessante Entdeckung, welche Hr. F. in einer alten Handschrift gemacht hat, hier angeführt werden, worin als Geburtsort Dúfay's: Chimay im Hennegau angegeben ist, folglich dieser Meister, welchem hier mehrere Erfindungen, besonders in der Notation und im Gebrauche der Dissonanzen zugeschrieben werden, wirklich als ein Niederländer erscheint, wie Hr. Hofr. K. in seinem Werke vermuthete. — Das Talent Hobrecht's wird hier durch eine fünfstimmige Mottete bewiesen, welche in einer zu Augsbúrg 1520 bey Peutinger herausgekommenen Sammlung: Liber selectarum cantionum quas vulgo muttetas appellant, enthalten ist. Den berühmten Männern Okeghem und Tinctoris widerfährt auch in dieser Abhandlung ihr volles Recht; letzterer wird nicht nur als der Stifter der neapolitanischen Schule, sondern auch als der Verfasser des ersten musikalischen Wörterbuches gepriesen. Ueber Josquin de Près und seine Verdienste verbreitet sich Hr. F. (auf zehn Seiten) viel umständlicher als sein Vorgänger, und beweiset, daß er weder ein Deutscher noch ein Franzose, wie mehrere Schriftsteller dieser beyden Nationen behaupten wollten, sondern in der That ein Niederländer, und zwar ebenfalls aus dem Hennegau, gewesen. Außer ihm werden in diesem Abschnitte nur noch Ludwig Compère, Wilhelm (nicht Johann) Crespel und Peter de la Rüe besonders erwähnt. Der zweyte Abschnitt ist dem sechzehnten Jahrhunderte gewidmet, und beginnt damit, daß, »wenn es nöthig wäre, Zeugnisse von dem Uebergewichte der niederländischen Tonkünstler dieser Epoche über jene aller übrigen Nationen beyzubringen, an solchen kein Mangel seyn würde, indem die italienischen, französischen und deutschen Schriftsteller darüber einverstanden sind.« Man findet hier alle diejenigen als vorzüglich bezeichnet, welche Hr. Hofr. K. als solche angegeben hat. Neben diesen aber theilt der Verf. auch von Thomas Crequillon, Cornelius Conis, Courtois, Sebastian Hollander, Gerard dü Saulx, Claude le jeune, Severin Cornet und Cornel. Verdonck nähere Nachrichten mit. Roland de Lassus (Orlando Lasso) stellt er nicht so hoch, wie die meisten alten Schriftsteller thun, und meint, er könne mit der Ehre zufrieden seyn, einem Palestrina gleich gestellt, ohne über diesen erhoben zu werden; übrigens bestreitet er dem Goudimel (den er bestimmt für einen Franzosen erklärt) den Ruhm, Palestrina's Meister gewesen zu seyn, da dieser niemals in die Niederlande, jener nie nach Italien gekommen sey, und hält vielmehr einen, durch einige Jahre in Rom gewesenen

Flammänder, welchen die Italiener Rinaldo del Melle nannten, und der mit Gaudio del Melle (wie sie Goûdimel's Namen übersetzten) verwechselt worden seyn soll, für den Lehrer jenes großen römischen Tonkünstlers.

Einen weiteren Zuwachs an Ruhm wendet Hr. F. den Niederländern durch »die schönste Orgelschule in der Welt« zu, gestiftet durch Joh. Peter Swellink, Organisten an der Hauptkirche zu Amsterdam, aus welcher Schule er auch die großen Orgelspieler Deutschlands ableitet. Swellink wird auch aus seinen hinterlassenen vier- bis achtstimmigen Psalmen und andern Gesängen als ein verdienstvoller Componist beurtheilt. An die Spitze der didactischen Schriftsteller jener Epoche setzt Hr. F. einen Simon Brabant de Quercu, welcher auch unter den verschiedenen Namen du Quesne und van der Eicken vorkömmt; nach ihm André Pappius und Peter Maillart. Ueber alle drey werden biographische Notizen mitgetheilt. Es folgt nun eine kurze Erklärung der Tetrachords, in welche die Griechen ihre musikalische Scala eingetheilt hatten, und des von Gui d'Arezzo (1022) an die Stelle derselben gesetzten Hexachords, dessen sechs Töne ut, re, mi, fa, sol, la genannt wurden, um dann auf die Verbesserung der Tonleiter zu kommen, welche der Niederländer Hubert Waelrant (1517—1595) in seiner Heimat, und sein Landsmann Heinrich van der Putte (1599) in Italien durch Hinzufügung einer siebenten Note eingeführt hat. Wir erfahren weiters, daß Ant. Hermann Gogava oder Gogavin, aus Grave in Brabant, und Meursius, ebenfalls ein Niederländer, die ersten waren, welche die Abhandlungen der alten Griechen: Aristoxenus, Ptolemäus, Nicomachus und Alypius, von der Musik, übersetzt haben. Die Arbeit des erstern ist zu Venedig 1562, die des letztern zu Leyden 1616 erschienen, von jener des Marcus Meiboom (gest. zu Utrecht 1711) aber, welcher durch seine in Holland genossene Erziehung und in verschiedenen dortigen Städten begleiteten Stellen als Niederländer betrachtet werden kann, weit übertroffen worden; indem man ihm eine treffliche Ausgabe der sieben ältesten griechischen Autoren über Tonkunst, mit verbessertem und ergänztem Texte und durch schätzbare Anmerkungen bereichert, zu verdanken hat.

Nachdem der Verf. die Verdienste der Niederländer im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dargethan, zählt er die Ursachen auf, durch welche dieselben ihre bis dahin unbestrittene Suprematie in der Musik eingebüßt haben, und findet dieselben in dem flandrischen Aufruhr und seinen betrübenden Folgen, in dem dreyßigjährigen Kriege, in der Ueberschwemmung der Nie-

derlande durch die Heere Ludwig's XIV., welche Begebenheiten theils die musikalischen Unterrichtsanstalten zerstört, theils die Unterhaltsmittel, welche die großen niederländischen Tonkünstler an verschiedenen europäischen Höfen genossen, ihnen entzogen haben. Auch Hr. Fétis glaubt, daß die Erfindung der Oper dem Ruhme der Niederländer Eintrag gethan habe, und begründet diese Meinung dadurch, daß die Strenge der Sitten und das häusliche Stillleben der niederländischen Familien den jungen Leuten die Gelegenheit nicht verschaffen konnte, sich für dramatische Musik vorzubereiten, und daß die kleine Zahl, welche noch Italien besuchte, dort nur mit Fähigkeiten zu einer Gattung von Composition ankam, welche nicht mehr ansprach. Hieraus leitet der Verf. auch die Entmuthigung ab, welche die Niederländer, in Vergleichung mit den Deutschen und Italienern, durch fünfzehnhundert Jahre in einem untergeordneten Zustande erhielt, bis sie in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihre vorige Stellung durch eine große Anzahl trefflicher Schriften über Tonkunst wieder erlangten, deren vorzüglichste am Schluß dieser Abhandlung angeführt werden. — Notenbeyspiele sind derselben nicht beygefügt.

Die Leser sehen aus dieser gedrängten Anzeige, daß, wenn auch der Arbeit des Hrn. Hofr. K. der höhere Preis mit vollem Recht zuerkannt wurde; die des Hrn. F. gleichwohl nicht ohne Verdienst, ja selbst nicht ohne eigenthümliche Vorzüge sey. Könnte man beyde Abhandlungen mit einander verschmelzen, so würde eine dritte, beyde noch übertreffende, das sichere Ergebniß seyn.

3. Obschon Niemand erwarten wird, in einer Schrift von 100 Quartseiten eine ausführliche und vollständige Geschichte der Musik zu finden, welche man in Werken von mehreren dicken Quartbänden noch immer unvollkommen antrifft, hält Ref. gleichwohl die Bemerkung für nöthig, daß, um diese werthvolle Abhandlung billig zu beurtheilen, man sie als das betrachten müsse, wofür der Verf. in seiner Zueignung derselben an die vierte Classe des niederländ. Institutes der Wissensch., Liter. und schönen Künste zu Amsterdam selbst sie gibt, indem er sagt: Er habe die Ansichten, welche er aus Nachrichten und Urkunden geschöpft, die einen früheren als den in der Preisschrift behandelten Zeitraum aufhellen, im vorliegenden Werke niedergelegt, »welches die ganze Geschichte der neueren Tonkunst bis auf unsere Zeit im Umrisse darstellt.« Als solchen wird Jedermann diese Arbeit als vortrefflich erkennen. Das Ganze besteht aus einer Einleitung und siebzehn Abschnitten

nach Epochen, deren jede mit dem Namen desjenigen Meisters bezeichnet ist, welcher, nach dem Urtheile des Verf.'s, in ihr der merkwürdigste oder verdienteste war.

Die Einleitung umfaßt die Periode von dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung bis gegen das Ende des neunten. Sie beginnt damit, die Meinung zu bestreiten, daß unsere heutige Musik von der alten griechischen abstamme, während sie doch nur in dem Maße sich erhoben, als sie sich von jener entfernt habe, und einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit erst dann erhielt, als es ihr gelungen war, die Fesseln derselben völlig abzustreifen.— Allerdings ist die Verschiedenheit unserer Musik von jener der alten Griechen — in sofern nämlich diese uns bekannt ist — zu groß, um dem Gedanken einer Verwandtschaft Raum zu geben. Weniger gewiß aber scheint dem Ref.'n, was hier sonst noch über die altgriechische Musik gesagt wird. Ob aus ihr, »wenn Alt-Hellas ungestört durch zwey Jahrtausende fortgeblüht hätte, eine Musik, der unsrigen ähnlich, nimmermehr hervorgegangen« wäre; ob die altgriechische Musik »in ihrer Kindheit« starb, »ein liebenswürdiges Kind, aber unfähig, je zur Reife zu gelangen;« und ob »ihr Untergang für die Menschheit kein Verlust« war, möchten, bey der höchst mangelhaften Kenntniß, die wir von jener Musik, zumal von ihrem practischen Theile haben, schwer zu beweisende Behauptungen seyn. Als Bürgen für dieselben werden die Gränzen angegeben, in welche die Tonkunst der Griechen durch die Systeme ihrer Weltweisen, durch das Herkommen, ja selbst durch bürgerliche Gesetze eingeengt war, welch Alles ihrem Wachsthume unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt habe. Allein Systeme sind häufig aufgegeben, Herkommen durch veränderte Sitten verdrängt, Gesetze nach den Zeitverhältnissen abgeändert worden, und im Laufe von 2000 Jahren hätte in jeder dieser Beziehungen wohl etwas geschehen können. Wollte man einwenden, dieß sey bloß die Voraussetzung einer Möglichkeit, so läßt sich ganz dasselbe gegen die Meinung sagen, daß nichts dergleichen geschehen wäre.— Ref. hat einen Theil seines Glaubensbekenntnisses über altgriechische Musik in einem früheren Bande dieser Jahrbücher [1]) ausgesprochen; hier erlaubt er sich noch Folgendes beyzufügen: Gottfried Weber äußert im vierten Bande der dritten Auflage seiner »Theorie der Tonkunst« [2]) den Zweifel, ob das, was uns bisher als griechische Musik mitgetheilt worden, auch griechische Musik sey? Er meint (S. 151), daß die, von verschiedenen Gelehrten ver-

[1]) 1830. III. Bd. S. 258 u. f.

[2]) Anhang: Ueber antike Musik.

schieden entzifferten griechischen Tonzeichen vielleicht noch von Keinem durchaus richtig gelesen wurden, und — könnten wir sie von Griechen damaliger Zeit hören — wohl ganz anders lauten würden, als man sie uns heut zu Tage verdolmetscht. Dieser Zweifel und diese Vermuthung erhalten, nach der Meinung des Ref.'n, ein bedeutendes Gewicht, wenn man bedenkt, welch einen grellen Contrast das, was uns als Probe hellenischen Gesanges gelten soll, mit den Kenntnissen und dem Geschmacke der Griechen bildet, welche sie in anderen Künsten, der Dichtkunst, der Architectur, der Sculptur, der Zeichnung — in welch Allem sie noch heute als unerreichte Vorbilder dastehen — bewiesen haben, und mit den Nachrichten der angesehensten und glaubwürdigsten alten Schriftsteller über die Wirkungen jener Musik; Wirkungen, welche wir mit allen Trommeln, Posaunen, Ophekleyden, Bombardons und wie die in unserer neuesten Musik agirenden Lärminstrumente sonst noch heißen, hervorzubringen nicht im Stande sind. Aus diesem Contraste dürfte sich folgern lassen, daß das, was wir von der altgriechischen Musik wissen, nicht nur sehr unvollkommen, sondern auch dies Unvollkommene noch immer nicht richtig verstanden, daher eine so bestimmte Verurtheilung derselben wohl zu gewagt sey.

Die ersten Klänge eines, von dem griechischen abweichenden Gesanges sollen in den Versammlungen der ersten Christen erschollen seyn. Im vierten Jahrhundert unternahmen es einige Bischöfe, diesen Naturgesang zu regeln, und wenn der Hr. Verf. früher versicherte, daß sich in denselben durchaus keine griechischen Melodieen gemischt hatten, da man sie, als heidnischen Ursprungs, verabscheute; gibt er doch zu, daß nun, bey dem gefühlten Bedürfnisse eines Systems, man genöthigt war, ein solches aus den Theorien der griechischen Schriftsteller zu bilden. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts hatte der h. Ambrosius, Bischof zu Mailand, vier Tonreihen aufgestellt, welche auf die griechische diatonische Tonleiter gegründet waren, und St. Gregor der Große (591—604) verbesserte die vorhandenen Gesangweisen, vermehrte sie, und stellte diese Sammlung als feste Norm für christliche Kirchen auf. Die Eintheilung der Scala nach Octaven und die in deutschen Ländern noch heute übliche Benennung ihrer Töne mittels der sieben Buchstaben des lateinischen Alphabetes: A, B, C, D, E, F, G, verdankt man jenem erhabenen Reformator. Hr. Hofr. K. führt nun die Natur des Gregorianischen Systems und dessen Vorzüge vor dem der alten Griechen umständlicher an, welch Ersteres jedoch nach dem Tode seines Erfinders in Verfall kam, während gelehrte Geistliche die von Boethius commentirten griechischen Systeme

wieder hervorsuchten, und unter Guido von Arezzo (nicht von ihm selbst, wie der Autor versichert), an die Stelle des seither wieder eingeführten Tetrachords ein Hexachord gesetzt wurde. Man ging noch weiter; eine Menge Gelehrte beschäftigten sich mit Uebersetzung der alten griechischen Tractate über Musik; man wollte diese in den Kirchen und auf dem Theater wieder ins Leben rufen; allein bey den widerstrebenden Elementen der christlichen Kirchenmusik hatte dieß »keinen andern Erfolg, als daß dadurch der Fortgang der in der Periode eines P. Gregors in ein so gutes Geleise eingeleiteten neuen Musik um Jahrhunderte verzögert wurde.«

Die Geschichte der Tonkunst fängt, nach der Ansicht des Hrn. Verf.'s, erst mit Erfindung der Harmonie an, deren Ausbildung die Instrumente, »der Stolz und die Zierde unserer Musik,« ihre Entstehung und Vervollkommnung verdanken. Ob hier den Instrumenten — so sehr auch die Vollendung, welche sie in unseren Tagen erreicht haben, zu bewundern ist — nicht zu viel Ehre erwiesen wird, indem sie »der Stolz« unserer Musik genannt werden, mag den Lesern zu entscheiden bleiben. Dem Ref.'n dünkt, daß das schönste und unerreichbarste musikalische Instrument doch immer die menschliche Stimme bleibt, während die übrigen — wenn mit ihr verbunden — bloß zu ihrer Begleitung — wenn für sich allein wirkend — zu ihrer Nachahmung erfunden scheinen. Der hohe Standpunct, auf welchen sie hier gestellt sind, räumt ihnen aber den Rang über die menschliche Stimme ein, welchen ihr freylich die neuesten italienischen und französischen Tonsetzer de facto, gewiß aber nicht de jure, verliehen haben. Uebrigens findet man auch hier die schon so vielfach aufgestellte, aber niemals erwiesene Behauptung, daß die alten Griechen die Harmonie in ihrer heutigen Bedeutung, nämlich als ein geregeltes, gleichzeitiges Erklingen mehrerer Töne, nicht gekannt haben; wofür Gründe aus dem musikalischen Systeme jener Nation angegeben werden, welche allerdings von Gewicht seyn würden, wenn man annehmen könnte, daß wir jenes System vollständig kennen und richtig verstehen, und wenn nicht unverwerfliche Zeugnisse von der Existenz einer Harmonie bey den Hellenen, in so eben erwähntem Sinne, vorhanden wären. Aristoteles sagt im III. Cap. seiner Abhandlung über die Dichtkunst unter Anderem: »Unter den übrigen zur Tragödie gehörigen Stücken ist das fünfte, die musikalische Begleitung, das wichtigste, die Seele zu reizen und zu vergnügen.« War dieß durch eine Begleitung im Einklang oder in der Octave zu bewirken möglich? — In einem seiner musikalischen Probleme aber, worin er die Frage über die Ursachen der Wirkung aufstellt, welche die Musik auf das menschliche Gemüth hervorbringt,

läßt er über den bestrittenen Gegenstand nicht den leisesten Zweifel mehr übrig. »Warum enthält von Allem,« heißt es dort, »was die Sinne rührt, bloß das Hörbare einigen Ausdruck der Gemüthsstimmung? (denn die Melodie, selbst ohne Worte, hat diese Wirkung). Liegt die Ursache darin, daß das Hörbare allein uns durch Bewegung rührt? Ich meine nicht diejenige Bewegung, durch welche als bloßer Ton sie auf das Gehör wirkt; sondern ich meine eine andere Bewegung, welche wir als auf jene folgend wahrnehmen, und diese Bewegung hat eine Aehnlichkeit mit menschlichen Gemüthsstimmungen, sowohl in dem Rhythmus als in der Anordnung der groben und feinen*) Töne — nicht in ihrer Mischung; denn die Harmonie enthält keinen Ausdruck.« — Wenn einem solchen Zeugnisse gegenüber das musikalische System der alten Griechen Hindernisse gegen das Bestehen einer Harmonie in unserem Sinne entgegen zu stellen scheint; darf man unbedenklich annehmen, daß wir dieses System nicht richtig aufgefaßt haben! und wenn Hr. Gottfr. Weber in seinem oben angezogenen Werke dieß von den auf uns gekommenen Proben griechischer Melodie voraussetzt, so muß Ref. demselben auch darin beypflichten, daß die griechischen Gesänge, aus welchen man uns die Beschaffenheit jener Musik kennen lehren will, wohl auch nicht einmal die den Gesang führenden Oberstimmen, sondern etwa Mittelparte mehrstimmiger Chöre waren; wie man ja selbst im Occident die 5—6—8stimmigen Compositionen der Meister des funfzehnten und zum Theil noch des sechzehnten Jahrhunderts nicht in Partituren, sondern in einzelnen Stimmen geschrieben oder gedruckt findet; woraus denn ein neuer Beweis für die Kenntniß der Harmonie bey den alten Griechen hervorginge, wenn es, außer der so eben angeführten Autorität noch eines weitern bedürfte.

Nachdem im Verlaufe der Einleitung, nicht ohne fortwährende Ausfälle auf die verhaßte griechische Musik, die ersten Versuche zur Erfindung des Contrapunctes besprochen sind; folgt eine Darlegung der Ursachen, aus welchen vorliegende Geschichte weder nach weltgeschichtlichen Perioden, noch nach Ländern und Provinzen oder nach Schulen, sondern nach Epochen eingetheilt, und jeder derselben der Name des in ihr berühmtesten Mannes beygelegt wurde. Am Schlusse wird noch die Absicht, den Musikern und Musikfreunden eine gedrängte Geschichte ihrer Kunst zu liefern, die sie in den hierüber vorhandenen großen, seltenen, meistens in fremden Sprachen geschriebenen Werken schwer auffinden würden, als Zweck der vorliegenden Schrift erklärt, und

*) tiefen und hohen —

diesem beygefügt, daß sie nicht ein Auszug aus anderen musikalischen Geschichtsbüchern, sondern Ergebniß eigener Forschungen sey.

Bevor Ref. fortfährt, muß er bemerken, daß — nachdem die zehn ersten Epochen *), ihrem Hauptinhalte nach, mit der oben angezeigten Preisschrift des nämlichen Autors übereinstimmen; dasjenige aber, was davon hier umständlicher ausgeführt ist, besser im Werke selbst nachgelesen, als im Auszuge gegeben werden kann — er die Geschichte erst dort wieder aufnehmen zu sollen glaubt, wo sie in der Abhandlung über die Niederländer abgebrochen wurde.

XI. Epoche: Monteverde (1600—1640); merkwürdig durch die Entstehung des dramatischen Styls, aus welchem die Oper hervortrat, und der Monodie, d. i. des Gesanges einer einzelnen Stimme mit harmonischer Instrumentalbegleitung. Den ersten Versuch in dieser Gesangsgattung machte Vincenzo Galilei, ein musikalischer Gelehrter und Schriftsteller, Vater des berühmten Mathematikers Galileo Galilei, indem er einige poetische Fragmente für seine Stimme in Musik setzte, und mit Begleitung der Laute sang. Die Wiege der Oper war das Haus des edlen Giovanni Bardi Grafen von Vernio zu Florenz, wo eine Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, die sich dort zu versammeln pflegten, es sich zur Aufgabe machte, die dramatische Musik der altgriechischen Tragödien wieder herzustellen. Jacopo Peri, Giulio Caccini und Emilio del Cavaliere, erstere zwey Mitglieder jener Gesellschaft, letzterer zu Rom, mit ihr in Verbindung, waren die ersten, welche dramatische Vorstellungen in dem neuen Style, welchen man Stilo rappresentativo nannte, und der das Mittel zwischen Recitation und Gesang hielt, componirt hatten. Del Cavaliere ließ in Rom bereits i. J. 1590 einige Schäfergedichte aufführen, bedeutender jedoch war Peri's »Dafne,« 1597 zu Florenz erschienen; und noch vorzüglicher Caccini's »Euridice,« wovon das Gedicht, von Rinuccini, an Sinn und Form der griechischen Tragödie nachgebildet ist, und wohl unter die schönsten und edelsten gehört, welche Italien im Fache des musikalischen Drama aufzuweisen hat. Auch Peri hatte es in Musik gesetzt, und beyde Compositionen erschienen im J. 1600 gedruckt.

*) Nämlich: I. Epoche Hucbald, II. Epoche Guido, III. Epoche ohne Namen (1101 bis 1200), IV. Epoche Franco, V. Epoche Marchettus und de Muris, VI. Epoche Dufay, VII. Epoche Ockenheim, VIII. Epoche Josquin, IX. Epoche Hadrian Willaert, X. Epoche Palestrina.

Die von Caccini besitzt die kais. Hofbibliothek; sie ist die erste Oper, die in Partitur gedruckt wurde. — Nach der Meinung des Ref.'n konnte die gelehrte Gesellschaft im Hause Vernio keinen glücklichern Gedanken fassen, als die tragische Oper aus der Tragödie der alten Griechen abzuleiten. Sie fand im Aristoteles (VI. Cap.) alle Theile aufgezählt, aus welchen die Musik einer Oper bestehen sollte: Die Parode (den ersten Vortrag des gesammten Chors), das Stasimon (den Chorgesang ohne Anapästen und Trochäen) und den Komos (den gemeinschaftlichen Gesang des Chors und der Schauspieler). »Bey einigen« (Tragödien), heißt es weiter, »kommen noch hinzu die Recitative der Schauspieler auf der Bühne.« Die Arie, von welcher in späterer Zeit so arger Mißbrauch gemacht, und durch die endlich die Oper von einer interessanten dramatischen Handlung in ein nichtssagendes Concert umgeschaffen wurde, ist eine spätere Erfindung.

Es werden nun noch mehrere von 1606 bis 1642 erschienene Opern von verschiedenen Meistern angeführt, welche den Grund zu dieser, in der Folge so allgemein verbreiteten Compositionsgattung gelegt haben. — Die Erfindung der Kirchenconcerte (1594) durch Ludovico Viadana, die weit wichtigere des Generalbasses mit der Bezifferung (welche bis auf unsere Zeit irrig ebenfalls dem Viadana zugeschrieben wurde); jene mehrerer musikalischer Instrumente (deren Monteverde, Capellmeister an S. Marco zu Venedig, in seinem Orchester schon 36 zählte); die Vervollkommnung des Orgelspiels, in welchem Frescobaldi, der Lehrer des kaiserl. Organisten Froberger, damals der berühmteste Meister war; und die Blüthenzeit der gesungenen Madrigale, worin Monteverde, im Kirchenstyle ein strenger Contrapunctist, sich als freyer, geistreicher Tonsetzer bewährte, gehören in diese Epoche, und werden von dem Hrn. Verf. umständlich dargestellt.

XII. Epoche: Carissimi (1640 — 1680). Die Oper, anziehend durch Musik, Poesie und Mimik, verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit, und wurde allenthalben zum Lieblingsschauspiele. Ihren vorzüglichen Sitz hatte sie in Venedig aufgeschlagen, wo von 1637 bis 1700 nicht weniger als 357 Opern aufgeführt wurden. Francesco Cavalli und Marcantonio Cesti, der auch am Hofe Kaisers Leopold I. mehrere Opern geschrieben hatte, waren die hervorragendsten Operncomponisten jener Zeit. Der Lehrer des letztern war Giacomo Carissimi, Kapellmeister bey S. Apollinare in Rom, welcher, obschon er keine Opern componirte, gleichwohl zur Ausbildung derselben wesentlich beytrug durch die Erfindung der Kammer-

cantate, worin dramatische Recitation und Melodie herrschten, und aus derselben in die Oper übertragen wurden. Auch die Verbesserung des Recitativs, dieser Grundlage der wahren Oper, war sein Verdienst. In den Arien waren damals schon Spuren der später so beliebten und dem dramatischen Style verderblichen Bravour zu finden; sie kamen nur am Schlusse der Opern vor. Rovetta, Ziani d. ä. und Legrenzi, sämmtlich Venetianer, hatten sich um die Fortschritte des musikalischen Schauspieles verdient gemacht. In Privatzirkeln verdrängte die Cantate die Madrigale. In der Kirchenmusik waren der Stilo concertante und der Stilo da Capella, auch Stilo alla Palestrina genannt, gleich herrschend, und die Bogeninstrumente wurden beygezogen. Ein Nebenbuhler des Carissimi war Orazio Benevoli, Capellmeister bey St. Peter im Vatican, der sich im großartigen Capellenstyl durch Compositionen für drey, vier und mehrere Chöre auszeichnete, welche, nach dem vollgültigen Urtheile des Hrn. Verfassers, die Bewunderung der Kenner für ewige Zeiten in Anspruch nehmen werden. — In Frankreich hatte man den höhern Contrapunct verlassen, ohne in den neu entstandenen Compositionsgattungen etwas Bedeutendes zu leisten. — In Deutschland wurde, trotz den Kriegesstürmen, Contrapunct und Orgelspiel fleißig gepflegt. — Wenn übrigens während dieser Epoche in der selbstständigen Instrumentalmusik auch keine merkwürdigen Compositionen erschienen; so erhielten doch mehrere Instrumente, besonders die Bogeninstrumente, bedeutende Verbesserungen; die Violine hat die ihr damals gegebene Stimmung und Form noch bis auf den heutigen Tag, und die Violinen, welche zu jener Zeit in Cremona und Brescia verfertigt wurden, werden noch jetzt am meisten geschätzt und am theuersten bezahlt. Hr. Hofr. K. schließt diese Periode mit einem allgemeinen Lobe ihres Namensführers.

XIII. Epoche: Scarlatti (1680 — 1725). Carissimi's Ruf hatte, als er schon ein Greis war, einen jungen Neapolitaner, Alessandro Scarlatti, nach Rom gezogen, um sich unter Anleitung solch eines Meisters in der Tonkunst auszubilden. Diesem verdankt die Tonkunst einen noch höhern Aufschwung und die Vorbereitung ihres höchsten Flors. Nach seiner Lehrzeit besuchte er Bologna, Florenz, Venedig, München und Wien, wo seine Kirchen- und Opernmusik großen Beyfall fand; schrieb dann zu Rom mehrere Opern, und ward endlich zum k. Oberkapellmeister in Neapel ernannt, wo er sich der Bildung junger Componisten und den Arbeiten für Kirche und Theater bis zu seinem, nach 75 ruhmgekrönten Lebensjahren (1725) erfolgten Tode widmete. Der Verf. nennt ihn „einen der größten

Meister aller Zeiten;« und bedenkt man, daß er im höheren Contrapunkte wie in der dramatischen Recitation, in Erfindung edler, ausdrucksvoller Melodien, wie in zweckmäßiger Anordnung der Instrumentalbegleitung gleich groß gewesen; daß er das Recitativ vervollkommnet, das begleitete (obligate) Recitativ — womit in der Folge Gluck und Mozart so erstaunliche Wirkungen hervorbrachten — erfunden, und die Form der Arie geregelt hatte; so wird Jedermann dem Verf. beypflichten müssen. — Außer diesem Meister blühten dazumal auch noch andere Tonsetzer, deren Namen die Geschichte stets aufbewahren wird: Antonio Lotti, zu Venedig, im künstlichsten Contrapunct wie in der kühnsten Behandlung der Harmonie ausgezeichnet; Francesco Conti, am kais. Hofe zu Wien (dessen Oper: Il Don Chisciote (1719), an Witz und Humor der Musik mit dem Originale des spanischen Dichters wetteifert); Benedetto Marcello, in Venedig, der sich, neben vielen anderen schätzbaren Werken, durch seine Composition von 50 Psalmen Davids unvergeßlich gemacht; Anton Caldara, Vicecapellmeister Kaisers Carl VI., ein Tonsetzer voll Anmuth und Ausdruck bey kunstvollen Combinationen; Paolo Colonna, in Bologna, Stifter der bolognesischen Schule; Lully, zu Paris, Intendant der Musik Ludwig's XIV., der in der Oper zuerst die Tänze mit den Chören verband, und über siebzig Jahre die französische Opernbühne ausschließend beherrschte*); Reinhard Keyser in Hamburg, angeblich Tonsetzer von 116 deutschen Opern, deren Verlust man bedauern darf, da er, nach Hasse's Ausspruch, nebst Scarlatti der größte Componist seiner Zeit gewesen seyn soll; endlich Joh. Jos. Fux, kais. Hofcapellmeister in Wien, Autor des Gradus ad Parnassum und vieler italienischer Opern.

Die erste Veredlung der Instrumentalmusik, im Anfang dieser Epoche in Italien noch kaum gekannt, ging später gleichwohl von dort aus, durch Corelli, Geminiani und Vivaldi, deren Violin-Solos, Trios und Quartetten jedoch mehr noch in Deutschland und England, als in ihrem Vaterlande geschätzt wurden. Die Orgel wurde in Italien und Deutschland mit Eifer und Glück studirt, und die Formen der eigentlichen Fuge zu jener Zeit festgestellt.

Uebrigens entstand mit der Monodie auch der Kunstgesang, und wenn in der vorhergegangenen Zeit, wo nur im Chor gesungen wurde, theoretische Kenntnisse und die Fähigkeit, vom Blatte (a vista) zu singen, schon hinreichte, um Sänger zu seyn, so

*) Siehe Castil-Blaze: De l'Opéra en France, angezeigt in diesen Jahrbüchern 1824, XIV. Bd.

verlangte das Gesang-Solo, und besonders die Oper, eine schöne Stimme und eine höhere Fertigkeit im Vortrag. Das Bedürfniß solcher Sänger für Sopran und Alt zu den Solos in der Kirche (von deren Musikchor das weibliche Geschlecht ausgeschlossen war) führte die Bildung der Castraten herbey, deren erster 1625 in die päpstliche Capelle kam, und die nachher auch in die Oper eingeführt wurden. Einige derselben, z. B. der berühmte Pistochi zu Bologna, errichteten Singschulen, welche den auswärtigen Höfen ausgezeichnete Sänger lieferten.

XIV. Die Epoche der neuen neapolitanischen Schule von Leo und Durante (1725—1760). Diese wurde von zwey Zöglingen Scarlatti's, Leonardo Leo und Francesco Durante gegründet, welchen der Verf. noch einen dritten Schüler desselben Meisters, Gaetano Graco, zugesellt. Sie verbanden die harmonischen und contrapunctischen Kenntnisse der früheren Zeit mit den Vortheilen der ihrigen: der mittlerweile vervollkommneten Gesangkunst und der wesentlichen Verbesserung der Instrumente. Das Verdienst dieser Männer, welches hier vorzüglich herausgehoben wird, ist »die Reglung des rhetorischen Theils der Melodie« und »die bessere Gestaltung der Arie.« Worin letztere bestanden, wird umständlich dargelegt. Wenn die »Verlängerung der Phrase und der Arie selbst,« die »Wiederholung der bedeutendsten Motive,« die Einführung der »Symmetrie der einzelnen Theile« und die Ausdehnung der »Ritornelle« mit besonderem Lobe erwähnt werden; so darf man bemerken, daß schon diese Meister selbst in allen diesen Dingen nicht selten zu weit gingen, und dadurch ermüdende Längen schufen; eine mit der Wiederholung der Motive unausweichliche, weder in dem Sinne des Gedichtes, noch in der dramatischen Handlung begründete Wiederholung der Worte anbrachten, durch die Symmetrie eine Art von stereotyper Form, die eine Arie der andern ähnlich machte, aufstellten, und die Ritornelle zuweilen den Fluß des Gesanges und die Bewegung der Situation störend ertönen ließen. Alles, was oben gerühmt wurde, kann allerdings als eine wesentliche Verbesserung der Arie betrachtet werden, wenn es durch Kunstphilosophie ermäßigt und geleitet wird. Wie oft dieses nicht geschehen, beweisen tausend Beyspiele der, bis auf diesen Tag jenen Meistern nachgefolgten Italiener durch die schreckliche lange Weile ihrer nimmer endenden Arien, durch die meist sinnwidrige Wiederholung der Worte, durch die immer gleiche Structur dieser Gesänge, und durch Ritornelle, die — statt »den Zuhörer auf den folgenden Gesang vorzubereiten,« oder »desselben Erwartung zu spannen,« bloß da zu seyn scheinen, damit er, vor dem Auftritt des

Sängers oder der Sängerin, die Decoration in all ihren Theilen mit Muße betrachten könne, und damit seine Erwartung der darauf folgenden Arie noch eher abgespannt werde, bevor sie beginnt. Hr. Hofr. K. ist hierüber in der darauf folgenden Epoche S. 91 mit Referenten derselben Meinung; nur kann dieser nicht bestätigen, daß »die Lieblinge des Tages« uns alle jene Fehler »goutiren« gelehrt hätten. — Außer der angeführten Verbesserung des Gesanges selbst hatte man den oben genannten Tonmeistern auch die Vermehrung des Orchesters durch einige Blas-Instrumente zu danken; wodurch das Accompagnement mehr Abwechslung und, wo es nöthig war, mehr Kraft erhielt. — Bey der Aufführung der gefeyerten Männer, welche aus der von Leo und Durante gestifteten Schule hervorgingen, schweift der Hr. Verf. aus der oben behandelten Periode in eine viel spätere Zeit, und nennt, außer Porpora, Vinci, Pergolese, Duni, Feo, Traetta, Jomelli und Anderen dieses Ranges, auch noch Sacchini, Piccini (»der Schöpfer der ital. Opera buffa mit Ensemble-Stücken und Finalen), Anfossi, Guglielmi d. ä., Cimarosa, Paesiello, Zingarelli nebst einigen minder bekannten. Sogar Jos. Haydn glänzt in dieser Reihe, weil er von Porpora Unterricht erhalten haben soll. — Zwar wird schon hier bemerkt, daß der Opernstyl auch in die Kirchenmusik übertragen wurde, »zumal in Italien, wo zwischen der Oper und der solennen Messe — einige Fugensätze etwa abgerechnet, wodurch man dieser letzteren eben den Stempel von Kirchenmusik aufzudrücken meint — kaum der geringste Unterschied noch wahrzunehmen ist;« allein die Janitscharenmusik in christliche Tempel einzuführen, und z. B. die Ouverture zur Oper: La gazza ladra, mit Trommel und Pfeifen als Graduale oder Offertorium herabzusausen (wie Ref. von Ohrenzeugen weiß), dieser erstaunenswürdige Fortschritt in der Philosophie und im Geschmacke der Tonkunst blieb gleichwohl erst der Epoche Rossini vorbehalten. — Die Instrumentalmusik war auch bey den besten ital. Operncomponisten nicht weit gekommen, wie ihre Ouverturen beweisen. Für die Kammermusik hatte Domenico Scarlatti schätzbare Clavier-Sonaten geschrieben, und das Violinspiel wurde durch Tartini, Nadini und Pugnani auf eine ehrenvolle Stufe erhoben. Auch in den Blas-Instrumenten thaten sich mehrere Künstler hervor.

In Frankreich war bey der großen Oper Rameau, Anfangs Lully's Nebenbuhler, dann sein Nachfolger. Seine Werke gingen, durch Uebersetzungen, selbst nach Deutschland über. Die französische Operette, worin Monsigny, Philidor, »nachmals vorzüglich Gretry,« sich auszeichneten, ent-

stand in dieser Epoche, und ward — wie Ref. beyzusetzen sich erlaubt — später durch Weisse und Hiller mit dem glücklichsten Erfolge nach Deutschland verpflanzt. Im Orgelspiele wird der gefeyerte Marchand von Joh. Seb. Bach im Kampfe überwunden; in der übrigen Instrumentalmusik sollen die Franzosen in Composition und Ausführung Bedeutendes geleistet haben, doch ist von ersterer nichts bis auf uns gekommen.

Deutschland betreffend, führt der Hr. Verf. die Ursachen trefflich aus, welche das Orgelspiel, wie das Studium der Harmonie und des künstlichen Contrapunctes auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hatten. Seit Rameau und d'Alembert, »welche zuerst ein eigentliches System der Harmonie entwickelt haben,« ist nirgends in den oben erwähnten Fächern der Tonkunst so viel gearbeitet und gedruckt worden als in Deutschland, wie die Namen Matheson, Carl Phil. Em. Bach, Marburg, Kirnberger u. a. bezeugen. »Aus solchen Organistenschulen,« fährt der Autor fort, »sind früh, im achtzehnten Jahrhundert, die deutschen Heroen dieser überall so merkwürdigen Epoche, ein Händel und ein Joh. Seb. Bach hervorgegangen, welche — wie es scheint — in Ewigkeit unübertroffen, ja unerreicht bleiben werden; kein Land, keine Schule, keine Zeit hat etwas aufzuweisen, das den Oratorien des Einen und den Fugenwerken des Andern auch nur angenähert werden könnte. Sie stehen so einzig, darum aber auch so isolirt da, daß ich es nicht über mich vermocht hätte, sie an die Spitze einer Epoche zu stellen, deren folgende weder als eine Fortsetzung, noch und viel weniger als eine Vervollkommnung der ihrigen angesehen werden könnte.« So schön empfunden und wahr das Alles gesagt ist, so wenig wird es irgend Jemand genügen, der auch nur einigermaßen im Stande ist, die Werke jener großen Männer zu würdigen. Während man von so Manchem, der zwar für seine Zeit Verdienstliches geleistet hat, mit all seiner Größe an diese Heroen aber so wenig hinanreicht, als der Pygmäe an einen Riesen, ganze Blätter der vorliegenden Schrift erfüllt findet, sind diese wenigen Worte Alles, was in einer Geschichte der Musik von dem größten Geiste, der diese Kunst verherrlicht hat, und von dem Ausgezeichnetsten in einem, zwar beschränkten, aber im schwersten Fache derselben vorkömmt. Keine Nachrichten über Geburtsjahr und Vaterland (deren Kenntniß doch nicht bey allen Lesern vorausgesetzt werden kann). So gar nichts über ihre, wenigstens über die vorzüglichsten ihrer Werke und die Eigenschaften, welche dieselben eben zu »unübertroffenen« und »unerreicht bleibenden« erhoben haben. Wenn auch diese beyden Meister, nach den Ansichten des Hrn. Verfassers — von welchen weiter unten wird ge-

sprochen werden — nicht geeignet waren, an die Spitze einer Epoche gestellt zu werden; so hätten sie doch eben darum, weil sie »eine eigene Periode begonnen und beschlossen,« einen eigenen Abschnitt verdient. Welcher von Allen, die in vorliegendem Werke genannt und gepriesen werden, hat, wie Händel, in einer Anzahl von Werken, von der man kaum begreift, wie er sie in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines Wirkens auch nur schreiben, geschweige denn erfinden konnte, soviel wahren, tiefen, oft frappanten Ausdruck mit so vielen contrapunctischen Schönheiten, so geistvolle Conceptionen mit so kunstreicher Ausführung verbunden, und Allem, was er schrieb, besonders aber seinen Chören, den Character des Grandiosen in solchem Maße zu verleihen gewußt? Wer trieb, wie Bach, die musikalische Mathematik — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — auf die höchste Höhe? Und solche Männer sollten in einem ausschließend der Musik geweihten Buche von 100 Seiten mit acht Zeilen können abgefertigt werden?

Daß die Instrumentalmusik aus jener Epoche sich nicht so wie die Gesangmusik erhalten habe, schreibt der Hr. Verf. dem Umstande zu, daß jene mehr von dem Geschmack der Nation abhängt, und mehr dem Einflusse der Mode unterliegt, als diese. — Von einer eigenen deutschen Oper ist in dieser Epoche nichts zu berichten; an den größeren Höfen herrschte nur die italienische, deren viele jedoch von deutschen Meistern componirt wurden. Die hier erwähnten deutschen Originalsingspiele von Hiller, Georg Benda u.a. gehören schon dem Anfange des folgenden Zeitraumes an; so auch Graun's ital. Opern, Cantaten und sonstige Werke, aus welchen sein Oratorium: Der Tod Jesu, als ein wahrhaft classisches hervorragt, und besonders in Hinsicht der darin enthaltenen Recitative ein unvergängliches Vorbild bleiben wird. Uebrigens wird hier noch der Oratorien und Cantaten Stölzl's in Gotha und Telemann's in Hamburg lobend gedacht.

XV. Epoche: Gluck (1760—1780). Wir kommen nun an die goldene Zeit der Oper, die leider nur allzukurz gewährt hat! Was erst noch in der vorausgegangenen Epoche als eine Verbesserung der Oper und besonders der Arie betrachtet wurde, fand man, nachdem das Vorurtheil für die neapolitanischen Gesetzgeber in diesem Kunstfache geschwächt, die Aesthetik der Tonkunst entwickelt, und der Begriff vom musikalischen Drama geläutert worden, zu verbessern höchst nothwendig. Man erkannte, daß, um dieß zu bewirken, vor Allem das, was früher hinzugefügt ward, wieder weggeschnitten werden müsse; daß die Längen zu kürzen, die sinnlosen Wiederholungen zu vermeiden seyen, die,

alle dramatische Illusion zerstörende Bravour von der Bühne in das Concert zu verweisen, und auf den von der Manier usurpirten Thron die Natur wieder zu erheben sey. Zu solchem Wagnisse war nicht weniger Genie und Muth erforderlich, als der Ritter Christoph von Gluck besaß. Ref. hat schon bey zu vielen Gelegenheiten in dieser und in andern Zeitschriften seine Verehrung für jenen größten aller dramatischen Tonsetzer, für dessen Grundsätze und dessen Werke ausgesprochen, um demjenigen, was Hr. Hofr. K. hier mit so würdiger Anerkennung der Verdienste des großen Reformators sagt, noch etwas beyfügen zu wollen. Gluck's Begriffe von der Oper hat er selbst nicht nur in der Zueignungsschrift seiner Alceste an den Großherzog von Toscana (nachherigen Kaiser Leopold II.), von welcher der Verf. einen dankenswerthen Auszug mittheilt, er hat sie noch eindringender in seinen Hauptwerken: Orfeo, Alceste, Iphigénie en Aulide, Armide, und vor allem in seiner Iphigénie en Tauride, diesem höchsten Prototyp der tragischen Oper, dargelegt. Nicht mit der Ansicht des geehrten Autors kann Ref. sich vereinigen, wenn derselbe (S. 93) den Satz aufstellt, daß »die Musik auch in der Oper als selbstständige Kunst bestehen müsse;« noch mit der Meinung, daß Gluck diesem Satze gefolgt sey. Eine Musik, die auch nicht eine Note enthält, welche nicht entweder zur Erhöhung des poetischen Ausdrucks oder zur wirksameren Schilderung der dargestellten Gefühle, oder zur kräftigeren Zeichnung des Characters der handelnden Person, oder endlich zur lebhaftern Schilderung der dramatischen Situation unumgänglich nöthig ist, kann nicht als selbstständig bestehen; und wenn man sich auch — wie sehr richtig bemerkt wird — die anmuthigen Motive, an denen Gluck's Werke so reich sind, nach ihrem Anhören gern und leicht aus dem Gemüthe wiederholt; so ist seine Musik ohne Worte doch keineswegs geeignet, gleich den neuesten ital. Opern, die in der That eine »selbstständige Musik« haben, in einem Clavierauszuge ohne Text (!) genossen, oder gar von den Drehorgeln mit Beyfall abgeleyert zu werden.

Leider hat der Hr. Verf. vollkommen Recht, wenn er sagt, daß Gluck's Einfluß wohl in Frankreich und Deutschland wirksam, auf die italienische Oper hingegen nicht bedeutend war; und nach den Rückschritten, welche dieselbe im neunzehnten Jahrhundert — in dramatischer Hinsicht — gethan hat, dürfte die Zeit noch sehr fern seyn, in welcher man dort einsehen wird, was jener berühmte Meister in seiner oben erwähnten Zueignung so wahr und bündig sagt: »daß die Einfachheit, die Wahrheit,

die Natürlichkeit in allen Werken der Kunst der wahre Grund des Schönen sind.«

Dieser dem Ritter Gluck geweihte Abschnitt schließt mit einer ehrenvollen Erwähnung Carl Phil. Em. Bach's, seiner trefflichen Werke und seiner Verdienste um die Ausbildung des Clavierspieles, welches dann durch Muzio Clementi und W. A. Mozart zur Vollkommenheit gebracht wurde. — Man darf sagen: zur Vollkommenheit; denn was seither für den technischen Theil des Clavierspieles geschehen, sind Künste, worüber die Kunst verloren gegangen ist, nämlich die Kunst des verständigen und empfundenen Vortrags, die in aller Musik hoch über jeder auch noch so bewundernswürdigen Fertigkeit der Hand oder der Kehle steht.

Noch wäre hier der kaiserl. Hoffkapellmeister Florian Gaßmann († 1773) anzuführen gewesen, der neben vielen, noch jetzt sehr geschätzten Kirchencompositionen, mehrere ital. Opern schrieb, aus welchen L'Amor artigiano sich allgemeinen und lange anhaltenden Beyfall erwarb. Auch Umlauf (der Vater) hätte genannt zu werden verdient, dessen Singspiele (besonders: »Das Irrlicht«) so wie seine Balletmusik mit Recht beliebt waren. — Als Contrapunctisten und noch mehr als Organisten ersten Ranges vermißt man in dieser Epoche auch den berühmten Albrechtsberger.

XVI. Epoche: Haydn und Mozart (1780 — 1800). Nach kurzen biographischen Notizen von diesen zwey Erzmeistern folgen ihre Verdienste um die Tonkunst ebenfalls in gedrängter Kürze, welche keinen Auszug gestattet. Ihr Ruhm lebt in ihren Werken, und wird darin ewig fortleben, wenn Sinn und Geschmack für das wahre Schöne, die seit geraumer Zeit so sehr im Abnehmen sind, nicht gänzlich verloren gehen. Das gearbeitete Quartett und die große Symphonie danken dem Vater Haydn Form und Bedeutung. Daß er auch in der Vocalmusik groß war, beweisen, nebst vielen gediegenen Kirchencompositionen und einer Menge für den Fürsten von Esterhazy geschriebenen, dem Publikum aber nicht bekannt gewordenen Opern, seine beyden Oratorien: Die Schöpfung und die Jahreszeiten. Der erste Eindruck, den zumal jenes, zu einer Zeit, wo Händel's Oratorien nur noch einem kleinen, bey dem Freyherrn Gottfr. van Swieten versammelten Kreise zu Gehör kamen, hervorbrachte, wird Jedem, der ihn fühlte, unvergeßlich bleiben. Mozart's Genie, das sich — wie der Hr. Verf. ebenfalls anmerkt — Haydn für die Instrumentalmusik, Gluck für die dramatische und Händel'n wie Seb. Bach für seine höheren contrapunctischen Arbeiten zu Vorbildern gewählt hatte, umfaßte

alle diese Zweige der Tonkunst mit gleich erstaunenswürdiger Meisterschaft. In der dramatischen Musik wird seine Oper: Le nozze di Figaro, ewig eben so das höchste Muster für die komische Oper bleiben, wie Gluck's Iphigénie en Tauride es für die tragische ist [1]). Kein Tonsetzer, weder vor noch nach ihm, verstand es wie er, den Laien und den Kenner zu gleicher Zeit zu befriedigen; jenen durch die edelsten, reizendsten Melodieen, diesen durch die künstlichsten contrapunctischen Combinationen, welche in der Ausführung und Begleitung derselben gleichsam verborgen liegen, ohne die Anmuth der Melodieen im mindesten zu beeinträchtigen.

Mit vollem Rechte nennt Hr. Hofr. K. die Epoche dieser beyden Meister »das goldene Zeitalter der Musik,« und gewiß wird Jedermann seinem Ausspruche beystimmen, daß Alles, was die spätere Zeit Großes und Schönes hervorgebracht, seinen Ursprung von dorther genommen habe.

Dagegen bleibt in der Darstellung dieser Epoche noch einiges Andere zu wünschen übrig. Nur des trefflichen Naumann, seines »Vater unser« und seiner »Cora« wird etwas umständlicher erwähnt; von den Franzosen wird bloß gesagt, daß in den 1790ger Jahren ihre Operncomponisten — »noch sind ihre Namen uns geläufig« — Meisterwerke geschaffen haben; wo doch von einem Mehül, Cherubini, Catél und ihren vorzüglichsten Werken viel Interessantes zu melden gewesen wäre. Aus den Italienern werden Jos. Weigl, Paer und Simon Mayer, Autoren mehrerer werthvoller Opern, völlig vermißt, und der letzteren zwey erst in der folgenden Epoche nur beyläufig gedacht. Cimarosa, Paesiello, Salieri und Zingarelli werden bloß mit Namen angeführt. Am meisten muß dieß von dem kais. Hofkapellmeister Salieri befremden, welcher aus allen italienischen Operntonsetzern früherer und späterer Zeit der am meisten dramatische war, wie Ref. zu erweisen sich erbietet, oder vielmehr in seiner Biographie dieses Meisters [2]) erwiesen hat. Salieri wendete, durch Verstand und Geschmack geleitet, schon vor seiner Bekanntschaft mit Gluck dessen Grundsätze an; nach seiner Verbindung mit ihm erwarb er sich durch seinen Tarare (bey uns in ital. Sprache unter dem Titel Axur bekannt) und seine Danaïdes einen Ehrenplatz neben Gluck, und ward der Erbe seines Ruhmes in Frankreich. Unter seinen 38 Opern ist nicht

[1]) Man findet darüber mehr im XLIX. Bande dieser Jahrbücher, S. 203 u. f.

[2]) Ueber das Leben und die Werke des A. Salieri. Wien, bey Wallishausser, 1827.

eine, die sich nicht durch irgend einen besonderen Vorzug vor anderen ähnlichen Werken der nämlichen Zeit auszeichnete, und man braucht nur den schon erwähnten **Axur**, **la grotta di Trofonio**, **Palmira**, **la fiera di Venezia** und **La scuola de' Gelosi** zu nennen, um alle älteren Freunde der räsonnirten ital. Oper zu dankbarer Erinnerung anzuregen. — Endlich hätten unter den Deutschen Michael Haydn, dessen gediegene und gemüthliche Kirchencompositionen noch heute den Gottesdienst begleiten, und Dittersdorf, wenn er auch nicht in die Reihe der Vorzüglichsten gehört, doch als Componist manches mit Beyfall aufgenommenen Singspieles, nicht übergangen werden sollen.

XVII. Epoche: Beethoven und Rossini (1800 — 1832). Wohl nie sind die Namen zweyer mehr heterogener Wesen in so engem Verein genannt worden, wie hier geschehen ist. Von einer Seite die höchste Originalität, der erhabenste Aufschwung edler Ideen, die genialste Durchführung derselben, eine Alles durchglühende, aus der Fülle der Gedanken und der Harmonie entsprungene Kraft; von der andern: Plagiate ohne Zahl, Trivialität, Vernachläßigung der allerersten Kunstregeln, Lärmen durch bloße Anhäufung der Tonmittel. Dort die Bürgschaft für unsterblichen Ruhm, hier eine schon jetzt erloschene Celebrität.

»Wenn man in der Geschichte der Kunst,« so beginnt dieser Abschnitt, »die Epochen mit Recht nach den Meistern benennt, welche in irgend einer Zeit Neues zu schaffen glücklich versuchten, und vor andern die Stimme der Zeitgenossen für sich gewannen; so müssen wir diese letzten Decennien — unsere Zeit — die Epoche Beethoven's und Rossini's nennen. Wie der Eine, einst der Wiener Schule herrlichster Zögling, in seinen Instrumental-Compositionen unübertroffen glänzt, so haben des Andern höchst lebhafte und ausdrucksvolle Opern mit allen Mitteln der Kunst der Instrumente wie des Gesanges unwiderstehlich wirkend, den ungetheilten Beyfall seiner Zeit errungen.« — Liest man diese beyden Sätze mit Aufmerksamkeit, und vergleicht man sie mit dem, was in der Einleitung (S. 10) gesagt worden, über die Eintheilung gegenwärtiger Geschichte nach Epochen, und deren Benennung nach »demjenigen, welcher auf die Kunstbildung und den Geschmack seiner Zeitgenossen am kräftigsten eingewirkt, und entweder durch neue Entdeckungen, durch Einführung neuer Gattungen oder eines neuen Styls, oder durch bedeutende Verbesserungen der vorgefundenen Setzarten, durch Beyspiel oder Lehre, die Kunst erweislich auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gefördert hätte,« so dringen sich folgende Bemerkungen auf:

Neues geschaffen, in sofern von »Einführung neuer Gattungen« die Rede ist, hat weder Beethoven noch Ros-

sini. — Die Stimmen der Zeitgenossen haben beyde für sich gewonnen, und wenn es auf Zählung derselben ankäme, würden sich unendlich mehr für den Letztern als für den Erstern ergeben, woraus aber doch Niemand schließen wird, daß dieser höher zu achten sey als jener; da man die Größe eines Gelehrten, Schriftstellers oder Künstlers bisher niemals nach den Stimmen der Zeitgenossen, sondern nach dem Urtheile der Nachwelt, d. h. nicht nach einem vom Vorurtheil, von flüchtigem Wohlgefallen oder von der Mode gespendeten vorübergehenden Beyfalle, sondern nach dauerndem Ruhm bemessen hat. Welches von beyden der Fall Rossini's sey, sieht man daraus, daß seine Opern — und zwar meistens nur in Italien — sich bloß durch die Virtuosität der Sänger auf einigen Bühnen noch erhalten, übrigens aber seine Musik schon jetzt in Italien selbst so wenig geachtet wird, daß ein berühmter Gelehrter und Schriftsteller aus Berlin, zugleich ein Freund und gründlicher Kenner der Tonkunst, welcher im verflossenen Spätherbste Italien bereiste, während seiner darauf gefolgten Anwesenheit in dieser Hauptstadt dem Referenten erzählt hat: Er habe, um seine Sammlung musikalischer Autoren zu ergänzen, Einiges von diesem Maestro kaufen wollen, und nur mit großer Mühe etwas bey einem Antiquar finden können, nachdem man ihn überall mit dem Bescheide abfertigte, »solch veraltetes Zeug führe man nicht mehr.« Was Beethoven von der Nachwelt zu erwarten habe, läßt sich, wenn menschliche Voraussicht nicht trügt, daraus abnehmen, daß seine Compositionen (zumal die ersten zwey Drittheile derselben) seit ihrem Erscheinen immer besser verstanden, mehr bewundert und höher geschätzt werden. — Auf die Kunstbildung und den Geschmack der Zeitgenossen haben beyde eingewirkt: Beethoven zur Erhebung und Veredlung der einen und des andern, Rossini zum Rückschritte der ersteren und zum Verderben des letzteren. Wer davon noch Beweise wünscht, mache die einfache Vergleichung, daß Händel, Bach und Gluck uns zur »goldenen Zeit,« zur Epoche Haydn's und Mozart's, geführt haben; Rossini zur glorreichen Epoche der Walzer. — Neue Entdeckungen, im eigentlichen Sinne des Wortes, möchten aus Beethoven's Werken kaum abzuleiten seyn; Rossini hat die Entdeckung gemacht, daß in der Oper die Musik sich weder um Text, noch Character des Singenden, weder um Situation noch um Handlung zu bekümmern habe, sondern, von lästigen Fesseln entbunden, bloß Effect hervorbringen, d. h. leicht faßliche Melodieen (gleichviel ob passend oder nicht), enthalten, und vor Allem considerables Getöse machen müsse, um des Beyfalls gewiß zu seyn. — Auf eine bedeutende Verbesserung der vorhandenen Setzarten end-

lich würde der bescheidene Beethoven, nach dem, was Haydn und Mozart dießfalls in der Instrumentalmusik geleistet haben, gewiß selbst nicht Anspruch machen; Rossini hingegen hat die Verbesserung eingeführt, die Singstimme durch überladenes Accompagnement dermaßen zu decken, daß nur Stentorslungen durchzudringen vermögen, und Sänger und Sängerinnen, die ehedem dreyßig und mehr Jahre dem Publicum Vergnügen gewähren konnten [1]), meistens nach sechs oder acht Jahren ihre Stimme zu verlieren anfangen. — Durch Lehre, d. i. durch Unterricht, hat weder der Eine noch der Andere für die Folgezeit gewirkt; eine eigentliche Schule wurde von keinem gegründet. Beethoven wird studirt; man gewahrt hie und da glückliche Folgen davon, und die Früchte dieses Studiums würden noch erfreulicher seyn, wenn nicht die Meisten, die ihn zum Vorbilde wählen, ihn noch überbieten wollten; woraus dann Bizarrerie statt Originalität, Schroffheit statt Character entsteht. Rossini ward und wird nachgeahmt; aber, wie es mit Nachahmungen zu gehen pflegt, man trifft im Gesang nur seine versteinerten Manieren, im Accompagnement nur seine Ueberladung. Fern sey es, ihm eine Fülle von angenehmen, wenn auch selten edlen Melodieen abzusprechen, womit er mehrere Jahre ausgereicht, bis er genöthigt war, sein eigener Schuldner zu werden; fern auch, ihm die Fähigkeit zu bestreiten, etwas Besseres zu leisten, als er, der Mehrzahl seiner Werke nach, geleistet hat. Der dritte Act seines Othello, und mehr noch sein Wilh. Tell, der auch einem Meister ersten Ranges Ehre machen würde, beweisen hinlänglich, was er hätte seyn können, wenn ihm nicht mehr daran gelegen gewesen wäre, auf wenige Jahre der Abgott der Menge, als für immer der Gegenstand bleibender Achtung zu seyn. Alles hier Gesagte soll nur zeigen, daß — nach den eigenen, vom Hrn. Verf. aufgestellten Bedingungen — der »Schwan von Pesaro« durchaus kein Epochen-Mann seyn konnte.

Ob die Eintheilung nach Epochen und deren Benennung nach Meistern überhaupt zuläßig sey, ist schon an einem andern Orte bezweifelt worden [2]). Man wird Herrn Fétis kaum Unrecht geben können, wenn er behauptet, daß Orlando Lasso auf die Ehre, der zehnten Epoche den Namen zu leihen, eben so viel Anspruch als Palestrina habe; daß es, mit aller Achtung für die großen ital. Meister Leo und Durante, gleichwohl

---

[1]) Die beliebte Sängerin Tomeoni sang über vierzig Jahre mit ungetheiltem Beyfalle; aber freylich nur Musik von Salieri, Paesiello, Cimarosa, Piccini, Paer u. dgl.

[2]) Revue musicale, 1834. Nr. 31. p. 244. v. l. 5.

höchst befremdlich sey, eine Epoche, in welcher Händel und Sebastian Bach lebten, nach jenen benannt, und diese Riesen der Kunst gleichsam nur als Beygabe (comme des accessoires) zu finden. Dieses Befremden wird noch dadurch gesteigert, daß die siebzehnte Epoche den Namen von Männern führt, welche aus demselben Grunde, den Hr. Hofr. K. (S. 90) dafür angibt, daß er die so merkwürdige vierzehnte Epoche nicht nach jenen zwey deutschen Meistern benannte (nämlich weil sie keine sich fortgepflanzte Schule gestiftet), um so mehr von dieser Ehre hätten ausgeschlossen bleiben sollen; als aus dem Studium Händel's und Bach's ein Mozart hervorging, das Studium Beethoven's hingegen — wenigstens bis jetzt — noch keinen außerordentlichen Componisten erzeugt hat; vor einer Rossinischen Schule aber der Himmel uns in Gnaden bewahren wird, wie er es bisher gethan hat.

Damit man aber nicht meine, die Ehre, welche der Hr. Verf. diesem Manne der Mode erwiesen, sey aus einer Vorliebe entsprungen, die ihm dessen Mängel völlig übersehen machte; ist es billig, eine treffliche Bemerkung herzusetzen, welche (S. 98) seinem Lobe angehängt ist:

»Indeß ist die Macht der Instrumente und der Ueberraschungen allmälich auch wieder überschätzt worden; man überbot die Vorgänger und überbot sich selbst in dem Ringen nach Effekten *); ein gefährlicher Luxus schlich sich ein. — — — Unter der Hand des Genies freylich gedeiht jede Gattung in einem Style; aber sein Beyspiel ist darum nicht immer ein ersprießliches für die Kunst; ein übermäßiger Gebrauch der Kunstmittel verwöhnt sehr bald die Zeitgenossen; ihre Wirkung ist nicht bey jeder wiederholten Erscheinung mehr dieselbe, und zwey Mal zwey ist endlich nicht mehr vier.«

Hr. Hofr. K. läßt nun noch dieser Epoche Gerechtigkeit widerfahren, indem er anführt, daß in ihr werthvolle Werke in jeder Gattung hervorgebracht wurden, wovon die Urheber (deren Namen jedoch nicht vorkommen) ihren Rang neben den größten Meistern der vergangenen Zeit würdig einnehmen. Die Kunst des Contrapunctes und der Fuge sey zwar bey dem gegenwärtigen Stande unserer Musik fast nur der Kirche und dem Ora-

*) Sobald man willkürlich die Gränzen überschreitet, welche die Aesthetik der Kunst, gesundes Urtheil und geläuterter Geschmack der Anwendung der Kunstmittel vorzeichnen, läßt sich nicht mehr bestimmen, wo der rasende Lauf enden wird. Wenn, um Effect zu machen, auch die große Trommel, die Ophekleyde und der Bombardon nicht mehr ausreichen, wird man zu Musketen und Kanonen schreiten müssen: Was aber weiter?

torium zugewiesen; doch mangle es nicht an Männern, »die dieses ewige Feuer unterhalten, und davon der Anerkennung würdige Proben ablegen.« Hier hätte man erwarten können, daß der kaiserl. Hofkapellmeister Eybler, ein ausgezeichneter Kirchen-Componist dieses Jahrhunderts, genannt, und von einem der größten Contrapunctisten unserer und jeder Zeit würde gesprochen werden, welcher im ganzen Laufe dieses Werkes auch nicht einmal genannt wurde; allein das Buch geht zu Ende, ohne daß des würdigen Abbé Maximilian Stadler irgend erwähnt wäre; eines Mannes, der seine tiefen Kenntnisse in der Theorie wie in der Aesthetik der Tonkunst in dem herrlichen Oratorium: Die Befreyung von Jerusalem, in seinem für die kais. Hofkapelle geschriebenen großen Requiem, in seinen erhabenen Chören zu Collin's Trauerspiel »Polyxena,« in seiner classischen Cantate: »Die Frühlingsfeyer,« und in einer großen Menge vortrefflicher Kirchen- und Claviercompositionen auf das Rühmlichste dargethan hat *).

Das Werk schließt, nach einem Rückblick auf den ganzen Verlauf der Geschichte, mit der — leider nur zu wohl gegründeten — Ahnung des nahen Verfalles der Tonkunst, und einer in einem wohlgewählten Gleichnisse vorgebrachten Entschuldigung, daß nicht alle mehr oder minder berühmten Künstler darin erscheinen; welchem Mangel der Verf. durch eine nun folgende Uebersicht der Epochen einigermaßen nachzuhelfen sucht, die zugleich »die Namen noch mehrerer Tonsetzer, Lehrer und Schriftsteller enthält, welche, neben den größten der Zeit, sich hervorgethan haben.« Unter diesen sind denn mehrere, deren Abgang in gegenwärtiger Anzeige bedauert wurde, welchen aber gleichwohl bloß mit der Nennung ihres Namens nicht das ihnen gebührende Recht zugekommen ist.

Der Anhang liefert Anmerkungen zum Texte, wovon die erste »das Nothwendigste zur Kenntniß der Theorie der altgriechischen Musik« darbietet; die zweyte von den »Neueren,« die dritte von der Tonschrift Hucbald's, die vierte vom »Herachord,« die fünfte von dem handelt, was die Griechen »Harmonie und Melodie« nannten (welcher hier davon gegebenen Erklärung jedoch die vom Ref. angeführte Stelle des Aristoteles widerspricht), und die sechste einige Muthmaßungen über die verschiedenen Namen, unter welchen Binchois erscheint, und über den wahren Vornamen des Fauges enthält.

Auch dieses Werk ist mit Notenbeyspielen versehen, welche

---

*) S. dessen Nekrolog in der Wiener Zeitschrift, Jahr 1834. Nr. 149 und 150.

20 Seiten einnehmen, und die ältesten Monumente eines figurirten Contrapunctes darstellen.

Hr. Hofr. K. verdient für diese neue Frucht seiner Gelehrsamkeit den regsten Dank aller Tonkünstler und Kunstfreunde, welche durch das vorliegende Werk eine vollständige, möglichst klare und möglichst gedrängte, aus eigener Forschung, eigenem Nachdenken und eigenem Urtheile entsprungene Uebersicht der Geschichte von der Entstehung, den Fortschritten, den Schicksalen und dem gegenwärtigen Zustande der Musik gewinnen, ohne sich erst durch Folianten voll von Dingen durcharbeiten zu müssen, welche manchmal den Hauptgegenstand mehr verwirren als aufhellen, und die jedenfalls auch nicht zu wissen erlaubt ist, um gleichwohl ein tüchtiger Musiker zu seyn, der seine Kunst nicht bloß in der Kehle und in den Fingern, sondern auch im Kopfe und im Gemüthe hat.

Ig. Fr. Edler von Mosel.

Art. V. Leben und Studien Friedr. Aug. Wolf's, des Philologen. Von Dr. Wilh. Körte. Zwey Theile. Essen bey J. D. Bädeker. 1833.

Es ist schon an einem andern Orte dieser Blätter gesagt worden, daß Monographien mehr als dicke Bände die Wissenschaft fördern, und daß unter diesen die Biographien einzelner ausgezeichneter Männer vorzüglich belebend und belehrend zugleich wirken. Ein solcher Mann, in seinem Fache, war F. A. Wolf, und er hat an Körte einen ihm würdigen Biographen gefunden. An Materialien dazu, so wie an der hier nothwendigen persönlichen Bekanntschaft hat es unserm Biographen nicht gefehlt, wie denn auch Wolf selbst mit einer Autobiographie unserm Verf. vorausgegangen ist, die, obschon sie nicht vollendet wurde, doch viel Schätzenswerthes enthielt.

Wolf, einer der ausgezeichnetsten Philologen seiner, und vielleicht aller Zeiten, war ein Autodidact, und hat sich alles, was er besaß, selbst seine erste eigentlich wissenschaftliche Erziehung, selbst gegeben. Er entwickelte selbstständig die ihm inwohnende Kraft, und hatte dabey noch mit vielen äußern Hindernissen und Hemmungen zu kämpfen. Schwächeren Gemüthern möchte die Lesung dieses Werkes leicht zu einer nicht gefahrlosen Geschichte für sie selbst werden. Nicht jeder ist dazu angethan, und nur wenigen wird es gelingen, den Bogen des Ulysses zu spannen. Wer aber die innere Kraft in sich fühlt, mag sich beleben und erhöhen an dem Manne, und dann ohne Selbsttäuschung durch Eitelkeit oder Ruhmsucht, dem Rufe des Genius folgen die

rauhe Bahn, um gleich ihm mit festem Schritt zum Ziel zu wandeln, und den daselbst ausgesteckten Kranz mit eigener Hand, wie sein großes Vorbild es gethan, auf sein Haupt zu setzen.

Wolf wurde am 15. Februar 1759 zu Hainrode geboren, einem Dörfchen in der Nähe der ehemaligen freyen Reichsstadt Nordhausen. Sein Vater war Schulmeister und Organist des Dorfes. Seiner Mutter verdankte er die erste Pflege und Bildung. So arm sie war, so konnte man ihrer Stube doch nichts davon absehen. Durch Ordnung und Reinlichkeit wußte sie jede äußere Spur ihrer Dürftigkeit zu verbergen, und als sie eine alte Nachbarin einst eine arme Frau nannte, sagte sie, das sey sie nicht, und nur der Teufel sey arm, drum heiße er auch der arme Teufel. Eben so wenig wollte sie von dem sogenannten bloßen »guten Gemüthe« wissen, wenn es sich nicht durch gute Handlungen äußert. »Nachbars Kuh, sagte sie, hat auch ein gut Gemüth, aber keine Milch.« Der Knabe blieb ihr auch bis an sein Ende herzlich zugethan, und wer sie beyde näher kannte, erblickte auch in ihm das geistige Bild der Mutter. Wolf dankte ihr alles, was er Gutes an sich hatte, und er sagte oft mit Buffon: Les enfans tiennent de leur mère leurs qualités intellectuelles et morales. Vom Vater wurde er sehr früh zum Studieren angehalten, besonders wurde Gedächtniß, deutliche Aussprache und Kalligraphie geübt, die letzte so, daß der Vater immer selbst die Federn schnitt, und zwar vortreffliche, woran der Sohn sich so gewöhnte, daß er in seinem zwanzigsten Jahre noch selbst keine gute schneiden konnte. Wer von den Studenten in Göttingen ihn, auch spät noch, besuchte, mußte einige wohl geschnittene Federn mitbringen, wenn er willkommen seyn wollte. In seinem vierten Jahre begegnete ihm ein Unglück, das von bösen Folgen hätte seyn können. Des Nachbars Garten trug, wie ihm schien, schönere Birnen, als der des Vaters: er bestieg den fremden Baum, fiel herab, und verletzte sich schwer das Gesicht. Ueber zwey Monate befürchtete man, unter der ungeschickten Behandlung des Dorfchirurgus, eine Fistel, und nur seine gute Constitution half ihm durch.

In seinem sechsten Jahre bezog Wolf das Gymnasium in Nordhausen, wohin indeß auch sein Vater zum Schulrector berufen ward. Der grundgelehrte, aber zum Pädagogen gänzlich verdorbene Joh. Andr. Fabricius war der Rector dieses Gymnasiums. Der Anblick dieses Ludimagisters war grauenvoll. Er durchschritt in einem alten, gestreiften Schlafrocke, an welchem eine lange Peitsche hing, und in einer fürchterlichen Allonge-Perücke die Gänge und Klassen des klösterlichen Schulgebäudes. Wolf merkte bald, daß er in der Schule nicht viel lernen werde, und gegen sein zwölftes Jahr begann er sich von ihr zurück zu

ziehen, und sich auf sich selbst und auf einsame Lectüre zu beschränken. So befolgte der junge Autodidact damals schon den Spruch, den er später zu seinem Symbolum erhoben hat: Non qua itur, sed qua eundum. Schulmänner haben schon längst die Bemerkung gemacht, daß die bessern Schüler gern ihren eigenen Weg gehen, sich mit aller Kraft auf den Gegenstand ihrer Neigung werfen, und sich gegen alles sträuben, was man ihnen wider ihren Willen aufdringen will. Gewöhnlich werden nur aus solchen tüchtige, selbstständige Männer. Fügen wir, mit Körte, dieser Bemerkung noch die folgende bey, die wir oft genug bewährt gefunden haben, obschon ihr Grund vielleicht nicht so ganz oben liegt, wie manche glauben: daß nämlich nur diejenigen Schüler sich späterhin in ganz verschiedenen Fächern auszeichnen, welche sich früh mit ganzer Seele auf alte Sprachen und alte Literatur geworfen haben, nur selten aber die, welche auf neuere Sprachen und Literatur verfielen.

In seinem dreyzehnten Jahre trat eine Periode ein, die bey kräftigen, geistesstarken Knaben nicht selten schlimm ausgeht. Bisher war er bis zum Uebermaße fleißig gewesen. Allmählich fühlte er durch ewiges Sitzen und Nachtwachen seine Gesundheit sinken, und eine allgemeine Abneigung vor allem Studieren bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Er warf also alle Bücher weit von sich, trieb sich im Freyen herum, und machte so recht eigentlich den Taugenichts. Auf diese Weise ward er, bisher still und in sich gekehrt, auf zwey volle Jahre der wildeste Junge seines Alters, den jeder Vater seinen Söhnen als Muster von Unfleiß und Zeitverschwendung zeigte. Diese Periode legte bey ihm den Grund zu seiner nachherigen festen Gesundheit, und er dankte später oft der gütigen Natur für diese günstige Veranstaltung.

In dieser wilden Zeit ließ er alle seine Studien liegen, und brachte seine Zeit mit Umherschweifen auf den Gassen zu; indeß bildete sich unter diesen Umständen sein Witz und die Gabe aus, zu disputiren, und schnell mit Antworten bereit zu seyn. Bey unserm großen Lessing trat diese Periode bekanntlich viel später und erst dann ein, als er sich schon unter den Schriftstellern Deutschlands auf das vorzüglichste gezeigt hatte.

Am Ende dieser Zeit machte er die Bekanntschaft eines wohl schon ältern, aber im Grunde nicht minder nachläßigen Bewohners seiner Stadt, eines sogenannten Dilettanten in der Gelehrsamkeit, der sich besonders auf die neuen Sprachen gelegt hatte, von denen er die vorzüglichsten beynahe alle, aber keine recht kannte. Hier lernte Wolf das Französische, Italienische, Englische und Spanische kennen, das er später viel mehr ausbil-

dete. Das Englische übrigens lernten beyde, wie man sagt, bloß mit den Augen lesen, da ihnen alle Mittel fehlten, die Aussprache zu erlernen. Diese Sprachen alle erlernte er gleichsam nur im Fluge, und so weit sie ihm nöthig waren, seine Lesewuth zu befriedigen. Dadurch wurde sein alter Fleiß wieder erweckt, und er trieb es bald ärger als zuvor. Ganze Reihen von Nächten durchwachte er, unter seinen Büchern sitzend, in einer ungeheitzten Stube, und er dachte später selbst mit Schauder an die gewaltsamen Mittel, die er anwendete, sich munter und wach zu erhalten. Eimer mit kaltem Wasser, worein er die Füße steckte, halfen eine Zeit lang am besten, so wie auch die Verbindung des einen Auges mit einem Tuche, um so lange mit dem andern zu lesen, und nicht beyde zugleich zu ermüden.

Musik übte er früh, und brachte es auch später zu einer nicht gewöhnlichen Vollkommenheit, besonders im Klavierspielen, obschon er es immer nur als Erholung trieb. Für Mathematik aber hatte er ganz und gar kein Talent, und er gehörte, wie Gibbon, zu den für diese Wissenschaft ganz unfähigen Köpfen. Er bemühte sich öfter, wenigstens einige Kenntniß der Mathematik zu erhalten, aber immer vergebens. Am Ende setzte sich bey ihm das Vorurtheil fest, daß, je fähiger ein Kopf für Mathematik sey, desto weniger passe er für alle andern Wissenschaften. Plato hatte, wie man weiß, die ganz entgegengesetzte Meinung, indem er über den Eingang seiner Akademie die Inschrift setzte: *υδεις αγεωμετρητος εισιτο.*

In seinem funfzehnten Jahre entzweyte er sich mit seinem anmaßenden unverständigen Rector Albert, der jenem Fabricius gefolgt war, und verließ sammt den übrigen bessern Schülern das Gymnasium förmlich, um als Privatlehrer in Nordhausen aufzutreten. Zugleich verdoppelte sich wieder sein Privatfleiß, und er würde wahrscheinlich seine Gesundheit untergraben habe, wenn ihm die Natur nicht zum zweyten Mahle freundlich entgegen gekommen wäre. Dießmahl rettete ihn die Liebe. Er hatte in einer Tanzgesellschaft eine reizende junge Witwe kennen gelernt, und wurde förmlich in sie verliebt. Da sie gern tanzte, so suchte er nun auch einen Tanzmeister. Allein diese Kunst wollte ihm so wenig ein, als die Mathematik. Beyde Dinge wurden ihm später völlig zuwider. Nicht leicht konnte man ihn zu dem Besuche eines Balles bewegen, und zum Tanzen selbst gar nicht. Er dachte mit den Römern: nemo temere saltat, nisi ebrius. Nicht so aber dachte er von der schönen Witwe, und das innere Feuer, das ihn verzehrte, loderte bald in hellen Flammen auf, da die Geliebte seine Mutter öfter besuchte, wo er denn, da er nie ein Kartenspiel lernen mochte, vorlesen oder sich auf einem

Instrumente hören lassen mußte, wozu die Witwe sehr anmuthig zu singen verstand. Beyde verstanden sich sehr bald — Wolf begleitete, von der Mutter selbst aufgefordert, die schöne Geliebte Abends mit der Handlaterne nach Hause, wo sich manches vertrauliche Wörtchen Luft machen konnte. Bald kamen Briefchen von beyden Seiten, die Er insbesondere mit viel Sorgfalt schrieb, und denen er, wie er später sagte, seinen richtigen deutschen Ausdruck verdankte, da ihn die Gegenstände, mit welchen sich diese Briefe beschäftigten, viel mehr interessirten, als diejenigen Uebungen im deutschen Style, die ihm bisher seine Rectoren über die alten Römer u. dgl. aufgegeben hatten. Auch trug diese seine erste Freundschaft sehr zu derjenigen äußern Politur bey, die er bisher nur so obenhin und als eine Nebensache besorgt hatte. Die Witwe war übrigens vielseitig gebildet, eine brave Frau, wohnte bey ihren Eltern, und erfreute sich eines sehr guten Rufes. Aber schon nach einem Jahre hörte das schöne Verhältniß auf, da sie starb, wo dann seine ersten heißen Thränen flossen.

Er ermannte sich und kehrte auf seinen alten Weg zurück. Er gedachte nun, in seinem sechzehnten Jahre, ernstlich seines Lebensberufes. Ausgebildet und gekräftigt, wie er sich fühlte, begann er, so früh schon, als ein Mann zu denken und zu handeln. Er sprach später oft die Ueberzeugung aus, daß sich der eigentliche Charakter des Menschen schon vom zwölften bis sechzehnten Jahre bilde, und daß alles Folgende nur Fort- und Weiterbildung sey. Eichhorn sagt: »Gewöhnliche Menschen brauchen wohl oft lange zu ihrem Werden; aber große stehen immer schnell und wie in einem Augenblick geschaffen da.«

Im Jahre 1776, in seinem siebenzehnten Jahre, betrat er die Universität von Göttingen, wo ihn Heyne, durch seine sonderbare Aufnahme, sogleich unfreundlich zurückstieß und ihn sich schon dadurch entfremdete, daß er ihm von der Philologie, als einem unfruchtbaren Studium, abrieth. So erwachte in dem Jünglinge schon jetzt die Antipathie, die bey dem Manne später so kräftig sich dem summo Heynio entgegensetzte, wie dieser auf der Universität halb spottweise genannt wurde. Wir übergehen seine Art zu studieren, die, der vielen Professoren dieser Akademie ungeachtet, gar bald wieder einsam und desultorisch wurde, indem er die Collegien sehr wenig frequentirte, aber dafür desto mehr die berühmte Bibliothek dieser Stadt besuchte. Da er mit seiner Zeit sehr geizte, und davon zu viel durch den Barbier und Friseur verlor, die damals jeden Tag zu kommen pflegten, so entschloß er sich kurz, den Bart acht Tage lang wachsen und die Kopfhaare kurz abscheren zu lassen, die er dann auch durch eine Perücke ersetzte. Um auch im An- und Auskleiden kurz zu seyn,

ersetzte er die gewöhnlichen Kleidungsstücke durch einen sonderbar geschnittenen Mantel, der bald allgemein das Pallium philologicum hieß. — Mit dem Collegium-Hören wollte es übrigens durchaus nicht vorwärts. Er wurde immer zerstreut oder schläfrig, wenn er einen fremden Vortrag eine Stunde durch anhören sollte, und das Nachschreiben war ihm in der Seele zuwider. Am Ende des ersten Jahres hatte er sich durch sein zu emsiges Studieren wieder eine schwere Krankheit zugezogen, in welcher ihn schon mehrere der ausgezeichnetsten Professoren Göttingens besuchten, da er sich bereits vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Seit dieser Zeit, wo ihm die Noth etwas nahe ging, wurde alles lange Nachtsitzen abgeschafft, und er studierte nunmehr nie über Mitternacht hinaus.

Besuche von und bey anderen Studenten waren bey ihm sehr selten, am seltensten Abends, wo damals die Trinkgelage Statt fanden, an denen er nie Theil nahm. Mit den meisten seiner Bekannten kam es nie weiter, als zum Hutabziehen, wenn sie sich auf der Gasse trafen. Man kannte seine Sitte und störte ihn nicht. Das Tabakrauchen galt ihm statt der Conversation. Er trieb dasselbe sehr arg, so daß er fast den berühmten Borhornius übertraf, und es manchen Tag über zwanzig Pfeifen brachte, wo er sich dann durch den ihn umspielenden Dampf über die ihn umgebenden todten, langweiligen Gesellschafter tröstete.

Durch Heyne's sogenannte Gunst wurde ihm eine Lehrerstelle an dem k. Pädagogium in Ilfeld angetragen, wodurch Heyne den selbstständigen, unternehmenden Mann von Göttingen entfernen wollte. Diese Stelle trat er 1779 an. Hier konnte er sich nicht recht mit den Studenten abfinden, denen er zu jung war. Auch fand er H. J. Köppen hier, mit dem er sich zur immerwährenden, innigen Freundschaft verband; eine liebe Seele, wie er ihn nannte, quâ nunquam vidit candidiorem. Hier wollte er auch sein erstes Werk, über Homer, herausgeben, aber der Buchhändler Nicolai in Berlin wollte sich damit nicht befassen, und schickte ihm eine abschlägige Antwort. Die Ideen über die Veränderungen, welche mit Homers beyden großen Gedichten allmälich vorgegangen seyn sollen, bis sie endlich in der gegenwärtigen Gestalt auf uns gekommen sind, beschäftigten ihn schon lange. Aber durch Nicolais Weigerung zurückgesetzt, verschob er die Publikation bis zum Jahre 1793.

Auch fand er in der Nähe von Ilfeld wieder ein Liebchen, das zwar mehrere Jahre älter war als er, das ihn aber demungeachtet gar mächtig anzog. Er gedachte der Ehe — aber dazu war seine Besoldung zu klein. Man mußte also eine bessere su-

chen. Zufällig las er in einer Zeitung, daß das Rectorat der Schule in Osterode erledigt sey. Ohne viel Besinnen ging er hin. Aber andere waren bereits früher da gewesen, und die Thüre vor ihm schien geschlossen. Demungeachtet bot er sich den Vorstehern zu einer Probevorlesung an, um die Reise wenigstens nicht ganz umsonst gemacht zu haben. Man schickte ihm das Thema dazu erst den Tag zuvor, und demungeachtet fiel das Ganze so zu seinem Vortheile aus, daß er die Stelle erhielt.

Im Jahre 1782 erschien Wolf's erstes Werk: »Platon's Gastmahl.« Kenntniß und Bescheidenheit zeigen sich in jeder der kritischen Noten, die er der Schrift beyfügte. Sie ward, auch von den ersten Philologen, sehr günstig aufgenommen. Gleich nach der Vollendung derselben eilte er, auch seine Hochzeit mit der oben erwähnten Geliebten, Sophie Hüpeder, zu vollziehen. Denn in dieser Zeit seines Lebens eilte er mit allem, mit seinem Studium, mit der Herausgabe seines Werks und mit seiner Liebe. Alles mußte cito, ja citissime gehen. Viele Mühe machte ihm die Wiederherstellung der ganz verfallenen Schule in Osterode. Merkwürdig ist, daß er sich eine ganz unbeschränkte Freiheit in der Einrichtung der Schule zusicherte, und daß er, auch das nöthige Vertrauen zu sich fühlend, die öffentlichen Examina, als bloße Schaustücke, ganz abschaffte. Die Anstalt hob sich bald unter seiner Leitung. Er selbst gab wöchentlich 18 Stunden, und all sein Streben ging dahin, Liebe zum eignen Studieren zu erwecken. Grammatiken gab's da nicht: sie entstanden erst unter dem Lehren und Erklären. Jeder mußte sich Regeln abziehen, und, mit Beyspielen versehen, auf das Genaueste niederschreiben. Auctorität galt nicht, auch nicht seine eigene. Nur wenige Schriftsteller ließ er in der Schule lesen, aber diese sehr genau; doch neben den schwereren auch leichtere, und diese letzten bloß cursorisch. Häufig gab er Bücher nach Hause, Auszüge daraus zu machen, die dann öffentlich vorgelesen werden mußten. Er ging vorzüglich darauf aus, seine Schüler zu Autodidacten zu machen, wie er selbst es war. Sein Ton mit den Schülern war durchaus frey und liberal, fast vertraulich; manche wunderten sich, daß er seiner Autorität so viel dadurch vergebe, aber die innere Kraft und Tüchtigkeit bedarf keiner solchen äußeren Behelfe, um sich aufrecht zu erhalten.

Im Jahre 1783 erhielt er von der preuß. Regierung einen Ruf als Professor an die Universität in Halle. Allein der mit dieser Stelle verbundene Gehalt betrug jährlich nur 300 Thaler! Wolf schrieb an den Minister Zedlitz zurück, daß er gern hinginge, aber von solchem Honorar nicht leben könne. Der Mini-

ster versprach ihm demnach 150 Thaler Zulage, und Wolf zog nach Halle. (Heyne, der berühmte Heyne, hatte in Göttingen 800 Thaler Gehalt, aber die Privata und Privatissima ersetzten den Mangel des Honorars.) Reinhold Forster, der von Zedlitz einen ähnlichen Antrag erhalten hatte, antwortete demselben, ob er denn glaube, daß man bey einem Zeisigfutter Eselsarbeit verrichten könne.—

Die erwähnten und manche andere hier nicht angeführten Vocationen an fremde Lehranstalten und Akademien machten den jungen Mann keineswegs läßig. Nur Menschen von eitlem Ehrgeize werden durch frühe Ehre gesättigt, die andern aber noch mehr angereizt, indem sie das bereits Erhaltene nicht als Belohnung, sondern als Verpflichtung zu größern Leistungen betrachten. In der Ankündigung der Universität wurde gesagt, daß »der geschickte und gelehrte Wolf als ord. Prof. der Philologie »mit 300 Thaler angestellt sey.« Es ist interessant, zu sehen, was von dem geschickten und gelehrten Wolf für diese 300 oder 450 Thaler alles gefordert wurde, wie man in der VI. Beylage zu der gegenwärtigen Schrift (Vol. II. S. 210) lesen kann. Als er in Halle ankam, erhielt er ein Schreiben von Berlin, in welchem man ihm sagte, wie es mit der Zulage von jenen 150 Thalern zu halten sey. »Wenn Sie,« heißt es in dem Briefe, »den akademischen Esprit de corps kennen lernen, so werden Sie finden, daß zu 150 Thaler, die vacant werden, 150 Competenten sind, wovon Sie sich 149 zu Feinden machen werden, wenn Sie ihnen im Wettlaufe zuvorkommen sollten. Sie werden überhaupt gar sonderbare Kauze unter Ihren Collegen, sonderlich unter den älteren, kennen lernen.«

In Halle lebte er übrigens, dieser Aspecten ungeachtet, sehr zufrieden. Den größten Theil des Tags war er in seinen Büchern begraben; die übrige Zeit nahmen seine vielen Collegien und die Erziehung seiner drey kleinen Töchter in Beschlag. Der letzten widmete er alle Sorgfalt. Schon von den ersten Wochen nach der Geburt wurde für sie, in Beziehung auf Schlaf und Nahrung, später auf Unterricht und Bildung, eine feste, unwandelbare Ordnung eingeführt. Der Vormittag war den geistigen und erregenden, der Nachmittag den mehr mechanischen Uebungen gewidmet. Beym Unterrichte stand die alte Horazische Regel oben an: Quicquid praecipies, brevis esto. Vor allem gewöhnte er die Kinder früh an geistige Thätigkeit, und muthete ihnen absichtlich mehr zu, damit sie sich an das Schwerere gewöhnen und ihre geistige Kraft üben lernten. Alles, was die Kinder trieben, mußte möglichst vollkommen getrieben werden; selbst die Aussprache, selbst die Spiele. An eigene kleine Auf-

säße, meist über sich selbst, in Form von Tagebüchern, wurden sie früh gewöhnt, weil dieß mehr anregt, als das Lesen fremder Bücher. Auch sonderbare Uebungen in der Geduld wurden eingeführt. So mußten die Kinder häufig zusammen zählen, wie oft dieses oder jenes Wort, diese oder jene Partikel in einem Buche des Tacitus oder des Cicero vorkomme, und, wenn sie's gut gemacht hatten, war eine bedeutende Belohnung gewiß, so wie im Gegentheil der heftigste Tadel. Manchen schien sein Benehmen zu den Kleinen, die er unendlich liebte, sich zur Strenge hinzuneigen. Auch fehlte es nicht an vielen Wunderlichkeiten. Wolf hielt z. B. ganz und gar nichts auf Träume, und konnte verdrießlich werden, wenn man in Gesellschaft einen Werth oder eine Bedeutung darauf legen wollte. Einst überraschte er die kleinen Mädchen, wie die eine der andern ihren Traum der letzten Nacht erzählte: »Was heißt das, fuhr er sie an; dummes Zeug, du sollst nicht träumen, und von heut' an wird nie »mehr geträumt.« — Mit seiner Frau lebte er die ersten zehn Jahre ihrer Ehe gut. Er forderte eben nicht viel von ihr, da ihm seine Bücher über alles gingen. Sie war eine sogenannte kalte Schönheit ohne viele Reize, die noch dazu, der häufigen Wochenbetten wegen, schnell verblühten. Sie schien nichts dagegen zu haben, wenn er sich, eines neuen Buches wegen, auf mehrere Wochen von Tisch und Bett trennte. Bey dem äußerst kargen Gehalt lebte er eigentlich größtentheils von ihrem mitgebrachten Vermögen, das sonach immer kleiner wurde. Demungeachtet schien es sie wenig zu bekümmern, wenn von Zeit zu Zeit ganze Kisten von Folianten und Quartanten vor dem Hause abgeladen wurden, die oft große Summen kosteten. Ja sie freute sich einst der Erzählung eines seiner Freunde, dessen Frau, als sie bemerkte, wie ihr gelehrter Mann einen Auctions-Catalog fast ganz anstrich, ihm zum Weihnachtsgeschenk lieber gleich die ganze Bibliothek, die sie vor der Auction heimlich erkaufte, vor die Thüre führen ließ. — Allein nicht immer ging es so fort. Ein gewisser Geist des Widerspruchs und ewige, grundlose Aber legten den Grund zu manchen häuslichen Zwisten, die mit der Zeit häufiger und heftiger zugleich wurden. Dazu kam mindere Sorgfalt für häusliche Dinge und selbst Mangel an Reinlichkeit, so daß er selbst sich gezwungen fühlte, sich des Hauswesens anzunehmen. Auch Eifersüchteleyen fehlten nicht, da sie die ältere war. Diese Uebel alle wuchsen mit der Zeit und nagten an dem Glücke beyder. Er trennte sich endlich i. J. 1802 von seiner Frau nach gegenseitiger freyer Uebereinkunft. Er wurde deshalb hart getadelt, denn die Freunde der Frau erhoben ihre Gutmüthigkeit, ihre Treue und Duldsamkeit u. dgl., während die näher Unter-

richteten den Schritt nur billigen konnten. Er aber ging, ohne sich um Lob und Tadel zu kümmern, seinen Weg. Man kennt die Antwort, die Aemilius Paulus, der sich auch von seiner Frau scheiden ließ, dem Tadel seiner Freunde entgegensetzte. Er zeigte ihnen seinen Schuh: »Seht,« sagte er, »ist er nicht schön und »scheint er nicht gut, und doch weiß keiner von euch, wie sehr er »mich drückt.« — Auch müssen es nicht immer in die Augen fallende, sogenannte grobe Fehler des einen oder des anderen Theiles seyn, die eine Ehe unglücklich machen. »Wie die Aerzte,« sagt Plutarch in seinen moralischen Abhandlungen, »diejenigen Fieber für die gefährlichsten halten, welche aus mehreren, nach und nach zusammentreffenden Umständen entstehen, so wird auch die Harmonie der Ehe am meisten gestört durch jene kleinen, versteckten, aber fortdauernden Mißhelligkeiten zwischen Mann und Frau.«

Wolfs Vorlesungen in Halle fanden bey den Studenten wenig Anhang, sie wurden nur selten besucht und trugen daher auch nur wenig ein, worüber er sich oft und bitter beklagte. In den folgenden Jahren wurde es etwas besser, und nun erwachte auch seine geistreiche und lebenslustige Geselligkeit wieder. Sein Haus konnte fortan ein gastliches heißen, und die Freunde der Tafel und des Bechers waren darin nicht selten. Auf nüchternes Maßhalten nie ängstlich bedacht, wurde dem Bacchus wohl öfter zu viel geopfert. Ueberhaupt war er, in geschäftsfreyen Stunden, dem sinnlichen Leben zugethan; die sogenannten Leidenschaften (Passionen) nahm er meist in Schutz, als die Quelle alles höhern Strebens; doch warnte er eifrig seine jüngeren Freunde vor allem Uebermaß. Wenn er sich aber selbst einem Genusse überließ, so geschah dieß mit einer so harmlosen, totalen Fröhlichkeit, daß er auch die anderen gewöhnlich mit hineinzog. Wenig um die Meinung der Welt bekümmert, erfreute er sich seiner Kraft auf seine Weise. Auch war er überall willkommen, weil er nie ein Spiel oder einen Scherz verdarb, und Allen und Jeden irgend ein Interesse abzugewinnen wußte. So fand er sich denn auch bald mit den Studenten auf einem guten Fuß Täglich sah man ihn, vor Tische, von einem ganzen Schwarm derselben begleitet, spazieren gehen. Dieß waren seine heitersten und für jene Jünglinge die lehrreichsten und nützlichsten Stunden. Er schien nur der älteste unter ihnen zu seyn; aber unvermerkt zog er die Besten derselben hinauf in seine eigene großartige Bahn. Prunk und leeres Vornehmthun war ihm überall, besonders aber unter seinen Schülern, herzlich zuwider. Dergleichen, sagte er, muß denen überlassen bleiben, die ihren gelehrten Jammer dadurch zudecken wollen. Im Lehrfache selbst galt ihm der goldne Wahlspruch: »Die An-

fangsgründe jeder Wissenschaft müssen vollständig gegeben und aufgefaßt werden, damit der Jüngling selbst den weiteren Weg finde, so daß also der akademische Unterricht nur Anleitung seyn soll, es künftig weiter zu bringen, als der Professor selbst es gebracht hat.«

Unter den Professoren in Halle liebte er vorzüglich den ehrwürdigen Semler und Reinhold Forster, welcher letzte bekanntlich mit Cook die Reise um die Welt gemacht hatte. Beyde waren in allen Beziehungen tüchtige und wackere Männer. Der letzte unter anderm auch einer unserer allzeitfertigen Schriftsteller, was er aber meist nur de pane lucrando treiben mußte. Als Katharina II. von Rußland starb, trug ihm der Buchhändler Dreissig, gegen ein namhaftes Honorar, die Biographie der großen Frau auf, und drang auf die größte Eile. Nach acht und vierzig Stunden war das Buch schon fertig, und eben so schnell beynahe wurde es gedruckt. Als nun Forster am Abend des nächsten Tags seinem Freunde Wolf begegnete, scherzte ihn dieser mit der Frage an: »Nun, mein Liebster, ist Ihnen Ihre »schnelle Katharina wohl bekommen?« — Forster war, da er sich um den Haushalt gar nicht annahm, immer in Geldnoth, und versäumte nie, bey jeder Gelegenheit, dieß der gräulichen Nüchternheit des lieben deutschen Vaterlandes zum Scandal anzurechnen, nicht bedenkend, daß die Schuld an ihm selbst liegen könnte. In solchen Verlegenheiten wandte er sich dann meist an Wolf, und als dieser seinen Homer für das Halle'sche Waisenhaus herausgegeben, und in der Vorrede jeden anzuzeigenden Druckfehler zu bezahlen versprochen hatte, suchte Forster Tag und Nacht nach diesen Fehlern, die er dann auch treufleißig in Geld umsetzte. — Einen andern werthen Freund gewann er an Reiz, der damals eben in Halle seine Frau abholte, die er sich vorher durch einen Freund nach einem bestimmten Recepte hatte auswählen lassen. Dies Recept enthielt unter andern die Stelle: Sit probis commodisque moribus, ingenio meo satis apta, rei, non literariae, sed culinariae perita et quae didicit acu pingere, non acuminibus pungere. Als ihn bald darauf eine Dame von Rang fragte, ob seine junge, eben abwesende Frau schön sey, sagte er, daß sie wohl angenehm, aber mehr häßlich als schön sey, daß er sich übrigens der Frage sehr wundere, indem ihm die große Aehnlichkeit der Dame mit seiner Frau schon früher aufgefallen sey. Einer anderen, sehr schönen Dame von Stande, der er in Karlsbad aufgeführt wurde, und die ihm sagte, daß sie bloß ihrer Gesundheit wegen hieher gereist sey, antwortete der gelehrte Reiz nicht ohne einen galant seyn sollenden Bückling:

»sollten die gnädige Frau nicht noch einige andere Nebenabsichten dabey gehabt haben?«

Nachdem uns unser Verf. auf diese Weise das häusliche und gesellige Leben des seltenen Mannes näher kennen gelehrt hat, geht er S. 141 zu seinen ämtlichen Verhältnissen als Lehrer und Vorsteher der Halle'schen Erziehungsanstalt über. Hier werden zuerst die wahrhaft trefflichen Einleitungen angeführt, die Wolf von Zeit zu Zeit den Lectionsverzeichnissen der Akademie beyzufügen pflegte. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Vor- und Anreden gesammelt und der Zukunft erhalten würden. In einer derselben, um nur ein Beyspiel zu geben, sprach er über das Motto: Nusquam est, qui ubique est, und mahnte die Studierenden auf das Dringlichste ab von jener heillosen πολυπραγμοσυνη, von jenem schalen Allerley-Treiben und flüchtigen Hin- und Herstudieren, von jener leidigen, modernen Allerweltsgelehrsamkeit, die sich damit brüstet, mit allen Musen gleichsam in Einer Umarmung zu leben; die sich gar trefflich dünkt in ihrer Universalität, während sie in jedem Einzelnen kaum an die Mittelmäßigkeit reicht.

Das erste bedeutende Werk, das Wolf herausgab, war die bekannte Schulausgabe der sämmtlichen Werke Homers für das Halle'sche Waisenhaus (1784). Dieses Werk ist zu bekannt geworden, als daß es hier umständlich besprochen werden sollte. Mehrere andere, meist kleinere Schriften, gewöhnlich nur von einigen Bogen, gab er zum Behufe seiner Vorlesungen und eigentlich bloß für seine Zuhörer heraus. Ueberhaupt machte er es sich nie zur Aufgabe seines Lebens, Schriftsteller zu seyn, sondern Lehrer, und als solcher hat er großartig gewirkt und eine eigentliche Schule, im edelsten Sinne des Wortes, gestiftet. Seine Vorlesungen zeichneten sich eben so sehr durch Methode, als durch den eigenthümlichen freyen Vortrag aus. Er schrieb sich nur die Hauptpunkte und den Ideen-Gang auf, alles übrige dem Bewußtseyn seines innern Reichthums und seinem guten Genius überlassend, und nie den Reiz des augenblicklichen guten Einfalls verschmähend. Einen völlig und vollständig niedergeschriebenen Vortrag wörtlich herabzulesen, war ihm ein geistloses Ding, da dabey alle während eines freyen Vortrags aufblühenden Gedanken beym Vorlesen ganz verloren gehen, und da der Gang der freyen Darstellung gänzlich gehemmt wird. Aber erst das Niedergeschriebene dictiren, gehört zu den barbarischen Erfindungen der vergangenen Jahrhunderte. Nicht sowohl eine Menge einzelner Kenntnisse soll der Lehrer mittheilen, am wenigsten solche, die schon in Büchern enthalten sind, sondern Grundsätze soll er geben, die zur Erwerbung eigener Einsicht rei-

zen, die den wissenschaftlichen Geist in dem Zuhörer wecken, damit derselbe auf dem angezeigten Wege fortarbeite, wozu er, damit es anfangs leichter gehe, ein kleines Kapital von dem Lehrer mitbekomme. Auf diese Weise betrachtete Wolf den Verstand nicht als ein Gefäß, das nur angefüllt, sondern als einen Stoff, der entzündet werden soll für Wahrheit und Wissenschaft. Seine Zuhörer, sagte er, sollten sich nicht bloß an seinem Feuer wärmen, und etwa nur eine höhere Röthe des Antlitzes davon tragen, sondern sie sollten, an der seinen, die eigene Flamme entzünden, den Rost ihrer Seele daran ausglühen und das heilige Feuer weiter greifen lassen. Am geistreichsten erschien er seinen Zuhörern, wenn er ganz unvorbereitet zur Vorlesung kommen mußte, was ihm gar oft geschah, wenn ihn die Stunde unter seinen Büchern überraschte. Dann waren seine Worte ganz Seele, und sein Vortrag ganz aus ihm selbst geschöpft, frisch dem Born entquellend, nicht zu Außerwesentlichem abschweifend, und doch alles Wichtige mit mächtiger Hand umfassend. Beym Erklären der alten Auctoren ging er, wo es nöthig, bis in die geringsten grammatikalischen Kleinigkeiten herab, aber immer fern sich haltend von dem Spitzsinn, wie er's nannte, der Härchen spaltet, um dem Unkundigen eine bewundernde Maulsperre abzugewinnen. Die Eleganten und sogenannten Liebhaber in Kunst und Wissenschaft waren ihm höchst zuwider, da sie, sagte er, nirgends auf den Grund kommen, und immer nur die Oberfläche beschleckern, und da sie nichts gründlich, aber dafür alles recht charmant wissen. Eben so eiferte er gegen jenes steife Besser- und Alles-Wissen so vieler Gelehrten, und bekannte dafür oft und gern seine eigenen, früheren Irrthümer. An diesen Bekenntnissen aber erkennt man meistens am sichersten das wahre Verdienst, wie dieß auch schon Celsius in Beziehung auf ein ähnliches Geständniß des Hippokrates gesagt hat: Levia ingenia, quia nihil habent, nihil sibi detrahunt: magno ingenio, multaque nihilominus habituro, convenit simplex veri erroris confessio. — Jedes neue Collegium pflegte Wolf mit der Mahnung zu beginnen, daß nur derjenige den Studien recht obliege, der für sich und für das Leben, nicht aber für die Prüfungen studiere: perverse student qui examinibus student: recte autem, qui sibi et vitae. Nicht dem Lehrjungen der Handwerker mögen sie gleichen, der nur den Tag, wo er Gesell werden soll, im Auge hat, sondern auf die wahre Meisterschaft sollen sie denken. Den alten Griechen und Römern sey das Wort und die Sache, die wir durch Examen bezeichnen, in diesem Sinne ganz unbekannt gewesen. Dafür sey aber auch die alte Welt mit viel mehr Weisheit und mit viel weniger Schreiberey regiert

worden. Denn auch die Jünglinge der Griechen und Römer mußten sich Prüfungen unterziehen, wenn sie in den Staatsdienst treten wollten; aber da wurden sie nicht gefragt, wie viel sie in diesem oder jenem auswendig gelernt, sondern ob sie durch Charakter, Geist und Denkungsart sich tüchtig gemacht hätten, zu leisten, was der Staat von ihnen fordere.

Daß er die Philologie und die Kenntniß der alten Sprachen für sehr wichtig, für den Grund aller wissenschaftlichen Bildung hielt, darf nicht erst gesagt werden. Er hatte nichts dagegen, daß man z. B. das jetzige Recht von dem römischen so viel als möglich unabhängig mache, und daß die Mediziner nicht mehr nach Hippokrates und Galen kuriren — ja er verbat sich selbst einen solchen Arzt, wie er sich einen Koch nach Apicius verbitten wollte — aber die Philologie nur zum Behufe der Brotwissenschaft treiben, sey ganz abscheulich, so wie, um damit etwa dermaleinst seine Predigt damit auszuschmücken. Den Mediziner sprach er scherzend von den philologischen Studien gänzlich frey, denn der brauche überhaupt gar keinen Styl, und sein »Recipe« sey ihm genug, wenn es nur hilft. Die sogenannten Studien der Mediziner und Juristen unserer Tage sah er mit ganz andern Augen an, als die philologischen, welche letzten er die wahren artes liberales et ingenuas nannte, welchen nämlich die artes sordidae entgegengesetzt wären, die nur des lieben Brotes wegen getrieben werden, quae quaestus et lucri causa discuntur et tractantur. »In den Wissenschaften auf Vortheil und Gewinn »sehen, ist unedel und eines Freygebornen unwürdig« habe Aristoteles (Pol. VIII. 2) gesagt. Aber auch die Medizin z. B. sey eine ars ingenua, wenn sie, wie von Celsus u. a. behandelt wird, die keine Praxis trieben, welche Praxis (operam mercenariam) man in Rom meistens nur den Sklaven überließ. Eben so der Jurist, der eine artem ingenuam treibe, wenn er sich mit der Rechtskunde, als einem Theil der Geschichte und Philosophie, beschäftiget; aber nicht, wenn er bloß den usum practicum erlerne, und nur darauf sehe, was seine Kunst für Keller und Küche einbringe. So machte Wolf seine Zuhörer öfter darauf aufmerksam, daß die Alten unsere sogenannten Brotstudien eigentlich gar nicht kannten; daß sie nur dann studierten, wenn sie wohlhabend genug waren, um ein von andern Geschäften freyes Leben zu führen, und wenn sie einen Trieb in sich fühlten, ihren Geist auszubilden. Aus dem Schriftstellern konnte kein Grieche oder Römer sich einen Nahrungszweig machen, wie bey uns. Daher legten sie sich auch meistens nur auf solche Studien, die ihnen zusagten, die sie um ihrer selbst willen trieben, und die vorzüglich Geist und Herz fesselten. So entstanden die Wissenschaften und

so kamen sie empor, was bey unserer Einrichtung der Studien in Ewigkeit nicht geschehen würde. Dazu komme noch, daß bey unserer Art zu studieren das Gedächtniß vorzugsweise geübt wird, daß wir den meisten Theil unseres Lebens nur damit zubringen, zu lernen, was die anderen gedacht haben, wodurch wir Zeit und Kraft verlieren, unsere eigene Erfindungskraft in Bewegung zu setzen. Die Alten im Gegentheile hatten mehr selbst zu denken und zu erfinden. Dieß, und daß sie die Brotstudien nicht kannten, machte sie zu ganz anderen Menschen, und daher allein kömmt die barbarische Unterscheidung von Gelehrten und Weltleuten, welche den Alten ganz unbekannt war, und die schon unendlichen Schaden gestiftet hat.

Einer seiner Schüler brachte ihm eine kurzgefaßte griechische Grammatik, wo beynahe alles aus den Vorlesungen Wolfs genommen war, und bat ihn um Erlaubniß, sie herauszugeben. Wolf gab sie ihm mit Vergnügen, nachdem er zuerst einige Kapitel der Schrift ganz umgearbeitet hatte. Wolfs Name sollte in dem Buche nicht genannt werden; dafür gab er eine anonyme Vorrede dazu, in welcher er sagte, es gehöre zu den Eigenthümlichkeiten unseres Zeitalters, daß, so wie die Moralsysteme sich immer mehr vervollkommen, die Moral fast ganz aus der Welt gehe, und daß, so wie die griechischen Grammatiken immer besser werden, die Knaben immer weniger griechisch lernen. — Daß einer Wolf's Vorlesungen drucken ließ, ohne seiner zu erwähnen, was sehr oft geschah, schien er ganz gut zu leiden; aber er konnte sehr böse werden, wenn der Plagiarius, auch nur an einigen Stellen, den wahren Auctor citirte.

Da Wolf, wie gesagt, nur Lehrer, nicht Schriftsteller seyn wollte, so haben beynahe alle seine Schriften ihre Entstehung nur dem Zufalle zu verdanken, und deßhalb blieben auch viele derselben unvollendet. Nie hat er eine seiner Druckschriften vom Anfang bis zu Ende durchgearbeitet, sondern immer dabey Nebenwege eingeschlagen, und verwandte Nachsuchungen angestellt, gleichsam zur Erholung bey langwierigen Arbeiten. Dieß veranlaßte oft gewaltige Anstrengungen und Ueberladung des Gedächtnisses. Bey Untersuchungen, wo Vergleichung vieler Stellen nöthig war, bediente er sich eines Doppelpults, wo vier Folianten und sechs Quartanten neben einander zugleich das Blatt zeigten, welches gebraucht werden sollte.

1789 gab er die Rede des Demosthenes adversus Leptinem heraus. In der Vorrede dazu sagt er, daß er gern eine Ausgabe der sämmtlichen Werke dieses Redners besorgen möchte, da er bisher so sehr vernachläßigt worden sey. Demosthenes gehöre zu denjenigen alten Schriftstellern, die zwar von Vielen nach

Hörensagen gepriesen, aber nur von den Wenigsten gelesen und gekannt werden. Für die Schulen sey er übrigens nicht, wie überhaupt keiner von den Classikern, der große Sachkenntniß erfordert. Nichts sey dem früheren Alter schädlicher, als Lehren ohne genaues Verständniß; deßhalb der Lehrkurs in den Schulen eher zu beschränken, als zu erweitern sey. Die Jugend müsse mehr zu sich selbst kommen und lieber einiges gar nicht wissen, als überall sich im Dunkeln befinden. — Im Jahre 1790 erschien von ihm Luciani libelli quidam, dann Mureti variarum lectionum libri XVIII und Herodiani historiarum libri VIII. Im folgenden Jahre gab er die Tuscul. Quästionen des Cicero heraus. Bald darauf machte er sich an die zweyte Ausgabe seines Homers und die dazu gehörenden, später so viel Aufsehen machenden Prolegomena. Auf diesen Gegenstand warf er sich mit seiner ganzen Kraft und mit aller Liebe. Es handelte sich aber hier vorzüglich um die Frage: »Wie entstanden die beyden großen Gedichte Homers?« — Die meisten nahmen bisher die von Aristoteles aufgestellte Meinung an. Unter den Neuern war Blockwell der erste, der diese Frage näher ansah. Nach ihm betrat Wood denselben Weg. Wolf endlich wollte die bisher geäußerten Zweifel und Bedenklichkeiten, so viel möglich, zur Gewißheit erheben. Sein Plan war, diese ganze Untersuchung von dem ersten Keimen zu beginnen, und so die ursprüngliche Gestalt dieser Gedichte und die Veränderungen zu beleuchten, welche die Zeit allmählich mit ihnen vorgenommen hatte, bis sie endlich in der gegenwärtigen Gestalt auf uns gekommen sind. Zugleich sollte der Text so wieder hergestellt werden, wie er etwa zur Zeit Virgil's bestanden haben mochte. Das Werk erschien unter dem Titel: Homeri Ilias, ex veterum criticorum notationibus recensita. Vol. II. Halae 1794. und Prolegomena ad Homerum sive de operum H. prisca et genuina forma. Halae 1795. — Diese Prolegomena sind Wolf's Kunstwerk, so wie sie in der höhern Kritik selbst Epoche machten. Die Erscheinung machte großes Aufsehen, und an Gegnern aller Art fehlte es nicht. Demungeachtet wuchs der Ruhm des Werkes und seines Autors mit jedem Tage. Man fühlte allgemein, wie diese Schrift fast jedem Theile der gesammten Alterthumskunde neues Licht, ja eine neue Gestalt vorbereite. »Hat Homer die Schreibekunst schon gekannt? Ist er in der That »der Verfasser dieser Gedichte, oder stammen sie von den sogenannten Homeriden, Pisistratiden oder von den Kritikern?« Diese und verwandte Fragen werden hier auf das sorgfältigste discutirt. Leider ist der zweyte Theil der Prolegomena nicht erschienen, und das Werk ist ein unvollendeter Torso geblieben. In ihm sollten die Discrepanzen und Verschiedenheiten des Styls

der einzelnen Gesänge aufgedeckt werden; hier sollte bewiesen werden, daß beyde Werke, die Ilias und Odyssee, anfangs nicht auf den Plan großer, weitläufiger Epopöen angelegt waren, und daß beyde Werke nicht denselben Verfasser haben können. Die Resultate seiner Untersuchungen sind: 1. Daß zur Zeit der Verfassung jener Gedichte die Schreibekunst weder üblich, noch auch dabey gebraucht worden sey, sondern daß jene Gedichte mehrere Menschenalter hindurch bloß durch mündliche Ueberlieferung erhalten wurden. 2. Daß die Ilias und die Odyssee nicht von Einem Verfasser herrühren, sondern vielmehr aus verschiedenen Zeitaltern, und die Odyssee wenigstens ein Jahrhundert jünger sey. 3. Daß selbst keines der beyden Gedichte, wie es jetzt vor uns liegt, von Einem Verfasser sey, sondern daß jedes aus ursprünglich isolirten, großen Rhapsodien bestand, welche dann durch Rhapsoden, welche die vorgeschriebenen Züge weiter verfolgten, durch Diaskeuasten zur Zeit der Pisistratiden und endlich durch Kritiker in wohlverbundene Compositionen gebracht worden sind. Für diese Ansicht erklärten sich gleich anfangs Wilh. Humboldt, Goethe, welcher letzte aber später wieder wankend wurde, dann Wieland, und wenn gleich auf seine eigene Weise, auch Herder. Dieser wollte, in den Horen von 1795, die von Wolf aufgestellten Ideen schon früher gehabt haben und für sich vindiciren. Allein W. wies ihn (Intell. Blatt der allg. L. Z. 1795 Oktob.) scharf zurecht, indem er sagte, daß dem Verf. jenes Aufsatzes alle hieher gehörenden Kenntnisse völlig fremd seyen, und daß die Darstellung desselben sich wohl dafür schicken möge, wo man mit dunklen Gefühlen spielen, oder ein geistiges Jucken erregen will, aber nicht auf ein Feld der Gelehrsamkeit, wo jeder Schritt Beweise fordert. Wolf schließt seine Gegenrede mit den Worten: »Mag seyn, daß diese meine Rüge einen angesehenen Namen trifft. Was gehen uns Namen an, wo wir es mit Sachen zu thun haben! Ich weiß, wie viel ich dadurch bey ununterrichteten Lesern verliere; aber ich weiß auch, wie viel man überhaupt bey solchen Lesern verlieren kann. Der Verfasser lobt überdieß meine Schrift mit vollem Munde, und ich tadle die seinige. Mag er nun aber mit sich selbst ausmachen, ob er so guten Grund zu seinem Lobe, als ich zu meinem Tadel hatte.«

Am meisten eigneten sich die Ideen der Prolegomena die beyden Schlegel an, von denen A. W. Schlegel sie auch auf das Niebelungenlied und später auf die indische Poesie anpassen wollte. Nicht so Heyne, der in den Gött. gel. Anzeiger eine ihm wenig Ehre machende Recension dieses Werkes einrückte, in welcher er die Hauptideen der Prolegomena dem Villoison und besonders auch sich selbst zuschrieb, indem er (Heyne) schon vor dreyßig

Jahren sich mit denselben Ideen getragen und sie auch vorgetragen habe. Wolf antwortete ihm darauf in Briefen, die er in dem Journal: »Deutschland« (Berlin 1796) abdrucken ließ. Sie erschienen später gesammelt, Berlin 1797. Diese Briefe gehören wohl zu dem Schönsten, was wir der Art in unserer Literatur haben; die Genauigkeit, die Eleganz der Zeichnung und des Ausdruckes verleihen ihnen den Charakter polemischer Gemmen und geschnittener Steine. Unter den Anhängern Wolfs, die sich für die neue Ansicht erklärten, thaten es die meisten so, daß sie diese Idee schon längst selbst gehabt zu haben vorgaben. Mag auch wohl seyn, so im Nebel mögen sie dergleichen allerdings gesehen haben. Hat doch mancher Alte schon davon gesprochen und selbst geschrieben. Mit dem Copernicanischen Weltsystem war das nicht anders, und beynahe mit allen großen Entdeckungen. Cervantes hat sich auch darüber auf seine eigene Art lustig gemacht. Denn als man seinem Sancho Pansa eine artige Erfindung mittheilte, schrie dieser alsbald freudig auf: »Warte nur ein bischen, das werde ich auch sogleich erfinden.« — Die Prolegomena waren dem berühmten Philologen Ruhnkenius gewidmet, und dieser verschaffte unserm Wolf eine Vocation nach Leyden. Er schwankte lange, seine Freunde alle aber riethen ihm ab, und — Wolf blieb in Halle. Im folgenden Jahre unternahm er jedoch eine Lustreise nach Leyden, die einzige, die er sich während seines langen Aufenthalts in Halle erlaubte, einige kurze Ausflüge nach Pyrmont ausgenommen. Das Reisen war ihm zu zeitraubend und kostspielig, so daß er wohl mit Lichtenberg scherzte: sibi quoque placere stabulariam pabulationem. Auch eine bald darauf erfolgte Vocation nach Kopenhagen schlug er aus. Im Jahre 1802 gab er die fünf bekannten Reden pro Marcello, post reditum in senatu, pro domo sua, de Haruspice und ad Quirites post reditum heraus, und zeigte, daß sie sämmtlich nicht von Cicero seyen. Neue Gegner, neue Widersprüche, um die er sich aber nicht viel kümmerte. Im Jahre 1802 erschienen seine »vermischten Schriften« und sein Sueton, und 1804 endlich seine neue Ausgabe der Homerischen Werke in fünf Bänden (Leipz. bey Göschen). Im Jahre 1805 erhielt er einen sehr ehrenvollen Ruf an die Akademie in München, und zugleich von Berlin aus die Bestallung als k. preuß. Geheimerrath, mit der Erhöhung seines Gehalts auf 3000 Thaler. Bald darauf trafen die Napoleonischen Heere in seiner Gegend ein, und nun gab es Sorgen und Verdrießlichkeiten die Hülle und Fülle. Da am Ende Halle dem Königreiche Westphalen einverleibt wurde, so zog W. nach Berlin, wo er einstweilen als Akademiker lebte, bessern Zeiten entgegensehend.

In Berlin zeigte er sich, bald nach dem Abzug der Feinde, besonders thätig für Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in der Hauptstadt, die mit der bereits daselbst bestehenden Akademie in innige Verbindung treten, und den Verlust der Halle'schen Universität mehr als ersetzen sollte. Er setzte seinen Plan auch durch, und schon am 4. Sept. 1806 genehmigte der König, von Memel aus, die Errichtung der neuen Universität. Demungeachtet wollten sich seine häuslichen und ökonomischen Verhältnisse in der für das ganze Land unglücklichen Zeit lange nicht bessern. Er war öfter den Nahrungssorgen nahe, und mußte bey Fremden Geld borgen, um nur die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Im Jahre 1810 wurde er zum Direktor der wissenschaftlichen Deputation in der Section des öffentlichen Unterrichts ernannt. Aber er war dem eigentlichen Geschäftstreiben weder hold, noch auch angemessen. Ihm fehlte Sinn und Geschick für die müßigen Formen; er forderte eine starke, kräftige, anhaltende Beschäftigung, und vor allem eine unter seinen Büchern. Halbheit und Schlendrian ekelten ihn überdieß an, wo er diesen Dingen begegnete. Auch ist es eine alte Meinung, daß geniale Menschen schlechte Geschäftsmänner sind. Sie sind leidenschaftlich nach dem Ziele strebend, während man in Geschäften nur dann gut fährt, wenn man geduldig rudert und mit dem Nachbarn gleichen Schritt hält. Bald schützte er Kränklichkeit vor, und suchte sich von den Geschäften immer mehr abzuziehen. Auch bemeisterte sich seiner ein gewisses, vielleicht übertriebenes Selbstgefühl, das sich nur an der Spitze der anderen sehen möchte. Er wollte nicht bloß unter den vielen Berufenen, sondern unter den wenigen Auserwählten seyn, und selbst der Titel eines Staatsrathes erschien ihm unter den sehr wünschenswerthen Dingen.

Auch mit der Akademie der Wissenschaften in Berlin zerfiel er bald darauf, da ihm wohl ihre wissenschaftliche Thätigkeit, aber nicht die regelmäßigen Besuche und andere Förmlichkeiten zusagen wollten. Die Akademiker behandelten diesen Wunsch nicht mit der Freundlichkeit, die sie dem Collegen, noch mit der Rücksicht, die sie einem so ausgezeichneten Manne schuldig waren. Man trug sogar darauf an, ihn bloß zum Ehrenmitgliede zu machen, und seinen Gehalt einzuziehen, was denn endlich auch erfolgte. Der Antrag der Akademie wurde aber höchsten Orts nicht berücksichtiget, so weit er den Gehalt betraf, aber die sogenannte Ehrenmitgliedschaft mußte er sich schon gefallen lassen. Seit dieser Zeit bemerkte man seinen Mißmuth über Nichtanerkennung und Abneigung gegen Manches, was er sonst willig zu ertragen wußte. Er ging nun wieder zu seinen Vorlesungen zurück, die er an der neuen Universität zu Berlin mit dem Tacitus eröffnete.

Aber auch diese seine Lieblingsarbeit verlor mehr und mehr von ihren früheren Reizen. Die anderen Professoren hatten ihm nur die unbequemsten Tagesstunden überlassen, sich selbst die bessern nehmend; sein vorrückendes Alter suchte Ruhe, seine ungenügende Stellung machte ihn unlustig und Kränklichkeiten hinderten ihn oft gänzlich in seiner Thätigkeit. Da seine Vorlesungen dadurch oft unterbrochen wurden, so wurden sie immer sparsamer besetzt, während dafür die Säle der jüngern Professoren sich füllten. Alles dieß erfüllte ihn mit Mißmuth, der ihn am Ende gegen sich und andere ungerecht machte. Noch fühlte er seinen Werth, und desto bitterer empfand er auch zugleich das Erbleichen seines Sterns, und die Abnahme alles dessen, was man Glück, Ansehen und Einfluß unter den Mitlebenden nennt. Eine gewisse Acrimonia animi bemächtigte sich seines Innern, und machte sich oft gegen Collegen und Vorgesetzte Luft, woraus dann mancherley Unannehmlichkeiten erwuchsen.

Im Jahre 1811 gab W. eine kleine Schrift über deutsche Metrik, unter dem Titel: »Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst,« die viel Bemerkenswerthes enthält, und ein anderes »Aristophanes Wolken« griechisch und deutsch, heraus. Aristophanes war von Jugend auf bis in seine letzten Tage der Liebling unseres Mannes. Wieland, damals der Nestor deutscher Uebersetzer, erklärte diese Verdeutschung der »Wolken« für das größte literarische und metrische Kunstwerk, das ihm je zu Gesichte gekommen. H. Voß, der Sohn des berühmten Voß, trat gegen diese Uebersetzung tadelnd auf, und erklärte sich für das Unwesen, das sein Vater, in seinen späteren Uebersetzungen des Homer's u. dgl. mit den alten Classikern trieb, ein Treiben, das unser Biograph mit Recht als ein wahres Hammer-Werk bezeichnet; starr, leblos, steif, obschon treu und zum Erschrecken ähnlich dem Original. J. H. Voß trieb dieß etwas arg; in seinen letzten Jahren war bey ihm Hausordnung geworden, alljährlich einen Griechen oder Römer einzuschlachten, wie Wolf sich ausdrückte, und er betrachtete das Uebersetzer-Handwerk als ein Monopol, an dem auch die Söhne scharf mitmachen mußten. Wie ganz anders fielen die ersten Arbeiten dieser Art von demselben Manne aus! Aber er war im Alter übersichtig geworden, und, was auch seine Freunde sich abmühten, nicht mehr zurecht zu bringen.

Im Jahre 1812 erließ W. eine öffentliche Ankündigung, Platonis opera omnia, graece et latine, mit Bekker, seinem ehemaligen Zuhörer, herauszugeben. Der erste Band erschien 1812 bey Nauck in Berlin. Die Fortsetzung fand leider Hindernisse in den Zeitumständen, die ganz anderen Zwecken zugewendet

waren. Er gerieth demungeachtet schon durch diesen ersten Band in heftigen Streit mit Böckh, der von dem literarischen Bankerotte Wolf's sprach, durch Aufgeblasenheit und Ueberhebung über seines Gleichen herbeygeführt, und noch mehr mit Schleiermacher, der noch wirksamere Tropfen in seine Arzney zu mischen wähnte, indem er den Geheimenraths-Titel Wolfs, das Exmitglied der Akademie u. dgl. bespöttelte. Dem Bunde dieser beyden schlossen sich Voß, Vater und Sohn, bald eifrig an in einer Schrift: »Wolf der Metriker« betitelt, wo Petulanz und Anmaßung die Feder führten.

Im Jahre 1812 erschien Wolfs »Geographia graeca,« und 1813 Horazens erste Satyre, lateinisch und deutsch, und im Jahre 1817 endlich erschien sein letztes Werk: »Literarische Analecten,« eine antiquarische Zeitschrift, die 1820 mit dem vierten Hefte endete.

Im Jahre 1822 war er, die vier ersten Monate desselben, bedenklich krank, wobey er seinem Arzt viele Mühe machte mit der Kritik, die er über jedes Recept ergehen ließ, ehe er es in die Apotheke schickte. Ueberhaupt war er gegen Medizin und Mediziner sehr mißtrauisch, und erzählte oft von dem berühmten Dr. Mead, der sich anheischig machte, die ganze Arzneykunde, so weit sie wohlgegründet sey, auf einen Bogen zu bringen. Im leidenden Zustande schien er Fremden unmännlich, indem er oft und laut stöhnte; und wenn er sich wieder wohl fand, so blieb selten ein Gelüste unbefriedigt, indem er sich der Krankheit auf Discretion übergab. Für den Arzt war er daher ein schlimmer Patient, und es gehörte nicht wenig dazu, ihn im Gehorsam zu erhalten, wozu noch kam, daß er sich auch selbst aus Büchern über seine Krankheit zu unterrichten suchte. Kaum halb wieder hergestellt, war auch seine gute Laune und sein allzeit fertiger Witz wieder da. In diesen Tagen nahm er im Gasthofe seine gewohnte Stelle an der Mittagstafel wieder ein. Es war eben die Zeit des Wollmarkts, und da er seine früher angekommenen Nachbarn, unter denen mehrere Wollhändler, in physiognomischen Discursen fand, bemerkte er, wie er auch ein Physiognomist sey, und unter mehreren der Tischgenossen auf den ersten Blick theils Wollüstlinge, theils Wollhabende erkenne, und als eben Vater Thaer, der Stifter der neuen Wollkultur, hereintrat, sagte Wolf: Es sey doch artig, daß auch diese Leute ihren Wollthär (Voltaire) haben. — Bald darauf lud er seine Freunde zu einer ernsten Unterredung, wie er sagte, zu sich. Diese Unterredung betraf den Ort seiner Ruhestätte auf dem Kirchhofe. Sie fuhren mit ihm hinaus, und er unterhielt die ganze Gesellschaft mit seinem muntern Witze. Er wählte seinen Ort, und

als er vom Grabsteine sprach, meinte er, ein einfacher behauener Stein, der etwas über die Erde hervorrage, sey das Beste. Die Alten hatten allerdings bessere Sachen, kunstvollere Statuen u. dgl. gehabt; aber jetzt seyen die Künstler so selten, als das Geld, und die deutsche Armuth besonders könne es kaum im Bücherdruck zu einigem Glanze bringen, wie viel weniger in Marmor und Erz.

Unter seinen nachgelassenen Papieren findet man mehreres zu einer Selbstbiographie; darin heißt es unter anderm, daß er zu den für ihn glücklichen Fügungen der Vorsehung zähle: 1. daß ich so bald schon die besten Bücher und in einer vernünftigen Folge zum Gebrauche erhielt; 2. daß ich schon zu Göttingen als Student ein Paar derbe Widersacher meiner beabsichtigten Carriere erhielt, die mich meine Kraft kennen und üben lehrten; 3. daß ich so früh schon eine frische Liebschaft fand, die zwar gerade nicht sehr tugendhaft war, aber mich doch vor Schlechterm schützte, und mich meinen Studien nicht entzog u. f.

Seinen letzten Geburtstag, den 15. Febr. 1824, feyerte er, wie im Vorgefühl, daß es der letzte sey, im Verein seiner liebsten Freunde, luxurioser als je vorher und in großer Fröhlichkeit. Aber mit dem März d. J. wurde seine Gesundheit leidender. Er bat um Urlaub zu einer Reise nach Frankreich. Er wurde ihm, aber gegen Gehaltsabzug, gegeben. Er wandte sich an den König, und seine Bitte, um Befreyung von dieser Beschränkung, wurde gewährt. Je näher er auf seiner Reise an den Rhein kam, desto kränklicher wurde er; durch die Post, mit der er forteilte, durch das unordentliche Leben auf der Reise, wo er sich größtentheils vom Gefrornen und Conditor-Waaren nährte, vermehrte er seine üblen Zustände. Die kalten Seebäder in Marseille trugen noch bey, seine Gesundheit völlig zu verderben. Eine Erkühlung durch dieses Bad brachte ihm eine heftige Diarrhee und einen Lungen-Katharr, dem er unter großen Schmerzen unterlag. Er starb am 8. August 1824 in Marseille in den Armen seines Arztes. Daselbst wurde er auch, am folgenden Tage, feyerlich begraben.

Ueber Wolfs häusliches Benehmen erzählt unser Biograph manches Interessante. In seinen letzten Jahren hatte er nur einen Bedienten in seinem ganzen Haushalt, und dieser wurde — nicht sanft behandelt. Er forderte die strengste Ordnung im Hause, ohne sich selbst im Geringsten daran zu halten. Immer suchte er den Einfältigsten aus, weil dieser am besten folgen sollte. Um ihn in der Subordination zu erhalten, gab er ihm täglich, ja stündlich Gelegenheit, seine eigene Einfalt wie im Spiegel zu sehen, und die unvergleichliche Geduld seines Herrn zu bewundern. In den ersten Dienstwochen schien er der freundlichste,

gutmüthigste Herr zu seyn, aber dann stieg er allmählich höher in seinen Forderungen, die oft ans Unerträgliche gränzten. Alles wurde nach der Uhr auf die Minute abgemacht, und daher die Taschenuhren des Herrn und des Dieners oft verglichen. Wenn nun der letzte doch einige Minuten später von seinem Gange zurückkehrte, wurde er hart ausgescholten. Als er einst seine Entschuldigung mit den Worten einzuleiten suchte: »Ich denkte« — ward er mit der Warnung unterbrochen: »Ey was, denkte: hier »wird nicht gedenkt, sondern gethut.« — Das Warten war ihm im täglichen Leben äußerst verdrießlich, wie denn überhaupt Geduld nicht in dem Verzeichnisse seiner Tugenden stand. Alles was von ihm oder seinen Leuten gethan wurde, mußte schnell gethan seyn, wenn er nicht unzufrieden werden sollte. Er liebte wohl die Reinlichkeit, aber ohne seiner beynahe cynisch-sorglosen Bequemlichkeit etwas aufzuopfern. Zu einem geordneten Haushalte konnte er es nie bringen, auch hatte er keinen Sinn für häusliche Dinge jeder Art. Des Nothwendigen hatte sein Hauswesen selten genug, des Ueberflüssigen oft viel zu viel. Merkantilisches Erwerbs- und Erhaltungstalent fehlte ihm eben so ganz, wie das mathematische. In der Gesellschaft von Frauen entwickelte er oft eine Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit, über die selbst seine nächsten Freunde sich verwunderten. Seine Gelehrsamkeit stellte er nie zur Schau, auch nicht unter den Gelehrten, doch war ihm jene nackte, dünnthuende Bescheidenheit ganz unerträglich. Zuweilen sprach sich sein Selbstgefühl stärker aus. So tadelte er einst in einer Gesellschaft das Buch eines sehr mittelmäßigen Gelehrten, mit dem er übrigens in Frieden lebte. Die geistreiche Hausfrau wollte den Gelehrten in Schutz nehmen und sagte unter anderm: »Sie glauben gar nicht, lieber Wolf, »wie der gute Mann Sie hochverehrt« — Ey da hat der gute Mann auch alle Ursache dazu, sagte Wolf, aber sein Buch ist deßhalb nicht weniger schlecht ausgefallen.

Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er die wahre Kritik unter uns erweckte, daß er der classischen Philologie aufhalf, uns die großen Alten näher kennen lehrte, und vorzüglich, daß er auf die Jüngeren durch Beyspiel und Unterricht ungemein wohlthätig wirkte. Er hat, als Lehrer, eine philologische Schule gegründet, die lange hin wirksam seyn und ihre Segnungen auch außer Deutschland verbreiten wird. Er hinterließ eine große Zahl der Seinigen, in der schönsten und würdigsten Bedeutung des Worts, und er freute sich in seinen letzten Jahren dieses Nachwuchses mit inniger, tiefer Empfindung. Nach seinem Tode fand man auf den vielen zerstreuten Blättern, auf denen er seine Ideen schnell zu fixiren pflegte, einige Zeilen, die er an seinem

vorletzten Geburtstage geschrieben hatte: »Ich genoß ein Glück,
»das Wenigen in meiner Lage zu Theil ward, noch lebend zu se-
»hen, was meine mühsamen Pflanzungen für die Zukunft ver-
»sprechen, und wie sie fröhlich gedeihen werden, wenn auch ich
»selbst schon lange nicht mehr dabey seyn kann.«

Unserem Werke sind noch $7^1/_2$ Bogen Beylagen angefügt, von welchen mehrere sehr schätzbar sind. So findet man S. 195 des Vol. II. eine gedrängte Biographie des Compositeurs Chr. Gottl. Schröter, des ersten Musikers in Nordhausen, der sich auch als Schriftsteller über seine Kunst vortheilhaft bekannt gemacht hat. S. 204 werden die organischen Einrichtungen mitgetheilt, die Wolf in dem Erziehungsinstitut zu Osterode gegeben hat. S. 214 ein chronologisches Verzeichniß von W. Vorlesungen in den Jahren 1783 bis 1823. Ferner Wielands Ansichten über die Wolf'schen Prolegomena, die sehr lehrreich und interessant zugleich sind. S. 230 findet man Wolf's Vorschläge, wie ohne einen neuen Aufwand statt der jetzt verlorenen zwey Universitäten eine für Preußen und für ganz Deutschland wichtige Universität von größerer Anlage gestiftet, und in kurzer Zeit in Gang gebracht werden kann. Aus diesen Vorschlägen ist später die Universität zu Berlin entstanden. S. 246 liest man das Bruchstück von Wolf's Autobiographie in lateinischer Sprache. Diesen Fragmenten folgt ein schätzbares, vollständiges Verzeichniß seines literarischen Nachlasses, vorzüglich interessant für Philologen, aus denen noch manche treffliche Idee zu benutzen, mancher Schatz zu heben wäre. Die Erben wollen diesen Nachlaß verkaufen.

Das Vorhergehende wird genügen, zu erkennen, daß uns Hr. Körte mit seinem Werke ein treffliches Geschenk gemacht hat, für welches ihm die Leser innigen Dank wissen werden. Außerdem, daß die Verehrer des wahrhaft seltenen Mannes schon längst umsonst einem Denkmale entgegen sehen, dem unvergleichlichen Lehrer von einem seiner Schüler gesetzt, ist die gegenwärtige Darstellung auch an sich selbst sehr interessant, selbst für Männer, denen die Philologie fremder seyn mag. Es ist schon in allgemein anthropologischer Beziehung belehrend, einen Mann von solchen Geisteskräften ganz aus sich selbst hervorgehen, und unter Hindernissen und Hemmungen jeder Art zu einer solchen Höhe und Selbstständigkeit heranwachsen zu sehen. Er kann jungen Männern, die noch den größten Theil ihres Wegs durch das Leben vor sich erblicken, als erhebendes, aber auch zugleich als warnendes Muster dienen, der eigenen Kraft, wo es gilt, fest, und, wo höhere Kräfte einwirken, auch nicht zu starr zu vertrauen, und, gleichweit entfernt von ängstlicher Pusillanimität und von anmaßendem Uebermuthe die Straße zu wandeln,

auf der von allem, was uns daselbst begegnet, nur ein sehr kleiner Theil von unserer Selbstbestimmung, und bey weitem der größte von dem Zufalle und von fremden Kräften abhängt, von Kräften, auf die wir vergebens einzuwirken suchen, und die wir, so oft wir uns gegen sie auflehnen, meistens nur zu unserm Schaden bekämpfen. J. J. Littrow.

Art. VI. Abhandlungen über Schriftsteller und Gegenstände des classischen Alterthums, von Friedrich Jacobs. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1834. XXVI und 661 Seiten in 8.

Die Kritik, von ihrer ablehnenden Seite her gefürchtet und verschrien, hat gleichwohl kein angenehmeres Geschäft, als wenn sie, das wohlgeleistete Schöne und Gute dem Betrachter verdeutlichend, auf eine positive Weise, am lebendigen Beyspiele, darstellen kann, worin die Gesetze geistiger Hervorbringung in jeder Art bestehen. Da sie nun hiezu, sonderlich auf dem ästhetisch-humanistischen Felde, welches in Deutschland noch zahlreiche Disteln und Dornen trägt, die Gelegenheit selten findet, so ergeht es ihr, wenn wir sie mit mythologischen Personen zusammenstellen dürfen, gleich den Furien. Diese sind eigentlich wohlthätige Göttinnen, Lenkerinnen der schaffenden Naturkräfte, und Gewährerinnen des Erdsegens, von denen so gut als Alles im menschlichen Leben, was Gedeihen anbetrifft, ausgeht und abhängt. Da sie aber mit einem Geschlechte zu thun haben, das, der Entstehung der ihm zufließenden Vortheile wenig eingedenk, in selbstsüchtiger Heftigkeit und Hoffart sich den Segen zum Fluche kehrt, so kommen sie häufiger in den Fall zu strafen, als zu belohnen; sie müssen mehr verderben, als sie aufbauen können: und nun vergißt man über ihren nothgedrungenen schädlichen Wirkungen die förderlichen und heilsamen, welche sie gern hervorbrächten, und perhorrescirt sie als heimtückische, sich des Unheils freuende Dämonen.

Wie erwünscht muß es nun dem wohlgesinnten Diener solch eines verkannten Wesens seyn, wenn dasselbe Veranlassung bekömmt, ein heiteres und freudiges Gesicht zu zeigen; wie wird es ihn freuen, dem Charakter und der Würde desselben Anerkennung zu verschaffen; wie wird er sich beeifern, auf das Vortheilhafteste für dessen guten Ruf zu wirken! In solche günstige Lage versetzt uns das uns zur Anzeige vorliegende Buch. Die vermischten Schriften von Friedrich Jacobs sind ein üppiger, durch Natur und Kunst wetteifernd begünstigter Garten, wo uns von allen Seiten Blüthen und Früchte, Farben und Düfte entgegenlachen; ein Garten anmuthvoller Weisheit und herzerhebender Belehrung.

Niemand wird einen dieser Bände aus der Hand legen, ohne des mannigfaltigsten Gewinnes für Geist und Gemüth, für Urtheil und Empfindung, für Wissenschaft und Leben sich bewußt zu werden. Und so mögen wir wohl der edlen Persönlichkeit, von welcher so viel Treffliches ausgegangen, unsere dankbare Huldigung bringen, ohne in den weiten Räumen der deutschen Heimat, ja der Welt, so weit sich Wissenschaft über sie erstreckt, irgend eine mißwollende Stimme zu besorgen. In Friedrich Jacobs stellt die deutsche Philologie ein Musterbild des Humanismus auf, welches durch nacheifernde Begeisterung tüchtiger und ruhmvoller Schüler, durch die Erinnerungen weit und breit theilnehmend Befreundeter, vor allem aber durch eben so zahlreiche als inhaltsschwere schriftliche Denkmale auf Kinder und Enkel wohlthätig anregend widerstrahlen wird. Es ist der Hinblick auf eine solche Erscheinung um so erquickender, als das zersetzend feindselige Miasma, welches die Atmosphären unsres dermaligen Geisteslebens durchdringt, auch jene Räume neuerdings heftig ergreift, wo der Genius einer hehren Vergangenheit den Frieden der Musen erhalten sollte, und wo, da wir längst als gewiß erfahren haben können, daß keiner, auch mit des Geistes größter Gewalt, das unermeßliche Gebiet allein besitzen kann, ein neidloses Zusammenstreben Vieler um so wünschenswerther erschiene, als wir sehen, daß die heraufbeschworenen Schatten auf eifersüchtig eigendünklerische Fragen nur zweifelhafte Antwort unwillig geben.

Bey einem Werke, das bereits zum fünften Theile vorgeschritten, darf Geist und Form der Darstellung als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Der Verfasser hat eine eigenthümliche Virtuosität, seine insgesammt mit den tiefsten und spinösesten Capiteln der strengen Wissenschaft zusammenhängenden Erörterungen in einer Weise mitzutheilen, daß sie, bey der gediegensten Gründlichkeit, das Gepräge des anspruchlos Natürlichen, des gefällig Leichten, des bedeutsam Unterhaltenden an sich tragen; so daß sie eben so gut die Lectüre des gebildeten, an dem Wahren und Schönen schlechthin ein Interesse nehmenden Geschäftsmannes, als des forschlustigen Fachgelehrten bilden können! daß der angehende Jünger eben so erfreut, ergriffen, begeistert, als der erfahrne Mann befriedigt, bereichert, angeregt von ihnen scheiden kann. Wir dürfen ein Maß von populärer Darstellung, wie dieses, beneidenswerth nennen: denn es ist gerade geeignet, die Ausbeute ernster, in Einöden und Grüften sich versenkender Speculation dem hellen Tageslichte zugänglich und dem Vortheile des großen Publikums hülfreich zu machen, ohne darum dem unschätzbaren Gehalte das Mindeste zu vergeben, ihn abgegriffen, verunstaltet, profanirt erscheinen zu lassen. Der Character ver-

mischter Schriften wird also hier in doppelter Beziehung sinnreichst erfüllt: sie bieten den mannigfaltigsten, abwechslungsvollsten Inhalt lehrreicher Betrachtung aus den edelsten Gebieten des menschlichen Wissens; und ihre Fassung ist auf das Erfreulichste so beschaffen, daß ein möglichst weiter Kreis heiter gestimmter Gäste sich um das reizend bereitete, nährhaft erquickende, geistreich ergötzende Mahl mit Anstand und Behagen niederlassen kann.

Auch der vorliegende Band bringt antiquarische Abhandlungen, welche den Männern vom Fach aus dahin einschlagenden Zeitschriften mehrentheils von längerer Zeit her bereits werth sind, nicht jedoch ohne die zahlreichsten Vervollständigungen und Bereicherungen, da es der edlen Natur und dem auch bey den reichsten Gaben bescheidenen Geiste unmöglich bleibt, sich im einmal Geleisteten abzuschließen, und das Fortbessern und Abrunden für ein mechanisches und untergeordnetes Geschäft zu halten. Dem Raume wie dem Interesse nach am bedeutendsten zeigen sich an der Spitze des Buches die Lectiones Venusinae, deutsch geschriebene Abhandlungen über Schriftstellen, Lebensumstände und Character des Horatius, in welchen man Alles beschlossen nennen kann, was über die Person dieses gefeyerten Dichters in Frage kömmt. Hier zeigt sich die große, hochsittliche Gesinnung des Verfassers im schönsten Lichte, und man darf die Verkleinerer classischer Studien auf diesen Sinn hinweisen, in welcher Sphäre er sich denn würdiger und erhabener hätte entwickeln können? Die zweydeutige, engherzige Ansicht, welche bey einem literarisch bedeutenden Character allenfalls die Person Preis gibt, um wer weiß was für feine Züge und ästhetische Besonderheiten im Geiste und den Absichten der Darstellung anspruchvoll herauszuklauben, findet hier eine eben so wohlverdiente Beschämung der sittlichen Blößen, die sie selbst zu geben gar nicht umhin kann, als eine nachdrückliche und energische Widerlegung ihrer kritischen Gehaltlosigkeit durch die That, durch ein musterhaftes Verfahren philologischer Auslegungskunst. Leider hat bey jenem auslegerischen Unwesen in Bezug auf Horatius Wieland die Fackel vorgetragen; ja er ist, nicht bloß vermöge eines instinctmäßigen Kitzels, der wohl schon früher einzelne Erklärer des Dichters beschlichen hatte, sondern Kraft eines bewußten Strebens der eigentliche Schöpfer der so gefährlichen physiologischen, man möchte sagen chemischen Exegese geworden, welche sich in einem vagen, halsbrechenden Systeme von Voraussetzungen, Vermuthungen und Insinuationen herumdreht, die zu nichts führen, als ohne allen historischen und rationellen Beweggrund den Geistern des Alterthums Dinge unterzuschieben, deren allenfalls die kleine, späherische Seele moderner Intrikanten fähig wäre. Horaz hat dieß

natürlich am meisten erfahren müssen, weil der Inhalt seiner Poesie so viele subjective Beziehungen hat. Döring ist Wielands Nachtreter geworden: es konnte nicht fehlen, daß der geistreiche, elegante deutsche Schriftsteller, welcher zugleich als feiner, weltgewandter Hofmann angesehen wurde, den vaterländischen Schullehrern dermaßen imponirte, daß sie innerhalb ihrer arglosen vier Wände in jenen zierlichen und von klassischen Citationen schimmernden Commentarien das Ideal einer scharfsichtigen und tiefdringenden Erläuterungsweisheit witterten, und natürlich nun dem Meister seine Experimente auch an den Stellen nachmachten, wo er selbst allenfalls das ursprüngliche und einfache Verständniß noch in integro gelassen hatte. Bey Döring kam nun der Geist jener Heynischen Interpretationsweise hinzu, welche bekanntlich keineswegs von dem einzig wahren und natürlichen Grundsatze ausgeht, daß keine Stelle vernünftigerweise mehr als einen einzigen völlig treffenden Sinn zulassen kann, sondern zwischen allen möglichen zufälligen, ja aus der Luft gegriffenen Deutungen hin- und herschwankt, und fast nie zu einer festen Ansicht gelangt; eine Interpretationsweise, die offenbar eben so wenig vor dem Geiste und dem Urtheile der Schriftsteller einigen Respect hegt, als jene Explication der Absichten und Gesinnungen vor dem sittlichen Character. Es wäre zwar hart, einem alten, nun ausgedienten Schulmanne ein philologisches Verfahren zum Vorwurfe zu machen, das zu seiner Zeit in einer großen persönlichen Auctorität seine Stütze fand, und an sich selbst eine der nothwendigen Mittelstufen ausfüllte, auf welchen sich unsere Beurtheilung des Alterthums zu Klarheit nnd wissenschaftlicher Consequenz emporgerungen hat: allein den Uebelstand, den die fortdauernde Geltung jenes vagen Auslegungssystems herbeyführt, kann man doch nicht mit Stillschweigen übergehen.

Herrn Dörings Horaz ist die einzige jetzt gangbare Handausgabe mit erklärenden Anmerkungen, welche den Studien gereifter Schüler, ja selbst der meisten angehenden und mittellosen Lehrer dient. In diesen Sphären werden, mit wenigen Ausnahmen, die Gedanken des Autors durch die Brille seines Herausgebers betrachtet. Es mag unrecht seyn, daß das Vehikel der Noten so viele verführt, ihr eigenes Urtheil auf der Seite zu lassen, und von diesem Gesichtspuncte aus bleibt es sicherlich wünschenswerth, daß wenigstens für die Präparationen auf Schulstunden keine andern, als Ausgaben ohne alle Noten gebraucht würden: allein jene Thatsache besteht, und alle erfahrnen Pädagogen werden darüber Zeugniß ablegen können. Nun erwäge man, welche Nachtheile nicht bloß in Bezug auf geistiges Verständniß, sondern, was doch in der Periode jugendlicher Empfäng-

lichkeit von großer Bedeutung ist, auf sittlich gemüthvolle Auffassung, aus einer schiefen, oberflächlichen und ungewissenhaften Erklärung entstehen müssen, und welchen Umfang diese Nachtheile gewinnen gerade bey einem Dichter, der, wie der edle Venusiner, eine Lieblingslectüre der Schulwelt, und dessen Weltansicht von einem Einflusse ist, den Niemand berechnen kann! Herrn Dörings Horaz hat einen Milchbruder an dem Juvenalis von Ruperti: auch hier ist die Interpretation grundsatzlos, zwischen allen Einfällen der früheren hin- und herschwankend, voll vager Zugeständnisse gegen das Falsche; aber es begreift sich, daß diese Ausgabe von unendlich geringerem pädagogischen Unsegen seyn müsse, da Juvenal weder an sich ein Schriftsteller von der Bedeutung und Beliebtheit des Horatius ist, noch auf Schulen so leicht durch andere Lehrer, als Philologen von Urtheil und Gründlichkeit, wird ausgelegt werden. Daß also Herr Hofrath Jacobs durch seine Lectiones Venusinae dem Horatius eine große sittliche Wohlthat erzeigt, indem er ihn von der inconsequenten Consequenzmacherey zweyer berühmten und einflußreichen Bearbeiter befreyt, und die Integrität seines persönlichen Wesens, den Grund und Boden einer gesunden Wirksamkeit derjenigen Poesie, die es nicht mit äußerlichen Stoffen, sondern mit den innersten Zuständen und Anliegen des gesellschaftlichen Menschen zu thun hat, mit einer Schärfe und Klarheit hinstellt, daß man nur staunen kann, wie die einfachsten und natürlichsten Beziehungen haben mißverstanden, aus den Augen gesetzt, verdreht werden mögen: Diese anziehende und wohlthuende Erscheinung macht den Wunsch rege, daß die fraglichen Aufsätze gerade auch in den Kreis der Gymnasial-Interpretation bestens eindringen möchten, theils um durch den Inhalt fälschlich aufgegriffene Vorstellungen zu berichtigen, theils durch die Form als Vorbild zu dienen, wie man bey Auffassung eines vereinzelten Kunstwerkes der schönen Literatur mit Unbefangenheit, mit Achtung vor dem Gegenstande, und mit Billigkeit und Umsicht in seinen exegetischen Folgerungen zu verfahren habe.

Wieland gefiel sich in der Art, wie Horatius sich seinen Freunden durch Oden oder Episteln mittheilt, einen Ton selbstgefälliger Hohnneckerey (Persifflage, wie jener es in seiner französirenden Denkweise nennt) und lauerndes Geschulmeisters zu suchen, welcher eben so gut den Dichter selbst als einen tact- und herzlosen, inhumanen, ungesitteten Selbstling, wie seine Bekannten, die sich diesen Ton hätten gefallen lassen, als Einfaltspinsel und Feigherzige vor uns hinstellen würde. An drey Beyspielen, dem des Iccius (Carm. I. 29 und Epist. I. 12), des Torquatus (Carm. IV. 7; Epist. I. 5) und des Quintius (Epist. I. 16) zeigt Herr

Jacobs, wie grundlos diese thörichten Argwöhnereyen sind, wie sehr sie den Character des humanen und wegen seiner Politesse von Wieland selbst herausgestrichenen Sängers entwürdigen, und wie entschieden sie an und für sich dem Geiste einer poetischen Mittheilungsweise widerstreben. In der That der Dichter müßte doch wohl ein sehr kleines und verschrobenes Gemüth haben, welcher die Form einer anmuthigen, empfindungsvollen Lyrik oder eines gemüthlich heitern Briefes benutzen wollte, um die Schwächen und Blößen seiner Freunde an den Pranger zu stellen, und zwar in so boshaft raffinirter Weise, daß, wie es in Wielands Einleitung zu der Epistel an Iccius heißt, das feine, dem flüchtigen Blicke fast unmerkliche Persifflage ein Muster in seiner Art wird, und die Ironie so leicht an der Eigenliebe des Verspotteten hinstreift, daß Iccius selbst, wenn er's auch fühlte, wenigstens am besten thut, sich nichts davon anmerken zu lassen! Wenn nach einer solchen Schilderung des Geistes seiner Familiarität nicht Horatius ein moralischer Bandit oder Aquatoffanamischer war, so kann es keine Heimtücke und Niederträchtigkeit im Reiche der Musen geben, und das non plus ultra der dichterischen Begeisterung ist die Kunst, seine Freunde vor der Nachwelt lächerlich und sich selbst abscheulich zu machen. Es gehört nicht in unsere Relation, die Momente jener geistreichen Rechtfertigungen einzeln aufzuzählen; genug, daß sich dabey herausstellt, daß eine vermeintliche und gemachte Menschenkenntniß, die sich auf der Studierstube an der Hand französischer und englischer sogenannter Lebensphilosophen darin ergeht, das menschliche Herz auf seinen schwächsten Seiten zu attrappiren, und die Abnormitäten einer verweichlichten Uebergesittung unter die Rechenkunststücke einer vom plattesten Egoismus ausgebornen Psychologie zu subsummiren, habe Wieland vermögen können, sowohl Horazens eigene Absichten, als die Persönlichkeit seiner Umgangsgenossen überall ins Kleine und Schwarze zu ziehen. Das wahre Verhältniß kann nur seyn, daß wir in Horazens anmuthvollen und gemüthlichen Herzensergießungen, auch da, wo er entschieden persönliche Andeutungen macht, dennoch stets nur den unmittelbaren, offenen und freymüthigen Ausdruck einer rein menschlich berührten, von allen selbstsüchtigen, versteckten, wohl gar hämischen und schadenfrohen Absichten sich fernhaltenden Empfindungsweise zu erkennen haben. Nur dadurch erfüllt die Poesie ihren Beruf, in das Menschenleben tröstend, erhebend und human belehrend einzugreifen; nur so wird sie es werth, auf Jahrhunderte hinaus zu wirken: und Horaz war ein zu zartfühlender Kenner seiner Kunst, als daß er sie mit andern Zwecken, vollends aber

gar dem eben so nüchternen als undankbaren einer morosen Schulmeisterey gegen seine Freunde hätte belasten sollen. Wenn er, vornehmlich in den Episteln, das Thema seiner Darstellungen in allgemeine Betrachtungen concentrirt, so vergessen die Ausleger zu sehr, was Buttmann in seiner trefflichen Abhandlung über das Geschichtliche und die Anspielungen im Horaz nachgewiesen hat, daß die vorgesetzten Addressen in dessen sämmtlichen Poesien größtentheils nur die Bestimmung haben, dem freyen dichterischen Erguße durch die Hinwendung an eine individuelle Persönlichkeit, eine größere Wärme gemüthlicher Beziehung mitzutheilen; womit diese Persönlichkeit keineswegs zu der drückenden Rolle herabgezogen wird, sich von dem Dichter wie ein Schulknabe den Text lesen zu lassen.

In welchem Sinne Horaz eigentlich persönliche Beziehungen gehandhabt, wird an den das sabinische Landgut betreffenden Erörterungen gezeigt. Diese sind bekanntlich der vierzehnte Brief des ersten, und die sechste Satyre des zweyten Buchs. So achtungswerth und liberal sich der Character des Mäcenas gerade und am meisten durch den Spiegel seines dankbaren Schützlings zeigt, so war er doch, allem Anscheine nach, ein Gönner, welcher in nichts zu viel thut; der seinen Enthusiasmus für die Musen durch den Verstand des Weltmannes zu beherrschen wußte. Das sabinische Gut erscheint, nach dem Maßstabe des Alterthums bey solchen Sachen, als ein schätzbares, aber immerhin mäßiges Geschenk, zumal wenn man sich erinnert, daß Horatius sein Vatererbe durch die Proscription verloren hatte, und der Minister des Cäsar Octavianus vielleicht nur die große Unbilde der Zeit an einem Einzelnen gut machte. Die Hindeutung auf diese Möglichkeit gehört Hrn. J. an, und man kann nicht umhin, sie sehr wahrscheinlich zu finden. Die kleinen Seelen, deren größte Masse denjenigen Regionen des bürgerlichen Lebens gehört, wo man sich edel dünkt, weil man den Pöbel unter sich sieht, und doch nicht vornehm genug denkt, um über den Neid erhaben zu seyn, glossirten natürlich das Verhältniß des Dichters zu seinem Beschützer in allen Variationen der Engherzigkeit und der Mißgunst. So rein das Bewußtseyn einer uneigennützigen Freundschaft und Ergebenheit auch sey, der tüchtige Mann fühlt sich doch selbst durch den ungerechten Vorwurf der Schmarotzerey, der Zudringlichkeit und der Hoffart gedrückt. Seinen Gefühlen unter solchen Mißdeutungen Luft zu machen, sein auf reine Wechselachtung des gebildet Menschlichen und Geselligen gegründetes Verhältniß zu dem mächtigen Freunde ins rechte Licht zu setzen, den Neid über die empfangene Gabe durch eine treuherzige und doch gegen den Geber mit zarter Rücksicht verfahrende Enthüllung seiner ed-

len Genügsamkeit, seiner Freude an der Stille und Unschuld des ländlichen Lebens, seines anspruchlosen, keinen Einfluß auf Geschäfte und Gunstvertheilung erstrebenden Sinnes zu entwaffnen: dieß ist der Zweck jener beyden höchst vorzüglichen, und bey den verschiedensten Standpuncten der Einkleidung gleich vollendeten Gedichte.

An einem solchen Character, dergleichen unter der liebevoll und schön entwickelnden Hand eines Mannes, wie der Herr Verfasser, aus so zahlreichen, bedeutsamen, aber auch so mannigfaltig mißverstandenen Geistesdenkmalen hervortritt, wird die innere Einheit, die würdige Harmonie des Genies und des Gemüths sich auch schon bey der nur nach Einer Seite hin vollendeten Untersuchung auf eine zuverlässige Weise voraussetzen lassen. Aber sie muß sich in dem Maße mehr bethätigen, als der Strahlenkreis ihrer Wirksamkeit in der Mehrseitigkeit seiner Ausdehnung aufgefaßt wird. Nicht bloß in der Stellung gegen Mäcenas, über die er sich selbst so häufig und so nachdrücklich erklärt hat, auch überhaupt im Umgange mit den Großen hat man des Horatius Benehmen wo nicht gänzlich verkennen wollen, doch nicht selten schief oder engherzig beurtheilt. Es folgt hierüber ein eigener, der fünfte, Abschnitt. Wie oft trifft auch jetzt den Gelehrten, der sich höheren Kreisen nähert, der Vorwurf der Kriecherey und der ehrgeizigen Gleichgültigkeit über die Mittel, sich in gesellschaftliche Aufnahme zu bringen; ja mit welchem schadenfrohen Uebelwollen wird gerade in unsern, dem sogenannten Aristokratismus abgeneigten Tagen dieser Vorwurf als ein sittliches Anathema gegen ehrenwerthe Männer geschleudert. Wir wollen an Goethe nicht von neuem erinnern: hat man doch selbst den bescheidenen, menschenfreundlichen, warmherzigen Schiller geschmählt, daß er mit dem Adel der Menschheit schwelge! Daß die zarte Natur des Schönen, daß die heilige Hoheit der Kunst vor des Marktes wildem Getümmel sich in eine ihrer stillen, seelendurchdringenden, Innerliches schaffenden Würde entsprechende, angemessen gestimmte, edel sich sammelnde Umgebung zurückziehe, will man nicht mehr gestatten: der Dichter, der Philosoph, der Gelehrte, weß Fachs er sey, soll in einem auf Sturm und Hagelwetter eingerichteten Aufzuge dem geräuschvollen Gefolge des wilden Jägers, Zeitgeist, sich anschließen, um die Ideen des Jahrhunderts als allverlangte Siegesbeute aus dem Titanenkampfe aufgeregter Elemente herauszustreiten. Es sey uns eine vielleicht bizarre Wendung erlaubt: warum widerstrebt denn dem wohlgestimmten, gesunden Gefühle des Mannes ein leidenschaftlicher Antheil an den öffentlichen Dingen von Seiten der Frauen? Auch die Musen sind Frauen! Das geheimnißvolle, geistige Walten, wo-

durch das Tiefe, Große, Unvergängliche der Poesie und ihrer Schwestern, der Künste, ja wodurch das Erhabene und wahrhaft Folgenreiche im Gebiete der Speculation, und selbst der empirischen Forschung, zu Stande gebracht wird, wie es nicht Frucht und nicht Genuß eines Moments seyn, wie es nicht, im Wechsellaufe der Zeit, seine Natur verändern und mit den vorübergehenden, zufälligen, den Nothbehelf des Daseyns gebenden Bedingungen unserer socialen Existenz verkümmern oder untergehen kann: so vermag es auch nicht sich in die Interessen dieser Bedingungen so zu versenken, daß es sich ihnen mit leidenschaftlicher Liebe verschmelzen könnte. Es hat eine andere Liebe! Und zwey Lieben auf einmal kann es nicht haben. Es wird nie, so wenig wie ein ächtes, edles Weib, das Schlechte lieben: aber wie das edle, ächte Weib im Manne zu allernächst und im Allerinnigsten und Tiefsten das Bild der hohen, reinmenschlichen Sitten- und Seelenstärke lieben, und so sehr es für Vaterland, Beruf, Glauben und besondere Gesinnung des Mannes Sympathie oder Antipathie empfinden mag, nach diesem reinen menschlichen Character sich das geheimste Wesen seiner Neigung hingetrieben fühlen wird: so auch wird das Schöne, wird die Kunst, wird das große genialische Wissen sich dem an der Menschheit Unveränderlichen zuwenden, wird es die schroffen Gegensätze, welche Zeitlichkeit und Oertlichkeit in dem Daseyn der Gattung herbeyführt, wo nicht ablehnen, doch nur in sofern in sich aufnehmen, als es auch sie zu Trägern höherer und ewiger Ideen gestalten kann. Wir haben aristokratische und demokratische, patriotische und kosmopolitische Sänger in jeder Literatur: was sie aber unserer Bewunderung werth macht, ist nicht die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie sich in den Angelegenheiten des Augenblicks verstrickt, sondern das unveränderlich Menschliche, was sie auch an diese Angelegenheiten anzuknüpfen verstanden haben. Daß man aber ihr diese wahrhafte, humane Freyheit zugestehe, sich aus den beklemmenden Sorgen des Tages in das Heiligthum der ewigen Gefühle zu flüchten, und von da aus auch auf die, welche von diesen Sorgen gedrückt und beängstigt werden, fromme Beruhigung hernieder zu leiten, und die Wünsche und Begehren des Sterblichen mit der festen Ordnung der göttlichen Gesetze zu versöhnen, das wird die Muse nie von allen ihren Verehrern erwarten dürfen. Stets werden viele nach der wohlthätigen Hand schlagen, die ihnen die Wunden, die das Leben macht, mit der Kraft eines über das Leben emporrückenden Zaubers heilen will: denn sie vermögen eben auch das Höhere nur aus dem Gesichtspuncte ihres irdischen Jammers und Gequäles zu fassen. Weil sie zerrissen, befangen, voll Affect in der Einseitigkeit sind, soll auch das Geistige, das ihnen

naht, zerrissen, befangen und einseitig seyn. Das Maß und die Mitte, welches in aller Ewigkeit das Wahrste und Wünschenswertheste, wofür es die alten Weisen erkannten, bleiben wird, wird in solchen verworrenen und unfriedfertigen Zuständen selber zerrissen: statt es als edle Erhebung über ein beschränktes und parteyliches Bestreben in der Kraft eines selbstständigen, geradsinnigen Rechten zu erkennen, setzt man es in ein klägliches Hin- und Herschwanken zwischen den Extremen; in ein characterloses Gezappel, wo man, wie in dem Kinderspiele Kämmerchen vermiethen, aus dem einen Standpuncte in den andern zu kommen sucht, aber, weil man ihn schon besetzt findet, in den Zwischenräumen gaffend inne hält, und temporisirt; in ein trostloses Studium, das Sitzen zwischen zwey Stühlen zu einer Kunst und zu einer Methode zu bringen. Jenes einfache feste Rechte aber wird es jederzeit seyn, welches die Empfindungen des wahren Dichters, die Farbe seiner persönlichen Ansichten, in politischer wie in jeder sonstigen Beziehung, mag seyn welche sie wolle, zum Grunde liegen muß, wenn er uns menschlich ergreifen soll. Er kann uns nichts als das Schöne, in welcher Sphäre der menschlichen Empfindung es sey, darbringen dürfen. Der politische Cynismus muß ihm eben so fern stehen, als der moralische. Wir wollen aber den Freunden der Freyheit gerne zugestehen, daß man politischen Cynismus eben so gut als Demokrat, wie als Oligarche, unter Stern und Orden, wie im Kittel, üben kenne. Die wahre Aristokratie, die Herrschaft des Rechten durch die Besten, dieß kann allein und immer das politische Glaubensbekenntniß der Muse seyn. Der Parteymann, im schroffen Ausdrucke seiner partiellen Gesinnung, wird uns ärgern, ja empören, statt uns zu erquicken und zu belehren. Ist seine Geniusgabe von der Kraft, oder flößen uns seine sonstigen Verhältnisse so viel Interesse ein, daß er auch als Parteymann schroff sagen darf, wie er denkt: so wird die Nachwelt seine Ansichten entweder durch rectificirende Auslegung mildern, oder, wo sie das nicht kann, ihm in dem Maße seinen dichterischen Werth beschränken, als er seine Aeußerungen über das Maß des Rechten getrieben hat. Alcäus hat, als kaufmännischer Oligarch von Lesbos, gegen Tyranney gedonnert: jedermann weiß, daß diese Tyranney von Pittacus geübt wurde, einem weisen und gerechten Manne, den das Vertrauen des Volkes zur absoluten Gewalt berufen hatte; und daß die Tyranney, über die der Dichter sich beklagte, nichts als die Beschränkung der Privilegien einer grausamen Geldaristokratie, der schlimmsten aller Mißformen des Staates, war. Was thut das? Die Krämer von Lesbos waren zu Horatius Zeiten mit allen ihren Ansprüchen vergessen; aber ihr Dichter lebte fort durch die Gewalt

der Ideen, mit welcher er eine aristokratische Freyheit verfochten hatte. Nur daß es aristokratische Freyheit gewesen, die er verfocht, das auch hatte man dem Staube der Verwesung mit übergeben: den Freyheitssinn, den Tyrannenhaß, als solchen, ohne Zusatz, behielt man aus ihm. Eben derselbe hatte, wie wir aus der Kenntniß seines persönlichen Characters schließen müssen, des Aristodemos Wort im vollkommenen Ernste, ohne Bedingung, gelobt: Geld ist der Mann! Pindar, der menschlich fühlende Pindar, entschuldigt den Aristodemos wegen der Herbe dieses Wortes durch die milde Erläuterung: Er war verlassen von Habe und Freunden. Theognis dichtet ganz im allernacktesten Parteysinne des Adels: aber er wagt nicht, die Parteynamen, die an kränkende Beschränkungen menschlicher Rechte erinnern, zu brauchen; er braucht die, welche auf moralischen Gehalt und Nichtgehalt hindeuten, und immer noch bleibt er in der empfindlichen Einseitigkeit seiner Denkweise wohl ein sonderbarer, aber kein liebenswürdiger Dichter.

Es würde anziehend seyn, diese Bemerkungen noch im Sinne des demokratischen Prinzips aus der Empfindungsweise der attischen Komiker zu belegen (denn die Tragiker, mindestens Aeschylus und Sophokles, haben dem aristokratischen ohne Rückhalt gehuldigt): wir würden zuzugestehen genöthigt seyn, daß sich nirgends eine Complaisance gegen die Macht der Menge zeigt, vielmehr diese in ihrem inconsequenten und leidenschaftlichen Wesen kräftig zurecht gewiesen, und ihr die Würde einer gemäßigten, festen, ruhigen Haltung ans Herz gelegt wird. Allein wir haben unsere Abschweifung von Horatius wohl schon zu weit geführt: gereuen kann sie uns nicht, wenn sie etwas dazu beyträgt, das Unbillige in der Anforderung einer nach der Modegesinnung der Zeit sich bequemenden persönlichen Stimmung des Dichters ins Licht zu setzen.

Die Epistel an Scäva (I. 17) rechtfertigt das Bestreben, sich hochgestellten Männern gefällig zu machen: wobey jedoch Horatius sehr entschieden seine größere Vorliebe für ein zurückgezogenes Daseyn an den Tag legt. Nur ist diese Vorliebe bey ihm Frucht seiner contemplativen Studien; sie hat nicht ihren Grund, wie bey so Manchem, in der phlegmatischen und eigensinnigen Unfähigkeit, sich in gebildeten Kreisen mit Anmuth zu bewegen. Sehr schlagend werden deßfalls sich Aristippus und Diogenes gegenüber gestellt. Jener faßte, als vermöglicher, fein gebildeter Weltmann, die Umstände nach Bequemlichkeit auf, immer jedoch so, daß er die Dinge sich, nicht sich den Dingen unterordnete (Horaz Epist. I. 1, 19): Diogenes, der starrsinnige Cyniker, aus Mißachtung der edleren Lebensgenüsse, mußte gleichwohl selbst

seine frugalen Bedürfnisse immer noch von andern erbetteln, und lebte also in Abhängigkeit so gut wie jener, den er einen Schmarotzer (scurra) der Könige nannte. Ich bin ein Narr für mich, sagte ihm der Cyrenäer, du bist einer für das Volk; was wir, wie das Folgende zeigt, so auszulegen haben, daß Aristippus, durch seinen Umgang mit den Großen, selbst wenn dieß ein Schmarotzerthum wäre, doch des Lebens anständig froh wird; Diogenes, in seiner stolzen Selbsterniedrigung, nichts gewinnt, als daß er das Gelächter des Pöbels letzt. Aber weder Aristippus kann, nach der Schätzung, die er bey Horaz findet, ein Speichellecker der Mächtigen im Sinne höfelnder Geschmeidigkeit und characterlosen Verzichtens auf Selbstbestimmung gewesen seyn, so manche derartige Anecdote auch Diogenes Laertius von ihm erzählt; noch rechtfertigt unser Dichter den entferntesten Argwohn, als billige er das Streben, seinen Weg zu machen, in solchem Sinne. Dafür haben wir sein eigenes Zeugniß in dem folgenden Briefe an den Lollius. Dieser enthält die Grundsätze, wie man sich auf dem schmalen Pfade eines solchen Verhältnisses mit unverletzter Würde halten könne (Worte von Jacobs). Hierauf steht Epistel I. 7 als der Triumph des Horatius über seine Verleumder da: denn in dieser, unendlich entfernt, den demüthigen Hofmann zu machen, kündigt er selbst seinem Mäcenas das Verhältniß auf, wenn er es mit Verlust seiner unabhängigen Gesinnung erkaufen soll. Abschnitt VI, Horaz und Mäcenas, beleuchtet einige Stellen dieses in der That kühnen Denkmals freundschaftlicher Freymüthigkeit. Es sey uns erlaubt, diese geistreichen Erörterungen in eine Uebersicht zu bringen, und Einiges davon zu ergänzen. Während bey andern Gelegenheiten die Ausländer geneigt sind, den Dichter der Schmeicheley zu verdächtigen, finden sie ihn in diesem Briefe empfindlich und über das Maß der Billigkeit hart. Mit Recht bemerkt Hr. Hofr. J., daß die Empfindlichkeit keine Stimmung für einen Dichter seyn kann! Gewiß am wenigsten für einen philosophischen wie Horaz, und in einem Lebensabschnitte, wo er Vers 25 fgg. Klagen führt, die wir dem deutschen Leser mit ganz ähnlichen im Prologe des Faust umschreiben können:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar:
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach;
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.

Ich hatte nichts, und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug!
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hassens Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück.

Der Brief ist nicht mehr und nicht minder, als der nachdrucksvollste Beweis, auf welcher Höhe Mäcenas und Horatius, beyde als Menschen, gestanden haben: jener, in sofern der Freund diese Sprache der Aufrichtigkeit gegen ihn führen durfte; denn wohl zu merken, dieser Brief war sicherlich nicht der erste Ausdruck ähnlicher Aufrichtigkeit: dieser, in sofern er seinen eigenen und den Werth des Freundes mit solcher Unbefangenheit zu erkennen, und demgemäß zu handeln vermochte. Die Vers 20 fgg. obgedachter Stelle vorangehenden Worte sind von der höchsten Wichtigkeit: »Der Verschwender und der Thor verschenkt, was ihm gleichgültig oder überlästig ist, und diese Saat hat zu allen Zeiten Undankbare gemacht und wird sie machen. Der Tüchtige und Weise zeigt sich bereit, denen, die es werth sind, verbindlich zu seyn; aber deßwegen bleibt ihm nicht verborgen, wie sich Erz von Lupinen unterscheide. Auch ich will mich des Beyfalls des sich um mich verdient Machenden würdig zeigen!« Der Vers: Es bleibt ihm nicht verborgen, wie sich Erz von Lupinen unterscheidet, bedeutet nicht, wie Döring will, er weiß keinen Unterschied zu machen zwischen der Wohlthat Würdigen und ihrer Unwürdigen; sondern er bezieht sich auf den Werth der Wohlthaten: der Tüchtige und Weise weiß sehr wohl, was er gibt, und erzeigt große Dienste auch nur in der Voraussetzung einer vollständig würdigen und tüchtigen Gesinnung. Auch Wieland ging hier schief, als er unter seinem Texte hinschrieb: Horaz will sagen, es ist ein großer Unterschied zwischen Dienst und Diensten. Es gibt Dienste, wovon man sich, nach Maßgabe der Umstände, gar wohl dispensiren darf. Dieß könnte nicht wohl anders, als auf die Dienste, welche Mäcenas von Seiten des Horatius erwartet hatte, bezogen werden; offenbar aber hat Horatius den Gedanken in Verbindung mit dem folgenden gedacht: Deiner uns erwiesenen großen Dienste will ich mich würdig zeigen; nämlich durch die vorauszusetzende große, selbst gegen den Gönner in höherer, sittlicher Hinsicht unabhängige Gesinnung! Ganz entfernen muß man den unzarten Gedanken, als sehe Horatius wirklich das von Mäcenas Empfangene für gering an. Nichts weniger! Er theilt diesen Gaben, überzeugt, aus welcher Gesinnung sie hervorgingen, ihren vollen Werth zu: um so gewichtiger wird der Ernst

seines Wortes, wenn er erklärt, zur Verzichtleistung bereit zu seyn. Diese Erklärung geschieht aber weder aus unzartem, plebejisch denkendem Trotze, noch mit jener kindischen Gereiztheit, welche sich schon der, im Grunde dennoch ärgerlichen Selbstgenüge freut, wenn mit gleich kindischer Empfindlichkeit die Herausforderung angenommen würde; sie hat den Character des edelsten Kampfes zwischen Dankbarkeit und Selbstgefühl; sie spricht das denkbarer Weise auffallend und hart Erscheinende mit innig fühlender Schonung aus. Du hast oft meine Bescheidenheit gelobt; du hießest mir Fürst und Vater, Angesichts, und nicht um ein Wort karger abwesend: ermiß, ob ich deine Geschenke heiteres Muths zurück zu erstatten über mich gewinnen kann! Er wird es können; aber er läßt dem Freunde die Nothwendigkeit, wenn dieser Alles reiflich bedenkt, zu entscheiden, was der so weit Gedrängte können werde!

Auf diese Weise, glauben wir, ist eine der schönsten Dichtungen des Horatius in ihr rechtes Verhältniß gestellt, des Dichters Consequenz in seinen Ansichten unangetastet, und, wie er dem Vorwurfe unwürdiger Kriecherey nicht unterliegt, so wird auch der der Roheit und Rücksichtslosigkeit, nicht minder der eines unmännlichen Schmollens mit dem edelsten Zeitgenossen von ihm fern bleiben. Wir müssen nur überhaupt nicht vergessen, daß das Alterthum in seinen gesellschaftlichen Formen ungleich fesselloser und ungeschminkter war, als die heutige Welt.

Nun aber übergehen wir die Abschnitte VII bis XIV. welche kritisch und exegetisch eine Reihe außer unserm hier aufgefaßten Gesichtspuncte liegender Stellen in der geist- und gehaltvollsten Weise erörtern, um uns zu Abschnitt XV, Horaz ein Apostat der Freyheit? zu wenden. Denn dieser Abschnitt hängt mit dem von uns bisher Erörterten aufs Innigste zusammen. Die schönste und reichste Perle in dieser des Goldes und der Edelsteine in Hülle und Fülle habenden Sammlung! Sie kann den jugendlich rasch hin- und hermeinenden, mit einseitiger Hast abzusprechen nur zu geneigten Philologen und Geschichtforscher belehren, wie vielen Werth es hat, die Erscheinungen der Vorwelt nicht bloß mit Wißbegier, Scharfsinn und Forscherfreude, sondern auch mit einem milden und gerechten Herzen zu beurtheilen. Keine Person des Alterthums hat wohl in unsern Tagen mehr Verdammniß gefunden, als Augustus. Referent muß gestehen, daß er, so lange er denken kann, mit einem Unwillen gegen diesen Stifter des Kaiserthums erfüllt war, und er hat ihm noch neuerlich (Anmerkungen zum Persius S. 175) ein Denkmal seines sittlichen Zweckes gesetzt. Er kann sich aber das Geständniß nicht

erlassen, daß ihn die würdige Besonnenheit des älteren Freundes auf eine lehrreiche und fruchtbare Weise beschämt hat. Von welcher Art die Freyheit war, für die Brutus, in seiner eben so hochherzigen als kurzsichtigen Begeisterung, nach Cäsars Tode, das Banner erhob, darüber pflegt sich Niemand zu täuschen, welcher in der römischen Geschichte nicht bloß zu Gaste gegangen ist; und dennoch ist im Grunde doch der Hauptgroll, von welchem wir gegen Octavianus instinctmäßig beseelt werden, daß er es wagte, an Cäsars Stelle zu treten. Wir verehren die Nemesis, und wollen doch ihren Finger, wo uns eine Wendung der Dinge nicht behagt, nicht anerkennen; wir verabscheuen ihre Werkzeuge, und wissen dafür gleichwohl keinen Grund anzugeben, als daß ihr ein andermal andere Werkzeuge gedient haben. Es geht der Menschheit oft genug, wie dem Tarquinius mit den Büchern der Sybille; das Anfangs reichlich Gebotene findet keinen Beyfall, bis eben dasselbe, auf ein Minimum zusammengeschrumpft, mit tausend Freuden ergriffen wird. Wer würde nicht Cäsars großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren lassen? Aber ist es darum billig, an Octavianus das herabzudrücken, was unläugbar Gutes an ihm war, was ihn vielleicht geschickter machte, die Herrschaft zu begründen, als es selbst Cäsar gewesen seyn würde? Rechnen wir von der allerdings mancher schweren Beschuldigung ausgesetzten Jünglingszeit Octavians ab, was er im Schwanken der ungewohnten Macht, was er auf fremden Einfluß und aus berechneter Nachgiebigkeit gegen seine Verbündeten gethan, endlich was auf Rechnung der in Parteykämpfen allezeit, und meist mit gutem Erfolge, geschäftigen Verleumdung kommt: so wird sich uns zwar kein das ästhetische Wohlgefallen an persönlicher Größe angenehm beschäftigender Character, wie Alexander oder Julius Cäsar, darstellen; wir werden ihm aber die Eigenschaften in reichlichem Maße zusprechen müssen, durch welche glänzend Errungenes dauerhaft befestigt und erhalten wird. Er wird in einer Vergleichung mit Carl dem Großen ungleich weniger zu kurz kommen, als in der mit jenen früheren Helden: Napoleon war eine Mischung von beyderley Naturen. Als in Octavian die politische Einsicht sich geklärt hatte, und die Impulse des persönlichen Egoismus in Auffassung des dem Allgemeinen Nöthigen und Wichtigen zum Schweigen gekommen waren, wirkte er mit geräuschloser Klugheit und Consequenz so glücklich, daß ihn ja die Städte Italiens, die Provinzen und der Senat um die Wette vergötterten; und gewiß verdient seine Mäßigung in Versöhnung der Parteyen und Ausheilung der alten Wunden, sein tactfestes Benehmen in den verschiedenen gegen ihn ausgebrochenen Verschwörungen, der weise Gebrauch endlich, den er von Mäcenas

staatswirthschaftlichen Einsichten und von Agrippas kriegerischen Talenten machte, alles Lob. Die Monarchie bedurfte, um den Neid zu besiegen, und um nicht einerseits sogleich in militärischen Despotismus oder anderseits in kraftlose Mätressenherrschaft auszuarten, eines solchen gehaltenen und mittelmäßigen Geistes, der weder durch das Eminente und persönlich Hinreißende die Furcht erregte, daß er allein Alles seyn werde, noch durch ausschweifende Neigungen den Leidenschaften und Intriken eine Bahn gewährte, um an der mühsamen Schöpfung zu rütteln. Die Glanzperiode des Frieden stiftenden und Ordnung auf den Erdkreis zurückführenden Cäsar Octavianus war es, welche Horatius besang; die Erinnerung seiner wenn auch getäuschten Jünglingshoffnungen war nicht in der Bewunderung des Weltherrschers untergegangen: die Freyheit ehrt er bis zu freymüthiger Lobpreisung des uticensischen Cato in einer die neue Ordnung der Dinge betreffenden Ode. Dieß macht ihm gewiß eben so viel Ehre, als dem Herrscher, der, weit entfernt, dergleichen übel zu deuten, in den Besitz eines solchen Zeitgenossen, wie wir aus diplomatisch beglaubigten Aeußerungen entnehmen können, seinen Stolz setzte. Gleichwohl hat Horatius sich von dem Manne der Zeit fern gehalten bis zu dessen Unwillen; käuflich ist seine Muse nie gewesen. Und die Tage, wo Livia den alternden Kaiser unter ihren Pantoffel brachte, hat er nicht mehr erlebt. Dieß Alles wird so sinnig, so ruhig und unparteyisch aus einandergesetzt, daß in dem Maße, wie an der Würdigung der Verdienste Cäsar Octavians das Mißwollen gegen dessen Person sich mildert, die Achtung gegen den Dichter steigt, der, indem er sogar mit Grund und ohne der Nachwelt Tadel zu besorgen, seine Lobsprüche freygebiger hätte spenden dürfen, sich ungleich enthaltsamer hat zeigen wollen, als mancher Andere an seiner Stelle gethan hätte.

Der reiche Genuß, den wir aus dem vor uns liegenden Werke geschöpft haben, und der dankbare Drang, den Geist und Werth dieses Genusses durch unsere Erörterung anschaulich zu machen, hat uns in einen Theil des Inhalts gleichsam versenkt; und wir müßten noch ein sehr ansehnliches Maß von Raum in diesen Blättern begehren, wenn wir die behagliche Lustwandlung in einem solchen Garten der Musen fortsetzen wollten. Es sey uns also jetzt genug, zu erwägen, daß noch ein sehr reichhaltiges Capitel vermischter Bemerkungen zu Horatius, sodann aber nachstehende besondere Abhandlungen folgen: 2) Ueber die Bildsäule der schlafenden Ariadne, sonst Cleopatra genannt. 3) Ueber eine Münze von Zankle. 4) Was sind σκολιὰ ἔργα beym Strabo. 5) Was heißt Olympium beym Plinius? 6) Die orphischen Argonautica. 7) Die Perser des Aeschylus. 8) Ueber den Pro-

logus der Danae. 9) Die Dirae des Valerius Cato. Möge über das Greisenalter des edlen Verfassers der rühmlich verdiente, heilige Frieden der Musen schweben, daß er, gleich den erhabenen Sängern der alten Hellas, auch dem jetzt heranwachsenden Geschlechte noch lange als würdig verehrter Priester des Schönen vorleuchte, und Deutschland sich immer neuer Früchte seiner Muße zu erfreuen habe.

Prof. Weber in Bremen.

Art. VII. Die Gruppe der Charitinnen. Ein Beytrag zur Philosophie des Schönen in vier Gesprächen; nebst einem Anhang über die Allegorie. Leipzig, Schaarschmidt und Volkmar. 8. 172 S.

Der höhere oder geringere Grad von Vollkommenheit, so wie die eigenthümliche Ausbildung, welche irgend eine besondere Form der Darstellung bey einem Volke gewinnt, wird immer von dem Verhältnisse abhängen, in welchem diese Form, nach beyden Rücksichten, eine dem Genius jenes Volkes entsprechende ist; so wie ihre Ausbildung selbst wieder auf die geistige Eigenthümlichkeit desselben zurückwirkt. So darf es uns denn nicht befremden, den philosophischen Dialog im Alterthum bey den Griechen, in neuerer Zeit bey den Franzosen, vorzugsweise mit Glück und Neigung ausgebildet zu sehen. Fremd konnte diese Form der Darstellung keiner gebildeten Nation bleiben; einen höheren Grad von Ausbildung konnte sie aber nur bey denjenigen Nationen erreichen, bey welchen sich das Talent für die Conversation und die Lust an geselligem Ideentausch im Leben selbst in einem vorzüglichen Grade ausgebildet hatten, wie bey den Griechen und den Franzosen. Auf gleiche Weise drückte sich dem Dialog bey beyden Völkern das Gepräge ihrer geistigen Individualität auf; das Gepräge der Tiefe und Klarheit, der heitern Unbefangenheit und Anmuth und ihrer poetischen Geistesstimmung bey den Griechen: jenes geistreicher Leichtigkeit und Gewandtheit, die freylich nicht selten oberflächlich und frivol ist, bey den Franzosen. Dort hatte sich das Talent für die Conversation im regen Verkehr des öffentlichen Lebens: hier in den Gemächern und unter dem Einfluß eines überfeinerten und frivolen Hofes ausgebildet.

Fragte nun Jemand, wie es bey uns Deutschen um die Ausbildung des philosophischen Dialogs stehe: so dürfte die Frage sich nicht ganz unbedingt zu unserer Ehre beantworten lassen. Denn haben gleich mehrere unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller auch hierin sehr Vorzügliches geleistet: so ist doch der Dialog,

als selbstständige Form der Darstellung, nur sehr wenig unter uns bearbeitet worden. Wir Deutschen pfropfen ihn meistens auf einen fremden Stamm, und handeln in dialogischer Form Philosophie, Politik, Poesie und bildende Kunst am liebsten in Novellen und Romanen ab; ein Verfahren, bey welchem, wie viel im Einzelnen auch immer geleistet werde, doch weder der Roman, noch die Novelle, noch der philosophische Dialog als selbstständiges Kunstwerk betrachtet, sonderlich viel gewinnen können. Nicht mit Unrecht kann man sagen, daß der Deutsche für die Behandlung des Letzteren zur Zeit noch etwas zu schwer sey. Denn ob auch dabey mit geistreicher Oberflächlichkeit, rascher Beweglichkeit und gewandtem Witz noch wenig ausgerichtet sey, und diese Eigenschaften den Mangel an tieferem Gehalt der Ideen auf keine Weise ersetzen können: so ist doch andrerseits auch das Streben nach solchem Gehalt hier ein ungenügendes, wenn es nicht mit jener natürlichen Unbefangenheit, mit jener Anmuth und Heiterkeit, und dadurch mit jener Vollendung der Form verbunden ist, welche nur dort erwartet werden dürfen, wo diese Vorzüge, und mit ihnen auch die Empfänglichkeit dafür im Leben selbst, sich allgemeiner und in höherem Grade ausgebildet haben, als dieses bisher unter uns, aus zum Theil wenig erfreulichen Ursachen, möglich gewesen ist.

Für jeden Fall haben wir daher Ursache, jeden gelungenen Versuch in dieser Gattung willkommen zu heißen, und ihn der Beachtung werth zu halten. Ein gelungenes Kunstwerk zu seyn, wird man aber den hier in Erörterung stehenden Dialogen nicht wohl absprechen können. Es sind deren vier. Die ersten beyden: Theano oder Natur und Kunst, und Kleiton oder die Kunst und der Künstler, sind den platonischen nachgebildet, bis auf die Eigenthümlichkeiten der Darstellungsweise und zum Theil selbst der Wortfügung. Seine Nachbildung ist inzwischen darum keine sclavische oder kindisch gezierte, sie ist ein Schaffen in verwandtem Geiste. Der Verfasser ist ein vertrauter Schüler Platon's, und aus mehreren Stellen seiner Nachbildung weht uns die Begeisterung seines Meisters an. Gern gesteht Ref., in deutscher Sprache nur wenig Stücke zu kennen, die durch den Zauber einer milden Begeisterung und durch ein so reizendes Portamento der Sprache dem Lesenden eine gleiche Befriedigung gewähren, wie die Rede der Priesterin Theano im ersten, jene Platon's im zweyten, der Traum Kleiton's in eben demselben und der Mythus im vierten Gespräche. Das dritte Gespräch führt die Ueberschrift: Chärephon oder Vernunft und Verstand, Geschmack und Kennerey; das vierte ist Mnesippos oder die Kunst und der Mensch über-

schrieben. Ein fünftes Gespräch über die Allegorie und ihre Anwendung in der bildenden Kunst ist als Anhang beygefügt.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Anzeige seyn, diesen Gesprächen, welche bey einem verhältnißmäßig geringen Umfange die wichtigsten Fragen der Philosophie des Schönen berühren, im Einzelnen zergliedernd nachzugehen: da dieselbe in diesem Falle kaum kürzer, als das vorliegende Werk selbst ausfallen könnte. So mag es ihr denn erlaubt seyn, in Beziehung auf die Ergebnisse jener Fragen sich auf einige wenige Bemerkungen zu beschränken.

Eine strenge, wenn gleich natürlich nicht sehr ernstlich gemeinte Kritik über die beyden ersten Gespräche spricht der Verfasser selbst zu Anfang des dritten aus, wenn er seinen Euthydemos sagen läßt: »Im Ganzen genommen muß ich gestehen, daß sie keinen sonderlichen Eindruck auf mich gemacht haben. — Die schöne Theano ist daran schuld, weil sie die beyden Andern, die anfangs ziemlich vorsichtig zu Werke gehen, urplötzlich auf das Ueberschwengliche hinreißt. Im zweyten Gespräche ist dann kein Halten mehr, und in meinem Kopfe entsteht nun eine Leere, wenn ich das Göttliche und das Schöne so schlechtweg identificirt sehe. Verübeln Sie es mir nicht, aber ich weiß mir nichts Bestimmtes dabey zu denken.« — Denken läßt sich nun allerdings etwas dabey; allein es frägt sich: wie viel wohl durch dasjenige, was sich dabey denken läßt, für die Erkenntniß des Schönen gewonnen werde, wenn dieses so schlechtweg mit dem Göttlichen identificirt wird.

Der Zustand der Seele, in welchem wir uns bey der Betrachtung des Schönen in der Natur wie in der Kunst und bey Hervorbringung desselben durch die letztere befinden, ist um so wunderbarer, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir fast bey allen Völkern in der Kindheit ihrer geistigen Ausbildung nicht nur die Erfindung der Künste den Göttern selbst, sondern jede hervorstechende Aeußerung des Kunstsinns bey höher begabten Menschen einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zugeschrieben finden. Ein solcher Glaube mußte inzwischen seine Gültigkeit verlieren, als die philosophische Forschung anfing die menschlichen Erkenntnißkräfte zu zergliedern, und der Entstehung und Ausbildung unserer Begriffe nachzufragen. Bey diesem Geschäfte fand sie nun auch die Fragen auf ihrem Wege: was schön sey? und wie der Begriff von Schönheit sich entwickle? Wenn der Einfluß subjectiver Gründe bey einzelnen Menschen wie bey ganzen Völkern bey Beantwortung der ersteren dieser Fragen sie nothwendig vielfältig verwirren mußte: so mußte sie sich mit der zwey-

ten in noch größerer Verlegenheit befinden, da die Resultate ihrer Prüfung, mit wie viel Scharfsinn und Umsicht sie letztere auch immer anstellen mochte, doch immer nur Bruchstücke nachweisen konnten. Das Ungenügende dieser Resultate bewog nun von jeher Viele, jede Untersuchung dieser Art gänzlich zu verwerfen, und den Begriff des Schönen für einen »im Innersten der vernünftigen Menschennatur gegebenen« zu erklären; eine Annahme, welche der Würde des Begriffes im höchsten Grade entsprechend schien, und nicht minder der Eitelkeit des Eitlen, als der Begeisterung des Begeisterten den freyesten Spielraum ließ.

Am entschiedensten findet sich diese Ansicht in der platonischen Philosophie ausgesprochen; und in dieser, aber auch nur in dieser, hat sie eine Consequenz, deren sie sonst überall entbehren muß. Denn indem nach ihr alle Erkenntniß des Schönen Wiedererinnerung an ein in einem vollkommenen Zustand wirklich Angeschautes ist: so braucht sie sich weder auf ein Ahnen desselben und »ein Vorausergreifen des Geistes im Geiste zu berufen, welches, wie der Verfasser unserer Gespräche meint, allem Begreifen am Einzelnen vorhergehen müsse *); noch braucht sie sich auf irgend eine Weise mit der Frage zu befassen, woher ihr die Idee des Schönen gekommen sey: da die Vorstellung davon als eine vollständige, wenn gleich im gegenwärtigen Zustand der Seele verdunkelte, in letzterer vorhanden ist. Ja sie braucht sich nicht einmal auf die Frage einzulassen: was schön oder nicht schön sey? und kann das sogar nicht, weil sie sich der Idee der Schönheit nur in einer unvollkommenen Erinnerung bewußt ist. Jede andere Philosophie aber, als die platonische, selbst diejenige, welche angeborne Begriffe oder doch die Anlage zu gewissen Vorstellungen annimmt, welche durch das zur Bildung der Erfahrungskenntniß in Thätigkeit gesetzte Erkenntnißvermögen nach den Gesetzen des letzteren erzeugt werden, wird über jene Frage einen Abschluß suchen müssen; denn indem sie von einem Gegenstand aussagt, daß er schön sey, oder das Gegentheil, und somit ein bestimmtes Urtheil ausspricht, wird sich von ihr fordern lassen, daß sie sich nicht bloß der Gründe ihres Urtheils bewußt sey, sondern auch der Art und Weise, wie sie darüber zum Bewußtseyn gelangt sey.

*) Wenig Hülfe bringt dem Verf. die S. 75 aus Köppen angeführte Stelle. Allerdings setzt jedes Verneinen ein Bejahen voraus. Das Bejahte ist aber in dem angeführten Beyspiele das Endliche und Begränzte. Der Begriff eines Unendlichen und Unbegrenzten ist das Product einer Verneinung jeder solchen Schranke.

Auf den Einwurf gegen jeden Versuch einer genetischen Entwicklung des Begriffs von Schönheit, »daß es unbegreiflich sey, wie eine Wahrnehmung in unsern Geist kommen könne, von der wir in der ganzen uns umgebenden Sinnenwelt nicht einmal ein Analogon entdeckten,« läßt sich auf keine Weise ein besonderes Gewicht legen. Denn auch bey Erfahrungsbegriffen vermögen wir das Woher nur bey ihren einzelnen Theilen, nicht aber das Ganze ihrer eigenthümlichen Ausbildung, nach der Verbindung und dem Verhältniß jener Theile nachzuweisen, und in dieser Beziehung läßt sich sagen, daß auch ihnen, so wie sie als eigenthümliche im Individuum vorhanden sind, nie ein Wirkliches vollkommen entspreche. Auch läßt sich keineswegs behaupten, daß die Idee des Schönen in der ganzen uns umgebenden Sinnenwelt kein Analogon finde: indem sie nur als sinnliche Erscheinung gedacht werden kann, dem so Gedachten aber ein analoges Sinnliches zum Grunde liegen muß; und wenigstens die Möglichkeit eines der schaffenden Idee entsprechenden Wirklichen sich nicht unbedingt läugnen läßt. Von der reinen Idee des Schönen muß man jene Behauptung freylich gelten lassen: allein diese liegt, als solche, auch außer dem Bereich aller sinnlichen Erscheinung. Auf welche Weise aber das Schöne in der sinnlichen Erscheinung an der reinen Idee des Schönen Theil habe: darüber, wie gesagt, wird nun der consequente Schüler Platons keine Rechenschaft zu geben haben, inzwischen auch ein solcher der Forschung das Recht zugestehen müssen, zu fragen: worin denn das Gemeinsame derjenigen Gegenstände bestehe, welche, seinen Aussprüchen zu Folge, an der reinen Idee des Schönen Theil haben, und durch welche die letztere bey ihm ins Bewußtseyn gerufen worden ist.

»Das,« läßt der Verf. S. 39 seinen Kleiton sagen, »das jagt mir ein Schrecken und ein Grauen ein vor den Meisten, die von dem Schönen reden, daß sie es zusammenlesend aus allerley Dingen, an Bildsäulen, an Gemälden und Versen, und in der Natur an Nasen, Schenkeln, Füßen, Händen, Armen und sonst wo herumzupfen nach dem, was sie für schön halten, wie leckere Geislein an grünen Sträuchen nach den schmackhaftesten Schößlingen. Was sie nun da etwa finden, das tragen sie mit nach Hause, und vergleichen es unter einander, und sagen von dem, was ihnen behagt hat, das sey das Schöne; denn es sey das Gemeinschaftliche, und dieses enthalte überall das Wesen. Allein, wiewohl du richtig sagtest, daß der Zeus des Pheidias aus Theilen zusammengefügt werden mußte, so ist er doch nicht aus diesen Theilchen entstanden; denn der Zeus, wenn auch nicht die

Bildsäule, mußte eher fertig seyn, als an einen einzelnen Theil gedacht werden konnte, weil gleich der erste Theil nicht minder als der zweyte und jeder folgende nur so geformt werden konnte, daß er zum Ganzen paßte. Dieses Ganze aber wird Pheidias nicht aus dem Maß und den Verhältnissen des Stuhls und der Hände und des Hauses zusammengesetzt haben, sondern es war auf einmal und vollständig in seinem Geiste, da er, wie man sagt, die Verse des Homeros hörte. Wiederum haben aber auch nicht jene Verse dem Pheidias den Zeus gegeben, welchen er dann gemacht hat; sondern durch jene Verse ist nur, wie durch eine göttliche Kraft, das Gefühl in ihm erregt worden, daß in ihm das Urbild des Schönen nicht minder lebe, als im Homeros. Auch würde niemand jemals etwas Schönes zu machen unternommen haben, noch würden wir selbst wissen, weder daß der Zeus, noch daß irgend etwas Anderes, was wir bewundern, schön sey, wenn nicht allein jene vor dem Versuche, sondern auch wir vor der Betrachtung und dem Nachdenken das eine Schöne besser kennten, als es nachher an einzelnen Beyspielen dargestellt und gefunden wird.« Woher nun aber kennen wir dieses eine Schöne, und woher kannte es Pheidias? Nur Platon hat eine Antwort darauf zu geben. Das Pheidias die Vorstellung seines Zeus nicht aus einzelnen Theilen zusammengefügt oder zusammengeleimt habe, sondern daß sie im glücklichen Augenblick der durch Homers Verse angeregten Begeisterung mit einem Male in seiner Seele als ein Ganzes ihm aufgegangen, ist freylich wahr; allein sollte es nicht natürlicher seyn, anzunehmen, daß die Vorstellungen von den einzelnen Theilen — nicht der Schenkel, der Arme, der Hände u. s. w. bloß, sondern auch des Ausdrucks der Erhabenheit, der Milde, der Anmuth ꝛc. des Gottes — durch Anschauung, Vergleichung und Abstraction in der Seele sich ausgebildet, und bey jener besondern Veranlassung mit einmal zu einem Ganzen sich vereinigt haben: als das Daseyn eines in der Seele liegenden Urbildes zu behaupten, von welchem sich nicht sagen läßt, wie es in sie gekommen, und wie sie — die Wiedererinnerung an ein früher Angeschautes oder eine unmittelbare göttliche Einwirkung ausgeschlossen — desselben sich bewußt geworden. Wenn dabey nun allerdings die Mangelhaftigkeit möglicher Nachweisung die Begriffsbildung uns unbefriedigt läßt: so ist doch andererseits die Unbestimmtheit der von dem Verf. beliebten Auffassungsweise keineswegs besser geeignet, uns zu befriedigen; und wenn dem Verf. das Verfahren derjenigen Schrecken und Grauen erweckt, welche den Begriff des Schönen genetisch zu erklären suchen — es ist ja nicht unumgänglich nothwendig,

daß sie sich durchaus so unbeholfen und läppisch dabey benehmen, wie es der Verfasser eben beschrieben hat —: so graut diesen ihrerseits vielleicht eben so sehr vor jener poetisirenden Auffassungsweise, welcher keine festbestimmten Begriffe zum Grunde liegen. Was z. B. soll nur das heißen: »Das Schöne ist identisch mit dem Göttlichen?« Ist diese Identität des Schönen mit dem Göttlichen eine absolute, so ist das Schöne das Göttliche, das Unbedingte, Unendliche, durch sich selbst vollkommen, und das Göttliche das Schöne, a=a; ist sie aber eine relative: so stehen wir eben bey der Frage: nach welchen Beziehungen das Schöne mit dem Göttlichen übereinstimme, und was seinem Wesen sonst eigenthümlich angehöre. Oder, was soll es heißen, wenn der Verf. sagt: »Das Schöne könne ihm der Exponent jeder Idee werden?« Wenn das Schöne der Exponent für die Idee des Göttlichen seyn soll: so wird ja die absolute Identität des letzteren mit demselben dadurch von selbst aufgehoben; weil das Contentum mit dem Continens nie absolut identisch seyn kann, und eine Identität zwischen beyden immer nur nach einzelnen Beziehungen Statt findet; wobey denn wieder die Frage bleibt: nach welchen Beziehungen denn das Göttliche, das Gute und das Wahre im Schönen enthalten sey.

»Die Idee des idealisch Vollkommenen,« sagt der Verf. S. 76, »denken wir entweder als Wesen für sich, als Person; oder wir sehen uns genöthigt, um einen Spielraum ihrer Anwendung zu gewinnen, und weil wir alles Vorhandene nur nach der Modalität unserer geistigen Subjectivität betrachten können, sie in einer thätigen Verbindung mit der Welt zu denken.« Mit der ganzen? Dagegen läßt sich freylich nichts sagen, da die Welt ein Werk der vollkommensten Intelligenz ist; nur daß es uns an einem Organ fehlt, um diese Verbindung gewahr zu werden, und daß sie darum für uns nicht anders, als in der Abstraction vorhanden ist. Oder mit einzelnen Theilen? Warum besteht aber diese Verbindung dann gerade nur mit diesen oder jenen Theilen; und auf welchen qualitativen Verhältnissen beruht sie? Ist, was uns in der sinnlichen Erscheinung begegnet, in dieser gleich nicht nothwendig ein Abgeschlossenes, so muß es doch jederzeit in dieser selbst in bestimmter Begränzung erkennbar seyn, und erkannt werden, wenn es einer geistigen Andeutung zur Unterlage dienen soll. Einer solchen Unterlage kann denn auch die Idee des Schönen nicht entbehren: da wir im Gegentheil weder ihres Besitzes noch ihrer Anwendung auf irgend eine Weise sicher seyn können.

Noch eine Bemerkung mag Ref. hier erlaubt seyn. »Das

platonische System,« sagt der Verf. S. 67, »ist ein wunderbarer Baum, dessen Wurzeln dem Himmel, dessen Zweige und Früchte der Erde angehören.« Ref. möchte es lieber einen Baum nennen, der, im Himmel wurzelnd, nur welke Zweige und Früchte zur Erde herabhänge. Die traurige Lehre von dem Kerkerzustande der Seele! Jene große Lehre aber, daß alles Erkennen nur ein Wiedererinnern sey, läßt wohl noch eine andere Anwendung zu, als jene, welche sie in Platon's System findet. Uebrigens hat es Ref. immer geschienen, die wahre Philosophie, als Wissenschaft, müsse nicht im Himmel, sondern auf der Erde wurzeln, und von dieser aus, wie jeder gesunde Baum, mit Stamm und Zweigen kräftig zum Himmel emporstreben. M. Enk.

Art. VIII. Histoire de la restauration et de causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons. Par un homme d'état. Bruxelles, Louis Haumann et Comp., libraires. 1832—33. 8 volumes. 12.

(Fortsetzung der im 68sten Bande abgebrochenen Recension.)

Alle Institutionen, also auch der Adel, haben das Eigenthümliche, daß sie selbst nach ihrem Erlöschen, das heißt, wann sie eigentlich als solche schon aufgehört haben, eine geraume Zeit gewisser Weise noch fortdauern. Es ist das wahrhafte Leben, daß jeder historischen Institution inwohnet, welches diese Erscheinung hervorbringt, und sie nicht etwa wie eine bloß gemachte Einrichtung urplötzlich entstehen und verschwinden läßt. Beynahe alle Einrichtungen der Gesellschaft, welche aus dem Mittelalter zu uns herübergekommen sind, tragen diesen Charakter. So z. B. blieben die Zünfte und andere corporative Verbindungen, die ältern Stadtverfassungen überhaupt noch länger in ähnlicher Art bestehen, nachdem doch ihre eigentliche Wesenheit schon erloschen war. Wenden wir dieß auf den Adel an, so tritt bey diesem ein solches scheinbares Leben vielleicht am schroffsten hervor. Alles hatte sich um ihn herum in unseren modernen Staaten verändert. Nach Unten, nach Oben zu, zu seinen Stammgenossen selbst hatten alle früheren Beziehungen aufgehört, und dennoch blieb es gewisser Maßen derselbe Adel, seine äußere Erscheinung wenigstens erinnerte überall an das, was er früherhin wirklich gewesen war. Natürlich aber ging dieser Zustand, je mehr die ältern wesentlichen Beziehungen aufhörten, in einen idealistischen über, und je reeller die gegenüberstehenden modernen Verhältnisse sich entwickelten, desto greller ward der Gegensatz der sich zwischen beyden feststellte. Da Frankreich nun zumal, wo man sagen kann,

daß sich das Feudal- und das darauf folgende Ritter-Wesen am stärksten ausgebildet hat, wo aber auch eben so durch besondere Umstände die Gesellschaft in ihren übrigen Theilen sich gänzlich decomposirte, mußte ein solcher Mißstand besonders hervortreten. Denn dieser idealistische Zustand, dieses bloße historische Gefühl einer ganz andern Vergangenheit, hatte sich dem französischen Adel dergestalt eingepflanzt, daß seine Außenseiten hindurch vielfach eine ganz phantastische Färbung erhielten, und auf der einen Seite feindselig und erbitternd, wenn darauf wirkliche Ansprüche und Vorzüge gegründet waren, auf der andern wenigstens lächerlich oder komisch auf die Gegenwart einwirkten. Dieß ist es, was auch sehr treffend Graf Montlosier, in seinem schon öfter erwähnten Werke, de la monarchie française, bemerkt. »Als, spricht er, durch die Bewegung, die ich beschrieben habe, die großen Barone ihren Einfluß und die Grundherrlichkeiten selbst ihren Charakter verloren hatten, entstand in Frankreich eine merkwürdige Sache, nämlich die Gewohnheiten, von den Institutionen verlassen, fingen an ohne Institutionen zu gehen. Man kann sich die Gestalt der alten Sitten eines Landes denken, wenn sie der Umgebung beraubt sind, welche eigentlich ihre Grundlage ausmachte, und ihnen eine Stellung gab. Ist indeß eine Gesellschaft bis auf diesen Punkt gekommen, wo das, was für die einen lächerlich, für die andern Gegenstand der Begeisterung ist, so wird das Aergerniß von jenen auch den Fanatismus von diesen erwecken. Man begreift den Eindruck, der sich alsdann macht, und je nach dieser oder jener Ansicht wird man in der Treue Hartnäckigkeit, in der Ehrfurcht vor alten Sitten Vorurtheil, in dem Geiste der Freyheit Liebe zu Privilegien erblicken.«

»Man kann diese Bemerkung oft hinsichtlich des französischen Adels machen. Bey Lesung unserer Geschichte weiß der unparteyische Leser nicht immer, welche Partey er ergreifen soll. Oefter bleibt das Gemüth über einer Classe von Leuten zweifelhaft, welcher die eine gewisse öffentliche Meinung alles zugesteht, während eine andere öffentliche Meinung ihr Alles verweigert; die beständig in der Mitte, zwischen Ausüben von Gewalt und Ertragung von Gewalt häufig kein anderes Vertheidigungsmittel besitzt, als außergewöhnliche Entschließungen, und dergestalt unter verschiedenen Gesichtspunkten Gegenstand der Ehrfurcht oder der Verachtung, der Bewunderung oder des Tadels werden kann.«

Wenn dieses Urtheil über den französischen Adel nach Montlosier sogar eine frühere Epoche desselben in der Geschichte be-

zeichnet, wie vielmehr muß es nicht in unserer Zeit, vorzüglich nach der Revolution zutreffen. Selbst der neuere, von Bonaparte geschaffene Adel trug dazu bey, dieses Mißverhältniß zu vermehren, da derselbe sich auf wirklich nationale, die Gegenwart begeisternde Erinnerungen stützte, jener frühere Adel einer vollständig verschwundenen Zeit angehörte. Denn man konnte sagen, der alte Adel liege vollständig außerhalb der Geschichte, so sehr hatte die Revolution alle früheren Verhältnisse, mit dem er einen Anknüpfungspunkt darbot, aufgelöst. Jedes Auftreten nun dieser früheren verloschenen Zustände hatte schon an sich gewissermaßen etwas verletzendes, um wie viel mehr, wenn es durch Persönlichkeiten, und zwar mit allen Beymischungen, welche die Individualität in dem Einzelnen mit sich führt, geschieht. Die Ansprüche eines Ludwig-Ritters oder sonst eines Adelichen von alter Familie, auf Vorrang in der Gesellschaft, seine äußere, einem früheren Zustande angehörende Kleidung, Geberden und Sprache, seine sichtbaren Bestrebungen, diese Vergangenheit gleichsam mit einem Schlage zurück zu führen, und die Gegenwart wie nicht daseyend zu betrachten, sie wenigstens als eine Abnormität anzusehen, mußte nothwendig Anfangs zur Bitterkeit, sodann zur Fehde und Feindschaft führen. Dieses Element drückte sich sogar in den Kammern aus, und verbreitete sich von dort aus durch das Land und die Nation. Oft in das Grelle und Widerwärtige zogen diese in dem Volke veralteten Begriffe, der Bombast und das Theatralische der Sprache, dessen sich viele Redner und Schriftsteller bedienten, und dadurch das Lächerliche und Komische, bey einer überdieß ganz zur Spötteley und Ironie hinüber neigenden Gegenwart noch vermehrten. Durch solche Bestrebungen, wenn auch nicht der Mehrheit, doch einer großen Menge Einzelner des Adels, konnte auch die Meinung sich ausbilden, als sey es bey der Restauration um eine Eroberung und Zurücknahme früherer Berechtigungen zu thun. Hätte dagegen der Adel seine wirklich ihm inwohnenden höheren gesellschaftlichen Eigenschaften, welche ihm auch der Verfasser in vielen Stellen seines Werkes zugesteht, und die ihm stets einen großen Einfluß verbürgen, hätte er bloß seine vorzugsweise wissenschaftliche Befähigung und Bildung und seine noch vielfach erhaltene gutsherrliche Stellung auf dem Lande, mit Verlassung aller jener Auswüchse, zu seinem Vortheile gebraucht, so würde allerdings für die Sache der Restauration ein Großes gewonnen seyn.

Auch mußte sich am Hofe selbst, in den Umgebungen des königlichen Hauses, vieles von jenem früheren mittelalterlichen und feudalistischen Wesen, ausgebildet, noch durch die Formen

Ludwig XIV., in mancherley Bedienstungen und Ceremonien finden, welches nicht weniger mit den Sitten und der Denkweise der Nation contrastirte.

Der Verfasser macht davon im vierten Theile, S. 185, eine ziemlich detaillirte Beschreibung, der es an einzelnen Ausfällen nicht mangelt. »Das Schloß der Tuillerien«, sagt er, »zeigte eine Hierarchie von Abstufungen und Würden. Es glich hierin jenen haute lice-Tapeten mit veralteten Zieraten; der König, die Prinzen, jeder hatte seinen Hof und seinen Dienst &c.« Auch in diesen Verhältnissen konnte es also nicht fehlen, daß viele unter dem Adel ihre Stellung auf eine unnatürliche und bizarre Weise geltend machten.

Alles dieß indeß zugegeben, und ohne den großen Uebelstand, der hieraus hervorging, zu läugnen, ist doch nichts unrichtiger, als jene viel verbreitete Meinung, die auch der Verfasser theilt, und häufig in seinem Werke ausspricht, als seyen eben der Adel und die Royalisten durch jene früher gedachte Stellung und ihr Benehmen die Hauptursache von dem Sturze der Bourbons. Sollte man der Fluth politischer Tagesschriften glauben, so scheint es, als hätten die Liberalen, oder was nach dieser Meinung beynahe dasselbe ist, ganz Frankreich in höchster Ruhe und Frieden von keiner Leidenschaft bewegt, sich befunden, als mit der neuen Monarchie zugleich, ähnlich den alten Franken, der Adel und die Priesterschaft das Land überfallen, und gleichsam unter sich getheilt hätten.

Dessen ungeachtet kamen nur wenige Familien mit dem rückkehrenden Monarchen auch in das Land zurück, sondern sie befanden sich schon dort, waren allen übrigen Verhältnissen seit lange einverleibt, und dadurch von selbst ihrer corporativen Wirksamkeit, und irgend einer nachdrücklichen Behauptung ihrer früheren Privilegien beraubt. Wie gering auch ihre Bevorzugung oder ihre Wirksamkeit war, sieht man, daß in den hundert Tagen, Armee, wie Civilbehörde, größtentheils von Leuten des Kaiserreichs befehligt wurden, und sofort dem Usurpator wieder zufielen. Es bleibt daher von jenen Vorwürfen eigentlich nichts weiter übrig, als die obgedachten, allerdings aufreizenden, aber ganz leeren Prätensionen Vieler (die durchaus nichts Wesentliches erlangten und erlangen konnten), und sodann die angeblichen Intriguen, welche für die Rückkehr der früheren Zustände eingeleitet und unterhalten wurden.

Sieht man indeß die Sache näher an, so ist das, was die Gegenpartie Intriguen oder Verschwörung nennt, das, was sie den Royalisten als höchste Feindseligkeit anrechnet, lediglich ihre

Gesinnung, die entgegenstehende monarchische Doctrin, welche diese bekannten, und die sie mit größtem Eifer zu bethätigen suchten; das war es, was gegen sie erbitterte, und jenen Kampf auf Tod und Leben anfachte. Daher darf man auch durchaus nicht den Adel und die Royalisten überhaupt als eine Partei ansehen, oder allein als solche, die vor der Revolution gewisse materielle Vorzüge an Gütern und Ehren besaßen, und dieselbe wiederum geltend machen wollten, und hierin ihr einziges Bestreben setzten. Im Gegentheil muß man hauptsächlich auf das geistige sociale Prinzip achten, welches sie in der Mehrheit unstreitig repräsentirten. Alle die verschiedenen Nuancen derselben mit einbegriffen, hielten sie nur den Begriff des Königthums, als durch göttliche Autorität begründet, und historisch in einem bestimmten Geschlecht ausgesprochen (Legitimität) — fest, banden sie hieran, als ersten Angelpunkt, das ganze übrige gesellschaftliche Leben, construirten sie die Staatsgewalt nicht von unten hinauf, und gaben dadurch jeder gewaltsamen Zerstörung des Staates Raum und Freyheit, so waren sie dadurch vorzugsweise und allein geeignet, die Monarchie, die doch nun einmal in Frankreich, sowohl für seine eigene Ruhe, als wie für diejenige von Europa erhalten werden sollte, wieder herzustellen und zu schützen. Unter diesen Umständen war daher auch für die Regierung nichts nothwendiger, als vorzugsweise sich den Royalisten anzuschließen und sie zu begünstigen. Denn was sie auch sonst seyn mochten, sie repräsentirten allein das geistige Prinzip, worauf die Monarchie begründet war. Mit ihnen fiel dieselbe, mit ihnen ward dieselbe erhalten; ließ man sie zu Grunde gehen, oder trennte sich auch nur die Regierung von ihnen, so war jenes Prinzip entweder nicht mehr vorhanden, oder es war geschwächt. Konnte man sie aber als geistiges Element durchaus nicht entbehren, so trat noch ein anderer Gesichtspunkt ein, der ihre vorzugsweise Begünstigung unerläßlich machte. Sie besaßen nämlich eben so in der Mehrheit das Gefühl der persönlichen Treue und Anhänglichkeit an den Monarchen, und standen dadurch den Gegnern, die durch persönliche Hinneigung zu den Manieren der Zeit begeistert waren, als eine wirkliche Macht gegenüber. Auch konnte sich nur durch die festere Bindung, durch völlige Ausbildung und folgerechte Organisation dieser royalistischen Masse, ein Anschlußpunkt für alle unbestimmten Charaktere (und das waren beynahe der größere Theil), und selbst für Uebergänger aus der entgegenstehenden Partey bilden, und ihr so allmählich das Uebergewicht über die Revolution verschaffen. Denn in so schwierigen, bewegten Zuständen, wo mit einer durchaus unversöhnli-

chen, und zwar aus einem fanatischen Prinzip heraus bewegten Partey der Kampf bestanden werden muß, darf man nie aus den Augen lassen, daß nur mit einer wahrhaft positiven Macht etwas ausgerichtet werden kann, und alle moralischen Mittel secundär, und für die fernere Zukunft allein Vortheile gewähren (dieß trifft namentlich die sonst so lobenswerthen Bemühungen der Bourbone, durch religiöse und moralische Institutionen den anarchischen Geist der Nation zu zähmen).

Eine fremde Armee hatte die Bourbons zurückgeführt, ein Theil derselben hielt sogar zu ihrer Sicherheit das Land noch längere Zeit besetzt. Späterhin konnte daher auch nur eine wirkliche Macht im Innern selbst, nicht die bloße moralische Meinung, war sie auch noch so allgemein günstig, das Königthum schützen. Es ist dieß überhaupt ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum der Zeit, daß die öffentliche Meinung die eigentliche Stütze einer Regierung sey, und es daher hauptsächlich darauf ankomme, sich dieser zu versichern. Allerdings muß jede Regierung auf den allgemeinen Grundstützen der Gerechtigkeit, der Religion und Sitte beruhen, um dadurch die Mehrheit der Gemüther an sich zu ketten; man würde aber sehr irren, diese moralische Gewalt ohne eine wahrhafte physische Macht für zureichend zu halten; diese letztere ist vielmehr die Hauptstütze jeder weltlichen Autorität, ja man kann sagen, daß sie dadurch erst eine wahre Autorität ist.

Nur weil durch neuere Doctrinen der Begriff von Regierung und Regieren ganz verkehrt worden ist, und nicht mehr als eine Wirkung von Oben nach Unten, als eine wahrhafte Gewalt, welche überall Gerechtigkeit und Ordnung positiv festsetzt, begriffen wird, hat sich jener idealistische Begriff von Regieren festgesetzt. Eine solche wirkliche Regierungsmacht ist aber ganz besonders in Zeiten unentbehrlich, von welchen hier die Rede ist, und wir glauben ganz entgegengesetzt mit dem Verfasser, daß gerade darin die Bourbons einen großen Verstoß begangen haben, daß sie eben bloß mit einer philantropischen und conciliirenden Gesinnung und Handlung ihren Thron zu waffnen glaubten, und sich da nicht eine wahrhafte Kraft schufen, wo es am Ende auf Kampf, und nicht auf bloße Beruhigung der Gemüther ankam. Offenbar hat das neue Königthum nach der July-Revolution diese Stellung besser begriffen, und auf Armee und die Nationalgarde vorzugsweise die Hebel seiner Regierung begründet.

Wenn man also von diesem Gesichtspunkte ausgeht, so wäre gerade die Kammer von 1815, als aus den anhänglichsten und in That und Wissen ausgezeichnetesten Royalisten bestehend, mit ihren vielfachen Verzweigungen durch das ganze Land, der beste

Anknüpfungspunkt für die Bildung solcher royalistischen Macht gewesen, und welche Auswüchse sich auch in mancher Hinsicht in ihr vorfinden mochten, wenn sie namentlich öfter dem Gange der Administration selbst hemmend entgegen trat, so war dieß unbedeutend, in sofern sie eine wirkliche positive Kraft für die Gegenparten darstellte. Unglücklicher Weise schien aber kein Ministerium dieß weniger begriffen zu haben, als das Ministerium Richelieu, welches, wie wir schon erwähnten, nach der zweiten Restauration an das Ruder der Verwaltung kam. Der Präsident des Minister-Rathes selbst hatte früher in ein ödes, barbarisches Land mit großer Kraft und Verstand europäische Civilisation und Kultur gebracht, und Odessa verdankt ihm seine jetzige Stellung im Welthandel; aber dieser Geist großartiger Administration war nicht zureichend, war vielleicht am wenigsten geeignet, so gänzlich verwirrte und schwierige moralische Verhältnisse, als sich in Frankreich entwickelten, wieder zu ordnen. Auch war er dergestalt von den damals alle Kräfte in Anspruch nehmenden Geschäften des auswärtigen Departements absorbirt, und hatte alle seine Gedanken nur auf die Erfüllung der mit den Alliirten stipulirten Verträge und die damit in Verbindung stehende Räumung des französischen Gebietes von fremden Truppen gerichtet, daß er den innern Angelegenheiten wenig oder gar keine Zeit widmen konnte. Es blieb also nur der Minister des Innern, zuerst Vaublanc, nächstdem Lainé, und endlich Decazes, sodann nach einander Pasquier, Barbé Marbois, Dambrai und Serre, für die Justiz, und der Kriegsminister, der Herzog von Feltre, sonst General Clarke, schon unter Napoleon Minister des Krieges, für die eigentliche Verwaltung übrig. Von allen diesen aber war es vorzugsweise Decazes, der durch seine besonders vertrauten Verhältnisse zu dem Könige (der König nannte ihn bald nicht anders als mon enfant), durch angenehme und geschmeidige Formen, durch einen leichten administrativen Ueberblick und schnelle Behandlung der Geschäfte, selbst noch als Polizey-Minister, ein Uebergewicht in allen wichtigen Verhandlungen des Kabinets sich zu verschaffen wußte. Sein Einfluß eben aber bei dem Könige kam hierbey besonders in Anschlag, denn Ludwig dem XVIII. war eine gewisse Art von Günstlingen unentbehrlich, die mit Gemüth und ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit das große Geschäftsleben des Staates mit ihm verhandelten, und das war es, was er bey Decazes vollkommen und vielleicht mehr als früherhin bey dem ehemaligen Günstlinge Blacas fand.

Abgesehen nun von obigen Eigenschaften fehlte dem jungen, schnell empor gekommenen Minister jedes höhere Talent für wür-

dige Behauptung seiner schwierigen Stelle; seine Haupttendenz ging auf Entwickelung materiellen und industriellen Wohlstandes des Landes, auf eine gewisse Eitelkeit, sich allen Parteyen beliebt zu machen, vorzugsweise aber den Ruf zu erwerben, den liberalen Interessen und Meinungen der Zeit nirgend hemmend entgegen zu treten. Diese letztere Tendenz theilten mehr oder weniger, den Herzog v. Feltre ausgenommen, alle übrigen Mitglieder des Kabinets. Dergestalt entspann sich bald zwischen der entschiedenen royalistischen Kammer und dem Ministerio eine Mißstimmung, die bey den Verhandlungen über das Amnestie-Gesetz, über ein neues Wahlgesetz, und über das Budget zur vollständigen Spaltung und Feindseligkeit überging. Auf der einen Seite wollte man, wenn möglich, gänzliche Freylassung der in den hundert Tagen Betheiligten, auf der andern ihre strenge Bestrafung; auf der einen Wahlgesetze, welche der Ministerial-Gewalt Vorschub leisteten, auf der andern solche, welche aristokratischen und Vermögenseinfluß begünstigten; auf der einen Seite, zur Tilgung der drückenden finanziellen Anforderungen der Alliirten, Mobilisirung des noch verbliebenen Staats-Grundeigenthums (Forsten), auf der andern Festhaltung desselben, vorzugsweise zur Fundirung des Clerus. Ueberhaupt stand die Kammer mit ihren beyden Hauptrichtungen: Festigung des materiellen, gänzlich aufgelösten Lebens durch wohl organisirte, corporative und Communal-Verhältnisse und Erhöhung des moralischen Zustandes des Volkes, durch möglichste Begünstigung der religiösen und kirchlichen Einflüsse, mit jenen industriellen des Ministeriums, den büreaukratischen und Centralisations-Formen der Revolution und des Kaiserreichs gänzlich hingegeben, im schneidendsten Widerspruch. Aus beyden Gegensätzen sieht man indeß deutlich, wie die einen unter ihren beyden geistreichen Führern Fievée und Bonald überall die tiefere Umschauung der Verhältnisse und die wahrhafte Möglichkeit der Restauration der Gesellschaft für sich hatten, die andern fortfuhren, obgleich zur Wiederherstellung des Staates berufen, gleichen materialistischen Bestrebungen zu huldigen, welche eben die Begleiter der Revolution gewesen waren, und sie theilweise herbeygeführt hatten. Wie wenig auch unser Verfasser diesen Standpunkt begreift, zeugt sein Urtheil, wenn er außer dem, was wir früher schon anführten, von der Kammer sagt: on vouloit alors une monarchie fondée sur la religion, sur *l'esprit de province*; so bezeichnet er das Bestreben der Kammer, corporative und wahrhaft ständische Elemente in die Societät wieder zurück zu führen.

Das Amnestiegesetz, für dessen Erweiterung selbst Ludwig der

XVIII. sich thätig interessirte, so daß mit großer Mühe die rückfälligen Königsmörder, d. h. diejenigen, welche der Sache Napoleons sich wieder angeschlossen hatten, davon ausgeschlossen wurden, hatte der Gegenparten vollständig die Augen geöffnet, wie weit man straflos gegen die monarchische Gewalt sich vergehen dürfe. Ganz anders war in England bey ähnlichen Umständen unter Carl II. verfahren worden, und die Opposition zum Schweigen und in völlige Unterwürfigkeit gebracht. Hier nun geschah das Gegentheil, und von diesem Augenblick an fängt die vollständige Organisation der liberalen und revolutionären Partey an, die seitdem immer geschlossener und fester, endlich ihre Verzweigung über ganz Frankreich ausdehnte. Daher sagt auch der Verfasser: »après la loi d'amnistie tous les personnages qui n'étaient pas dans la liste fatale se rassurèrent et dès lors les partis plus confians s'agitèrent davantage.« Bonapartisten, Patrioten, wirkliche Revolutionärs und sogenannte Constitutionelle traten jetzt unverhohlen in Bund gegen das monarchische Prinzip. Wir geben davon das Merkwürdigste mit den Worten des Verfassers wieder, vorzüglich weil sich hier schon jene so wichtige Influenz liberaler Banquier-Herrschaft, welche späterhin an der Spitze der Umwälzungs-Partey stand, vollständig erkennen läßt.

»Die reichere Industrie bekannte sich zu den bonapartistischen und liberalen Gesinnungen der Bank. Casimir Perrier konnte zu Paris, und später in der Kammer als der lebendige Ausdruck dieser Interessen und Meinungen angesehen werden. Voll Geist, aber bitter und gallig, mehr launenhaft hervorbrechend, als von hohen Gedanken und in witzigen Einfällen, dabey durchaus festen Willens, einer großen und gewaltigen Entschlossenheit, die unter gewissen Umständen eine schwierige Lage zu schützen verstand, und fähig, gegen andere alles zu compromittiren. Großer Verstand und eine bewundernswürdige Thätigkeit erleichterten alle commerciellen Geschäfte Perriers.«

»Voll steter Unruhe vor dem etwanigen Ausgange einer gewinnbringenden Unternehmung erstickte dieß in ihm öfter großmüthige und edle Entschließungen. Er hatte nie ein Buch über Geschichte oder Literatur aufgeschlagen, und dennoch war Perrier ein geistreicher Mann, und seine Unterhaltung leicht und gefällig.«

»Die Bonapartistische Partey, damals die mächtigste, verbarg ihre Umtriebe nicht. Gehalten von einer eben beurlaubten Armee, von 40000 Officieren auf halbem Sold, konnte sie die Masse aufregen, und jenen Namen Napoleon proclamiren, wel-

cher in den Herzen und Phantasien wiederhallte. Es war dieß nicht das erste Mal, daß diese Partey auf die Bühne trat; besiegt verlor sie doch die Hoffnung nicht.«

»Die liberale Nüance, heißt es S. 67, Fol. 4, welche sich am wenigsten von den Grundsätzen der Regierung (d. h. des Ministeriums) entfernte, war damals die Banque; die großen commerciellen Vermögen, mit Ausnahme etwa Herrn Saulot, Baguenault und drey oder vier minder wichtigen Banquiers, gehörten nicht zur royalistischen Meinung. Diese Art Geldadel war aus Haß gegen jede andere Aristokratie dem Kaiserthum anhänglich geworden, und wie 1816 diese Meinung sich in Liberalismus verwandelte, so reihten sich die Banquiers um das Prinzip der constitutionellen Freyheit. An der Spitze dieser politischen Bankgesellschaft, und am weitesten in ihren Ideen fand sich Herr Lafitte. Er verdankte sein Vermögen sich selbst, von Glück begleiteter Thätigkeit, seinen Associés und dem Zutrauen Napoleons, der mehrere Millionen ihm als Depot bey seiner Abreise von Paris anvertraute. Von Charakter eitel, indessen dienstfertig, war er Freund und Feind gefällig; in seinen geistreichen Theorien enthüllte er eine wunderbare Wortfülle, und ließ, stets voll von sich, Einwürfen wenig Raum; auch war er eben so leicht im Versprechen als im Vergessen. Seine Theorien gingen von zu absoluten Gedanken aus, und erforderten nebst übergroßen Mitteln stets glückliche Chancen. Als politische Person hatte Lafitte nur geringe Fähigkeit. Er spricht und geht ein, ohne die Wirkung des menschlichen Wortes zu kennen. Als Führer einer Partey versteht er mit einer Seele voll Muth und Hingebung Opfer zu bringen; 1816 war er weniger liberal als bonapartistisch, und in seinen Salons vereinigten sich die letzten Ueberbleibsel der bonapartistischen Societät. Lebendiges Bild von dem, was man die Aristokratie der Bank nennt, besaß er alle Manieren der Ostentation, von der alten Aristokratie so verschieden, welche sich zeigt, ohne es zu wollen.

Ohne die politische Wichtigkeit Lafitte's spielten noch andere bedeutend reiche Bankier-Häuser in dieser Epoche eine Rolle, wie Hentsch, Hottinger, Hagermann, Rougemont de Loewenberg, Odier, Oppermann ꝛc. Diese Häuser hatten gerade keine prononcirten Meinungen, indeß fühlten sie das Bedürfniß eines vernünftigen Systems und einer freymüthigen Handhabung der constitutionellen Bürgschaft, um Europa Zutrauen einzuflößen. Diese ganze Societät der Bank war zwar liberal, indeß unterschied sie sich von Lafitte, daß sie sich offenherzig an die Bour-

bons, wie an eine geschichtliche Thatsache, angeschlossen hatte, die vertheidigt werden mußte.«

»Die arbeitenden Classen waren den Bourbons weniger zugethan, die hundert Tage hatten diese nervigen Arme gänzlich wieder aufgeregt.«

»Die Jacobinische Partey in den hundert Tagen, mit den Bonapartisten vereint, und mit ihr durch die Verbannung der Königsmörder getroffen, versteckte sich hinter den Namen Patrioten. Sie fand Anklänge unter dem Volke, und gleiche, kaum erloschene Erinnerungen; kühner in ihren Mitteln, geschickter im Conspiriren, wie die Bonapartisten, gründete sie sich hauptsächlich unter der arbeitenden Classe; eine Art von Freymaurerey verbarg ihre finsteren Pläne. Diese Faktion, die keine Mittel scheute, beschloß die scheußlichsten Unternehmungen mit kaltem Blute, die Schauder erregen; so, die Tuillerien in die Luft zu sprengen; die königliche Familie mit jener Höllenmaschine zu vernichten. Diese Entwürfe waren um so gefährlicher, als sie von beynahe unbekannten Menschen ausgingen, von Proletariern der Polizey nie entdeckbar.«

»An der Spitze dieser Parteyen, ihren Plänen günstig, fanden sich die politischen Schriftsteller. Einige wollten ganz einfach die Entwickelung der constitutionellen Regierung; ihre Gedanken stimmten mit ihren Worten überein, sie verlangten nichts mehr und nichts weniger, ihre Anzahl war gering. Die andern, Parteygänger von Napoleon oder von der Revolution, versteckten ihre Absichten, und fingen jene Komödie von 15 Jahren an, welche sie seitdem offenkundig gemacht haben. Betheurungen von Anhänglichkeit an die Monarchie, Ausdrücke von Respekt gegen die Charte, verdeckten die Umwälzungsgedanken, den tiefen Haß gegen die Dynastie und die beyden Elemente, welche nach ihnen, ihr zur Grundlage dienten: die Priester und den Adel. Dieselben Leute, welche in öffentlichen Schriften großartige und constitutionelle Ideen bekannten, verbreiteten in heimlichen Schriften Aufruhr und Empörung. Aus diesen Schriften, die im Auslande heraus kamen, muß man den wahren Geist der Faktion beurtheilen.«

Der Verfasser führt mehrere, die schändlichsten Lügen und Bosheit athmende Stellen aus dem Naine jaune, der zu Brüssel erschien an.

»Diese beweinenswürdig witzigen Pamphlets,« heißt es dann weiter, »fanden ihr Echo in Paris, wo sie in großer Zahl verbreitet wurden; sie circulirten eben so in den Provinzen. Die Regierung war über die ungeheuern Fortschritte erschreckt, welche

bonapartistische und liberale Meinungen machten. Es war nicht zu Paris allein, wo die antibourbonische Opposition ihre Stärke und heftige Proselyten hatte; in den Departements gab es eine organisirte, mächtige und geheime Gesellschaft gegen die Dynastie. 1816 bestanden überall angelegte Verschwörungen, die constitutionelle Verfassung hatte noch nicht tiefe Wurzel geschlagen, daß ein regelmäßiger und gesetzlicher Widerstand in der politischen Handhabung Platz ergriffen hätte. Es galt nicht den Umsturz dieses oder jenes Ministeriums, sondern die Anschläge reichten weit höher, es handelte sich um die Dynastie.«

Wie geringe waren gegen eine solche geschlossene Opposition (denn es bedurfte nur eines point de ralliement, um alle diese gegen die Monarchie feindlich, oder doch wenigstens ganz gleichgültige Massen in eine einzige Coalition zu verbinden) die positiven Macht-Mittel der Royalisten; ihnen fehlte, wenigstens für den Augenblick, jede Stoß- und Vertheidigungskraft, um den, jeden Augenblick bereiten und mächtigen Angriffen ihrer Feinde zu begegnen. Denn was war etwa die sogenannte Congregation, von welcher so viel gesprochen, und über die auch der Verfasser sich weitläufig, und als der Constitution Gefahr drohend ausläßt, gegen jene obigen, von aller Bosheit und Verwegenheit aufgeregten Massen und ihre Führer.

»On se réunissait deux fois par semaine pour la prière, les jeux innocents, le billard surtout, et pour rendre compte des progrès de l'association,« heißt es von der Congregation. Ein solcher Verein unter Männern, wie dem zwar sehr frommen, aber schon ganz alten Vicomte de Montmorency und dem Herzoge von Rochefaucould, war wohl geeignet, in die fernere Zukunft Frankreichs durch Erweckung des religiösen Geistes zu wirken, wahrlich aber nicht als eine Schutzwehr gegen blutschnaubende Revolutionärs anzusehen. Mehr mochte durch die Organisation der National-Garde unter der Inspection des Grafen Artois geschehen, ja dieß wäre vielleicht das kräftigste Mittel gewesen, um eine wahrhaft royalistische Macht um sich herum zu bilden; allein auch dieses wurde durch die unglückliche Verblendung des Ministeriums gehindert, welches späterhin den Prinzen aus dieser Stellung zu entfernen wußte, so daß eine solche Organisation der National-Garde nicht weiter Statt fand. Daß übrigens über alle diese so geringen und ohnmächtigen Vertheidigungsmittel, denn selbst die interimistisch eingerichteten, mit dem Kriegs-Ministerium in Verbindung stehenden Prevotal-Höfe hatten im Laufe eines Jahres nur fünf Schuldige bestraft, und bey der Armee allein setzte der Herzog v. Feltre eine etwas kräftigere Regeneration

durch; daß darüber von der Opposition ein übergroßer Lärm in ganz Frankreich erhoben ward, verstand sich von selbst, weil dadurch ihre eigenen Entwürfe am besten versteckt wurden. Dessen ungeachtet zeigte die Empörung der sogenannten Patrioten in Grenoble ziemlich offenkundig, wohin die Richtung des Augenblickes strebe. Der Verfasser sagt bey dieser Gelegenheit, wo es sich um wahrhaften Aufruhr, um Angriff der Tuillerien, um Ermordung der königlichen Familie handelt: »Mais condamner à mort cinq malheureux pour un tel *crime*, les soumettre à la peine des parricides, ne point accorder de grace, c'est encore cette justice des temps de réaction qu'on ne saurait trop flétrir. Und dennoch hatte Tolleron, der Kühnste unter den Verschworenen, gleichsam zu seiner Entschuldigung geäußert: »j'ai cru qu'il ne s'agissait que de *renverser le gouvernement*; j'ai cru que cela se passera comme au 20 mars; un gouvernement s'en va, un autre le remplace. Depuis vingt cinq ans nous en avons eu vingt!« Man sieht, wie weit die Verwirrung der Ideen in Frankreich gediehen, oder vielmehr der Begriff der göttlichen Strafgerechtigkeit, ja jedes Rechtes überhaupt abhanden gekommen ist, um auch die verbrecherischsten Handlungen aller Imputation zu entziehen.

Nach solchem Ausbruch der revolutionären Leidenschaft und einem solchen Uebermaß socialer Verderbtheit, und unter den Umständen, wie sie oben geschildert sind, erschien die berüchtigte Ordonnanz vom 5. September 1816. Der Zwiespalt zwischen den Ministern und der Kammer, oder vielmehr die Abneigung der erstern gegen die letztere, hatte endlich den höchsten Grad erreicht, und Decazes namentlich, der die Haupttriebfeder der Opposition gegen die Kammer war, gelang es sowohl bey seinen Collegen als auch bey dem Könige, die Auflösung derselben, und in Verbindung damit, eine Veränderung des Wahlgesetzes durchzusetzen. Die Sache ward so geheim getrieben, daß selbst die royalistische Partey am Hofe keine Ahnung von dem hatte, was ihr und dem Besten des Landes drohte. Um so größer war das Erstaunen, als die öffentlichen Blätter die Ordonnanz enthielten. »Quant à la cour elle fut morne comme si la monarchie avait disparu,« sagt der Verfasser, und mehr oder weniger theilten sämmtliche Royalisten dieses Gefühl, denn offenbar war die Auflösung einer durchaus royalistischen Kammer unter einer monarchischen Regierung, die so eben aus den Chancen der Revolution wieder auftauchte, und durch fremde Hülfe restituirt worden war, eine vollständige Kriegserklärung gegen den Royalismus selbst. Alle frühern geschichtlichen Vorgänge ähnlicher

Art, wo es sich um Rückführung einer legitimen Gewalt handelte, zeigten das Gegentheil von dem, was hier geschah. Jene consequenten Maßregeln, die unter Carl dem Zweiten in England zur Befestigung der königlichen Gewalt angewendet wurden, wo man die anarchischen Doctrinen mit unerbittlicher Strenge verfolgte, wo überall der Krone und der Person des Königs ergebene Diener zu den einflußreichsten Stellen berufen, wo namentlich in den Parlamenten der überwiegendste Ausdruck monarchischer Gesinnungen erstrebt wurde, wo man sogar durch die Corporations-Akte ein gleiches in allen Körperschaften des Reichs durchzuführen suchte, zeigten, daß man damals noch einen Begriff davon hatte, daß das Schlechte nicht mit halben Maßregeln oder durch Nachsicht, sondern durch eine wirkliche Macht überwunden werden müsse. Die Minister der Restauration gingen aber noch weiter, nicht allein daß sie die Organisation einer royalistischen Macht in der Kammer zerstörten, sondern durch das neue Wahlgesetz, welches sie demnächst in der neu berufenen Kammer und auch bey den Pairs durchsetzten, und wodurch alle, mit 300 fl. jährlich Besteuerten, angeblich um der Charte zu genügen, zur Deputirten-Wahl berufen wurden, ward dem Einfluß der Mittel-Classe, in welcher das liberale Element vorzugsweise herrschte, Thor und Thüre geöffnet. Endlich wurden auch die royalistischen Präfekten, und übrigen Beamten derselben Richtung mit anderen, im Sinne der Regierung vertauscht, und dergestalt eine vollständige Administration in sogenanntem constitutionellem Sinne, das heißt eine solche, die überall Uebergang und Berührung zu den anarchischen und revolutionären Gesinnungen der Zeit darbot, geschaffen. Denn das ist es, was die Minister bey ihrem Verfahren nicht einsahen, oder nicht einsehen wollten, daß es außer dem entschiedenen Royalismus, oder der Monarchie, und der Revolution keine wahre Richtung in Frankreich gab, und daß, wenn sie jenen verließen, sie offenbar diesem in die Hände fielen. Dieß ist es auch, was der Verfasser niemals begreift, und dadurch in seinen Urtheilen in die größten Inconsequenzen fällt, oder über spätere sehr natürliche Ereignisse naiv genug die Heftigkeit und Maßlosigkeit der Parteyen anklagt, welche die wahre constitutionelle Freyheit nicht zu würdigen verstanden. So sagt er jetzt: Après cette ordonnance le pouvoir se trouva placé entre deux *conspirations*, l'une d'intrigue et de château, l'autre tramé par une faction hypocrite ou seditieuse. Offenbar begriffen die Royalisten besser, worauf es im Interesse der Monarchie ankam, und welcher großen Gefahr die Minister sich hingaben. Mit ganzer Kraft seiner Beredsamkeit und schneidender Schärfe

enthüllte dieß damals Chateaubriand in seiner Schrift de la monarchie selon la charte. Alle Parteyen verschlangen dieselbe gleichsam, und selten mag eine Brochüre ein solches Aufsehen erregt haben. Das Ministerium verfolgte dieselbe dagegen mit einer Erbitterung ohne Maß und ohne Anstand, und nichts charakterisirte mehr auf der einen Seite seine geringe Einsicht von dem, was wirklich Noth that, und auf der andern seine wahrhafte Parteylichkeit.

»Das große System,« sagt Chateaubriand, »wornach man seit der Restauration verwaltet, von welchem alle Ketzereyen ausgehen, besteht darin: es gibt in Frankreich keine Royalisten; die jetzige Deputirtenkammer hat nicht die allgemeine Meinung für sich; man muß nicht der Mehrheit dieser Kammer folgen; es darf keine Epurationen geben, die Royalisten sind unfähig ꝛc. Dieses System ist mit andern Worten dasjenige: man muß Frankreich im Sinne der revolutionären Interessen regieren. — Dieses angenommen folgt von selbst: man muß sich der Wiederherstellung der Religion widersetzen, weil die revolutionären Interessen ihr entgegen sind. Man darf nie einen Vorschlag oder ein Gesetz machen wollen, welches die Wiederherstellung christlicher und sittlicher Institutionen beabsichtigt, denn das setzt voraus, daß diese Institutionen vernichtet waren, und man folglich der Revolution indirekt einen Vorwurf machen würde, welche sie zerstört hat.«

»Geht man von den Sachen zu den Personen über, so findet man, daß man nichts für die thun darf, welche die Revolution bekämpften, aus Furcht, die revolutionären Interessen in Bewegung zu bringen; im Gegentheil muß man die Freunde der Revolution vor allem berücksichtigen, um sie zu gewinnen, und an sich zu ziehen. Endlich alle jene Reden, wo man die Worte, Ehre, Religion, Royalismus findet, sind aufrührerisch, und so sprechen heißt, die Revolution beleidigen.«

Siegreich widerlegt sodann Chateaubriand das Argument der Gegner, daß es keine Royalisten in Frankreich gäbe, weil sie sonst die Revolution gehindert hätten. In Zeiten einer großen moralischen Verderbtheit ist es aber, wie er zeigt, die verwegene und schlechte Minorität, welche sich an die Spitze stellt; so auch jetzt, diese nur zurückgedrängt zeigt sich, wie die letzten Wahlen ergaben, überall eine große Majorität der Royalisten. Das Ministerium sieht indeß deßhalb keine solche, weil es sich in der ganzen Administration mit der entgegengesetzten Partey umgeben hat.

»Ist aber selbst dem so, wie man behauptet, daß es keine

Royalisten gibt, so muß man welche machen (il faut les faire); weit entfernt, im Sinne der Revolution zu regieren, die revolutionären Interessen, die in Wahrheit republikanisch sind, zu befestigen, würde man sich vergehen, wollte man nicht alle seine Kräfte anwenden, um den Triumph der monarchischen Meinungen herbeyzuführen.«

»Als daher das Ministerium, wie durch ein Wunder, eine rein royalistische Kammer unter seinen Händen fand, mußte es sich bemühen, die schlechte Meinung, welche sich nach seiner Voraussetzung in der Mehrheit vorfand, zu verändern. Und man durfte nicht einwenden, daß dieß unmöglich sey, denn die Kräfte einer Regierung sind unermeßlich. Nachdem wir Zeugen aller jener Veränderungen waren, welche die Revolution herbey führten, aller der Rollen, welche der größte Theil der Leute gespielt hat, aller der Eide, welche man der Republik, der Tyranney, dem Königthum einer Regierung im Recht, und einer bloß factischen Regierung, geschworen hat; wie könnte man da verzweifeln, so beugsame Gemüther zur Legitimität zu führen. Und wenn nun statt eine revolutionäre Majorität anzunehmen, sie bloß gleichgültig und leidend gedacht wird, welche Leichtigkeit mehr, sie zu den Grundsätzen der Religion und des Königthums zu neigen. Wollt ihr sie denn dergestalt aus Geschmack und Wahl zur Revolution fallen lassen?« —

»Ich wiederhole es: nach dem 20. März (nach den hundert Tagen) es noch ein Mal versuchen die Revolution zu gewinnen, noch ein Mal alle Stellen in die Hände der Feinde des Königs zu legen, noch ein Mal das System der Fusion und der Verquickung anzufangen, von Neuem glauben, die Eitelkeit durch Wohlthaten, die Leidenschaft durch Eigennutz zu fesseln, mit einem Worte, in alle Fehler zurück fallen, nach so frischer Belehrung, nach einer so herben Erfahrung, da muß, sagen wir es ohne Umschweife, ein verhängnißvolles Loos über dieses unglückliche Land ausgesprochen seyn. Eben so treffend wird über die Nothwendigkeit der Epurationen gesprochen, die Verleumdung, als könnten die Royalisten nicht regieren, durch Thatsachen widerlegt, endlich noch von der Schwäche der revolutionären Partey und ihrem eigentlichen Zwecke, mit großer, durch die Folge wunderbar bestätigter Wahrheit bemerkt.«

»Diese Partey ohne eigentliche Kraft hat in der Meinung keine Wurzel, sie ist nur dann gefährlich, aber dann sehr, wenn man den Unverstand begehet, sie anzustellen. Schwach und biegsam ist die Viper, und mit einem Fußtritt kann man sie vernichten; aber sie tödtet, so man sie in den Busen setzt.« »Das,

was ich die Verschwörung der revolutionären Interessen nenne, hat zum Hauptziel, die Dynastie zu ändern, nebstdem den neuen Herrschern die Bedingung aufzuerlegen, deren sich der König zu St. Denis unterziehen sollte: die dreyfarbige Cocarde zu nehmen, sich als König durch die Gnade des Volks zu erkennen, die Armee und die Repräsentanten Bonapartes, wenn diese noch vorhanden sind, zurück zu rufen.«

Diese Schrift bewies die Kraft ihrer Wahrheit hauptsächlich dadurch, daß troß aller Bemühungen und gegenseitigen Einflusses des Ministeriums dennoch über die Hälfte der Mitglieder der alten Kammer 174, und unter ihnen 70 bis 80 der entschiedensten Royalisten (royalistes brûlants) wiederum in die neue erwählt wurden; dergestalt war damals noch die allgemeine Meinung dem Königthum günstig und leicht für dasselbe zu gewinnen.

Hatte auf der einen Seite das Ministerium eine positive Kraft für das Königthum, wenn nicht vernichtet, doch gänzlich isolirt, und dadurch den Hauptgrund gelegt, daß dieselbe nachher nie wieder zu einer wirklichen und bleibenden Ueberlegenheit über die Gegner kam, so versetzte es sich selbst eben so den Todesstoß, als es zwischen zwey Prinzipien, welche das Land bewegten, gleichsam meinungslos im Sinne sogenannter Moderniker sich bewegen wollte. »Diese Partey, sagt Lacretelle, schien stark, weil sie zugleich die Grundsätze der Charte und die der Monarchie vertheidigte, aber es fehlte ihr das Mittel, welches die andern beyden begehrten, nämlich die Leidenschaft. Stets sich bewegend, zwischen dem Kreuzfeuer zweyer Parteyen, konnten weder heftige noch wegwerfende Erwiederungen ausbleiben. Denn selbst Mäßigkeit ist in Frankreich noch reizbar. Die andern Parteyen machten Proselyten, die Partey der Mäßigen allein blieb was sie war, denn wie mochte sie sich Hülfe bereiten, da sie mit der Rechten, wie mit der Linken in Kampf war.«

Eine Bestätigung unserer früheren Behauptung, daß nämlich nur zwey Parteyen dem Prinzip nach in Frankreich sich befanden, nämlich wahrhaft der Monarchie und einer bleibenden Ordnung der Dinge Angehörende, und diejenigen, welche der Revolution anhingen, mochten sich dieselben auch in noch so vielen Nüancen zerspalten, daß also eine Regierung im constitutionellen Sinne selbst nach diesem Geständnisse eines prononcirten Constitutionellen nicht möglich war.

Es war also vorauszusehen, und erfolgte auch bald, daß ein Ministerium von dieser Farbe sich zuerst selbst zerspalten, sodann auflösen mußte. Schon seine ganze Thätigkeit, in so weit sie die innere Organisation der Gesellschaft betreffend auf eigent-

liche Beruhigung, oder was eben so viel sagen will, auf zeitgemäße legislative Bestimmungen ausging, war leer und nichtig und producirte nichts Bleibendes. An ein wirkliches parlamentarisches Leben ist überhaupt unter solchen Umständen nicht zu denken; alles macht sich künstlich, es gibt eigentlich nur eine Ministerial-Regierung, welche die Majorität der Kammern in ihr Interesse gezogen hat, und so die Gesetze nicht durch Debatte, sondern nach einem bloßen numerischen Calcul der Mehrzahl seiner Creaturen bestimmt. Dieß Bild stellte namentlich die Deputirtenkammer in ihren Sessionen, zu deren Präsident Pasquier erwählt war, der Zeit dar: Aprètons-nous sagt Laceretelle von derselben, à revenir périodiquement de la loi de la presse à celle des élections, et de la loi des élections à celle de la presse. Que si j'entrais dans les détails du budjet annuel, je ne verrais plus d'issue pour sortir d'un dédale de chiffres. Chaque session vient m'offrir le tribut souvent stérile de deux ou trois cents discours, sous lesquels gémissent les colonnes de l'atlas des journaux. Personne ne veut faire le sacrifice de ses prétentions au talent et surtout de sa popularité: L'esprit suit en France un régime démocratique. Les trois quarts de ces discours sont des traités de droit public ou de finances, et loin de servir au mouvement de la discussion ils lui donnent une lenteur mortelle. La passion se reproduit encore dans ces débats; mais elle s'offre rarement sous ces formes dramatiques dont l'histoire aime à s'emparer. Du milieu de ces oiseuses dissertations, qui défilent parallelement, et ne se font la guerre que de loin, on voit surgir quelques discours médités avec force, écrits avec une précision élégante, et qui s'élévent quelquefois jusqu'à une haute éloquence; mais leur marche serrée échappe à l'analyse. La discussion des articles vous frappe ensuite par une vivacité soudaine, et vous vous retrouvez en France; mais les saillies de l'esprit, les quolibets hasardés, les sarcasmes lancés à dessein pour provoquer une tempête, le brouhaha de la droite succédant au brouhaha de la gauche, trois ou quatre sonnettes cassées dans la main du président; les cris à *l'ordre!* les cris de la *clôture!* arrachés par l'impatience, par la faim, et poussés trop souvent par les courtisans et les convives du ministre, peuvent rendre piquant le récit d'un journal etc.

Dies neue Wahlgesetz, dessen Tendenz wir schon früher bezeichnet haben, und das zugleich Ausscheidung und Erneuerung von jährlich 75 der Kammer fest stellte, und überdieß nur Eine

Electoral-Versammlung für das Departement ging ohne große Schwierigkeit natürlich mit großer Widerrede der Royalisten durch, fand indeß schon in der Pairskammer Schwierigkeiten, weil man hier eben seine schwache Seite, die vorzugsweise Begünstigung des demokratischen Elements, sehr gut erkannte, und seine baldige Modifikation voraussah: der Verfasser selbst sagt über dieses neue Gesetz. »Am Ende war dieses Gesetz schlecht, übel abgefaßt, es gehörte einer absoluten Idee an, es entsprach Meinungen, aber nicht Interessen; es erschuf große Departemental-Versammlungen, eine Art von Wahltumult (cohue électorale) ohne Freyheit und Ueberlegung, die Ursache, weßhalb es von Anfang an den Faktionen zur Beute ward. Den Männern vom Fach ward dieß bald klar, indeß die Doctrinärs blieben nach den hohen Ideen, welche sie von ihren Ausgeburten hatten, unbeweglich, sie wollten es nicht begreifen, daß sie die Regierung falsch geführt hatten.«

Wie wenig übrigens hierbey der Verfasser sonst den Stand der Dinge begreift, und daß es in Frankreich damals vor allem darauf ankam, gewisse geistige Richtungen nicht wieder zur Herrschaft kommen zu lassen, zeigt seine anderweite Bemerkung über das in Rede stehende Gesetz. »Die royalistische Partey,« spricht er, »betrachtete dasselbe als die erste Ursache des Unterganges der monarchischen Doctrinen. Es wäre aber ein trauriger Gedanke, die royalistische Meinung für so schwach und so wenig national zu halten, daß man ein Gesetz, welches hunderttausend Eigenthümern in Frankreich die Wahlen anvertraute, für den Tod der Monarchie ausgeben könnte, ich habe von dieser Meinung eine weit höhere Idee.«

Allerdings scheint dies bloße Factum, ganz nackt hingestellt, keine besondere Ursache von Furcht einzuflößen; wenn man aber bedenkt, daß in einer Repräsentativ-Regierung von den moralischen Gesinnungen der parlamentarischen Körper alles abhängt, und in Frankreich gerade vorzugsweise eine loyale und stabile Gesinnung ausgebildet werden mußte, so war es wahrlich nicht gleichgültig, wenn durch dieses Wahlgesetz diejenige Classe besonders zur Wahl berufen wurde, in welcher vorzugsweise die liberalen, der Revolution zuneigenden Doctrinen sich ausgebildet hatten. Wirklich zeigten sich die gefährlichen Folgen, und zwar immer drohender bey jedem Austritt des alten, und Wahl des neuen Fünftels, bis am Ende sogar ein Königsmörder, der ehemalige Bischof Gregoire, in die Repräsentanten-Kammer einer christlichen Monarchie gewählt werden konnte. Wohin wäre die englische Verfassung gerathen, wäre je im Lande eine solche Gedankenlo-

sigkeit eingerissen bey den Wählern der Kammer der Gemeinen, weiter nichts als das materielle Vermögen, und nicht hauptsächlich ihre Gesinnungen und ihr historisches Verhältniß zur Monarchie mit in Anschlag zu bringen. Dieß ist es indessen, was dem ganzen Werke des Verfassers bey sonstigem reellen und interessanten Detail überall abgeht: die tiefere Anschauung der Verhältnisse! Selten oder niemals sieht er in dem großen Schauspiele, welches er unsern Augen entfaltet, die geistigen Triebfedern, um so erst die Thatsachen und die Personen zu würdigen. Ueberhaupt sucht man in der Classe politischer Schriftsteller in Frankreich das sinnigere und speculative Element, welches in Deutschland, in den neuern Zeiten, beynahe alle Classen der Literatur durchdringt, größtentheils vergeblich, und daher ist es auch erklärbar, weßhalb sich die flachen Doctrinen des Liberalismus, und die materiellsten Auffassungen so vieler Verhältnisse dort so lange erhalten.

Die Ausnahmsgesetze, mit welchen sich das Ministerium eben sowohl waffnete, als unter der früheren royalistischen Kammer, nämlich die Einführung einer wahrhaften Censur für alle Journale sie sollten nur unter Autorisation des Königs oder eigentlich des Ministeriums erscheinen dürfen, sodann die Suspension persönlicher Freyheit in außergewöhnlicher Weise durch den Minister, brachte wie natürlich beyde Parteyen gegen die Regierung in Harnisch. Denn der Verfasser sagt hierüber naiv genug: »je trouve ici les doctrinaires dans une position difficile à justifier, et presque impossible à concilier avec leurs opinions et leur prétention exclusive de liberté. On va les voir défenseurs intrépides des lois d'exception, promoteurs des maximes les plus absolues de gouvernement,« Theil 5, Seite 93. Am Meisten machten die finanziellen Verlegenheiten der Regierung zu schaffen. Außer den gewöhnlichen Ausgaben waren beynahe 1500 Millionen incl. den Reclamationen der verschiedenen Länder, für die während der französischen Occupationen verursachten Schäden, an die fremden Mächte abzutragen. Da hiermit zugleich die Räumung des französischen Gebiets von den fremden Truppen zusammen hing, so bot das Ministerium, um seine Popularität noch mehr festzustellen, alles auf, um jenen finanziellen Verpflichtungen Genüge zu leisten. Die Kammer von 1815 hatte ausdrücklich den Verkauf oder Verpfändung der noch übrig gebliebenen, eigentlich dem Clerus gehörigen Staats-Waldungen verweigert, in der jetzigen Kammer ward das Ministerium durch die ganze liberale Partey in diesem Plane unterstützt, und selbst Bessergesinnte glaubten hierin nachgeben zu müssen, um

nur der Noth des Augenblickes zu steuern. Hierdurch, und durch bedeutende Anleihen kam man endlich nach großer Mühe und undenklicher Anstrengung, die dem damaligen Finanzminister, Corvetto, Gesundheit und Leben kosteten, zum Ziele. In dieser Bewältigung der Geldinteressen, wenigstens was materielle Ordnung und Uebersicht, und geschickte Herbeyschaffung der Mittel betrifft, hat überhaupt ein Hauptverdienst der Minister der Restauration bestanden; dieß erkennt auch der Verfasser vielfach an, und deutet zugleich auf die geringen Capacitäten hin, die jetzt nach der July-Revolution der Administration überhaupt vorstehen. Bey dieser Feststellung des Budgets kam die vorzugsweise liberale und philantropische Richtung des Ministeriums, durch jene Unterstützungen, welche für die spanischen Flüchtlinge in einer von großem Beyfalle aufgenommenen Rede des Ministers Lainé beantragt wurde, klar genug zum Vorschein. Denn es galt ja hier nicht Menschenfreundlichkeit und Liebe gegen Unglückliche, sondern ob die antisocialen Gesinnungen jener Fremden, welche offenbar sich an das verborgene revolutionäre Feuer in Frankreich anschlossen, und es vermehrten, sogar von der Regierung durch äußere Hülfsmittel noch gehalten und gestützt werden durften.

Wollte doch selbst England nach der zweiten Invasion Bonapartes nicht alle geflüchteten und verbannten Franzosen zulassen, bloß weil sie von dort aus Unruhen in Frankreich stiften könnten, und es ging damals die Fremdenbill mit 141 gegen 47 Stimmen der Opposition durch.

Daß übrigens die vorherrschende Tendenz gegen die neuen Doctrinen hin auch vom Könige selbst mit ausging — kann nicht geläugnet werden, und der Verfasser führt einen Brief Ludwig des XVIII. an (Theil 4, S. 296), worin die Ordonnanz vom 5. September als ganz den Ueberzeugungen des Königs entsprechend erscheint. Ueberhaupt war in jener Zeit, nach geendigten langwierigen Kriegen, wo alle Völker mit den größten Opfern beygetragen hatten, die verlorene Freyheit gegen den allgemeinen Unterdrücker wieder zu erobern, eben so ein gemeinsames Gefühl nach politischer Freyheit überhaupt rege geworden.

Ueberall wurde dieser Gegenstand allgemein besprochen, und eine Anzahl politischer Schriften und Brochüren beschäftigte die Welt.

Die sämmtlichen kleinern deutschen Staaten hatten in ihren Bereichen sogenannte constitutionelle Verfassungen eingeführt, und selbst Kaiser Alexander, diesen Ideen damals besonders hinneigend, hatte ein gleiches in Polen versucht. In sofern erhielt daher auch, was jetzt in Frankreich geschah, vor allem jene Ordon-

nanz des Königs, den beynahe ungetheilten Beyfall der Aliirten, und jene Maßregeln wurden zum Oeftern durch sie selbst wohl angeregt und befördert. Leider unterschied man indeß damals nicht den besonderen Zustand Frankreichs, wo eben die Ideen einer ganz abstrakten politischen Freyheit zu den fürchterlichsten Exzessen während der Revolution getrieben hatten, wo alle Stoffe zum wiederholten Ausbruch des kaum gedämpften Feuers vorhanden waren, und wo folglich alles geschehen mußte, um jene falschen Doctrinen nicht wieder auf die Bahn zu bringen, und der so leicht entzündlichen Begeisterung der Nation zuzuführen. Denn darin irrte man eben, daß man das Viel oder Wenig, was man im liberalen Sinne zugestand, in seiner Hand zu haben glaubte, im Gegentheil weil dieses Liberale nicht in etwas positivem Historischen bestand, sondern eine absolute und unbegrenzte Idee, eine bloße Meinung war, so ging dieselbe mit einer unbeschreiblichen Schnelligkeit, sobald sie von Oben selbst her begünstigt ward, als Gesinnung in den größten Theil der Nation wieder über. Daher läßt sich auch die plötzliche Umkehr in diesem Sinne, welche unser Verfasser gleichfalls zugesteht, sehr leicht erklären, und wie das im Jahr 1815 und 1816 noch ganz royalistische Frankreich 1818 und 1819 schon im Uebermaß von völlig revolutionären Ideen bewegt ward.

Das Ministerium selbst stellte den entschiedenen Uebergang nach dieser Seite allmählich auch in allen seinen Persönlichkeiten dar. Bisher hatte noch Clarke oder der Herzog von Feltre, als Kriegsminister, und M. Dubouchage als Marineminister einigermaßen das royalistische Element repräsentirt; jetzt wurden auch diese durch andere, der angenommenen Richtung entsprechende Persönlichkeiten ersetzt. Der Verfasser deutet dieß nach seiner Art zu denken, und nach seinem Begriff einer überall von unten hinauf bestimmten Regierung durch folgende Worte an: La première condition d'un cabinet est, d'abord, d'être en harmonie parfaite d'opinion politique, puis d'offrir une réunion des capacités correspondante aux nécessités parlamentaires de la tribune et de l'administration. Dergestalt ward der Marschall Gouvion St. Cyr zum Marine-Minister, bald darauf zum Kriegsminister, und der Graf Molé zu der ersteren Stelle ernannt. St. Cyr war bloß Soldat, ihm kam es nur auf eine Armee an, welche die alte Stellung französischer Uebermacht und Glorification wieder einnahm, ohne Rücksicht auf ihre sonstige Gesinnung. 4—166. Le Maréchal, sagt der Verfasser, avoit de la fermeté jointe à des principes libéraux. Il répondait par ses opinions au centre gauche. — Ensuite c'é-

tait un administrateur habile. Der Graf Molé war Doctrinär, und huldigte schon früher auch als Schriftsteller in seinen Essais de morale et de politique den Grundsätzen der Tagesphilosophen. Wie damals schon die Doctrinärs, d. h. diejenigen, welche die liberalen Ideen in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden wußten, an der Spitze standen, und den Weg bezeichneten, welchen die Gesellschaft in Frankreich künftig betreten sollte, wird aus dem vorliegenden Werke anschaulich genug. Diese Erscheinung ist auch leicht erklärbar, denn nachdem die subversiven Ideen in den Massen als rohe Kraft gewirkt hatten, und die Nation nach wiedergekehrter Ruhe zu einer geistigern und idealen Tendenz zurück kehrte, bildeten sich die falschen Doctrinen wissenschaftlich aus, und drangen als solche in die höhern Classen der Gesellschaft ein. Ein gewisses, von den Deutschen herübergekommenes Element neuerer Speculation trug dazu bey, dem Ganzen einen philosophischen Anstrich zu leihen, und diejenigen, welche sich als wissenschaftliche Mandarinen der Staatsgewalt hier an die Spitze stellten, mit einem gelehrten, dem großen Haufen imposanten Nimbus zu umgeben.

Diese Bestandtheile bildeten die ministeriellen Salons der Zeit, von welchen der Verfasser Th. 5, S. 85 sagt: »Nach der Ordonnanz vom 5. September beherrschten die Salons, welche man die doctrinären nennt, die Politik des Kabinets. Von geistreichen Leuten und ausgezeichneten Gelehrten zusammengesetzt, herrschte dort jene Unterhaltung über metaphysische und abstrakte Gegenstände, jener philosophische Dünkel, welcher keinen Widerspruch leidet. Da zeigten sich Royer Collard mit seiner erhabenen und geistigen Sprache jener Bezeichnungen von Personen und Sachen, welche so bestimmt und gelehrt die Fehler und die Gefahren des Gouvernements und der Parteyen bezeichneten, Guizot mit seiner Professor- und Universitäts-Unterhaltung, beynahe zu philosophischem Ausdruck, der jede politische Lage in allgemeinen Ideen auf gleiche Weise schilderte. Man konnte Guizot einen ausgezeichneten Geist nicht absprechen, und eine gewisse tiefe und neue Manier, Untersuchungen ins Auge zu fassen; indeß waren diese Eigenschaften von etwas stolzem Egoistischem beherrscht. Guizot secirte stets, und zwar kalt und trocken. Als Geschäftsmann und für den Bureau-Dienst eignete sich Niemand weniger. Durchaus nicht geschickt, die Menschen an sich zu ziehen, stets vom Geiste der Cotterie beherrscht, absprechend und schwach zugleich, erregte er der Gewalt, durch die Art der Ausübung, Gehässigkeit; vorzüglich in seinen Gesetzentwürfen unglücklich, von denen keiner bis in die Kammer gelangen konnte, waren

seine Bureaus stets ein kleiner Despotismus, weniger durch den Charakter des Chefs, als durch den Geist der Doctrinen, deren lebendiger Ausdruck er war. Barante war bescheiden, und hatte einen bessern Ausdruck als Guizot, von milder Form, und nicht leicht zu reizendem Gemüthe; seine Manieren hatten etwas zu Einfaches, und seine Unterhaltung ging nicht über den Kreis hinaus, dem er angehörte. Der Herzog von Broglie, ein ehrenwerther Charakter von tiefer und mannigfaltiger Wissenschaft, leichter Rede, die eine hohe Geschicklichkeit für die Geschäfte zu bezeichnen schienen, und doch hat der Herzog nur eine mittelmäßige Fähigkeit darin gezeigt. M. de Mirbel, ein Gelehrter voll Anmuth, Freund von Decazes, in die Verwaltung durch die Zufälligkeit seines wissenschaftlichen Lebens gestellt. M. Villemain, noch jung, besaß indeß schon damals jene glänzende Rede, oft beißend für den, der zurück wich, und demüthigend für den, der den Kampf anzunehmen weiß.«

»Dieß waren die Salons der Doctrinaire, um welche sich diejenigen Männer der Universität von zweytem Range, Köpfe von Studium und Gedanken rangirten. Man beschäftigte sich hier mit dem Gouvernement, mit Tagesschriften, mit der parlamentarischen Führung in der Kammer. Der größte Theil derer, welche die Salons der Doctrinaire besuchten, gehörten dem Ministerium an. Alle waren mit Hrn. Decazes liirt. Royer Collard leitete den öffentlichen Unterricht. Barante war General-Direktor der indirekten Steuern, Villemain stand an der Spitze der Presse und Journale im Ministerio der Polizey; Guizot, lange Zeit General-Sekretär im Ministerium, war zum Staatsrath im gewöhnlichen Dienst ernannt. Die Schriften der Doctrinaire hatten wenig Popularität, denn ihre erhabene abstrakte Art, womit sie die Untersuchungen behandelten, beschränkte den Kreis ihrer Leser sehr.

In den liberalen Salons fanden sich natürlich die Leute und Schriftsteller zusammen, die handgreiflicher und verständlicher die Revolution wollten und unterstützten. Hier stand den Salons Lafitte an der Spitze. Der General Foy, Manuel, von dem der Verfasser sagt, dont la parole facile et déclamatoire, dont l'ame énergique étaient si propre au rôle de Tribun.

Der Dichter Beranger, chansonnier puissant, dont les pindariques couplets allaient réveiller toutes les sympathies populaires Der Verfasser betrachtet ihn als das schädlichste Instrument gegen die Bourbons, und wer nur sein einziges Gedicht le sacre gelesen, und darin die Erzeugnisse des Genies, der Bosheit und Impietät zugleich erkannt hat,» wird ihm hierin

beystimmen. Paul Louis Courier, admirable pamphlétaire. Etienne, journaliste fécond et mordant; Jay, de Jouy etc.

Nächstdem folgt der Salon Lafayettes, wohin beynahe dieselben Leute kamen, nur daß es mehr diejenigen waren, welche etwa gleich zur That schritten. Von Lafayette heißt es: Il était essentiellement faiseur de projets; les idées d'insurrection, de la prise de la bastille, revenaient à son esprit avec le cortège des trois couleurs, du mouvement des halles et des rues. Il conseillait les conspirations avec bonhomie, comme si c'était la chose du monde la plus naturelle. Hierher begaben sich die alten Patrioten, übrig gebliebene Reste antiker republikanischer Ideen, wie Tissot, Daunou, Comte, der Redakteur des Censeur Européen, dann Benjamin Constant, und junge enthusiastische Leute aus den Ecoles, mit denen alles zu wagen und zu unternehmen war, ähnlich den Erscheinungen wie sie neuerdings auch in Deutschland sich gezeigt haben.

Auch die Royalisten hatten ihre Salons, in denen Graf Artois, Vitrolles, Chateaubriand, Castelbajac, Bonald, d'Herbonville, Fontanes, Bertin de Veaux, Michaud die Hauptpersonen waren. Merkwürdig ist das Urtheil des Verfassers über dieselben: »Ich gestehe,« sagt er, »es ganz laut, daß im Leben nichts mehr mein Gemüth lebendiger ergriffen hat, als diese Unterhaltungen: nirgend mehr Ueberlegenheit und Größe. Wenn ich in meiner politischen Laufbahn alle Meinungsverschiedenheiten der Geister von allen Richtungen habe wahrnehmen können, so muß ich hier erklären, daß nichts einen tiefern Eindruck in mir zurück gelassen hat, als diese großartigen royalistischen Untersuchungen, und politischen Unterhaltungen.«

Die Salons bildeten damals die gegenseitigen Feldlager, wo man den Stand der Dinge am besten überschauen konnte; zu ihnen gehörten bestimmte Schriftsteller, welche die Doktrinen ihrer Partey durch ein Journal ihrer Farbe, mit stetem Bezug auf die augenblicklichen politischen Fragen zu verbreiten suchten. Die Minerva und der Conservateur, das erstere von liberaler, das andere von royalistischer Seite redigirt, waren die einflußreichsten. Tiefer und mit weit mehr Geist, auch nach dem Urtheile des Verfassers, geschrieben das letztere, von größerem Einflusse auf die Massen das erstere.

Bey der ersten Ergänzung des Fünftels der Kammer, in Folge des neuen Wahlgesetzes, im Jahr 1817, kamen schon drey ziemlich prononcirte Deputirte der linken Seite in die Kammer: Dupont de l'Eure, Chauvelin und Bignon, die äußerste Rechte hingegen litt einen sichtbaren Abgang. Das Ministerium sah

hierin weiter keine Gefahr, und für den Augenblick im Besitz der ministeriellen Mehrheit, schien ihm seine Existenz, wie die der Monarchie, zugleich mit der Entwickelung des constitutionellen Systems gesichert. Diese Ruhe war indeß nur täuschend. Denn, wie der Verfasser sehr treffend bemerkt: »die liberale Partey verfuhr mit einer großen Geschicklichkeit; sie unternahm nicht unmittelbar einen offenen Krieg, sie protestirte nicht gegen die Restauration; sie nahm sie einstweilen an, um sie demnächst zu stürzen. Es ist ein großer politischer Fehler, sich zu sehr außerhalb eines Gouvernements zu stellen, welches man vernichten will. — Die liberale Partey verfuhr hier mit großer Umsicht; ich spreche nicht von einigen Tollköpfen, welche sich mit Verschwörungen unterhielten; allein das Haupt der Partey war bewunderungswürdig. Sie stellte sich auf das Terrain der Charte, hatte nur Worte der Ehrfurcht für die Könige; beschränkte sich nicht auf sich; denn wenn es auf einen Kampf ankommt, ist es übel gethan, seine Genossenschaft zu schwächen. Die liberale Partey nahm alle auf, welche zu ihr kamen; sie unterstützte das Ministerium, so lange es ihr Concessionen machte; endlich griff sie das Prinzip des Gouvernements nur an, wenn sie eine Stärke hatte, eine bedeutende parlamentarische Macht, und um zu diesem Ziele zu gelangen, brachte sie gerade keine zu feindseligen Candidaten in Vorschlag. Nur allmählich ging sie vor. Zuerst waren es Camille Jordan und Roy, sodann Perrier und Ternaux, endlich Manuel und Gregoire. Erst dann erklärte sie offenen Krieg, wenn sie große Siegeshoffnungen hatte. Durch diese geschickte Taktik zog die liberale Meinung allmählich die Bürger- und Handels-Classe an sich; sie sprach gegen den Stolz des Adels, gegen die Anmaßung der Priester und der Missionäre, sie erweckte die Besorgnisse der Domainenkäufer, und gewann sich so die Gunst bey den Wahlen.«

»Uebrigens hatte um diese Zeit jene Partey noch keinen bestimmten Plan; sie organisirte sich nur. Indeß gab es in ihr drey bestimmte Fraktionen. Die des Kaiserthums, das heißt die thätige, die soldatische Partey; sie war die gefährlichste für die Restauration, weil sie alle die großen Ueberbleibsel des Ruhmes, alle diese unternehmenden Geister und alten Soldaten umfaßte; diese Partey hatte ihre Blicke auf Helena oder auf Napoleon II. gerichtet.«

»Die zweyte Fraktion waren die Orleanisten, sie ermangelten dadurch allein eines bestimmten Ausdrucks, weil ihr Anführer sich nicht hervorstellte, und durchaus eine negative Rolle spielte; dieser Partey galt es mehr um einen Namen, denn in solcher

Anknüpfung erblickte man eine künftige politische Veränderung ohne große Gefahr und Bewegung, und dieß gefiel den furchtsamen Geistern und den Hasenfüßen.«

»Die letzte Fraktion, fester und kräftiger als die beyden anderen, würde sich zur Noth an den Herzog von Orleans angeschlossen haben, indem sie das als einen Uebergang und eine Vermittelung zu jener Ordnung der Dinge ansah, wornach sie verlangte. Dieß war die republikanische Partey, welche sich in verschiedenen Epochen der Revolution orleanistisch machte, denn dieß war eine Form, welcher sie sich zu unterziehen suchte, um in einem Lande das Bürgerrecht zu erhalten, wo die monarchischen Ideen so eifrige Parteygänger hatten.« T. V. 194. Die Session von 1817 beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Budget von 1818, welches große Anstrengungen erforderte, da es sich um die Beschaffung der nöthigen Geldsummen handelte, welche die Befreyung des Territoriums von der Besetzung der Alliirten bewirken sollte; und sodann mit dem neuen Rekrutirungs-Gesetz des Kriegsministers. Das letztere gab einen noch handgreiflicheren Beweis, mit welcher Gedankenlosigkeit, oder wenn man die Machinationen einer Partey dahinter suchen will, wie, unvorsichtig und falsch geleitet, das Ministerium dazu beytrug, die königliche Gewalt zu schmälern. Unglücklicher Weise hatte der König selbst in der letzten Zeit ein solches Uebermaß von philantropischer Gesinnung, daß er jedes Opfer, welches er zu Gunsten der sogenannten öffentlichen Meinung machte, für einen Schritt weiter in der Befestigung des monarchischen Principes hielt. So geschah es, daß er freywillig auf die ihm nach der Charte vorbehaltene Ernennung zu den höheren Stellen des Heeres verzichtete, und allgemeine Rekrutirung, der verhaßten und abgeschafften Conscription ähnlich, zum Gesetz erheben ließ. Der Deputirte Sallaberry sagte sehr richtig: »das, was die Verschwörung im Civil erhalten hat, das will sie jetzt auch in dem Militär. Es fehlt der schlechten Gesinnung nur noch die Armee. Heute fordert sie von Ihnen dieselbe, hat sie dieß erhalten, wird sie sich auf die Trümmer eines Thrones setzen, zu dessen Füßen unnütz die Treue geopfert werden wird, nachdem sie zu spät gerufen, und zu spät erkannt wurde.« Dagegen sagte der König, wie Lacretelle anführt, in Gegenwart der fremden Gesandten von diesem Gesetze; elle est toute française, et l'on devrait bien reconnaitre qu'elle n'a pu émaner que du coeur d'un roi de France.

Der Congreß zu Aachen, dessen der Verfasser am Ende des fünften Theiles seines Werkes, in einer ziemlich detaillirten und

interessanten Beschreibung der dortigen Vorfälle und Beschlüsse erwähnt, befreyte Frankreich von der fernern Besetzung der fremden Armeen, und stellte ihm gleichsam seine Selbstständigkeit, und den Eintritt in die Confraternität, wenn man so sagen darf, des europäischen Staatenbundes wieder zurück. Es lag hierin zugleich eine feyerliche und öffentliche Erklärung, daß man die Gesinnung des Landes für gesichert hielt, und die polizeyliche Beaufsichtigung desselben nicht weiter nöthig achtete. Die Nation sah darin freylich mehr; das Andenken an die vergangenen Tage des Ruhmes erwachte wieder, und die kriegerische revolutionäre Lust der Jugend und der napoleonischen Soldateska fand gewissermaßen durch diesen Akt des Wohlwollens der Souveraine neue Nahrung. Im englischen Parlamente erklärte zwar Lord Stanhope, in einer das Erstaunen und die Indignation französischen Stolzes erregenden Rede: Man solle sich hüten, dem jetzt gebändigten Löwen zu trauen. So wie die Fremden sich zurückgezogen hätten, würden die Bourbons noch ein Mal verjagt werden; neue Verbrechen würden die Erde aufschrecken, und bald neue Siege die Ueberwinder von Waterloo für ihre Schwäche und Nachsicht bestrafen. Man solle Frankreich in drey Theile theilen, und es in den Zustand zur Zeit der Eroberung unter Julius Cäsar zurückführen.

Noch größeres Aufsehen machte indeß um diese Zeit die sogenannte geheime Note, die, wie man behauptete, von Royalisten verfaßt, an den Höfen cirkulirte. Ce mémoire, sagt Lacretelle, est écrit d'un style rapide et assez ferme. Der Verfasser behauptet, die Revolution sey jetzt (1818) vollständig organisirt, sie verbreite sich über alles, vom Kabinet des Königs an, welches der Herd geworden sey, bis zu den letzten Classen der Nation. — Die Alliirten seyen selbst hieran schuld, weil sie in der ersten Restauration das Repräsentativ-System in Frankreich begünstigt hätten. Ihr größter Fehler aber bestehe darin, daß sie zu gleicher Zeit dem Könige ein System des Gleichgewichts (système d'équilibre) zwischen den Parteyen auferlegt hätten; dieses verderbe die Repräsentativ-Verfassung, und sey eine bloße Chimäre. In einem Systeme, wo alles bloßer Meinung hingegeben ist (im Gegensatz historischer Institutionen), müsse die königliche Autorität und die royalistische Meinung sich gegenseitig aus allen Kräften unterstützen. Mit dem illegitimen Princip sich einlassen, heiße es herrschen machen. Bonaparte konnte durch die Stärke seiner Despotie alle Parteyen zum Schweigen bringen, indeß, wenn sie sprechen, wenn sie handeln, bestehe das Geheimniß des Gouvernements darin, derjenigen den Sieg zu ver-

schaffen, welche ihm günstig ist. Nur während der kurzen Dauer der Session von 1815 habe man sich in einer wahren Stellung befunden. Ueber die Gesinnung des Königs drückt sich der Verfasser nicht aus, indeß läßt er errathen, daß sie unverbesserlich sey. Bey den Ministern sey an keine Bekehrung zu denken. Mit dem Royalismus hätten sie angefangen, darauf waren sie Gemäßigte geworden, und siehe da, jetzt seyen sie in das revolutionäre Princip geschleudert.

Merkwürdig genug schienen diese Behauptungen durch die, in Abwesenheit des Minister Präsidenten Herzogs von Richelieu auf dem Congreß in Aachen, geschehenen neuen Wahlen, sie betrafen die Ergänzung des zweyten ausscheidenden Fünftels, in Folge des neuen Wahlgesetzes, bestätigt zu werden. Kaum zwey oder drey Mitglieder der ehemaligen Rechten waren wieder erwählt worden. Le parti royaliste, sagt Lacretelle, n'avait plus de vie que par le *Conservateur*, il se présentait découragé sur le champ de bataille des élections. La lutte n'avait été sérieusement engagée qu'entre les ministériels et les libéraux. Eben so sagt unser Verfasser: Th. 6, S. 2: la lutte s'était d'abord ouverte, entre les ultra royalistes et les modérés; puis entre les modérés ministériels, et les doctrinaires; enfin elle était engagée entre les doctrinaires et l'extrême gauche. Cette lutte était donc décisive. « — C'était le dernier combat que pouvait livrer la royauté.

» Jetzt war es, wo die Minerva (das Blatt der liberalen Seite)« sagt der Verfasser, »seine Theorie der Independenten (des indépendans) entwickelte; sie allein waren nach ihm würdig, sie allein fähig, die Wähler für die Kammer der Deputirten darzustellen; ein Unabhängiger besaß allein öffentliche Tugenden; er allein wußte das Wohl des Landes zu wirken; er allein konnte alle seine Bürgschaften ihm verschaffen.«

Man sieht, von Neuem fing in Frankreich jenes Princip revolutionärer und anarchischer Freyheit an, sein Haupt emporzuheben. Denn wie immer bestand diese Unabhängigkeit nicht etwa in der Freyheit und Unabhängigkeit der Tugend und moralischen Werthes, sondern in der Unabhängigkeit von jeder historischen und religiösen Schranke der Gesellschaft. Es war jene Unabhängigkeit, welche sich nach Auflösung aller socialen Verhältnisse, nachdem die Liebe und die Humanität entwichen sind, in der höchsten Selbstigkeit der Creatur heraus stellt, die früherhin in England unter dem gleichen Namen der Independenten, und unlängst in Frankreich selbst, so blutige Früchte getragen hatte. Ueberhaupt, und dieß ist eigentlich die interessante

Seite des vorliegenden Werkes, die im Fortgange desselben immer deutlicher hervortritt, läßt sich nicht bezweifeln, daß die politische Freyheit in Europa, wie sie jetzt von der öffentlichen Meinung in Anspruch genommen wird, mehr oder weniger auf jener absoluten und idealistischen Freyheit beruht, und daß, wo immer die Volksfreyheiten sich ohne einen positiven Anhalt, d. h. ohne eine historisch begründete höhere Autorität (Kirche und Königthum), aus sich selbst aufbauen wollen, sie trotz aller Bemühungen der Besseren, dem zerstörenden Princip jener selbstischen Freyheit anheim fallen. Selbst wo sich diese neuere Freyheit durchaus auf religiösem Grunde, auf christlicher Doktrin aufbauen will, ohne indeß die Leitung einer höheren, sie bestimmenden Autorität anzuerkennen, führt sie, wie wir an La Mennais deutlich sehen, in jenen Abgrund anarchischer Zustände.

Hieraus wird es begreiflich, daß bey den neuen Wahlen zu den schon früher gewählten Männern der linken Seite in der Kammer, nach Manuel, Lafayette und Benjamin Constant hinzukamen.

(Der Schluß folgt.)

Art. IX. Zur Geschichte des ältesten polnischen Psalters zu St. Florian bey Linz, genannt der Psalter der Königin Margarethe. Von Stanislaus Grafen Dunin Borkowski, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Wien 1835, gedruckt bey J. P. Sollinger.

Wenn es ausgemacht ist, daß die Sprache zur Grundlage jeder Literatur dient, da ohne Sprache keine Gelehrsamkeit denkbar ist, so läßt sich eben so wenig bezweifeln, daß die Geschichte der Sprache mit der Geschichte der Literatur auf das innigste verbunden ist. Je älter die Sprache einer Nation ist, je reicher und ausgebildeter sie uns erscheint, mit desto mehr Zuverläßigkeit können wir auf die frühe Kultur und Ausbildung der Nation schließen. Die Entdeckung und die Ausgabe einer alten Handschrift kann also einen doppelten Werth haben, indem sie uns nicht nur mit dem Zustande der Sprache in der Zeit bekannt macht, sondern auch, indem dadurch die Geschichte der Gelehrsamkeit erweitert und bereichert wird. Durch die Herausgabe des Psalter der Margarethe zu St. Florian hat der Graf D. B. den doppelten Zweck erreicht. Er hat die polnische Sprache durch dieses unschätzbare Denkmal bereichert *), und hat die Geschichte

---

*) Das von dem Herrn Herausgeber in der Vorrede angegebene Lexikon enthält 122 Wörter, die in der jetzigen polnischen Sprache unbekannt waren, und ist folglich eine wahre Bereicherung der Sprache.

der polnischen Literatur, wenigstens um Ein Jahrhundert zurückgeführt, und dadurch das Problem gelöst, warum schon im sechzehnten Jahrhunderte die polnische Sprache so ausgebildet erscheint, daß die alten Schriftsteller aus dem sechzehnten Jahrhunderte noch jetzt zum Muster der reinen polnischen Schreibart dienen. Die Geschichte eines so wichtigen Werkes, das in der polnischen Literatur Epoche macht, ist also nicht nur für jeden Slaven, sondern überhaupt für jeden Freund der Geschichte der Literatur von Interesse.

Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen, war die Kritik über den Psalter der Margarethe, welche Herr Kopitar in die Jahrbücher 1834 der österreichischen Literatur, Band LXVII, einrückte, und in welcher er die Ausgabe des Psalters als sein Werk in Anspruch zu nehmen scheint. Wir lassen, jenen Umstand betreffend, den Verfasser selbst erzählen: Nachdem derselbe die ihm durch das Stift zur Ausgabe anvertraute Abschrift mit dem Codex zu St. Florian verglichen hat, fährt er in seiner Erzählung also fort: Das Resultat meiner Vergleichung war die Ueberzeugung, daß der wackere Herr Chmel die Abschrift mit einer unglaublichen Korrektheit gemacht hat. Schon früher hat der Herr Professor zu Warschau, Kucharski, einer unser ausgezeichneten Sprachforscher, diese Vergleichung zu St. Florian vorgenommen, und ebenfalls die Abschrift sehr korrekt gefunden, bis auf den Umstand, daß Herr Chmel den in der polnischen Sprache charakteristischen nasalen Buchstaben ф nicht durch den Strich in der Mitte bezeichnete, weil er diesen Strich bloß für eine nichts bedeutende Verzierung des Abschreibers hielt. Diesem wichtigen Fehler wurde aber noch im Beyseyn des Herrn Kucharski abgeholfen.

Da ich über die Korrektheit meiner Abschrift beruhigt wurde, so dachte ich nun den Druck des Psalters im Jahre 1832 vorzunehmen. Ich ließ die nöthigen Lithographien des mir ebenfalls durch Herrn Chmel mit der Abschrift mitgetheilten Facsimile verfertigen, und beschloß, den Psalter in der neu zu errichtenden Buchdruckerey, die in Verbindung mit der in Lemberg errichteten Ossolinskischen Bibliothek gesetzt wurde, drucken zu lassen. Da jedoch die vom Ossolinskischen Institute aus Paris bestellten Lettern nicht ankamen, und wegen schönen Papiers Schwierigkeiten sich erhoben, so mußte der Druck verschoben werden. Inzwischen kam ich im Winter 1833 nach Wien, und Herr Kopitar vertraute mir zuerst, daß er in Erfahrung gebracht habe, daß ein anderer Pole, dessen Namen er vergessen hätte, die Ausgabe des Psalters vornimmt, und bereits eine Abschrift sich verschafft hat; ich

sollte also eilen, meinen Psalter zu drucken, indem er hinzufügte: Quod facis fac cito. Ich erklärte Herrn Kopitar die Ursache, warum der Psalter noch nicht erschienen ist; wurde aber durch die mir mitgetheilte Nachricht unruhig, und entschloß mich, den Psalter so bald wie möglich zu drucken, um keine Zeit zu verlieren. Später machte mir Herr Kopitar den ganz unerwarteten Vorschlag, ich sollte ihm die ganze Ausgabe abtreten, er würde sie selbst besorgen, auf eigene Rechnung. Ich erwiederte, daß ich nicht begreife, wie er auf einmal auf den Gedanken komme, mir eine Ausgabe, die bereits zum Druck fertig liegt, abzufordern, und daß es mir unmöglich ist, solche zu gewähren, um so mehr, da bereits die periodischen Schriften in Warschau meine Ausgabe angezeigt haben, und viele Bekannte und Freunde davon in Kenntniß gesetzt wurden. Es stand beym Herrn Kopitar, die Ausgabe zu übernehmen, ehe mir die Abschrift abgetreten wurde, und er hatte es abgelehnt.

Im Frühjahre 1833 übergab ich meinen Psalter sammt der Vorrede dem Censuramte in Wien, um nach erhaltener Bewilligung den Druck in Lemberg alsogleich, wo möglich, anzufangen (die Facsimile waren bereits seit einem Jahre in der Ossolinskischen Bibliothek deponirt), und machte diesen meinen Entschluß Hrn. Kopitar bekannt Dieser machte mir abermals Vorstellungen, daß durch den in Lemberg beabsichtigten Druck viel Zeit verloren gehen wird; daß vielleicht wegen Papier und Lettern Anstalten nöthig seyn werden, die die Sache verzögern, und daß es besser ist, den Psalter hier bey Strauß zu drucken, wo ich Papier und Druck mir selbst wählen kann, da Herr Kopitar recht gerne die letzte Korrektur des Druckes, in meiner Abwesenheit von Wien, besorgen würde. Ich ließ mich durch diese Gründe bewegen, und übergab am 24. May 1833 mein Manuscript dem Buchdrucker Strauß, nach gemachtem schriftlichen Akkorde, kraft welchem der Drucker selbst die erste Korrektur besorgen sollte, und nur die letzte Herrn Kopitar, um ihm nicht lästig zu fallen, vorbehalten wurde.

Am 4. Oktober schrieb mir Herr Kopitar, der Druck von vier Bogen wäre bereits beendiget, und bis Ende November werde wohl das Ganze bis auf meine Vorrede fertig seyn. Zugleich machte er mich auf einen Fehler, nämlich, daß statt posmere — posmeie stehen soll, aufmerksam, und forderte mich auf, schleunig nach Wien zurück zu kehren, um den Druck meiner Vorrede zu besorgen, und den Dank meiner Landsleute für das köstliche Geschenk einzuernten.

Als ich in Wien eintraf, war der zehnte Bogen im Drucke,

und das Ganze nahe am Schlusse. Man stelle sich mein Erstaunen vor, als ich beym Anblick der gedruckten Bogen sah, daß Herr Kopitar mit meinem Manuskripte die größten Veränderungen vorgenommen habe. Er führte die Commata, die im Coder fast nicht vorkommen, ein; er trennte die Vorwörter, die im Coder nicht getrennt sind, und führte eine Menge Sic und Pro ein, die in meinem Manuskripte nicht waren, und das alles, ohne mich im Geringsten von den so wesentlichen Veränderungen zu benachrichtigen. Was blieb mir nun zu thun? ich mußte entweder auf die ganze Auflage verzichten, und Herrn Kopitar um Ersatz der Kosten belangen, oder die Sache mir gefallen lassen. Ich wählte den letzten Weg, um der gelehrten Welt ein Aergerniß zu ersparen. Allein es war damit nicht abgethan. Wie der vorletzte Bogen schon im Drucke war, sagte mir Herr Kopitar: Wenn Sie nichts dagegen haben, so will ich eine Beschreibung des Coder in lateinischer Sprache in Ihre Vorrede einrücken. Da ich den Coder selbst von St. Florian erhalten, und lange in Händen habe, so wird meine Beschreibung genauer wie die Ihrige. Ich entgegnete, daß ich nicht das Geringste dagegen habe, seine Beschreibung in einer Note nachfolgen zu lassen. Ich ersuchte ihn nur, mir selbe bald mitzutheilen, damit ich sie abschreibe, und in meine Vorrede mit der zweckmäßigsten Erwähnung einschalte. Nach einer Woche gab mir Herr Kopitar in der Bibliothek das mir angekündigte Manuskript. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich statt der versprochenen Beschreibung des Coder, eine förmliche Vorrede (praemonita) des Herausgebers fand, worin gar keine Erwähnung der Verdienste anderer Gelehrten um diese Ausgabe vorkommt, sondern alles einzig und allein, als durch Herrn Kopitar gemacht und entdeckt, vorgestellt wurde. Als Herr Kopitar zu mir kam, konnte ich mich nicht enthalten, ihm vorzuwerfen, wie er mir eine Vorrede zum Einrücken in meine Ausgabe mittheilen konnte, in welcher er der Abschrift des Herrn Chmel gar nicht erwähnt, und eben die so höchst wichtige, vom Erzbischof Pyrker gegebene Belehrung, daß das Wappen königlich ungrisch und nicht polnisch ist, verschweigt; eben so wenig des Herrn Kucharski gedenkt, und mir bloß das Verdienst, Geld (nervum rerum gerendarum) gegeben zu haben, zuschreibt. Ich erklärte ihm zugleich, daß ich diese seine Vorrede nicht aufnehmen könne. Wolle er aber einige Bemerkungen mittheilen, so werde ich solche aufnehmen; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nicht in der Form einer Vorrede erscheinen, und nicht über Gegenstände handeln, die ich in meiner Vorrede bereits besprochen habe. Uebrigens werde ich

den Antheil, den Herr Kopitar an der Ausgabe hatte, nicht verschweigen. **Suum cuique.** Auf diese Erklärung steckte Herr Kopitar seine Vorrede in die Tasche, und versprach, eine andere Schrift zu geben. Kurz darauf übergab er mir eine zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe von seiner eigenhändig geschriebenen Vorrede, unter dem Titel: **Ad principem hanc psalterii trilingvis partis polonicae editionem B. Kopitarii praemonita,** aus welcher ich hier die wichtigsten Abschnitte von Wort zu Wort abgeschrieben, in einer Note nachfolgen lasse.

Die Behauptung, welche Herr Kopitar in seinen Prämoniten aufstellt, daß, als er kaum den Florianer Psalter erblickt habe, es ihm sonnenklar gewesen sey, daß dieser für die Maria zwischen dem Jahre 1370 — 1375 geschrieben wurde, wird von dem Verfasser folgender Weise widerlegt:

»Herr Kopitar war es selbst, der die ihm von Chmel mitgetheilte Nachricht über den Florianer-Psalter sammt Belegen an den Krakauer Bibliothekar Bandtke überschickte, und es gebührt ihm die Ehre, diese wichtige Notiz an den rechten Mann in Polen adressirt zu haben. Es bleibt also erwiesen, daß Herr Kopitar schon im Jahre 1827, und vielleicht noch früher (denn die Bandtkische Abhandlung ist 1827 bereits im Druck erschienen) um den polnischen Psalter wußte. Eben so ist es bekannt, und Herr Kopitar und Chmel haben mir es erzählt, daß, wie Bandtke die Wichtigkeit des Codex anerkannte, der Herr Abt von St. Florian ein Facsimile zeichnen ließ, und Herr Chmel nicht nur die Abschrift übernahm, sondern auch den Codex selbst an die k. k. Hofbibliothek zur Einsicht mitbrachte. Herr Kopitar hat also den Codex noch im Jahre 1827, oder spätestens im Jahre 1828 nicht nur auf einen Blick, sondern über einen Monat lang täglich sehr genau besehen und untersucht. Er hätte demnach seine Entdeckung, daß dieser Codex der Maria gehörte, und zwischen 1370 — 1375 geschrieben wurde, ganz gewiß mitgetheilt. Nun berufe ich mich auf Herrn Chmel, ob ihm dieß Herr Kopitar, wie er den Codex damals sah, mitgetheilt. Viel später noch sprach der Warschauer Professor Kucharski mit Herrn Kopitar über diesen Codex. Wie kommt es also, daß er auch diesem Gelehrten, den er selbst, wie er es sagt, nach St. Florian schickte, kein Wort von seiner Entdeckung sagte? Endlich mit Anfang des Jahres 1830 wurde mir die Abschrift sammt dem Facsimile übergeben, und mit keinem Worte der Maria und der Jahrszahl 1370 — 1375 erwähnt. — Es scheint also, daß Herr Kopitar damals, wie er den Codex sah, von der Maria nichts wußte; ja er konnte auch von ihr nichts wissen, und das ergibt sich aus

Folgendem: Die Vermuthung, daß dieser Codex einer königlich polnischen Prinzessin gehören mochte, konnte nur auf dem im Codex sich befindlichen Wappen begründet werden. Nun erklärte aber Bandtke im Jahre 1827, daß dieses Wappen nicht königlich polnisch ist, und daß folglich dieser Psalter einem Privaten, und nicht der königlichen Familie gehörte. Diese so bestimmte Aeußerung des berühmten polnischen Bibliographen und Historikers war entscheidend, und Niemand dachte mehr, daß der Psalter königlich war. Als man mir die Abschrift sammt dem Facsimile übergab, sagte mir Herr Kopitar: Daß, wenn das Wappen königlich polnisch wäre, so würde er keinen Anstand nehmen, den Codex der Königin Hedwig zuzuschreiben.«

Herr Kopitar gründet seine Behauptung, daß der Psalter für die Maria bestimmt war, bloß auf den Umstand, daß außer der Maria in dem in Ungern regierenden Andegawischen Hause keine Prinzessin vorkommt, deren Name mit dem Anfangsbuchstaben M. anfinge. Der Verfasser beweist, daß außer der Maria noch die Königin Margarethe vorkommt, welcher mit offenbar mehr Wahrscheinlichkeit der Psalter zugeschrieben werden kann. Wir lassen hier des Verfassers Raisonnement folgen:

»Dießmal übersieht aber Herr Kopitar Ludwigs erste Frau Margarethe, Tochter des böhmischen Königs und römischen Kaisers Karl IV.

Ludwig wurde im Jahre 1338 am Sonntage Invocavit zu Wysohrad mit Margarethe, Tochter des Markgrafen von Mähren, und Thronfolgers von Böhmen, feyerlich verlobt. Die ungrischen Geschichtschreiber und auch die polnischen, nennen die Margarethe als erste Gemahlin *) Ludwigs I., Königs von Ungern.

Da wir nun zwey Prinzessinnen haben, Margarethe und Marie, die einen gleichen Anspruch auf das Wappen und den Buchstaben M machen, so wollen wir ihre Rechte näher untersuchen, um zu entscheiden, welcher mit mehr Wahrscheinlichkeit der Psalter zugesprochen werden kann.

---

*) Joh. Thwórcz (Thurócz) Chronica Hungarorum pars III. cap. 4 und 52 in Schwandtner's Sammlung. Ranzanius eben daselbst Tom. I. pag. 474. Feßler, die Geschichte der Ungern, 3. Theil, 1. Bd. pag. 331. Auch die polnischen Geschichtschreiber führen Margaretha als erste Gemahlin Ludwigs an. Siehe Schmid: Abrégé chronologique de l'histoire de Pologne pag. 59. Diese polnische Geschichte, nach dem Muster der französischen von Henault, unter den Augen des Bischofs Załuski verfaßt, verdient mehr gekannt zu seyn. Pistorius Poloniae historiae corpus Tom. III. pag. 152. Genealogische Tabelle. Wagi historia książąt i królów polskich wydanie Lelewela 1824 kar. 29.

Beweisgründe für die Margarethe.

1. Es ist nichts natürlicher, als anzunehmen, daß Ludwig für seine Braut Margaretha einen Psalter mit seinem Wappen, als König von Ungern, und mit ihrer Chiffre M verfertigen ließ.

2. Eben so ist es klar, daß, da Ludwig damals nur königlicher Prinz von Ungern war, er kein anderes als das ungrische Wappen in den Psalter machen lassen konnte.

3. Da aber Ludwig schon im Jahre 1339 im Monate July zu Wysogrod vom polnischen Könige Kasimir zu seinem Nachfolger, als König von Polen, feyerlich bestimmt wurde [1]), so ist nichts einfacher, als daß er für die künftige Königin von Polen, Margaretha, auch einen polnischen Psalter schreiben ließ; und dieß um so mehr, da Margaretha, als eine in Mähren geborne Prinzessin, höchst wahrscheinlich auch polnisch verstand.

Nun wollen wir sehen, wie es um die Marie stehe.

1. Marie wurde im Jahre 1370, und folglich als Prinzessin von Polen, geboren, da Ludwig im Jahre 1370 zum Könige von Polen in Krakau gekrönt wurde. Wäre also der Psalter für sie bestimmt, so hätte man gewiß das polnische Wappen in den Psalter malen lassen, um so mehr, da es bekannt ist, daß:

2. Der König Ludwig Alles aufgeboten hat, um sich bey der polnischen Nation beliebt zu machen. Er machte zuerst jene Concession dem Adel, die hernach zur Grundlage aller Freiheit, und der alles verheerenden Anarchie in Polen wurde; er hätte ganz gewiß nicht unterlassen, das polnische königliche Wappen neben dem ungrischen in den Psalter seiner Tochter einzurücken. Noch mehr.

3. Marie war schon im Jahre 1373 in Kaschau von den polnischen Senatoren zur künftigen Königin von Polen gewählt [2]). Der König Ludwig hat alles Mögliche gethan, um die abgeneigten Polen zu dieser Wahl zu bereden. Wenn also ein Wappen die polnische Königin Marie bezeichnen sollte, so wäre es gewiß das königlich polnische, und Ludwig, dem Alles daran gelegen war, damit seine Tochter in Polen regiere, hätte nicht versäumt, ein Wappen, das ihm und seiner Tochter so theuer seyn mußte, einzurücken; um so mehr, da das ungrische ausgezeichnet ist,

---

[1]) Naruszewicz historia Narodu polskiego Tom. 6. pag. 98.

[2]) Naruszewicz historia Narodu polskiego Tom. 7. pag. 67.

und die Polen durch diese Zurücksetzung nothwendig gekränkt worden wären. Soll also das Wappen zur Bestimmung des vermeintlichen Eigenthümers dienen, so müssen wir nothwendig annehmen, daß Marie durch das königlich polnische Wappen, und Margarethe durch das ungrische, so wie es im Psalter vorkommt, bezeichnet werden mußte [1]). Es bleibt also nach meiner Ueberzeugung erwiesen, daß, da das polnische Wappen in dem Florianer Psalter nicht vorkomnt, er auch nicht für Marie bestimmt war.

4. Polen besitzt bereits einen Psalter der Hedwig, der anfangs in den Händen des Grafen Czacki, und später in Puławy aufbewahrt wurde. Czacki, Lelewel, Bandtke, Bentkowski bezeugen diese Thatsache, die man, ohne so ausgezeichnete Gelehrte der Unwissenheit und der Lüge zu beschuldigen, nicht läugnen kann. Wäre also der Florianer Psalter der Marie bestimmt, so müßte seine Sprache in nichts verschieden seyn von dem Psalter der Hedwig, da diese nur um ein Jahr jünger als Marie war; nun ist aber das gar nicht der Fall.

5. Schon Bandtke sagt in seiner Abhandlung über den Florianer Psalter, daß er älter ist, als der Psalter der Hedwig, und ich will versuchen, die zwey ersten Psalmen aus dem Psalter der Hedwig, so wie selbe Lelewel in das Werk Prawda ruska [2]) einrückte, mit denselben Psalmen des Florianer Psalters zu vergleichen, da die Sprache bey solchen Untersuchungen und Entscheidungen nothwendig zum Hauptkriterium dienen muß.

Gleich aus dem ersten Verse des ersten Psalmes: Beatus vir, ergibt sich die größte Verschiedenheit in der Sprache der beyden Psalter. In dem Florianer gebrauchte man noch das Hülfswort *iest*. Blogoslawioni mosz ien iest neszedl poradze ne miloscich y na grzesznych ne stal iest y na stolczu naglego spadnena ne sedzal iest. In dem Psalter der Hedwig verschwindet das Hülfswort iest, die Wortfügung nähert sich der jetzigen, und das slavische Ne wird durch das *y* weicher wie jetzt

---

[1]) Marie hat im Jahre 1377 den Markgrafen von Brandenburg, Sigismund, geheirathet, welcher nach fruchtlosen Versuchen, im Jahre 1382 zum Könige von Polen gewählt zu werden, im Jahre 1387 zum Könige von Ungern gekrönt wurde. Angenommen, daß der Psalter geschrieben wurde, als Marie Königin von Ungern war, so würde allerdings das Wappen im Psalter das königlich ungrische, aber nicht das Andigawische seyn, sondern ein solches, wie wir es auf den ungrischen Münzen des Königs Sigismund sehen.

[2]) II. Band, pag. 212.

gemacht. Man sehe diesen Vers aus dem Psalter der Hedwig: Blogoslawyony mǫsz yen nye szedl poradze nye myloszczywych y na drodze grzesznych nye stal y na stoylczu naglego spadnyenaya nye szyedzał. In diesem einzigen Verse wurde das Hülfswort iest dreimal ausgelassen, und das ne immer mit nye weich gesprochen und geschrieben. Dieser Unterschied der Sprache ergibt sich auch aus den Worten selbst. So heißt es in dem vierten Verse des Florianer Psalters: A list iego nespadne y wszistko czocoli uszini przespeie. Dieses Wort przespeie ist so alt, daß es nicht einmal in Lindes unschätzbarem Wörterbuche vorkommt. Hingegen lautet in dem Psalter der Hedwig dieser Vers so: A y lyst yego nye spadnye y wszystko czocoli uczyny zdarzyszye. Das Wort zdarzyszye wird sogar heut zu Tage gebraucht, und ist folglich viel neuer als przespei. Der nämliche Unterschied der Sprache ergibt sich auch aus dem zweyten Psalme. So kommt in dem Florianer Psalter in dem ersten und zweyten Verse dieses Psalmes das Hülfswort sǫ vor, przecz serszi-talo poganstwo a ludze mislili sǫ prosznoscz. Przistaiali sǫ crolowe zemszczy a ksǫszǫta seszli sǫ se na gromadǫ przecwo gospodnu y przeciwo yego pomazanca, welches in dem Hedwiger Psalter nicht erscheint: Precz skrzytaly poganstwo y lyudze myszlyly prosznoszczy. Pomagaly krolowe zycmszy y ksyǫzeta seszly szye wyedno przeczywo Boga y przeciewo pomazaynczu yego. Eben so verschieden sind auch in diesem Psalme die Wörter in den beyden Psaltern. So heißt es in dem Florianer sechsten Verse: Przepowadaiǫ kazn iego, im Hedwiger hingegen: przepowyadayącz przykazane yego, und der letzte Vers dieses Psalms lautet im Florianer: Blogoslawoni wszistcy gifz y maiǫ wnem pwǫ, und bey Hedwig: Blogoslawyeny wszystczy w nyem pwaiǫ. Das Wort pwo als Hauptwort ist nicht einmal im Linde zu finden, da hingegen w nyem pwaiǫ viel neuer ist.

Der Unterschied in der Sprache der beyden Psalter ist also so groß, daß es schlechterdings nicht denkbar ist, daß der Florianische der Marie angehören könnte. Nimmt man aber an, daß es für die Margarethe im Jahre 1338, wo Ludwig mit ihr verlobt wurde, geschrieben ist, so ergibt sich ein Unterschied im Alter von 61 Jahren zwischen dem Psalter, da Hedwig im Jahre 1399 gestorben ist; und es läßt sich allerdings begreifen, daß eine Sprache, die in der Ausbildung begriffen war, in 61 Jahren sich stark verändern konnte.

Da nun aus der Statt gehabten Vergleichung der Beweisgründe Alles offenbar zu Gunsten Margaretha spricht, so halte

ich mich als Herausgeber für berechtigt, ihr den Florianer Psalter zuzuschreiben.«

Im Verfolge der Schrift theilt der Verfasser Gründe gegen die Einwendungen des Hrn. Kopitar mit, und äußert die Vermuthung, daß, obschon der Psalter zwischen den Jahren 1338—1349 geschrieben wurde, doch die Uebersetzung selbst viel älter, und wenigstens aus dem dreyzehnten Jahrhunderte seyn dürfte.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXX.

Ueber die poetischen Wettkämpfe der Griechen und Römer.

Von P. A. Budik, k. k. Bibliothekar in Klagenfurt.

Die Wettkämpfe der Griechen *).

Wie die Blumen die Erd', und wie die Sterne den Himmel
Zieren, so zieret Athen Hellas, und Hellas die Welt.
Griech. Anthologie.

Kein Staat in der Welt hat auf die schnelle Entwicklung des Talentes so folgenreich und mächtig eingewirkt, als der griechische. Von ihrer Schutzgöttin in ein mildes, gemäßigtes Land geführt, unter eine Sonne, die ihre Strahlen zur frohen Labung herabgoß, schienen die Griechen das auserwählte Volk zu seyn, die höchste Höhe in Wissenschaft und Kunst, die der menschliche Geist erschwingen konnte, zu erreichen. Daß dieses heitere Klima, die gesunde Luft, die der Grieche einathmete, von dem günstigsten Einfluß auf seine Bildung war, ist nicht zu zweifeln; — allein das Haupttriebrad hievon war unstreitig das Verhältniß, in welchem der Grieche zu dem Staate stand, und dieses Gefühl war der Sporn zu allem Großen und Edlen jeder Art. Jedes Individuum in Griechenland hatte eine geltende Existenz, die sich in der Masse nicht verlor; jedes Glied des Staates konnte sich selbst, seinen Muth, seine Stärke und seine Klugheit zeigen, und nicht selten war die Stirne des gemeinsten Mannes mit Siegeslaub umwunden, und sein Name neben dem des Feldherrn in Hymnen verewigt.

Am meisten aber wurde das Ehrgefühl durch die Oeffentlichkeit der Auszeichnung erhöht, welche den mit der Götterflamme des Genies Begabten in Angesicht der Vornehmsten des Staates und einer zahllosen Volksmenge zu Theil wurde. Durch seine Spiele ward der Grieche fester an sein Vaterland geknüpft, als sonst keine Nation der Welt, seine Vaterlandsliebe wurde Religion. — Seine ganze Staatskunst bestand in der uneigennützigen Hingebung an das Vaterland. Er betrachtete sie als das herrlichste Feld, auf welchem Ruhm und Ehre zu ernten war, und unstreitig waren mit dem Kranze in Wettkämpfen größere Auszeichnungen verbunden, als man sie sonst bey anderen Verdiensten zu erwarten hatte. Wir sehen nicht, daß Miltiades, Cimon, Themistokles, Epaminondas und Philopömen, diese großen Männer, die Thaten der Unsterblichkeit würdig verübten, unter ihren Mitbürgern glänzender wären ausgezeichnet

*) Dicearchus von Messenien, Schüler des großen Aristoteles, soll eine Abhandlung über die musikalischen Wettkämpfe geschrieben haben. Wie lebhaft ist es zu bedauern, daß dieses in vielfacher Hinsicht wichtige Werk verloren ging.

worden, als ein gemeiner Athlete, dem in den olympischen Spielen der Preis zuerkannt wurde. Der Sieger wurde nämlich von dem Herold unter Trompetenschall ausgerufen; man nannte ihn mit seinem, seines Vaters und seiner Vaterstadt Namen, worauf er gekrönt, und mit Pomp in das Prytaneum zum glänzenden Gastmahl geführt wurde. Bey der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde diese festliche Scene wiederholt. Zahllos strömte das Volk ihm entgegen, pries seinen Sieg, und war stolz darauf, daß aus seiner Mitte ein Bürger hervorging, vor dessen Ehrensäule Griechenlands edelste Männer mit ehrender Achtung verweilten. Das glaubwürdigste Zeugniß hierüber gibt Vitruv — »Jene,« sagt er, »die den Preis in den olympischen, pythischen, isthmischen oder nemeischen Spielen erhielten, standen bey den Griechen in so großen Ehren, daß sie nicht nur in Versammlungen, mit der Palme und Krone auf dem Haupte, laut gepriesen wurden; sondern man sie im Triumphe auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen in ihre Heimat zurückbrachte, wo sie auf Kosten der Republik für ihre Lebenszeit verpflegt wurden« [1]). — Groß und erhebend war der Anblick eines Preisgekrönten, dessen Person jedem Griechen heilig, und seine Gesänge das herrlichste Vermächtniß, das er seinem Vaterlande hinterlassen konnte. — Selbst in den Stürmen der Bürgerkriege war die Poesie, vornämlich die dramatische, der vornehmste Trost der Athener, bey denen sie am Anfange am schönsten geblüht hatte, und von denen die Schauspiele, gleich den Nationalspielen, für heilig gehalten, und an großen Festen aufgeführt wurden.

Lange bevor die Griechen ihre Prosa ausgebildet hatten, stand ihre Poesie durch Orpheus und Musäus in der schönsten Blüthe [2]); — ein Beweis, wie groß der Werth war, den sie ihr zuerkannten. Dieses war aber sehr begreiflich. Die Schätze der Philosophie, Geschichte waren ihr offen, sie schwang sich in den Himmel, um den Lauf der Gestirne zu bewundern, stieg in den Abgrund, um die Geheimnisse der Natur aufzudecken, drang in die Wohnungen der Todten, und setzte ein Gericht über die Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters fest; — sie umfaßte die ganze Welt. Sie hatte aber außer ihrem Werthe der Idee auch den der naturgemäßen Zeichnung und eines anziehenden Colorits, worüber Vida sich sehr treffend ausspricht:

Ihnen (den Dichtern) genüget es nicht, nur den Bau der Verse zu schließen,
Und durch der Worte Gewalt die Sache zur Klarheit zu bringen;
Sondern es soll harmonisch der Ton dem Worte sich schmiegen
Mit nachahmendem Schall in jeglichem ihrer Gedichte.
Angeeignet sey jegliches Wort, und gewählet der Sprachton 3).

---

1) Nobilibus Athletis, qui Olympia, Pythia, Isthmia, Nemea, vicissent, Graecorum majores ita magnos honores constituerunt, ut non modo in conventu stantes cum palma et corona ferant laudes, sed etiam cum revertuntur in suas civitates cum victoria, triumphantes quadrigis in moenia et in patrias invehantur, e reque publica perpetua vita constitutis vectigalibus fruantur. M. Vitruv. Pollion. De Archit. Lib. IX (In Praef.) p. 173. Edit. Amstel. 1649 Fol.

2) Illud certo ego vobis affirmare non dubito, longe ante solutam orationem Poeticam extitisse, excultamque fuisse.
Gyrald. p. 21.

3) Haud satis est illis (poetis) utcumque claudere versum,
Et res verborum propria vi reddere claras:
Omnia sed numeris vocum concordibus aptant,
Atque *sono*, quaecunque canunt, imitantur et *apta*
Verborum facie, et quaesito carminis ore.
Hier. Vida: Poet. lib. III, p. 479. (Edit. Lugd. 1586. 12.)

Auffallend wird es immer bleiben, daß Platon mit seinem berühmten Paradoxon, die Dichter aus seinem vollkommenen Staate zu verbannen [1]), gerade in jenem Zeitalter aufzutreten wagte, wo dieselben in dem Rufe standen, alle Künste und Wissenschaften ergründet, als Pansophen die Kenntniß aller göttlichen und menschlichen Dinge erschöpft zu haben. Eben so standen sie schon vor Platon's Zeiten in hohem Ansehen, wozu die Verehrung für die heilige Person des Dichterkönigs Homerus die sprechendsten Belege liefert. Durch ihn sey (so rühmten seine glühenden Lobredner) Hellas der Barbarey entrissen; man müsse ihn nicht nur auswendig lernen, sondern das ganze Leben nach seinen Vorschriften einrichten.

Da die Poesie der Alten vorzüglich zum Dienste der Religion gebraucht wurde, so wurde sie, aber auch nur in dieser Beziehung, als eine verschleyerte Jungfrau vorgestellt, in jeder anderen blieb Klarheit der Idee ihre nothwendige Eigenschaft; doch erblicken wir auch in den Trauerspielen des Alterthums ein unbegreifliches Schicksal, und Macrobius hält besonders darum die Aeneis des Virgil so hoch in Ehren, weil sie uns gleichsam das verschleyerte dreyfache Bild des menschlichen Lebens aufstellt. — So dachte der Grieche von der Dichtkunst, so groß war seine Achtung für sie, daß er ihr selbst die Macht einräumte, Götter mit Menschen zu versöhnen. Wie sonderbar und lächerlich muß es daher klingen, wenn ein sonst in der Literatur der Griechen und Römer wohlunterrichteter Mann, als es Nettesheym ist, mit höchster Erbitterung gegen alle Dichter und ihre Producte zu Felde zieht, und die Muse der Dichtkunst zu einer Lügnerin herabwürdigt [2]). Ein seltsamer Ausspruch, den er wohl bey den olympischen Festen schwerlich gewagt hätte.

Was aber diesen poetischen Genius der Griechen beflügelte, war die öffentliche Mittheilung in den Wettkämpfen, die gewöhnlich am Ende der Feste, welche man zu Ehren der Götter und Heroen gab, vorgenommen wurden. Den ersten poetischen Wettstreit gab Acastes bey der Bestattung seines Vaters Pelias, Königs von Joleos, in welchem Kampfe Sybilla den Preis erhielt. Nach ihr traten Homer und Hesiod bey der Bestattung des Oelicus von Thessalien und des Amphiadanias von Chalcis auf den Kampfplatz, wo jedoch nicht Homer, sondern Hesiod (quis credat?) durch den Ausspruch des Panis als Sieger begrüßt wurde. Dieses Urtheil wurde nun zum Sprichwort, Πανίδους ψῆφος

---

1) Platon verwies jedoch nicht alle Dichter. Nur der epischen und dramatischen, und zwar ausdrücklich der tragischen und komischen Muse gestattet er keinen Eintritt in seinen Staat. Denn die berühmtesten Dichter dieser beyden Gattungen, meint er, wären es vorzüglich, welche moralisch-schädliche Begriffe enthielten; ja, es lägen schon im Wesen beyder Dichtungsarten Gründe, weßhalb sie zur sittlichen Bildung nichts taugen, weder für den Dichter, da dessen Geist bey der epischen oder dramatischen Darstellung der verschiedenartigsten Charaktere so mannigfaltige Formen annehmen müsse, noch für den Schauspieler auf der Bühne, noch für den Zuschauer, Zuhörer oder Leser aus demselben Grunde. Die lyrischen Dichter aber werden zugelassen, doch mit der Einschränkung, nichts zu singen, als was sich durch Sittlichkeit empfiehlt: wie z. B. Hymnen auf die Gottheit und Lobgesänge auf verdienstvolle Männer.

2) Ars (poetica) non in aliud inventa, nisi ut lascivientibus rhytmis syllabarum numeris ac ponderibus, nominumque inani strepitu, stultorum hominum aures demulceat, ac fabularum oblectamentis, menduciorumque centonibus decipiat aures.

Henr. Car. Agrippae a Nettesheym. Opera. Lugd. Sine Anno. 8. P. II. p. 14.

(das Urtheil des Panis), dessen man sich bediente, wenn man ein schlechtes Urtheil andeuten wollte. Daß ein so ungerechter Ausspruch nicht unmöglich war, ist Suidas Zeuge [1]), nach dessen Aussage der Vater der lyrischen Dichtkunst, Pindar, durch die berühmte Corinna von Theben fünfmal besiegt wurde, und Pausanias will versichern, man habe zu seiner Zeit noch das Porträt der Corinna zu Theben gezeigt, nach welchem sie den Kopf mit einem Bande geziert, zum Zeichen des errungenen Sieges, trug [2]). Eben so witzig als richtig bemerkt Vossius hierüber: »Die schöne Siegerin habe unwissende Richter gefunden« [3]).

Es ist gewiß, daß in der älteren Zeit Griechenlands der geistige Wettkampf dem körperlichen in seiner Celebrität nicht sehr weit nachstand, worüber Euripides sich bisher beklagte. »Es sey,« sagt er, »viel geziemender, Männer von Kenntnissen und Talent, die ihrem Vaterlande nützen können, einer öffentlichen Auszeichnung werth zu achten, als Athleten, deren einziger Werth Stärke und Gewandtheit ist.« Auch Vitruv beschwerte sich, daß man den körperlichen Uebungen vor den geistigen den Vorzug einräumte. »Wenn ich es erwäge,« so lautet seine Beschwerde, »daß man die Athleten so glänzend auszeichnete, so wundere ich mich sehr, warum nicht auch den Schriftstellern, wenn nicht eine größere, doch wenigstens gleiche Auszeichnung zugedacht wurde, da sie für ewige Zeiten allen Geschlechtern von unendlichem Nutzen sind« [4]). Zwar wird behauptet, daß zur Zeit des Thespis, der um die LX. Olympiade dem griechischen Trauerspiele die erste Form gab, die Wettkämpfe den tragischen Dichtern noch nicht bekannt waren, und auch der um das Alterthum hochverdiente Rechtsgelehrte Alexander ab Alexandro unterstützt diese Behauptung, indem er den Aeschylus als den ersten Wettkämpfer im Trauerspiele betrachtet [5]); allein die von Prideaux herausgegebenen Denkmäler des Alterthums (Marmora Oxoniensia) setzen das Entstehen der Wettstreite in eine viel frühere Zeit. Erst um die LXVI. Olympiade wurden sie häufig gegeben, als die Dichter in vier Stücken um den Preis zu kämpfen anfingen, die man unter dem Namen Tetralogie (τετραλογία) begriff. Die ersten drey davon waren Trauerspiele, das vierte eine Art Comödie, die man Satyren (σατύροι) nannte. Wir besitzen nur eine Tetralogie noch, und diese ist der Cyclops des Euripides. Aber auch mehrere andere Trauerspiele des Aeschylus und Euripides sind offenbar Bestandtheile der Tetralogie. Man sieht darin, unter welchem Archon sie gespielt wurden, und die Namen der Preis-

---

1) Suidas: Historica. Opera Hieron. Wolfii in lat. sermon. conv. Basileae. 1564. Fol. p. 514.

2) Corinnae quidem, quae sola apud Tanagraeos cantica fecit, in celebri urbis loco est monumentum, in Gymnasio ipsa picta est, taenia redimita: victoriae illud insigne, quod Thebis carmine Pindarum vicerit.
Pausanias: Graeciae Descriptio; interpr. Romulo Amasaeo. Lips. 1796. 8. Tom. IV. p. 412.

3) Vossius: Instit. poet. Lib. III. p. 83. (Edit. Amstelod. 1647. 4.)

4) Cum ego id animadvertam (Athletis ita magnos honores constituisse Graecos) admiror, quod ita non scriptoribus iidem honores, etiamque majores sint tributi, qui infinitas utilitates aevo perpetuo omnibus gentibus praestant.
Vitruv. De Archit. Lib. IX. p. 173. (In Praef.)

5) Eo (certamine) viri eloquentissimi ex omni Graecia exciti, confluxere, inter quos Aeschylus *primus* tragoediam dedit.
Alexander ab Alexandro: Genialium dierum libri VI. Francofurti 1594. Fol. p. 956.

werber, die ihnen entweder den Preis geraubt hatten, oder doch denselben streitig machen wollten Großes Aufsehen erregte die Tetralogie des Aeschylus: Orestia, deßwegen also benannt, weil das erste Stück Agamemnon, das zweyte die Coephoren (d. h. die das Todtenopfer bringen), das dritte die Eumeniden enthielt. Das vierte, das Nachspiel nämlich (Drama satiricon), das wir leider nicht besitzen, führte den Namen Proteus, und stellte den Besuch des Menelaus bey diesem prophezeyenden Meergott vor, von dem Menelaus Aufschlüsse über das künftige Geschick seines Hauses erzwang Unstreitig ist die Orestia in ihrem Zusammenhange einmal aufgeführt worden; — die Zeit aber, wann dieses geschehen ist, kann nicht angegeben werden. Sie war gewiß ein Werk aus dem reifsten Alter des Dichters, der mit derselben auch den Preis gewann.

Aelian [1]) hat uns den Titel von zwey Tetralogien aufbewahrt. Er sagt ausdrücklich, daß der Tragödiendichter Xenocles den Preis in der Tetralogie gegen Euripides erhielt. Der Titel derselben war: Oedypus, Lycaon und die Bacchantinnen; hierauf folgte Athamas, ein satyrisches Gedicht.

Es war nicht immer nöthig, daß die Preiswerber in gleichen Gegenständen um den Sieg stritten. Erst Sophocles, der Heros des tragischen Theaters und der tragische Homer der Griechen, der als sechs und zwanzigjähriger Jüngling über Aeschylus, den Mann von sechs und funfzig Jahren und Meister in der Kunst, den Sieg davontrug, wollte nur das Trauerspiel dem Trauerspiele entgegensetzen, und hatte auf diese Art die Gleichheit der Waffen hergestellt [2]). Die Wettkämpfe zwischen den tragischen Dichtern wurden nun so feyerlich, daß man sie in Gedichten besang, und selbst der große Feldherr Themistocles hatte eine Inschrift auf einen solchen Wettkampf verfaßt, deren Besitz wir dem Fleiße Plutarchs verdanken [3]).

Bey den pythischen Spielen gab es immer einen musikalischen Wettstreit. Terpander, aus Lesbos, groß als Musiker und Dichter, und beynahe so alt als Homer, hatte dreymal [4]) den Preis erhalten. Ob er wirklich ein Enkel des Mäoniden war, ist nicht bestimmt, obgleich sich aus Hesiods Werken eine Wahrscheinlichkeit dafür herausbringen ließe. Seine besonderen Verdienste um die Musik bestehen darin, daß er ihre Theorie auf bestimmte Gesetze gründete, und der Leyer sieben Saiten gab, die vorher nur viertönig war, was er selbst bezeugt:

> — Schon nach verändertem Brauch' viersaitiger Lyra
> Tönen auf sieben Saiten anietzt die neuen Gesänge [5]).

Auch soll Terpander der Erfinder des elegischen Versmaßes seyn,

---

1) Aelian. Variar. Histor. Lib. II. cap. 8.

2) Suidas. Histor. p. 911.

3) Diese Inschrift lautet: Themistoclis Phracarii sumtib. Phrynicus docuit, Adimantus praefuit.
Plutarch. in vita Themistoclis (Guil. Xylandro interpr. Edit Francof. 1580. Fol. p. 37)

4) Nach Gyraldus S. 314 hatte Terpander viermal den Preis erhalten, ipsumque quater in Pythiis vicisse, quod ex ipsius scriptis Plutarchus affirmat. (Ubi? —)

5) Nach Gyraldus latein. Uebersetzung:

> Nos tibi mutato chordarum quattuor usu
> Jam nova per septem modulamur carmina versu.
> Gyrald. p. 311.

und hatte nach Plutarchs Zeugniß [1]) die Gesetze des Lycurgus in Verse gebracht und erläutert. Nicht minder häufig, wie die Wettkämpfe der Musiker, waren die der komischen Dichter, wofür die Comödien des Aristophanes die sprechendsten Beweise liefern.

In der Folgezeit, sey es, daß der Glanz und die schöpferische Fülle der früheren Genies sich nicht wieder zeigte, oder aber, daß die Athenienser eine zu große Achtung für ihre alten Muster hatten, wurde der Preis auch jenen ertheilt, die so glücklich waren, alte Autoren an mancher Stelle zu verbessern, und Quintilian [2]) stellt dieses Verdienst so hoch, daß er Einige aus der späteren Zeit schon darum der Unsterblichkeit würdig hält, weil sie den Text der Trauerspiele des Aeschylus hergestellt hatten.

Von Griechenland aus verbreiteten sich die Wettkämpfe auch in die anderen Staaten. So gab Alexander der Große nach seiner Rückkehr aus Aegypten in Phönicien einen Wettkampf für tragische Dichter, um den unsterblichen Göttern ein Dankfest für seine Siege zu bringen, bey welchem die Könige von Cypern die Choregen waren, und Athenodorus zum Sieger erklärt wurde. Alexander, der sich für seinen Liebling Thessalus interessirte, sagte: »Zwar halte ich das Urtheil der Richter für gerecht, doch würde ich willig einen Theil meines Reiches darum gegeben haben, hätte ich den Thessalus nicht besiegt gesehen« [3]). Man hätte glauben sollen, daß ein kriegerisches Schauspiel dem kriegerisch gesinnten Helden ein viel willkommeneres Schaustück gewesen wäre; — allein wie Alexander mitten im Getümmel des Krieges und von Siegen gekrönt die Wissenschaft ehrte, zeugt seine Verehrung des Homers, als er in dem kostbarsten Kästchen, das man in dem Lager des Darius erbeutete, die Ilias aufzubewahren befahl, und seine denkwürdige Aeußerung am Grabe des Achilles.

Ptolomäus, der berühmte Stifter der alexandrinischen Bibliothek, gründete nach Aussage des Vitruvius [4]) Spiele zu Ehren der Musen und Apollo's, und bestimmte sehr ansehnliche Preise für die Sieger, dabey aber ernannte er einen sehr strengen Areopag aus den bewährtesten Kunstrichtern, und sorgte dafür, daß der Ruhm des Sieges nur dem wahren Verdienste zuerkannt und verliehen werde.

Aehnliche Wettstreite wurden auch bey den feyerlichen Bestattungen ausgezeichneter, um den Staat hochverdienter Männer gehalten. So verewigte Artemisia die Trauer um ihren Gemahl nicht nur durch die Erbauung des prächtigen Mausoleums, sondern auch durch feyerliche Spiele [5]), in welchen sie ansehnliche Geschenke in Gold und Silber den-

1) Plutarch. in vita Agidis. p. 286.

2) Quintilian. Institut. orat. Lib. X. Cap. I. p. 897. (Edit. Lugd. Batav. 1720. 4.)

3) Tum discedens (Alexander) ut aiunt, laudare quidem se iudices dixit, partem tamen regni sui libenter dimissurum fuisse, ne Thessalum victum vidisset.

Plutarch. in vita Alexandri. p. 205.

4) Itaque Musis et Apollini ludos dedicavit, et quemadmodum Athletarum, sic communium scriptorum victoribus praemia et honores constituit. His ita constitutis, cum ludi adessent, judices literati, qui ea probarent, erant legendi.

Vitruv. de Architect. Lib. VII. p. 123. (In Praef.)

5) Id monumentum Arthemisia cum D. M. S. Mausoli dicaret, ἀγῶνα laudibus eius dicundis facit.

Aulus Gellius: Noctes Att. Lib. X. cap. XVIII. p. 267. (Edit. Paris. 1585. 8.)

jenigen Rednern und Dichtern zugesichert hatte, denen es gelingt, die Tugenden ihres entschlummerten Gemahls mit ergreifender Wahrheit und hinreißender Sprache zu schildern. Theopompus, Naucrites und Theodectes, ein Schüler Plato's und Isokrates, und Verfasser des von Hyginius und Gellius [1]) gerühmten Trauerspiels: Mausolus [2]), erschienen als Preisbewerber, und Theopompus wurde zum Sieger ausgerufen [3]). Nach Plutarchs [4]) Aussage soll auch Isocrates in diesem Wettstreite sich um den Preis beworben, und eine Rede auf die Leichenfeyer des Königs Mausolus verfaßt haben. Allein Suidas [5]) widerlegt diese Angabe, und glaubt, daß es nicht der berühmte athenienfische Redner, sondern ein Schüler von ihm war, der auch Isocrates hieß, und zu Apollonia im Pontus oder Heraclea geboren war. Diese Behauptung gewinnt einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man das überwiegende rednerische Talent des Isocrates nach Verdienst würdigt, das Cicero selbst unter die glänzendsten Erscheinungen des griechischen Zeitalters zählte [6]).

Aber worin bestanden die Gesetze des Kampfrichteramtes, und welche waren die Richter, welche den vorzüglichen Werth dieser Preiswerke beurtheilten? — Diese Frage erscheint allerdings wichtig, weil der Ausspruch der eingesetzten Richter unverwerflich war, und dem Beschwerten keine Appellation an ein höheres Gericht gestattet wurde. Nach Hesychius [7]) gab es fünf Richter für die dramatischen Werke; sie hatten erhabene Plätze, und besetzten gewöhnlich die erste Reihe der Bänke. Ihre Wahl wurde, nach der Angabe der gelehrten Dacier [8]), aus bestimmten Tribus vorgenommen. Wie der Schwur allen Völkern — so war er auch den Griechen etwas Heiliges, Unverletzbares, obgleich Eu-

---

1) Gellius Lib. X. cap. XVIII. p. 167.

2) Theodectes soll funfzig Trauerspiele geschrieben haben. Aristoteles selbst lobt den Philoclet und ein Gedicht über die Beredsamkeit von ihm. Er hatte ein erstaunliches Gedächtniß, wovon in der neueren Zeit die Gelehrten Joh. Pico und J. Sadoleto auffallende Proben geliefert haben. Seine Asche ruht in Athen mit der Inschrift:

Dieser Hügel bedeckt den Phaselites Theodectes.
Den schon des hohen Olymps Göttinnen alle verehrt.

Nach Stephanus lat, Uebersetzung:

Ista Phaselitem tellus gremio Theodecten
Claudit, Olympiades quem coluere deae.

3) Eo certamine Theopompum vicisse judicatum est.
Gellius. Lib. X. cap. XVIII. p. 167.

Dieses wird auch von Pausanias bestätigt: Theopompus deinde Demarati filius, et huius item filius patri cognominis, de quinquertio palmas adepti sunt.
Pausanias. Graeciae Descript. T. IV. p. 167.

4) Plutarch. in vita Isocratis.

5) Isocrates. Ampelae philosophi filius, Apolloniae in Ponto aut Heracleae natus. — Hic Isocrates cum Theodecte oratore et tragico, et Theopompo Chio, una cum Erythraeo Naucratita, de eloquentia certavit in funere Mausoli Caris, regis Halycarnassi.
Suidas: Histor. p. 434.

6) Nam fuit tempore eodem, quo Aristoteles, *magnus* et laudabilis Rhetor Isocrates, cujus ipsius, quam constet esse artem, non invenimus.
Cicero: de invent. Lib. II.

7) Ap. Bulleng. de Theatro. lib. I. c. 28.

8) Remarques sur le Chap. 13. de la Poët. d'Aristot.

ripides [1]) und Aristophanes [2]) die Spartaner als ein treuloses Volk schildern; dennoch wurde der Eid bey den Alten für die festeste Bürgschaft der Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit gehalten; und so mußten auch die Richter vor dem Antritte ihres Kampfrichteramtes feyerlichst schwören, daß ihre Aussprüche im strengsten Rechte sich gründen werden [3]). Dieser Gebrauch wurde durch Cimon eingeführt. Er fand nämlich nach langjähriger Anstrengung die Grabstätte des Theseus, nahm dessen Gebeine in sein Schiff, welches er mit aller Pracht ausschmücken ließ, und brachte sie nach Athen, vierhundert Jahre [4]) später, seit Theseus aus dieser Stadt verschwand. Diese Handlung verschaffte ihm die Gunst des Volkes, und er wurde zum Andenken an diese That zum Richter in dem berühmten Wettstreite der Trauerspieldichter erwählt. Denn als der noch junge Sophocles mit seinem ersten Trauerspiele aufgetreten war, und der Archon Aphepsion wegen des getheilten Beyfalls der Zuschauer sich nicht getraute, die Richter zur Bestimmung des Preises zu ernennen, kam Cimon selbst mit seinen Amtsgenossen auf das Theater, brachte das gewöhnliche Opfer, und befahl ihnen zuerst den Richtereid zu leisten, und sodann den Preis zu bestimmen. So erhöhte dieser Wettstreit durch die hohe Würde der Richter noch mehr den Ehrgeiz der Streitenden. — Allein wenn gleich Plutarch selbst die Wahrheit dieser Aussage verbürgen will, so kann noch Manches gegen sie eingewendet werden, als es bekannt ist, daß solche Kampfgerichte schon viel früher bestanden, — daher die alte Sitte vielleicht hier nur eine Veränderung erlitt. In diesem Wettstreite trug Sophocles den Preis davon, worüber Aeschylus eine so tiefe Kränkung empfand, daß er Athen nach kurzer Zeit verließ, und sich nach Sicilien begab, wo er auch nach hartem Kampfe mit der Stimme seines beleidigten Ehrgeizes starb, und bey Gela begraben wurde [5]).

Dem Griechen waren die Wettkämpfe das erhebendste Schauspiel, das herrlichste Fest, was er in seinem Vaterlande sehen konnte; sie hatten unstreitig auch die politische Tendenz, nicht nur seinen Ehrgeiz zu wecken, sondern auch die entschlossenste Vaterlandsliebe in seiner Brust

---

1) **Spartae inhabitatores, dolosus senatus.**
Eurip. in Andromacha.

2) **Quibus nec ara, nec fides, nec jusjurandum manet.**
Aristoph.

3) Diogenes (in Xenocr. §. 7) hält den Eid für eine leere Förmlichkeit, die eben so beleidigend für die Götter, als unnütz für die Gesellschaft, und schimpflich für die ist, welche man zwingt, sich derselben zu unterwerfen. Als einst der Philosoph Xenocrates als Zeuge vor Gericht aufgetreten war, und sich dem Altare näherte, um seine Aussage zu bestätigen; so errötheten die Richter, und setzten sich einmüthig seiner Eidesleistung entgegen. Diese Huldigung brachten sie der Rechtschaffenheit eines so ehrwürdigen Zeugen. Welche Meinung hatten sie denn also von den andern? — Demosthenes (adv. Phorm.) hielt den Eidschwur bloß für ungebildete Nationen nothwendig, denen eine Lüge weniger kostet, als ein Meineid. — Aber selbst die gebildeten Athener forderten den Eid von ihren Magistraten, Senatoren, Richtern, Rednern und Zeugen; ja selbst vom Kläger, der doch seine Rechnung dabey findet, den Eidschwur zu verletzen, und vom Beklagten, den man dadurch in die Nothwendigkeit setzt, entweder sein Gewissen oder seinen Vortheil zu verläugnen.

4) Dacier will — und zwar mit mehr Wahrscheinlichkeit — angeben, daß man fast achthundert Jahre lesen müsse.
G. B. von Schirach in seiner Uebers. des Platarchus. Wien u. Prag 1796. Thl. 4. S. 184. (In der Anmerk.)

5) **Plutarch. in vita Cimonis, p. 148.**

zu entflammen. Alle Bewohner Griechenlands bereiteten sich zu diesem ehrwürdigen Feste. Bey dem Beginnen desselben wurde ein Rathschluß erlassen, welcher alle Feindseligkeiten untersagte [1]). Wollten alsdann Kriegsvölker dieses heilige Land betreten [2]), so wurden sie zu einer Geldbuße von zwey Minen [3]) für jeden Soldaten [4]) verurtheilt. Allein auch für die Geschichte hatten die olympischen Spiele ein hohes Interesse, indem sie die Zeit der fabelhaften Sagen von der historischen trennten. Man bediente sich der Zeitrechnung nach Olympiaden nicht nur in den einheimischen Annalen, sondern auch in der Geschichte auswärtiger Völker. Außer diesem Zwecke hatten sie aber einen noch höheren. Die Feste und öffentlichen Feyerlichkeiten in Griechenland wurden nämlich zur Ehre der Götter und der Heroen eingesetzt, und bildeten daher einen Bestandtheil ihrer Religion. Die Politik, den Aberglauben des Volkes nährend, begünstigte sie, und scheute die Unkosten nicht, welche darauf verwendet wurden. Man fühlte, wie nöthig es sey, durch öffentliche Feste so viele von einander unabhängige und durch verschiedene Interessen getrennte Staaten von Zeit zu Zeit zu versammeln und zu vereinigen, und dazu waren die Spiele und Wettkämpfe allerdings vollkommen geeignet; denn sie standen mit dem Geiste und der Lebhaftigkeit der Nation im vollkommensten Einklange, waren ihre edelste Beschäftigung, wenn ihre Waffen ruhten, und indem sie für die Wissenschaft von den erfreulichsten Resultaten werden mußten, erweckten sie zugleich den Geist, durch welchen eine Nation unbesiegbar wird, nämlich den Durst nach Ruhm und Anhänglichkeit an die Gebräuche des Vaterlandes; und wirklich waren die Trophäen eines Sieges in den Wettkämpfen das höchste Glück, zu dem ein griechischer Athlete gelangen konnte. Ein Freund des Diagoras [5]), dessen Söhne die Siegeskrone erhielten, sprach zu ihm: »Diagoras, jetzt kannst du zufrieden sterben, denn du kannst kein Gott mehr werden.« — Nichts störte die Griechen in ihren Spielen, so lange sie im Genusse ihrer Unabhängigkeit waren; und selbst als ihr Land von dem römischen Koloß erschüttert wurde, setzten sie ihre Spiele bis zur Zeit Constantins, 312 Jahre nach Christi Geburt, fort, und Cedrenus will sogar ihre Dauer noch um acht Jahre verlängern.

Je mehr man von der Wichtigkeit dieser Einrichtung überzeugt war, desto mehr war man darauf bedacht, jeden — auch den entferntesten Schein von Parteylichkeit von dem Ausspruche der Richter zu entfernen. Ja, das Preisgericht ging in seiner Strenge nicht selten so weit, daß es diejenigen mit Ruthen züchtigen ließ, welche die Kühnheit hatten, sich ohne sichtbaren Beruf und vorglänzende Talente unter die Wettkämpfer zu stellen. In diesem Geiste parteyloser Strenge und Unerbittlichkeit

1) Aeschines: De fals. leg. p. 397.

2) Diodori Siculi Bibliothecae graecae Lib. V. p. 333. (Edit. cur.) Laurent. Rhodomani. Hanoviae. 1604. Fol.)

3) 180 Livr.

4) Quia dicebantur armati invasisse Physcum castellum muro cinctum, et milites suos scutatos *tempore Olympicarum induciarum* in Lepreum (oppidum in Triphylia parte Elidis) misisse. Summa multae erant duo millia Minarum, nempe in singulos milites scutatos Minae duae, sicut lege praecipitur.
Thucydid. De bello Peloponnes. lib. V. p. 526 — 27. lat. a Vito Winsomio convers. Witebergae. 1580. 8.

5) Diagoras, ein Philosoph und lyrischer Dichter, der zu Pindars Zeiten lebte. Er war ein Sclave, den Democrit von Abdera um 100 Minen kaufte, als er dessen Talent erkannte.
Suidas: Histor. p. 231.

waren die Urtheilssprüche des Preistribunals abgefaßt; doch muß auch dieses von Mißgriffen nicht frey gewesen seyn, da es sonst nicht leicht erklärbar wäre, wie der Vater der lyrischen Dichtkunst, Pindar, von der Corinna fünfmal besiegt werden konnte. Vielleicht wurden die Richter von der glänzenden Schönheit und Jugend der Corinna hingerissen, und da war freylich das bekannte homo sum, nihil humani a me alienum puto stärker, als die Stimme der Gerechtigkeit. Aus diesem geht klar hervor, daß der Preis nicht immer dem Verdienste zuerkannt wurde, — und Quintilian behauptet mit Recht, daß Menander an der Nachwelt einen billigeren Richter hatte, als seine Zeit war [1]). Hundert und acht Lustspiele hatte er für das griechische Theater geschrieben, an deren gefälligem Witze, Erfindungskraft und Fülle des Geistes das Volk sich ergötzte, und dennoch ward ihm durch Philemon der Preis entrissen, obgleich dieser mit seinem Rivalen keine Vergleichung aushalten konnte [2]). Daß Menander sich fühlte, und über den ungerechten Ausspruch des Kampfrichteramtes sehr entrüstet ward, ist ihm wohl nicht zu verargen; — aber unbescheiden waren die beißenden Worte, die er zu Philemon sprach: »Sage mir, Philemon, erröthest du nicht, wenn dir der Sieg über mich zugesprochen wird?« [3]) — Um wie vieles bescheidener und männlicher benahm sich Euripides, der, nachdem er fünf und siebenzig Trauerspiele verfaßt hatte, nur fünf davon — und zwar das fünfte erst nach dem Tode des Dichters, mit dem Preise gekrönt sah [4]). Aber nach Sicilien drang der Ruf dieses ausgezeichneten Tragöden so glänzend, daß seine Muse einigen gefangenen Atheniensern die Freyheit verschaffte, welche Stellen aus seinen Trauerspielen dem sicilischen Volke declamirten, worüber es in die größte Freude versetzt wurde. Noch schöner ehrte die Manen des Dichters Archelaus, König von Macedonien, der bey erhaltener Todeskunde des Euripides sich zum Zeichen der höchsten Trauer das Haupthaar abscheren ließ [5]).

Daß es bey der Vertheilung der Preise manchmal sehr tumultuarisch zuging, ist nicht zu zweifeln — wenigstens war dieses der Fall bey der Aufführung des Bellerophon von Euripides; obgleich man annehmen kann, daß hier die allgemeine Erbitterung sich mehr gegen den Inhalt, als den Werth des Gedichtes ausgesprochen hatte. Diese Verse waren es, welche eine tumultuarische Bewegung verursachten, die selbst das geachtete Ansehen des Kampfrichteramtes nicht zu besänftigen vermochte:

Bin ich nur reich, was liegt
Daran, ob schlecht die Welt mich nennt. — Nicht ob
Du gut — nein, ob du reich bist, wird gefragt,
Auch nicht woher, was du hast, will man wissen;

---

1) Nam quidam (Quintilian meint auch den Euripides) sicut Menander, justiora posterorum, quam suae aetatis, judicia sunt consequuti.
Quintil. Instit. orat. Lib. III. cap. VII. p. 269

2) Proditur tamen comicus Menander, quum centum et octo scripsisset fabulas, in certamine comoedorum, licet esset superior, tamen ambitu et factione a Philemone victus renunciatus.
Alex. ab Alexandro. p. 350.

3) Gellius: Lib. XVII. Cap. IV. p. 449.

4) Euripidem quoque M. Varro ait, cum quinque et septuaginta tragoedias scripserit, in quinque solis vicisse, cum eum saepe vincerent alii poetae ignavissimi.
Ap. Gellium Lib. XVII. Cap. IV.

5) L'antiquité expl. par Bern. de Montfaucon. T. V. P. I. p. 14.

Denn nach dem Reichthum richtet sich die Achtung,
Und nichts ist schändlicher, als arm zu seyn.
Das Leben wünscht der Reich', den Tod der Arme,
Und wer im Tode noch gewinnet — sterbe 1).

Stürmend erhob sich das Volk von seinen Sitzen, als von der Bühne herab diese Verse gesprochen wurden. Es drang auf ihre Vernichtung, und drohte dem Sprechenden den Mund gewaltsam zu schließen; bis Euripides, ruhig und gefaßt, vor die Zuhörer mit der Bitte trat, sie möchten doch mit Geduld abwarten, wie der Anbeter des Goldes blind in die Schlingen geht. Das Volk schwieg, und als der Geizige sich der gerechten Strafe seines Lasters unterziehen mußte, sprach sich die Rechtfertigung des Dichters tausendstimmig aus. — Offenbar hatte dieses Drama die Absicht, den zum Tode verurtheilten Lehrer des Euripides, Socrates, zu rächen, den er unter der Person des Palamedes anführt, da es durch das Gesetz streng verboten war, jedes, auch das leiseste Andenken an einen Mann zurückzurufen, dessen Verurtheilung Griechenland vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit nie rechtfertigen wird.

Nach dem Scholiasten des Aristophanes 2) hatte die Aufführung seines Lustspiels: Die Wolken (Νεφελαι), bloß darum keinen so günstigen Erfolg, weil, nicht, wie Gyraldus glaubt, in diesem Stücke die naturphilosophischen Grübeleyen der Sophisten lächerlich gemacht werden, und das persönliche Ansehen des Socrates auf eine schonungslose Art angegriffen wurde — sondern weil unter dem Schutze des Alcibiades sich eine mächtige Faction gebildet hatte, die das Verdienst des Dichters hinlänglich zu schmälern wußte, um den Preis einem Anderen zuzuwenden. Kratinus 3), von Aristophanes in den Rittern seiner Altersschwäche wegen verspottet, gab die Pytine, das ausgepichte Weinfaß, und erhielt den ersten Preis. Dieser Demüthigung folgte eine zweyte, empfindlichere, als Eupolis 4) durch eine Travestie die Wolken zu einer Karikatur verdrehte, und so den gekränkten Dichter nöthigte, seinem Stücke eine

---

1) Sine me vocari pessimum ut dives vocer,
An dives, omnes quaerimus, nemo an bonus.
Non quare, et unde, quid habeas tantum rogant,
Ubique tanti quisque quantum habuit, fuit.
Quid habere nobis turpe sit quaeris, nihil.
Aut dives opto vivere, aut pauper mori.
Bene moritur quicunque dum lucrum facit.

Nach Seneca's lateinischer Uebersetzung Vide: Senecae epistolar. lib. XXI. epist. CXVI. p. 251. (Edit. Basil. Sine anno. Fol.)

2) Aristophanes Comoediae Gr. et lat. edd. Ludolph Kuster. Amsterd. 1710. Fol. Argum. 2. ad Nubes.

3) Cratinus, ein athenienfischer Comödienschreiber, starb in der 87. Olympiade in seinem 95. Jahre vor Jammer, weil er ein Faß Wein, den er sehr liebte (daher er φιλοπότης hieß), im Kothe ausrinnen sah. Er schrieb 21 Comödien, wovon neun den Preis erhielten. Quintilian (Institut. orat Lib. IX. Cap. I. p. 897) stellt ihn dem Aristophanes an die Seite.

4) Eupolis, ein komischer Dichter von Athen, gab im siebzehnten Jahre seines Lebens sein erstes Theaterstück. Er schrieb siebzehn Lustspiele, wovon sieben den Preis erhielten. Er starb im lacedämonischen Kriege während eines Schiffbruchs, nach welchem Unfall ein Gesetz erschien, daß kein Dichter in Kriegsdienste treten soll. Suidas sagt ausdrücklich: »Unde edictum est, ne quis poeta militaret. Eupolis war es, aus dessen Schriften Cratinus den Aristophanes seines gelehrten Diebstahles überwies (Schol. Aristoph. in equit. v. 528). Eupolis gefiel sich in der Manier des Cratinus, doch ist er edler, angenehmer als dieser. Aristophanes, weniger gallsüchtig als Cratinus, und mit geringerer Anmuth als Eupolis, milderte oft die Bitterkeit des Erstern durch die Grazien des Letztern.

andere Gestalt zu geben, in welcher sie auf uns gekommen ist. Noch in demselben Jahre, als Aristophanes seine Wolken am griechischen Himmel gänzlich verschwinden sah, ließ er seine Wespen (σφῆκες) aufführen, in welchen die Sucht, Rechtshändel zu untersuchen und zu verhandeln, in der Person des Bürgers Philokleon lächerlich gemacht wird, und gewann den Preis gegen Glaucon und einen andern Mitbewerber. Rauschender als je war der Beyfall, mit welchem sein Stück: Die Vögel (ὄρνιθες), gekrönt wurden. Der tief liegende Sinn der darin aufgestellten Vögelrepublik bezweckte offenbar die politischen Interessen Griechenlands, einen Mann von Einsicht (er meinte den Alcibiades) mit fast unumschränkter Gewalt an die Spitze des Staates zu stellen. Das Stück beurkundet das gewandte Talent des Aristophanes; — allein seine Tendenz konnte sich mit den herrschenden Grundsätzen der Democratie nicht vertragen, und so wurde nicht ihm, sondern dem Mitbewerber Ameipsias [1]) der Sieg zuerkannt. Gewiß ist es, daß Aristophanes wegen seines vorherrschenden Hanges zur Satyre und seines beißenden Witzes keine so entschiedene Anerkennung seiner Talente fand, und daß er schon in Jahren weit vorgerückt war, als ihm durch den Ausspruch des Kampfrichteramtes der heilige Oelzweig zugedacht wurde [2]). Seine Ausfälle auf Kleon, seine Verfolgung des Socrates und Euripides sind hinreichend, den Glanz seines Lebens zu verdunkeln. Darum ward er selbst von den angesehensten Männern Griechenlands gefürchtet und gehaßt, und es ist nicht leicht zu begreifen, wie Plato, ein Schüler des Socrates, dem Dionys von Sicilien, als dieser von ihm ein Gemälde des griechischen Staates verlangte, die Wolken des Aristophanes schicken konnte, die doch eine unverdiente Satyre auf seinen Lehrer waren. Wenn man auch dem Aristophanes nicht unbedingt die Oberhand über die Lustspieldichter der Griechen einräumen kann, so genoß er doch nicht nur in der Heimat, sondern auch im Auslande eines überwiegenden Ansehens. Denn als der König von Persien nach Griechenland kam, erkundigte er sich besonders: wo der Comödienschreiber wäre? — vorzugsweise damit den Aristophanes meinend [3]). — Erst nach seinem Tode legte sich der Haß gegen ihn, — aber auch die Bewunderung seines Talentes war zu einem so hohen Grade gestiegen, daß die berühmtesten Genies Griechenlands sein Andenken feyerten, und selbst der göttliche Plato ehrte den Hügel des Verstorbenen mit einer Inschrift, die eben so von dem Dichtertalente ihres Verfassers, als von Plato's Achtung für Aristophanes das rühmlichste Zeugniß gibt:

---

1) Ameipsias (auch Amipsias, Amisias und Amepsias genannt) lebte in der LXXXIX. Olympiade. Diogenes Laertius (ap. Gyrald. de poet. hist. dial. VI, p. 246) sagte, daß derselbe ein Feind des Socrates gewesen sey, und der erste war, der den Philosophen in einen Mantel gehüllt auf die Bühne brachte. De Amepsia meminit et Laertius Diogenes, illumque ait in Socratem scripsisse, *palliatumque* ipsum in fabula induxisse. Als Lustspieldichter spielt Ameipsias in der Geschichte des griechischen Theaters keine so bedeutende Rolle, da weder Gellius noch Quintilian seiner Verdienste um dasselbe erwähnen, was sonst gewiß geschehen wäre.

2) Sacrae hic olivae ramo coronatus fuit.
Gyrald. de poet. hist. dial. VII. p. 176.

3) Sed ferendum hoc nobis, ut divus Plato gratissimus ejus (Socratis) discipulus tulit, qui cum a Dionysio Siciliae tyranno rogaretur, ut aliquam quasi sibi speciem et imaginem reipublicae Atheniensis ostenderet, ille Aristophanis νεφέλας, i. e. nebulas ei misisse dicitur, quam fabulam contra Socratem non multo ante scripserat.
Gyrald. de poet. histor. dial. VII. p. 176.

Als sich den ewigen Tempel dereinst die Chariten suchten,
Wählten dazu sie den Geist eines Aristophanes 1).

Der bessere Theil der Nation indeß murrte gegen das Vorhaben seiner Lustspiele, und zwar so laut, daß ein Gesetz streng verbot, irgend jemand zu nennen 2), und ein späteres eben so streng untersagte, obrigkeitliche Personen anzugreifen 3). Doch wurden diese Beschlüsse theils bald vergessen, bald wieder zurückgenommen, weil das Volk eines Schauspiels nicht mehr entbehren konnte, welches auf die Gegenstände seines Neides mit der zügellosesten Freyheit der Satyre loszog.

Aber eben dadurch, daß man die Freyheit der Dichter, Personen und Aemter dem Gelächter Preis zu geben, beschränkte, hörte die Comödie auf, eine mit Pechfackeln bewaffnete Megäre zu seyn, und ward ein anmuthiger, unschuldiger Spiegel des menschlichen Lebens 4). Man nannte sie die neue, ihr Schöpfer war Menander 5), von dem Plutarch sehr richtig und geistreich urtheilt, seine Comödie gleiche einer ehrbaren Frau, die des Aristophanes hingegen einem kecken Weibe. Gellius hatte uns mehrere Bruchstücke aufbewahrt, welche der alte komische Dichter Cecilius dem Menander nachgeahmt hatte, und fand sie schön; als er sie jedoch mit dem griechischen Originale verglichen hatte, war ihre Schönheit verschwunden 6). Allein die schönste Anerkennung seines Talentes lag unstreitig darin, daß Terenz sich ihn zum Vorbild wählte, und einen Theil seines Ruhmes ihm zu verdanken hatte 7). Seine Muse ist die des Menander, eine einfache, ungeschminkte Schönheit, aber munter, deren Witz mehr fein als schlagend, mehr gefällig als scharf, mehr naiv und anständig, als groß und keck ist; kurz sie gleicht einer blumenreichen Flur, wo man reine Luft athmet.

Wenn auch in der Geschichte des griechischen Trauerspiels die großen Triumviren: Aeschylus, Sophocles und Euripides, über jede Vergleichung mit andern Dramaturgen ihrer Nation erhaben sind, so ist es doch nicht minder denkwürdig, hier auch die Namen derjenigen aufzuführen, welche in einem Wettstreite den Preis erhielten.

Phrynichus, ein Schüler des Thespis und Nebenbuhler des Aeschylus, führte der erste die Weiberrollen auf das Theater 8), erhielt den

---

1) Quaerentes templum Charites, quod non cadat unquam,
Iuvenere animam vatis Aristophanis.
Gyrald. de poet. histor. dial. VII. p. 277.

2) Schol. Aristophan. in Acharn. v. 67.

3) Schol. Aristophan. in Acharn. v. 1149.

4) Boileau Despréaux hat dieses mit einer Feinheit ausgedrückt, die meisterhaft genannt zu werden verdient:

Chacun peint avec art dans ce nouveau miroir
S'y vit avec plaisir, ou crut ne s'y pas voir.
L'avare des premiers rit du tableau fidèle.
D'un avare souvent tracé sur son modèle;
Et mille fois un fat finement exprimé
Méconnut le portrait sur lui-même formé.
Art. poet. chant. VIII.

5) Er ward im dritten Jahre der CIX. Olympiade geboren.

6) Cum Caecilii verba seorsum lego: neutiquam videntur ingrata, ignavaque cum autem graeca comparo et contendo: non puto Caecilium sequi debuisse, quod assequi nequiret.
Aulus Gellius. Lib. II. cap. XXIII. p. 75.

7) R. P. Brymoy: Le Théâtre des Grecs. Paris 1763. 8. T. V. p. 295.

8) Phrynichus hic primus muliebrem personam introduxit in scenam.
Suidas: Histor. p. 1054.

Preis für sein Trauerspiel: Die Eroberung von Milet, und sein Name kam auf die Marmortafeln neben dem Namen des Siegers von Marathon, Themistocles; aber dieser Beyfall war von sonderbarer Art; der Dichter wurde zu einer Geldstrafe von tausend Drachmen verurtheilt, weil er das Unglück der Athener so ergreifend schilderte, daß alle Zuschauer in Thränen zerflossen. Nie durfte dieses Trauerspiel mehr zur Darstellung kommen [1]).

Man wird sich einen schlechten Begriff von dem Kunstgeschmacke und Unparteylichkeit der Kampfgerichte machen, daß Philokles, wegen seines höchst bitteren Styls die Galle genannt [2]), gegen Sophokles den Preis gewann — aber allen Glauben dürfte es übersteigen, daß er ihn gegen dessen Meisterwerk, Oedip, gewann [3])! Gewiß, sagt Aristoteles [4]), wird die Zeit kommen, wo aus Ehrfurcht gegen Sophocles Niemand wagen wird zu sagen, er habe den Philokles übertroffen.

Fruchtbarer als Philokles, aber auch verdienter war sein Neffe Astydamas, ein tragischer Dichter, von dessen hundert und vierzig Trauerspielen fünfzehn den Preis erhielten [5]).

Der Reiz nach einem Siege in den Wettkämpfen war so mächtig, daß selbst Könige darnach strebten, und als Athleten erschienen. Dionysius, König von Syrakus, gerieth in die höchste Wuth gegen den Dithyramben-Dichter Philoxenus, weil er ihn in seinen Gedichten nicht erreichen konnte, und ließ ihn dieserwegen in die Steingruben bringen [6]). Doch schon am andern Morgen glaubte Dionysius, daß die Strafe den Dichter geschmeidiger gemacht, und lud ihn zum Gastmal, nach dessen Beendigung er ihm ein neues Gedicht vorlas. — Als er damit fertig war, fragte er mit banger, aber selbstgefälliger Miene: »Was meinst du, Philoxenus, davon?« — Ohne sich an den König zu wenden, oder sein Urtheil auszusprechen, kehrte der gemarterte Kunstrichter sich gegen die Wache und schrie: »Schleppt mich in die Steingruben zurück« [7]).

Preisstücke, welche im Theater aufgeführt werden sollten, wurden dem ersten Archon überreicht, der ihre Aufführung anordnen oder zurückweisen konnte. Sophocles selbst wurde von einem Wettkampfe abgewiesen, und man erröthete nicht, einen mittelmäßigen Dichter zur Preis-

---

1) Phrynicho docente fabulam, quam de Mileto direpta fecerat, theatrum illacrimavit, et Athenienses eum, quod *domestica mala* refricuisset, mille drachmis mulctaverunt, adjecto interdicto, nequis postea ea fabula uteretur.
Herodot. Historiar. Lib. VI. p. 149 ex interpret. Laur. Vallae. (Edit. Henr. Stephan. 1566. Fol.)

2) Alii Halmiona eum dicunt; quasi salinatorem, ob acrimoniam.
Suidas: Histor. p. 1034.

3) Dicaearch. in argum. Oedip.

4) Aristot.

5) Scripsit Tragoedias CCXL, vicit XV.
Suidas: Histor. p. 149.

6) Dionysius senior non satis habuit, quod maximus esset suae aetatis tyrannorum: sed quod non superaret in carminibus pangendis Philoxenum, Platonique in disserendo impar esset, ira flagrans atque asperatus, hunc in Aeginam venundandum ablegavit, illum in Latomias compegit.
Plutarch: opera ethica; de tranquil. et serenit. animi. p. 83. interpr. Herm. Cruserio (Edit. Francof. 1580. Fol.).

7) Inter familiares autem ipsi (Dionysio) poetas Philoxenus erat dithyramborum artifex.... Dionysius carmina sua iterum mirifice extollit, et prolatis quibusdam versibus, in quibus operae sibi precium fecisse videbatur, quid de his jam sentiat exquirit. Ad quod ille (Philoxenus) ne verbum quidem, sed stipatoribus Dionysii advocatis, se ad lapidicinas abduci jubet.
Diodor. Sicul. Biblioth. histor. Lib. XV. p. 331.

bewerbung zuzulassen. Ein Stück, das einmal durchfiel, durfte nur mit beträchtlichen Veränderungen wieder aufgeführt werden. Es ist eine bekannte Sache, daß die Verfasser selbst manchmal Rollen in ihren Stücken übernahmen, wie solches Aeschylus, Sophocles und Euripides thaten [1]).

In der frühesten Zeit der griechischen Wettstreite wurden die Sieger mit Dreyfüßen, Vasen und goldenen Trinkschalen beschenkt; später jedoch erhielten diejenigen Dichter, die in dem von Erichthonius eingesetzten, aber erst von Pericles verherrlichten Feste Panathenäa (Παναθηναια) Sieger blieben, außer einem Kranze von Oelzweigen, der heilige Oelzweig (μορία) genannt, auch eine mit Oel gefüllte Vase, und sie durften, ungeachtet die Ausfuhr des Oels aus dem attischen Gebiete streng verboten war, dasselbe wohin sie wollten, selbst in das Ausland mitnehmen; allein der Nutzen aus dieser Begünstigung war so gering, daß es offenbar ist, man wollte nur dem Ehrgeize der Sieger schmeicheln; dessen ungeachtet versetzten sich die Preisgekrönten durch glänzende Gastmäler (ἐπινίκια) in nicht unbedeutende Unkosten, und zeigten klar, daß nur das Streben, in dem Andenken der Nachwelt fortzuleben, sie zu dem Kampfe befeuerte, und nicht der W e r t h des errungenen Preises, der oft so gering war, daß Tigranes, als er einen solchen Preis sah, der die ganze Belohnung der berühmten griechischen Spiele ausmachte, in dem persischen Kriege voll Verwunderung sich gegen Mardonius wandte und sprach: »Himmel! mit welchen Menschen haben wir uns in den Kampf gewagt! Sie kennen kein anderes Interesse, als den Ruhm, für welchen sie streiten« [3]). — Wohl war es also! Nur Ehre vor dem Volke und Aufsehen bey großen Versammlungen war der herrlichste Schmuck der siegenden Athleten, daß man mit Fingern auf sie deute, und wenn sie sich zeigten, Alle die Augen auf sie richten [4]). Und gerade diese Zeit, in welcher der Grieche nichts Höheres kannte, als seine Kämpfe in Olympia, war auch die historisch denkwürdigste. Genöthigt zur gemeinschaftlichen Kraftäußerung gegen die kolossale Macht der Perser, sahen die Griechen nach den unsterblichen Siegen bey Marathon und Salamis sich im Genusse einer harterkämpften Unabhängigkeit, durch Cimon's Glück, Politik und Edelmuth, und durch Pericles glänzende

---

1) Athenaeus: Dipnosophist. lib. I. cap. 17.

2) Pericles hob nämlich die einzelnen Prytaneen, Rathhäuser und Obrigkeiten auf, und gründete e i n allen gemeinsames Prytaneum oder Rathhaus in dem Theile der Stadt, den man Asty nannte, benannte die Stadt Athen, und stiftete ein Nationalfest, die Prytaneen. Schon vor Theseus feyerte man in Athen Feste: die Athenäen genannt; allein es waren besondere Feste, erst Theseus machte sie gemeinsam, indem er a l l e n Einwohnern den Zutritt dazu erlaubte, und ihnen deßhalb den Namen Panathenäen gab. Erstere (Hecatombaeon) wurden alle fünf Jahre am 23. Aug., letztere (Thargelion) alle Jahre am 20. Junius gefeyert. Diese Feste waren in ihrer ersten Anlage sehr einfach, und dauerten nur einen Tag, später jedoch wurden sie mit großem Aufwand gehalten, und endigten erst nach mehreren Tagen.

3) Audiens enim (Tigranes) praemium illis coronam esse, non pecuniam, silentium tenere non potuit, quin coram omnibus diceret: Papae, Mardoni, in quos viros induxisti nos ad pugnandum, qui non pecuniarum certamen agitant, sed virtutis? Hoc ille dixit.

Herodot. Histor. Lib. VIII. p. 205.

4) Tum sicubi propalam apparuero, statim omnium oculi in me convertantur, ac me nominatim collaudantes dicant: Hic idem est Harmonides, tibicen omnium praestantissimus.

Luciani Samos. Opera. lat. cum Gilb. Cognati et Jo. Sambuci annot. T. II. p. 331. In Harmonide. (Edit. Basil. Sine anno. 8.)

Staatsverwaltung, seine Achtung und Aufmunterung, die er der Kunst und Wissenschaft erwies, wurde der Wohlstand der griechischen Nation gegründet, und ihr sowohl in politischer als literärischer Hinsicht ein ausgezeichneter — in letzterer aber gewiß der erste Rang unter allen Völkern der Welt angewiesen.

Mit der democratischen Freyheit der Athener war die alte Komödie, mit dem Geiste des Volkes die ganze Dichtkunst zu innig verwebt, als daß sie nicht mit ihm blühen und auch fallen mußte. Mit Alexander dem Großen starb auch der griechische Geist; und nach der Zerstörung von Corinth war auch der letzte Schimmer griechischer Unabhängigkeit verschwunden! Mit ihrem Erlöschen sank auch die Dichtkunst von ihrer Höhe! Was früher lebendige Angelegenheit des ganzen Publicums gewesen, ward nun ein Spiel geistloser Liebhaberey. — Noch dämmerte zwar ein schwaches Morgenroth aus den lyrischen Dichtungen des Callimachus [1]), aber sie waren ohne poetischen Geist und Dichterphantasie. Eben diese Fülle, die eigentlich den Dichter macht, fehlt dem Argonauticon des Apollonius Rhodius [2]) und dem Lehrgedichte des Aratus, Phoenomena betitelt [3]), das Cicero als Jüngling in die lateinische Sprache übersetzt hatte. So verließ die Muse der Dichtkunst ihr Heimatland, um unter dem glücklichen Himmel Siciliens sich einen Priester aufzusuchen, der fähig war, sich einen ehrenvollen Platz unter den alten griechischen Sängern zu erringen, — und dieser war Theocrit, den Quintilian in seinem Fache bewunderungswürdig findet [4]). Es ist interessant zu lesen, wie geistreich Rapin eine Vergleichung zwischen Theocrit und Virgil machte: »Theocrit,« sagt er, »ist lieblicher, naiver und zarter durch die Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache. Virgil ist verständiger, genauer, geregelter und sittsamer durch die Eigenthümlichkeit seines eigenen Geistes und den Genius der lateinischen Sprache. Theocrit hat mehr Grazie, welche die gewöhnliche Schönheit der Dichtung ausmacht. Virgil hat mehr Geschmack, mehr Kraft, mehr Adel und mehr Schamhaftigkeit. Theocrit jedoch ist immer originell, Virgil oft nur Kopist« [5]). — Theocrit war der letzte untergehende klassische Stern der griechischen Dichtkunst, denn weder in Bions, noch in Moschus Idyllen findet man die Natur, Wahrheit und Naivität der großen Vorbilder wieder.

Nachdem Griechenland in eine römische Provinz unter dem Namen Achaja verwandelt und von Augustus seiner kostbarsten Kunstwerke beraubt

---

1) Tunc et elegiam vacabit in manus sumere, cujus princeps habetur Callimachus. Quintil. Inst. orat. Cap. I. Lib. X. p. 894.

2) Non tamen contemnendum edidit opus aequali quadem mediocritate. Quintil. Inst. orat. Lib. X. Cap. I. p. 893.

3) Arati materia motu caret, in qua nulla varietas, nullus affectus, nulla persona, cui usquam sit oratio, sufficit tamen operi, cui se parem credidit. Quintil. Instit. orat. Lib. X. Cap. I. p. 893.

4) Admirabilis in suo genere Theocritus, sed Musa illa rustica et pastoralis non forum modo, verum ipsam etiam urbem reformidat. Quintil. Instit. orat. Lib. X. Cap. I. p. 894.

5) Théocrite est plus doux, plus naif, plus délicat par le caractère de la langue grecque. Virgile est plus judicieux, plus exact, plus régulier, plus modeste par le caractère de son propre esprit et par le génie de la langue latine. Théocrite a plus de toutes ces graces, qui font la beauté ordinaire de la poésie. Virgile a plus de bon sens, plus de force, plus de noblesse et plus de pudeur. Après tout Théocrite est original, Virgile n'est souvent que copiste.
P. Rapin: Réflexions sur la Poétique. p. 101. (Edit. Amsterd. 1709. 8.)

wurde, flüchteten auch seine Gelehrten nach Rom; wo sie zwar eine Heimat, aber kein Vaterland fanden! Hier wurden sie nun die Lehrer ihrer Ueberwinder, von denen sie jedoch, so lange noch der kriegerische Geist in Rom herrschte, stolz verachtet wurden. Dieses harte Schicksal der Verachtung, das nach dem Verluste ihrer Unabhängigkeit ihnen um so empfindlicher wurde, wurde zwar unter der Regierung Hadrians und der beyden Antonine nicht so drückend, und man hätte glauben sollen, daß unter dem mächtigen Schutze dieser Kaiser der griechische Geist noch einmal seine Schwingen siegend entfalten werde; — allein trotz ihrer besonderen Vorliebe für die Literatur der Hellenen, trotz ihrer unausgesetzten Bemühungen, konnte es ihnen nicht mehr gelingen, jene Geister hervorzurufen, deren Schöpfungen nach mehr als zweytausend Jahren als der Prototyp der Vollkommenheit von allen gesitteten Nationen bewundert werden.

Die Wettkämpfe der Römer.

Die Römer waren mehr ein kriegerisches als wissenschaftliches Volk. Das erste schwache Morgenroth ihrer Poesie fällt in die Regierung Numa's, der bey der Einführung der Salier in Rom die zu ihrem Feste bestimmten Gesänge (axamenta) selbst verfaßt haben soll [1]). Sollte man glauben, daß selbst das goldene Zeitalter des Augustus, das mit jenem des Perikles glänzend wetteiferte, noch kein so herrliches Schauspiel hatte, Talente aufzumuntern, als Griechenland? — Man war zwar, nach dem Zeugnisse des Tacitus, von der Schönheit der Virgilischen Verse so lebhaft ergriffen, daß bey dem Erscheinen des Dichters im Theater das ganze Publicum von seinen Sitzen sich erhob, und dem gepriesenen Sänger dieselbe Verehrung bezeugte, die es sonst nur dem Augustus erwiesen hatte [2]); allein von einer öffentlichen Auszeichnung im Geiste der Griechen ist nirgends die Rede. Wie Augustus selbst die Wissenschaft schätzte, wie er Talente aufmunterte und Jeden freundlich und geduldig hörte, der ein Gedicht, eine Geschichte oder Rede vorlas, ist bekannt; nur waren zu seinem Ruhme verfaßte Schriften ihm zuwider, wenn sie nicht mit hoher Besonnenheit und Fleiße und von einer Meisterhand geschrieben waren. Darum hatte er den Prätoren befohlen, darauf zu sehen, daß sein Name in den üblichen Wettstreiten der Dichter nicht entehrt werde [3]). Wenn man bedenkt, daß nach der glaub=

---

1) Poetices initium apud Romanos fuisse carmen Saliorum obscurissimum testatur Varro, quod primum Numa composuit. Et alia quidem in deos facta erant, dicebanturque versus illi ab eorum nominibus Janualii, Junonii, Minervii.

Jac. Pontanus Progymnasm. Vol. III. P. II. p. 268. (Ed. Ingolstad.)

2) Testes Augusti epistolae, testis ipse populus, qui auditis in theatro Virgilii versibus. surrexit universus, et forte praesentem spectantemque Virgilium veneratus est, sic quasi Augustum.

Tacit. Dialog. de Oratorib. (Vide Taciti Op. T. II. p. 823. Edit. Amstel. 1685. 8.)

Nach Einigen wird dieser Dialog dem Quintilian zugeschrieben.

3) Componi tamen aliquid de se, nisi et serio, et a praestantissimis offendebatur, admonebatque praetores, ne paterentur nomen suum commissionibus obsolefieri.

Sueton. in vita Octav. Caes. Aug. Cap. LXXXIX. p. 218.

Man sollte glauben, in diesen Wettstreiten (commissionibus) liege schon die Idee der griechischen Preiskämpfe. — Doch ist dieses nicht anzunehmen, denn diese Wettstreite bestanden bloß in Zusammenkünften, die

würdigen Aussage des Suetonius [1]) die Schauspiele, die Augustus dem römischen Volke gab, an Menge, Mannigfaltigkeit und Pracht alle bisher gesehenen weit übertrafen; wenn man besonders seine ungeheuchelte Liebe für die Dichtkunst betrachtet [2]), und ihn nun von den glänzendsten Talenten, die Rom hervorgebracht hatte, umgeben sieht, so erscheint es kaum möglich, daß er die herrliche Einrichtung der Griechen unbeachtet ließ, welche die schlummernde Schöpferkraft der Genies so mächtig geweckt und beflügelt hatte.

Die Römer hatten zwar Spiele, die zu Ehren des Apollo gestiftet waren; allein auch diese hatten, wie Livius bezeugt [3]), keine wissenschaftliche Tendenz, noch eine öffentliche Auszeichnung des Verdienstes — die Dichter setzten sich daher selbst den Kranz auf, wobey sie aber nicht die Ruhmbegierde befriedigen, sondern nur die Gunst der Götter gewinnen wollten [4]).

Erst unter der Regierung des Tiberius schlich sich die Sitte in Rom ein, Dichter und Redner unter öffentlicher Autorität zu belohnen, und der Kaiser behielt sich selbst das Recht vor, diese Belohnungen auszutheilen. Er selbst war Dichter, und Plinius [5]) lobt sogar ein Gedicht, das Tiberius auf die Erscheinung eines Sternes (griechisch Acontias

---

nur zu wechselseitigen Vorlesungen, ohne Ansprüche auf irgend eine Auszeichnung, veranstaltet wurden.

1) Spectaculorum et assiduitate et varietate atque magnificentia omnes antecessit.

Sueton. in vita Octav. Caes. Aug. cap. LXIII. p. 159.

2) Virgilius las seine Aeneis dem gepriesenen Beschützer der Wissenschaften und Künste, Kaiser Augustus, vor, und dieser Vorlesung wohnte auch des Kaisers Schwester, Octavia, bey. Als der Dichter auf folgende Verse kam:

> Heu miserande puer! si qua fata aspera rumpas,
> Tu Marcellus eris. Manibus date lilia plenis:
> Purpureos spargam flores animamque nepotis
> His saltem accumulem donis, et fungar inani
> Munere. Sic tota passim regione vagantur
> Aëris in campis latis, atque omnia lustrant.

Virgil. Aeneid. lib. VI. v. 881 — 887.

da erwachte mit höchster Heftigkeit in Octavia's Brust der Schmerz um den frühzeitig hingeschiedenen Sohn, und Augustus selbst, im Innersten erschüttert, schämte sich seines weichen Gefühles nicht, und weinte; Octavia aber winkte dem Dichter, nicht weiter fortzufahren, und befahl, ihm für jeden dieser Verse zwey Sestertien auszuzahlen, was nach unserem Gelde fünftausend Gulden beträgt.

Glänzender, als dieses ansehnliche Geschenk ist, belohnte Ludwig XIV., König von Frankreich, der sich so gern den Augustus seiner Zeit nennen hörte, ein Distichon auf den alten königlichen Palast zu Paris (Louvre), für welches er dem Dichter zehntausend Gulden soll verehrt haben:

> Par Urbi domus haec; Urbs Orbi; Neutra Triumphis
> Et Belli et Pacis par, Ludovice, Tuis.

3) Livius Histor. Lib. XXV. Cap. XII. p. 185.

4) Ita poetae versus condituri, velut auspicato se fronde coronabant, deos sibi conciliantes hac tanquam religione.

Turnebi Opera. T. I. p. 310.

5) Haec fuit, de qua quinto consulato suo Tyberius imperator Caesar praeclaro carmine perscripsit.

Plinius histor. natur. Lib. II. Cap. XXV. p. IV. (Venetiis 1513. Fol.)

Ich habe hier nothwendig die alte, seltene und zuverläßige Ausgabe bey Sessa in Venedig citiren müssen, weil ich eben finde, daß in der bereits von mir angeführten Ausgabe in usum Delphini statt Tiberius der Kaiser Titus gedruckt steht.

genannt) [1]) verfaßt hatte. In dieser Einrichtung liegt allerdings in entfernter Beziehung die Idee der literarischen Feste Griechenlands; allein sie war noch lange nicht zu dem Grade der öffentlichen Achtung ausgebildet, wie sie es bey den Griechen war.

Aus den capitolischen Spielen, die von dem Dictator Camillus nach der Befreyung Roms zu Ehren des capitolischen Jupiters angestellt wurden, weil er das Capitol gegen die Bestürmung der gallischen Senonen schützte, entwickelten sich viel später literarische Feste, die capitolischen Wettkämpfe genannt, welche mit den olympischen Spielen große Aehnlichkeit hatten, und wovon jeder Wettstreit (agon) vier Jahre umfaßte [2]). Sie standen jeder Wissenschaft, jeder Kunst, selbst den Citharöden offen, wie Juvenal bezeugt:

> Ein Weib vom Lamier Geschlechte
> Und hohen Rangs, gab Mehl und Wein
> Zum Opfer, und befragte sich
> Bey Janus und bey Vesta,
> Ob für sein Saitenspiel ihr Pollio wohl den
> Kapitoliner Eichenkranz
> Erwarten dürfe [3])?

Noch einleuchtender aber wird dieses durch eine Inschrift bekräftigt, welche der fleißige Sammler und Erklärer des Alterthums, Joh. Rosinus [4]), uns aufbewahrte:

L. Surredi L. T. CLV.
Felicis.
Procuratori. AB.
Scaen. Theat. Imp.
Caesar. Domitian.
Principi
Coronato. Contra
Omnes. Scenicos.

Denn dieses contra omnes scenicos deutet offenbar auf mehrere Preisbewerber hin, die ihm den Lohn streitig machen wollten.

Noch hatte Rom kein Theater, wie Griechenland, aber auch keine so unübertrefflichen Meister, wie Aeschylus, Sophocles und Euripides waren. Auch war nicht Hellas, sondern Etrurien die Schule, aus welcher Rom die erste Idee zur Errichtung eines Theaters holte. Die ganze Kunst der Schauspieler bestand in der Geschicklichkeit, nach den Tönen einer tuskischen Pfeife taktmäßig zu tanzen. Daß selbst dieses Schauspiel gefiel, zeigt, wie weit Rom in höherer Bildung noch hinter Hellas stand; und es dauerte sehr lange, bis man der Schauspiele des Livius Andronicus müde ward, und Rom unter dem Consulate des P. Sulpicius Galba und C. Aurelius Cotta das erste von den curulischen Aedilen L. Val. Flaccus und L. Quinctius Flaminius veranstaltete prächtige Schauspiel sah, in welchem sich schon ein besserer Geist zeigte.

---

1) Acontiae waren eine Art Kometen.

2) Quilibet vero Agon instar Olympiadum 4 annos continebat.
Gyrald. hist. poet. Lib. II. c. 2. p. 86.

3) Quaedam de numero Lamiarum, ac nominis alti
Cum farre et vino Janum, Vestamque rogabat,
An *Capitolinum* deberet Pollio quercum
Sperare, et fidibus promittere.
Juvenal. Satyra VI. v. 384 — 87. p. 179. (Edit. in usum Delph. Paris 1684. 4.)

4) Joann. Rosinus: Antiquitat. roman. syntagma absolutissim. Coloniae Allobr. 1613. 4. p. 347.

Wenn auch mit Gewißheit nicht behauptet werden kann, daß Caligula der erste war, der die Wettkämpfe nach Rom brachte, so ist es doch gewiß, daß er der erste war, der einen Wettstreit für griechische und römische Beredsamkeit zu Lyon veranstaltete, in welchem, wie man sagt, die Sieger von den Ueberwundenen gekrönt wurden; jene aber, die allgemein mißfielen, mußten ihre Aufsätze entweder mit der Zunge oder dem Schwamme auslöschen [1]), wenn sie nicht mit Ruthen gezüchtigt oder in den Strom geworfen werden wollten [2]). Diese dem Talente gestattete Auszeichnung könnte allerdings den Glauben erwecken, daß Caligula ein Freund und Verehrer der Wissenschaften war. — Allein daß er gerade das Gegentheil davon war, ist unbestreitbar, da er die Gelehrten mit hämischem Neide und stolzer Grausamkeit behandelte, und Suetonius will sogar verbürgen, daß er den Einfall hatte, Homers Gedichte ganz zu vernichten, wozu er sich um so mehr berechtigt hielt, als Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt hatte [3]), und wem ist es unbekannt, daß er selbst die Werke und Büsten des Virgilius und Livius aus allen Bibliotheken wegschaffen wollte? weil er ersterem Mangel an Genie und Gelehrsamkeiten, letzterem aber Weitschweifigkeit und Nachlässigkeit in seiner Geschichte vorgeworfen hatte [4]).

Eine wahre Satyre auf die ehrwürdigen Feste der Griechen war das von Nero gestiftete Bartfest (Juvenalia), als er sich zum ersten Male den Bart scheeren ließ, und das Barthaar, in einer goldenen Büchse verwahrt, dem kapitolischen Jupiter widmete. Er selbst bestieg im Kleide eines Harfenschlägers das Theater, und sprach: Meine Herren! höret geneigt mich an! worauf er unter Begleitung der Harfe eine Ode, Attis betitelt, und die Bacchantinen sang. Groß war die Schaar der Soldaten, groß die Menge des Volkes, das ihm zuhörte; allein seine Stimme war, wie man erzählt, so schwach und heiser, daß sein Gesang die meisten Zuhörer theils zum Lachen, theils zum Weinen stimmte. Selbst seine Lehrer Burrhus und Seneca standen neben ihm, bewunderten seine Stimme, und forderten auch die Uebrigen zu ähnlichen Beyfallsbezeugungen auf. Auch hatte Nero eine eigene Schaar, die Augustianen (Augustales) genannt, zu diesem Zwecke besoldet, welche zuerst die Lobeshymne auf ihn anstimmten, in die dann alle, sie mochten wollen oder nicht, einfallen mußten, den einzigen Thrasea ausgenommen, der ihm nie seinen Beyfall zollen wollte. Die ganze Versammlung,

---

1) Augustus (Sueton. in vita Octav. Caes. Aug. cap. LXXXV) nannte dieses in den Schwamm fallen (in spongiam incumbere). Er selbst schrieb ein Trauerspiel: Ajax; allein unzufrieden mit dem Styl, löschte er es aus. Als man ihn fragte, was sein Ajax thue, antwortete er: Ajax ist in den Schwamm gefallen, wodurch er andeuten wollte, er hätte ihn ausgelöscht.

2) Edidit et peregre spectacula: in Sicilia Syracusis astycos ludos, et in Gallia Lugduni miscellos. Sed et certamen quoque graecae latinaeque facundiae. Quo certamine ferunt victoribus praemiae victos contulisse, eorundem et laudes componere coactos. Eos autem, qui maxime displicuissent, scripta sua spongia linguave delere jussos, nisi ferulis objurgari, aut flumine proximo mergi maluissent.
Sueton in vita Caligulae. Cap. XX. p. 337.

3) Cogitavit etiam de Homeri carminibus abolendis: Cur enim sibi non licere, dicens, quod Platoni licuit, qui eum e civitate, quam constituebat, ejecerit?
Sueton in vita Calig. Cap. XXXIV. p. 351.

4) Sed et Virgilii et Titi Livii scripta et imagines, paulum abfuit quin ex omnibus bibliothecis amoverit: quorum alterum: ut nullius ingenii, minimaeque doctrinae: alterum, ut verbosum in historia negligentemque carpebat.
Sueton. in vita Calig. Cap. XXXIV. p. 351.

vorzüglich die angesehensten Männer, wurden nothgedrungen dem Ehrgeize Nero's zu schmeicheln, und begrüßten den citlen Cäsar, obgleich mit geheimen Seufzern, mit lautem Jubelgeschrey: »O der herrliche Cäsar! Apollo! Augustus! ganz wie der pythische Gott! Keiner wird Dich, Kaiser! das schwören wir bey dir selbst, jemals besiegen« [1])!

Auf dieses Bartfest folgte bald ein anderes, das er zur Dankbarkeit für die Erhaltung seines Lebens und die Fortdauer seiner Regierung gestiftet hatte [2]); es wurde der neronische Wettkampf (Neronium certamen) genannt, und immer nach Verlauf von fünf Jahren angeordnet. Dieses Fest war unstreitig eine Nachahmung der griechischen Spiele, und ihnen ähnlicher als alle früheren Schauspiele der Römer, weßhalb man auch mit Recht behaupten kann, daß Nero der erste war, der den Wettkampf der Griechen auf römischen Boden verpflanzte. Musik, Gymnastik und Reitkunst konnten in diesem Spiele ihre Auszeichnung suchen. Die von Nero hierin ernannten Kunstrichter waren Consularen, die durch das Loos gewählt wurden, und auf prätorischen Stühlen saßen. Er selbst stieg zu ihnen von dem Schauplatz auf das Orchester hinab, und erhielt von ihnen den Kranz der lateinischen Beredsamkeit und Dichtkunst, den ihm seine Nebenbuhler selbst, Männer von großem Ansehen, einmüthig zuerkannt hatten [3]). — Den ihm von den Kampfrichtern im Harfenspiele zuerkannten Siegeslorber küßte er mit Ehrerbietung, und befahl ihn zu den Füßen der Bildsäule des Augustus zu legen. Doch wurden diese neronischen Spiele auch vor Verlauf der bestimmten fünf Jahre gegeben [4]). Denn als Nero, von dem Lobe der Römer geschmeichelt, das Publicum seine göttliche Stimme hören lassen wollte, befahl er, ihn in das Verzeichniß der um den Preis streitenden Harfenspieler einzutragen, trat sodann in der Ordnung, wie sein Name aus dem Loostopfe gezogen wurde, hervor, wobey ihm die Befehlshaber der Leibwache die Harfe trugen, die Kriegstribunen und seine vertrautesten Freunde folgten. Das unglückliche Schicksal der Niobe war der Inhalt seines Gesanges, und Rom — die alte Schule der Helden — huldigte seinem Talente, vergötterte einen Harfenspieler, dem der Gesang eines Terpnus [5]) rühmlicher und wünschenswerther schien, als die Nachricht von einem erkämpften Siege. Allein Roms Beyfall war seinem Ehrgeize nicht genügend. Den schönsten Preis seiner Kunst wollte er sich in Griechenland holen; denn nur die Griechen hätten, meinte er, ein

---

1) Quam pulcher Caesar, Apollo, Augustus, unus veluti Pythius. Nemo te, per ipsum te Caesarem, vincit.
Dion. Cass. Histor. libri XLVI. lib. XLII. p. 698. (Edit. Francof. 1592. 8.)

2) Postea *pro salute et diuturnitate imperii sui* (sic enim dixit) certamen quinquennale instituit.
Dion. Cass. Histor. lib. XLII. p. 698.

P. Faber (Agonist. ap. Gronov. T. VIII. p. 2243) behauptet jedoch, diese Spiele seyen eingeführt worden, als Nero die glückliche Niederkunft durch ein öffentliches Schauspiel feyern wollte.

3) Magistros toti certamini praeposuit consulares sorte, sede Praetorum: deinde in orchestram Senatumque descendit, et orationis quidem carminisque latini coronam, de qua honestissimus quisque contenderat, ipsorum consensu concessam, sibi recepit.
Sueton. in vita Neron. cap. XII p. 437.

4) Cum magni aestimaret cantare, etiam Romae Neroneum agona *ante praestitutam diem* revocavit.
Sueton. in vita Neron. Cap. XXII. p. 446.

5) Terpnus hieß der Meister, von dem Nero Unterricht auf der Harfe erhielt.

musikalisches Gehör, und verdienten es nur allein Zeugen seiner Talente zu werden [1]). Er beschloß daher eine Kunstreise dahin zu machen, nicht um Lorbeern als Kriegsheld zu sammeln, wie es vor ihm Flamininus, Mummius, Agrippa und Augustus thaten, sondern um auf der Rennbahn seine Geschicklichkeit zu zeigen, zur Harfe zu singen, und als Ausrufer und tragischer Schauspieler die Bewunderung der gebildeten Griechen zu gewinnen. Er wollte als periodischer Sieger (περιοδονικης) [2]) glänzen, und führte, um des beabsichtigten Erfolges gewiß zu seyn, eine so große Anzahl von Augustalen [3]) mit sich, daß, wenn sie ein Heer gebildet hätten, sie die Parther oder andere Völker gewiß besiegt haben würden. Aber sie waren Neronische Soldaten, die statt der Waffen Harfen, Leyern, Masken und Theaterschuhe trugen. Seine Siege waren auch eines solchen Heeres würdig; und Nero mochte sich immer brüsten, zwar keinen Philippus, Perseus und Antiochus — sondern einen Terpnus, Diodorus und Pamenes überwunden zu haben. Hatten schon diese Handlungen den mächtigen Imperator Roms lächerlich gemacht, um wie viel empörender mußte es für jeden Zuschauer seyn, wenn er den Gebieter der Welt mit dickem, gelocktem Haupthaare, glattem Kinn und zurückgeworfenem Gewande auf der Rennbahn sah, um, dem Apollo ähnlich, Aller Augen auf sich zu ziehen, wenn er den Machthaber des größten Volkes mit seinen Mitstreitern neidischen Blickes zanken und schimpfen sah, weil er eifersüchtig auf den Sängerruhm Anderer nur sich vergöttert wissen wollte! — Wie überall, so auch hier, erscheint Nero's Charakter im schlechten Lichte! Er wollte das Fest der Griechen auch in Rom herstellen, und war der erste, der die Gesetze, auf welche es sich stützte, verletzte. — Denn Dio Cassius verbürgt es, daß er die Kampfrichter fürchtete, sie daher mit Gelde bestach, daß er sich der Gefahr der Geißelhiebe nicht Preis gebe — daß er das, was ihm zum Ruhm und Ansehen eines Cäsars abging, im Kampfe mit Harfenspielern singend gewinne [4]). Wenn er schon über dieß alles bemitleidet werden muß, wie laut mußte nicht dann erst der Unwille werden, wenn man sah, daß er mit dem Anziehen des Kothurns seine hohe Würde auszog, und unter der Maske des Schauspielers das Ansehen des Staates verschwunden war! Eine seiner Lieblingsrollen [5]) war Orestes — der Muttermörder. Woher nahm er den Muth, eine Rolle zu spielen, deren rächender Fluch auf ihm selber lag? — Aber die Stimme seiner Eitelkeit übertäubte selbst die des Gewissens, und man muß darüber erstaunen, wie der Imperator sich den geringsten Pflichten des Schauspielers unterzog, nur mit dem Unterschiede, daß er in der Rolle eines Sklaven mit goldenen Ketten gefesselt wurde — denn eiserne hätten sich mit dem Ansehen eines

1) Solos scire audire Graecos, solosque se et studiis suis dignos ait.
Sueton. in vita Neron. cap. XXII. p. 448.

2) Περιοδονικης, ein periodischer Sieger, so wurde jener genannt, welcher in allen vier grossen Volksspielen Griechenlands, nämlich in den olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen, den Preis erhielt.

3) Sueton (in vita Neron. cap. XXV) nennt diese Soldaten Augustiani; Xylander jedoch (in Dionis Cass. interpret.) Augustales, was mir nicht den wahren Sinn und Bedeutung auszudrücken scheint, da augustalis — nur den Kaiser Augustus betreffend, augustianus hingegen kaiserlich heißt.

4) Dio Cass. histor. rom. Lib. XLIII. p. 718.

5) Er spielte auch den Oedypus, Thyest, Hercules, Alcmäon.
Dio Cass. hist. rom. lib. XLIII. p. 719.

römischen Fürsten nicht vertragen können. — Und Rom schrie beyfällig, erkannte ihm den Preis zu, indem es ihn mit dem Schmeichelnamen des pythischen, olympischen und periodischen Siegers begrüßte, und endlich seine Gedichte mit goldenen Buchstaben in die Tafeln eingraben, und in dem Tempel des capitolischen Jupiters aufbewahren ließ [1]). Daß ein solcher Preis nur kriechende Schmeicheley war, ist nicht zu bezweifeln, ist Tacitus Zeuge, der ihm zwar eine Fertigkeit, Verse zu machen, nicht abspricht, ihm aber deßwegen noch nicht den Ruhm eines Dichters zugesteht [2]).

Mit erheuchelter Liebe für die Wissenschaften wollte Domitian seine Laster bedecken [3]), obgleich Quintilian diese Aussage zu entkräften sucht, und nicht nur dessen großmüthiger Unterstützung der Gelehrten, sondern auch dem Dichtertalente Domitians Weihrauch streut [4]). — Allein daß dieser Eifer, mit dem er gelehrte Einrichtungen unterstützte, nur Heucheley war, bestätigt auch Sueton [5]), der noch weiter hinzufügt, daß Domitian sowohl die Geschichte als Dichtkunst gänzlich vernachläßigte. Seiner Vorliebe für prächtige und kostbare Schauspiele, die glänzende Feyer des fünfjährigen Festes zu Ehren des capitolischen Jupiters, die eine solche Berühmtheit erlangten, daß die Römer das Lustrum gänzlich abschafften, und statt dessen bey der Zeitrechnung die capitolischen Spiele brauchten. Eigentlich war diese Auszeichnung nur den Dichtern und Rednern, sey es in griechischer oder lateinischer Sprache, zugedacht; — allein es wurden auch Musiker und Schauspieler zugelassen, für deren Produktionen Domitian das herrliche Odeum aufführen ließ. In einem dieser Wettkämpfe las Stella den Sieg Domitians über die Sarmaten vor — gewann aber nicht den Preis. Besser gefiel sein Gedicht auf die Taube seiner Geliebten Violantilla, die Martial Hyanthide nennt, und in seiner Anspielung auf den Sperling der Lesbia von Catullus sagt, Stella's Gedicht sey um so viel schöner, als eine Taube größer denn ein

---

1) Recitavit carmina, non modo domi sed in theatro, tanta universorum laetitia, ut ob recitationem supplicatio decreta sit, eaque pars carminum aureis literis Jovi Capitolino dicata.
Sueton. in vita Neron. cap. X. p. 435.

2) Ne tamen ludicrae tantum imperatoris artes notescerent, carminum quoque studium affectavit, contractis quibus aliqua pangendi facultas.
Tacit. Annal. lib. XIV. p. 931.

Anders aber spricht Martial, der sein Dichtertalent erhebt:
Carmina qui docti nota Neronis habet.
Martial. Epigr. Lib. VIII.

3) Domitianus sperni a senioribus juventam suam cernens, modica quoque et usurpata antea munia imperii omittebat, simplicitatis ac modestiae imagine in altitudinem conditus: studiumque literarum et amorem carminum simulans, quo velaret animum, et fratris aemulationi subduceretur, cujus disparem mitioremque naturam contra interpretabatur.
Tacit. Histor. lib. IV. p. 538 — 539.

Dasselbe sagt Suetonius (in vita Domit.) von ihm: Simulavit miro modestiam, imprimisque Poeticae studium, tam insuitatum antea sibi quam postea spretum et abjectum.

4) Laudandum in quibusdam, quod geniti immortales: in quibusdam, quod immortalitatem virtute sint consecuti: quod pietas principis nostri (Domitiani) praesentium quoque temporum decus fecit.
Quintil. instit. orat. lib. III. cap. VII. p. 267.

5) Nunquam tamen aut historiae, carminibusvè cognoscendis operam ullam, aut stylo vel necessario dedit.
Sueton. in vita Domit. cap. XX. p. 595.

Sperling ist [1]. Ein Lob, auf das der Dichter allerdings stolz seyn konnte.

Diese Spiele auf dem Capitol wurden nun regelmäßig alle fünf Jahre gehalten [2]. Außer diesen stiftete er auch ein Fest (Quinquatria genannt) zur Ehre der Göttin Minerva [3], welcher Göttin er eine besondere Priestergesellschaft zugewiesen hatte, die nicht nur prächtige Lustjagden und Schauspiele, sondern auch Wettstreite der Dichter und Redner veranstalten mußten [4]. Letztere wurden auf seiner albanischen Villa gefeyert, und hatten nebst dem ersten auch einen zweyten Preis zu vergeben, nur war der Kranz für den zweyten Sieger nicht mit Bändern geziert [5].

In den capitolischen Wettstreiten war ein Kranz von Eichenlaub für den Sieger im Heldengedichte [6] bestimmt, weil die Kaiser den Lorbeer als ein nur ihnen zukommendes Ehrenzeichen sich vorbehielten. Sie hatten ihren besonderen Aufseher (Agonistarcha), von welchem in einer alten Inschrift Erwähnung geschieht [7]. Den Vorsitz dabey führten die Kampfrichter (Agonethae). In dieser Eigenschaft trugen sie Pantoffeln, einen Purpurmantel und eine goldene Krone auf dem Haupte. Ihr Ausspruch entschied die Vertheilung der Preise, und durch sie wurde der Zutritt zu den Wettstreiten erwirkt. Man holte sie, wie einst die Triumphatoren, in Wägen aus ihrer Wohnung ab, und gestattete ihnen zum Zeichen ihrer Würde ein Zepter von Elfenbein zu tragen, auf dessen Spitze ein Adler saß. Auf dieses beziehen sich Juvenals Verse:

---

1) Stellae delicium mei columba,
Verona licet audiente dicam.
Vicit, Maxime, passerem Catulli.
Tanto Stella meus tuo Catullo
Quanto passere major est columba.
Martial. Epigrammat. Lib. I. Epigr. VIII.

Laurigeros habitat facundus Stella Penates,
Clarus Hianteae Stella petitor aquae.
Mart. Epigrammat. Lib. XII. Epigr. III.

2) P. Faber: Agonisticon. (ap. Gronov. T. VIII. p. 1799.

3) Es ist bekannt, daß Domitian sich für einen Sohn der Minerva öffentlich ausrufen ließ, und daß ihn das römische Volk mit diesem Titel begrüßte.

4) Celebravit et in Albano quotannis Quinquatria Minervae, cui collegium instituerat: ex quo sorte ducti magisterio fungerentur, ederentque eximias venationes et scenicos ludos, superque oratorum ac poetarum certamina.
Sueton in vita Domit.

Auch Dio Cassius (histor. lib. LXVII. p. 761) sagt dasselbe: Minervam praecipue ex omnibus diis coluit, atque ob eam causam quinquatria magnifice celebravit; in quibus certamina poetarum, oratorum, gladiatorumque quotannis fere exhibebat in Albano.

5) Et quae jamdudum tibi palma poetica pollet,
Lemnisco ornata est, quo mea palma caret.
Ausonius.

6) Ex undecimo libro Val. Martialis colligi potest, heroicos poetas Romae querna corona donari solitos.
J. C. Scaliger: Poetices lib. VII. Sine loco; ap. Petr. Santandrean 1594. 8. p. 113.

7) Apollini. Invicto.
Sacrum
M. Aurelius. M. Aug.
Ago. Agr.
Lib. Apollonius.
Agonistarcha. Com.
Modianus.
Sam. Pitiscus. Lexicon antiquit. roman. Venet. 1719. Fol. p. 64.

Indessen mögen jene nur das Fest
Der Phrygergöttin feyern, und das Tuch,
Das ihr zu Ehren hängt, begaffen, wo
Der Pferdedieb, der Oberrichter, sitzt,
Wie im Triumph, und, wenn man's sagen darf,
Die ungeheure Zahl des Pöbels; ja
Ganz Rom im Cirkus heute sitzt, der Schall
Das Ohr betäubt, woraus ich das Geschick
Des Grünrocks schließe; würde der besiegt,
So würde Rom betrübter seyn, als wären
Bey Cannä beyde Consul'n übermannt [1]).

Sueton sagt, daß die Kampfrichter bey den capitolischen Wettkämpfen von den Kutschern im höchsten Grade verehrt, und von ihnen mit gesenkter Peitsche begrüßt wurden. Aller Vortheil, den man aus den Siegen bey diesen Spielen erwarten konnte, bestand, wie bey den Griechen, in der Ehre, deren Gefühl man noch besonders dadurch zu erhöhen suchte, daß man den gekrönten Dichtern Ehrensäulen auf Kosten des Staates errichten ließ [2]). Man beobachtete dabey die strengsten Gesetze der Unparteylichkeit — wenigstens hatten selbst die ausgezeichnetsten Männer im Staate Achtung für sie, und wie sehr der ehrsüchtige Nero sie fürchtete, und ihre Gunst zu erschleichen bemüht war, lehret uns Suetonius: »Es ist unmöglich,« sagt derselbe, »sich einen Begriff von der Furcht und der Unruhe zu machen, die den Nero bey Gelegenheit der Preisvertheilung befiel, von der Eifersucht, die er gegen seine Gegner zeigte, und von der Angst, mit der ihn der Anblick seiner Richter erfüllte« [3]). — Nero wußte es wohl, daß seine Furcht nicht ungegründet war; denn, ob er gleich im Besitze der höchsten Macht der Welt gebot, so konnte er es doch nicht hindern, daß, als er mit Lucanus um den Preis stritt, die Krone nicht ihm, sondern seinem Nebenbuhler von dem Kampfgerichte zuerkannt wurde. Daß Lucanus nach errungenem Siege in die Ungnade des Imperators fiel, war wohl zu erwarten [4]). Wenn Lucian [5]) Glauben verdient, so kostete es einem jungen Griechen sogar das Leben, der in dem isthmischen Spiele ihm den Preis im Trauerspiele streitig machte, und ihm nur unter der Bedingung denselben überlassen wollte, wenn Nero ihn dafür mit der beträchtlichen Summe von zehn Talenten entschädigen würde. Aber Nero's Eitelkeit ging noch weiter, als er sich selbst zum Sieger ausrief, was sonst nur der Herold gethan hatte.

---

1) — — — similisque triumpho
Praedo caballorum Praetor sedet: ac mihi pace
Immensae nimiaeque licet si dicere plebis,
Totam hodie Romam Circus capit; et fragor aurem
Percutit, eventum viridis quo colligo panni.
Nam si deficeret, moestam attonitamque videres
Hanc urbem, veluti Cannarum in pulvere victis
Consulibus.

Juvenal: Sat. XI. v. 193 — 199.

2) Semetius: Antiquit. Inscript. Appendicis ordine. fol. 152. num. 22.

3) Quam autem trepide anxieque certaverit, quanta adversariorum aemulatione, quo metu judicum, vix dici potest.

Sueton. in vita Neron. Cap. XXIII. p. 449.

4) Non tamen permansit in gratia. — Sed et famoso carmine cum ipsum (Neronem) tum potentissimos amicorum, gravissime proscidit.

Sueton. in vita Lucani. p. 657.

5) Lucian. Nero, seu de Fos. Isth. p. 518.

Statius [1]), der, wie er selbst bezeugt [2]), das Unglück hatte, in den capitolischen Wettkämpfen mit seiner Thebais durchzufallen, hatte für seine Wälder in den Quinquatriis fünfmal den Preis erhalten. Juvenal versichert, daß Statius Gedichte in Rom großen Beyfall fanden:

> Sieh! man lauft zum schönen Gesang der lieben Thebais,
> Kündet zur Freude der Dichter zum Lesen den Tag an.
> So begierig hört ihn das Volk, so entzückt er die Herzen [3])!

Also gerade seiner Thebais, die doch nicht den Preis erhielt, wurde ein so rauschender Beyfall zu Theil! — Diesem Lobe stimmt auch Scaliger bey, und fügt noch hinzu, es sey kein Dichter weder des Alterthums noch der neueren Zeit dem Virgil so nahe gekommen, als Statius. Wenn schon dieser Ausspruch als richtig nicht anzunehmen ist, wie offenbar übertrieben muß es nicht erscheinen, ihn den Phönix der epischen Dichter zu nennen, und zu behaupten, er habe bessere Verse gemacht, als selbst der große Homerus [4]). Man hat zwar in der neueren Zeit mit diesem Heros der epischen Dichtung noch einen weit schlechteren Dichter, den Marcus Anton Bonciarius [5]) vergleichen wollen — vielleicht aber nur aus dem Grunde, weil dieser mit jenem das traurige Loos der Blindheit theilte. Ueberhaupt haben die lateinischen Dichter der neueren Zeit in ihren wechselseitigen Beyfallsbezeugungen sich die lächerlichsten Hyperbeln erlaubt, und mancher Princeps poetarum sui aevi hat kaum eine Unsterblichkeit von einem halben Jahrhundert erlangt.

Statius hatte zwar mit seinen Gedichten das römische Volk entzückt; — allein seine Muse hatte nicht den Zauber, ihm Nahrung zu verschaffen. Er lebte, nach Juvenals Zeugniß, in solcher Dürftigkeit, daß er genöthigt ward, seiner Neigung eine fremde Richtung zu geben, und, um Geld zu gewinnen, Theaterstücke zu verfassen:

> Hungern doch mußt' er, und bräche die Bank sein süßer Gesang auch,
> Hätt' er Agaven, sein Stück, nicht jüngst an den Paris verhandelt [6]).

Es ist ausgemacht, daß die capitolischen Wettkämpfe noch zur Zeit des Gordianus, eines Enkels jenes Gordianus, der in Africa erschlagen wurde, in ihrem Glanze bestanden. Die Gelehrsamkeit dieses

---

1) Dante (ap. Gyrald. hist. de poet. dial. V. p. 257) behauptet, Statius habe sich zur christlichen Religion bekannt, und den Christen überall, wo er nur konnte, Hülfe geleistet; dieses jedoch nur insgeheim, weil er sich sonst aller Mißhandlung ausgesetzt hätte, welche die Christen zu erdulden hatten.

2) Nam quod me mixta quercus non pressit oliva,
Et fugit speratus honos, cum dulce parentis
Invida Tarpeji caneret te nostra magistro
Thebais.
Statius: Silvas, Lib. V. Epiced. in patrom. p. 111. (Edit. Paris 1600. 4.)

3) Curritur ad vocem jucundam, et carmen amicae
Thebaidos, laetam cum fecit Statius urbem,
Promisitque diem: tanta dulcedine captos
Afficit ille animos.
Juvenal. Sat. VII. v. 81—85. p. 218.

4) At profecto Heroicorum poetarum, si phoenicem illum nostrum dicas, tum latinorum, tum etiam graecorum facile princeps: nam et *meliores* versus facit quam Homerus.
J. C. Scalig. Poet. lib. VI. p. 844.

5) Marcus Ant. Bonciarius wurde zu Peruggia 1555 geboren, und lehrte daselbst die Beredsamkeit. Er hatte das Unglück, schon in seinem zwey und dreyßigsten Jahre zu erblinden.

6) — — sed cum fregit subsellia versu,
Esurit, intactam Paridi nisi vendat Agaven.
Juvenal. Sat. VII. p. 219. v. 86—87.

Kaisers war, wie seine Herrschertugend, groß, und Julius Capitolinus will versichern, daß derselbe eine Bibliothek von sechzigtausend Bänden gehabt habe [1]). Er selbst war ein Dichter [2]), und suchte daher der Dichtkunst aufzuhelfen, welchen Zweck er durch feyerliche Wettstreite am sichersten zu erreichen dachte. Ob diese unter der unglücklichen Regierung des Gallienus, der, von Stürmen bedroht, nicht um ihre Abwendung, sondern nur um das Vergnügen des Volkes bekümmert war, noch Eingang gefunden, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Künste und Wissenschaften folgten dem Schicksale des Staates. Zwar hatte die lateinische Literatur an den Kaisern Claudius und Aurelianus noch eifrige Anhänger gefunden; — allein die Wohlfahrt des Reiches, mit der die geistige Bildung des Volkes in enger Verbindung stand, war unherstellbar. Keine Weisheit konnte seinen Verfall abwenden, keine Tapferkeit die Drangsale zerstreuen, die es auf allen Seiten zerrütteten. Mit dem Verfall des römischen Reiches hörten auch die Wettstreite auf, als gothische Heerführer mit ihren furchtbaren Völkern hereinstürmten, die Fessel zu zersprengen, die ihnen ihre bisherigen Dränger angelegt hatten, und die mühsam gesammelten Schätze des Genies und des Kunstfleißes unter dem Schutte begruben.

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde.

(Schluß.)

XI. Urolf erwählter Bischof von Paßau, erster Erzbischof von Lorch.

Bischof Walderich von Paßau, der seiner Kirche vom Jahre 774 bis 804 vorgestanden, ist unstreitig der größte Wohlthäter derselben; denn von 126 Traditionen in dem ältesten Paßauer Codex gehören nicht weniger als funfzig seiner Zeit an. Nur jene Urkunde, von welcher Hansiz (I. p. 138) erwähnt, nämlich einer Bestätigung des Herzogs Thassilo über alle von seinem Vater Otilo der Kirche Paßau gemachten Schenkungen und der durch den Bischof Vivilo geschehen seyn sollenden Uebersetzung des bischöflichen Sitzes von Lorch nach Paßau, — ist im ganzen Codex nicht zu finden, Bischof Walderich starb im Jahre 804, und es folgte ihm ein gewisser Urolf auf den bischöflichen Stuhl, welcher bis zum Jahre 806 in drey Vergabungen an die Kirche Paßau genannt wird, aber noch in diesem Jahre erscheint ein anderer Bischof, Namens Hatto, an seiner Stelle zu Paßau. Zwar sind die Ursachen gänzlich unbekannt, welche den Erzbischof Arno zur Absetzung Urolfs zwangen, daß er aber weder eigenmächtig noch ungerecht gehandelt habe, geht schon daraus hervor, daß Urolf nicht wagte, eine Klage hierüber zu erheben. Hatto stand der bischöflichen Kirche zu Paßau bis an seinen Tod im Jahre 817 vor, worauf Reginhar an dessen Stelle gewählt wurde. Da schritt Arno abermal, Kraft seiner erzbischöflichen Rechte und Pflichten, ein. Er verwarf die Wahl Re-

[1]) Jul. Capitolinus: In Gordianis. cap. 31.

[2]) Man rühmt von ihm ein Lobgedicht auf den Kaiser Antoninus. (Jul. Capitol. in Gord. c. 3. 7.

ginhar's, und setzte einen Canonicus von Regensburg, Namens Baturich, an dessen Stelle als Bischof ein. Sobald aber Erzbischof Arno den 24. Jänner 821 gestorben war, sagt Hansiz (I. p. 154): »Hic Reginharius respirare: apud Paschalem, qui ab anno 817 ad annum usque 824 Ecclesiae universae praefuit, causam agere suam seu absens, seu quod narrant, itinere ad urbem suscepto. Restitutus itaque.« Daß auch diesem Reginhar nichts weniger als unrecht geschehen, hat er durch sein Lauern auf den Tod des großen und gerechten Arno und durch die gegen ihn vorgebrachten Verleumdungen bewiesen, durch welche Papst Paschal I. der salzburgischen Erzkirche so ungnädig geworden ist, daß er, so lange er lebte, dem frommen und würdigen Nachfolger Arno's, dem Erzbischof Adelram, das Pallium vorenthielt. Den 5. Juny des Jahres 824 bestieg Eugen II. den päpstlichen Stuhl. Den 24. Juny des nämlichen Jahres hielt Kaiser Ludwig der Fromme eine Reichsversammlung zu Compiegne, worauf er beschloß, seinen Mitregenten und Sohn Lothar nach Rom zu senden, um daselbst mit dem neuen Papste und dem römischen Volke dringend nothwendige Verhandlungen zu machen. Lothar begab sich im Monat August nach Rom. Daß der Erzbischof von Salzburg Adelram mit auf jener Versammlung zu Compiegne gewesen, und den jungen Kaiser nach Rom begleitet habe, kann mit Grund geschlossen werden aus dem Schreiben des Kaisers Ludwig an den Papst Eugen, worin er diesen ersucht, dem Erzbischof Adelram das Pallium zu ertheilen, so wie daraus, weil dieser das Pallium in Gegenwart des jungen Kaisers Lothar aus den Händen des Papstes empfing, wie das hierüber ertheilte päpstliche Diplom bezeugt dd. 13. November 824 *). Diese Bulle findet sich auch im diplomatischen Anhange dieser Abhandlung Nro. IV nach dem Abdrucke derselben in der Juvavia. Nur ist zu bedauern, daß der größte Theil des Inhalts derselben bis zum Unsinne verdorben ist. Wahrscheinlich ist die Urschrift durch Alter und andere Unfälle unleserlich geworden. Aber wie sehr mußte der Erzbischof Adelram erstaunen, als er im nämlichen Jahre in Pannonien neben sich einen zweyten Erzbischof erstehen sah, und zwar in der Person des von seinem Vorfahren Arno abgesetzten Bischofs von Paßau, Urolf. — Das Land der Avaren von Karl dem Großen erobert, erhielt seinen alten Namen Pannonien wieder und folgende Einrichtung. Als Provinz des großen fränkischen Reiches wurde es von Gränzgrafen verwaltet. Diesen waren slavische Fürsten, welche in Pannonien entweder schon früher oder hernach auf Einladung sich niedergelassen hatten, untergeordnet, und dem Kaiser zu Zins und Heerfolge verpflichtet. Eben so Theodor, der Chan der Avaren, und sein Nachfolger Abraham, beyde für die Annahme der Taufe und des christlichen Namens von Karl begünstigt, der gar nicht gesinnt war, die Avaren, wenn sie treue Kinder der Kirche würden, aus der Reihe der Völker zu vertilgen. Der achtjährige Krieg hatte Pannonien sehr entvölkert; jetzt zogen auf Karls Verfügung neue Colonisten aus Franken, Bayern und Kärnten hin, um das Land wieder anzubauen. Aber es ging langsam; denn es fehlte an Ruhe und Glauben an Sicherheit, weil anfänglich der gewaltsame Sturz des avarischen Reiches auch die benachbarten Völker, Bulgaren und Chrovaten, aufgereizt hatte. Jedoch letztere nahmen bald die christliche Religion und die fränkische Oberherrschaft an, und die ersteren verhielten

*) Juvavia II. S. 77 und 80.

sich unter ihrem Fürsten Krum so ruhig, daß der König Karl der Große für das fränkische Reich keine Gefahr zu befürchten hatte. Die Böhmen hingegen hatten unter ihrem Anführer Lecho den Avarenchan Theodor, Karls Schutzgenossen, aus seinem Gebiete an der Morava nördlich der Donau vertrieben. Karl, als Lehensherr des Gekränkten, sendete zur Strafe alsobald drey Kriegsheere nach Böhmen. Sein Sohn Karl schlug Lecho's Schaaren, erlegte ihn selbst und ließ vierzig Tage das Land verheeren. Zur Entschädigung erhielt Theodor das pannonische Gebiet jenseits der Donau, zwischen Carnuntum und Sabaria; doch ehe er noch Besitz davon nahm, beschloß er seine Laufbahn um das Jahr 806. Sein Nachfolger, vom Volke gewählt, und zu Fischa unweit Vindobona unter dem Namen Abraham getauft, wurde von dem Kaiser bestätigt. Unterdessen behaupteten die Böhmen, obgleich besiegt, ihre Ansprüche auf einen Theil des pannonischen Landes noch immer fort. Des Kaisers Leute, gesandt, die Gränzen zwischen dem slavischen Gebiete und Pannonien zu berichtigen, konnten die streitenden Parteyen nicht vereinigen; darum mußten Zauch und Tudun, Fürsten der Avaren, und die Abgeordneten der Donauslaven, deren Fürst Moimar hieß, mit ihnen nach Aachen ziehen im Jahre 811, wo der Kaiser mit oberherrlicher Macht die Gränzen bestimmte *). Das zunächst an die Diöcese Paßau gränzende Land der Avaren dieß- und das Land der Mährenslaven jenseits der Donau hatte sich Urolf, gleich nach seiner Entfernung von Paßau, zum Wirkungskreise seiner neuen apostolischen Thätigkeit und zur Ausführung seines Racheplanes gegen Salzburg gewählt. Er zog mit einigen Priestern in jenem Lande überall herum, und predigte sowohl in dem Bezirke der Avaren, als in jenem der Mährerslaven das Evangelium mit so glücklichem Erfolge, daß er endlich für nöthig fand, unter dem Beystande der Fürsten jener Völker, vier besondere Bisthümer zu errichten, zwey in Mähren, Olmütz (Speculi Julium) und Neitra; zwey in Avarien: zu Faviana und Vetvar (Altenburg). Diesen glücklichen Erfolg seiner mehrjährigen apostolischen Bemühungen berichtete er persönlich (im Jahre 824) dem Papste Eugen II., für das neubekehrte Volk und für seine weitern Unternehmungen sich den apostolischen Segen und die nothwendige erzbischöfliche Würde und Gewalt von dem allgemeinen Christenvater erflehend. Dieser, in der Freude über die Bekehrung eines vorher so verstockten und wilden Volkes, bestätigte alle Anordnungen und Einrichtungen Urolfs, mit der beygefügten Vollmacht, daß er als Erzbischof und Metropolit der neuen christlichen Völker das noch weiter Nöthige nach seinem Gutdünken verfügen möge.

Nach seiner Rückkehr in die neue Erzdiöcese wendeten sich die Bischöfe der neu errichteten Bisthümer, gemeinschaftlich mit Tudun, Fürsten der Avaren, und Moimar, Fürsten der Mährerslaven, mit schriftlicher Bitte an den Papst, daß er geruhe, dem Urolf das erzbischöfliche Pallium, mit der vollständigen erzbischöflichen Gewalt über Mähren und Pannonien und das apostolische Vicariat in diesen Ländern zu ertheilen. Papst Eugen II. gewährte alles, und erließ an die Bischöfe Räthfred von Faviana, Methodius von Speculi Julium, Alevin von Neitra, Anno von Vetvar, so wie an die Fürsten der Avaren und Slaven, Tudun und Moimar, eine Bulle, worin er dem Erzbischof Urolf und seinen Nachfolgern seine apostolische Stelle in Hunnien oder Avarien, wie auch in Mähren und in

*) Hansiz I. p. 148.

den Provinzen von Pannonien oder Moesien ertheilt, so wie auch die Macht und Gewalt der Vorfahrer Urolfs, nämlich der Erzbischöfe von Lorch, für ihn und seine Nachfolger erneuert. Der ganze Inhalt dieser Bulle, welche zwar kein Datum hat, aber wahrscheinlich, wie auch Hansiz dafür hält, nicht vor dem Jahre 826 ausgestellt worden, findet sich im diplomatischen Anhang dieser Abhandlung unter Nro. VI. Da nun Hansiz als fünftes Monument der Kirche Lorch ausdrücklich Notizen und uralte Schriften nennt, auf welche sich schon im neunten und zehnten Jahrhundert die Päpste Eugen II. 826, Agapitus II. 946 und Benedict VII. 974 in ihren Bullen für die Metropole Lorch beriefen, und auf diese in den genannten Bullen erwähnten Notizen und uralten Schriften die Wahrheit der Geschichte von der Metropole Lorch vorzüglich gebaut hat, so ist es meine Pflicht, diesem letztgenannten Monumente ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und den Werth desselben genau und strenge zu prüfen.

Die Hauptnotiz, welche in der Bulle des Papstes Eugen II. gegeben wird, ist folgende:

»Urolf hat eine neue Kirche in Hunnien oder Avarien und Mäh»ren katholisch zu regieren übernommen, in welchen auch seine »Vorfahren zur Zeit der Römer und Gepiden, wie aus »Schriften mit Gewißheit hervorgeht (ut e lectione cer»tum est), über sieben bischöfliche Sprengel das Metro»politanrecht ausgeübt haben. Wir haben ihn euch von dieser »heiligen römischen Mutterkirche als Vorsteher gesendet, und haben ihm und »seinen Nachfolgern in den vorgenannten Gegenden von Hunnenland oder »Avarien, wie auch in Mähren und den Provinzen von Pannonien oder »Mösien Unsere apostolische Stelle, den Kirchensprengel und die Ge»walt seiner Vorfahrer, nämlich der Erzbischöfe der »heiligen Kirche Lorch, das Kirchenrecht auszuüben, kraft der »Kirchengesetze anvertraut. Wir haben auch überdieß seiner Heiligkeit »das Pallium nach der alten Gewohnheit gegeben, welches Wir ihm so »verliehen haben, wie es Unsere Vorfahrer seinen Vorfah»rern verliehen, indem nämlich die Privilegien ungeschmälert be»lassen wurden.«

Kurz gefaßt berichten diese Worte: daß die Kirche Lorch schon zur Zeit der Römer und Gepiden die Metropole von sieben Bisthümern in Pannonien gewesen, und daß Urolfs Vorfahrer, die Metropoliten von Lorch, Jahrhunderte vor ihm von den römischen Päpsten das Pallium empfangen und getragen haben. Für diese Aussage wird kein anderer Beleg als die Versicherung angeführt, daß alles dieß bestimmt in Schriften enthalten sey, ut e lectione certum est. Aus welchem Archive und von welchem Auctor diese Schriften sind, wird nicht gesagt. Wir dürfen aber fest glauben, daß es keine authentische Actenstücke aus dem Archive des h. Petrus waren; denn solche konnten nicht vorhanden seyn, da die Geschichte der Kirche Lorch augenscheinlich zeigt, erstens, daß im Anfange des vierten Jahrhunderts unter der diokletianischen Verfolgung zu Lorch noch kein bischöflicher Sitz gewesen, indem sich daselbst, nach strenger Untersuchung, nur vierzig Christen vorfanden. Zweytens, daß unter Constantin dem Großen Sirmium die Hauptstadt und Metropole geworden und geblieben ist, bis auf seine Zerstörung durch den Hunnenkönig Attila im Jahre 441. Drittens, daß durch das ganze vierte Jahrhundert auf keinem der vielen Concilien ein Bischof aus dem Norikum, viel weniger ein Bischof oder Metropolit von

Lorch erschienen ist, selbst nicht auf der so nahen und das Interesse der norisch-pannonischen Kirche so sehr betreffenden Synode von Aquileja im Jahre 381. Viertens, daß die Metropolitanwürde auch nach dem Falle Sirmiums im Jahre 441 nicht auf Lorch übergegangen, noch übergehen konnte, wie schon Hansiz (I. Cap. XII. p. 56—64) bewiesen; denn durch die im Anfange des fünften Jahrhunderts erfolgte Völkerwanderung ward Lorch vollends außer Stand gesetzt, eine Metropole von Pannonien zu seyn oder zu werden. Fünftens, daß Lorch zur Zeit des h. Severin, wie Tiburnia, ein bischöflicher Sitz geworden, ist zwar aus der Legende jenes Heiligen gewiß, aber unter Umständen, die keinen Gedanken an eine Metropole von Pannonien aufkommen lassen. Sechstens, daß nach dem Tode des Bischofs von Lorch, Constantius, wegen erfolgter Auswanderung und dem im Jahre 490 ausgebrochenen Vertilgungskriege zwischen Odoacer und Theodorich das entvölkerte Norikum mit dem angränzenden Pannonien so fürchterlich, nach dem Zeugnisse des Ennodius, verwüstet worden ist, daß an eine Nachfolge Theodors I. zu Lorch gar nicht zu denken. Aus allem diesen ergibt sich die Unmöglichkeit, daß die Kirche Lorch zur Zeit der Gepiden ihre Metropolitangewalt über sieben Bisthümer in Pannonien erstreckt habe. Nach der Vertreibung der Hunnen, im Jahre 454, nahmen die Gepiden das alte Dacien, das ist, alles Land nördlich der Donau bis über die Theiß, in Besitz; neben ihnen in Pannonien saßen die Ostgothen. Als diese im Jahre 490 nach Italien abzogen, wütheten, wie Ennodius bezeugt, die Franken, Sachsen und Heruler daselbst. Allmälich aber folgten ihnen die Longobarden, von welchen Paul der Diakon berichtet: »Egressi Longobardi de Rugiland habitaverunt in campis patentibus (auf dem rechten Ufer der Donau, gegen den Neusiedler-See) quo in loco dum per trium annorum spatia morarentur bellum exortum est inter Tatonem (dem siebenten Longobardenkönig) atque Rudolfum Herulorum regem. Die Heruler wurden vernichtet. Hinc Longobardi ditiores effecti, aucto exercitu de diversis gentibus, quas superaverant, ultra coeperunt bella expetere et virtutis gloriam undequaque protelare.« Der neunte König der Longobarden, Alboin, vernichtete endlich im Bunde mit den Avaren das Volk der Gepiden im Jahre 565. Wann hätten also in Pannonien zur Zeit der Gepiden sieben Bisthümer, Suffragane der Kirche Lorch, entstehen und bestehen können? — Und da Lorch zu keiner Zeit, vor Urolf, eine Metropole von Pannonien gewesen, wie hätten seine Vorfahren von den Päpsten das Pallium erhalten sollen? — Da jedoch die angeführte Bulle ausdrücklich sagt, es gehe aus den Schriften bestimmt hervor, daß Urolfs Vorfahrer zur Zeit der Römer und Gepiden über sieben bischöfliche Sprengel in Avarien und Mähren das Metropolitanrecht ausgeübt haben, so kann diese Nachricht nur aus Schriften geschöpft seyn, welche Urolf dem Papste vorgelegt hatte, und nun eröffnet sich die schreckliche Gewißheit, daß dieser sehr falsch berichtet und auf das schändlichste hintergangen worden ist. Die sieben Bisthümer, über welche Urolfs Vorfahrer ihre Metropolitangewalt schon zur Römerzeit ausgeübt haben sollen, sind nichts anders, als jene sieben Städte, von welchen der falsche Commentar zu den falschen Acten des h. Maximilian oder jener Notitia de antiquissimo statu Ecclesiae Laureacensis (im diplomat. Anhang Nro. IX, Absatz 14) spricht, wo von dem ungeheuren Patrimonium von 22 Städten die Rede ist, welches der zum christlichen Glauben bekehrte

römische Kaiser Philipp der Kirche Lorch geschenkt haben soll. Zuerst werden die Städte von Pannonien, worunter man aber auch Norikum und das zweyte Rhätien zu verstehen hat, aufgezählt; dann heißt es weiter: »per Moesias (in der Bulle Eugens II. Avarien und Mähren genannt) autem Tyrana (Tyrnava), Nytraba, Seclama (Iglau?), Vetrava (Vetvara), Curinia, Wisseyda (Wissegrada) et Herbipolis fuere.«

Da, wo Hansiz von dem ungeheuren Patrimonium der Kirche Lorch und von den darin enthaltenen Städten spricht (I. p. 24), kann er sich nicht enthalten, seinen Unwillen hierüber zu äußern: »Unde primum nugas istas confutare occipias? quanquam quid confutare, quarum vanitas aperta est?« — Demungeachtet hält er das Daseyn der genannten sieben Städte und Suffragan-Bisthümer der Lorcher Erzkirche zur Zeit der Römer und Gepiden für gewiß, weil in der Bulle Eugens II. ausdrücklich darauf hingedeutet wird. Allein es ist Pflicht des Geschichtsforschers, in den Bullen der Päpste dasjenige, was sie aus ihrer Ueberzeugung und aus richtiger Kenntniß authentischer Actenstücke aus dem Archive des h. Petrus geschrieben, von dem zu unterscheiden, was in der römischen Curie, unter der beständigen Voraussetzung, daß man ihr Wahrheit berichtet habe, bloß dem fremden Berichte nachgeschrieben worden ist. Daß das Letztere besonders in der vorliegenden Bulle Eugens II. der Fall ist, kann nicht mehr bestritten werden.

Auf die wahre Thatsache, daß Lorch zur Zeit des h. Severin ein bischöflicher Sitz gewesen, welcher unter dem damaligen Bischof Constantius durch die Vermittlung des h. Severin nach Faviana in Pannonien verlegt worden ist, baute Urolf seine Geschichte der einstmaligen Metropole Lorch mit eben so offener Kühnheit als Offenkundigkeit des Betrugs. Es mußte nach seinem Plane die Kirche Lorch schon in dem Zeitalter der Apostel entstanden, und schon zur Zeit der Römer, unter dem Kaiser Philippus, die Metropole von Pannonien und Mösien gewesen seyn. Um dieses zu behaupten, war ein falsches Verzeichniß von Lorcher Erzbischöfen nothwendig, wovon die erstern Quirinus, Gerhard und Eutharius sind. Da die Acten des h. Florian zu diesem Zwecke nichts weniger als zuträglich waren, so mußten andere von einem h. Maximilian an deren Stelle gesetzt werden, welche jenen von dem h. Quirinus zu Siscia und dem h. Victorin von Petovium den Vorsprung in der Zeit abgewannen, damit diese das Alter der Kirche Lorch nicht mehr beeinträchtigen konnten. Damit es ja nicht den Anschein gewinne, als wäre das Bisthum Lorch nach dem Tode des Bischofs Constantius gänzlich erloschen, mußte ein Theodor I. sein unmittelbarer Nachfolger zur Zeit der Gepiden, und von dem Papste Symmachus als Metropolit von Pannonien mit dem Pallium geziert werden. Daher war eine fälschlich jenem Papste untergelegte Bulle nothwendig, welche von der Bulle Eugens II. an den Erzbischof von Salzburg, Adelram, vom Jahre 824, wo nicht ganz, doch wenigstens im Anfange von Wort zu Wort entnommen ist, wie der Vergleich im diplomatischen Anhange Nro. IV und V augenscheinlich beweiset. Aber wie ein Frevel den andern bedingt und eine Unwahrheit die andere erzeugt, so ward nothwendig, daß, wie im Anfange, also auch am Ende der Metropole Lorch noch drey falsche Erzbischöfe, Vilo, Bruno und Theodor II., eingeschoben wurden, und zuletzt auch noch Vivilo diese Würde auf sich nehmen mußte, damit er mit der

Verlegung seines erzbischöflichen Sitzes von Lorch nach Paßau auch alle Rechte desselben dahin übertragen konnte.

Im gegenwärtigen Falle, wo das apostolische Verdienst Urolfs das Hauptmotiv seiner Beförderung war, bedurfte es nichts weiter, als das ehemalige Daseyn der Metropole Lorch und deren Gewalt in Pannonien durch die vorbereiteten Hülfsmittel, nämlich jener Notitia de antiquissimo statu Ecclesiae Laureacensis, durch die Acten des h. Maximilian und durch das Verzeichniß der Lorcher Erzbischöfe glaubhaft zu machen. Er erreichte seinen Zweck; doch bald wurde ihm die Freude hierüber sehr verbittert. Reginhar, der gleichzeitige Bischof von Paßau, hatte das System Urolfs von der einstmaligen Metropole Lorch sehr gut aufgefaßt, und wußte es trefflich zu seinem Vortheile zu benützen. Er duldete nicht, daß Urolf, der abgesetzte Bischof von Paßau, den Titel eines Erzbischofs von Lorch führe, welcher nach dessen Behauptung dem rechtmäßigen Bischof von Paßau, dem Erben aller Metropolitanrechte Lorchs, zukomme; und daß er Bisthümer in einem Landestheile errichte, welcher vormals zur Metropole Lorch gehört habe. Er zog daher die beyden Bisthümer Faviana und Vetvar zu seiner Diöcese. Erzbischof Adelram von Salzburg übte im Jahre 828 sein Metropolitanrecht jenseits der Donau in Pannonien ohne mindeste Rücksicht auf den Metropoliten Urolf aus, indem er in der Hauptstadt des östlichen Mährerfürsten Priwina, zu Neitra, eine Kirche weihte [1]. Urolf's Name wird seit dem Empfange des Palliums nicht mehr gehört. Er hatte sich wahrscheinlich unter den Schutz des westlichen Mährerfürsten Moimar begeben. Was aus dem Bischof von Faviana, Rathfred, geworden, ist unbekannt. Arno, der ehemalige Bischof von Vetvar, erscheint in einer Urkunde Ludwigs des Deutschen vom 16 Februar 836 unter dem Titel eines Chorbischofs, dem der König die Kirche Kirchbach im Avarenlande mit hundert Mansus auf seine und seines Neffen Arno Lebenszeit zum Nutzgenuß überließ, nach deren Ableben aber solle das Ganze der Kirche Paßau als Eigenthum heimfallen [2]. Als der Bischof von Paßau, Reginhar, die vorgeblichen Rechte der Kirche Lorch in Pannonien so weit als möglich auszudehnen suchte, gerieth er mit dem Erzbischof von Salzburg Adelram in Streit, welchen der König Ludwig zu Regensburg im Jahre 829 dahin entschied, daß künftig derjenige Bezirk jenseits des Kahlenberges, welcher nord= und westwärts bis an die Spraza und Raab hinliegt, nach Paßau, der ganze übrige ost= und südwärts gelegene Landestheil Pannoniens nach Salzburg gehören sollte [3].

XII. Gerhard, Bischof von Paßau, zweyter Erzbischof von Lorch.

Sieben nach Reginhar folgende Bischöfe zu Paßau fügten sich den Befehlen der Erzbischöfe von Salzburg ohne Widerrede. Unter diesen zeigte nur der einzige Wiching böse Absichten. Er war vorher Bischof zu Neitra in Mähren gewesen, bis zu dieses Landes gräulicher Verwüstung durch die Ungern. Hierauf nahm ihn Kaiser Arnulf zu seinem Vicekanzler, und beförderte ihn, nach dem Ableben des Bischofs

1) Hansiz II. p. 124.

2) Mon. Boic. Vol. XXVIII. Part. I. p. 29.

3) Hansiz II. 125.

Engilmar im Jahre 897 [1]), auf den bischöflichen Stuhl zu Paßau. Im Jahre 898 den 9. Sept. zu Regensburg ertheilte ihm Kaiser Arnulf eine weitläufige Bestätigungsurkunde über alle Güter, Rechte und Privilegien seiner Kirche Paßau, in welcher Urkunde gleich nach dem Eingange gesagt wird: »Comperiat omnium — — — industria, quod wichingus pataviensis Ecclesiae praesul venerandus obtulit nobis auctoritates immunitatum piae recordationis Karoli, atque hludovici, Serenissimorum videlicet Imperatorum, in quibus continebatur insertum, qualiter ipsi praedictam sedem *quam vivilo quondam Sancte lauriacensis ecclesiae archiepiscopus, post excidium, et miserabilem barbaricam devastationem eiusdem praescriptae lauriacensis ecclesiae, nuspiam alibi inventa suae tuicionis securitate primus episcopavit, otilone strenuo bajovariorum duce concedente*, qui etiam canonicos, et monachos quos dei misericordia hostium subtraxerat praedae, in ecclesia quae est constructa in honore S. Stephani protomartyris Christi, vbi etiam S. Valentinus corpore requiescit reverenter collocavit, quam vero cum omnibus ad eam pertinentibus vel aspicientibus sub immunitatis suae defensione consistere fecerant« etc. [2]). Da nun in diesem Inserte die auffallende Unwahrheit enthalten ist, daß Vivilo Erzbischof von Lorch gewesen, und seinen Sitz wegen der Grausamkeit der Avaren von da nach Paßau verlegt habe, so erkannte der Erzbischof von Salzburg, Dietmar, zugleich Erzkanzler, dessen Name am Ende der Urkunde wie gewöhnlich gebraucht, hier aber mißbraucht wurde, aus welcher bösen Absicht Wiching dem Kaiser solche Unwahrheit beygebracht, und diese noch überdieß urkundlich bestätigen ließ, und entsetzte ihn in einer Synode der Suffragan-Bischöfe im Jahre 899 von seinem bischöflichen Stuhle zu Paßau. Doch blieb das falsche Insert, und Scholliner, hierauf vertrauend, hielt sich für berechtigt, den Bischof Aribo von Freysing in dessen Legende von dem h. Emmeram einer Unwahrheit zu bezüchtigen.

Im Jahre 931 bestieg Gerhard den bischöflichen Stuhl von Paßau, welcher neuerdings nach dem erzbischöflichen Pallium strebte. Zwar, so lange der Erzbischof von Salzburg, Adalbert I. (auch Udalbert), und sein Blutsverwandter, der Herzog von Bayern, Arnulf I., lebte, wagte er keinen Schritt. Sobald aber dieser gestorben war, den 12. Juny 937, und die Bayern, ohne des neuen Königs der Deutschen Otto I. Beystimmung zu erwarten, den Eberhard, Arnulfs Sohn, zu ihrem Herzog ausgerufen hatten, benützte Gerhard sogleich die Zuneigung des jungen Herzogs, um dem, nach des Erzbischofs Adalbert II. Tode (14. Nov. 935) gewählten Erzdiakon Egilolf in der Erlangung des Palliums zuvorzukommen. Er ließ durch eigene Abgeordnete an den Papst Leo VII., welcher im Jänner 937 den h. Stuhl bestiegen hatte, seine Bitte um das Pallium, mit Beyfügung seines compendiösen Glaubensbekenntnisses und anderer nothwendiger und mitwirkender Belege, einreichen, und der Papst ertheilte ihm das Pallium

---

1) Meichelbeck führt im ersten Theile seiner Geschichte von Freysing S. 147 eine Urkunde des Kaisers Arnulf an, dd. Regensburg den 13. Dezember 898, worin der Bischof Engilmar von Paßau noch als Fürbitter für die Kirche Freysing erscheint. Dagegen folgt nun eine andere Urkunde Arnulfs für Paßau vom 9. Sept. 898, worin Wiching als Bischof von Paßau auftritt.

2) Mon. Boic. Vol. XXVIII. Part. I. p. 119.

ohne alles Bedenken. Die hierüber an Gerhard, Erzbischof von Lorch, ausgestellte Bulle enthält nichts anderes, als eine sehr schöne Ermahnung, wann und wie sich der neue Erzbischof dieses Ehrenzeichens zu bedienen und seiner neuen Würde gemäß zu benehmen habe [1]). Aber damit war Gerhard noch keineswegs zufrieden. Der größte und schönste Theil seiner Diöcese war damals in der Gewalt der unleidlichen und heidnischen Ungern, da hatte der neue Erzbischof nichts zu thun. Weil nun der gewählte Erzbischof von Salzburg, Egilolf, noch immer zögerte, sich um die seiner Erzkirche zustehenden Privilegien bey dem apostolischen Stuhle zu bewerben, begab sich Gerhard selbst nach Rom, und wußte den Papst Leo VII. durch eine von Thränen und Seufzern mehrmals unterbrochene Schilderung des kläglichen Verfalls der Kirchenzucht und Sittlichkeit in Bayern und durch fußfällige Bitte um Belehrung und Vorschrift hinsichtlich einiger namentlich angeführten Gebrechen so sehr für sich einzunehmen, daß er ihm in einer neuen Bulle an die Könige, Herzoge, Bischöfe, Aebte, Grafen, besonders an die Bischöfe Egilolf von Salzburg, Isangrim von Regensburg, Lambert von Freysing, Wisund von Säben und allen übrigen Bewohnern von Gallien, Germanien, Bayern und Alemannien [2]), das apostolische Vicariat in den genannten Ländern ertheilte. Man kann sich bey aufmerksamer Durchlesung aller Belehrungspuncte in dieser Bulle unmöglich des Gedankens erwehren, daß Gerhard nur auf Kosten seiner Mitbischöfe, besonders aber des Salzburger Erzbischofes, sich so sehr erhoben habe.

Jedoch schon im Jahre 938 vertrieb König Otto I. den Herzog der Bayern, Eberhard, und gab das Herzogthum Bayern dem Berthold, Bruder Arnulfs I. Im Jahre 939 starb der erwählte Erzbischof von Salzburg, Egilolf, und der König beförderte seinen Erzkanzler Herold, einen Blutsverwandten der Herzoge Arnulf und Berthold, auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl, und gab ihm von dieser Zeit an in allen ihn betreffenden Urkunden den Titel Erzbischof. Dieser säumte zwar keinen Augenblick, die Rechte seiner Erzkirche und seiner Vorfahrer wieder herzustellen und zu behaupten, konnte aber weder bey dem Papste Stephan VIII. (939—942), noch bey dessen Nachfolger Marinus (943—946) durchdringen. Indessen setzte Herold seine Bewerbungen, im Vertrauen auf seine gerechte Sache, muthig und eifrig fort, so daß sich endlich Papst Agapitus II., welcher im Monat Juny 946 dem Marinus gefolgt war, genöthigt sah, die Ansprüche der Streitenden neuerdings zu untersuchen, und den schon allenthalben Aufsehen und Aergerniß erregenden Streit der beyden Erzbischöfe durch sein entscheidendes Machtwort zu endigen.

Unterdessen hatte sich Gerhard um den rechten Mann umgesehen, welcher seine Sache zu Rom mit Glück vertheidigen sollte. Dieser war Hadamar, Abt des großen Klosters zu Fulda, Gerhards innigster Freund, und bey dem Papste Marinus, durch dessen Hülfe er alle Drohungen seines Erzbischofs von Mainz siegreich vereitelt hatte, so wie auch bey dem Nachfolger des Marinus, dem Papste Agapitus II., hochangesehen und beliebt. »Interea vero obiit Marinus »Papa, cumque in eius locum mox suffectus fuisset Agapitus II. »Romam iterum adiit praesul noster (Hadamarus), novo Pontifici, »cui dudum innotuerat, de suscepta jam dignitate gratulaturus,

1) Hansiz I. p. 191.

2) Ebenda, p. 192.

»qua occasione non modo monasterii sui, sed et simul Ecclesiae »Passaviensis privilegiorum omnium innovationem ac confirmatio»nem impetravit, idque potissimum in gratiam *Gerardi* illius sedis »Episcopi, quocum intima amicitia conjunctus erat« [1]).

Diesem von der wahren Beschaffenheit der Dinge gänzlich ununterrichteten Manne, welcher folglich gegen alle weitere verfängliche Fragen der römischen Curie durch seine Unwissenheit geschützt war, hatte Gerhard seine schon von Urolf, Reginhar und Wiching für alle Fälle vorbereiteten Instrumente und Dokumente übergeben. Demungeachtet waren die Rechte der salzburgischen Kirche so offenkundig, bestimmt und entschieden, daß Papst Agapitus nicht umhin konnte, sie als vollgültig zu erkennen und zu bestätigen. Höchst wahrscheinlich hatte aber der Feuereifer Herolds, des Erzbischofs von Salzburg, in der Vertheidigung seiner Rechte den Ton nicht getroffen, welchen man in der römischen Curie zu hören gewohnt war, und zugleich hatten die Empfehlungen des beliebten Abtes und die von diesem dargelegten Paßauer Dokumente so gut für Gerhard gewirkt, daß Papst Agapitus II. in einer neuen, an den Erzbischof von Lorch, Gerhard, gerichteten Bulle vom Jahre 946 aus apostolischer Vollmacht die Kirche Lorch neuerdings von aller Unterwürfigkeit unter die Erzkirche Salzburg entband, sie zur Metropole und Erzkirche erhob, alle ihre Privilegien und Rechte bestätigte, dem Erzbischof Gerhard und allen seinen Nachfolgern den Gebrauch des Palliums zusprach, ihm das apostolische Vicariat in seiner pannonischen Erzdiöcese (die damals in der Gewalt der Ungern war) übertrug, und endlich die Gränzen derselben so bestimmte, daß, mit Ueberlassung des westlichen Theiles von Pannonien an Salzburg, wohin er von jeher gehörte, dem Erzbischof von Lorch der ganze östliche Theil Pannoniens, und wegen dem höhern Alter seiner Kirche der Vorrang vor dem Salzburger Erzbischof bleiben sollte [2]).

So gut es aber auch Papst Agapitus II. mit dem Erzbischof Gerhard gemeint haben mochte, so sehr fand sich dieser durch die erfolgte Entscheidung, von der er wahrscheinlich vor der Ausfertigung der Bulle von dem Abte Hadamar aus Rom vorläufig benachrichtigt worden war, gekränkt; denn das päpstliche Vicariat in ganz Bayern, worauf sich Gerhard so viel zu Guten gethan, war nach Recht und Billigkeit dem Erzbischof von Salzburg wieder zugesprochen und bestätigt, und dem Gerhard, mit dem päpstlichen Vicariat in dem von den Ungern besetzten Pannonien, das Dorf Lorch oder die Festung Ennsburg als sein zukünftiger, wenig erfreulicher Metropolitansitz angewiesen worden. Erzbischof Gerhard war von dieser Entscheidung so schwer betroffen, daß er die Ankunft der päpstlichen Bulle nicht mehr erlebte, und sein Nachfolger, Bischof Adalbert (946—970), war zu edel und gewissenhaft, um hievon den mindesten Gebrauch zu machen.

Weil nun Hansiz und der größere Theil auch der neuern Forscher das Alter der Metropolitankirche Lorch, nicht so fast aus der Geschichte, das ist aus gleichzeitigen geschichtlichen Zeugnissen, die nimmer zu ihren Gunsten sprechen, sondern aus den Bullen der Päpste, ganz vorzüglich aber aus der gegenwärtigen des Papstes Agapitus II., zu beweisen belieben, so wollen wir nun die Gründe sehen und prüfen, welche diesen Papst bewogen haben, die Kirche Lorch und ihren Erzbischof

1) Jo. Fried. Schannat Hist. Fuld. Part. III. p. 113.

2) Im diplomat. Anhang Nr. VII.

Gerhard so sehr auszuzeichnen; denn die Dokumente, worauf sich der Papst in dieser Bulle beruft, gehören, wie Hansiz sagt, zu dem fünften, schon vorhin bey dem Erzbischof Urolf angeregten Monumente der Kirche Lorch.

»Es ist bekannt,« sagt Agapitus, »und bey Uns schriftlich »hinterlassen, welchen Kirchen der apostolische Stuhl die Würde des »Palliums zu ertheilen hat. Daß aber die Kirche Lorch von Alters »her eine Metropolitankirche und ein erzbischöflicher Sitz gewesen, wel»chem jetzt Deine Heiligkeit vorsteht, haben Wir nicht nur in Deinen »Uns zugeschickten authentischen Privilegien gelesen, sondern »auch in einigen im Archive des h. Petrus gefundenen »Büchern, die durch das Alter schon sehr angegriffen waren (vetustate »admodum attritis), so befunden.

Da es unbestreitbar erwiesen ist, daß Lorch vor dem fünften Jahrhundert und noch in den ersten 24 Jahren desselben kein bischöflicher Sitz, viel weniger die Metropole von Pannonien gewesen, welche Wahrheit durch die Notitia Honorii Augusti, — ein Verzeichniß aller zur Zeit des Kaisers Honorius (395—423) bekannten Bisthümer in der christlichen Welt, — das am Ende des Codex beygefügt war, welchen Papst Hadrian dem König Karl dem Großen geschenkt hat, auffallend bestätigt wird, weil in dieser Notitia Laureacum so wenig als Juvavo genannt ist *); — so können die Privilegien der Kirche Lorch, auf welche sich der Papst in seiner Bulle beruft, keine älteren seyn, als: die Bulle des Papstes Symmachus an Theodor, Erzbischof von Lorch, aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts; die Bulle des Papstes Eugen II. vom Jahre 826 für Urolf, Erzbischof von Lorch, die Bulle des Papstes Leo VII. an den Erzbischof Gerhard, und die Urkunde des Kaisers Arnulf vom Jahre 898 für den Paßauer Bischof Wiching mit dem oben erwähnten Inserte, von der Versetzung des Sitzes von Lorch nach Paßau durch den Erzbischof Vivilo. Daß mit den beyden andern auch die Bulle des Symmachus für authentisch erklärt wird, ist bloß ein Beweis, daß Papst Agapitus sie als solche erkannte, aber dadurch noch keineswegs bewiesen, daß sie wirklich authentisch ist. Wer möchte sich wundern, daß die Bulle des Papstes Symmachus an den Erzbischof Theodor von Lorch von dem Papste Agapitus in jenem so barbarischen und rohen Zeitalter des zehnten Jahrhunderts für authentisch erkannt wurde, da kritische Geschichtsforscher unserer Tage, in dem so aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert, ihre Echtheit und Authenticität behauptet haben?

Die in dem päpstlichen Archive gefundenen und vom Alter schon sehr angegriffenen Bücher (exemplaria) konnten wohl keine andern gewesen seyn, als ein Paar Exemplare der von Eugippius verfaßten Legende des h. Severin, und die des Ennodius von dem h. Anton von Lirin, in welchen beyden von Constantius, Bischof von Lorch, Nachrichten und schöne Zeugnisse für ihn gegeben werden.

»Wir haben auch erkannt, daß Lorch im Beginne der werdenden »Kirche und unter der schrecklichsten Christenverfolgung von den Lehrern »dieses Sitzes die Anfangsgründe des katholischen Glaubens bekommen, »welche von da durch die nachfolgenden Prediger in Ober= und Unter»pannonien ausgebreitet wurden.«

---

*) Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche, von Jos. Binterim, I. Bd. II. Thl. S. 619.

Diese Nachricht ist unverkennbar aus der Legende von dem h. Maximilian, Bischof zu Lorch und Martyrer, und zwar aus dem ersten und neunten Absatze derselben hervorgegangen.

»Welchen beyden Provinzen und deren Bischöfen bis auf die Zeit »der Hunnen (das ist der Hunnavaren) kein anderer Erzbischof vorgestan»den, als der von Lorch; deren barbarische Wildheit nicht nur diese »Stadt, sondern auch alle in deren Umkreise befindlichen Gegenden ver»wüstete und zerstörte. Daher geschah es, daß die Lorcher Bischöfe noth»gedrungen jenen Sitz und zugleich die erzbischöfliche Würde verließen, »und sich an einen andern Ort begaben.«

Aus dem ihm dargelegten Verzeichnisse der Lorcher Erzbischöfe konnte Papst Agapitus, der keinen Gedanken von deren Falschheit hegte, sich leicht überzeugen, daß den beyden pannonischen Provinzen bis auf die Zeit der barbarischen Verwüstungen kein anderer Erzbischof als der von Lorch vorgestanden sey. Ueber die Zerstörung Lorchs durch die Hunnavaren, so wie über die Verlegung des bischöflichen Sitzes von da nach Paßau durch den Erzbischof Vivilo, gab ihm das kaiserliche Wort Arnulfs in dessen Urkunde für den Paßauer Bischof Wiching hinreichende Bürgschaft.

»In neueren, noch nicht so lange vergangenen Zeiten, da Bayern »ohne apostolischen Stellvertreter war, wurde Arno zum Erzbischof der »h. Kirche Salzburg ernannt. Dieses bezeugt die alte gedenkbare Ge»schichte des h. Archives.«

Diese Worte erklären sich von selbst; aber aus allem Vorgehenden ist gewiß, daß Agapitus in den ihm vorgelegten, meist falschen, aber für echt und authentisch angesehenen Paßauer Dokumenten Beweggründe genug gefunden habe, der Kirche Lorch und ihren Vorstehern die verlorne Würde wieder herzustellen.

XIII. Piligrim, Bischof von Paßau, dritter Erzbischof von Lorch.

Wie bereits vorhin gesagt worden, Gerhard erlebte die Ankunft der Bulle des Papstes Agapitus II. nicht mehr, und sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Adalbert (946 — 940), machte keinen Gebrauch davon. Diesem folgte im Jahre 971 Piligrim in der bischöflichen Würde, welchem die Bekehrung der Ungern Gelegenheit und Veranlassung gab, die von seinem Vorfahrer ungebrauchte erzbischöfliche Würde neuerdings anzunehmen. Hansiz gibt ihm den Namen eines Apostels der Ungern Zu voreilig, wie mir scheint; denn im Lichte der Wahrheit beschaut, wollte Piligrim nur ernten, wo Andere gesäet haben. Schon im Jahre 971, im ersten seiner bischöflichen Würde, waren Prediger des christlichen Glaubens nach Pannonien gezogen, um die Ungern für die Lehre des Evangeliums zu gewinnen; unter diesen auch ein Einsiedler aus dem Schwarzwalde, Wolfgang mit Namen, ein Mann von edler Geburt und großen Geistesgaben. Aber alle Bemühungen dieser entschlossenen Männer waren fruchtlos. Bischof Piligrim, den Einsiedler Wolfgang für einen Landstreicher haltend, rief ihn zu sich nach Paßau; erkannte aber bald die reine Tugend und den gebildeten Geist dieses Mannes, und brachte es durch eifrige Anempfehlung desselben bey dem vielvermögenden östlichen Gränzgrafen Burghard dahin, daß Kaiser Otto I. schon im folgenden Jahre 972 den Mönch Wolfgang zum Bischof von Regensburg ernannte. Im nämlichen Jahre starb Toxis, der Ungern Herzog, dem sein Sohn Geisa in

der Regierung folgte. Dieser wünschte sehnlichst, sein rohes und wildes Volk zu geselligen, verträglichen und arbeitsamen Menschen zu machen. In diesem Wunsche und Vorsatze bestärkte ihn die Gesandtschaft, womit er von dem Kaiser Otto I. war beehrt worden. Weislich hatte dieser den Bischof von Werden, Bruno, ehemals Mönch zu Corvey, einen durch Frömmigkeit, Gemüthlichkeit, Sanftmuth und gelehrte Bildung ausgezeichneten Mann, zum Haupte jener Gesandtschaft gewählt, um den Barbarenfürsten Geisa nicht nur in seinen friedlichen Gesinnungen zu erhalten, sondern ihn auch der Ausbreitung des Christenthums in seinem Lande geneigter zu machen, und den unzählbaren Gefangenen, welche seine Väter aus Deutschland, Frankreich und Italien dahin zusammengeschleppt hatten, wenigstens freye Ausübung ihres Gottesdienstes zu bewirken. Der fromme Bischof erreichte seinen Zweck vollkommen. Geisa's Abgeordnete zogen bald darauf nach Quedlinburg, um den Kaiser von seiner Ergebenheit und Freundschaft, womit er dessen Wünsche erfüllen wollte, zu versichern. Jetzt erhielten die Priester und Mönche zur Verbreitung des Christenthums in dem Lande der Ungern Sicherheit und Freyheit. Geisa selbst ersuchte den Bischof Piligrim von Paßau, daß er ihm Glaubensprediger sende, und dieser schickte ihm sogleich eine ganze Schaar derselben aus den Klöstern Bayerns, welche so glücklich waren, in kurzer Zeit bey fünftausend der vornehmsten Ungern zu bekehren und zu taufen. Dieses glückliche Ereigniß berichtete Bischof Piligrim im Jahre 974 in einem ehrfurchtsvollen Schreiben, das er durch eigene Abgeordnete übersandte, dem damaligen Papste Benedict VII. Zugleich fügte Piligrim seinem Schreiben ein ausführliches Glaubensbekenntniß bey und die Bitte um das erzbischöfliche Pallium, um Bestätigung der seinen Vorfahren ertheilten Privilegien und um die Vollmacht, für das neubekehrte Land Bischöfe weihen und anstellen zu dürfen [1]).

Papst Benedict VII., in der aufrichtigen Freude über die Bekehrung eines so rohen und barbarischen Volkes, bewilligte gerne jede seiner Bitten. Zwar ist die Bulle desselben an Piligrim, worin er diesem auf seine eingereichte Bitte antwortete und ihm das Pallium übersendete, nicht mehr vorhanden, wohl aber eine Umlaufsbulle dieses Papstes an die Erzbischöfe Robert von Mainz, Dietrich von Trier, Adalbert von Magdeburg, Gervoh von Köln, Friedrich von Salzburg und Adalgarus von Bremen; eben so auch an Otto II., römischen Kaiser, und seinen Neffen Heinrich, Herzog von Bayern, und an die übrigen Bischöfe, Aebte, Herzoge und Grafen in Gallien und Germanien [2]).

Je mehr man zu der Meinung berechtigt ist, daß des Bischofs Piligrim verdienstvolles Predigtamt in Ungern für den Papst der erste und vornehmste Beweggrund gewesen sey, dem Bittsteller das Pallium zu ertheilen, um so mehr wird man überrascht, in dieser Bulle einen ganz andern an dessen Stelle zu finden. Papst Benedict sagt nämlich:

»Daß Wir dieses seiner Kirche schuldig sind, bezeugen die uralten »Zeugnisse ihrer Privilegien, in welchen auch enthalten ist, daß die »vorgenannte Kirche Lorch seit dem Pontificate des »seligen Papstes Symmachus für eine Metropolitan-»Kirche gehalten wird, und so viel Wir theils hieraus, theils

1) Hansiz I p. 211.

2) Diplomat. Anhang Nr. VIII.

»auch aus den Leiden der Martyrer, von welchen dort zur Zeit der Chri-
»stenverfolgung mehrere unter verschiedenen Qualen geblutet, entnehmen
»können, wird sie auch, hinsichtlich ihres Alters und ihrer erzbischöflichen
»Würde, für die erste unter allen pannonischen Diöcesankirchen gehalten,
»welche schon vor vielen Zeiten durch die oftmaligen Einbrüche barbari-
»scher Völker verwüstet und ausgeödet ward, bis endlich der unüber-
»windliche Kaiser Otto I. die Macht dieser Barbaren siegreich gebrochen
»und vernichtet hat. Jetzt aber, da die mehrgedachte heilige Kirche Lorch,
»Gott dem Allmächtigen sey Dank! nicht nur der Ruhe und Sicherheit
»genießt, sondern deren lange Feinde und Verfolger, bekehrt und ge-
»tauft, den Namen unsers Herrn Jesu Christi anrufen, Priester zu
»haben wünschen, und einige verwüstete Kirchen in ihrem Lande wieder
»herstellen wollen; finden Wir die Bitte des vorgenannten Erzbischofs
»von Lorch, da sie durch alte Zeugnisse des apostolischen Stuhles unter-
»stützt wird, eben so gerecht, als zur Verbreitung der christlichen Reli-
»gion in den Provinzen der Ungern und Mährer-Slaven, die an seine
»Diöcese gränzen, so wie auch zur Wiederherstellung einiger bischöflicher
»Sitze, wie sie dort einst bestanden, höchst angemessen, und ernennen
»ihn zum Erzbischof derselben. Weil aber die Metropolitankirche Salz-
»burg Mißbrauch gemacht hat von der Unterwürfigkeit der durch die
»Barbaren verunglückten und zerstörten Kirche Lorch, so können Wir,
»nachdem Wir ihre apostolischen Privilegien kennen gelernt haben, durch-
»aus nicht zugeben, daß sie derselben beraubt werde« etc. etc.

Auch in dieser Bulle treten die nämlichen, jetzt zum dritten Male angewendeten niedrigen Künste: falsche, andere verkleinernde Berichte, falsche Verzeichnisse der Lorcher Bischöfe, die unterschobenen Acten des h. Maximilian mit dem berüchtigten Commentar und die Bullen der Päpste, jene unterschobene des Symmachus, so wie die Bullen Eugens II., Leo VII. und Agapitus II., mit einer neuen Unwahrheit: daß die Erzkirche Salzburg Mißbrauch gemacht habe von dem Unglücke und der Unterwürfigkeit der Kirche Lorch, vermehrt hervor, welche, wenn sie auch unbedingten Glauben gefunden haben, doch immer das bleiben, was sie sind. Wenn Hansiz behauptet, daß selbst Papst Benedict VII. die Bulle seines Vorgängers Symmachus an Theodor, Erzbischof von Lorch, für echt erkannt habe, so hat er buchstäblich wahr gesprochen; denn das geht aus der vorliegenden Urkunde unverkennbar hervor; so wie auch wir die reine Wahrheit behaupten, daß in eben dieser Anerkennung noch kein Beweis für ihre Echtheit liege.

Ob aber diese, gleich allen vorhergegangenen, undatirte Urkunde wirklich von dem Papste Benedict VII. ausgegangen, ob sie eine echte Bulle dieses Papstes sey, darf wohl aus mehreren wichtigen Gründen bezweifelt werden.

Erstens ist die Zuschrift dieser Bulle mit Recht auffallend. Piligrim ist ja nicht der erste Bischof von Paßau, der zur erzbischöflichen Würde erhoben wurde; warum also eine neue Ankündigung an alle Erzbischöfe von ganz Deutschland und mitunter auch an den römischen Kaiser Otto II. und an seinen Neffen Heinrich, Herzog von Bayern, an welche in jedem Falle ein besonderes Schreiben üblich und schicklich war.

Zweytens, wann hat je ein Papst seinen Amtsgenossen, den Erzbischöfen, den Titel Söhne gegeben, wie er in dieser Bulle erscheint?

Drittens, wie soll dem Papste Benedict VII. beygefallen

seyn, sich selbst den eben so ungewöhnlichen als unschicklichen Titel zu geben: »Benedictus divina gratia praeditus apostolicae sedis pontifex, servus autem servorum Dei?«

Viertens weiß man fast bis an das Ende der Bulle nicht, welchem Erzbischof von Lorch sie namentlich gilt; denn erst gegen Ende wird der Name Piligrim das einzige Mal genannt; eben so ist in dieser Bulle das Land Bawaria immer für Avaria gesetzt.

Fünftens streitet gegen die Echtheit dieser Bulle besonders auffallend das Benehmen des Kaisers Otto II., welcher hievon niemals Notiz genommen, und seinen treuen und schwergeprüften Freund Piligrim in keiner der fünf zu seinen und seiner Kirche Paßau Gunsten vom Jahre 974 bis 977 gegebenen Urkunden [1]) mit dem erzbischöflichen Titel beehrt hat.

Eben so muß auch immer auffallend bleiben, daß in der ganzen von der königlich bayerischen Akademie herausgegebenen höchst wichtigen und beträchtlichen Urkundensammlung der bischöflichen Kirche Paßau, — mit Ausnahme der einzigen Bulle des Papstes Symmachus, welche erst in dem viel späteren Loesdorfischen Codex in Abschrift ohne Datum erscheint, — keine einzige der vorerwähnten durchaus undatirten päpstlichen Bullen an die Bischöfe, Urolf, Gerhard und Piligrim, zu finden ist; — woraus zu schließen, daß diese Bullen in gar keinem der sieben Paßauischen Codices abschriftlich vorhanden waren, mithin von den Bischöfen selbst als höchst unwürdige Monumente der Kirche Lorch beseitigt und verheimlicht worden sind.

Von der Zeit Piligrims an verflossen volle sechs Jahrhunderte, in welchen die Bischöfe zu Paßau weder an das Pallium, noch an die Metropole von Lorch gedacht, sondern sich, wie die ununterbrochene Reihe der salzburgischen Provinzial-Concilien beweiset, beständig als Suffragane der Erzkirche Salzburg bekannt und benommen haben. Indessen wucherte die von Urolf erfundene falsche Geschichte der Metropole Lorch so üppig fort, daß sie in den bayerischen und österreichischen Archiven fast unaustilgbar geworden ist. Ja sie gestaltete sich bey den spätern Nachkommen zur wirklichen Wahrheit, und ward als solche bey jeder Gelegenheit dargestellt. Einige Zeit mußte sie den Bischöfen von Paßau zur Waffe der Nothwehre gegen den mehrmals von den Herzogen von Oesterreich aufgegriffenen Plan, zu Wien in ihrer Residenzstadt einen eigenen bischöflichen Sitz zu errichten, dienen. Als dieser unter Kaiser Friedrich IV. im Jahre 1480 wirklich gegründet, und unter Kaiser Karl VI. den 1. Juny 1722 sogar zum Metropolitansitze erhoben worden war, hatten die im Jahre 1728 der römischen Curie zum letzten Male vorgelegten Lorcher Privilegien, nämlich die Bullen der Päpste Symmachus, Eugen II., Leo VII., Agapitus II. und Benedikt VII., bey dem Papste Benedict XIII. dem Bischof von Paßau, Joseph Dominik Grafen von Lamberg, und allen seinen Nachfolgern die erzbischöflichen Insignien und seiner Kirche die Exemtion von der Erzkirche Salzburg bewirkt [2]).

Zur nämlichen Zeit erschien der erste Theil der Germania Sacra von Marcus Hansiz, der die Geschichte der Kirche Lorch und die

1) Mon. Boic. Vol. XXVIII. Part. I. p. 208. 217, 219, 221, 223.

2) Juvavia I. S. 172. Buchinger in seiner Geschichte von Paßau II. Bd. S. 442 sagt, daß die Bulle des Papstes Benedict XIII. für den Fürstbischof Joseph vom 28. Juny des Jahres 1728 datirt sey.

darauf gegründete der Kirche von Paßau enthält. In der Geschichte der erstern folgte und fügte er sich ganz dem Wunsche der Bischöfe von Paßau, und zwar um so williger, da sein Orden diesen Fürsten hoch verpflichtet war. Erzherzog Leopold, Bischof von Paßau, hatte im Jahre 1615 daselbst ein ordentliches und ansehnliches Collegium der Jesuiten gebaut und dotirt, welches die nachfolgenden Fürstbischöfe, bis zur Aufhebung des Ordens, mit liebreicher Sorgfalt erhalten und reichlich begnadigt haben, daher sagt Hansiz selbst in der Vorrede: »Tamen aliud erat nomen, quo movebar, ut ad praedicandas Ecclesiae istius res omni studio eniterer: primum Celsissimi Praesulis ac Venerandi Capituli constans et avitus in collegium nostrum favor et beneficia, ob quae hanc occasionem tantillam referendarum gratiarum cum cura apprehendendam putavi« etc.

Eine der Wahrheit gemäße Darstellung der Geschichte von Lorch hätte ihn genöthigt, die Acten des h. Maximilian zu bestreiten und zu verwerfen, so wie auch die Bulle des Papstes Symmachus, und welches Aergerniß hätte er zu damaliger Zeit, welche für solche Wahrheit noch gar nicht empfänglich war, gestiftet! — Wie sehr hätte er den Bischöfen von Paßau durch Bekämpfung ihrer Lorcher-Privilegien an das Herz gegriffen! — Er fügte sich also in die Verhältnisse und Vorurtheile damaliger Zeit, und schrieb eine Geschichte der Kirche Lorch, wie man sie damals haben wollte und brauchen konnte, ein Meisterstück der Politik. Aber zur großen Pein und Strafe für ihn mußte sein scharfblickender und hochgebildeter Geist beständig gegen sich selbst zeugen, und seine innere Ueberzeugung stets unterdrücken und verläugnen.

Die Bulle des Papstes Symmachus ist ihm das erste und vornehmste Monument der Geschichte Lorchs, ja sie ist die Hauptgrundlage derselben. Ohne sein eigenes Urtheil hierüber nur im mindesten laut werden zu lassen, läßt er die bisher von Niemand, selbst von dem Kritiker Pagi nicht, angefochtene Bulle durch die Bullen der spätern Päpste vertheidigen. Das zweyte und dritte Monument, nämlich die auf den Bischof Constantius von Lorch bezüglichen Stellen aus Eugippius und Ennodius melden freylich kein Wort von der erzbischöflichen Würde desselben; da aber der Papst Symmachus den Erzbischof Theodor ermahnt, das Pallium fleißig nach der Gewohnheit seiner Kirche zu gebrauchen, so versteht es sich von selbst, daß sein nächster Vorfahrer Constantius auch mit dem Pallium geziert war. Die Beweise für die Authencität des vierten Monuments, nämlich der Acten des h. Maximilian, sind offenbar viel zu schwach, aber es sind doch wenigstens alle möglichen. Damit man ihn aber, bey der Vertheidigung eines so verwerflichen Productes, nicht der Unwissenheit beschuldigen möge, führt er selbst am Ende der Lebensbeschreibung des h. Maximilian (p. 36) den h. Pelagius, Martyrer von Aemona, an, und beweiset, indem er ihn einen Schul- und Leidensgenossen des h. Maximilian nennt, daß er die Acten desselben gar wohl kenne. Das fünfte Monument der Kirche Lorch sind ihm endlich jene Notizen und uralten Schriften, auf welche sich die Päpste Eugen II., Agapitus II. und Benedict VII. berufen, und bey welchen sich Hansiz das Ansehen gibt, als ob er diese verborgenen Schätze gar nicht kenne. Das ist nun die belobte Grundlage zur Geschichte der Kirche von Lorch, auf welche sich die menschliche Treue sicher verlassen kann; denn sie ist heilig und ihr Mißbrauch Frevel!

Hundert und sechs Jahre sind über diesen von Hansiz aufgeführten

Bau hinüber gegangen, und welche gewaltige Veränderungen in allen menschlichen Verhältnissen haben sich im Verlaufe derselben ergeben! — Diesen allseitigen Veränderungen zu Folge glaubte ich in unsern jetzigen Tagen die Wahrheit offenbaren zu können, ohne Gefahr des Aergernisses und ohne Nachtheil für Andere; ja ich glaubte, sie offenbaren zu müssen, weil in der Geschichte der Kirche Lorch, wie sie Hansiz aufgebaut, die historische Wahrheit, — das einzige würdige Ziel des Forschers, — so ganz der Politik aufgeopfert, und die Ehre der Erzkirche Salzburg und ihrer Vorsteher zu sehr benachtheiligt ist.

Nur das Streben nach Wahrheit machte mich zum Gegner des Hansiz, so wie in dieser, als auch in der Geschichte der Kirche Salzburg; ich bestreite jedoch nur die Falschheit seiner Grundlage, worauf er die Geschichte von Lorch, Paßau und Salzburg gebaut, weit entfernt, seine übrigen Verdienste als Geschichtschreiber verkennen oder verkleinern zu wollen. Gerne und aufrichtig gebe ich seiner gründlichen und vielseitigen Erudition, seinem unermüdeten Fleiße in Durchforschung aller geschichtlichen Quellen, seinem Scharfsinne in Entwirrung verwickelter und sich anscheinend widersprechender Zeugnisse, seiner Umsicht und diplomatischen Genauigkeit, womit er das Leben und die Thaten der Bischöfe der genannten Kirchen ad unguem ausgeführt hat, das wohlverdiente Lob.

Salzburg, im k. k. Lyceum, den 1. Juny 1834.

P. Michael Filz,
Benedictiner von Michaelbeuern,
d. Z. Prof. d. Philos. u. Universalgeschichte daselbst.

* * *

Nro. I. *Vita S. Maximiliani Episcopi Laureacensis Ecclesiae et martyris.* (Ex Hieron. Pez, Scriptt. rer. austr. Part. I. p. 22.)

1. Si christiana religio devota celebritate veneratur quoslibet Sanctos, quos vel scripto vel relatu praeconante credit, et sperat per diversas mundi partes Deo placuisse suis meritis, et regni coelestis gloriam possedisse; merita tamen Sanctissimi Patris et Patroni nostri Maximiliani eximiis laudum praeconiis attollere nos debemus, cuius luculenta doctrina primitus agnitionem nominis Christi atque fidem catholicam nacti sumus, cuiusque pretioso cruore terra nostra rubricata est, cuius denique corporali presentia fruimur, et patrocinio gubernamur. Tradunt namque scripta Sanctorum Hermagorae et Fortunati, discipulorum S. Marci Evangelistae, quod post gloriosam ascensionem Domini nostri Jesu Christi beati Apostoli, quos ipse Rex Regum et Dominus dominantium constituit principes super omnem terram, cum jam in fines orbis terrae verba eorum exissent et nimis confortatus esset principatus eorum; ipsi per se et per suos discipulos, ubi jam semen verbi Dei sparserunt, Ecclesias Cathedrales, tam Episcopatuum quam Archiepiscopatuum propter vitandum confusionis malum certis distinxerunt limitibus per universum orbem, et ipsas propriis sacerdotibus commiserunt regendas. Inter quas S. Laureacensis Ecclesia nec tempore nec dignitate posterior, nomen Metropolis et Archiepiscopatus titulum primitus est sortita. Cuius provinciae termini fuisse dicuntur; ab oriente fossatum Villa-

num [1]); ab occidente flumen Lykaos, quod germani Lech nominant, et per Moesias occidentales Napa, Ekera, Odrita; a meridie Liburnia, quam Drava flumen percurrit; ab Aquilone autem Wandalus Pelsa lacus, Tisza flumen. Infra quos terminos viginti duae civitates famosae, nec minus opulentae continebantur, quas omnes ipse Laureac. Episcopus per se et suos Suffraganeos gubernabat.

2. Celeja vero, una de numero civitatum praemissarum quondam opinatissima, divitiis referta, habitatore stipata, armis potens, generositate nobilium et illustrium civium inclita, turrium atque marmoreorum palatiorum aedificiis insignis, in rebus bellicis ex frequenti exercitio instructissima, atque ita celebris et famosa extitit, ut quasi altera Troja merito dici posset. Quae, quia nulla potestas esse morosa potest, ex permissione divina postmodum a barbaris funditus eversa, in ingenti quantitate marmorum aliorumque pretiosorum lapidum, qui ex dirutis palatiis usque in hodiernum diem a quaerentibus reperiuntur, suae opulentiae praeteritae adhuc indicia demonstrat. In hac itaque civitate fuit quidam Vir generis nobilitate spectabilis, opibus locuples, morum honestate praefulgens, fide catholicus, religiositate cunctos praecellens, moerentium consolator, oppressorum injuste pius relevator, viduis et orphanis multa beneficia impendens, quasi patrem pauperum se reputans, universa misericordiae opera hilariter patrans. Qui omnibus horis uberrimas lacrimas et suspiria profundens Domino supplicabat, ut eum nunquam sineret a sua gratia separari. Habuit etiam consortem thori foeminam pudicam, nobilem, sensatam, sobriam, taciturnam, virtutibus ornatam, modestia praeminentem, et in nullo prorsus a suis moribus discrepantem: ex qua unicum tantummodo genuit filium, quem *Maximilianum* spiritu prophetico nuncupavit.

3. *Maximilianus* namque quasi *Maxima libans* dicitur, et quia *libare* duo significata complectitur, gustare scilicet et sacrificare; non sine magno quodam futuri mysterii praesagio tale sortitus est nomen. Primo namque maxima libavit, dum gustavit et vidit, quia bona est negotiatio thesauri coelestis, cuius etiam comparatione se et sua omnia vilipendit. Secundo certe maxima libavit, dum ad exhortationem Prophetae gustavit et vidit, quoniam suavis est Dominus, cui in corde suo jugiter decantavit: Quam dulcia faucibus meis eloquia tua Domine. Gustavit, immo ardenti aviditate potatus est aqua sapientiae salutaris, quae verissime facta est in eo fons aquae salientis in vitam aternam [2]). — Infantulus igitur iste decorus forma, venustus aspectu, hominibus gratus, Deo gratior, licet a parentibus quibus erat junctus educaretur delicate; nullis tamen deliciis illectus est, nec se stultitiis puerilibus immiscuit, sed omni mansuetudine et modestia satagebat, ut in eo nihil reprehensibile notaretur.

4. Cum autem factus esset annorum septem, commendabatur a parentibus cuidam presbytero nomine Oranio, mirae inno-

---

1) Alias, Silvanum, Fillanum et Sillanum.

2) Die zu lange Ausdehnung dieses, so wie einiger der folgenden Absätze, habe ich, als nicht zur Hauptsache gehörig und diesen Anhang unnöthig verlängernd, abgekürzt.

centiae et approbatae sanctitatis viro; occulte tamen propter metum persecutorum, ut eum sacros apices et legem domini, in qua ipse presbyter satis perfectus erat, instrueret. Quem ipse puer aure benivola et intenta libentissime audiens et tanquam patrem spiritualem semper concomitans, cuncta quae ab eo vel ab aliis religiosis et sapientibus didicit, in ventre memoriae recondens diligenter ruminare nunquam desiit; ut tanquam animal mundum mensae Dominicae aptaretur. Cum vero terdecimum aetatis suae annum attigisset; pater ipsius, ut semper optaverat, in confessione nominis Christi, plenus bonis operibus, felici fine migravit ad Dominum, matre adhuc superstite, et in sanctitate conversationis et viduitatis proposito perdurante: quae etiam post sex annos maritum secuta, feliciter diem clausit extremum. Post obitum vero amborum beatus *Maximilianus* omnem familiam suam liberaliter manumisit, de praediis suis distribuens cuique secundum suam conditionem; residuum vero non in commercium vilium et infamium personarum velut ille prodigus filius dissipavit, sed in sinum pauperum et deo servientium abscondit, certus ex promissione dominica se post hanc vitam centuplum recepturum, et perennem gloriam possessurum.

5. Decursis itaque innocenter infantiae pueritiaeque annis, cum jam illam aetatem, cuius vias penitus ignorare se sapiens asserit, permearet, adolescentiam scilicet, in qua calor naturalis intensus juvenes effraenes in varias libidines et concupiscentias accendit; juvenis iste non dans petulantiae operam sed cunctas huius mundi vanitates respuens — tanquam novus tyro Christi accinxit fortitudine lumbos suos etc., ut sic per arma justitiae virtutis Dei munitus a dextris contra cunctas spirituales nequitias propensius dimicaret.

6. Igitur cum *Eutherius* Laureacensis archiepiscopus vocante Deo praesens seculum reliquisset moriens, successit ei S. *Quirinus*, progenie quidem serenissimus, sed morum honestate ac vitae sanctitate longe nobilior, filius illustris Philippi senioris, qui dominus Pannoniae superioris et inferioris in Romanum Imperatorem est electus. Qui primus ex Romanis Imperatoribus fidem catholicam in baptismi sacramento accepit, ad praedicationem Origenis Doctoris egregii, filiumque suum quinque annos tantum habentem, sed industriae naturalis et sapientiae inaestimabilis maturitate pollentem, Catholicae fidei simul et imperii consortem assumpsit. Refertur etiam de illo puero, quod fuerit adeo severi animi, ut jam a quinquennii aetate nullo cuiusquam commento ad ridendum solvi potuerit, patremque ad spectaculorum solatia quandoque ridentem, quasi increpans notaverit verso vultu. Accepta igitur baptismi gratia ambo imperatores fidem exornantes moribus, et professionem justitiae operibus approbantes, totum suum patrimonium de consensu et bona voluntate Quirini, qui erat ipsorum cohaeres, Laureacensi ecclesiae liberaliter contulerunt: ac deinde Romam venientes, omnes thesauros proprios et thesauros reipublicae quosdam Ecclesiae Romanae, cui tunc S. Fabianus Papa praefuit, donaverunt; ut templis idolorum dirutis, Ecclesias Deo construeret et possessiones sibi et suis clericis compararet.

7. Porro Decius tribunus, praedictorum Imperatorum servus, de inferiori Pannonia humili conditione natus, exaltatus

fuerat, adeo ut jam primus in imperatoris palatio haberetur. Sed idem jam partis opibus et honoris culmine adepto surgens in dominos suos, factus truculentior aspide surda, proditionis et fraudis virus, quod in cauda toxicatae mentis jam diu collectum celaverat, ore pestifero evomens, utrumque uno die Imperatorem; patrem Veronae, filium Romae perimi procurabat, et sic imperium surripuit homo pestilens, inventor doli, magister mali, artifex facinoris; persecutor innocentiae, filius Satanae. Qui persecutionem immanissimam, quae septima post Neronem fuit, in Christi membra exercuit. In qua sicut a principibus saecularibus jam dictis inchoaverat, ita principes Ecclesiae Fabianum, Cornelium, Sixtum cum suis clericis, deinde Yppolitum et alios christianos innumerabiles occidit: instigante ipsum diabolo, praecipue tamen avaritia sua propter thesauros praedictos, quos sitiebat, licet frustra, quia jam per manus pauperum, sicut beatus Laurentius testabatur, fuerant in coeleste gazophylacium deportati. S. igitur Quirinus cum per aliquot annos Laureacensem Ecclesiam rexisset, feliciter est assumptus ad Aquilegiensem Ecclesiam pro Primate: ubi post multa certamina, quae pro Christo viriliter dimicaverat, demum persecutione in christianos exorta sub Diocletiano tyranno, odio Imperatorum, patris scilicet et fratris, glorioso martyrio coronatur. Post cuius assumptionem votis totius cleri concorditer poscentibus et vocibus totius populi conclamantibus eligitur in Episcopum Laureacensem beatus *Maximilianus*. — Ille vero, licet satis renitens, Pontificii culmen adeptus, ex hoc se non provectum sed quasi projectum reputans, non elatus fastibus honoris sed fasces oneris humeris suis adaptans, caritatis, humilitatis, continentiae, modestiae, largitatis, patientiae, coeterarumque virtutum seriem custodire quasi pupillam oculi satagebat.

8. Nacta igitur opportunitate, assumptis personis intentioni suae competentibus, Romam proficiscitur visitare Principes apostolorum: ubi a beato Sixto, qui tunc ecclesiae Romanae praeerat, benedictionem apostolicam et praedicandi verbum Dei auctoritatem accipiens, ad propria revertitur, domino iter suum feliciter dirigente. Reversus igitur b. *Maximilianus* ad provinciam suam, officium assumptum tam strenue quam solerter exequens arcam domini de regione Philistinorum ad terram Israel super plaustro novo suis cervicibus divini amoris nexibus alligatam, armatus frontem geminis cornibus legis et evangelii contra perniciosos morsus luporum et multa prole foecundus, quam Christo per evangelium genuit, mugitus praedicationum grandes et frequentes emittens, non declinans ad dextram elatus prosperitate, vel ad sinistram fractus adversitate recto itinere studuit reducere usque ad agrum veri Josue Bethsamitae. — — — — — —

9. Cum vero b. Maximilianus in vinea domini evellens et plantans sic strenue laborasset usque ad Vesperum, vocatur a domino diurnum denarium accepturus. Appropinquante igitur vocationis suae termino, cum jam fidei catholicae plantulam studiose per totam provinciam sevisset, et eam salutaris doctrinae foecundis imbribus irrigasset; Domino jubente accessit ad locum suae nativitatis, ut eadem tellus, quae ipsum genuerat mundo, transmitteret paradiso. Sciebat enim adhuc ibi quosdam errorum

frutices in perniciem novae segetis pullulare, quos evellere summa diligentia conatus, dum terram illam sarculo verbi dei studiose foderet, coeptum negotium simul et vitam interrupit una dies flebilis et infausta.

10. Anno incarnationis dom. 288, Urbis autem conditae 1039, quidam Narbone in Gallia natus, nomine Carus, tricesimus ab Augusto imperator est creatus Romanorum, habens duos filios Carinum et Numerianum, quos statim Caesares faciens cum eis regnavit tantum modo duobus annis, et sic corruptae intentionis Principes summam imperii tantum per biennium tenuerunt. Carus namque cum bellum gereret contra Persas — ictu fulminis interiit. Numerianus vero cum esset apud Antiochiam, existens gentilis, voluit intrare ecclesiam Dei, et mysteria Christianorum explorare. Quem cum S. Cyrillus eiusdem urbis Episcopus prohiberet, dicens, sibi non licere divina mysteria videre, qui pollutus esset sacrificiis idolorum; indignatus ille occidit eum: mox et ipse, cum dolore oculorum captus in lectica veheretur, insidiis Apri soceri sui occisus est. Carinus vero seipsum sceleribus iniquitatis inquinans, multos falsis criminibus occidens et matronas nobilium vi corrumpens, omnibus invisus trucidatur manibus cuiusdam tribuni, cuius uxorem dicitur polluisse. Horum temporibus et ab eisdem mittitur ad urbem Celejam quidam tyrannus, abusive dictus judex secundum consuetudinem terrae, nomine Eulasius, ut insultus Hunnorum aut Tartarorum aut aliarum ferocium nationum ab Oriente cum fortissimis agminibus frequenter venientium, et terram illam, quae tunc temporis Romanae tributum solvebat ditioni acriter vastantium cohibere deberet viribus et praesidio Romanorum. Qui multas civitates pertransiens, valida manu Christianos quos invenit ad sacrificia idolorum traxit, nolentes vero sibi consentire, diversis cruciatibus interemit.

11. Ingressus igitur Eulasius urbem Celejam in hora tertia noctis, in crastino jussit clamari voce praeconis, ut universi utriusque sexus cuiuscunque conditionis convenirent absque dilatione ad templum Martis, eumque placarent suis victimis et oblationibus; ut de hostibus, cum quibus in proximo congressuri erant, concederet triumphare. Nec mora, concurrunt omnes pagani, cum eis plurimi, qui fidem catholicam professi jam fuerant, alii metu tormentorum, alii levitate animi, ad praeceptum tyranni simulacro thura cremantes et varias victimas immolantes. Quo audito, b. Maximilianus prostravit se in pulvere, orans cum lacrimis et dicens: Domine Jesu Christe, qui propter inobedientiam primi parentis totum genus humanum de paradisi deliciis ejectum in sententiam poenalitatum et miseriae, miseratus de sinu patris descendens tuo sanguine redimere dignatus es, respice de sublimi solio gloriae tuae. Ecce enim missus est lupus ingluviosus et insatiabilis qui gregem tuum discerpere et agnos tuos absque miseratione nititur absorbere. Da ergo Domine gloriam nomini tuo, et libera nos, ne forte dicant in gentibus: ubi est Deus eorum? Dum autem sic orans et gemens procumberet, facta est vox ad eum dicens: Ne timueris Maximiliane, sed surgens perge confidenter et confundas audaciam tyranni. Surrexit igitur et signans se signaculo s. crucis, intrepidus obtulit se in faciem nequissimi judicis, dicens: Nonne tu missus eras ad istam terram, ut eam

defensare deberes ab hostibus? Tu vero omni hoste perniciosior, quos salvare debueras, perdis. — Sperabamus enim, quod tecum et per te salus multa nobis occurreret, et ecce, tu persequeris eum in suis famulis qui est vera salus populi, qui dat salutem regibus, per quem reges regnant, sine quo nihil est validum, nihil sanctum.

12. Eulasius haec audiens faciem immutavit, et super audacia praesulis nimis indignans, et stridens dentibus in eum, torvo vultu dixit: Tune es ille garrulus, quem Christiani suum Pontificem appellant? Maximilianus constanter dixit: Ego domini Jesu Christi servus sum, et utinam dignus! Impius judex dixit: Quae ergo temeraria et vesana praesumtio tibi persuasit, populum terrae istius tuis fallacibus sermocinationibus dementatum sic seducere ut relictis et contemptis diis immortalibus, cuidam homini ignoto, in Judaea crucifixo, divinos exhibeant honores? Maximilianus respondit: Ego non vesana, sed vere sana mente laboro, non seducere, sed reducere populos idola surda et muta ignoranter colentes, ad agnitionem unius Dei omnipotentis, qui solus vivit et regnat in aeternum. — — — — — — —

13. Eulasius dixit: numquid non nosti edictum ab invictissimis Imperatoribus et a senatu Romano jam dudum emanasse, ut variis tormentis multentur omnes confitentes Deum esse crucifixum istum, quem tu praedicas, qui absque sacri Senatus auctoritate se ipsum deificavit. — — Maximilianus respondit: Christus Jesus, ut testatur apostolus immo ipsa veritas per apostolum, cum in forma Dei esset, non rapinam arbitratus est, esse se aequalem Deo patri omnipotenti; sed semetipsum exinanivit formam servi accipiens, Deitatem non perdens, in similitudinem hominum factus, et habitu inventus ut homo. Non ergo se ipsum deificavit, neque ex homine factus est Deus, sicut tu errans asseris: quem ad modum Jupiter et discipulus eius Mercurius, aliique magi et malefici, qui jusserunt se adorari et Deos appellari. — Mars etiam, quem tu colis et adorare jubes, nihil aliud est quam mors, unde et nomen accepit: et qui in mortibus hominum laetatur, hunc creditur adorare.

14. His auditis, nequissimus judex nimio furore correptus, nec ultra se continere valens, furibunda mente invectus in eum dixit: Fabulosa deliramenta, quae tu continuare studes, audire vel animadvertere mihi fas non est. — Tu vero, quia invictissimo Deo Marti, a quo tota spes nostrae dependet salutis, blasphemans detraxisti; nihil aliud restat, nisi ut sacrificando ipsum tibi reconcilies, aut placabis eum certe proprio sanguine, tuo capite amputato. Dixitque militibus: Festinanter ducite ipsum ad templum Martis: qui si sacrificare, et ab errore suo desistere decreverit, vitam et pontificatum templi obtineat: sin autem, abscisso capite, libate Deo Marti invictissimo. Illico militos scelerati Sanctum virum rapientes, duxerunt ad fanum Martis, et quia omnino recusavit sacrificare, sed in confessione nominis Christi constanter perstitit, occiderunt eum, sicut eis erat praeceptum. Venientes autem Christiani nocte, tulerunt corpus eius et sepelierunt illud juxta civitatem, humili quidem sepultura propter metum paganorum: ubi dominus plurima signa et miracula per merita ipsius sicut in vita, sic et post mortem ostendere dignatus

est. Passus est autem b. Maximilianus Laureacensis Archiepiscopus pro fide Christi apud urbem Celejam extra muros anno dom. incarnat. 281 [1]) quarto idus Octobris, beato Gajo papa, et postmodum sub diocletiano passo, Romanae ecclesiae praesidente, Caro, Carino et Numeriano simul Romanum imperium tenentibus, sub Eulasio judice seu tyranno.

Nro. II. *Passio S. Pelagii Constantiensis Martyris.* (Ex actis Sanctorum. Mensis Augusti, Tom VI. dies 28.)

1. Temporibus itaque Numeriani imperatoris erat quidam vir habitans in civitate Emmona, quae est in provincia Carnia, nomine Pelusius [2]) cum conjuge sua nomine Hilaria multum dives et timens dominum Jesum Christum, habentes unicum filium, nomine Pelagium, et erant ambo obedientes praeceptis Domini Jesu Christi, secundum evangelium in humanitate et mansuetudine perseverantes, et facientes eleemosinas viduis et egenis; et si quos videbant viros et mulieres, cives vel advenas Christianos, universa juxta praeceptum Domini salvatoris dicentis: Date eleemosinam et ecce omnia munda sunt vobis, expendebant. Quotidie autem deprecabantur Deum omnipotentem, ut unicum filium, quem habebant, sua magna clementia a diversis huius vitae periculis et supplantationibus antiqui liberaret hostis. Unde et docuerant eum omnem subtilitatem fidei christianae. Cum ergo esset infans annorum fere septem, consilio salubriter peracto, commendaverunt eum cuidam presbytero nomine Uranio, qui erat occultus propter metum persecutionis paganorum; qui et docuit eum libros ad fidem catholicam pertinentes.

2. Cum autem factus fuisset annorum duodecim S. Pelagius, pater eius Pelusius migravit ad Dominum, relinquens pecunias multas supra memorato Uranio presbytero ad ministerium pauperum. Et cum esset infans adultus usque in annos decem et octo, similiter et Hilaria mater eius de hoc recessit seculo. Beatissimus autem Pelagius accepta potestate, omnem familiam suam ob amorem Dei liberam dimisit, distribuens eis pecuniam cum universis possessionibus caeteris, quas ei reliquerunt parentes eius. Et coepit cum commemorato presbytero commorari, faciens eleemosinas multas in pauperes. Cum autem esset annorum viginti et quinque, facta est acerrima persecutio christianorum sub imperio Numeriani Imperatoris. Et veniebat quidam iniquissimus judex, Evelasius nomine, directus a Numeriano Imperatore in supra memoratam civitatem Emmonam.

3. Hic judex multum impiissimus et saevus fuit in christianos, qui per multas civitates pergyrans, multos Christi servos per bonam confessionem transmisit cum victoria et palma ad dominum. Qui cum noctis hora tertia sub silentio civitatem fuisset ingressus, illucescente die populum congregavit, et coepit per praeconia clamare dicens: secundum imperiale praeceptum sacrificate diis immortalibus: si quos autem invenero non obedientes praeceptis domini nostri invictissimi principis, et fuerint contemptores, et non immolaverint diis, diversis poenis punita corpora eorum

1) MS. Formbac. 289. MS. Lambacense 288. III, Id. Octobr.

2) Alias Pelagius.

canibus derelinquam. Quo audito universi viri et mulieres derelinquebant Deum et sacrificabant diis. Erat enim immensa persecutio adversus christianos.

4. Quo audito, beatissimus Dei famulus Pelagius flectens genua sua in oratione, lacrimas effudit coram domino dicens: Vide domine Jesu Christe, quoniam appropinquaverunt persequentes nos, qui quaerunt velut aquam absorbere nos. Sed tu Domine praesto esto cum servis tuis, ut non dicat inimicus: praevalui adversus eos. Eadem vero hora, cum orationem faceret ad Dominum, facta est ad eum vox de coelo dicens: Surge Pelagi, exaudita est oratio tua. Ego enim tecum sum et non te deseram: descende et confunde audaciam tyranni istius. Sequenti vero die dum descenderet Uranius presbyter in locum quemdam ad visitandum infirmum virum christianissimum, b. Pelagius descendens ad civitatem se in faciem judicis obtulit, dixitque ad eum: Impiissime et a Deo alienate, quid tibi cum servis Christi, quibus praevalere non poteris: quia cor tuum alienatum a Deo Patre domini nostri Jesu Christi.

5. Audiens hoc Evelasius judex, jussit ei ferri pondera collo et manibus immitti, et sic in carcerem protrahi, dicens: crastina enim die de te examen perpetrabo: faciam te ludibrium universorum Christianorum, qui a te mala eloquia didicerunt. Cum autem protraheretur in carcerem, ingresso eo in interiorem custodiam in loco obscurissimo reliquerunt eum quaestionarii. Ipse quoque flexis genibus orationem ad Dominum effudit dicens: Domine Deus omnipotens, Pater domini nostri Jesu Christi, da perseverantiam servo tuo, et confunde minas istius impiissimi Judicis; quoniam in tuo nomine cursum agonis mei percurrere paratus sum. Statimque refulsit lumen in carcere clarius sole, et non recessit usque in mane.

6. Tertio igitur die, diluculo, Evelasius judex praecepit eum in conspectu suo adduci. Cumque fuisset introductus, et videns S. Pelagius tanta tormenta et eculeum erectum, signum crucis faciens dixit judici: Iniquissime judex perditionis, ecce video omnia praeparata tua tormenta, et tortores praesto sunt: ut quid moras facis? Paratus est Christi famulus ad omnia tormenta ut multiplicetur mei capitis corona. Evelasius judex dixit: Extendite eum fortiter et virgis caedite, dicentes ei: In injuriam judicis noli contumaciter respondere. S. Pelagius dixit: Iniquissime, non de isto modico poteris constantiam meam superare, qui, quantum saevis, tanto magis me confortat Dominus meus Jesus Christus, ut vincam malam astutiam tuam. Evelasius judex dixit: Infelix, nescis, quia meus imperator mihi jussit potestatem habere mortificandi et vivificandi? Tibi autem, quae est tua audacia, ut cum injuriis talia contra me loquaris verba? S. Pelagius dixit: scio enim et cognosco, quia tuus Imperator te fecit ministrum Satanae, quem ambo colitis. Nam sicut tibi antea dixi et iterum dico, quia non poteris Christianis facere quidquam.

7. Eulasius judex dixit: Fustes nodosos et contortos adferte; et illum extensum caedite, donec deficiat. Cumque hoc factum fuisset, ex Dei nutu ita emollierunt fustes ut quasi de papyro caederetur. Universus autem populus ex circumstantibus videntes tam mirabilem visionem, admiratione repleti sunt dicentes ad

invicem: Magnus Deus huius juvenis, qui talia ei praestitit. Ecce enim, tot horis caesus, stat illaesus et nullam maculam videmus in corpore eius. Tunc exclamaverunt in conspectu judicis, dicentes ei: Magnus est Deus Christianorum, et nos pro eo pati parati sumus, sicut et hic vir Dei. Audiens haec Evelasius jussit Sanctum Dei in eculeo suspensum ungulis radi. Cumque hoc factum fuisset, nullum dolorem sentiebat, sed magis fides accrescebat populo circumstanti. S. autem Pelagius dicebat universis: Videtis, quanta sunt praestita beneficia domini mei Jesu Christi: Judice saeviente, et domino meo me confortante, nihil sentio.

8. Tunc ira magna commotus Evelasius judex jussit oleo valde calente eius ventrem perfundi. Cumque hoc factum fuisset, manus quaestionariorum succendebantur, sancto autem martyri erat frigidum, quasi frigida aqua in hyemis temporibus esset perfusus. Videntes autem haec omnes populi exclamaverunt dicentes judici: Sufficiunt jam tanta mala saevitiae tuae. Ecce, tanta perpessus est; tu defecisti saeviendo, et hic manet illaesus. Audiens autem haec Sanctus Pelagius dixit universo populo: sinite eum, si quid adhuc potuerit exercere in me servum Domini, et me Dominus confortaverit, in omnibus se victum fateatur.

9. Audiens haec iniquitatis judex jussit ministris supra fragmenta testarum in pavimentum effusa ligatis manibus ac pedibus eum protrahere, ut sic possit spiritum exhalare. Cumque factum fuisset, Sanctus Dei Pelagius exclamavit ad Dominum dicens: Benedico te pater Domini mei Jesu Christi, qui me dignum fecisti, cursum agonis mei percurrere. Domine Jesu Christe, gratias tibi ago, qui me secundum dictum tuum non deseruisti; et dixit judici: Jam erubesce cum patre tuo diabolo, qui habitat in simulacris vestris, quae colitis, qui et cor vestrum et principis vestri possidet.

10. Haec cum dixisset statim commotus Evelasius, jussit ei capitalem dictare sententiam. Educentes ergo eum ministri foris muros non longe, amputaverunt caput eius, et relinquentes corpus eius abierunt. Veniens autem mediae noctis tempore Uranius presbyter, colligensque corpus eius unacum fidelibus, sepelierunt eum in linteaminibus dignissimis, unacum populis, qui per eius passionem crediderunt abrenuntiantes omnia seculi huius. Passus est autem b. Pelagius sub Numeriano Imperatore et Evelasio judice, die V. Kal. Septembris, regnante Domino nostro Jesu Christo, cui est honor et gloria, et virtus et potestas, in secula seculorum. Amen.

Nro. III. *De Passione S. Floriani, IV. Non. Maji.* (Antiquissima relatio, ex H. Pezii scriptt. rer. austr. Tom. I. Part. I. pag. 36.)

1. In diebus Diocletiani et Maximiani Imperatorum facta est persecutio Christianorum. Caeterum diversis agonibus concertantes Christiani, devota mente pro Domino supplicia sustinebant, ut promissionibus Christi participes efficerentur. Cum venisset ergo sacrilegorum Principum praeceptio, apud Noricum ripensem, administrante Aquilino Praeside, qui veniens in castrum

Lavoriacensem *) coepit vehementer inquirere Christianos, comprehensi sunt ab eo Sanctorum non minus quadraginta. Qui diutissime concertantes et multis suppliciis cruciati missi sunt in carcerem: ad quorum confessionem b. Florianus gaudens successit. Audiens etenim tanta fieri in Lavoriaco, dixit ad suos: Oportet me Lavoriaco ire, et ibidem pro nomine Christi diversa supplicia sustinere. Cum autem venisset illuc, et ad commilitones suos pervenisset, cum quibus antea militaverat, et ut audivit ab eis, quod Christiani ad sacrificia idolorum quaerebantur, dixit eis: Quid aliud quaeritis? Nam et ego Christianus sum: Ite, et nunciate Praesidi, quia hic sum.

2. Praeses autem Aquilinus audiens de eo vocavit eum ad se, et jussit thus sacrificare. Quod cum ut faceret non posset compellere eum; jussit eum fustibus caedi, iterumque caesus permansit fidelis. Tunc quoque Praeses jussit scapulas eius acutis ferreis confringi, quod beatus Florianus totum cum gaudio suscepit et glorificabat Deum. Tunc iniquissimus Praeses cum se superatum vidit, jussit eum duci ad fluvium Anesum, et ibi praecipitare de ponte. S. Florianus, data super se sententia mortis, gaudens et exultans ibat ad mortem, quia ad vitam se credidit destinatum aeternam.

3. Ligato autem lapide magno ad collum eius, juvenis quidam saevus nimis praecipitabat eum de ponte in fluvium, et statim oculi eius crepuerunt. Fluvius autem suscipiens martyrem Christi expavit, et elevatis undis in quendam eminentiorem saxum corpus eius deposuit. Tunc jussu Dei adveniens aquila expansis alis protegebat eum.

4. Sed beatus Florianus in visione apparuit cuidam matronae Deo devotae, indicavitque ei, quo loco eum conderet humo. Mulier autem hac visione commonita statim junxit animaliola et ad fluvium perrexit, et prae timore gentilium in virgultis eum involvit deducens ad locum, ubi sepeliret eum. Lassatis autem animaliolis et mulier tremens oravit Dominum ut subveniret ei. Et statim eodem loco fons largus effluxit, et reficiens animaliola perduxit ad locum et sepelivit: in quo loco fiunt sanitates multae, et omnes qui ex fide petierint, impetrabunt misericordiam Dei. Vitae etenim sanctitas et constantia fidei athletas Christi coronat, et cum palma martyrii ad vitam aeternam perducit, auxiliante rege aeterno Domino Jesu Christo, qui unacum Patre et spiritu Sancto vivit et permanet Deus verus in secula seculorum Amen.

Nro. IV. *Eugenius II. P. M. Adalramum Salisburg. Archiepiscopum pallio condecorat. Anno* 824. 13. *Nov.* (Aus den Nachrichten von Juvavia. Diplomat. Anaung. S. 80. Nro. XXV.)

Eugenius Episcopus servus servorum Dei. Reverentissimo et Sanctissimo Adalramo Archiepiscopo. Diebus vite tue pallii usum quem ad sacerdotalis officii decorem et ad ostendendam unanimitatem, quam cum beato Petro Apostolo universus grex dominicarum ovium, que ei comisse sunt habere non dubium est, ab apostolica sede sicut decuit poposcisti utpote ab eisdem aposto-

*) Al. Laureacense.

lis fundate ecclesie majorum more libenter indulsimus et ad ostendendum te tuamque ecclesiam eiusdem Sancte juvavensis ecclesiae provincie bajoariorum sedis apostolice ex nostro etiam tibi usum pallii quod secundum tue morem uti possis ecclesie destinamus. Signare illum tue fraternitati congrue ac necessario commonentes suo te creditum ecclesie opus et apostolice sedis benevolentiam affectumque considerans ita Deo regente cor tuum comissam exequi gubernationem studeas ut et adepta cuius oraris officii dignitate et probitate morum et vivacitatis sollicitudinem et custodire integritatem fidei ipse etiam adornare contendens amplius adornari studeas et benedictionis gratiam vitamque eternam a misericordissimo Domino Deo nostro consequi merearis. Scriptum per manum Christori notarii et scrinarii. Data Idus Novembris Imperante Domino piissimo Augusto Lodevvico a Deo coronato magno pacifico Imperatore. Anno XI. et filio eius Lothario presente. Indictione III.

Diese Urkunde, welche, mit Ausnahme der ersten zehn Zeilen, bis zum Unsinn verdorben ist, kann vielleicht nur durch die nachfolgende, welche fälschlich dem Papste Symmachus zugeschrieben wird, hergestellt werden.

Nro. V. *Symachus P. M. Theodoro Episcopo Laureacensi pallium impertitur.* (Ex Mon. Boic. Vol. XXVIII. Part. II. pag. 195. Nro. I.)

Simachus Sancte apostolice sedis gratia dei episcopus. reverentissimo et sanctissimo. fratri. *theodoro.* Laureacensis ecclesie archiepiscopo. Diebus vite tue pallii usum quem ad sacerdotalis officii decorem et ad ostendendam unanimitatem quam cum b. Petro Apostolo universus grex dominicarum ovium que ei comisse sunt. habere non dubium est. ab apostolica sede sicut decuit poposcisti. quod utpote *ab eisdem apostolis fundate* ecclesie majorum more libenter indulsimus. ad ostendendum. te magistrum et archiepiscopum tuamque Sanctam laureacensem ecclesiam provincie pannoniorum sedem fore metropolitanam. Idcirco pallium quod ex apostolica caritate tibi destinamus quo uti debeas secundum morem ecclesie tue sollerter ammonemus pariterque volumus ut intelligas quia ipse vestitus quo ad missarum sollempnia ornaris. Signum praetendit crucis. per quod scito te et fratribus debere compati. de mundialibus inlecebris in affectum crucifigi. Unde ergo cum deforis huiusmodi insignio indueris. intus in animo considera quod hoc sit magis oneris quam honoris. ad quem cor tuum deo regente ab apetitu istius seculi. Sic tempera ut comissam exequi gubernationem studeas. et adepte dignitati cuius sublimaris officio et probitate morum. et vivacitate sollicitudinis ac custodia integerrime fidei. congruas. quatenus tu ipse a remuneratore omnium bonorum deo. et benedictionis gratiam. vitamque eternam consequi merearis. amen.

Nro. VI. *Eugenius II P. M. Yrolfo Episcopo Laureacensi Pallium et vicem apostolicam in Avaria et Hunnia concedit. A. 826 c.* (Ex Wig. Hundii Metropoli. Ratisb. 1719. Tom. I. p. 230.)

Eugenius Episcopus servus servorum Dei. Rathfredo S. Favianensis Ecclesiae, et Methodio Ecclesiae speculi Juliensis, quae

et Soriguturensis nuncupatur, atque Alewino S. Nitraviensis Ecclesiae, parique modo Annoni Sanctae Vetvarensis Ecclesiae Episcopis, simul et Tutundo nec non Moimaro Ducibus et optimatibus, exercitibusque plebis Hunniae, quae et Avaria dicitur et Maraviae. Desiderio salutis animarum vestrarum filii in Christo charissimi, cum audivimus christianissimam conversationem vestram, et sanctae fidei, bonorumque operum vestrorum processum, summo gaudio atque laetitia fuimus exhilarati, quia divina in nobis operante clementia, ut apostolus ait, ubi abundavit delictum, ibi superabundat gratia, atque quomodo Sancta dei ecclesia nostris temporibus quotidianum in electione vestra suscipit incrementum: cuius optabilis rumoris index fuit reverendissimus Yrolfus Sanctae Laureacensis Ecclesiae archiepiscopus et sanctissimus frater noster, vester autem spiritualis pater, qui per suam sanctam praedicationem adoptivos Deo vos genuit filios. Is itaque ad Apostolorum limina orationis causa veniens, novam Ecclesiam nostris apostolicis benedictionibus informandam subnixe commendavit, quia Domino auxiliante, catholice gubernandam in vestris partibus suscepit. *In quibus etiam quondam Romanorum quoque Gepidarumque aetate, ut e lectione certum est, in septem Episcoporum parochias antecessores sui jure metropolitano obtinuerant dioecesim.* Qua ex justitia et lege praefatus Deo dignissimus Archiepiscopus debito obligatur, ut illi terrae prius christicolae, atque suorum antiquitus antecessorum creditae providentiae, quam nunc vos Dei omnipotentis occulto mediante judicio velut haereditariam possidetis, ipse evangelicus agricola diu negata coelestis spargat semina vitae, atque in lucrandis Christo animabus redivivam de vobis nutriat segetem. Quem nos doctissimum divini oraculi ministrum saluti vestrae cognoscentes per omnia necessarium fide et exemplo probatum merito erga illum apostolicam servantes sententiam, qua dicitur: Quomodo credent sine praedicante, aut quomodo praedicabunt nisi mittantur? — Ab hac Sancta Romana matre ecclesia vobis eum rectorem transmisimus, *atque in praefatis regionibus Hunniae, quae et Avaria appellatur, sed et Maraviae, provinciarum quoque Pannoniae sive Moesiae apostolicam vicem nostram, et dioecesim atque jus ecclesiasticum exercendi, et usum et potestatem antecessorum suorum, videlicet sanctae Laureacensis ecclesiae Archiepiscoporum sibi, successoribusque suis canonica auctoritate committimus*, atque huius constitutionis nostrae decretum subscriptionis privilegio roboramus. Pallium praeterea juxta consuetudinem antiquam sanctitati suae dedimus, quod ita sibi concessimus, sicut praedecessores nostri suis praedecessoribus concessere, privilegiorum suorum scilicet integritate servata. Cuius dilectioni quamvis hoc debito permitteremus, propter vestras autem petitiones super hac re flagitantibus ad honorem suum nostram apostolicam vicem et auctoritatem insuper accumulavimus, quod nunquam suis permissum est prioribus. Quatenus et vos Confratres et Coepiscopi deinceps ei reverentiam ampliorem exhibere sciatis, et in sana doctrina coelestis eruditionis ad aedificationem vestram ut filii sapientes obediatis, atque vos laici Primates et vulgus saluberrimis praeceptis suis non velut homini, sed tamquam Deo humiliter obtemperetis, et in fide catholica, quam per Dominum Jesum consecuti estis, for-

tes permaneatis. Nam totius doli artifex diabolus, cuius dominio et populis in baptismate abrenuntiastis, jacturam et damnum vestrae salutaris surreptionis moleste patitur, ac per varias occasiones zizania perfidiae seminando velut multa injuria bacchatur, et ut vestrum aliquis terga vertat Sanctae professioni incessanter molitur. Quapropter saepe dicti Archiepiscopi videlicet pastoris vestri a Deo destinati institutionibus benignas aures praebete, qui vos et versutiam satanae cavere, atque eius aeternos cruciatus evadere instruit, atque ipse in die judicii de bonis operibus vestris seculorum Domino perpetua remunerandos gloria praesentabit. Ad perfectam autem et necessariam eruditionis vestrae salutem, ut comperimus, non sufficiunt pauci, qui modo constituti sunt vobis episcopi, quia plures sunt adhuc gentilitatis errore ibidem detenti, ad quos propter inopiam praeconum divini verbi nondum pervenit notitia Christi; idcirco enim, ut accrescat turba fidelium, studeat sollertia vestra pro mercede et remissione peccatorum vestrorum adminiculum atque juvamen praebere reverendissimo Yrolfo Archiepiscopo, quatenus dudum illic constitutorum episcoporum numerus impleatur, qui congrue constituti, et vobis posterisque vestris poterunt esse proficui, si ad restaurationem ecclesiarum propter nomen Domini de possessionibus vestris quas reditus dotesque earum fama divulgante quondam fuisse noveritis aeternam sufficientiam vobis comparantes eisdem ecclesiis ipsi conferatis, idoneis viris ad hoc ministerium electis; maxime in illis locis, si opportunitas et utilitas commendaverit, ordinentur antistites, ubi indicia ecclesiarum et aedificiorum sedes pontificales olim fuisse demonstrant, sin autem illius arbitrio et deliberationi, qui vel ubi disponantur episcopi, concedimus, cui vicem nostram apud vos ecclesiastici regiminis per omnia commisimus. (Sine Dato.)

Nro. VII. *Agapitus II. P. M. dissidium ecclesiarum Laureacensis et Salisburgensis componit, terminos pro utraque parte praescribens.* (Ex Harduin. Concil. Tom. VI. col 599.)

Agapitus Episcopus servus servorum Dei, fratri dilectissimo et reverentissimo Gerardo Sanctae Laureacensis ecclesiae archiepiscopo in Christo salutem.

Petitiones tuas pro renovandis sive approbandis ecclesiae tuae privilegiis, venerabilis Fuldensis monasterii Abbas *Hademarus*, huc causa orationis veniens, cum magna benevolentia nostrae experientiae suggessit; pariterque jurgia et disceptationes gravissimas inter te et *Heroldum* archiepiscopum, pro utrimque suscepta in una provincia pallii auctoritate exortas flebiliter nuntiavit: quod et ipsi ex debita pastorali cura nimis cordis moerore dolemus, detestabiliterque profanamus. Quippe sancta er universalis ecclesia, cui auctore Deo praesidemus, a religiosis atque pacatis sacerdotibus suis et in charitate non ficta solidatis, quasi totidem columnis innisa fulcitur; discordantibus autem et adversum se hostiliter inflante superbia animum tollentibus, praesertim tantis pontificibus, velut evulsis sustentaculis casura, non sine magno periculo et vigoris sui detrimento a proprio statu concutitur. Insuper etiam dum de foris inter vos pro pallii honore pertinacitur

huiusmodi contentio exercetur, agitur ut in fraterna aemulatione decor sacerdotii intus evacuetur.

Inde ergo frater officium nostrum illud esse perpendentes, ne inimicitiarum fomite in vobis succrescente dissidium Sanctae Dei ecclesiae, atque scandalum sine consilii et utilitatis vestrae respectu diutius nutriatur: ad sequestrandam litem vestram accedimus nos arbitres, tam ex sollicitudine a Domino regiminis injuncti, quam amborum vestrorum amore ad hoc permoti; ita videlicet ut et de praelibata conflictus vestri querimonia rationabilibus judiciis rite justitiae satisfaciamus, et vos omni explosa controversia in fraternam concordiam Christo moderante revocemus.

Notum est igitur, litterisque penes nos commendatum, quibus ecclesiarum locis dignitas pallii ab hac apostolica sede debeatur. Laureacensium autem urbem antiquitus metropolitanam fore, et archiepiscopi sedem, cui sanctitas tua praeesse dignoscitur, sicut in privilegiis authenticis ad nos usque directis legimus, ita quoque inventis quibusdam exemplaribus chartae vetustate admodum attritis in archivo Sancti Petri reperimus. Hanc etiam in exordio nascentis ecclesiae, et immanissima Christianorum persecutione a doctoribus istius sedis catholicae fidei novimus rudimenta percepisse, et exinde a succedentibus praedicatoribus in superioris atque inferioris Pannoniae provincias eiusdem fidei emanasse gratiam. Quibus etiam duobus provinciis, illarumque pontificibus, usque ad tempora Hunnorum non alius, quam Sanctae Laureacensis praefuit Archiepiscopus: quorum barbarica feritas non solum praedictam Laureacensem civitatem, verum etiam in circuitu adjacentes regiones depopulavit, atque funditus desolavit. Inde quidem contigit, ut episcopi hac necessitate compulsi, sede illa deserta atque alio translata, simul etiam archiepiscopalem ipsius sedis desererent honorem Modernis autem, nec multum retro elapsis temporibus, vacante ab apostolico Vicario Bawariorum regno, Arno primus Sanctae Salzburgensis ecclesiae subrogatur archiepiscopus. Haec testatur annosa memorialis sacri scrinii historia Modo autem mortalibus, propitiante Christo, ab hostibus Sanctae Laureacensis ecclesiae quiete et inhabitandi securitate concessa, non alibi quam ibidem fraternitatis tuae cathedram oportet haberi. Quapropter reinthronizamus te eidem ecclesiae, Sanctorum Patrum videlicet praedecessorum nostrorum, sed et beatae memoriae domini *Leonis* papae, a quo excellentia tua pallio ac privilegio donata est, Sanctiones atque statuta exsequentes: ac saepe dictam Laureacensem ecclesiam potestate et vice beati Petri Apostolorum principis absolvimus, et archiepiscopamus, et in culmen metropolitanum sublimamus: et privilegia nobis transmissa manu propria munimus et corroboramus, ac rata esse firmamus: denuoque tibi pallium cum praesenti praecepto secundum usum prius concessum, successoribusque tuis perpetim tenendum tradimus. Hisque ex amussi ita ad justitiam reintegratis, decrevimus rixas vestras et dissensiones praefata ex causa derivatas dirimere, atque in fraternum amorem vos reconciliare: Sic ut utrique vestrum modo susceptus servetur Pallii honor illaesus: hortantes quatenus apostolice instituti, a modo non in contentione et aemulatione maneatis. Constat quidem,

quod canonice singulis provinciis singuli ordinantur metropolitani: proinde distribuere atque determinare ita vobis parochias bonum et pacificum aestimamus: ut divisis duabus Noricae regionis provinciis, Heroldo archiepiscopo occidentalis Pannoniae cura committatur et custodia; tibi autem successoribusque tuis, propter emeritam antiquitatem Sanctae Laureacensis ecclesiae, cui jure juniorum reverentia assurgit, in benedictionis et sedis ordine praelatis atque praepositis, providentiam orientalis Pannoniae, regionemque Avarorum atque Maraharorum, sed et Schlavorum, qui modo christiani, vel adhuc per baptisma Christo lucrandi sunt, circumquaque manentium, credimus; nostramque apostolicam vicem in illis partibus praedicandi, et pro arbitrio vestro, ubi opus est, episcopos constituendi, omniaque disponere atque ordinare tali auctoritate atque potestate delegamus, ac si ipsi praesentes affuissemus. Quod si jam dictus Heroldus archiepiscopus deinceps, suorumve quispiam successorum, minime diffinito limite contentus, sed interdictam atque a sua potestate separatam dioecesim repetere pervicaciter conatur, nec a prohibitae contentionis schismate per istas nostras apostolicas traditiones atque determinationes compescitur, ipse etiam pie concessa dignitatis munificentia penitus privetur, atque secundum jus pristinum, superior Pannonia continuetur inferiori, atque tuae tuorumque successorum ambae perpetualiter subjaceant ditioni. Allubescentes autem assensumque praebentes istis nostris saluberrimis decretis benedicimus et catholicos approbamus: resistentes vero atque infirmare vel omnino pervertere contendentes, anathemate Maranatha Sanctae Trinitatis districte percutimus, et apostolica sententia, qua mulctati Anania et Saphira exspiraverunt, damnamus, et cum blasphematoribus sancti spiritus sempiternis cruciatibus puniendos destinamus. (Sine Dato.)

Nro. VIII. *Benedictus VII. Laureacensem, hoc est, Pataviensem ecclesiam metropolitanam esse decernit: huius et Salisburgensis limites constituit: Pilgrimo Laureacensi archiepiscopo vices apostolicas delegat.* (Ex Harduin. Concil. Tom. VI. col. 700.)

Dilectissimis nobis in Christo filiis *Hrodberto* Sanctae Moguntinae ecclesiae; et *Diotrico* Sanctae Trevirensis ecclesiae; atque *Adalberto* Sanctae Magdeburgensis ecclesiae; parique modo *Gereoni* Sanctae Coloniensis ecclesiae; atque *Friderico* Sanctae Juvavensis ecclesiae; sed et *Adalgardo* Sanctae Bremensis ecclesiae archiepiscopis. Pariter domino *Ottoni* gloriosissimo Imperatori Augusto, atque nepoti suo *Henrico* praecellentissimo duci Bawariorum, coeterisque omnibus episcopis et abbatibus ducibus atque comitibus Galliae atque Germaniae: *Benedictus* divina gratia praeditus apostolicae sedis Pontifex servus autem servorum Dei, in Domino salutem.

Oportet justis supplicationum petitionibus nos semper faciles et humiles exhibere; et praecipue cum fraternis religiosorum consacerdotum precibus sollicitamur, qui passim ab omni mundi termino tenorem et regulam, atque proprii officii vigorem ab hoc universali Sancta Romana Ecclesia, eiusque sortiuntur ministro, vicario scilicet beati Petri principis Apostolorum: cuius quamvis

indigni, eiusdem tamen gratia et dono, potestati successimus, et ordini: cui voce dominica dicitur: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Qua propter dignum aestimavimus, assensum praebere congruis postulationibus reverentissimi archiepiscopi *) quas per probabiles personas nobis intimavit, responsalium suorum duorum presbyterorum: quatenus sibi pallium, et metropolitanum honorem cathedrae suae Laureacensi ecclesiae restitueremus, confinio Ungrorum adjacenti: *quod omnino nos eidem ecclesiae debere testantur antiquissima secum apportata privilegiorum testimonia, in quibus etiam continebatur, quod aetate Pontificatus beati Symmachi, huius almae sedis apostolici praesulis, praefata Sancta Laureacensis habetur ecclesia metropolis;* et in quantum tam exinde quam etiam de passionibus beatorum martyrum, qui illic plures in tempore persecutionis pro fide Christi variis sunt tormentis mulctati, colligere possumus, ex omnibus ecclesiarum dioecesibus Pannoniae, haec antiquitate et archiepiscopii dignitate esse primitiva creditur: quae jam multis retro actis temporibus ex vicinorum frequenti populatione barbarorum deserta, et in solitudinem redacta, nullum christianae professionis habitatorem meminit; usque dum invictissimus Augustus et pater gratiae, genitor quippe pii Imperatoris nostri, quem adhuc superesse et diu dominari mundus exoptat, bellico trophaeo eorum vires retundit. Nunc autem quam ob rem votis exsultantibus in laudem omnipotentis Dei erumpimus, non solum saepe dicta Sancta Laureacensis ecclesia, hostium cessante terrore, cum accolis suis pace et tranquillitate potitur, verum etiam *ipsi* dudum inimici, illum quem persecuti sunt more gentili *jamjam* Christum baptizati profitentur, et sacerdotes modo habere desiderant, ac prout scire rudes poterunt venerantur; et ecclesias quasdam in sua terra, quas patres incendio delerunt, posteri restaurare videntur. Hac ergo suadente ratione, quod praenominati Sanctae Laureacensis ecclesiae archiepiscopi postulatio antiqua apostolica auctoritate commendatur; et praeterea quod cum justum esset, pariter etiam utile visum est, ut ad fructificandas Deo gentes, ex novitiis cultoribus fidei Ungrorum, atque Maravorum, sive etiam aliis multis provinciis Schlavorum suae parochiae finitimis, illic ordinatis episcopis, secundum quod antiquitus depositi (forte: dispositi) erant, eis hunc constitueremus archiepiscopum. Quoniam autem Salisburgensis ecclesia metropolis abusa est subjectione Sanctae Laureacensis ecclesiae, pontificii obliterata et attenuata sua dignitate ex devastatione barbarorum, quam propterea perceptis apostolicis privilegiis nequaquam patimur privari: cum et propria sint Salzburgensis, et ideo auctoritativa vel auctorabiliora, quae conditio testimonii etiam apud saecularia viget et praevalet. Nos vero in huiusmodi constitutionibus omnem calumniam, atque contentionis occasionem, Domino adjuvante, facile propulsamus, ambabus parochiis ab invicem certis limitibus sequestratis, et tamen apostolicis sanctionibus ubique stabilitis, quas nostrum est semper defendere et secundum evangelicam sententiam nihil eis solvere, sed adimplere. Unde ergo auctoritate et potestate beati Petri principis Apostolorum,

*) Laureacensis ecclesiae, Piligrimi, omiss.

atque exemplo beatorum Pontificum, scilicet praedecessorum nostrorum, eamdem Sanctam Laureacensem ecclesiam eiusque rectores jam archiepiscopos, a modo perpetim ab omni Salzburgensis ecclesiae eiusque praesulum subjectione ac ditione absolvimus, et honore metropolitano sublimamus: et sicut modernis temporibus sanctae memoriae Agapitus papa terminos earundem parochiarum ab invicem distinxit, sic et ipsi diffinimus, ita quoque ut Sancta Salzburgensis ecclesia superioris Pannoniae episcopos habeat suffraganeos, quibus usque huc sui pontifices praeesse videbantur, cum tanta talique dioecesi, quali hactenus in inferiori usi sunt Pannonia: Sancta autem Laureacensis ecclesia in inferioris Pannoniae atque Moesiae regiones, quarum provinciae sunt Bawaria (Avaria) atque Maravia, in quibus septem episcoporum parochiae antiquis temporibus continebantur, suique antistites archiepiscopalem deinceps habeant potestatem, cum tanta talique dioecesi, quali hactenus in superiori usi sunt Pannonia. Quibus utique insuper praeceptis injungimus, ut juxta beati Gregorii decretum anglorum archiepiscopis directum, alter illorum, qui prior sit in ordinationis tempore et quoad vivat, prioratum teneat et in ordine. Penitus enim determinatis utriusque ecclesiae dioecesibus omnique exclusa altercandi occasione: canonica sub districtione interdicimus, ut neuter earundem ecclesiarum archiepiscopus invadere alterius parochiam praesumat, vel quibuscunque jurgiis aut disceptationibus super diffinitis a nobis modo rebus alter alterum sollicitare audeat. His igitur sedatis, venerabilem confratrem nostrum Pilgrimum archiepiscopum, canonicis litteris munitum sedi Sanctae Laureacensis ecclesiae inthronizamus, palliumque ei secundum antiquum eiusdem ecclesiae usum direximus: atque in provinciis Bawariae (Avariae) regionum quoque inferioris Pannoniae sive Moesiae, et in contiguis sibi Schlavorum nationibus circumquaque manentium, nostram apostolicam auctoritatem et vicem exercere committimus atque delegamus: quatenus illic more antecessorum suorum Sanctae Laureacensis ecclesiae archiepiscoporum habeat potestatem, presbyteros et episcopos ordinare atque constituere, et ex praedictis gentibus sua sancta praedicatione parare Domino plebem perfectam. (Sine Dato.)

Nro. IX. *Notitia de antiquissimo statu ecclesiae Laureacensis.* (Ex Mon. Boic. Vol. XXVIII. Parte II. p. 44 Nro. 161. Confund. paragraphos continuationis vitae S. Maximiliani; 21. 22, 23, 24, 25, apud Hier. Pez col 32.)

Ex paragr. 21. Cum sacrosancta Laureacensis ecclesia sit tempore beati Petri apostoli per ipsius discipulos catholica fide accensa, cum aliis ecclesiis utpote Aquilegiensi, Ravennate, Beneventana, Emiliense, Mediolanense, et in Galliis Treverense, Agrippina, Maguntina, Bisuntina, Lugdunensi, Remense, Senonense, Rothomagense, Turonense, Biturinense, Burdegalense, Arelatense, Viennense et Bracarense, que simul et semel per discipulos a b. Petro missos illuminate fide catholica extiterunt, sicut in historiis b. Armachore et S. Fortunati discipulorum b. Marci evangelistae plenius continetur (ex paragr. 22), posset opponi ab aliquo sapiente, quare sic pauci sint archiepiscopi in katalogo Laureacensi. Secundo ubi sit catalogus suffraganeorum

ipsorum. Tertio, ubi sit Kalogus ducum Austrie Styrie Karinthie. Quarto, quare sic brevis sit katalogus Regum Bavarie sive Ducum (?). Ad primum et secundum taliter respondetur, quod katalogus archiepiscoporum Laureacensium et Ecclesiarum suffraganearum, ipsius tempore Odoacri regis Rugorum, et Theodorici Regis Osthrogothorum tota Ecclesia Laureacensis cum omnibus suis Suffraganeis et populo utriusque sexus, parvis et magnis vitam retinere cupientibus, eorundem Regum formidine, cum unus esset barbarus; et alter pessimus Arianus, cum omnibus suis substantiis et clericis, libris, privilegiis, sanctorum reliquiis, et corporibus eorundem Neapolim et universam Samnitarum Italiam transmigrarunt nil pannoniis et mesiis memorie relinquentes, cum quibus etiam major pars corporis b. Maximiliani et libellus vitam suam et miracula continens, est pariter asportatus. De hac transmigratione B. Severinus monachus Noricusensis in sua vita, ubi postulabat a suis compatriotis, ut et ossa in Italiam secum deferant, facit plenariam mentionem, et sic duabus primis quaestionibus respondetur. Ad tertiam et quartam questionem sic respondetur, quod Austria, Styria, Carinthia, sed neque Pannonie seu Mesie duces vel reges habuerunt, quia omnes sub tributo Romanorum fuerunt, sicut tota germania et omnes galliae proprios principes non habentes solummodo Romanos et provinciales consules tributum solventes eisdem pro Regibus habuerunt.

23. Posset et opponi, quod patrimonium sanctorum principum duorum *Philipporum* Augustorum, et S Quirini, quod S. Laureacensi Ecclesiae donaverunt, fuerit etiam sub tributo. Respondetur, quod non; quia statim illi patrimonio sive patrie, *b.* Quirinus consors Augustorum eorundem fuit in defensionem seu patricium deputatus, donec Diocletiano suspectus, ex eo quod fuit frater et filius Augustorum, occasione fidei catholice, et quod fuit Episcopus ut creditur Laureacensis, ab eodem Diocletiano Martyrio coronatur. Post passionem vero b. Quirini, qui successerunt eidem in Patriarchatus *) officio ignoratur, cum persecutiones Christianorum et subversiones ecclesiarum veracissime fuerint, et diversa excidia Barbarorum. Primum Gothorum et Gepidarum; deinde Hunnorum et Alanorum; postmodum Wandalorum et Herulorum, ac post illos Marcomannorum Quadorum et Sarmatum, et post illos Avarorum, Rugorum ac Unulorum. In fine pessimorum Hungarorum, quibus misera patria, imo tota Europa, diversis temporibus miserabiliter est concussa; sicut haec omnia historiis ipsarum gentium declarantur. Et scire debet omnis homo, quod catalogus Ecclesię Laureacensis, et regum sive ducum Bavarie correctius et melius non potest ab aliquo adnotari. Multis enim annis per diversos historicos et infinita privilegia ecclesiarum est laboratum, ut melius possit haberi, minui vel augeri. Sed veritate suadente, non potuit immutari. Sed si ab aliquo tempore aliud in contrarium apparuerit, possumus dicere ore pleno, quod sit apogryphum vel mendax scriptura.

24. Nunc restat videre, quantum fuerit de patrimonio B. B. Principum Philipporum Imperatorum Romanorum, qui primi fidem catholicam receperunt. Patrimonium siquidem ipsorum habet

*) Vide paragraphum 7. Vitae B. Maximiliani Ep. et M.

Valvas sive fossatum Syllanum, quod a mari mediterraneo per Liburniam et Pannoniam dividens ipsas Pannonias et Moesias usque ad mare Oceanum, per lacum Pelsidis currit, notat patrimonium Philipporum. Ab occidente vero flumen Lycaos, quem germani Licum sive Lech appellant, et per Moesias occidentales, Napam, Ekeram, et Odricam flumina, quas vulgares insidentes eisdem. Nab. Eger. et Odram appelavere; a meridie vero Liburniam quam Drava flumen percurrit, a fonte Lycaos usque valvas. Ab aquilone autem Wandalus, Pelsa locus et Tyza flumen, infra hanc patriam Liburniam excollentes. Per has civitates flamines et tempore Jesu Christi successerunt; qui omnes protoflamini, ac demum Laureacensi archiepiscopo subfuerunt: ab inferius sursum, Bechovia, Celeja, Gradus, Solium, Liburnia, Sabona; per Pannonias Raba, Putina, Asturia, Famana (Faviana?) Laureacum, Valentina, Patavia, Frixinia, Ymbripolis. Per Moesias autem Tyrana, Nytraba, Seclama, Vetrava, Curinia, Wisseyda et Herbipolis fuere. Has viginti duas civitates cum seipsa urbs Laureacensis ut suffraganeas sibi subjectas in spiritualibus et temporalibus per suos Patricios, Romanorum tempore, antiquitus possidebat. Quod dominium postmodum diversorum barbarorum saevitia, Bajoariorum et Noricorum malitia vacuavit.

Sequitur videre in catalogo Archiepiscoporum et Episcoporum Pataviensium, qui sint eorum nota digni et benedictione perpetua, et pro quibus ab ecclesia sit orandum; qui etiam cum Dathan et Abyron propter mala sua opera descenderint in abyssum. Sed obstat plurimum, quod omnes majores nostri gesta ipsorum tacuerunt, nec scriptis aliqua prodiderunt, nisi de quibusdam paucis, de quibus proviserunt aliqua quasi nulla. Ea tamen, que in quibusdam monasteriis sunt reperta studebimus adnotare. Remittentes alios Archiepiscopos Laureacenses, de quorum gestis historie non habentur. Licet eorum aliqui per subscriptiones conciliorum exprimantur, ut S. Eucherius Pannoniorum Episcopus, qui concilio interfuit Sardicensi; nec est mirandum, si Episcopus appellatur, quia obmissum est circa ipsum, sicut circa alios, scriptorum desidia infelici. Sequuntur et alii archiepiscopi usque ad *Theodorum*, de quo nihil habemus, nisi unicam epistolam, in qua S. *Symmachus* Papa pallium sibi transmisit, tempore Theodorici regis, dominicae incarnat. anno sexcentesimo nonagesimo nono.

Sequitur de Vivilone archiepiscopo, quem profitetur b. Gregorius II. et ad Bonifacium moguntinum scribens, ipsi munus consecrationis impendisse, ac pallium metropoliticum contulisse, iuxta suorum praedecessorum privilegia, ut in epistolis Bonifacii continetur. Hic Ovilo tempore excidii barbarorum, in quo laureacensis ecclesia extincta describitur, congregatis clericis, monachis et monialibus ecclesie sue pro cautione personarum suarum ad munitam urbem Pataviam declinantes, que tamen de suo districtu et jurisdictione fuit, licet Tassilones et Utilones reges Patavorum legantur, in hac parte sibi favorem suum dedisse. Nam juxta Privilegium Philipporum Patavia colligitur eorundem Regum particula feodi fuisse. De hac transmigratione in quodam privilegio Arnolfi Imperatoris per Wichingum archiepiscopum impetratur, declarabitur magis plene. Nunc ad calamum Archiepiscopo-

rum catalogi redeamus. Anno dni CCL. Philippus cum Philippo filio suo regnat. Idem Philippus Cesar Pannonie superioris et inferioris ac etiam Mesiorum fuit, qui archiepiscopatum Laureacensem qui usque ad sua tempora pauper fuit, divitiis et opibus exaltavit. Hiis temporibus S. *Gerhardus* Laureac. Archiepiscopus creditur praefuisse.

CCLXVIII. Eutherius Laureac. Archiep. sedit, hic concilio interfuit Sardicensi.

CCLXXXIV. Beatus Maximilianus Laureac. Archiep. predicans per suam provinciam verbum Dei apud Celejam urbem a Maximiano Augusto martyrio coronatur.

D.VIII. Hoc tempore gens Noricorum et Bajoariorum prius expulsa revertitur ad proprias sedes, duce Theodone Latinis ejectis et hic Patavia reficitur destructa.

D.XCVIII. Erchenfridus episcopus patavie sedit XXVIII. annis, huius tempore B. Rupertus Wormacensis episcopus predicando in Bawariam et Austriam venit.

DXV. Vito Romanus Laureac. Archiep. sedit XLV annis.

DCXXIV. Ottocarus Erchenfrido in episcopatum patav. succedit.

DC.LX. Bruno Archiep. Laureaci et Patavie sedit XXXIX annis.

DCXCIX. Theodorus Laureacensis et Patav. Archiep. sedit XXIV annis.

DCCXXII. Wilo Archiep. Laureaci et Patavie sedit XXIII. annis.

DCCXLV. Sedonius Archiep. Laureaci et Patavie sedit XIII. annis.

DCCLVI. Antelinus Archiep. Laureaci et Patavie tedit X annis.

DCCLXV. Wiscarius Archiep. Laureaci et Patavie sedit IX. annis.

DCCLXXV. Waldricus Archiep. Laureaci et Patavie sedit XXXI annis.

DCCC.V. Urolfus Archiep. Laureaci et Patavie sedit I. ann. et menses III. Post hunc

Arn Juvavensis episcopus per trufas et bufas a leone papa cecato pallium Pataviensibus subripuit.

DCCCVII. Hatto episcopus sedit patavie annis XI.

DCCCXVIII. Reinharius episcopus sedit an. XX.

DCCCXL. Hartwicus Archiep. Laureaci et Patavie sedit ann. XXVI.

DCCCLXVI. Hermenricus episcopus.

DCCCLXXVIII. Engelmarus Archiep.

DCCCLXXIX. Wichingus archiep.

DCCCLXXX. Richarius Archiep.

DCCCCIV. Purkhardus Episcopus.

DCCCCXV. Gumboldus Episcopus.

DCCCCXXXI. Gerhardus Archiepiscopus.

DCCCCXLV. Adalbertus Archiepiscopus.

DCCCCLXXI. Pilgrimus Archiepiscopus etc. etc.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

C. Türkische Werke.

169.

مراة آلادوار و مرقاة آلاخبار

, i. der Spiegel der Stunden (Aeonen) und die Leiter der Stunden, aus dem Persischen des Molla Moßliheddin Mohammed Lari, gest. i. J. 974 (1566), ins Türkische übersetzt vom großen Geschichtschreiber Seadeddin, besteht aus einer Einleitung und sieben Hauptstücken. 1) Die Propheten. 2) Die Pischdadier und die ihnen gleichzeitigen Propheten. 3) Die Keijanden und die ihnen gleichzeitigen Propheten und Philosophen. 4) Die Sasaniden und die ihnen gleichzeitigen arabischen Könige. 5) Die Lebensbeschreibung des Propheten und der Chalifen. 6) Geschichte der dem Chalifate gleichzeitigen Dynastien. 7) Die der Dschengisiden. 8) Timuriden. 9) Hasan's des Langen. 10) Der Osmanen bis ins Jahr 955. Die Abschnitte derselben sind die folgenden.

Einleitung: Von der Schöpfung. I. Hauptstück: 1) Von Adam; 2) Seth; 3) Idris; 4) Mathusalem; 5) Lamech; 6) Noeh; 7) Sem; 8) Cham; 9) Jafet. II. Hauptstück: 10) Kejumer's; 11) Huscheng; 12) Tahmuras; 13) Sohak; 14) Feridun; 15) Minotschehr, unter welchem Rustem auftritt; 16) Nuder; 17) Tahmasp; 18) Guschtasp; 19) der Prophet Hud; 20) Ssalih; 21) Sulkarnein (Alexander I.); 22) vom Damme wider Gog und Magog; 23) vom weltenzeigenden Spiegel Alexanders; 24) Abraham; 25) Ismail; 26) Auffindung des Brunnens Semsem zu Mekka; 27) Eroberung der Kaaba; 28) Isaak; 29) Jakob; 30) Jusuf (der ägyptische Joseph); 31) die Stämme Israels; 32) Loth; 33) Job; 34) Schoaib (Jethro); 35) Moses; 36) die Begebenheit mit Pharao; 37) die Erzählung von den Giganten-Drängern; 38) Erzählung von Audsch (dem Anakssohne); 39) von dem Dome der Zeit (Zelte des Bundes); 40) von der Arche; 41) Asia, die Tochter Merakim des Pharao, die Retterin des Moses; 42) Josua; 43) Bilaam; 44) Kaleb; 45) Ezechiel. III. Hauptstück: 46) Keikobad, der persische König; 47) Keikawus; 48) die Erzählung von Sijawesch; 49) Ermordung Sewdabe's; 50) Keichosrew; 51) Lohrasp; 52) Guschtasp; 53) Kampf Rustems mit Isfendiar; 54) Behmen, der Sohn Isfendiar's; 55) Rustem's Thaten; 56) Darab (Darius); 57) Alexander; 58) Rath des Aristoteles; 59) die griechischen Könige; 60) die Könige der Völker (die zerstreuten pers. Dynastien); 61) Elias; 62) Samuel; 63) David; 64) Salomon; 65) Lokman; 66) Jonas; 67) Isaias; 68) Jeremias; 69) die Eroberung des Tempels von Jerusalem; 70) Daniel; 71) Esdras; 72) Zacharias; 73) Ma-

ria und Jesus; 74) die Siebenschläfer; 75) Dscherdschis (St. Georg); 76) Chalid B. Sinan; 77) die den Kejaniden gleichzeitigen griechischen Philosophen, nämlich Thales, 78) Solon, 79) Anaxagoras 80) Bias, 81) Pythagoras, 82) Plato, 83) Hippocrates, 84) Aristoteles, 85) Diogenes der Hündische, 86) Porphyrius, 87) Ptolomeus, 88) Dschamasb (der persische Weise), 89) Plinius oder Apollonius (Belinas). IV. Hauptstück: 90) Ardeschir B. Babek; 91) Schabur I., Sohn Ardeschir's; 92) Hormus I., der Sohn Schabur's; 93) Behram, der Sohn des Hormus; 94) Behram II., der Sohn Behram's; 95) Behram III., der Sohn Behram's, des Sohnes Behram's; 96) Nersi, der Sohn Behram's; 97) Behram IV., der Sohn des Narses; 98) Schabur II., der Sohn des Hormus; 99) Ardeschir II., der Sohn des Hormus; 100) Schabur III., der Sohn Schabur's; 101) Behram V., der Sohn Schabur's; 102) Jesdedschird I., der Sohn Behram's; 103) Behramgur, der Sohn Jesdedschird's; 104) Jesdedschird II., der Sohn Behram's; 105) Hormus II., der Sohn Jesdedschird's; 106) Balasch, der Sohn des Firus; 107) Kobad, der Sohn des Firus; 108) Nuschirwan der Gerechte; 109) Hormus III., der Sohn Nuschirwan's; 110) Perwis, der Sohn Hormusschah's; 111) Tafel der vorzüglichsten Epochen der Weltgeschichte und chronologischer Cyklus; 112) Schiruje, der Sohn des Perwis; 113) Ardeschir III., der Sohn Schiruje's; 114) Schehrijar; 115) Kesra Arslan; 116) Purantocht, die Tochter des Perwis; 117) Kobad II.; 118) Firus II. Ben Dschemschid; 119) Chosrew B. Kobad; 120) Arsemitocht, die Tochter des Perwis; 121) Ferruchsad, der Sohn des Perwis; 122) Jesdedscherd III., der Sohn des Schehrijar; 123) von den den Sasaniden gleichzeitigen arabischen Königen in Jemen, Irak, Syrien als Kahtan; 124) Jaareb; 125) Keblan Morre Homair; 126) Haris Raisch; 127) Abraha Sul=Minar; 128) Afrikis; 129) Antar, Sohn Abraha Sul=Minar's; 130) Hedad B. Scherabil; 131) Balkis (die Königin von Saba); 132) Abu Kerb Schems; 133) Ebu Malik; 134) Efren, Sohn Ebu Malik's; 135) Su Chischan; 136) Tobaa, der Sohn Efren's; 137) Keli Kerb; 138) Ebu Kerb Esaad; 139) Hasan Ben Tobaa; 140) Amru B. Tobaa; 141) Tobaa der Kleinere; 142) Rebiaa B. Naßr; 143) Morsid B. Abd Kelal; 144) Weliaa; 145) Abraha; 146) Hasan; 147) Su=Schinatir; 148) Su Jesen; 149) Esbat; 150) Keisum B. Abraha; 151) Seif El Jesen; 152) Beni Nedschm; 153) Malik B. Fehm; 154) Chodaima B. Malik; 155) Amru B. Aada; 156) Amrol Kais; 157) Amru, Sohn des Amril Kais; 158) Naaman; 159) Monser B. Naaman; 160) Eswed B. Monser; 161) Naaman B. Eswed; 162) Ebu Dschaafer B. Alkama; 163) Amrol Kais II. B. Eswed; 164) Monser B. Maes=sema, d. i. Sohn des herrlichen Wassers; 165) Amru B. Monser; 166) Ebu Kabus; 167) Naaman; 168) Ajas; 169) Sadbih B. Mahbejan; 170) Monser B. Naaman; 171) Von den Beni Ghasan in Syrien; 172) Dschofne B. Omar; 173) Amru B. Dschofne; 174) Thaalebe B. Amru; 175) Haris B. Thaalibr; 176) Dschobla B. Haris; 177) Haris B. Hill; 178) Naaman Ben Haris; 179) Monser der Kleine;

80) Dschobla II.; 181) Eihem B. Haris; 182) Amru B. Haris; 183) Dschofne B. Aßghar; 184) Naaman der Kleine; 185) Naaman B. Amru; 186) Dschobla III. B. Naaman; 187) Naaman B. Eihem; 188) Haris B. Dschobla; 189) Naaman B. Haris; 190) Eihein B. Dschobla; 191) Monser B. Dschobla; 192) Scherahil B. Dschobla; 193) Naaman B. Hari; 194) Amru B. Dschobla; 195) Dschobla B. Haris; 196) Dschobla B. Eihem; 197) von den Königen Dschorhem's; 198) den Königen Kendes, deren erster Hadschr ekl elmerar; 199) Amru und dessen Sohn Haris.

Wiewohl sehr viele dieser Abschnitte nichts als den Namen des Herrschers enthalten, so mußten dieselben, da in der Regel jede Regierung einen Abschnitt bildet, um der Inhaltsanzeige bibliographisch getreu zu seyn, hier vollständig aufgeführt werden; dieselben gewähren aber überdieß dem Forscher morgenländischer Geschichte das Interesse der Vergleichung dieser Herrscherlisten mit den bekannten, indem sich sowohl in der Dynastie der Sasaniden als in den Listen der arabischen Könige einige neue, in den bekannten Listen nicht anzutreffende Namen finden. So z. B. kommt der Nachfolger Schiruje's, welcher im Fenaji Schehr Irad heißt, hier als Schehrijar, die Turandocht als Purantocht vor. Kesra Arslan fehlt in allen bisher bekannt gemachten Geschichten der Sasaniden ganz und gar, eben so im Fenaji zwischen Turandocht und Esremitocht Kobad II. und Firus II. Ferruchsad heißt beym Fenaji Choriad (jenes vermuthlich das richtigere). Ein Gleiches gilt von den Namen der Könige von Hira.

V. Hauptstück: 200) Des Propheten Stammbaum von Adam angefangen; 201) Madhar B. Nesar; 202) Bedr Aamir; 203) Nodhar; 204) Abd Menaf; 205) Abdol Motallib; 206) dessen Söhne; 207) Abdollah; 208) Mohammed's Geburt; 209) sein Horoscop; 210) was sich nach seiner Geburt in den verschiedenen Jahren seines Lebens bis zu seiner Vermählung begeben; 211) Vermählung des Propheten; 212) Auswanderung desselben (Hidschret); 213) Begebenheiten des ersten Jahres d. H.; 214) des zweyten J. d. H.; 215) der Feldzug Ebu Obeide's; 216) Hamsa's; 217) die große Schlacht von Bedr; 218) der Feldzug wider die Beni Kainokaa; 219) wider die Beni Soweik; 220) Begebenheiten des dritten J. d. H.; 221) der Feldzug wider Karda; 222) die große Schlacht von Ohod; 223) Begebenheiten des vierten J. d. H.; 224) die kleine Schlacht von Bedr; 225) Begebenheiten des fünften J. d. H.; 226) der Feldzug wider die Beni Mostalak; 227) die Verleumdung Aische's; 228) die Schlacht am Graben (Chandak); 229) der Feldzug wider die Beni Koreitha; 230) Begebenheiten des sechsten J. d. H.; 231) der Feldzug wider die Beni Lahjan; 232) der Feldzug wider die Si Karde; 233) der Zug wider die Gharrire; 234) Erzählung der Verhandlungen zu Hodaiba; 235—241) die sieben Sendschreiben des Propheten; 242) Begebenheiten des siebenten J. d. H.; 243) Begebenheiten des achten J. d. H.; 244) Eroberung Mekka's; 245) die Schlacht von Honain; 246) Begebenheiten des neunten J. d. H; 247) die Steinigung Sebira's der Aamiritin; 248) die Schlacht von Tebuk; 249) Begebenheiten des zehnten J. d. H.; 250) Begebenheiten des eilften J. d. H.; 251) von den Frauen und den Kindern des Propheten; 252) der Vorfall Eswed Aini's; 253) das Chalifat Ebubekr's; 254) dessen Kinder; 255) Begebenheiten des zwölften J. d. H.; 256) von Mosei-

lema, dem Lügner; 257) Begebenheiten des dreyzehnten J. d. H.; 258) Chalifat Omar's im vierzehnten und funfzehnten J. d. H.; 259) Begebenheiten des sechzehnten J. d. H.; 260 — 266) Begebenheiten der sieben Jahre d. H. vom siebzehnten bis drey und zwanzigsten; 267) Chalifat Osman's bis zum dreyßigsten J. d. H.; 268) Begebenheiten des ein und dreyßigsten J. d. H.; 269) Eroberung Chorasan's; 270—271) Begebenheiten des zwey und drey und dreyßigsten J. d. H.; 272) Chalifat Ali's, 273) die Schlacht von Ssaffein; 274) Erklärung der ägyptischen Zustände; 275) von den Chawaridsch; 276) von dem Martyrthume Ali's (des ersten der Imame); 277) Chalifat Hasan's, des Sohnes Ali's, des zweyten Imams; 278) von dem dritten Imam Husein, dem Sohne Ali's; 279) der vierte Imam Seinolaabidin, der Sohn Husein's; 280) der fünfte Imam Bakir; 281) der sechste Imam Dschaafer; 282) der siebente Imam Musa El Kiasim; 283) der achte Imam Musa Er-risa; 284) der neunte Imam Mohammed Taki; 285) der zehnte Imam Nefi; 286) der eilfte Imam Hasan Es-seki; 287) der zwölfte Imam der Mehdi; 288) von den Chalifen des Hauses Ommeije; 289) die Herrschaft Jesid's; 290) die Herrschaft Moawies II., des Sohnes Jesid's; 291) Abulhakem Merwan's; 292) Abdolmelik's B. Merwan's; 293) vom Aufstande Ssalih's und Schebib's; 294) von der Herrschaft Welid's B. Abdolmelik; 295) Suleiman's B. Abdolmelik; 296) Omar's B. Abdolasis; 297) Jesid's II., des Sohnes Abdolmelik's; 298) Hischam's, des Sohnes Abdolmelik's; 299) von den Rewafis (Ketzern); 300) Herrschaft Welid's II., des Sohnes Jesid's II.; 301) Jesid's III. B. Welid's II.; 302) Ibrahim's, des Sohnes Welid's; 303) Adolmelik Merwan's II., des Esels; 304) Aufstand Ebi Moslim's und dessen Zustände; 305) Zustand Ibrahims'; 306) Schlacht Merwan's; 307) Abdollah B. Mohammed B. Ali. Hier endet der erste Band des Werkes auf der 349sten Seite.

308) Das Haus Abbas; 309) Abul Abbas Abdallah, der Blutvergießer; 310) Manßur; 311) der Aufstand der Rawenditen; 312) Eroberung Bagdad's; 313) der Imam Abu Hanife; 314) der Imam Malik; 315) Sofian Thuri; 316) Ibrahim Edhem; 317) Fodhail Ibn Ajadh; 318) Ins Ibn Melik; 319) Chalifat Mehdi's; 320) Erscheinung Mokannaa's; 321) Zustände Jakub's; 322) der Imam Jusuf; 323) das Chalifat Hadi's; 324) Harun Reschid's; 325) die Geschichte der Barmekiden; 326) der Imam Schafii; 327) der Imam Mohammed B. Hasan's; 328) Kosaji, der Philologe; 329) Sibiweih, der Grammatiker; 330) Hasan Ben Sijad; 331) der Imam Musa Kiasim; 332) Chalifat Mohammed Emin's, des Sohnes Harun Reschid's; 333) das Chalifat Mamun's; 334) Ibrahim, der Sohn Musa's; 335) Karchi (der Mystiker); 336) der Imam Ahmed Ibn Hanbal Esch-Scheibani; 337) Beschir Ben Haris; 338) die Familie Tahir; 339) Beginn der Dynastie der Beni Sijad; 340) Chalifat Moteaaßim billah's; 341) das Chalifat Wasik billah's; 342) Chalifat Motewekkil alallah's; 343) der Imam Ali Naki Hadi Askeri; 344) die Imame Mohammed Bochari und Moslim; 345) das Chalifat Mostanßirbillah's; 346) das Chalifat Mosteain billah's; 347) das Chalifat Moteas-billah's; 348) das Chalifat Mohtedibilah's; 349) Motemed Alallah's; 350) Motamed Alallah's; 351) Scheich

Schobli; 352) Chalifat Motedhad billah's; 353) Moktefi illah's; 354) Abu Dschaafer Dscherir Thaberi (der Geschichtschreiber); 355) Chalifat Moktedir billah's; 356) Dschoneid von Bagdad; 357) Husein Ben Manßur Challadsch; 358) Abu Naßr Firak; 359) Abu Ali Haisan; 360) Ende Moktedir's; 361) Erlöschung der Dynastie der Beni Aghleb; 362) Beginn der Herrschaft der Fatimiten; 363) Chalifat Kahir billah's; 364) Dynastie der Ali Buje; 365) das Chalifat Radhi billah's; 366) Mottaki billah's; 367) Mostekfi billah's; 368) Motii li emrillah's; 369) Tod Amaded-dewlet's (des Bujiden); 370) Tod Emir Nuh's; 371) Vorfall zwischen Moiß dem Aliden und Abderrahman dem Ommewiden; 372) Tod des Inhabers von Chorasan; 373) die Ungläubigen bemächtigen sich Haleb's; 374) Aufruhr der Einwohner Antiochiens; 375) Motenebbi's gewaltsamer Tod; 376) Erwähnung Naßireddewlet's; 377) Tod Weschmgir's; 378) Tod Seifeddewlet's; 379) Entthronung Motakilillah's; 380) die Herrschaft von Syrien und Aegypten geht auf die Fatimiten über; 381) Zwist der Söhne Naßireddewlet's; 382) gewaltsamer Tod des griechischen Kaisers; 383) die Karmaten bemächtigen sich Damask's; 384) Moßieddinallah zieht nach Aegypten; 385) Ettaiilillah B. El-mofadhdhal Motii; 386) Toktegin bemächtigt sich Damask's; 387) Tod Moißeddewlet's des Aliden; 388) Adhadeddewlet bemächtigt sich Irak's; 389) Beginn der Herrschaft des Hauses Seboktegin; 390) Rückkehr Scherif's, des Sohnes Seifeddewlet's; 391) Afeddewlet Bachtijar wird erschlagen; 392) Ermordung Ebi Taghleb's; 394) Jekschur's Macht; 394) Kadir flieht gegen die Sümpfe (Batiha); 395) die Beni Hamdan kehren nach Moßul zurück; 396) Beginn der Dynastie der Beni Hamdan; 397) Ebid-dewlet bemächtigt sich Moßul's; 398) Chalifat Kadirbillah's; 399) Firdewsi von Tus; 400) Beginn der Dynastie der Beni Dschemad; 401) Chalifat Kaim bi emrillah's; 402) Toghrul; 403) Chalifat Moktadirbillah's; 404) Chalifat Mostashirbillah's; 405) der Imam Ghazali; 406) Chalifat Mosterschidbillah's; 407) Chalifat Raschidbillah's; 408) Chalifat Moktefibillah's; 409) Chalifat Mostendschid billah's; 410) Tod des Scheich Mohijeddin Ill-Arabi; 411) Chalifat Mostansi bi nurillah's; 412) Naßirlidinillah's; 413) Tahir biemrillah's; 414) Mostanßar billah's; 415) Moteaaßim billah's; 416) Hulaku bemächtigt sich Bagdads; 417) einige außerordentliche Begebenheiten. VI. Hauptstück: 418) Die Dynastie der Beni Ssofar; 419) die des Hauses Saman; 420) Abu Ibrahim Ismail B. Ahmed B. Esed; 421) der Scheich Ebu Manßur Materidi; 422) Abdol-melik B. Nuh; 423) Manßur B. Nuh; 424) Er-Rasi Nuh B. Manßur; 425) von Kabus Weschmgir (dem Herrscher des Hauses Dilem); 426) Manßur B. Nuh; 427) Abdolmelik B. Nuh; 428) Ismail B. Nuh; 429) die Dynastie der Beni Buje, zuerst Amadeddewlet; 430) Adhadeddewlet; 431) der große Scheich Mohammed B. Abdallah Schirasi und andere berühmte Männer; 432) Denkmale Adhadeddewlet's; 433) Schereſeddewlet; 434) Behaeddewlet; 435) Sultaneddewlet; 436) Ebu Naßr Chosrew Firuſ; 437) Ebu Ali Ben Keichosrew; 438) der Wesir Ibn Ibad der Ssahib

(Freund, Inhaber der Regierung); 439) der Richter Abdol-Dschebbar; 440) die Dynastie der Ghasnewi; 441) Toghan Chan; 442) Ebu Dschaafer Mohammed B. Musa; 443) der Scheich Ebul-Hasan Dschurdschani; 444) der Scheich Ebu Said Ebul-Chair; 445) Ebul Hasan Kuduri; 446) Ebubekr Mohammed B. Hurek; 447) Anßari, der Dichter; 448) Abder-Raschid B. Mahmud; 449) Sultan Rasieddin B. Ibrahim B. Mesud; 450) Sultan Arslan, der Sohn Mesud's; 451) Behramschah B. Mesud; 452) von den Königen des Stammes Ghur; 453) Fachreddin Rasi; 454) Moiseddin, beygenannt Schehabeddin; 455) Mahmud B. Ghajaseddin; 456) Sam B. Ghajaseddin; 457) die Sultane aus den Mamluken der Könige Ghur's und des zu ihnen gehörigen Volks der Challadsch; 458) Tadscheddin Ildigis; 459) Kotbeddin Ibek; 460) das Volk der Challadsch; 461) Mohammed B. Schiran; 462) Alaeddin Dewan; 463) Hosameddin Ardh; 464) Schemseddin Iltemisch; 465) Rokneddin Firusschah; 466) Alaeddin Mesud; 467) Naßireddin Mohammed B. Schemseddin; 468) Erwähnung der Könige Kurt; 469) Schemseddin Mohammed Ebubekr Kurt; 470) Rokneddin und Schemseddin; 471) Ghajas Pir Ali; 472) die Dynastie der Seldschuken; 473) die Kinder Michaels; 474) die Sonne der Imame, der Imam Holwani; 475) Suleiman B. Dschaaferbeg; 476) Melikschah; 477) der Wesir Nisamolmülk; 478) der Scheich Abdolmelik Dschuweini; 479) die Herrschaft Berkjarok's; 480) Widerstand Mohammed's, des Sohnes Melikschah's, gegen Berkjarok; 481) unumschränkte Herrschaft Mohammed's, des Sohnes Melikschah's; 482) Sindschar; 483) Abneigung der Befehlshaber Transoxana's, dessen Herrschaft in die Hände Gurchan's fällt; 484) Mahmud Chan; 485) Aufstand der Aliden zu Nischabur; 486) die Söhne Mohammed B. Melikschah's; 487) Toghrul B. Mohammed; 488) Mesud B. Mohammed; 489) Melikschah B. Mahmud; 490) Suleiman Schah B. Melikschah; 491) Arslan B. Toghrul; 492) Toghrul B. Arslan; 493) die zweyte Dynastie der Seldschuken in Kerman, zuerst Arslan Schah; 494) Toghrulschah; 495) Arslanschah; 496) Mohammedschah; 497) Mobarekschah; 498) die dritte Dynastie der Seldschuken in Rum, zuerst Suleiman B. Kotolmisch; 499) Daud B. Suleiman; 500) Kilidsch Arslan I.; 501) Kilidsch Arslan II.; 502) Rokneddin Suleiman; 503) Kilidsch Arslan III.; 504) Ghajaseddin Keichosrew; 505) Isededin B. Keikawus; 506) Alaeddin Keikobad; 507) Dscheladdin Rumi; 508) Rokneddin Suleiman; 509) Keichosrew II.; 510) Ghajaseddin Mesud Keikawus; 511) Alaeddin Keikobad; 512) Osman Chan; 513) von den Atabegen Diarbekr's und Aserbeidschan's, und zwar zuerst zu Moßul Amadeddin Sengi; 514) Kotbeddin Mewdud; 515) Nureddin Mahmud; 516) Seifeddin Ghasi B. Mewdud; 517) Mostansi binurillah (Nureddin); 518) dessen Bruder Esededdin; 519) seltsamer Zufall des Martyrthums Nureddin's; 520) der Imam Serchasi; 521) Melik Ssalih Ismail; 522) Iseddin Mesud; 523) Nurededdin Sengi; 524) Nureddin Arslan Schah; 525) Iseddin Mesud II.; 526) die

Atabege Aserbeidschan's; und zwar: Atabeg Mohammed B. Ildigis; 527) Kisil Arslan B. Ildigis; 528) Ebubekr B. Mohammed; 529) die Atabegen Fars, insgemein die Salghur genannt, von Salghur; 530) Mosafireddin Sankor; 531) Sengi B. Mewdud; 532) Tekle B. Sengi; 533) Saad B. Sengi; 534) Saad B. Ebubekr; 535) Mohammed B. Mohammed; 536) Mohammedschah B Salghur; 537) die Atabegen Turkistans, als: Kur der Große; 538) der Kleine; 539) Ebu Tahir; 540) Hesarasp; 541) Tekle; 542) Schemseddin B. Arghun; 543) Ahmed B. Albarghun's; 544) Jusufschah; 545) Efrasiab; 546) die Chuaresmschahe, zuerst Itsis Mohammed; 547) Chuaresmschah Esel Arslan; 548) Chuaresmschah, Sohn Esel Arslan's; 549) Sultan Kotbeddin Mohammed; 550) Sultan Dschelaleddin; 551) Sultan Rokneddin; 552) Sultan Ghajaseddin Mirschah; 553) die Dynastie der Ismaeliten, deren erster Mohammed B. Abdollah Maimun; 554) Kaim biemrillah Mohammed; 555) Manßur biemrillah Ismail; 556) Moiß li dinillah; 557) die Erbauung Kairo's; 558) Asis billah Manßur Nesar; 559) Hakim biemrillah; 560) Kahir billah B. Husein; 561) Mostanßir Ebu Temim; 562) Mosteaali Ahmed; 563) Amir bi ahkamillah; 564) Hafis li dinillah; 565) Mohammed B. Hafis; 566) Fais billah Mohammed; 567) Aadhad li dinillah; 568) die Dynastie der Söhne Ejub, gegründet von Ssalaheddin Jusuf, dem Sohne Nedschmeddin Ejub's; 569) die Belagerung von Akka; 570) Nureddin Ali; 571) Melik Asis Osman; 572) Melik Tahir Ghasi; 573) Melik Tahir Chisr; 574) Mohammed B. Manßur; 575) Ebubekr B. Ejub; 576) Seid ol-Islam B. Jusuf; 577) Melik Kiamil Mohammed; 578) Melik el-aadil; 579) Melik eß-ßalih; 580) Melik Turanschah; 581) Beginn der Herrschaft der Türken in Aegypten, deren erster Iseddin Ibek der Turkmane; 582) Melik Manßur Nureddin Ali; 583) Melik Mosaffir Seifeddin Kotos; 584) Tahir Bibars Bondokdar; 585) Naßireddin Mohammed; 586) Islamisch, Sohn des Bibars; 587) Melik Ssalih; 588) Melik Esah-scherif Ssalaheddin; 589) Melik En-naßir Mohammed B. Kilaun; 590) Ketboga el-Manßur; 591) Manßur Hosameddin; 592) Hosameddin Bibars Tschaschnegiri; 593) Manßur Ebubekr Elmelik Naßir; 594) Melik Eschref Alaeddin Kutschuk; 595) Latschin; 596) Naßir B. Manßur; 597) nach andern Quellen: Naßir Schehabeddin Ahmed; 598) Ssalih Amadeddin Ismail; 599) Mosaffir Hadsch B. Melik Naßir; 600) Melik Naßireddin Hasan; 601) Melik Ssalaheddin Ssalih; 602) Melik Manßur Mohammed; 603) Melik Eschref Schaaban; 604) Ali B. Schaaban; 605) Ssalih Hadsch B. Schaaban; 606) Beginn der Regierung Melik Tahir Berkuk's des Tscherkessen; 607) Melik Naßir Ebus-seaadat Ferrah; 608) Abdolasis Berkuk; 609) der Chalife Abulfadhl Mostain Inol-Motewekkil; 610) Abunaßr Scheich Mahmud Et-tahiri; 611) Melik Mosaffir Ebus-seaadat Ahmed; 612) Melik Tahir; 613) Melik Ssalih Mohammed B. Itsis; 614) Melik Eschref Berse-

bai; 615) Melik Asis Jusuf B. Bersebai; 616) Melik Tschakmak El-tahiri; 617) Melik Eschref Jnal En-Nasiri; 618) Melik Abulfeth Ahmed Ibn Jnal; 619) Sultan Tahir Choschkadim; 620) Melik Tahir Abaji; 621) Melik Timur Babagha; 622) Aegyptens Eroberung unter Sultan Selim; 623) die Ismailiten, insgemein Molahid, d. i. die Gottlosen, beygenannt, d. i. die Assassinen; 624) Hasan Ssabah; 625) Mohammed B. Kia; 626) Mohammed B. Hasan; 627) Dschelaleddin Hasan B. Mohammed; 628) Alaeddin Mohammed B. Hasan.

VII. Hauptstück: Dschengis. 629) Die Erzählung von Alanko; 630) Jukun Kajat; 631) Busendschir; 632) Tuman Chan; 633) Tumenu Chan; 634) Kabl Chan; 635) Katschuli; 636) Kable Chan; 637) Bortak Chan; 638) Bisuka; 639) Geburt Dschengis Chans; 640) dessen Thronbesteigung; 641) von seinen Kindern, Weibern, Gebräuchen und Gesetzen; 642) Dschengischans Feldzug nach Chuaresm wider den Schah Mohammed B. Tekesch; 643) Erzählung von Semarkand; 644) Dschengischan sendet den Subetai, den Sultan zu verfolgen; 645) Zustand Chuaresm's; 646) Dschengis wendet sich nach Tirmid und Balch; 647) Erzählung von Nischabur; 648) von Herat; 649) Rückkehr Dschengischan's; 650) Dschengischans Religionsstreit zu Dschara; 651) von den Söhnen Dschengischans nach dessen Tode; 652) von Dschaghatai; 653) von Mahmud, dem Dschinnenbeschwörer; 654) die Regierung Ogotai's; 655) dessen Denkmale; 656) die Regierung Kaijuk Chan's, des Sohnes Ogotai's; 657) die Regierung Mangku Kaan's; 658) die Regierung Kubilai Kaan's; 659) die Sultane Descht Kiptschak's; 660) die Sultane aus der Familie Dschengis in Turan; 661) Hulaku Chans Regierung; 662) Anlaß des Streites zwischen Hulaku und Berke, dem Herrscher von Kipdschak; 663) die Milde Abaka Chan's; 664) einige Begebenheiten der Regierung Abaka's; 665) Erhebung Medschdol-mülk's von Jesd zum Wesire und dessen Verweisung; 666) Regierung Nigudar's, insgemein S. Ahmed benannt; 667) der Widerstand Arghun's; 668) Einiges von den Zuständen Arghun's; 669) die Regierung Kendschatu's, des Sohnes Abaka's; 670) die Regierung Ghasan Chan's, des Sohnes Arghun's; 671) die Hinrichtung Newrus Chan's; 672) Ghasan's Feldzug nach Syrien; 673) Regierung Chodabende Oldschatiu's; 674) Zug nach Gilan; 675) Sendung eines Heeres nach Herat; 676) Chodabende's Zug nach Syrien; 677) Regierung Abu Said's; 678) Veränderung des Sinnes des Padischah (Abu Said's) gegen Emir Tschoban; 679) Söhne Tschoban's; 680) Emir Ali Padischah; 681) Erscheinung Scheich Hasan's des Kleinen; 682) Emir Hadschi Toghan; 683) Scheich Hasan fordert den Tagha Timur aus Masenderan und dessen Ende; 684) Rest der Begebenheiten des kleinen Hasan; 685) Suleiman Chan; 686) Dschanibeg's Zug nach Iran; 687) Tod Scheich Hasan Junan's; 688) S. Oweis; 689) S. Husein; 690) von den Sultanen Kara Chatai's und dem Hause Mosaffir; 691) Kotlogh Sultan Borrak Hadschib; 692) Kotbeddin Mohammed; 693) Rokneddin Mobarek Chodscha; 694) Ismeteddin Kotlogh Turkan Chatan; 695) Sijurghatmisch; 696) Padischah Chatan; 697) Schah Aalem Chatun; 698) Mohammed Schah

Ibn Hedschadsch; 699) Kotbeddin Schäh Dschihan; 700) die Sultane der Dynastie Mosaffir, nämlich: Mobariseddin Mahmud; 701) Oldschatu Sultan; 702) Mobariseddin Mohammed Chan; 703) Schah Kotbeddin Mahmud; 704) Emir Dschelaleddin Mesud Schah; 705) Emir Scheich Ebu Ishak führt ein Heer nach Kerman; 706) Emir Mobariseddin zieht aus, um Persien dem Emir Scheich Ebri Ishak zu entreißen; 707) Verhältniß des Atabegen Nußreteddin mit dem Emir Mobariseddin Mohammed; 708) Eroberung Ißfahan's und Tödtung Emir Scheich Ebu Ishak's; 709) die Söhne Seineddin Mohammed's zürnen ihrem Vater; 710) Sultan Mudschahideddin Seinol-aabidin 711) VIII. Hauptstück: Von Timur, seinen Kindern und Nachfolgern 712) Toghlok Timur Chan führt zum zweyten Male ein Heer nach Transorana; 713) Thronbesteigung Timur's; 714) Tokatmisch Chan besteigt den Thron; 715) neuer Feldzug wider Chuaresm; 716) von den Serbedaren und ihrer Erscheinung; 717) Seid Scherif Dschordschani; 718) der fünfjährige Feldzug nach Iran; 719) Zug nach Bagdad und dessen Eroberung; 720) Briefwechsel zwischen Timur und Bajesid; 721) Erklärung des Zustandes Kasi Burhaneddin's; 722) Mirsa Scheich Omar wird getödtet; 723) Ulughbeg; 724) Timur's indischer Feldzug; 725) Dehli's Verheerung; 726) Erzählung des siebenjährigen Feldzugs; 727) Timur's Schreiben an Jildirim; 728) Timur zieht aus Syrien zuerst aus; 729) dessen Religionsdisputationen zu Damaskus; 730) Timur's Rückkehr, allgemeines Gemetzel zu Bagdad; 731) Niederlage Ildirim Bajesid's; 732) Tod desselben; 733) Erwähnung der schwarzen Tataren: 734) Erzählung von Kara Jusuf: 735) Eroberung Gurdschistan's; 736) Tod Timur Chan's; 737) Erwähnung des Sohnes Timur's; 738) Mirsa Sultan Mohammed; 739) M. Omar Scheich; 740) Mirsa Emiranschah; 741) Mirsa Ebubekr; 742) Mirsa Schahroch; 743) Behaeddin Nakschbendi; 744) Mewlana Jakubi Dscharihi; 745) Chodscha Alaeddin Ghidschdewani; 746) Scheich Serradscheddin Serchasi: 747) Chodscha Abdallah; 748) Chodscha Hasan; 749) Chodscha Jesur; 750) Seid Ali Hamadani; 751) Ebubekr Naibadi; 752) Scaadeddin Seid Teftasani; 753) Personalbeschreibung Timur's von seinem Heere und Gefolge; 754) Zustand des Prinzen Miranschah; 755) Zustand Kara-Jusuf's und S. Ahmed Dschelair's; 756) von den Söhnen Mirsa Omer Scheich's; 757) Mirsa Schahroch's Zug nach Samarkand; 758) dessen zweyter Zug nach Persien; 759) Kara Jusuf gelangt zu unumschränkter Macht, und dessen Untergang; 760) Abul-Kasim Babr; 761) Mirsa Miran Schah's dritter Zug nach Aserbeidschan; 762) Melik Tahir; 763) Mirsa Ulugbegh; 764) Ende der Begebenheiten Abul Kasim Baber's; 765) Mahmud; 766) von Dschihanschah und seines Sohnes Widersetzlichkeit; 767) Hasanbeg B. Ali B. Kara Osman vom Hause Ak Kojunli; 768) Baisankor Mirsa; 769) Regierung Sultan Husein Baikara's; 770) Emir Ali Schir; 771) Entdeckung des Grabmals Ali's; 772) Zustand S. Mohammeds, berühmt unter dem Namen des kleinen Mirsa; 773) Zustand Mirsa Sul Nun's; 774) Zustand Mirsa Bedies-seman's und dessen Widersetzlichkeit gegen seinen Vater; 775) Regierung Sultan Moham-

med Scheibani's; 776) Obeidollah Chan; 777) von einigen Mystikern und vollkommenen Männern, als: Abdallah; 778) Mewlana Osman; 779) Mewlana Ali; 780) Mewlana Daudchani; 781) Abderrahman Dschami; 782) Seaadeddin, der Vater Lari's; 783) Alaeddin Enweri; 784) Abderrahman Kiarker; 785) Osameddin Ibrahim Isferaini; 786) Mir Mohammed; 787) Mir Ebubekr; 788) Scheich Hasan Kuhistani; 789) Mir Aballah Nischaburi; 790) Faßich Nisami. IX. Hauptstück: Von Hasanbeg und dessen Kindern. 791) Hasanbeg; 792) Jakabeg; 793) Ahmed Schirasi; 794) Sultan Bajesid Chan; 795) Abdolmelik Sawedschi; 796) Dschelaleddin Mohammed B. Wafi; 797) Kemaleddin Husein; 798) Pir Dschemaleddin Ahmed; 799) Kotbeddin Mohammed; 800) Nisameddin Mahmud; 801) Schah Ismail; 802) Mir Ghajaseddin; 803) Schemseddin Mohammed; 804) Kemaleddin Lari.

Hier schließt das Werk, so daß das zehnte, im Eingange angegebene Hauptstück, welches die Geschichte der Osmanen bis ins Jahr 955 enthalten sollte, hier entweder fehlt oder von Lari nicht vollendet worden. Ein Folioband von 770 Seiten kleiner, gedrängter Nestaalik.

170.

نخبة التواريخ

d. i. der Ausbund der Geschichten, von Mohammed Efendi dem Secretär Sultan Murad's IV. dargebracht, enthält die Geschichte von 81 Dynastien in folgenden 84 Abschnitten;

1) Von Adam; 2) von den vier ersten Chalifen (Raschidin); 3) von den zehn Geschichten des Propheten; 4) von den Chalifen des Hauses Ommeije in Osten; 5) des Hauses Ommeije in Andalus; 6) des Hauses Abbas zu Bagdad; 7) des Hauses Abbas in Aegypten; 8) von den Beni Tahir in Chorasan; 9) von den Beni Ssoffar in Sedschistan; 10) von den Beni Saman in Transoxana, Chorasan, Kabul und Ghasna; 11) von den Beni Sijad in Dscherdschan und Taberistan; 12) von der Familie Buje in Fars und Irak; 13) von der Familie Sebüktegin's in Chorasan, Kabul und Ghasna; 14) von den Sultanen Ghur in Chorasan, Kabul und Ghasna; 15) von den Chuaresmschahen in Chorasan und Irak; 16) von dem Hause Seldschuk in Chorasan, Irak und Fars; 17) von den Seldschuken in Kerman; 18) von den Seldschuken zu Haleb und Damaskus; 19) von den Seldschuken in Rum; 20) von den Atabegen, Söhnen Toghtegin's, in Syrien und Haleb; 21) von den Ismailiten (Assassinen); 22) von den Karachitajen in Kerman; 23) von den Atabegen zu Moßul, Damaskus und Haleb; 24) von den Atabegen in Fars und Kerman; 25) in Aserbeidschan; 26) in Groß-Loristan; 27) in Klein-Loristan; 28) von dem Hause Ejub in Aegypten; 29) in Jemen; 30) zu Damascus; 31) zu Haleb; 32) zu Himß; 33) zu Hama; 34) zu Dschesiret und Achlath; 35) von den Beni Ortok zu Diarbekr, Mardin und Dschesiret; 36) von den Königen Merwan zu Diarbekr; 37) von den B. Merdas zu Haleb; 38) von den B. Esed zu Hille und in der Wüste; 39) von den B. Hamdan zu Moßul und Haleb;

40) von den Beni Okail zu Moßul; 41) von den Emiren der Seldschuken allda; 42) von den Königen der Danischmende in Rum, d. i. Kleinasien; 43) von den Fürsten der Kara Kojunli (des schwarzen Hammels) in Aserbeidschan und Irak; 44) von den Fürsten der Ak Kojunli (des weißen Hammels) allda und in Fars; 45) von den Schahen der Familie Ssoffi in Persien; 46) von den Königen Schirwan's; 47) von den Fürsten Sulkadr zu Elbistan und Meraasch; 48) von dem Hause Dschengis in Kiptschak und in der Krim; 49) von den Usbegen in Transoxana; 50) von den Söhnen Dschengischan's in Iran, Turan und China; 51) von den Fürsten Nachfolgern Abu Said's in Chorasan; 52) von den Beni Indschu in Irak und Fars; 53) von dem Hause Mosaffir in Kerman, Fars und Irak; 54) von dem Hause Tschoban in Aserbeidschan; 55) von dem Hause Ilchan in Irak und Aserbeidschan; 56) von den Königen Kort in Chorasan; 57) von den Königen der Serbedare zu Sebsewar und Astrabad; 58) von Timur und seinen Söhnen in Iran, Turan, Indien, Syrien und Rum; 59) von den Söhnen Omar Scheich's, des Sohnes Timur's; 60) von den Söhnen Mirsa Schahroch's, des Sohnes Timur's; 61) von den Söhnen Mirsa Miranschah's, des Sohnes Timur's; 62) von den Herren Mekka's aus den Beni Hewaschim und Chaißer; 63) aus den Söhnen Musa's zum zweyten Male; 64) aus den Beni Hewaschim zum zweyten Male; 65) aus den Beni Kotade; 66) von den Königen der Beni Resul zu Jemen; 67) von dem Hause Idris in Moghrib und Andalus; 68) von den Beni Dschemud in Andalus; 69) von den Molsemin in Moghrib und Andalus; 70) von den Mowwahidin ebenda; 71) von den Beni Merin und Fes und Merakes (Marokko); 72) von den Beni Wattas zu Fes und Mekines; 73) von den Scherifen zu Fes und Mekines; 74) von den Beni Aghlab in Afrika; 75) von den Beni Kalb in Sicilien; 76) von den Beni Badis in Moghrib; 77) von den Beni Hafß zu Fes; 78) von den Statthaltern Aegyptens der vier ersten Chalifen; 79) von den Statthaltern des Hauses Ommeije allda; 80) von den Statthaltern des Hauses Abbas allda; 81) von den Beni Tulun in Aegypten und Syrien; 82) von den Statthaltern der Chalifen in Aegypten nach der Herrschaft der Beni Tulun; 83) von den Beni Achschid in Aegypten und Syrien; 84) von den fatimitischen Chalifen in Moghrib, Aegypten und Syrien.

Ein vortreffliches Geschichtswerk, in sehr schönem Neschi geschrieben. Ein Folioband von 438 Seiten.

171.

محاضرة الاوائل ومسامرة الاواخر

d. i. schlagfertige Reden über die ersten Dinge und Unterhaltungen beym Mondschein über die letzten Dinge, von Alidede aus Sziget; eines der beste, unter dem Namen Ewail (Origines) bekannten Werke, größtentheils nach dem Sojuti's bearbeitet; besteht aus einer Einleitung und zwey Büchern, wovon das erste von den ersten, das zweyte von den letzten Dingen handelt, jenes in 37, dieses in 4 Abschnitte eingetheilt.

Erstes Buch. 1) Von den Ueberlieferungen des Propheten über den Ursprung von Einrichtungen und Sitten. 2) Von den Ueber-

lieferungen, die sich auf die Sendung des Propheten beziehen. 3) Von dem Ursprunge und dem Beginne der Dinge überhaupt. 4) Von den ersten Sprachen. 5) Von den ersten göttlichen Schriften. 6) Von den ersten Schriften und Alphabeten. 7) Von den ersten Dichtern und Gedichten. 8) Von den ersten Moslimen. 9) Von den ersten Offenbarungen und Sendungen des Korans, einzelnen Suren und Verse. 10) Von den ersten Einrichtungen und Satzungen Abrahams. 11) Von den ersten die beyden heiligen Stätten Mekka und Medina betreffenden Dingen. 12) Von den ersten heiligen Kriegen und Glaubenskämpen. 13) Von den ersten Chalifen, Sultanen, Emiren. 14) Von den ersten Richtern und Mufti. 15) Von den ersten Büchern im Islam und den philosophischen Werken im selben. 16) Von den ersten Namen, Vornamen, Beynamen, Zunamen. 17) Von den ersten Kleidern und Kopfbedeckungen. 18) Von den ersten Vermählungen und Hochzeiten. 19) Von den ersten Speisen und Getränken, und von dem, was dazu gehört. 20) Von den ersten Reinigungen, und von dem, was dazu gehört. 21) Von dem ersten Gebetausruf. 22) Von dem ersten Freytagsgebete und dem fünfmaligen. 23) Von dem ersten Almosen. 24) Von der ersten Faste. 25) Von dem ersten Kaufe, Handel und Wandel. 26) Von den ersten Erbschaften und Erbtheilungen. 27) Von den ersten Leiden und Krankheiten. 28) Von den ersten Strafen und Verbrechen. 29) Von den ersten Sprichwörtern. 30) Von den ersten Gebäuden. 31) Von den ersten Jagden und Jagdvögeln. 32) Von den ersten Gesängen. 33) Von den ersten Künsten und Handwerken. 34) Von verschiedenen Anfängen. 35) Von den ersten Zeichen des jüngsten Tages. 56) Von dem ersten Eintritt ins Paradies und ins Feuer. 37) Von den ersten Dingen, welche bloß den Propheten betrafen. Zweytes Buch: Von den letzten Dingen. 1) Von den letzten den Koran betreffenden Dingen, den zuletzt gesandten Suren und Versen. 2) Von den das Chalifat und die Könige betreffenden letzten Dingen. 3) Von den letzten Dingen verschiedener Art. 4) Von dem letzten Eintritt ins Paradies und in die Hölle.

Ein kleiner Quartband von 148 Blättern, in gedrängtem kleinen Taalik geschrieben von Ahmed B. Ali, bekannt unter dem Namen Disdarsade Bögürdleni, d. i. des Sohnes des Festungsbefehlshabers von Sabacz, i. J. 1041 (1631).

172.

كنز آلانبا فى احوال الانبيا

d. i. der Schatz der Kunden vom Zustande der Propheten, vom Imam Bedreddin Mahmud Ben Ahmed El-Aini, gest. i. J. 855 (1451). Aini ist nach Hadschi Chalfa der Verfasser dreyer Geschichten, einer großen von zwanzig, einer mittleren von zehn und einer kleinen von drey Bänden; die erste führt den Titel: Ikdol-dscheman fi tarichi ehles-seman, d. i. Korallenknoten in der Geschichte der Zeitgenossen; die zweyte: El-bedr fi ewsafi ehlil-aaßr, d. i. Vollmond in den Eigenschaften der Genossen des Jahrhunderts; die dritte, deren Titel Hadschi Chalfa nicht näher kannte, weil er denselben nicht angibt, die vorliegende; sie wurde unter der Regierung S. Ahmeds I. zu Constantinopel aufgefunden, und auf Befehl des Großwesirs Ibrahimpascha übersetzt. Der erste Theil, 506 Blätter in Großoctav stark, doch fehlt am Ende ein Blatt oder ein Paar.

1) Erzählung von Abraham, in 32 Abschnitten, welche Rewi, d. i. Arten, überschrieben sind; 2) Erzählung von Loth; 3) von Schoaib (Jthro), in 6 Abschnitten; 4) von Jusuf, 30 Abschnitte; 5) von Moses, dem Sohne des Jusuf; 6) von Job, 9 Abschnitte; 7) von Sukefel; 8) von Jonas; 9) von Moses, dem Sohne Amran's, in 44 Abschnitten; 10) von Kaleb; 11) Ezechiel; 12) Elias, 3 Abschnitte; 13) Josue; 14) von den Richtern der Söhne Israels; 15) Samuel; 16) Saul und Goliath; 17) David, 14 Abschnitte; 18) Salomon, 15 Abschnitte; 19) Jeroboam; 20) Abia, der Sohn Jeroboams; 21) Asa; 22) Jehosaphat; 23) Jeroboam; 24) Jehu; 25) Esliahu; 26) Emsiahu; 27) Oseas; 28) Joram; 29) Achab; 30) Hezechias; 31) von den Königen der Stämme, die nicht von den Kindern Israels; 32) Isaias; 33) Micheas; 34) Amos; 35) Ochosias; 36) Jehu Achab; 37) Eliseas; 38) Sedecias; 39) Nabuchodonoser; 40) Daniel; 41) Esdras; 42) Zacharias und Joannes.

Zweyter Band, 493 Blätter stark. 1) Von der Geburt Maria's; 2) die Geschichte Maria's; 3) die Geburt des Herrn Jesus, 15 Abschnitte; 4) von dem Bau Jerusalems; 5) die Erzählung von Lokman, in 5 Abschnitten; 6) von Sulkarnein, in 13 Abschnitten; 7) die Erzählung von Dscherdschis; 8) von Samson; 9) von Belukia; 10) von den Siebenschläfern; 11) von den Genossen der Grube; 12) von Dscherih dem Andächtigen; 13) von Berßißa; 14) von dem Sohne des Königs, der Einsiedler ward; 15) von dem Empörer; 16) von dem Inhaber der Schädel (Kamkam); 17) von dem Inhaber der Wolke (Ghamamet); 18) von dem Inhaber der Empörung (Ssahibol-baghi); 19) vom Aussätzigen, Lahmen und Blinden; 20) vom Inhaber des Weins und des Kriegs; 21) die Erzählung von den tausend Goldstücken; 22) von den zwey alten Weibern; 23) vom Wasserträger; 24) die Erzählung von Irwet; 25) Kunden einiger Propheten: 26) von der Abweichung der Schriftgenossen (Juden und Christen); 27) Erzählung von den persischen Königen nach den vier Dynastien, deren letzte die der Sasaniden, in 35 Abschnitten; 28) von den chaldäischen Königen; 29) von den ägyptischen Pharaonen; 30) von den Kaisern Roms; 31) von den byzantinischen Kaisern nach dem Islam; 32) von den griechischen und römischen Weisen; 33) von den fränkischen Königen; 34) von den syrischen Königen; 35) von den indischen Königen; 36) von den chinesischen Königen; 37) von den arabischen Königen vor dem Islam; 38) von der Tobaa in Jemen; 39) von anderen Königen außer Jemen; 40) von den Königen Dschorhem's; 41) von den Königen Kende's; 42) von den Königen Ghasan's; 43) von verschiedenen zerstreuten Königen; 44) von den Arabern und ihren Eintheilungen, in 9 Abschnitten; 45) von der Flucht des Propheten; 46) die Schlacht Bedr; 47) der Zug wider die Beni Kainokaa; 48) die Schlacht von Soweik; 49) das Martyrthum Hamsa's; 50) der Feldzug von Rodhair; 51) von Silkora und wider die Beni Moßtolak; 52) die Sendung von Schreiben; 53) die Schlacht von Muta; 54) die Eroberung Mekka's; 55) der Sieg von Honein; 56) die Kaßidet Banet Saad zum Lobe des Propheten; 57) der Sieg von Tebuk; 58) die Personalbeschreibung des Propheten; 59) die Huldigung dem Ebubekr; 60) dem Omar; 61) die Schlacht von Jermuk; 62) die Ankunft von Hormus zu Mekka zur Zeit Omar's; 63) der Tod Belal's; 64) die Huldigung, dem Osman,

Sohne Affan's, dargebracht; 65) dem Ali; 66) dem Hasan, Sohne Ali's; 67) Moawia's unumschränkte Herrschaft; 68) die Huldigung für Jesid, den Sohn Moawia's; 69) für Husein, den Sohn Ali's; 70) die Schlacht von Kerbele; 71) Verschiedenheit der Meinungen über den Ort, wo das Haupt Husein's bestattet ward; 72) das Chalifat Moawia's Jesid's; 73) das Chalifat Sobeir's; 74) das Chalifat Merwans Ibnol Hakem's; 75) das Chalifat Abdolmelik's; 76) Mehleb Ben Ebi Ssaffra; 77) Kampf zwischen Eschaas und Hedschadsch; 78) das Chalifat Omar's, des Sohnes Abdol-asis; 79) das Chalifat Suleiman's, des Sohnes Abdol-Melik's; 80) das Chalifat Jesid's, des Sohnes Abdolmelik's; 81) das Chalifat des Blutvergießers (Abbas); 82) das Chalifat Manßur's; 83) Abu Moslim; 84) das Chalifat Mehdi's; 85) Hinrichtung des Dichters Beschar Ben Beid; 86) Streit wissenschaftlicher zwischen Kosaji und Sibeweih; 87) das Chalifat Emin's; 88) Moteaaßim's; 89) Wasikbillah's und Motewekkil's; 90) Mostanßir's und Mosteain's; 91) Mohammed B. Wasik's; 92) Mohammed Alallah's; 93) Motadhad's; 94) Moktefi's; 95) Moktadir's; 96) Rasibillah's; 97) Ibrahim's; 98) Mostekfi's; 99) Motii's; 100) Kadirbillah's; 101) Hakimbiemrillah's, des Fatimiten.

Auf der letzten Seite wird die Nachricht beygefügt, daß die i. J. 1136 (1728) aufgefundene Geschichte Aini's von Ibrahimpascha 45 Gelehrten zur Uebersetzung vertraut worden, daß dieselbe bis zum Chalifate Hakimbiemrillah's aus der Geschichte Ibn Schohue's fortgesetzt worden. Der erste Band enthalte die Geschichte der Propheten von Abraham bis auf Joannes; der zweyte Band gehe bis auf den achten Abschnitt der arabischen Geschichte, welcher die Genealogie des Propheten enthält. Von hier aus sey der dritte Band bis auf die Regierung Hakimbiemrillah's fortgesetzt worden, und ende mit dem J. 430 (1038). Er (der vorgenannte Efendi) habe den Theil von 387 (997) bis 430 (1038) übersetzt, und seine Arbeit von Moharrem 1161 (1748) vollendet.

173.

زبدة التوارخ

d. i. die Blüthe der Geschichten, ist die von Aali, dem berühmten osmanischen Geschichtschreiber verfertigte türkische Uebersetzung des arabischen Compendiums der Prophetengeschichte des Richters Adhadeddin Abderrahman B. Ahmed El-Idschi, gest. i. J. 756 (1355). Zwey Theile in Einem dicken Bande Großoctav von 395 Blättern, keine zierliche, aber eine leserliche Hand. Die Uebersetzung ist S. Murad III. gewidmet. Nach der Einleitung beginnt die Geschichte der Propheten: 1) Adam, 2) Seth, 3) Idris, 4) Noeh, 5) Hud, 6) Ssalih, 7) Abraham, 8) Isaak, 9) Jakob, 10) Jusuf, 11) Job, 12) Jonas, 13) Jethro, 14) Moses, 15) David, 16) Salomon, 17) Zacharias, 18) Joannes, 19) Jesus. Hier endet auf dem 208ten Blatte der erste Band, und auf dem 211ten beginnt der zweyte. 20) Mohammed's Geschichte von der Geburt bis zur Flucht, und dann nach den Jahren desselben bis zu seinem Tode, dann von seinen Eigenschaften, Wundern, Gefährten, Gemahlinnen, Kindern, Sclaven, Freygelassenen, Beyschläferinnen und den ersten Imamen.

174.

جامع الحكايات ولامع الروايات

. i. der Sammler der Geschichten und der Erleuchter
er Ueberlieferungen, von Mohammed El=Aufi, gesam-
nelt für den Wesir Nisamol=mülk Schemseddin, den großen
Großwesir des großen Herrschers der Seldschuken, Melekschah, drey-
nal ins Türkische übersetzt; das erste Mal von Ahmed B. Moham-
med Arabschah, dem Verfasser der berühmten arabischen Geschichte
Timur's, gest. i. J. 854 (1450), auf Befehl Sultan Murad II., dessen
Lehrer er war; das zweyte Mal vom Dichter Nedschati, gest.
. J. 914 (1508), für den Prinzen Sultan Mohammed, den Erstgebor-
nen Sultan Bajesid's II.; das dritte Mal von Ssalih B. Dsche-
al, gest. 973 (1565), auf Befehl des Prinzen Bajesid, des Sohnes
Sultan Suleiman's. Einen Auszug verfaßte daraus Mohammed
B. Esad B. Abdollah, von Schuster in vier Theile getheilt, jeder
Theil in 25 Hauptstücken, so daß das Ganze in 100 Hauptstücken besteht.
Die vorliegende türkische Handschrift, ein Folioband von 309 Blättern,
ist, der Sprache nach zu urtheilen, die erste und älteste Uebersetzung
Arabschah's, und enthält vierzehnhundert Geschichten und Erzählun-
gen, doch ist die Eintheilung in die hundert Hauptstücke, welche dasselbe
nach der Angabe Hadschi Chalfa's enthalten soll, nicht genau beobach-
tet, wie aus dem folgenden Verzeichnisse der Hauptstücke und ihres In-
halts erhellt.

Erster Theil: 1) Vom Propheten und seinen Angehörigen.
2) Von den Wundern der Heiligen. 3) Von den alten persischen Königen.
4) Von den Imamen, Genossen des Propheten und Chalifen und den-
selben gleichzeitigen Fürsten. 5) Von den Weisen und Verständigen.
6) Von dem Gehorsame und der Unterwürfigkeit. 7) Von Schlauheit
und List. 8) Von den Wesiren. 9) Von der Mäßigung und Enthalt-
samkeit. 10) Von den Scherzen der Verständigen. 11) Von der Sü-
ßigkeit der Rede. 12) Von den Secretären. 13) Von den Vertrauten.
14) Von den Aerzten. 15) Von den Träumen. 16) Von den Astro-
nomen. 17) Von den Sängern. Hier endet auf dem 154sten Blatte
die erste Abtheilung, und beginnt die zweyte, so daß statt 25, nur
17 Hauptstücke, und also deren 8 wenigstens nicht mit besondern Titeln
ausgeworfen sind. Zweyter Theil: Von verschiedenen Tugenden
und löblichen Eigenschaften. 1) Von der Scham. 2) Von der De-
muth. 3) Von der Verzeihung. 4) Von der Sanftmuth. 5) Von
dem hohen Unternehmungsgeiste. 6) Von der Sitte. 7) Von dem Mit-
leiden und Erbarmen. 8) Von dem Vertrauen. 9) Von der Freyge-
bigkeit. 10) Von der Huld und Gnade. 11) Von der Großmuth und
Gastfreundschaft. 12) Von der Tapferkeit. 13) Von der Geduld.
14) Von der Dankbarkeit. 15) Von der Enthaltung verbotener Dinge.
16) Von der Eingezogenheit. 17) Von dem Fleiße und Bestreben.
18) Von der Treue. 19) Von der Verwandtschaft. 20) Von dem Ge-
heimnisse. 21) Von der Bewahrung des Pfandes. 22) Von der Be-
stimmung der Nahrung und des Unterhalts. 23) Von der Weigerung.
24) Vom Rathe. 25) Von verschiedenen Temperamenten und Naturen.
Hier ist der zweyte Theil zu Ende, ohne daß jedoch derselbe, wie der
vorhergehende, besonders ausgeworfen ist. Der dritte Theil handelt,
wie aus dem Folgenden erhellt, von den Lastern, wie der vorhergehende

von den Tugenden gehandelt. 1) Vom Neide. 2) Von der Gier. 3) Von der Habsucht. 4) Vom Diebstahle. 5) Vom Betteln. 6) Von der Verleumdung. 7) Von den Prophezeyungen 8) Vom Geize. 9) Von der Treulosigkeit. 10) Von der Unwissenheit. 11) Von der Grausamkeit. 12) Von der Grobheit. 13) Von der Niederträchtigkeit. 14) Von der Verschwendung. 15) Von der Verrätherey. 16) Von unreinen Lüsten nach verbotenen Dingen. 17) Von der Undankbarkeit. 18) Von der Ohrenbläserey. 19) Von der Eile. 20) Von lasterhaften Anlagen. 21) Von den tugendhaften Weibern. 22) Von den schlechten Weibern. 23) Von den Lüsten der Weiber. 24) Von den Diensten. 25) Von Furcht und Hoffnung. Hier endet (auf dem Bl. 261) nach der Eintheilung der Hauptstücke der dritte Theil, und es beginnt der vierte, vermischten Inhalts: 1) Von guten und bösen Anwünschungen. 2) Von guter und böser Vorbedeutung. 3) Von dem Ausharren in Widerwärtigkeiten. 4) Von dem Herzen. 5) Von der Vorsicht Gottes. 6) Von der Neigung und Freundschaft 7) Von der sinnlichen Liebe. 8) Von der Vorherbestimmung. 9) Vom Lose und Schicksale. 10) Von der Natur. 11) Vom Leben und der Länge desselben. 12) Von der Oberfläche der Erde und der Eintheilung derselben nach Ländern und Völkern. 13) Von den Bauten und Denkmalen. 14) Von den Kunsttalenten. 15) Von den Weltwundern. 16) Von den verborgenen Kräften. 17) Von den Eigenschaften der Thiere. 18) Von den reißenden Thieren. 19) Von den zahmen Thieren. 20) Von den Vögeln. 21) Von den Scherzen. Hier fehlen also abermals, sey es aus Schuld des Uebersetzers, sey es aus der des Abschreibers, vier Hauptstücke, so wie in der ersten Abtheilung acht, und in allem also zwölf von dem vollen Hundert. Der Inhalt der Erzählungen entspricht aber nichts weniger als streng den Titeln, und mancher derselben könnte unter mehreren dieser Hauptstücke angeführt seyn, wie denn auch wirklich einige derselben in mehr als einem Hauptstücke vorkommen. Da dieses Werk arabischen, persischen und türkischen Geschichtschreibern für ein classisches historisches gilt, wiewohl es eigentlich nur eine Anecdotensammlung, so ist es doch wenigstens der Mühe werth, die großen Männer, von welchen hier Geschichten und Anecdoten erzählt werden, kennen zu lernen

Für den Zweck des Geschichtforschers und Geschichtschreibers wäre die Anordnung dieses anderthalbtausend von Anecdoten in der Form eines historischen Wörterbuches weit dienlicher gewesen, und ohne ein besonders darüber verfertigtes Register ist dasselbe zu historischem Zwecke in der bestehenden Ordnung der hundert Hauptstücke eben so unbrauchbar, als die große, nach den Schemen der Metren geordnete Blüthenlese Nasimis ohne ein über die 4000 Ghaselen derselben nach den Namen ihrer Verfasser verfaßtes Register. Zum Behufe orientalischer Geschichtsforscher folgt hier das mühsam verfaßte Verzeichniß der berühmten Männer, von denen diese Sammlung Anecdoten erzählt, mit der Angabe derselben nach den in dieser Handschrift beygesetzten Nummern.

1) Abraham, Eine: 821. 2) Abu Hafß, Eine: 602. Abu Manßur, s. Manßur. 3) Abul-Abbas Seffah, der erste Chalife des Hauses Abbas, fünf: 118, 149, 150, 151, 301, 334, 709. 4) Abul Abdallah, der Wesir Mehdi's, Eine: 609. 5) Abul-Aina, der Witzkopf, zwey: 563, 571. 6) Abul Moslim, der Werber für die Beni Abbas, sieben: 208, 256, 293, 671, 723, 865, 1032. 7) Abul Hasan Enbari, Eine: 1025. 8) Abul Hasan Sandschar, Eine: 805. 9) Abul Hasan Forat, Eine: 483. 10) Abu Hanife, der große Imam, sechs:

zwey: 1028, 1030. 199) Sinan, der Arzt, Eine: 1283. 200) Suleiman, der Prophet, zwey: 35, 389. 201) Suleiman B. Siad, der Wesir, Eine: 469. 202) Suleiman Werrak, Eine: 721. 203) Suleiman, der Ommejade, zwey: 132, 972. 204) Sul-nun, Eine: 35. 205) Su Nuwas, drey: 441, 442, 450. 206) Taghmadsch, fünf: 197, 242, 299, 321, 1302. 207) Tahir Sul eminein, fünf: 443, 841, 904, 955, 1110. 208) Tahir B. Hasan B. Ali, Eine: 1219. 209) Tekintasch, Eine: 323. 210) Toghrul, Eine: 1116. 211) Welid I., vier: 130, 131, 1077, 1206. 212) Welid II., vier: 139, 140, 141, 142.

Hier sind also 949 Anecdoten von 212 historischen Personen. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser die nach ganz willkürlichen Rubriken zerstreuten Anecdoten unter dem Namen der Personen, denen sie angehören, zusammengestellt hätte. Die übrigen fünfthalbhundert Geschichten, Anecdoten und witzigen Einfälle sind von namenlosen Chalifen, Weibern, Bettlern, Dichtern, Wesiren, Emiren, Schmarotzern, Dieben, Lügnern, Betrügern und dergleichen erzählt, und sind ein bloßes Vademecum, ohne allen historischen, jedoch nicht ohne ethischen Werth.

175.

روح الارواح

d. i. Geist der Geister, von Ahmed Bidschan, dem Schreibersohne aus Kallipolis, der unter Murad III. lebte, Verfasser des Mohamedije, Mogharibes-seman, des Dürri meknun und Adschaibol-machlukat, wovon die beyden letzten oben unter Nr. 158 und 159 vorgekommen; eine kleine Schrift von 17 Octavblättern, welche nur die Schöpfungsgeschichte behandelt. Hierauf beginnt auf der zweyten Seite des siebzehnten Blattes:

176.

تارخ قسطنطنيه

d. i. die Geschichte Constantinopels, nur 9 Blätter reines Fabelwerk; endlich auf der zweyten Seite des 26sten Blattes:

177.

واقعه نامه ويسي

d. i. der berühmte historische Traum Weisii's, den er i. J. 1007 (1598) geträumt, in welchem ihm Alexander erscheint, und von der Geschichte der Propheten Adam, Seth, Noe, Hud, Ssalih, Abraham, Moses, Nabuchodonoser, Jesus, der vier ersten Chalifen und ein Paar Anderer Fürsten, als Manßurs des Alexander und Sultan Chuaresmschahs lehrreich berührt. b) Ein zweytes Exemplar dieses historischen Traums, 20 Blätter in sehr schönem Neschi.

178.

تاريخ

Ein kleines Compendium der Weltgeschichte von 27 Blättern, welches kaum wenig mehr als die Namen der vorzüglichsten Herrscher und Epochen enthält, nämlich: 1) die vier alten Dynastien Persiens; 2) die vier ersten Chalifen; 3) das Haus Ommeije; 4) das Haus Abbas; 5) das Haus Ejub; 6) die Sultane der Tscherkessen in Aegypten; 7) die Dynastie der B. Saman; 8) der Ghasnewi; 9) der Seldschuken; 10) der Chuaresmschahe; 11) der Assassinen; 12) der Dschengisiden; 13) der Timuriden; 14) der Ssafewi; 15) des Beginns der osmanischen Dynastie.

II. Specialgeschichte.

A. Arabische Werke.

a) Chalifengeschichte.

179.

تاريخ الخلفا

d. i. die Geschichte der Chalifen, von Dschelaleddin Abderrahman Ben Ebibekr Es-Sojuti, gest. i. J. 911 (1505); von Ebibekr bis auf die Zeit Sultan Eschref Kaitbai's. Ein unförmlicher Quartband von 318 Blättern, geschrieben i. J. 983 (1575) in Aegypten, wahrscheinlich zu Kairo, wofür Papier und Schrift sprechen.

b) Dynastiengeschichte.

180.

اليميني

Das Jeminische, d. i. die Geschichte Jemineddewlet Mohammed Mahmud Ben Sebuktegein's, von Ebi Naßr Mohammed Ben Abdol-Dschebbaa El-Otbi, dem Dichter, ist das seines Styles wegen allen anderen Werken arabischer Geschichten vorgezogene berühmte Geschichtswerk, welches in dieser Hinsicht unter den Meisterwerken arabischer Historiographie den ersten Rang behauptet, wie unter den persischen die Geschichte Waßaf's, und das seiner Schwierigkeiten halber mehrere Commentatoren gefunden, deren berühmtester Kasim Ben Husein El-Chuaresmi, gest. i. J. 565 (1160). Aus fünf Commentaren bearbeitete den seinigen Eli Abdallah Mahmud Ben Omar von Nischabur, welcher denselben i. J. 721 (1321) zu Tebris vollendete. Von der persischen Uebersetzung desselben wird weiter unten die Rede seyn.

1) Von den Tagen Emir Ebi Manßur Sebuktegin's. 2) Von den Ursachen, welche die Türken nach der Statthalterschaft des Emir Ebil-Kasim Nuh Ibn Manßur gierig gemacht. 3) Von Hosameddewlet Ebil-Abbas Tas, dem Kämmerer, und Uebertragung der Salarijet (Feldherrnstelle) an denselben. 4) Sturz Fachreddewlet's in seiner Statthalterschaft, und was sich zwischen

ihm und Hosameddewlet Ebil-Abbas Tas begeben. 5) Ebil-Abbas Tas begibt sich nach Dschordschan, und Ebil Hasan Ibn Simdschur übernimmt den Oberbefehl der Heere. 6) Erwähnung Ebil Hasan Ibn Simdschur's bis zur Uebergabe des Oberbefehls an seinen Sohn Ebi Ali; 7) Erwähnung Faik's, und wie die Sache nach obigem Vorfalle ausgegangen. 8) Ankunft Baghra Chan's zu Bochara, und Auswanderung Radha's und dessen zweyte Rückkehr. 9) Rückkehr Radha's nach Bochara, nachdem Baghra daraus vertrieben worden. 10) Erwähnung Ebil-Kasim Ibn Simdschur's, beygenannt Ebu Ali. 11) Von dem, was sich zwischen dem Emir Seifeddewlet und seinen Bruder, dem Emir Ismail, begeben, nachdem er seinem Vater im Amte gefolgt. 12) Was sich zwischen Ebil Kasim B. Simdschur und Kenusun hernach begeben. 13) Von den Ehrenkleidern, welche der Chalife Kadirbillah dem Sultan Jemureddewlet sandte. 14) Von der Rückkehr Abdol-Melik's, des Sohnes Nuh's, nach Bochara. 15) Von dem Aufstande Ebi Ibrahim Ismail, des Sohnes Nuh's, von dem, was zwischen ihm und Ilkchan in Mawerain-nehr, und mit dem Befehlshaber der Truppen Naßr Ben Naßireddin in Chorasan sich zugetragen. 16) Von den Samaniden, von dem Beginne ihrer Macht bis zur Vererbung derselben an Sultan Jemineddewlet. 17) Von dem, was zwischen Jemineddewlet und dem Chalifen Ibn Ahmed, dem Statthalter Sedschistan's vorgefallen, wie jener diesem die Herrschaft entriß, und von dem, was sich in Indien begeben. 18) Erwähnung Kabus Ben Weschmair's. 19) Von der Verbindung zwischen Sultan Jemineddewlet und Melik Chan zu gegenseitiger Hülfe. 20) Von der Schlacht von Behatijet. 21) Von dem Zuge wider Multan. 22) Das Heer Ilik Chan's zieht vorüber. 23) Von der Eroberung des Schlosses Behrin. 24) Vom Chalifen Kadirbillah, welcher dem Taiilillah nachgefolgt, und von seinem Verhältnisse zu Jemineddewlet und zu Behaeddewlet, dem Sohne Ebi Naßr Ben Adhaeddewlet's. 25) Vom Feldzuge nach Ghur. 26) Hungersnoth zu Nischabur. 27) Von dem Zustande des Ilchans nach seiner Rückkehr aus Mawerammehr. 28) Eroberung Kaßdar's; 29) Erwähnung Ebi Naßr Mohammed B. Esed's und Schah B. Mohammed's. 30) Vorfall von Narwin. 31) Vorfall von Tanis. 32) Erwähnung des Wesir Ebil-Abbas B. Ahmed. 33) Wesirschaft des Scheich Dschelil Ebil-Kasem Ahmed Ibnol-Hasan. 34) Erwähnung Kabus Ibn Weschmigirs. 35) Erwähnung Naßr B. Hasan B. Firusan's. 36) Erwähnung Behaeddewlet's. 37) Erwähnung Ilik Chan's. 38) Erwähnung Emir Ebi Mohammed Ahmed's, des Sohnes Jemineddewlet's. 39) Erwähnung des Kaufmannes, der als Gesandter aus Aegypten kam. 40) Erwähnung vom Emir Ebil Abbas Mamun, dem Sohne Chuaresmschahs, und von seiner Macht, bis dieselbe auf Sultan Jemineddewlet übergegangen. 41) Eroberung von Mehere und Kanudsch. 42) Erwähnung der Herrscher zu Ghasna. 43) Erwähnung des Feldherrn Ebi Mosaffir Naßr B. Naßireddin Ebi Manßur Sebektegin. 44) Von dem, was zwischen dem Sultan Jemineddewlet und dem Wesiri Schemsol-Kufat vorgefallen.

Ein Quartband von 93 Blättern treffliches Neschi, geschrieben i. J. 1185 (1771).

c) Aegyptische Geschichte.

181.

حسن المحاضره فى اخبار المصر و القاهرة

d. i. schöne fertige Schlagreden über die Kunden Aegyptens und Kairo's, von Sojuti. Ein sehr berühmtes und geschätztes Werk, dessen Abschnitte die folgenden: 1) Von den Koransstellen, welche sich auf Aegypten beziehen; 2) von den Ueberlieferungen; 3) von der Eintheilung Aegyptens; 4) von den Herrschern Aegyptens vor der Sündfluth; 5) von den Herrschern Aegyptens nach der Sündfluth; 6) von den Propheten, die nach Aegypten gekommen; 7) von den Zauberern, die an Moses geglaubt; 8) von den ersten Propheten der Welt; 9) von den Wundern des alten Aegyptens; 10) von der Erbauung Alexandrias; 11) Schreiben des Propheten an Mokawkas; 12) Sendung Ebubekr's an denselben; 13) Eroberung Aegyptens unter dem Chalifate Omar's; 14) Streit zwischen den Gelehrten, ob Aegypten mit Gewalt der Waffen erobert worden, oder sich friedlich ergeben habe; 15) von dem für Omar erbauten Hause; 16) von der Absteckung der Mauern Dschise's; 17) vom Berge Mokattam; 18) Eroberung Fajom's; 19) Barka's und Nubiens; 20) vom Tribute Aegyptens.

Hier fehlen einige Blätter, denn auf dem siebzigsten beginnt schon der Buchstabe Th des 21) alphabetischen Verzeichnisses der Gefährten des Propheten, die nach Aegypten gekommen; 22) der Frauen; 23) der vorzüglichsten Jünger, welche Ueberlieferungen aufbewahrt; 24) von den ersten Imamen, welche nach Aegypten gekommen; 25) von den Rechtsgelehrten des Ritus Schafii, denen sich Sojuti selbst anschließt, und dabey seine Biographie und Liste seiner Werke gibt; 26) von den berühmtesten Ueberlieferern, welche in Aegypten gelebt; 27) von den Rechtsgelehrten des Ritus Maliki, worunter Ibn Chaldun; 28) von den Rechtsgelehrten des Ritus Hanefi; 29) von den Rechtsgelehrten des Ritus Hanbeli; 30) von den Imamen, Lesern des Korans; 31) von den frommen Männern und Einsiedlern, an deren Spitze Su Nun Mißri B. Schädeli; 32) von den Scheichen Grammatikern; 33) von den Philosophen, Aerzten, Astronomen; 34) von den Predigern, Mährchenerzählern; 35) von den Dichtern und Philologen; 36) von den Emiren Aegyptens von der Zeit der Eroberung bis auf Ebu Obeide; 37) die Emire der Beni Ommeje; 38) die Emire der Chalifen des Hauses Abbas; 39) die Chalifen Fatimiten; 40) die Herrscher des Hauses Ejub; 41) die Chalifen der Familie Abbas in Aegypten; 42) die Sultane (der Mamluken), denen die Chalifen die Herrschaft überließen; 43) die Tscherkessen; 44) vom Unterschiede zwischen Chalifat, Königthum und Sultanschaft; 45) Erscheinung des Sultans im Hause der Gerechtigkeit, um Unrecht abzuwenden; 46) von den Heeren Aegyptens; 47) von den Beamten; 48) von den Richtern Aegyptens nach den vier Ritus; 49) von den Wesiren Aegyptens; 50) von den Staatssecretären; 51) von den Moscheen; 52) von den Medreseen; 53) von den Pesten, Hungersnöthen und anderen Unglücken; 54) von den Früchten und Erzeugnissen Aegyptens; 55) von den besondern Segnungen Aegyptens; 56) vom Nile; 57) von den Inseln Cairo's; 58) von dem Kamehle, den Teichen Cairo's; 59) Verse auf die Gärten, Bäume, Früchte und Blumen Cairo's.

182.

كوكب الروضة

d. i. der Stern des Gartens, von Sojuti. Die Geschichte und Topographie der Cairo gegenüber gelegenen Insel Raudha, in folgende Hauptstücke eingetheilt.

1) Von den Koransversen und Ueberlieferungen, welche die Insel betreffen. 2) Vom Worte Raudhat, seiner Bedeutung und darauf sich beziehenden Versen. 3) Ueberlieferungen, wodurch Raudha als einer der Gärten des Paradieses erklärt wird. 4) Von den Büchern, welche den Titel Raudhat, d. i. Garten, führen. 5) Von den verschiedenen Namen der Insel Raudhat. 6) Von der Befestigung derselben durch Mokawkas (den letzten byzantinischen Statthalter), und von den Gefährten des Propheten, welche dieselbe besucht. 7) Adel dieser Stätte, ihr durch die Gefährten des Propheten mitgetheilt. 8) Bau des Dareß-ßanaat, d. i. des Hauses der Kunst (Arsenal), zu Raudhat. 9) Von Raudhat zur Zeit des Chalifen Omar B. Abdol-asis und den Statthaltern während seines Chalifates. 10) Vom Schlosse, welches dort Ahmed Ibn Tulun gebaut. 11) Von den dortigen Lustschlössern. 12) Der Pallast Mochtar. 13) Der eigentliche Garten (Raudhat). 14) Haudedsch, d. i. der Pallast der Kamehlsänfte. 15) El-Moschteha, d. i. der ersehnte Pallast. 16) Die Sclaven (Mamluken) bemächtigen sich Raudhat's. 17) Von dem Schlosse, welches dort König Ssalih erbaute. 18) Stellen, welche dieses Schloß betreffen. 19) Von den Zeiten, zu welchen das Schloß von Raudhat ausgeschmückt ward. 20) Von den baharitischen Mamluken. 21) Von dem Ritte des Chalifen Mostanßar und des Sultans Bibars nach dem Schlosse von Raudhat. 22) Von der Brücke, welche von Fostat (Alt-Cairo) nach Raudhat führte. 23) Von der Grabung des Nilcanals zu Raudhat. 24) Von dem Ritte Sahir Melik Bibars nach Raudhat. 25) Von dem Naßir Mohammed Ben Kilaun's dahin. 26) Von dem Melik el-Eschref Schaaban's. 27) Von dem Melikol-Eschref Ebi Naßr Kaitbai's dahin. 28) die Moschee Ghibn. 29) Die Moschee des Nilmessers (Mikjas). 30) Die Moschee Sultan Melik el-Eschref Ebin-naßr Kaitbai's. 31) Die Moschee des Reis (Schiffscapitäns). 32) Von den Anordnungen dieser Insel seit der Zeit, als darauf zum ersten Male das Freytagsgebet verrichtet worden. 33) Von dem Karawanserai (Robath) Moschteha's. 34) Lebensbeschreibung des Scheich Abderrahman El-Dschosami. 35) Von Moschteha (dem ersehnten Pallaste). 36) Von dem Nile und den ihn betreffenden Koransversen. 37) Von den ihn betreffenden Ueberlieferungen. 38) Von andern ihn betreffenden Stellen. 39) Meinungen der Leute über die Quellen des Nils und die Ursachen seines Wachsthumes (mit drey beygefügten Aufrissen der Quellen und des Nilometers. 40) Von den Köstlichkeiten (Mesaja) des Niles. 41) Rückkehr zum selben Gegenstande. 42) Von den Wundern des Niles und dem Krokodile. 43) Von dem Ichneumon, 44) dem Zitteraale, 45) dem Hippopotamos, 46) dem Seehunde. 47) Von dem Fische, welcher der Scheich des Meeres heißt. 48) Von dem Nilometer (Mikjas). 49) Von der Nilelle. 50) Von der Art, wie das Wachsthum des Niles ausgewiesen wird.

51) Von dem Tage, an welchem der Damm durchstochen wird. 52) Von dem Canale, seiner Grabung und den Namen desselben. 53) Von dem Sendschreiben Omar's, des Sohnes Chattab's, an den Nil. 54) Von dem Wachsthume des Niles bis auf sechzehn Ellen. 55) Von den Freudenkunden des vollen Wachsthumes (Wefa) des Niles. 56—67) Zwölf Schreiben über den vollen Wachsthum, 68) Von verschiedenen vom Nile abhängigen Vortheilen. 69) Von dem Begräbnisse des ägyptischen Joseph im Nile. 70) Wie Moses in den Nil geworfen ward. 71) Von dem Wunder, was sich dabey begab. 72) Von der Ueberbrückung des Niles durch Aredsch. 73) Wanderung Schehab Bosaai's. 74) Räthsel Ebibekr El-Aadschemi's; 75) ein anderes; 76) andere anderer Philologen. 77) Gegenseitiges Rühmen des gesalzenen und ungesalzenen Meeres, d. i. der See und des Nils. 78) Ein Paarhundert Strophen zum Preise des Nils. 79) Worte der Philologen zum Preise Raudhat's. 80) Von den Jahreszeiten, in welchen vormals Feste auf Raudhat gefeyert wurden. 81) Gegenseitige Berühmung zwischen Raudhat und Cairo. 82) Makamet zum Lobe Raudhat's von Sojuti unter dem Titel die Nachtigall des Gartens. 83) Eine andere Makamet des Richters Mohijeddin B. Abedh-dhahir. 84) Aus dem Sendschreiben Siaeddin Ibnol-Esir's zum Lobe Raudhat's. 85) Aus den Mohijeddin's, des Sohnes Karnaß. 86) Aus dem Nureddin B. Abedh Dhahir's. 87) Aus dem Schehabeddin Ben Fasl ollah's. 88) Vierzeilige Strophen zum Lobe der Gärten, Blumen, Canäle und Wasserschöpfräder Raudhat's. 89) Panegyricus Sojuti's, unter dem Titel: El-dschehr bi menil-borusi alin-nehr, d. i. offenes Antlitz, um alles, was wider den Fluß im Vereinen kömmt, abzuwehren. 90) Verschiedene Ueberlieferungen. 91) Anderer Panegyricus Sojuti's, unter dem Titel: En-nehr li men berese ala Schatien-nehr, d. i. Ercurs für den, der die Ufer des Thaures besucht. 92) Von den Blumen, Früchten und den Zugemüsen, welche sich auf Raudhat befinden, und von dem, was zu ihrem Lobe gesagt worden. 93) Von den Palmen und ihrem Zubehöre. 94) Berühmung gegenseitige der frischen und trockenen Datteln. 95) Berühmung gegenseitige der Feige und Traube; 96) der Mispel und Maulbeere; 97) der Rose und der Blüthe der Hagebutte. 98) Sendschreiben der Blumen, vom Richter Siaeddin Ibnol-Esir. 99) Gegenseitige Berühmung der wohlriechenden Kräuter. 100) Frage, ob der Prophet schwamm. 101) Nachträgliche Verse zum Lobe Raudhat's und des Nils.

Ein Quartband starken Papiers, mit deutlicher neuägyptischer Schrift, 274 Blätter.

183.

جواهر البحور ووقايع الدهور

d. i. Kunden der Meere und Begebenheiten der Aionen, von Ibrahim B. Waßifschah. Eine Geschichte Aegyptens ohne Eintheilung und System. 102 Blätter Quart; in einem Bande mit der folgenden kleinen Schrift.

184.

التحفة المرضية في الاراضي المصرية

d. i. gefälliges Geschenk über die ägyptischen Ländereyen, vom Scheich Ibn Nedschim. Nur eilf Blätter stark.

185.

اخبار مصر السعيدة

d. i. Kunden des glücklichen Aegyptens, eine in dem schönsten Neschi geschriebene Sammlung aller im Koran und in den Ueberlieferungen vorkommenden, Aegypten betreffenden Stellen. 45 Blätter Quart.

186.

مشتهي العقول و منتهي النقول

d. i. das Ersehnte der Vernunftkräfte und das Letzte der Ueberlieferungen. Eine kleine Schrift von nur zehn Blättern Klein=Octav, welche hundert Kunden über die Monteha, d. i. die äußersten Punkte oder Extremen, enthält, in welche Dinge oder Begebenheiten gelangt sind, so z. B. ist das Aeußerste der Herrschaft die Salomons, das Äußerste des Bösen der Satan, das Non plus ultra der Verwirrung der Antichrist u. s. w.

d) Geschichte Medina's.

187.

خلاصة الوفا باخبار دار المصطفي

d. i. Mark des Ueberflusses in den Kunden des Hauses Mustafa's (Mohammed's), von Nureddin Ali Ben Ahmed Semhudi, gest. i. J. 886 (1481). Die berühmteste aus einem Dutzend der Geschichten Medina's, welche Hadschi Chalfa in seinem bibliographischen Wörterbuche aufführt, in acht Hauptstücke unter den folgenden Rubriken:

Erstes Hauptstück: Von der Vortrefflichkeit und was dazu gehört. 1) Von den Namen Medina's; 2) von ihrem Vorzuge vor andern Städten; 3) Ermunterung, dort zu wohnen, zu sterben und auch nur vorüber zu gehen; 4) von ihren Bewohnern und ihrer Befreyung vom Antichrist und von der Pest; 5) von ihrem Erdreiche und ihren Früchten; 6) von der Heiligung derselben; 7) von den Geboten ihres Heiligthums (Harems); 8) von ihren Eigenschaften; 9) von dem Beginne ihrer Würde, und was sich dabey ereignet hat; 10) von dem Feuer, das in Hedschaf aufgehen, zu Medina erlöschen wird. Zweytes Hauptstück: Von der Trefflichkeit des Besuches der Moschee des Propheten. 1) Von der Vortrefflichkeit dieses Besuches und den damit verknüpften Verheißungen; 2) wie der Besuchende zu seinem Herrn gelangt, von dem Gebete und der Sitte des Besuchs; 3) von der Vortrefflichkeit der Moschee selbst, ihres Gartens (Vorhofs) und Minbers. Drittes Hauptstück: Von ihren Einwohnern, bis sie der

Aufenthaltsort des Propheten wird. 1) Von ihren Einwohnern nach der Sündfluth, den Juden und Christen; 2) von ihren Stationen, und was sich dort von Kämpfen begeben hat; 3) von der Beehrung derselben durch des Propheten Gegenwart bey der ersten und zweyten Huldigung (Akbat) und zur Zeit seiner Auswanderung (Hidschret); 4) von seiner Ankunft im Inneren Medina's und seiner Niederlassung im Hause Ebi Ejub's, und von den Begebenheiten der Jahre der Auswanderung. Viertes Hauptstück: Von dem Baue der großen Prophetenmoschee und ihrem Zubehör. 1) Von dem Anbaue des Propheten; 2) von dem Orte, wo er zum Gebete stand; 3) von dem Minber (der Kanzel für das Freytagsgebet) und seinen Säulen; 4) von der Zelle (Hudschret) des Propheten und der seiner Tochter Fatima; 5) von dem Befehle, die Thore zu schließen, und den Ausnahmen davon; 6) von der Zuthat Omar's, welches Batha als seinen dazu gehörigen District erklärte; 7) von der Zuthat Osman's, welcher die Emporkirche einführte; 8) von der Zuthat Welid's, welcher den Mihrab (Koransnische als Hochaltar), die Gallerien und Minarets baute, und das Leichengebet darin verbot; 9) von der Zuthat Mehdi's; 10) von dem, was zur edlen Zelle gehört, welche die Gräber umfaßt, und die Beschreibung derselben; 11) von dem Zeichen, woraus die Stätte des Kopfes des Begrabenen erkennt wird; von der Stätte Abrahams, von ihrer Bekleidung mit Marmor, von der Emporkirche und der Kuppel; 12) von dem erneuten Bau der Grabesstelle und ihre Veränderung in eine Kuppel unter dem Dache der Mosche, sammt einem Schlußworte über den mit Bley gefüllten Graben; 13) von der ersten und zweyten Feuersbrunst und der nach derselben Statt gefundenen Ausbesserung; 14) von den Pfeilern, Säulen und Massen; 15) von den Thoren und dem Umkreise; 16) von dem die Moschee umgebenden gepflasterten Platze (Belah). Fünftes Hauptstück: Von den Festgebeten, welche in der Moschee verrichtet werden, von den Gräbern, von der Trefflichkeit Ohod's und seiner Martyrer. 1) Von dem Gebetplatze der Feste; 2) von der Mesdschid, d. i. dem Orte, wo man sich zum Gebete niederwirft, welche Kaba und der die Dhirar heißt; 3) von den übrigen bekannten Mesdschiden, deren Daseyn bis auf unsere Zeiten außer Zweifel; 4) von den Mesdschiden, welche dermals nicht mehr wirklich bestehen, und von denen nur die Lage noch bekannt ist; 5) von der Vortrefflichkeit ihrer Gräber, von einigen der Gefährten, welche ihre Grabstätte im Thale Bakii gewählt, und den bekannten Maalen; 6) von Ohod und den Martyrern dieses Schlachtfeldes. Sechstes Hauptstück: Von ihren gesegneten Brunnen und Quellen und den Wasserspenden als Almosen. 1) Von den gesegneten Brunnen Medina's; 2) von den Almosen des Propheten, und von dem, was er mit eigener Hand gepflanzt. Siebentes Hauptstück: Von den Mesdschiden, wo der Prophet auf seinen Reisen und Feldzügen gebetet. 1) Von den Mesdschiden, wo der Prophet auf seinem Wege nach Medina und auf der Wallfahrt gebetet; 2) von dem Wege, welchen heute die Pilger nach Medina nehmen; 3) von den übrigen zu den Feldzügen des Propheten gehörigen Mesdschiden. Achtes Hauptstück: Von den Thälern, Schluchten, Huthen, Gebäuden Medina's. 1) Vom Thale El-akik, d. i. des Carniols, und seinen Gränzen, von den Köschken desselben, und was darüber Dichter gesagt; 2) von den freyen Thälern; 3) von den Huthen Medina's und der Huth des Propheten zu Nakii; 4) von den Schluchten, Gebüschen und ihrem Zubehör.

Ein Quartband von 255 Seiten guter Schrift, geschrieben zu Medina i. J. 972 (1564).

e) Geschichte Granada's.

188.

الجزء مشتمل على ثلاثة ارباع عرف الطيب فى الاندلس الرطيب

Dieser Theil enthält drey Viertel des Orfettaib fil Andalus Er-ratib, d.i. des herkömmlichen Guten oder Wohlbedachtes aus dem frischen Andalus, und die Lebensbeschreibung des Wesirs Lisaneddin Ibnol Chatib. Leider fehlt von diesem, für die Geschichte Granada's wichtigen Werk sowohl der Anfang als das Ende, der größte Theil desselben ist jedoch mehr philologischen als historischen Inhalts, indem es Prosa und Verse berühmter Männer, vorzüglich aber des großen Wesirs Lisaneddin Ibnol Chatib, gest. i. J. 777 (1379), dessen Lebensbeschreibung und Werke sich bey Casiri (II. 71 u. f.) befinden. Ein Folioband guter ägyptischer Schrift aus der besten Zeit, von 207 Blättern.

Das Werk beginnt mitten des ersten Hauptstückes, welches augenscheinlich von der Abstammung und der Familie Lisaneddin's handelt. Auf dem vierten Blatte befindet sich die berühmte Kaßidet Nunijet des Ebu Faris zum Lobe des Propheten, und hierauf auf dem sechsten Blatte eine Lisaneddin's, welche unter dem Namen Tannanet, d.i. die Tönenden, berühmt ist, nach welcher wahrscheinlich der türkische Dichter Wehbi II. die unter diesem Namen bekannte gedichtet hat. Es folgen hierauf noch ein Paar andere Kaßideten in Nun.

Auf dem vierzehnten Blatte beginnt das zweyte Hauptstück mit der Aufschrift: Von seiner (Lisaneddin's) Geburt, Erziehung, Wissenschaft, seinem Glücke, wie ihn die Welt zuerst begünstigte und ihm dann den Rücken wandte; von den Ränken und Kabalen, die wider ihn geschmiedet worden; von seinen Pallästen und Gütern; von den Schicksalen derselben, ehe sie in seine Hand gelangten, und dem Loose derselben nach seinem Tode; meistens aus seinen eigenen Werken, namentlich aus dem Ihatat (der Geschichte Granada's) gezogen. Außer den Werken Lisaneddin's wird die Geschichte Ibn Chaldun's und die Ibnol-Ahmer's, des Nachkömmlings des Sultans Hafides-Sultan als Quellen angeführt. Verse und Prosa wechseln beständig, und das Werk kann als eine Blüthenlese der schönsten Stellen maurischer Prosaiker und Dichter betrachtet werden, indem nicht nur kurzere Stellen, sondern ganze Kaßideten und Risalete aufgenommen sind.

Bl. 33 das dritte Hauptstück: Von den Scheichen, von denen er Unterricht empfing, den Sternen des Volks, von den nützlichen Ermahnungen und den offenbaren Beweisen, die er ihnen dankte. Der Inhalt dieses Hauptstücks ist ein trefflicher Beytrag zur arabischen Literaturgeschichte Spaniens, indem es Nachrichten über die meisten Gelehrten, Zeitgenossen Lisaneddin's, enthält. Mit reichen Auszügen aus dem Ihatat Lisaneddin's in Prosa und Versen und Worten der Scheiche.

S. 96 das vierte Hauptstück: Von seinen Unterredungen mit Königen und Großen und seinen Reden (Chutbe). Bl. 120 das fünfte Hauptstück: Von seiner Prosa und seinen Versen, seinen Sendschreiben in Reden, Redefiguren, Gedichten. Sehr merkwürdig ist Bl. 122 der aus dem Ihatat gegebene Auszug über Ibn Chaldun's

Abkunft und Leben, eine Stelle, welche besonders bey der Herausgabe der von der asiatischen Gesellschaft Großbritanniens unternommenen Uebersetzung der Geschichte Ibn Chaldun's berücksichtigt zu werden verdiente.

Bl. 199. Sechstes Hauptstück: Von seinen wissenschaftlichen Werken. Mit dem 217ten Blatte endet dasselbe wieder, wahrscheinlich das letzte dieser wichtigen Monographie, voll interessanter Auszüge aus andalusischer Geschichte und Blüthenlesen. Auf dem vorletzten Blatte ist auch ein Auszug aus dem Werke Jahja B. Chaldun's Baghieter-rewad fi achbari Beni Abdol-Wad, dasselbe, welches im bibliographischen Wörterbuche Hadschi Chalfa's unter dem Titel: Nudschaat er-rewad, aufgeführt ist (s. S. 4 dieses Bandes), und welches unstreitig die bessere Lesart ist, denn Nudschaat heißt das Futter und Rewad die langsam weidenden Kamehle, also: Futter für die langsam weidenden Kamehle in den Kunden der Beni Abdol-Wad.

c) Religionsgeschichte.

189.

الملل , النحل

d. i. die Secten und Nationen, von Ebi Mohammed Ali Ben Ahmed B. Saad B. Hasm aus Cordova. Kleinfolio, 208 Blätter, geschrieben i. J. 1091 (1680). Bisher ist nur die Religionsgeschichte Schehristani's durch Hyde, und diese ob der Seltenheit der Handschriften sehr wenig bekannt, um so interessanter ist die nähere Kenntniß des Inhaltes des vorliegenden Werkes, welches die vorzüglichsten Streitpunkte moslimischer und christlicher Controverse philosophisch und dogmatisch behandelt. Die Ueberschriften der Abschnitte derselben sind die folgenden:

1) Das Hauptstück der Metaphysik (Kelam). Einwürfe der Sophisten von der Nichtigkeit des Wortes, und Widerlegung derselben, sammt fünf Beweisen. 2) Hauptstück: Ueber das Wort, die Welt hört nicht auf Seyn, und wird von einem unendlichen Schöpfer erhalten. 3) Die Welt hat einen ewigen Schöpfer von der Seele (Nefs), dem Geistreichen (Kain), dem Leerin (Chala) und der Zeit. 4) Die Welt wird von mehr als Einem geleitet und regiert. 5) Das Wort über die Christen. 6) Das Wort über diejenigen, welche sagen, Gott schuf die Welt und alle ihre Zustände nicht nach und nach in der Zeit, sondern auf einmal. 7) Das Wort über diejenigen, welche das Prophetenthum und die Engel läugnen. 8) Das Wort zur Widerlegung derer, welche die Propheten und Gottesgesandten läugnen. 9) Widerlegung der Seelenwanderung. 10) Abschnitt: Von denen, welche auf die Philosophie gestützt, das positive Gesetz läugnen. 11) Von den Juden, von den Christen, welche die Dreyfaltigkeit läugnen, von den Einheitsbekennern unter den Magiern und Sabiern. 12) Von den Wunderwerken des Propheten, über dem Heil sey. 13) Von den offenbaren Lügen, bey denen die Juden als dem Inhalte der Tora schwören, und eine kurze Notiz von ihren andern Büchern, in sieben und funfzig Abschnitten. 14) Die Namen der Könige aus den Nachkommen Salomons, von ihrem Glauben und von den Königen der zehn Stämme.

15) Von den Büchern der Christen. 16) Von dem, was die Christen wider die Tora geltend machen, und worüber sie die Juden der Lüge zeihen. 17) Von den Mängeln der Evangelien und den darin befindlichen offenbaren Lügen, in 66 Abschnitten. Von den in ihren anderen Büchern außer dem Evangelium befindlichen Lügen und Lüsten. 18) Erwähnung der Abschnitte, worauf sich alle Gottlosen berufen, um den Moslimen ihre Schwäche vorzuwerfen. 19) Von den Secten der Moslimen.

Dieses Werk gehört seinem Inhalte nach zwar mehr in das Fach der Polemik und Dogmatik, als in das der Geschichte; allein da es denselben Titel führt, als die unten in türkischer Uebersetzung vorkommende berühmte Geschichte der Religionen Schehristani's, so ist dasselbe hier ebenfalls den Geschichten zugeordnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

